Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Elfter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1867.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und Oceanien.

Die Polargegenden.

Zur Völkerkunde. — Alterthümer des Menschengeschlechts.

Weltverkehr.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Spanien.

Sicilien.

Japan.

Centralasien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Beiträge zur Kunde von Japan.

I.

Das Inselreich des Sonnenaufgangs. — Der Dualismus in der höchsten Gewalt. — Mikado und Taïkun; der legitime Erbherr und der weltliche Machthaber. — Der geistliche Hofhalt zu Kioto=Miako. — Reise des Taïkun zur Audienz beim Mikado. — Der Umzug durch die Stadt; der geistliche Pomp und des Kaisers Gemahlin. — Der Hofstaat. — Die Audienz und deren politische Bedeutung. — Das Ceremoniel am Hofe. — Schattengewalt des Mikado. — Beschreibung von Kioto=Miako. — Die Paläste. — Lebhaftes Straßengewühl. — Volksbühne, Hoftheater und Musik.

Japan hat in unseren Tagen eine nicht geringe Bedeutung für den großen Weltverkehr erhalten. Bis vor funfzehn Jahren lag das Inselreich des Sonnenaufgangs in vereinsamter Ferne, beinahe völlig abgeschieden von der übrigen Welt, und nur mit China, Korea und den Holländern unterhielt es eine überdies sehr beschränkte Handelsverbindung. Das Reich genügte sich selbst, war in seiner Weise glücklich und zufrieden, Ackerbau und Gewerbe blüheten, die Wissenschaften wurden eifrig gepflegt und das Volk erfreute sich eines allgemeinen Wohlstandes.

Aber diese Vereinzelung war auf die Dauer nicht zu behaupten. Als das ungeheure, an die Küsten dreier Welttheile brandende Wasserbecken der Südsee zum Schauplatz europäischer Betriebsamkeit und abendländischen Unternehmungsgeistes wurde, verspürte bald auch Japan den Zug der neuen Zeit. Nachdem China eröffnet war, mußte auch das Inselreich seine Schranken fallen lassen. Nun lag es nicht mehr weit ab von der übrigen Welt, Nangasaki und Yeddo waren vermöge der Dampfer in wenigen Tagen zu erreichen. Die neue Zeit hatte sich schon vor länger als einem halben Jahrhundert durch einzelne Sturmvögel angekündigt und gleichsam in Voraus angezeigt, daß die frühere Abweisung und Ablehnung ferner keine Berechtigung mehr haben solle.

In den Jahren 1799 bis 1803 waren Stewart und Torrey unter nordamerikanischer Flagge an den Küsten der Inseln erschienen, nicht minder die Russen schon im vorigen Jahrhundert; andere seefahrende Völker folgten in längeren und kürzeren Zwischenräumen.

Die japanische Regierung begriff, daß eine neue Zeit hereinbreche. Als der russische Admiral Putiatin dem Taïkun ein Schreiben des Kaisers Nikolaus hatte überreichen lassen, erhielt er, im Jahr 1853, zur Antwort: „Es liege in der Absicht der japanischen Regierung, die Häfen zu eröffnen, nur wolle man zuvor die nöthigen Vorbereitungen treffen. Man wisse sehr wohl, daß die fremden Völker ernstlich den Wunsch hegen, mit Japan in Berührung zu kommen, auch wünsche das japanische Volk, mit ihnen Handel zu treiben. Für Schiffe, welche Seeschäden ausbessern und Wasser sammt Holz einnehmen wollten, seien schon jetzt die Häfen geöffnet.“

Noch 1844 hatte die japanische Regierung auf ein Schreiben des Königs der Niederlande sehr diplomatisch geantwortet. Der europäische Monarch hatte wohlmeinend bemerkt: „Dasjenige Volk, welches bei der allgemeinen Annäherung aller Nationen sich ausschließen will, wird mit vielen in Streit gerathen.“ In der Antwort heißt es: „Der Kaiser sei innig ergriffen durch eine solche Sprache und ein Wohlwollen ohne Gleichen, doch was tief in seinem Herzen geschrieben stehe, das wage er selber nicht an den Tag zu legen.“

Am 8. Juli 1853 erschien dann der nordamerikanische Commodore Perry in der Bucht von Yeddo und erzwang am 31. März 1854 den Vertrag von Kanagawa. Damit war die neue Zeit für Japan hereingebrochen.

Japan gehört zu den interessantesten Ländern der Erde und seine hohe Cultur bietet eine Menge höchst anziehender Seiten dar. Es ist Alles eigenthümlich in diesem Inselreiche. Wir werden eine Reihe von Schilderungen aus verschiedenen Quellen bringen, durch welche unsere Leser einen klaren Einblick in die eigenartigen Verhältnisse des Landes und Volkes gewinnen.

* * *

Im Jahre 1863 fand ein Ereigniß statt, durch welches ganz Japan in eine gewisse Aufregung gerieth: der Taïkun nämlich zog aus Yeddo nach Hioto zum Mikado, um diesem einen Höflichkeitsbesuch zu machen. Dergleichen kommt höchst selten vor, und deshalb erregte jener Kaiserzug allgemeine Aufmerksamkeit, namentlich auch der im Lande verweilenden Ausländer. Diese gewannen nun einen wahren Einblick in die gegenseitige Stellung der beiden Herrscher, welche eben jetzt, in der Krisis, welche Japan durchzumachen hat, von erhöheterm Interesse erscheint.

Der Mikado, dieser altlegitime Erbkaiser, hat gar keine politische Gewalt, denn die eigentliche Herrschaft befindet sich in den Händen des Taïkun; aber die Stellung des erstern ist unendlich erhabener, und er trägt einen geheiligten Charakter. Dem Volke gilt er für einen Abkömmling der Sonne; er stammt von Göttern, Halbgöttern und Heroen, dann auch von den Herrschern, welche in ununterbrochener Reihenfolge seit nun länger als 2000 Jahren über „die acht großen Inseln“ regiert haben. Er ist das geheiligte Oberhaupt sämmtlicher Religionen in Japan und insbesondere auch Hoherpriester des uralten, echt volksthümlichen Kami=Cultus. Bei der Sonnenwende im Sommer bringt er der Erde Opfer dar und bei jener im Winter dem Himmel. Ein besonderer Gott hat ihn unter Obhut und Fürsorge genommen; dieser überwacht ihn von einem Tempel aus, welcher auf dem Berge Kamo unweit vom Palaste des Mikado steht. Nach dem Tode des geheiligten Herrschers wird dessen Namenstafel in den Tempeln der Vorfahren aufgehängt, namentlich auch im großen Sonnentempel.

Dieser theokratische Kaiser und legitime Erbherrscher von Japan, der Mikado, erhält seine hohe Stellung unmittelbar

vom Himmel. Dem Namen nach ist seine Gewalt groß, in der Wirklichkeit dagegen äußerst gering. Allerdings verleiht er dann und wann dem einen oder andern großen Feudalfürsten, welcher sich um den Altar verdient gemacht hat, irgend einen pomphaften Titel, und dann und wann thut er auch Einsage gegen irgend eine Handlung des weltlichen Hofes zu Yeddo, wenn er durch eine solche seine Prärogative beeinträchtigt glaubt. Das that er z. B. in der neuesten Zeit, als der Taïkun, obwohl nur dem Zwange nachgebend, mit den fremden Mächten Verträge abgeschlossen hatte; hinterher wirkt aber auch auf ihn ein Zwang und er genehmigte dann doch, was er anfangs verworfen hatte.

Der Taïkun seinerseits ist der Erbe glücklicher Usurpatoren. Gründer der sogenannten weltlichen Dynastie sind ehemalige Kronfeldherren, einst Diener des Mikado, welche ihrem Herrn und Gebieter Landheer, Flotte, Gebiet und Schätze raubten; sie haben ihm alle Sorgen über irdische Dinge abgenommen. Einst waren die Vorfahren des Mikado selber

Der Mikado, als er in früherer Zeit noch sichtbar war.

streitbare Männer; sie wußten vortrefflich mit Schwert, Bogen und Pfeil umzugehen, lagen als rüstige Waidmänner der Falkenjagd ob und verfolgten zu Rosse Hirsch und Eber. Als die Ausartung am Hofe überhandnahm, fuhr der Mikado in einem zweirädrigen, mit einem Ochsen bespannten Wagen im Park seines Palastes spazieren, und das galt ihm für ein großes Vorrecht in einem Lande, in welchem sonst Niemand im Wagen fuhr, sondern ritt oder sich der Tragsessel und Sänften bediente. Heutzutage verkehrt der Mikado mit der Außenwelt fast nur durch Vermittelung seiner Frauen, welchen seine Pflege anvertraut ist. Sie kleiden ihn an, sie reichen ihm die Speisen, bringen ihm an jedem Tag ein neues Gewand und bringen ihm die Schüssel und Teller, welche seit Jahrhunderten von einer und derselben Fabrik geliefert werden. Nachdem sie einmal gebraucht worden, zerschlägt man sie. Streng genommen, sollen die Füße des geweihten Herrschers nie den Boden berühren; er darf sein Haupt nicht der freien Luft aussetzen und dasselbe eben so wenig profanen Blicken

zeigen; er soll von den Elementen unberührt bleiben, weder Sonne noch Mond dürfen ihn bescheinen, weder Erde noch Menschen ihn berühren, ja eigentlich soll er sich selber unberührt lassen!

Der Mikado darf seine Hauptstadt Kioto niemals verlassen; so befiehlt das unbeugsame Ceremoniel. In derselben besitzt er als sein Eigenthum nur den Palast und die Tempel seiner Familie; die Stadt selbst steht unter der Herrschaft des weltlichen Kaisers, der jedoch die Einkünfte, welche er aus ihr bezieht, zu Gunsten des geistlichen Hofhaltes verwenden läßt. Er hält eine Besatzung in der Stadt, angeblich zum Schutze, in der That aber zur Ueberwachung des Mikado.

Ein kaiserlicher Erlaß verkündete den Tag, an welchem der Taïkun seine Hauptstadt Yeddo verlassen werde. Wir können diese als völlig modern bezeichnen; sie bildet den Mittelpunkt der Regierung und Verwaltung des Reiches; sie hat eine Kriegs- und eine Navigationsschule, in ihr befinden sich auch das Dolmetschercollegium und die Obergymnasien für Philosophie und Arzneiwissenschaft.

Die Heeresabtheilung, welche dem Taïkun voranzog, war völlig nach europäischer Art ausgerüstet und bewaffnet. Während sein Fußvolk, Reiterei und schweres Geschütz nach Kioto auf der großen Reichsstraße, der Tokaido, zog, steuerte die Kriegsflotte durch das japanische Binnenmeer. Der Taïkun bestieg den prächtigen Dampfer „Laimun", welchen er für eine halbe Million Dollars gekauft hatte, und diesem folgten sechs andere Dampfer, darunter die „Kandinamarra", mit

Geldaustheilung von Seiten des Taïkun.

welcher einige Jahre früher die japanische Gesandtschaft von Yeddo nach San Francisco gefahren war, dann die Corvette „Sumbing", ein Geschenk des Königs der Niederlande, und die Yacht „Emperor", eine Gabe der Königin Victoria. Die übrigen Schiffe waren in Holland und Amerika gebaut worden. Alle hatten nur japanisches Schiffsvolk. Stolz dampfte das Geschwader aus der Bai von Yeddo, dublirte das Cap Sagami und das Vorgebirge Idsii, steuerte durch die Linschotenstraße, dann an der Ostküste der Insel Awadsi hin und warf auf der Rhede von Hiogo Anker. Dort stieg unter dem Donner des Geschützes der Taïkun ans Land.

Einige Tage später hielt er feierlichen Einzug in Hioto. Der Mikado seinerseits hat keine bewaffnete Macht, sondern nur eine Leibwache von Bogenschützen, welche sich aus den jungen Männern seiner Verwandtschaft oder aus dem Feudaladel recrutirt. Seine Einkünfte reichen übrigens nur dürftig hin, um den erforderlichen Aufwand zu bestreiten. Er sieht sich auf das angewiesen, was der Taïkun ihm zubilligt. Dieser knausert allerdings nicht, es würde aber doch oftmals Ebbe in der Casse sein, wenn nicht die Bettelmönche einiger geistlichen Orden alljährlich von Dorf zu Dorf, bis in die entferntesten Bezirke gingen, um, wir könnten sagen, einen Peterspfennig für ihn zu erflehen. Zur Aufrechterhaltung seines Ranges kommt ihm auch zu statten, daß ein beträchtlicher Theil seiner Würdenträger ihm ohne Sold dient. Sie begnügen sich mit den Kleidern, welche aus der kaiserlichen Garderobe kommen, und welche der hohe Herr nur ein einziges Mal getragen hat. Manche dieser stolzen Edelleute kann man in ihrer Wohnung am Webstuhle arbeiten sehen, andere verfertigen Stickereien, und manche der

prachtvollen und prächtig gearbeiteten Seidenstoffe kommen aus fürstlichen Häusern.

Am Tage der Audienz entfaltete der Mikado eine große Pracht, indem sein Hofstaat (der Daïri) einen großen Aufzug und langen Umgang hielt. Der geheiligte Herr war von seiner Leibwache, seinem Hofhalt und einem ungemein zahlreichen Gefolge von Geistlichen begleitet. Er zog aus dem südlichen Palastthore (das gegen Ende des neunten Jahrhunderts von dem berühmten Maler und Dichter Kose Kanaoka mit Gemälden geschmückt worden ist) bis in die Vorstädte, welche vom Flusse Idogawa bewässert werden, und begab sich dann durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Palaste zurück.

An der Spitze des Zuges wurden die alten Insignien seiner Macht getragen: der Spiegel der Izanami, jener Göttin, welche auf der Insel Awadsi die Sonne schuf und als Urstammhalterin des Geschlechtes der Mikados angesehen wird; die ruhmbedeckten Fahnen, deren lange Wimpel schon unter Zinmu, dem Stifter des Reiches, im Winde flatterten; das flammende Schwert des Heros von Yamato, welcher in uralten Tagen der achtköpfigen Hydra, welcher Jungfrauen aus fürstlichem Geblüte geopfert wurden, den Kopf abschlug. Dazu kam noch das Siegel, welches den ältesten Reichsgesetzen zur Bestätigung aufgedrückt wurde, und der Fächer aus Cedernholz, der einer Latte gleicht und als Scepter seit nun mehr als zweitausend Jahren in den Händen aller Mikados gewesen ist. Auch sah man im Zuge die Wappenbanner aller in alte Zeiten hinaufreichenden Fürstengeschlechter. In den Augen dieser kann der Taïkun lediglich als Emporkömmling gelten, aber das darf er sich schon gefallen lassen, denn sowohl die großen wie die kleinen Daïmios (Lehnfürsten) müssen doch sich dazu verstehen, sechs Monate im Jahre am Hofe zu Yeddo zu verweilen und dem Taïkun ebensowohl ihre Huldigung darzubringen, wie jene Edelleute, welche der letztere zu Rang und Würden erhoben.

In dem pomphaften Aufzuge des Mikado waren die Priester aller Secten vertreten, welche die geistliche Herrschaft desselben anerkennen. Die hohen Würdenträger des altvolksthümlichen Cultus der Kamis unterscheiden sich in ihrer Tracht kaum von den hohen Hofbeamten. Im Anfang hatte die Religion der Japaner gar keine Priester. Der Buddhismus dagegen, welcher aus China kam und sehr schnell eine weite Verbreitung gewann, hat eine unzählige Menge von Secten, Orden und Brüderschaften aufzuweisen. Die buddhistischen Bonzen und Mönche bildeten im Zug unabsehbare Reihen ernsthinwandelnder Menschen, deren Haupt eine Tonsur hatte oder völlig glatt geschoren war; viele trugen den Kopf unbedeckt, andere hatten seltsam gestaltete Mützen, oder eine Mitra oder auch breitkrämpige Hüte. Manche hielten in der rechten Hand einen Krummstab, andere einen Rosenkranz und wieder andere große Fliegenwedel, oder eine Seemuschel oder einen mit Papierstreifen versehenen Weihwedel. Sehr Vieles erinnerte an die Processionen der katholischen Geistlichkeit in Europa.

Hinter den Geistlichen schritt das Hofgesinde des Mikado einher. Die Leibwächter hatten es ganz besonders auf Glanz und Zierlichkeit abgesehen. Hellebarden und Kettenpanzer haben sie nicht; diese gebühren sich für die Krieger des Taïkun; dagegen tragen sie eine lackirte Kappe, an deren beiden Seiten sich eine fächerartige Rosette befindet, und ein kostbares Wamms; von den Füßen sieht man nichts, weil sie von den übermäßig weiten Beinkleidern verdeckt werden. Bewaffnet sind sie mit einem krummen Säbel, mit Bogen, Köcher und Pfeil. Ein geringer Theil der Leibwache ist beritten.

Ein Daïmio, Lehnfürst, in Hofkleidung.

Im Allgemeinen sind in Japan die Rechtsverhältnisse stets wohl geordnet gewesen und über öffentlichen Unfug hat man selten Klage zu führen gehabt. Nur die Hofdienerschaft am Hofe des geheiligten Mikado bildet eine Ausnahme von der Regel; und die jungen Cavaliere im Inselreiche des Sonnenaufgangs haben einst an Frevelthaten gewetteifert mit jenen am päpstlichen Hofe zu Rom in den Zeiten Cäsar Borgia's. Der holländische Gesandte Konrad Kramer, welcher 1626 in Kioto verweilte, war dort bei einem großen Feste zugegen, welches der Taïkun zu Ehren des Mikado veranstaltet hatte. Er berichtet ausführlich, daß man am folgenden Tage in den Straßen eine Menge von Leichen, namentlich von Weibern und Kindern, fand, welche während der nächtlichen Ausschweifungen von den Junkern ermordet worden waren. Diese hatten auch eine Anzahl junger Mädchen entführt und diese erst nach Wochen wieder freigelassen. Die Angehörigen konnten für diese Unbilden keine Genugthuung erhalten.

Die Polygamie existirt in Japan, genau genommen, nur für den Mikado; nur in Bezug auf seine Person ist sie eine gesetzliche Einrichtung.

Die Kutschwagen des Daïri (Hofstaates) fehlten im Zuge nicht. Es sind schwere Karren, plump aus kostbarem Holze gebaut und mit verschiedenen Lackfarben bemalt; jeder wurde von zwei schwarzen Büffeln gezogen und von Pagen geleitet, welche feine weißseidene Kittel trugen. Die Kaiserin und die zwölf anderen legitimen Frauen des Mikado sind hinter Gitterwerk verborgen, durch dessen Oeffnungen sie Alles bemerken können, was vorgeht. Seine Nebenfrauen und die

Audienz des Taïkun beim Mikado zu Hioto-Miako 1863.

funfzig Ehrendamen der Kaiserin wurden in Norimons, d. h. verdeckten Sänften, getragen.

Der Mikado verläßt seine Behausung nie anders als im kaiserlichen Tragsessel, der von funfzig weißgekleideten Trägern fortbewegt wird. Er ist nach dem Muster der Mikosis gebaut, jener alten Heiligenschreine, in welchen die Reliquien der alten Kamis ausgestellt werden, und sieht etwa aus wie ein Gartenpavillon mit einer Kuppel, die nach Außen hin geschweift ist; oben befindet sich eine Kugel und auf dieser ein Hahn mit ausgebreiteten Flügeln und Schweif. Er stellt den mythischen Vogel vor, welcher in China und Japan als Foo bezeichnet wird. Dieser tragbare Pavillon, der von Gold glänzt und starrt, ist so hermetisch verschlossen, daß man kaum begreift, wie ein Mensch darin ausdauern könne. Zu beiden Seiten desselben schreiten die Hausdienerinnen des Mikado einher, denn nur sie haben das Vorrecht, sich unmittelbar seiner Person zu nahen. Für das Volk und selbst für den Hof ist seit Jahrhunderten der Mikado eigentlich nur eine Art von unsichtbarer Gottheit, die stumm und unzugänglich erscheint. Diese Rolle behauptete der heilige Herr auch während der Audienz, welche er dem Taïkun gab.

Unter den Gebäuden im Palaste, durch welchen Kioto sich die Bezeichnung als Miako, d. h. Residenz, erworben hat, befindet sich auch eins, das man als den Tempel der Priesteraudienzen bezeichnen könnte, denn dasselbe ist völlig in dem Baustyl aufgeführt worden, welcher für die Kamitempel typisch ist; auch heißt er, wie diese, Mia. Er stößt an das Hauptgebäude, in welchem der Mikado wohnt, und erhebt sich im Hintergrunde eines geräumigen, gepflasterten und mit Bäumen bepflanzten Hofes. Auf diesem stellen sich bei großen Festlichkeiten die Züge des Hofgesindes auf.

Nachdem der Zug seinen Umgang gehalten, zogen sich die Frauen in ihre Gemächer zurück; die Abgeordneten der Bonzen und Mönchsorden füllten die Hallen, welche an der Umfassungsmauer hinlaufen. In bestimmten Zwischenräumen bilden die Truppen des Taïkun Spalier, namentlich jene von der ständigen Besatzung, und zwar zu beiden Seiten der Avenue, welche an der breiten Haupttreppe des Palastes ausläuft. Dort sieht man die Hofleute des Mikado in ihren langen Schleppmänteln gravitätisch die Stufen hinaufgehen; sie stellen sich in der Veranda zur Rechten und Linken auf, das Gesicht gegen die noch nicht geöffneten Thüren gerichtet. Diese führen zum Thronsaale. Bevor sie sich niederkauern, nehmen sie die Schleppen des Mantels auf und legen dieselben in der Art über das Geländer, daß die Menge sieht, welcherlei Wappen eingestickt sind. Bald ist die ganze Gallerie mit dieser Art von Wappenschildern tapeziert.

Inzwischen erschallen vom linken Flügel her die Töne von Flöten, Seemuscheln und Gongs. Dadurch giebt die Hofcapelle ein Zeichen, daß der Mikado seinen Einzug in das Allerheiligste hält. Nun schweigt die Menge und bald vernimmt man keinen Laut mehr. So verläuft wohl eine Stunde, Alles wartet, bis die Vorbereitungen zum Empfange getroffen worden sind.

Da erschallt das Geschmetter von Drommeten, denn der Taïkun nahet sich und betritt die Avenue zu Fuß und ohne jedes kriegerische Geleit. Sein erster Minister, die obersten Befehlshaber des Landheeres und der Flotte sammt einigen Mitgliedern des Hohen Rathes zu Yeddo folgen ihm in respectvoller Entfernung. Er bleibt keinen Augenblick am Fuße der großen Treppe stehen und nun werden die Thüren des Tempels auseinander geschoben. Jetzt geht er die Stufen hinauf und die Neugier der Menge wird befriedigt.

Was sieht sie? Ein großer Rollenvorhang aus grünlackirter Bambusrinde, welcher an der Decke des Saales hängt, ist bis auf etwa drei Fuß oberhalb der Schwelle hinabgelassen worden, so daß man ein Bett von Matten und Teppichen zu erkennen vermag. Auf demselben gewahrt man weit ausgebreitet und aufgebauscht ein weißes Gewand. Das ist der Mikado auf seinem Throne; von ihm selber ist nichts zu erblicken, man sieht lediglich das Kleid. Er selber kann durch den gegitterten Rollenvorhang Alles wahrnehmen, ohne daß er selber gesehen wird. Er sieht aber, so weit sein Blick reicht, weiter nichts als Köpfe, die sich vor seiner unsichtbaren Majestät beugen. Nur ein Kopf ragt über die anderen hervor; auf ihm ruhet als Krone die hohe goldene Mütze, das königliche Abzeichen des weltlichen Herrschers. Aber sobald dieser die letzte Stufe der Treppe überschritten hat, muß auch er sich verneigen und verbeugen; er sinkt langsam in sich selber zusammen, fällt auf die Knie, breitet die Arme nach vorn hin gegen den Thronsaal aus und berührt mit seiner Stirn den Boden.

Ein Beamter in Hofkleidung.

Damit ist die Audienz zu Ende, der Zweck der großen Feierlichkeit erreicht: der Taïkun hat sich im Angesichte des Volkes vor dem Mikado, dem altlegitimen Erbkaiser, dem Abkömmlinge der Göttin, auf die Knie geworfen.

Diese Audienz von 1863 constatirt, wie Aimé Humbert, der schweizerische Gesandte in Japan, in seinem vor-

trefflichen Berichte (Le Tour du Monde, Nr. 340 ff.) hervorhebt, zweierlei. Einmal: daß der weltliche Herrscher noch heute, gemäß der Ueberlieferung und dem Herkommen, dem legitimen Herrscher und Großpriester der alten Volksreligion Unterwürfigkeit bezeigt. Zweitens: daß der theokratische Kaiser formell den Vertreter einer Gewalt anerkennt, die nicht vom Urenkel der Sonne ausströmt. Scheinbar tauschten beide Gewalten nur Höflichkeiten aus, in der Wirklichkeit aber vergab der weltliche Herrscher seiner Macht und Gewalt auch nicht das Geringste. Der Mikado hingegen ließ alle Ansprüche auf die weltliche Regierung fallen, ja er erkannte, implicite, in der Person des Taïkun die neue Civilisationsbewegung an, gegen welche er so otfmals seinen Bann geschleudert hat.

Die japanischen Künstler, welche Zeichnungen von Allem, was sich bei der Audienz begab, entworfen haben, begriffen vollkommen die wahre Bedeutung der Sache. Ein Bild stellt die Rückkehr des Taïkun nach Yeddo dar. Der Dampfer qualmt mächtig und durchschneidet die Wellen stolz und rasch. Alles Schiffsvolk ist auf seinem Posten und man sieht, daß die Leute mit Sicherheit manövriren. Im Hintergrunde fahren einige europäische Segelschiffe; an den hohen Ufern betrachten Japaner zu Fuß und zu Roß mit Wohlgefallen das Schauspiel. Es scheint, als ob sie dem Taïkun zuriefen: Steuere getrost weiter; du hast nichts mehr zu befürchten vom Widerstande des Mikado, der in Hioto-Miako thront. Der Dampfer ist der Verkündiger einer neuen Zeit; der ehrwürdige Schutzpatron unserer Reisfelder, Inari Daimiodschin, begrüßt die Morgenröthe der Zukunft und schickt die weißen Füchse, seine pfiffigen Diener, auf daß sie mit dem himmlischen Weihwedel alle böswilligen Einflüsse hinwegfegen. Dir, Taïkun, stehen fortan alle Götter und Heroen des alten Nippon zur Seite und zu Befehl!

Seitdem hat einer der mächtigsten Feudalherren, der Prinz von Nagato, den Versuch gemacht, dem Mikado die frühere Allgewalt wieder in die Hände zu spielen, derselbe ist jedoch mißlungen. Aber Japan macht eine schwere Krisis durch, auf die wir ein anderes Mal näher eingehen. Inzwischen ist im Herbst 1866 der Taïkun mit Tod abgegangen; der dritte seit 1853! Offenbar waltet im Palaste zu Yeddo ein finsterer Geist.

* * *

Der Hof des Mikado hat einst frohere Tage gesehen als heute. Von 744 bis 1185 unserer Zeitrechnung war die Residenz in Osaka, der großen und volkreichen Handelsstadt, welche wohl auch als das japanische Venedig bezeichnet wird. Sie bildet den Hafen für Hiogo-Miako, welcher vertragsmäßig im Jahre 1868 dem europäischen Verkehr eröffnet werden muß. Hiogo liegt nur acht Wegstunden landeinwärts. Der Mikado besaß in Osaka einen Prachtpalast mit herrlichen Gärten und war dem Volke nahe. Aber seine Höflinge redeten ihm ein, es sei nicht würdig für den Urenkel der Sonne, mit dem Schwarme seiner Unterthanen zu verkehren; sein hoher Rang erfordere, daß er sich nicht vor Jedermann sehen lasse; nur von seinem Daïri, d. h. Hofhanshalt, dürfe er umgeben sein, und die weltlichen Geschäfte müsse er seinen Dienern überlassen.

Die Herrscher folgten dem unweisen Rathe und damit kam eine völlige Umwandelung in das Leben. Der Mikado zog sich gänzlich in seinen Palast zurück und wurde nach und nach von den Banden eines Ceremoniels so eng umschlungen, daß er sich kaum noch rühren konnte. Als darüber die Bürgerschaft von Osaka murrte, gaben ihm die Höflinge den Rath, seinen Hof (Daïri) nach der damals kleinen Stadt Kioto zu verlegen und diese zu seinem Miako (der Residenz) zu machen.

Kioto liegt am Flusse Idogawa, der aus dem See Oitz abfließt und unterhalb Osaka in das japanische Binnenmeer mündet. Zwei Nebenflüsse des Idogawa bespülen gleichfalls die Stadt, welche auf allen Seiten mit Wasser umgeben ist. Die Gegend ist anmuthig; ihr Boden fruchtbar, das Klima seiner Trefflichkeit wegen berühmt. Dort konnte der Urenkel der Sonne, der Nachkomme tapferer Herrscher, in Beschaulichkeit und Nichtsthun, ungestört vom lauten Getreibe der Welt, sein Leben hinbringen. Vermöge seiner Abstammung war er Oberhaupt der alten volksthümlichen Religion, die jedoch keine organisirte Geistlichkeit hatte. Nun schufen die Mikados eine Hierarchie von Beamten, welchen priesterlicher Charakter beigelegt wurde und die für den Cultus und Alles, was damit zusammenhängt, zu sorgen hatten. Die hohen Würdenträger wurden unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie und deren Verwandten erwählt, und ein Gleiches geschah mit den Palastbeamten und dem Hofhalt. Alle bürgerliche und politische Verwaltung wurde dem Hofe mehr und mehr entfremdet; dieser bekam allmälig einen durchaus clericalen Zuschnitt.

Die neue Residenz bot ein merkwürdiges Schauspiel dar. Man sah nichts in ihr was mit Kriegswesen, Flotte und Staatsregierung in Verbindung steht; die Beamten, welche

Ein Bonze, welcher für den Mikado bettelt.

dafür zu sorgen hatten, lebten in anderen Städten, dagegen suchten alle religiösen Secten eine Ehre darin, daß ihre Würdenträger in der Residenz dauernd anwesend seien und dort Tempel errichteten. Die Buddhisten haben in Miako die größte Glocke, welche die Welt aufzuweisen hat, und einen Tempel, der nicht minder einzig in seiner Art ist, nämlich jenen der 3333 Götzenbilder, denn so viel große und kleine Idole sind in der That in demselben angebracht worden. Der alte volksthümliche Kamicultus hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts in Kioto und der nächsten Umgegend nicht weniger als 2127 Mias (Tempel und Capellen), die Buddhisten besaßen 3893 Tempel und Pagoden!

Die Paläste des Mikado gehören zu den geweihten Bauwerken; sie sind mit Mauern umzogen und von Gärten umgeben. Es kommt nicht selten vor, daß der Herrscher abdankt, um sich dem strengen Ceremoniel zu entziehen; dann wohnt er in einer entlegenen Region des Daïri, der Palast- und Gartenmassen. Etwa in der Mitte der Stadt erhebt sich eine Art von Burg, in welche der Mikado sich bei unruhigen Zeitläuften zurückzog. Dort befindet sich heute das Hauptquartier der Besatzungstruppen des Taïkun. Die Zahl der Würdenträger, Beamten und Dienerschaft geht in die Tausende; man kennt aber die Zahl nicht genau, weil der Daïri (Hofhalt) das Privilegium hat, bei der alljährlich stattfindenden Volkszählung übergangen zu werden. Diese wird nach Secten vorgenommen. Zu Engelbert Kämpfer's Zeit, 1693, zählte man, vom Hofe ganz abgesehen, die erschreckliche Anzahl von 52,169 Geistlichen in der Stadt! Die

Schauspieler und Tänzerinnen am Hofe des Mikado.

Zahl der Laien belief sich auf 477,557 Seelen, die sich auf etliche 20 Secten vertheilten.

Kioto-Miako muß in seiner Blüthezeit recht eigentlich die Stadt eines fast ununterbrochenen Carnevals gewesen sein; in Priesterstädten pflegt das Leben lustiger zu sein als da, wo näselnde puritanische Secten das ganze Leben mit abscheulicher Langeweile durchschwängern.

Der Sonnenuntergang nahet, und es wird auf Straßen und Märkten in Kioto noch lebhafter wie zuvor. Aus allen Tempeln vernimmt man den Schall von Trommeln, Tamburinen, kupfernen Gongs und ehernen Glocken; denn die Abendandacht soll beginnen, — die Straßen werden durch Papierlaternen erleuchtet, große und kleine; es giebt darunter gigantische in Walzenform, welche, gleichsam selber leuchtende Säulen, in den Colonnaden der Tempelgänge stehen. Kleinere, in Kugelgestalt, hängen vor den Thüren der Gastwirthschaften und der Vergnügungsörter. Im Innern der Stadt wogt die Menge auf und ab, namentlich auf den Trottoirs der langen Straßen in der Umgegend des Daïri, wo namentlich Frauen die auf den Auslegebrettern befindlichen Waaren sich betrachten. Im Gewühl fehlen auch die Priester nicht. Jene des Kamicultus tragen ein schwarzlackirtes Käppchen aus Pappe; es hat einen kleinen Helmkamm mit einem kleinen weißen Kreuze und am Hintertheil fällt ein steifes Band herab auf den Nacken. Dieses ist eine nicht bloß den Priestern eigene, altvolksthümliche Tracht, die vor langer Zeit durch die Aufwandsgesetze befohlen wurde. Die betitelten Classen in Kioto wurden in 19 Classen ge-

theilt. Der Priester trägt ein weites Oberkleid, gebauschte Beinkleider und einen großen Krummsäbel. Die buddhistischen Priester sind zumeist in Grau gekleidet, viele aber auch, je nach ihren Secten, schwarz, braun, gelb oder roth. Sollte man glauben, daß inmitten einer so bewegten und volkreichen Stadt auch Einsiedler vorhanden wären? Allerdings sind dort mehrere, welche sich von der Welt zurückgezogen haben, und alle werden ausgiebig von dem gutmüthigen Publicum gefüttert. Einer von ihnen hat sich auf geheimnißvolle Weise in einer steilen Bergwand eine Grotte ausgehauen; man weiß nicht, woher er kam und wer er ist. Er hat aber einen Rollzug angebracht und vermittelst desselben zieht man die Nahrungsmittel zu ihm hinauf. Seine Grotte ist angebracht über einem Teich im großen Park, und unsere nach einem japanischen Gemälde verfertigte Abbildung ist getreu. (S. 10.)

Bettelei ist in Japan eine Profession der Geistlichen und sie schnurren auf allen Straßen. Ergötzlicher sind die Gaukler, Seiltänzer und Straßencomödianten, wenn auch ihre Pfeifen- und Tamburinmusik einem europäischen Ohre nicht gefällt. Die Guitarren in den vielen Theehäusern kann man schon eher anhören; die Theater und andere Vergnügungsörter sind bis spät in die Nacht geöffnet.

Auf der Volksbühne sind bürgerliche Schauspiele und Zauberopern sehr beliebt. Es ist aber auch ein Hoftheater vorhanden und dieses gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in Japan. Auf ihm sind Rollen, Trachten und Bühnenverzierungen ein- für allemal fest bestimmt, durchaus conventionell, wie einst in Frankreich die sogenannte classische Tragödie mit „Madame" Phädra, Agamemnon mit Perrücke und Paradedegen, und Achilles in Schuhen mit hohem Absatz. In Europa wußte man übrigens, wie diese in solcher Art karrikirten Gestalten des classischen Alterthums eigentlich beschaffen waren, aber auf dem Hoftheater in Japan kann der Zuschauer sich über manche Rollen keine Rechenschaft geben; sie müssen ihm mythologisch und phantastisch erscheinen. Da erscheint z. B. ein Greis mit langem weißen Bart und auf eine Krücke gelehnt; auf dieser sitzt ein grüner Papagey, also ein Vogel, der in Japan nicht vorkommt. Ein Held verfolgt eine giftige Schlange, und auch dieses Thier ist dem Lande fremd. Woher kommen die Schilde, Helme und Schwerter mit Formen, welche mit den Waffen der alten nationalen Heroen oder mit den Kriegern der alten Mikados nichts gemein haben? Auch von China her sind sie nicht entlehnt worden. Aimé Humbert meint Anklänge an die Wayangs auf Java zu finden, also an gleichfalls mysteriöse Theaterstücke, wo das Heldenspiel viele Stunden lang aufgeführt wird und zwar von hölzernen Marionetten und in einer Sprache, welche Niemand versteht. Die phantastische Kopfbedeckung jener javanischen Marionetten entspricht wenn nicht völlig in der Form, so doch in der Wirkung jener, mit welcher die Comödianten, die „Hofschauspieler" des Mikado sich schmücken. Unser Bild zeigt einige japanische Bühnentrachten.

Auch die Musikanten der Hofcapelle wie des Hoftheaters tragen einen Helm nach altvolksthümlichem Zuschnitt. Sie spielen die Flöte, die Hirtenflöte, die Seemuschel, eine Art

Musiker der Hofkapelle des Mikado.

von Trommelpauke, und schlagen den Gong, welcher im Lande Kak daï ko genannt wird. Wahrscheinlich hat die Gestalt dieses Instrumentes Bezug auf den uralten Sonnencultus. Jene fünf Instrumente haben eine Art von geheiligtem Charakter. Es gab eine Zeit, in welcher die große Gottheit, von welcher die Welt Tageshelle und Wärme empfängt, es nicht mehr mit ansehen mochte, daß die Menschen so grausam und barbarisch waren; sie zog sich deshalb in die am Ocean gelegenen Höhlen zurück. Darüber wurden die Menschen sehr betrübt; sie machten Musik mit jenen fünf Instrumenten, um die Sonne zu rühren. Sie empfand auch Mitleiden, kam wieder zum Vorschein, die Finsterniß verschwand von der Erde und Strahlen der Sonne gossen ihr erwärmendes und erquickendes Licht wieder über die Welt aus.

Zu solchen Phantastereien und Seltsamkeiten bildete die praktische Auffassung der Dinge und die Prosa des gesunden Menschenverstandes, welche im Leben der Japaner vielfach so erfreulich zu Tage tritt, einen scharfen Gegensatz. Wir werden dafür Beweise beibringen. Eben, während wir diese Zeilen schreiben, erhalten wir den zweiten Band über „die preußische Expedition nach Ostasien“. Er handelt noch vorzugsweise über Japan und ist ganz vortrefflich gearbeitet. Wir finden beim flüchtigen Durchblättern Folgendes. Das Pferd eines Mitgliedes der preußischen Gesandtschaft trat einen Knaben und der Knochen brach. Der Arzt, Dr. Lucius, legte sofort einen provisorischen Verband an. Bald erschien ein japanischer Arzt und überzeugte sich, ob der Knochen richtig zusammengefügt sei. Dr. Lucius behandelte den Kranken bis zu dessen Genesung und traf bei ihm häufig mit japanischen Aerzten zusammen. Zu seinem Erstaunen fand er sie mit den neuesten europäischen Heilmethoden vertraut. — Jüngst sind auch mehrere junge japanische Edelleute nach Philadelphia gekommen, um dort mehrere Jahre lang theils dem Studium der altklassischen Literatur obzuliegen, theils sich mit mathematischen und technischen Wissenschaften zu beschäftigen. Schon durch den Trieb zu lernen und sich auszubilden unterscheiden die Japaner sich wesentlich von den Chinesen.

Ein Eremit in Kioto.

Dampferfahrten rund um den Erdball.

Die Linien San Francisco-Schanghai und Panama-Australien. — Eine Eisenbahn durch Nicaragua.

Der Dampf hat nun alle Oceane sich erobert und kein Theil des Weltmeers ist von ihm unberührt.

Bis zum Jahre 1837 war die Dampfschifffahrt nur auf Ströme und Küsten beschränkt; damals begannen, man kann sagen in schüchterner und verzagter Weise, die Fahrten über das Atlantische Meer zwischen Europa und Nordamerika, aber bald lieferten sie den Beweis, daß der Welthandel großartigen Gewinn aus ihnen ziehen könne. Er thut es Jahr für Jahr in einem immer kolossalern Maßstabe. Nach und nach vermehrte sich die Zahl der Dampfer, deren nun mehrere Tausende auf der salzigen Woge, wie im Ebbe- und Fluthbereich der Ströme schwimmen. Durch sie wurden alle Erdtheile in raschere und engere Verbindung gebracht, die Linien immer weiter ausgedehnt und schon seit Jahren greifen sie in einander von Norwegen bis Japan, bis Australien und Neuseeland, bis in den La Plata und vom Pugetsunde bis in die südlichsten Häfen von Chile. Von diesen letzteren aus soll in den nächsten Jahren eine regelmäßige Fahrt durch die Magellansstraße nach Buenos Ayres hergestellt werden. An die östlichen Gestade des Großen Weltmeers kam frisches Leben, und nun wird auch die Verbindung zwischen Californien und China zur Thatsache; das gewaltige Wasserbecken, welches die Küsten dreier Continente bespült, hat seine „Rauchschiffe“, welche auch bei den Sandwichsinseln anlaufen sollen.

Das erste Fahrzeug für diese neue Linie ist in der Mitte

des Octobermonats 1866 von Neuyork aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgegangen. Es steuert von dort nach Yokohama in Japan und soll zwischen diesem Hafen und Schanghai, dem wichtigsten Handelsplatze Chinas, regelmäßige Fahrten machen, welche allmonatlich an die zwischen Schanghai und San Francisco laufenden Dampfer sich anschließen.

Der erste Dampfer der China-California-Linie wird am ersten Dienstag des Januars 1867 von San Francisco abfahren; die Pacific Mail Steamship Company erhält für die Beförderung der Post von Seiten der nordamerikanischen Regierung eine jährliche Unterstützung von 400,000 Dollars Papier. Sie soll im Jahre dreizehn Fahrten machen und auch Honolulu auf den Sandwichsinseln anlaufen. Diese letztere Bestimmung möchte sie beseitigt sehen, weil jener Hafen außerhalb der directen Linie liegt und die Fahrt dorthin Verzögerungen im Gefolge hat.

Diese Linie wird commerciell von geradezu unermeßlicher Bedeutung werden, sobald die große Westbahn vom Mississippi bis San Francisco im Bau vollendet ist. Das soll zu Ende des Jahres 1869 der Fall sein; wir können mit Sicherheit annehmen, daß man spätestens im Jahre 1872 in ununterbrochener Eisenbahnfahrt von Neuyork bis zu dem großen Stapelplatz in Californien gelangt. Dann erst wird jenes große Nordamerika recht eigentlich zu einem Lande der Mitte auf dem Erdball und es kann nicht fehlen, daß ein beträchtlicher Theil des Weltverkehrs zwischen Osten und Westen sich in seine Handelsbahnen lenkt. Dann werden die westamerikanischen wie die ostasiatischen Gestade der Südsee mehr und mehr ihrer so lange vereinsamten Ferne entrückt und immer mächtiger in die Wellenschläge des großen Verkehrs gezogen. Sie werden sich gegenseitig ergänzen. Bald können Menschen und Waaren auf dem neuen Wege über die Südsee und die Bahn, welche Nordamerika in ihrer ganzen Breite durchschneidet, von Schanghai bis London binnen sechs Wochen gelangen, also schneller als jetzt auf dem Wege über das Rothe Meer möglich ist.

Auch wird die neue Linie gegenüber jener durch den indischen Ocean einen Vorzug haben, den ich keineswegs gering anschlage. Sie zieht ganz und gar durch ein gemäßigtes Klima, und Waaren, die auf ihr befördert werden, brauchen nicht, wie jene, welche über Suez und Singapore nach China und Japan oder von dort nach Europa gehen, zweimal die Linie zu passiren. Europa wird gewiß einen beträchtlichen Theil seiner Theeladungen auf diesem neuen Wege beziehen, welchen auch andere werthvolle nicht schwer ins Gewicht fallende Artikel wählen werden.

Somit wird eine große Lücke ausgefüllt werden und gleichzeitig ist auch eine andere noch größere ausgefüllt worden. Der südliche Theil des Stillen Oceans hatte noch keine Dampfer zwischen Westamerika und den australischen Colonien. Beide waren ohne directe Verbindung. Eine solche ist seit einigen Monaten ins Leben getreten, also in demselben Jahre, in welchem auch das atlantische Telegraphentau definitiv gelegt worden ist und sich als brauchbar bewährt. Von Panama gehen nun Dampfer direct nach Neuseeland, das seinerseits schon seit längerer Zeit eine regelmäßige Verbindung mit Australien unterhält.

So ist der große Kreis geschlossen. Man fährt mit Dampf rund um den Erdball, denn die beiden Landengen, in Centralamerika und Aegypten, sind mit Schienensträngen belegt. Eine „Reise um die Welt“ kann heute binnen drei Monaten zurückgelegt werden.

Von befreundeter Hand ist uns eine Nummer der „Illustrated Melbourne Post“ übermittelt worden, welche eine Schilderung der Fahrt des Dampfers „Rakaia“ enthält. Dieses Schiff ist der Pionier der neuen Linie gewesen. Am 22. Juli 1866 bekam dasselbe Cap Palliser, Neuseeland, in Sicht und warf am 1. August Anker im Hafen von Sydney, Neusüdwales. Die Briefe, welche es dorthin brachte, waren um eine Woche jünger als die, welche am 12. Juli auf dem Wege über Suez nach Sydney gekommen waren, und die europäischen Nachrichten sind durch den europäisch-indischen Telegraphen vorweggenommen worden. Dieser Nachtheil gleicht sich nun wohl aus, seitdem der atlantische Telegraph in Wirksamkeit ist.

Wir wollen zeigen, wie der Dienst der Dampfer ineinandergreift. Die centralamerikanische Post von und nach Europa wird auf dem Atlantischen Ocean von der (sogenannten westindischen) Royal Steam Mail Packet Company besorgt. Der Dampfer „Atrato“, welcher die für die Südsee bestimmte Post an Bord hatte, legte die Fahrt von Southampton nach St. Thomas, dem bekannten Knotenpunkte der Antillen, in 14 Tagen zurück. Er kam am 16. Juni dort an. Binnen wenigen Stunden wurden Reisende, Briefe und Waaren auf den kleinern Dampfer „Tamar“ übergeladen, der sofort nach Colon-Aspinwall, dem atlantischen Endpunkte der Panamabahn, abging. Dort kam das Schiff nach einer fünfthalbtägigen Fahrt an; die Strecke ist aber schon einige Mal in 22 Stunden zurückgelegt worden. In Panama fand eine unnöthige Verzögerung von 48 Stunden statt, bis zum 24. Juni.

Die „Rakaia“ war von Europa her über St. Vincent, Rio de Janeiro und durch die Magellansstraße am 18. Juni in Panama angekommen. Sie hatte viel stürmisches Wetter auf ihrer Reise von 11 315 Seemeilen gehabt und trotzdem durchschnittlich 10,37 Knoten in der Stunde zurückgelegt. Von Milford Haven bis Panama war sie nur 46 Tage 11 Stunden unterwegs gewesen; 7 Tage 11 Stunden hatte sie in St. Vincent liegen bleiben müssen und in der Magellansstraße verlor sie 3 Tage, weil sie des dunkeln und stürmischen Wetters halber bei Nacht vor Anker ging. Sie ist 265 Fuß lang, hat über den Deckbalken eine Breite von 32 Fuß, die Tiefe beträgt 26 Fuß, die Tragfähigkeit 937 Tonnen; Pferdekraft 350.

Bei Panama müssen größere Schiffe bei der kleinen Insel Taboga vor Anker gehen, weil die Bai selber zu seicht ist. Dort lag die „Rakaia“ bis zum 24. Juni Nachmittags. Dann stach sie in See nach Süden hin, dublirte die 80 Miles entfernte Landspitze Mala und fuhr nach den Galapagos-Inseln, welche sie in Sicht bekam und zur rechten Seite liegen ließ. Von dort fuhr sie im großen Bogen gegen die Pitcairn-Insel hin, gelangte in die Humboldts-Aequinoctial-Strömung, hatte Passatwind und legte in zwölf Tagen und zwölf Stunden die Hälfte der Reise zurück. Das Wetter war prächtig. Das Thermometer zeigte zwischen den Tropen etwa 80° F., die Luft war aber nicht im Mindesten drückend, sondern so rein und so erfrischend, daß man sie mit Vergnügen und mit tiefen Zügen einathmete.

Die zweite Hälfte der Fahrt ging nicht so glatt ab, denn bald kam Sturm. Am 8. Juli wurde Pitcairn passirt, bei unfreundlichem Wetter und hochrollender See. Dann gerieth das Schiff in eine nach Osten treibende Strömung, gegen welche es anzukämpfen hatte. Dazu kam drei Mal heftiger Sturm, aber am 21. Juli klärte sich das Wetter auf und um 4 Uhr Nachmittags kam Cap Palliser in Sicht. In Neuseeland wurde die „Rakaia“ mit Jubel empfangen.

Die Fahrt ist gelungen, die neue Route hat jedoch einen Uebelstand; es fehlt auf der weiten Meeresstrecke an einem Zufluchtshafen. Sie kann aber rascher zurückgelegt werden; in Panama kann man künftig zwei Tage ersparen, und ohnehin die Fahrt noch beschleunigen. Es ist bemerkenswerth, daß

der Dampfer die ihm bestimmte Zeitfrist beinahe auf Tag und Stunde eingehalten hat; er kam nur vier Stunden später nach Neuseeland als im Voraus angenommen worden war.

Somit ist ein großer Plan, von welchem seit Jahren die Rede war, verwirklicht worden. Gleichzeitig wurde auch das Project einer Canalanlage durch Centralamerika wieder in den Vordergrund geschoben; wir legen aber bis auf Weiteres darauf keinen Werth. Der Isthmus von Darien wird noch lange Zeit eine Schranke bleiben, welche eine unmittelbare Schifffahrt zwischen beiden großen Oceanen verhindert. Bisher sind alle Bemühungen, eine praktikable Route für die directe Wasserverbindung aufzufinden, vergeblich gewesen. Somit bleibt man zunächst auf Eisenbahnen angewiesen. Der Verkehr nach den Ländern an und in der Südsee hat, wie wir schon oben gesagt, ganz ungeheuer an Ausdehnung gewonnen und er steigert sich mit jedem Jahre. Es erscheint also für Europa wie für die Vereinigten Staaten von Nordamerika vom höchsten Belang, mit den pacifischen Regionen eine rasche und sichere Verbindung zu unterhalten; eine solche kann aber nur vermittelst der Passage durch Centralamerika gewonnen werden.

Auf dieser großen Landenge bietet sich mehr als ein geeigneter Punkt dar, und der Isthmus von Panama ist nun schon längst durch eine Eisenbahn man kann sagen überbrückt worden. Früher hatte man die Landenge von Tehuantepec, im mexicanischen Gebiete, für den Bau einer Eisenbahn ins Auge gefaßt; aber die Hafenplätze Minatitlan am Coatzacoalcos, also an der atlantischen Seite, und Ventosa am Stillen Weltmeer sind unsicher, seicht und für den großen Verkehr ungenügend. Man hatte ferner den Plan, einen Canal durch Nicaragua zu führen und hier den San-Juan-Fluß und den großen Binnensee bei diesem Unternehmen zu benutzen. Vor nun gerade zwanzig Jahren verfaßte der gegenwärtige Kaiser der Franzosen eine sehr ins Specielle gehende Arbeit darüber und sein Ehrgeiz war in jener Zeit darauf gerichtet, Director des interoceanischen Nicaragua-Canals zu werden. Aber die Schwierigkeiten und die erforderlichen Geldkosten stellten sich, bei ohnehin ungewissen Aussichten, als zu hoch heraus und man begnügte sich mit Herstellung einer Dampferlinie, auf der pacifischen Seite zwischen San Francisco und San Juan del Sur, und auf der atlantischen Seite zwischen Neuorleans und San Juan del Norte. Die Verbindung zwischen den beiden nicaraguanischen Seehäfen wurde auf dem San-Juan-Strom und dem Nicaraguasee durch Dampfer unterhalten, doch so, daß die Strecke vom Ufer dieses Sees nach San Juan del Sur über Land zurückgelegt werden mußte. Diese Nicaragua-Route ist im Verlauf der letzten zehn Jahre mehr als einmal in Stillstand gerathen, das Bedürfniß eines Transitweges durch Centralamerika ist aber so stark, daß man sie seit einigen Jahren wieder in Betrieb gesetzt hat.

Jedenfalls würde ein Schienenweg durch Honduras, von Puerto Caballos am Atlantischen Meere nach der Fonsecabai an der Südsee den besten und sichersten Uebergang gewähren. Schon im April 1856 hatten die Vorarbeiten zu den Vermessungen begonnen und die Fonsecabai bildet den schönsten Hafen an der pacifischen Küste Amerikas. Im Jahre 1853 hatte eine nordamerikanische Compagnie einen Freibrief von der honduresischen Regierung erhalten, und E. G. Squier schrieb damals sein vortreffliches Werk: Notes on Central America, das ich 1856 deutsch bearbeitet habe; er erörtert in demselben auch die Vorzüge einer Honduras-Route. Mir ist unbekannt, aus welchen Ursachen das Unternehmen nicht ausgeführt wurde.

Jetzt ist nun die Nicaragua-Bahn wieder auf das Tapet gebracht worden und zwar durch den ausgezeichneten Marineoffizier Bedford Pim. Vor mir liegt sein Werk: The Gate of the Pacific, London 1863, in welchem er die geographischen und commerciellen Verhältnisse Centralamerikas sehr einsichtsvoll erörtert. Ihm zufolge würde sich der Bau eines Schienenwegs durch Nicaragua, aber auf einer andern Route als der früher vorgeschlagenen, empfehlen. In England scheint das Project auf Unterstützung rechnen zu können; in London hat sich bereits die International Atlantic and Pacific Junction Railway and Land Company gebildet, und neulich wurde in einer zahlreich besuchten Versammlung der Gegenstand eingehend besprochen.

Die Bahn soll auf der atlantischen Seite an der Pims-Bai, welche auf den Karten als Monkey Point verzeichnet ist, beginnen, und nach Realejo am Großen Ocean geführt werden. Capitain Pim hob hervor, daß gegenwärtig die Central American Transit Compagnie ihre Transportlinie durch Nicaragua in vollem Betrieb habe. Die Beförderung bringt manche Unbequemlichkeiten mit sich; nichtsdestoweniger wird die Linie stark benutzt, und am 29. September ging z. B. von Neuyork ein Dampfer nach Nicaragua ab, der nahezu 500 Passagiere an Bord hatte. Die Compagnie wird aber bald nicht mehr weiter arbeiten können, weil die Mündung des San Juan völlig verschlammt. Noch im Jahre 1849 steuerte das Kriegsschiff „Gorgon“ über die Barre und 1860 ging Pim zu Fuß durch die Mündung! Seit jener Zeit ist wieder eine Veränderung eingetreten und die Barre hat nun 5 Fuß Tiefe. Die Nordamerikaner ziehen den Transit durch Nicaragua jenem über Panama vor, weil er gesunder ist, und lassen sich ein sechsmaliges Umwechseln gefallen. Die Panamabahn-Compagnie hat Schritte gethan, sich mit den Unternehmern der Nicaraguabahn ins Einvernehmen zu setzen, offenbar um ihr bisheriges Monopol in anderer Form zu retten; es scheint aber, als ob man sie abweisen werde. Die Panamabahn zahlte bisher regelmäßig 25 Procent Dividende und 1865 noch 40 Procent extra, so daß sie in einem einzigen Jahre 65 Procent gab!

Mehrere Ingenieure versicherten, daß unüberwindliche technische Schwierigkeiten auf der Bahnlinie nicht vorhanden seien. Dann trat der berühmte Hydrograph Maury auf, welcher seiner Zeit eine Panamabahn eifrig befürwortet hatte. Das sei geschehen, weil man damals über die nautischen Verhältnisse jener Gegend noch keine genügende Kunde gehabt habe. Jetzt aber wisse man, daß auf der pacifischen Seite die Calmen ein großes Hinderniß für die Schifffahrt sind. Diese Stillten sind so andauernd, daß die Gallapagosinseln, welche doch nur 600 Miles von Panama entfernt liegen, von den Entdeckern unbewohnt gefunden wurden, weil aus keiner Richtung Wind genug kommt, um auch nur einen Kahn bis zu ihnen zu treiben. Die Panama-Compagnie hat sehr empfindlich verspürt, was diese Calmen pecuniair bedeuten. Nach Entdeckung der californischen Goldgruben, als der Andrang von Fahrgästen so sehr stark war, kostete in Aspinwall, also auf der atlantischen Seite, die Tonne Kohlen 4 Dollars, auf der andern Seite des Isthmus, in Panama, stellte sie sich auf 40 Dollars. Maury rieth damals der Compagnie, sie solle die Kohlenschiffe auf der westlichen Seite Guano als Rückfracht einnehmen lassen und werde Alles in Allem genommen davon einen Profit von 700,000 Dollars im Jahre haben; die Sache ließ sich jedoch nicht thun, weil wegen der anhaltenden Windstille Segelschiffe sehr häufig gar nicht nach Panama gelangen können. Dagegen lägen die Endpunkte der beantragten Nicaragua-Bahn im Bereich der Winde; man spare bei der Schifffahrt 700 Miles und einige

Tage Zeit (gegenüber Panama); sie werde eine Postroute abgeben. Die bisherige Transit-Compagnie habe im vorigen Jahre 24,000, die Panama-Compagnie 27,000 Fahrgäste befördert. Pim's Bai sei ein guter Hafen, der sich mit verhältnißmäßig geringen Kosten in einen vortrefflichen Stand bringen lasse. Der Freibrief der Panama-Compagnie erlischt nach sieben Jahren.

Allem Anschein zufolge wird diese zweite Bahn durch Centralamerika gebaut werden.

A.

Friedrich Schmidt's Expedition in Sibirien zur Auffindung eines Mammuths.

Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg erhielt 1864 die Nachricht, daß im Jahre vorher in Sibirien wieder ein wohlerhaltenes Mammuth aufgefunden worden sei. K. E. v. Baer veröffentlichte dann im Bulletin der Akademie eine Abhandlung: „Neue Auffindung eines vollständigen Mammuths mit der Haut und den Weichtheilen im Eisboden Sibiriens, in der Nähe der Bucht des Tas;“ und von dem nicht minder tüchtigen Akademiker J. F. Brandt erschienen eben daselbst „Mittheilungen über die Gestalt und Unterscheidungsmerkmale des Mammuth oder Mamont“ (Elephas primigenius).

Achtzehn Fälle vom Auffinden ganzer Mammuthleichen in Sibirien sind constatirt worden und Herr v. Baer hat dieselben einzeln nachgewiesen; die beiden ersten gehören dem siebenzehnten Jahrhundert an. Späterhin fand Messerschmidt am Flusse Tom ein Skelet; Laptew, der von 1739 bis 1743 die Nordküste bereiste, äußert: Aus den Ufern einiger Flüsse der Tundra werden ganze Mammuththiere mit beiden Stoßzähnen ausgegraben, mit dickem Fell; Haar und Leib jedoch sind verwest und die Knochen, mit Ausnahme der Stoßzähne, morsch. Der Botaniker Adams vernahm, als er 1806 in Jakutsk war, daß schon 1799 ein Tungusenhäuptling unfern der Lenamündung ein Mammuth mit Haaren, Haut und inneren Weichtheilen gefunden habe; er besuchte dasselbe in den folgenden Jahren mehrmals und nahm die Stoßzähne mit. Adams unternahm die Reise zur Fundstätte, fand aber das Thier nicht mehr in seiner ursprünglichen Lage; es war aus dem hohen Uferrande auf eine Sandbank hinabgerutscht und von Raubthieren oder von Hunden der Jakuten dermaßen zerfleischt, daß wenig mehr als das nicht einmal vollständige Skelet und ein beträchtlicher Theil der Haut übrig waren. Diese Ueberbleibsel brachte er nach St. Petersburg, wo man sie aufstellte. Auch in Moskau steht ein Skelet, aber ohne die hinteren Extremitäten; das Thier wurde 1839 unweit von Jenissei, nur 70 Werst vom Meere, gefunden. — Im Sommer 1843 fand Herr v. Middendorff die Reste eines Mammuth unter 75° N. in der Nähe des Flusses Taimyr, 50 Werst vom Eismeer entfernt; die Weichtheile waren schon ganz verwest und die Knochen durchweicht.

Wir übergehen hier die anderen Fälle; sie sind in A. Petermann's Mittheilungen, 1866, Nr. IX., aus den oben erwähnten Abhandlungen abgedruckt worden; ebenso in Baer's Bemerkungen über die vormalige Verbreitung und Häufigkeit der Mammuthe, ferner jene über die Zeit des Aussterbens dieser Thiere. Es ist gar nicht zweifelhaft, daß sie gleichzeitig mit dem Menschen gelebt haben. Bis jetzt ist noch keine Mammuthleiche von Sachkundigen geöffnet, der Mageninhalt untersucht oder eine Lagerstätte genau erforscht worden. Herr v. Middendorff hob 1860 in seiner sibirischen Reise hervor, wie wichtig es sei, daß man keine Gelegenheit vorübergehen lasse, derartige Untersuchungen anzustellen. Auf seinen Vorschlag erließ die Petersburger Akademie eine Bekanntmachung, in welcher sie eine Prämie aussetzte; wer rechtzeitige Anzeige von einem Mammuthfunde mache, solle, wenn ein vollständiges Skelet ohne Weichtheile vorliege, 100 bis 150 Rubel Silber erhalten, und 300 Rubel, wenn das Thier noch die Haut und die Weichtheile habe.

Nun erhielt Herr v. Baer am Weihnachtsabend 1865 von dem Bergbeamten Gulajew in Barnaul, der bekannten Bergwerksstadt am Ob, einen Brief, welcher ihm meldete, daß in der Bucht des Tas (dem südöstlichen Theile des Obischen Meerbusens) von einem Jurack-Samojeden wieder ein vollständiges Mammuth mit der Haut aufgefunden worden sei. Der Samojede suchte in jener Gegend nach verlaufenen Rennthieren; er bemerkte ein aus dem Boden hervorstehendes „Horn“ (Stoßzahn), scharrte, um dasselbe herauszunehmen, so viel als möglich von der Erdmasse weg und sah dann den Kopf eines großen Thieres. Nachdem er den Stoßzahn abgesägt, schnitt er von der Wange ein großes Stück Haut ab und brachte dasselbe dem Dorfältesten von Dudinsk. Diese Ortschaft liegt am untern Jenissei, etwas südlich vom 70° N. (aber wohl nicht eintausend Werst unterhalb Turuchansk, das etwas südlich vom Polarkreise liegt).

Die Petersburger Akademie beschloß sofort, diesen Fund wissenschaftlich ausbeuten zu lassen. Friedrich Schmidt aus Dorpat, durch seine geologischen Forschungen im Amurgebiet und auf Sachalin erprobt, beschloß an Ort und Stelle zu untersuchen und namentlich der Lagerstätte eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er trat am 12. Februar 1866 seine Reise an, war am 24. März n. St. in Jenisseisk und schickte von dort einen Theil des Hauptstückes nach St. Petersburg; er wollte auf Winterwegen bis Ochotskoje (70½° N.) fahren und nachdem der Schnee hinweggeschmolzen sei, die Fundstätte aufsuchen.

Ueber seine Reise und deren Resultate sind uns nun, nach v. Baer's neuesten Berichten, folgende Mittheilungen zugegangen.

Dorpat, 23. October a/St. 1866.

Nach dem, was Herr Schmidt in Jenisseisk erfuhr, konnte an der Auffindung eines Mammuths durch den Juracken nicht gezweifelt werden, über den Ort des Fundes blieb er aber noch in Ungewißheit; diese erst konnte durch den Kosacken Kaschkarew, der 200 Werst jenseit des Tolstoi Myß oder 1000 Werst hinter Turuchansk wohnt, gehoben werden. Der weitere Verlauf der Expedition wird am deutlichsten durch Mittheilung der Briefe, die von Herrn Schmidt eingegangen und durch Herrn v. Baer gleichfalls veröffentlicht sind. Ein Brief an den Herrn Admiral Lütke ist datirt Dudinsk, den 3. (15.) April 1866 und lautet:

„So wäre ich bis hierher gekommen, von wo die eigentliche Aufsuchung des Mammuths beginnen sollte. Ich bin abgestiegen bei dem reichen Urädnik Sotnikow, der zugleich die wichtigste Person am untern Jenissei ist, da er den ganzen Pelzhandel mit den Eingeborenen fast allein in seinen Händen hat und auch die russischen Ansiedler durch vielfache Vorschüsse, die er ihnen

gemacht hat, von ihm abhängig sind. Er steht mit der Jenisseisker Dampfschiff-Compagnie in Streit, die ihn um sein Monopol bringen will und einstweilen auch seine Absetzung als Aufseher der Dudinsker Gegend durchgesetzt hat. Nichtsdestoweniger bleibt er hier die einflußreichste Person und er kennt das Land besser, als irgend ein Anderer. Hier habe ich auch Ulmann und Loginow gesehen, die mir Beide nichts Neues mittheilen konnten. In den nächsten Tagen fahre ich mit Sotnikow zu Kaschkarew, der unterhalb Tolstoi Noß in den Inseln lebt, etwa 400 Werst von hier, und der die Hauptquelle für die Nachrichten vom Mammuth ist, da seine Juracken, mit denen er in fortwährenden Handelsbeziehungen steht, dasselbe aufgefunden haben.

„Kaschkarew ist im vorigen Herbste in Begleitung der Juracken selbst am Orte gewesen, etwa 6 Tagereisen westwärts von seiner Wohnung. Er hat aber nur einige Knochen gefunden, die noch bei ihm liegen sollen. Das Mammuth hat in einem steilen Uferabhang eines kleinen Sees gesteckt und ist wahrscheinlich in den See, wenigstens zum größten Theil, gestürzt, da, wie gesagt, außer einigen Knochen nichts gefunden werden konnte. Aus diesen Angaben folgt auch, daß der Erhaltungszustand kein vorzüglicher gewesen ist. Das Hautstück, das Maksimow bei Sotnikow gesehen hat, ist noch hier. Von diesem ist das Stückchen abgeschnitten, das ich der Akademie übersendet habe. Haare sind nicht vorhanden. Die Haut selbst ist aber so zerfasert, daß man glauben kann, Haare vor sich zu haben. Das erwähnte Stück ist etwa 5 Quadratfuß groß und wird auch der Akademie übersendet werden. Die Belohnungen, welche die Akademie ausgesetzt hat, sind hier nur zu gut bekannt, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß Kaschkarew, der die Prämie für sich allein hat erwerben wollen, den Loginow nicht mitgenommen hat, welchen Sotnikow mit der Untersuchung und Beschreibung beauftragt hatte. Loginow ist ein junger, ziemlich gebildeter Mann, der etwas in den Goldwäschen gearbeitet hat und in der Ausgrabung selbst behülflich sein kann. Diese Arbeit kann nur mit Keilhauen, deren Benutzung von den Goldwäschen her hier bekannt ist, vorgenommen werden, da dieses Mammuth in vollkommen waldloser Tundra liegt. Ein anderes Mammuthskelet mit geborstenem Schädel soll in der Awamskischen Tundra liegen, aber oberflächlich, so daß die Knochen sehr mürbe oder im Zerfallen begriffen sind. Es lohnt sich kaum dorthin zu reisen, auch ist die Verbindung dorthin nicht mehr möglich, da die dortigen Asiacken, wie man sich hier collectivisch ausdrückt, schon aufgebrochen sind.

„Mein Plan ist jetzt folgender. In einigen Tagen, sobald meine Begleiter (der Präparant und ein Kosack aus Turuchansk) hier eingetroffen sind — ich selbst bin durch Tag und Nacht in kleinen Narten hierher gefahren, um noch zu dieser Post Nachrichten nach Turuchansk gehen zu lassen — fahre ich ganz leicht mit Sotnikow bis zu Kaschkarew, um dort Alles genauer zu erfahren und Juracken zu bestellen, die uns im Mai an den Mammuthplatz bringen sollen. Dann kehre ich hierher zurück, besorge die Instrumente für Erdarbeiten und fahre zu Anfang des Mai wieder zu Kaschkarew und von dort direct zum Mammuth. Findet sich, daß dort wenig zu machen ist, so habe ich noch Zeit genug, mich im Juni an die Lopatin'sche Expedition anzuschließen, welche die Erforschung der Mündungsgegend des Jenissei zum Ziele hat, und nicht vor dem 20. Juni bei den Inseln eintreffen wird, da früher schwimmendes Eis die Schifffahrt hindert. Die vorstehenden Nachrichten werden Zeugniß ablegen von meinem guten Willen und ich hoffe der Akademie, wenn nicht das Mammuth, so doch andere interessante Data mitzubringen. Mit Präparation einer vollständigen Sammlung der Fische des Jenissei wird mein Präparant schon jetzt beginnen, während ich allein zu Kaschkarew fahre. Die nächsten Nachrichten werde ich wohl von dem Aufbruch zum Mammuth im Anfange des Mai geben können."

Dann sind zwei Briefe an den Akademiker Herrn v. Schrenck eingegangen. Der erste, datirt den 18. (30.) April, meldet Folgendes: „Ich schreibe aus der Lukinskoje Simowie, etwa unter 70° n. Br. ungefähr von der Stelle, wo auf Middendorff's Karte Ochotskaja steht, das 7 Werst von hier ebenfalls auf einer Insel liegt. Lukinskaja ist auf der Karte irrig auf dem Festlande angegeben. Ich bin meinen Reisegefährten wieder allein vorausgefahren. Sie kommen aus Dudinsk, das ich am 12. (24.) April verließ, allmälig nach. Seitdem habe ich 600 Werst gemacht und werde abermals, ohne mein Gepäck und meine Begleiter abzuwarten, mit meinem Hauswirth, Afanasji Kaschkarew, und mit Mysso, dem Juracken, der das Mammuth entdeckte und den man in einigen Tagen erwartet, eine längere Fahrt zur Recognoscirung der Lagerstätte unternehmen. Am 23. d. M. gedenken wir abzufahren und zu Anfang des Mai, spätestens am 9., wieder hier zu sein, bis zu welcher Zeit Vorräthe und Instrumente wohl am Tolstoi Noß angelangt sein werden, dem letzten Ort von drei Häusern (weiter giebt es nur einzeln stehende Häuser), wo wir wohl längere Zeit zu warten haben werden. Ich gedachte ursprünglich gleich mit allen Vorräthen zum Mammuth aufzubrechen, was Anfangs Mai hätte geschehen können, allein nach Allem, was ich neuerdings gehört und gesehen, halte ich es für rathsamer, zunächst eine leichte Recognoscirungstour vorzunehmen, mit einigen Brechinstrumenten ausgerüstet und in Begleitung der beiden Leute, die bis jetzt allein am Fundort des Mammuths gewesen sind. Zeigen sich die Aussichten, die ich jetzt erhalten werde, noch einigermaßen günstig, so mache ich im Sommer mit größeren Hülfsmitteln einen endlichen Versuch. Doch ist nach den neuesten Nachrichten dazu wenig Hoffnung.

„Den 12. April verließ ich Dudinsk in Begleitung von Sotnikow, dem ich für vielfache Unterstützung und guten Rath vorzüglich verpflichtet bin. Am 14. kamen wir in Tolstoi Noß an und erfuhren, daß Kaschkarew, den wir suchten, zu der letzten Ansiedelung am untern Jenissei abgefahren sei. Sotnikow verschaffte mir in dem Bauern Roslakow einen erfahrenen Führer und kehrte selbst zurück, um die Herbeförderung meiner Gefährten und Vorräthe zu betreiben. Am Abend des 14. war ich in Kaschkarew's Wohnung, wo ich eine Rippe, einen Wirbel und ein sehr verdorbenes Stück Haut sah, die er im vergangenen Herbst vom Mammuth mitgebracht hatte. Meine Begierde, ihn selbst zu sprechen, wuchs. Am 15. Morgens besuchte ich seinen Vater in Ochotskoje Simowie und fuhr von dort mit guten Hunden durch die helle Nacht nach Kosepowskoje Simowie (auf halbem Wege zu Korgawskoje und Swerewo auf Middendorff's Karte) zu dem Bauer Nikita Iwenski, dem einzigen Russen dieser Gegend, der das Eismeer auf größeren Strecken (300 Werst nach Osten) von der Jenissei-Mündung kennt. Von hier ging es noch an demselben Tage nach Swerewo, das Middendorff's Karte richtig an der Stelle der Biegung des linken Ufers angiebt; doch ist hier, und nicht vorher oben, die schmalste Stelle des Jenissei; von Swerewo bis zu dem Bache Soltik gegenüber rechnet man 8 Werst. Hier traf ich endlich Kaschkarew, einen ganz aufgeweckten und erfahrenen Mann, der durch Handelsverhältnisse großen Einfluß auf die Juracken des linken Ufers hat. Er hat mir seine Fahrt und was er gefunden ausführlich erzählt und will mich, sobald der nöthige Jurack eintrifft, selbst an den Platz bringen, um mir nachzuweisen, daß jetzt, außer einzelnen Knochen des Kopfes und Beckens, die an der ursprünglichen Fundstätte auf einer Anhöhe aufgehäuft liegen, nichts mehr zu holen ist."

Der Reisende giebt dann als Anhang nach den Mittheilungen Kaschkarew's folgende Erzählung des Herganges beim Auffinden.

„Mysso oder Wysso, ein reicher Jurack, auch Häuptling seiner Orda, der über 2000 Rennthiere besitzt, ist in Beresow angeschrieben, bringt aber den Sommer gewöhnlich an der Gyda oder am Eismeer zwischen dem Ob und dem Jenissei zu. Im Sommer 1864 fand einer seiner Leute an einem der drei Quellseen der Gyda, wo er sein Sommerzelt hatte, an einem Absturze einige Knochen umherliegen. Dadurch aufmerksam gemacht, sah er sich nach dem Kopfe um, in der Absicht, sich die sogenannten Hörner oder Stoßzähne zu verschaffen. Er wurde nun auch im Abhange selbst den vorragenden Theil eines Kopfes und eines Zahns gewahr, dem er nachgrub. Da das nicht fördern wollte, erwärmte er Wasser und begoß damit den Abhang, bis er den Kopf hervorbrachte. Es war aber nur eine Hälfte (!) mit dem Zahne nach unten, den er nun ausgrub. Er verkaufte diesen Zahn an Wysso, dem er zugleich das Hautstück überbrachte, das durch Kaschkarew an Sotnikow kam und über welches nach St. Petersburg berichtet worden ist. Nach der Erzählung Kasch-

karew's hatte der Jurack dieses Hautstück nicht abgeschnitten, sondern unter dem Kopfe im Erdboden gefunden. Im Sommer 1865 stand Wysso selbst an den Seen den ganzen Sommer hindurch und bemühte sich, den andern Zahn zu erhalten, überzeugte sich aber, daß nur ein Zahn vorhanden gewesen sei mit dem halben Kopfe. Der obere rechte Stoßzahn war also wohl schon weg... (das Geschriebene sieht aus wie „weggeschwemmt", wird aber wohl weggebrochen oder eine andere gewaltsame Entfernung andeuten sollen, da der andere Theil des Kopfes doch nur mit Gewalt abgetrennt sein konnte). Aus der Lage des Kopfes und der übrigen Knochen muß ich schließen — ebenso thun es die Bewohner — daß das Skelet unter ihm gelegen hat. Die Knochen, welche Wysso auszrub, liegen noch aufgehäuft. Unterdessen hatte Sotnikow dem Kaschkarew eingeprägt, er möge das Mammuth aufsuchen, damit sie die Anzeige machen könnten, und wollte ihm Loginow mitgeben. Kaschkarew fuhr aber im September allein ab mit Wysso und mit diesem an die Mammuthsstätte. Dort gruben sie einen oder zwei Tage, konnten aber im Abhange weiter nichts finden. Am Fuße fanden sie in der abgestürzten Erde die drei oben erwähnten, bei ihm gesehenen Stücke. Ich werde nun noch selbst die Juracken ausfragen und ihnen die Wichtigkeit der ganzen Mammuthe einzuprägen suchen; denn nur den Russen scheint die Bekanntmachung der Akademie geläufig zu sein. Außer Wysso will ich auch dem ursprünglichen Finder, der aufzusuchen ist, eine Aufmunterung zukommen lassen und auch Kaschkarew, der im Interesse des Fundes eine mehrtägige Fahrt in die Tundra gemacht hat.

„Mein Schreibzeug ist aus Dudinsk noch nicht gekommen, daher mußte der Bleistift dienen. Ich schicke den Brief an Sotnikow, der ihn nach Turuchansk befördern wird."

Der zweite Brief kam sehr spät in St. Petersburg an, wahrscheinlich ist er irgendwo lange liegen geblieben. Er ist datirt Tolstoi Noß, den 4. (16.) Mai 1866, und lautet:

„Vor einigen Tagen bin ich von meinem Ausfluge zum Mammuthsplatze zurückgekehrt, den ich am 26. April alten Stils, 8. Mai, besuchte. Es ist wenig Hoffnung, noch etwas Ordentliches zu retten; dennoch habe ich schon Rennthiere bestellt, um im Juli wieder hinzuziehen und namentlich die Lagerungsverhältnisse genau zu untersuchen. — Jetzt war der Absturz selbst, der in einer Schlucht unweit des Jambu, eines Quellsees der Gyda, liegt, so verschneiet, von mächtigen Schneemassen so bedeckt, daß an ein Nachgraben nicht zu denken war, obgleich wir die nöthigen Instrumente mitgenommen hatten. Nur auf dem Hügel über dem Absturze fanden wir einige zerbrochene Knochen (namentlich ein Stück vom Oberkiefer mit einem Backenzahn und der halben Alveole des Stoßzahnes, einige Rippen und einen Beinknochen), die, wie Kaschkarew mir schon früher gesagt hatte, im vorigen Sommer vom Juracken-Aeltesten Wysso dort hingelegt waren, der sie beim vergeblichen Suchen nach dem zweiten Stoßzahne aus dem Absturze hervorgeholt hatte. Wir hofften schon jetzt Wysso und seinen Untergebenen, Nalutai (?), den ersten eigentlichen Finder des Mammuths, zu treffen; sie waren aber noch nicht auf ihren hiesigen Sommerplätzen angelangt.

„Die Jarußnaja orda, deren Aeltester Wysso ist, steht im Winter bei Obdorsk, wo sie ihren Jassack (— Tribut an Pelzwerk —) zahlt, und auch den größten Theil des im Sommer gesammelten fossilen Elfenbeins verkauft. Im April pflegen die zu ihr gehörigen Juracken die Halbinsel zwischen dem Ob und dem Jenissei zu beziehen und während des ganzen Sommers zu bewohnen, daher diese Halbinsel auch das Jurackenland heißen kann. Das linke Jenisseiufer wird ebenso oft Jurazkaja als Nawolotschnaja Storonà genannt. Wir trafen zwei Sommerplätze Wysso's mit zurückgelassenen Vorräthen an. Auf einem derselben wurde von Kaschkarew ein Pfahl errichtet, an den ein Kringel und unter diesem ein Brief von mir, in Rennthierfell eingenäht, gehängt wurde, in dem ich Wysso, der an 7000 Rennthiere besitzt, auffordere, mit Nalutai mir zum Prokopius-Tage (8. [20.] Juli) an das Cap Makssimow zu schicken — gegen gute Bezahlung. Kommt Wysso nicht, so gehe ich mit Kaschkarew's Rennthieren, die er mir abermals zu Gebote gestellt hat, ebenso wie mit einem seiner Leute, einem getauften Juracken, Nikolai, dessen schon in Guläjew's Briefen Erwähnung geschieht. Nikolai begleitete uns auch jetzt, und er war es, der die Stelle, wo die Mammuthsknochen lagen, auffand, nachdem wir 9 Stunden lang von unserem letzten Nachtlager aus in der Tundra mit schnellen Rennthieren ohne Gepäck umhergefahren waren. Er hatte auch im vorigen Herbst Kaschkarew begleitet, der zwar im Inselgewirr des Jenissei vortrefflich zu Hause ist, in der Tundra aber sich sehr auf seine Leute verlassen muß, die alle Juracken sind.

„Am 22. April (4. Mai) kamen die von Kaschkarew bestellten Rennthiere bei seiner Simowie an und schon am Abend desselben Tages fuhren wir ab, anfangs etwa über 40 Werst über Flußläufe und Inseln und dann noch 15 Werst über flaches Land an der Mündung des Talam bis zur Tundra, auf der sein Tschum (Samojeden-Zelt) steht, immer in ziemlich genau westlicher Richtung. Von hier gingen wir mit seinem ganzen Tschum (an 200 Rennthiere) zu einem reichen Juracken, Jotsida, der in der Nähe von Makssimow Myß steht. Dieser versorgte uns mit frischen Rennthieren und begleitete uns mit 30 derselben, die übrige Herde zurücklassend. Am dritten Tage lagerten wir nahe an der Quelle der Poita. Zwischen dieser und der Sidijaha überschritten wir am vierten Tage die Wasserscheide zwischen dem Jenissei und der Gyda und erreichten am fünften den Mammuthsplatz, dessen ich schon erwähnt habe; von dort kehrten wir in drei Stunden zu unserm Lagerplatze zurück.

„Das Mammuth liegt etwas über 100 Werst nach NW. vom Makssimow Myß. Von hier ging ich in ähnlicher Weise zurück zu Jotsida, der gut bewirthet und belohnt wurde, und dann zu Kaschkarew's Simowie, wo wir am 30. April (12. Mai) Morgens eintrafen. Von hier schickte ich einen Hundeschlitten nach Pilatka, wo ich erwartete, daß unterdessen mein Präparant und der Kosack angekommen sein würden, die nach dem ursprünglichen Plane, direct zum Mammuth zu gehen und dort zu arbeiten, längs dem linken Ufer mit drei Narten und allen nöthigen Vorräthen gezogen waren. Ich theilte meinen Reisegefährten mit, daß für jetzt nichts beim Mammuth zu thun sei, und forderte sie auf, direct nach dem gegenüberliegenden Tolstoi Noß zu gehen, wo ich sie erwarten würde.

„Ich hatte richtig gerechnet. Am Nachmittage des 1. (13.) Mai führte mich Kaschkarew in 3 Stunden zu dem 40 Werst entfernten Tolstoi Noß und wenige Stunden darauf trafen auch meine Reisegefährten ein, deren ermatteten Rennthieren freilich ein Gespann Hunde zu Hülfe geschickt werden mußte. Gegenwärtig beabsichtige ich in einigen Tagen wieder allein nach Dudinsk zurückzukehren, um von dort, bis zur Ankunft des Dampfbootes, das am 10. (22.) Juni erwartet wird, eine Reise zu den Sotnikow'schen Graphit- und Kohlengruben der Norinskischen Berge zu unternehmen, die hoffentlich schon einigermaßen von Schnee frei sein werden. Sotnikow hält mir schon Rennthiere bereit. Mit dem Dampfschiff kommt die Sibirische Expedition der Gebrüder Lopatin, mit denen ich die Fahrt zum Eismeere gemeinschaftlich berathen will, die den dort günstigsten Monat, den August, ausfüllen wird, wenn sich nicht während dessen dennoch etwas Brauchbares am Mammuth gefunden haben sollte.

„Ich lege eine Skizze des untersten Jenissei bei. Ich habe zahlreiche Erkundigungen eingezogen und auch gepeilt... Wie aus der Skizze zu ersehen ist, finden sich jetzt nur noch fünf Wohnungen unterhalb Tolstoi Noß, früher hat man deren an funfzig gezählt bis zum Eismeere und dann an der Küste desselben bis zur Piassina-Mündung.

„Krestowskaja, an der eigentlichen Mündung des Jenissei, ist erst vor acht Jahren verlassen. Der bisherige Bewohner, Schadrin, ist wegen schwieriger Verproviantirung und schlechten Fischfanges fortgezogen.

„Das Land, das ich auf dem Wege zum Mammuth durchreiste, ist nur in der Nähe des Jenissei eben, nach der Wasserscheide zu wird es hügelig und vielfach von tief einschneidenden Schluchten durchrissen. Das Gydagebiet ist voll kleiner Seen, die durch Flüsse mit einander in Verbindung stehen. Die Gyda selbst, aus den auf der Karte angedeuteten größeren Seen entspringend, ist nicht über 200 Werst lang, aber sehr breit. Die Fluth soll sich bis zu den Seen hinauf bemerkbar machen. Der Boden des ganzen Gebietes besteht aus Lehm mit kleinen Ge-

röllen, ganz ähnlich wie Middendorff die Taimyr-Tundra schildert. Ich habe sorgfältig auf die verschiedenen Geschiebe aufgepaßt und gefunden, daß von Dudinsk bis Swatewo und ebenso im Gydagebiet die nämlichen Gesteinsarten verbreitet sind, sowohl krystallinische als versteinerungsführende. Ich bin geneigt, den Ursprung dieser Gesteine weiter oberhalb im Jenisseigebiet zu suchen ...

„Die Tundra, die ich gesehen habe, ist ganz nackt. Weiden- und Ellerngebüsch, wie auf den Inseln des Jenissei, sollen sich auch in der Niederung an der Gyda und an den Seen finden. Sie werden zur Feuerung benutzt. Wir führten Treibholz vom Jenissei als Vorrath mit uns.

„Das von mir bereiste Jurackenland scheint eine wahre Fundgrube für Mammuthsknochen. Auch das Moskauer Mammuth ist hier, gegenüber der Simowie Krestowskaja (hoch im Norden, der Küste des Eismeeres nahe) ausgegraben worden. Die vielen Seen, Flüsse und Schluchten, die in schroffen Abstürzen den gefrornen Erdboden bloßlegen, bieten in jedem Sommer frische Entblößungen, die dann von den Eingeborenen abgesucht werden. Ich bemühe mich, ihnen das Mammuth recht ans Herz zu legen. Die russischen Ansiedler halten sich nur am Jenissei auf und kommen selten in die Tundra.

„Ich befinde mich vortrefflich und glaube im Sommer eine ganze Reihe brauchbarer Untersuchungen machen zu können. Der Frühling naht; seit dem 2. (14.) Mai haben wir Thauwetter, doch soll noch Kälte kommen."

Herr v. Baer spricht sich diesen Nachrichten gegenüber dahin aus, daß, ungeachtet der rastlosen Bemühungen des Herrn Schmidt, wohl keine Hoffnung sei, durch das angemeldete Mammuth in den Fragen über die Art, wie diese Thiere in hohen nordischen Breiten gelebt haben, und wie sie in den Eisboden gekommen sind, einen bedeutenden Schritt vorwärts zu machen. Seine Schrift giebt auch ein Verzeichniß der bisher in Sibirien aufgefundenen Mammuthleiber oder Skelete, von denen man Kenntniß hat; es reicht (wie schon bemerkt) bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zurück und enthält achtzehn Fälle der Art*). **Str.**

*) Ich finde in der „Deutschen St. Petersburger Zeitung" vom 19/31. October 1866 eine Mittheilung aus Jenisseisk, der zufolge dort Nachrichten aus dem Turuchanskischen eingetroffen waren. Schmidt und Lopatin haben sich an der Fundstätte überzeugt, „daß das Mammuth von der Sonne schon in einen Trümmerhaufen verwandelt sei." A.

Betrachtungen über Mexico.

Von **Karl Andree.**

Montezuma's Hallen sind verödet; Karl's des Fünften Abkömmling, welcher im April 1864 über das atlantische Weltmeer fuhr, um in Mexico ein Kaiserreich aufzurichten, hat im Herbste des Jahres 1866 seine Hauptstadt verlassen, weil er daran verzweifelt, seine Aufgabe erfüllen und sich ohne fremde Waffen auf dem von vornherein unablässig wankenden Throne halten zu können. Jene Aufgabe aber bestand darin, der seit einem halben Jahrhundert das Land zerrüttenden wilden Anarchie Herr zu werden, die Parteien zu bemeistern und einen in Mexico völlig unbekannten Factor einzuführen, der für ein gedeihliches Volks- und Staatsleben unbedingt nöthig ist, — gesetzliche Ordnung.

Gewiß hat Erzherzog Maximilian den redlichsten Willen mitgebracht, aber er ist gleich von Anfang an in einer schiefen Stellung gewesen, weil er sich zumeist auf ausländische Bajonette stützen mußte. Diese sollten Ruhe im Lande erzwingen, ihre Zahl war jedoch viel zu gering, um die Mißvergnügten niederzuhalten. In den drei letzten Monaten des Jahres 1865 hatten die Kaiserlichen mehr als einhundert Gefechte mit ihren Gegnern in allen Provinzen des ausgedehnten Landes zu bestehen, und wenn sie auf einigen Punkten Siege erfochten, die zumeist unfruchtbar blieben, erlitten sie auf anderen empfindliche Niederlagen und Verluste. Eine Zeitlang, gegen Ende des Jahres 1864, hatte es den Anschein, als ob für Maximilian die Möglichkeit gegeben sei, festen Boden zu gewinnen, aber schon wenige Monate später waren alle günstigen Aussichten verschwunden.

Mit Bewurzelung einer Monarchie in Mexico wäre für alle zerrütteten, von Indianern und Mischlingen bewohnten Scheinrepubliken ein welthistorischer Rückschlag gegeben worden; man hätte den Krater eines anarchischen Chaos schließen, Frieden und Ordnung begründen können, die höhere Civilisation hätte bis zu einem gewissen Grad auch in jenen Regionen Amerikas eine Heimath finden können. Dafür ist, nach dem Falle jener Monarchie, bis auf Weiteres keine Aussicht.

Ich werde demnächst Schilderungen über Mexico geben, durch welche der Leser einen klaren Einblick in die Zustände jenes Landes gewinnen wird. Diese sind so bodenlos zerrüttet, so über alle Maßen verwirrt und dabei so eigenthümlich, daß man in Deutschland Mühe haben wird, sich einen Begriff davon zu machen. Die europäische Geschichte hat zu diesem wilden mexicanischen Chaos niemals ein Nebenstück gehabt.

Der Plan, in Mexico eine Monarchie aufzurichten, ist bekanntlich ein napoleonischer. Vor nun gerade zehn Jahren wüthete in einigen Staaten Süd- und Centralamerikas, vor allen aber in Mexico, der Bürgerkrieg, oder vielmehr ein Kampf Aller gegen Alle, wilder und blutiger als je zuvor. Mexico hatte sich 1857, zum zehnten oder zwölften Male seit 1821, eine neue, diesmal so ultraradicale Bundesverfassung gegeben, daß die nordamerikanische dagegen als feudalistisch betrachtet werden kann. In einem Lande, das an fünf Millionen wilde oder halbwilde Indianer, mehr als zwei Millionen Mischlinge und nicht eine halbe Million rein weißer Leute zählt, und in welchem kaum der dreißigste Mensch lesen kann, wurde die unbedingte Volkssouverainetät mit allgemeinem Stimmrecht und Einkammersystem proclamirt. Man zog die Kirchengüter ein und damit war der reichen und übermächtigen Geistlichkeit der Fehdehandschuh hingeworfen. Aber schon gegen Ende desselben Jahres erklärte Präsident Comonfort, daß Niemand mit jener Verfassung regieren könne; sie enthalte Keime der Unordnung und Zwietracht, und Mexico, so bekräftigte dieser von den Radicalen erwählte Präsident, könne nur durch eine Dictatur gerettet werden. Die Geistlichkeit hatte inzwischen den Bürgerkrieg lichterloh angefacht und sie fand eine willkommene Hülfe von Seiten der regulairen Soldateska. Diese kehrte den Radicalen den Rücken, weil die Verfassung auch die Privilegien des Militairs in Abgang decretirt hatte!

Der Kaiser der Franzosen ist mit seiner mexicanischen oder

vielmehr amerikanischen Politik durchaus bankbrüchig geworden. Er wollte, wie er sich selber einmal ausdrückte, das „lateinische Amerika regeneriren“, mit dem Hintergedanken, daß Frankreich, dieses mächtigste unter den romanischen Ländern, als leitende Macht „im Namen der Civilisation“ eine Art von Protectorat über die „lateinischen Bundesgenossen“ ausüben solle.

Der Plan nahm sich glänzend aus, war aber in Grund und Boden phantastisch genug. Wer die ethnologischen Verhältnisse der weiten Region vom Rio Grande in Mexico bis nach Peru, Bolivia und Brasilien kennt, weiß, daß die „lateinischen Menschen“, d. h. die Abkömmlinge der Spanier und Portugiesen, nur einen geringen Theil der Gesammtbevölkerung bilden, und daß sie längst nicht mehr so maßgebend und bestimmend sind, wie früher. Volle Dreiviertheile jener Amerikaner sind Indianer, Neger und Mischlinge verschiedener Art; die Zahl der Weißen vermindert sich, seitdem aus Europa kein frischer Zugang mehr kommt; nur die spanische Sprache, in Brasilien die portugiesische, ist amtlich geblieben; aber in Mexico verstehen fünf Millionen nichts von der Sprache der Weißen.

Jener lateinische Plan wurde in Amerika mit allgemeiner Abneigung aufgenommen und erfuhr aus allen Staaten scharfe Proteste; man wies jede „lateinische“ Einmischung und Bevormundung ab. Aber trotzdem verfolgte Kaiser Napoleon seine Entwürfe zunächst in Mexico. Schon 1858 lag es in seiner Absicht, dort die Monarchie einzuführen; er unterstützte ganz offen den Erzbischof von Mexico, die Geistlichkeit und den General Miramon, welchen die Clericalen als Gegenpräsidenten aufgestellt hatten. Es gelang ihm, die Anführer der mächtigsten Räuberbanden, die „Generäle“ Mejia, Cobos, Marquez und andere für sich zu gewinnen; er glaubte zunächst mit Hülfe der Geistlichkeit ein Werkzeug seiner Politik, irgend einen europäischen Prinzen, auf den Thron bringen zu können.

Hier liegt der erste verhängnißvolle Fehler Napoleon's. Er hätte wissen können, daß ein Bund mit der mexicanischen Geistlichkeit auf die Dauer unmöglich sein werde. Diese verlangte ihre Privilegien und das Kirchengut unbedingt zurück. Damit war eine liberale Regierung und eine Besserung des durch und durch zerrütteten Finanzwesens platterdings unmöglich. Napoleon setzte zudem nicht einen „lateinischen“ Fürsten auf den Thron, sondern einen Habsburger. Dieser aber scheiterte, als er kaum ein halbes Jahr im Lande war, an der clericalen Klippe. Ihm war es durchaus unmöglich, die exorbitanten Forderungen der Geistlichkeit zu befriedigen; diese betrachtete ihn als ihren Feind und hat ihn seit anderthalb Jahren mit Tücke und Verrath umsponnen.

Napoleon's Anschluß an die Geistlichkeit, oder vielmehr der Wahn, dieselbe als ein brauchbares Werkzeug für seine Zwecke benutzen zu können, war aber auch nach einer andern Seite hin falsch berechnet. Er stieß damit alle Liberalen und Radicalen im Lande von sich; auch sie sind seitdem seine erbitterten Gegner und haben ihre Feindschaft auf Maximilian übertragen, der ja doch als Creatur der Tuilerien betrachtet wurde.

Noch mehr. An die Spitze der liberalen Parteien war Juarez getreten. Es kann gewiß nicht als Ruhm für die weißen Creolen betrachtet werden, daß dieser braune Mann, ein Vollblutindianer vom Stamme der Mijes aus dem Staate Oaxaca, bei weitem der beste und verständigste Kopf unter den 50 bis 60 Präsidenten ist, welche Mexico seit 1821 gehabt hat. Dieser Indianer, zäh, ausdauernd, intelligent und ehrenhaft, verdient einigermaßen die Anerkennung, welche wir so wenigen Mexicanern zollen können. Der legale Termin seiner Präsidentschaft ist schon seit Jahren abgelaufen, aber Juarez steht heute noch an der Spitze der Gegner Maximilian's und, man beachte das wohl, wird auch von der Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas noch immerfort als legaler Präsident von Mexico betrachtet *).

*) Ich will den eigentlichen Stand der Dinge hier erläutern. Artikel 82 der radicalen mexicanischen Verfassung verordnet, daß im Fall aus irgend einer Ursache eine Präsidentenwahl nicht habe stattfinden können, der Präsident des Obergerichts in Mexico sofort als Präsident die vollziehende Gewalt auszuüben habe. Im Jahre 1857 war eine Wahl, der allgemeinen Verwirrung wegen, unmöglich; der Indianer Juarez, damals Vorsitzender des Obergerichts, übernahm also die Präsidentschaft. Nach Ablauf von vier Jahren wurde er in gesetzlicher Weise auf einen weitern vierjährigen Termin gewählt. Inzwischen wurde Jesus Ortega Obergerichtspräsident. Dieser Mann war vorher zum Gouverneur von Zacatecas erwählt worden; in den wilden, unruhigen Zeiten, als die Franzosen eingerückt waren und das Obergericht nicht arbeitete, diente Ortega in der Nationalgarde. Als die Juaristen mehrfach geschlagen worden waren, zog er sich nach Chihuahua zurück, wo damals Juarez den Sitz seiner Regierung aufgeschlagen hatte. Am 30. November 1864 lief der zweite Amtstermin des Juarez ab. Eine Präsidentenwahl war in dem zerrütteten, damals zum größern Theil von den Franzosen beherrschten Lande wieder unmöglich. Jenem Verfassungsartikel 82 zufolge war nun der Obergerichtspräsident Ortega ohne alle Frage gesetzmäßiger Präsident der sogenannten Republik, insofern diese überhaupt noch bestand. Ortega fragte an jenem Tage bei dem Minister Tejada an, wann er den Präsidentenstuhl einnehmen könne. Er erhielt als Antwort: Juarez halte dafür, daß seine eigene Präsidentschaft erst mit dem 30. November 1865 zu Ende gehe. Ortega fügte sich und machte eine Reise nach den Vereinigten Staaten. Juarez erließ dann zwei Decrete, in denen er erklärt, daß er auf unbestimmte Zeit Präsident sein und bleiben wolle, weil der Krieg das nothwendig mache; auch entsetzte er, schon am 8. November 1865, seinen Nebenbuhler willkürlich vom Amt eines Obergerichtspräsidenten, weil Ortega außer Landes gegangen sei und sich dem patriotischen Kampf entzogen habe!

Nun kam im October 1866 Ortega von Neuorleans aus mit dem Dampfer in Brazos Santiago am Rio Grande an. Es war offenbar seine Absicht, Anhänger um sich zu schaaren und dem Juarez die Präsidentschaft streitig zu machen. Bald nach seiner Ankunft wurde er vom Befehlshaber der nordamerikanischen Truppen verhaftet; er protestirte gegen diesen Gewaltact. Inzwischen war, zu Anfang Novembers, von Seiten der Washingtoner Regierung der bei Juarez accreditirte Gesandte mit dem General Sherman nach dem Rio Grande abgegangen, wo eine Flotte liegt, um zugleich gegen die Kaiserlichen und gegen Ortega eine Demonstration zu machen und je nach Befinden der Umstände auch mit den Landtruppen einzuschreiten. Ortega hat unter der sogenannten liberalen oder republikanischen Partei viele Anhänger, welche ihn nur im Lande erwarten, um sich gegen Juarez zu erheben. In die scheinbare Vorliebe für Juarez spielt bei den Amerikanern aber auch eine Yankeespeculation hinein, welche sich auf den Transit über die Landenge von Tehuantepec bezieht. Am 7. September 1857 wurde einer in Louisiana gebildeten Gesellschaft, der sogenannten Sloo-Company, ein Privilegium ertheilt, und sie erhielt zugleich in den Jahren 1858 und 1860 die Genehmigung, eine Eisenbahn über jenen Isthmus zu bauen. Sie konnte aber, der inneren Unruhen wegen, ihren Verpflichtungen nicht nachkommen und nun erklärte, unterm 15. October 1866, Juarez ihre Privilegien für erloschen. Er übertrug dieselben an eine Neuyorker Speculantengesellschaft, welche ihm zunächst 100,000 Dollars auf Abschlag gezahlt hat; ohne Zweifel weiß sie, was die Washingtoner Regierung beabsichtigt.

Inzwischen sind die Zustände in Mexico geradezu schauderhaft und sie werden sich noch ärger gestalten, sobald die verschiedenen liberalen Parteien wieder wie vor Ankunft Maximilian's gegen einander wüthen. Vor mir liegen fünf Neuyorker Wochenblätter aus der Mitte Novembers; sie enthalten eine Reihe von Berichten aus allen Theilen Mexicos. „Sowohl die Kaiserlichen wie die Republikaner sitzen finanziell durchaus auf dem Trocknen. Juarez erhebt Zwangsanleihen, außerordentliche Contributionen und confiscirt Eigenthum. Während er von der amerikanischen Regierung Hülfe zu erhalten wünschte, übt er doch den stärksten Druck auf die im Lande wohnenden Amerikaner und verlangt von ihnen 5 Millionen Silber-Dollars Vorschuß“ („New York World“ vom 14. November). Das deutsche „N. Y. Journal“ meldet aus Veracruz vom 26. October: „Die Ernten sind mißrathen; ein Cargo Mais, etwa 4 Buschels, kostet 12 Dollars. Das ganze Land bis in die Nachbarschaft der Hauptstadt wimmelt von Guerillabanden, die sich Liberale und Republikaner nennen, in der Wirklichkeit jedoch Banditen und

Warum? Napoleon's Bündeln mit dem *mexicanischen Clerus trieb die Liberalen in die Arme der Yankees*. Von den Nordamerikanern war Mexico bekriegt und werthvoller Provinzen beraubt worden. Es ist offenkundig, daß sie noch längst nicht zufriedengestellt sind und weitere Annexionen im Auge haben. Darin sind sie abermals Rivalen der französischen Politik, welche es auch in der Beziehung versieht, daß sie zu vielerlei Eisen auf einmal schmieden will, während bekanntlich in der Politik ein Meister sich in der Beschränkung zeigt. Schon vor zwölf Jahren hat die Pariser Politik begehrliche Blicke auf die schöne Provinz *Sonora* am Stillen Weltmeere geworfen und an eine Erwerbung derselben gedacht; sie wollte festen Fuß am Großen Ocean haben, in dessen Mitte sie Neucaledonien, Tahiti und die Markesas besitzt. Es waren französische Flibustier, welche einige allerdings abenteuerliche Expeditionen zur Eroberung Sonoras unternahmen; ich habe diese Unternehmungen der Grafen Pindray und Raousset de Boulbon im „Globus" (II. S. 289. 321 ff.) eingehend geschildert.

So erklärt sich die Abneigung der mexicanischen Liberalen gegen die französischen Pläne und Bestrebungen. Freilich, in der Ohnmacht, welche eine Folge der allgemeinen Anarchie war, hatten sie nur zwischen der Scylla und der Charybdis zu wählen. Sie wußten sehr wohl, daß den Yankees nichts weniger am Herzen lag, als Mexico zu Ruhe und Kräften gelangen zu lassen. Hatte doch schon 1858, als ein clericales Werkzeug, Zuloaga, Präsident war, der nordamerikanische Gesandte Forsyth eine Summe Geldes für eine „*Grenzregulirung im Norden und für das Recht des Transit über die Landenge von Tehuantepec auf ewige Zeiten*" angeboten. Zuloaga, ein Weißer, wurde vertrieben und der braune Mann Juarez kam ans Ruder; man machte ihm dieselben Vorschläge, er verwarf sie jedoch; lieber wollte er den Clericalen die Hand reichen; aber wann wäre eine Geistlichkeit je versöhnlich gewesen?

Sie trieb die Liberalen zum Aeußersten. Juarez schloß am 11. December 1859 zu Veracruz einen *Vertrag* mit Nordamerika ab, von dem ich schon 1864 sagte, daß er verhängnißvolle Folgen für das Kaiserthum haben werde. So ist es auch gekommen. Aus diesem Vertrag erklärt sich, weshalb die nordamerikanische Regierung so stramm und offen die Sache des Juarez unterstützt. *Jener Vertrag giebt den Nordamerikanern das Recht zur Einmischung in die mexicanischen Angelegenheiten.* Er sichert ihnen auf nicht weniger als *drei Punkten freien Transit, auch für Truppen, von einem Weltmeere zum anderen zu*, und zwar: — über die Landenge von Tehuantepec; vom Rio Grande nach Mazatlan, und aus Arizona nach dem Hafen Guaymas am Californischen Meerbusen. Die Yankees dürfen, mit oder ohne Zustimmung der mexicanischen Regierung, Transit und Eigenthum durch Waffengewalt schützen. Zugleich wird den Nordamerikanern gestattet, *in Mexico zu interveniren*, um ihre Landsleute zu schützen und erforderlichen Falls die Ausführung der Vertragsbestimmungen mit Gewalt zu erzwingen.

Die Yankees machten in der That ein gutes Geschäft, indem sie für so kolossale Zugeständnisse die armselige Summe von vier Millionen Dollars gaben, aber davon gleich zwei Millionen zurückbehielten, weil sich auf diese Höhe die Ansprüche amerikanischer Bürger an die mexicanische Regierung beliefen.

Auch dieser Vertrag kann als Landesverrath betrachtet werden und die clericale Partei protestirte gegen dessen Gültigkeit. Sie hing sich aber ihrerseits auch ans Ausland, an den Kaiser der Franzosen, der nun in der Meinung stand, daß sein Plan reife. Die gemeinschaftliche Intervention Englands, Spaniens und Frankreichs gegen Mexico kam ihm gelegen; die beiden ersten Mächte freilich zogen sich bald aus dem Spiele, aber Napoleon hielt fest an Mexico. Er octroyirte demselben seinen Schützling zum Kaiser. Damit ließ er sich in einen weitaussehenden Handel ein.

Jenen Vertrag von Veracruz, von welchem unsere deutschen Zeitungen nichts zu wissen scheinen, der aber in nordamerikanischen Blättern oftmals erörtert worden ist, hat er natürlich gekannt. Er mußte eben so wohl wissen, daß die nordamerikanische Regierung ihre Monroedoctrin festhält, der zufolge keine europäische Macht neue Besitzungen in Amerika erwerben und in jenem Erdtheil keine Monarchie errichtet werden soll. Er mußte weiter wissen, daß Nordamerika ein Interesse daran findet, Mexico nicht zu consolidirten Zuständen gelangen zu lassen, daß es vielmehr nach einzelnen Theilen des Landes und nach einer Art von Schutzherrlichkeit trachtet.

Nun schuf er das Kaiserthum in Mexico, aber er that seine Sache nur halb, obwohl Gelegenheit geboten war, sie *ganz* zu thun. Das hat er versäumt, und darin liegt sein *zweiter verhängnißvoller Fehler*.

Nordamerika war durch Bürgerkrieg zerrüttet. Als Maximilian nach Mexico kam, waren die Aussichten der Conföderirten noch keineswegs ungünstig. Eine Politik wohlverstandener Interessen hätte den europäischen Mächten geboten, die Südstaaten anzuerkennen; ohnehin waren diese entschieden für *Freihandel*, während die Nordstaaten unter dem Einflusse der radicalen *Fabrikmonopolisten* standen und noch stehen und exorbitant *hohe Tarifansätze* haben, die in vieler Beziehung *Prohibitivzöllen* ähnlich sind.

Ludwig Napoleon begriff ohne Zweifel, wie viel darauf ankomme, daß die nordamerikanische Union, welche übermächtig zu werden drohte und schon oftmals übermüthig war, sich in mehrere Theile zerlege. Er verhandelte mit conföderirten Staatsmännern, welche die Zusage gaben, sich nicht in die mexicanischen Angelegenheiten zu mischen, wenn Frankreich die conföderirten Staaten anerkenne. Sie stellten auch die Abschaffung der Sklaverei in Aussicht. Aber der Kaiser in den Tuilerien hatte nicht den Muth zu einer *alleinigen Initiative*; er wollte den entscheidenden Schritt nur in Gemeinschaft mit England thun, das seinerseits wohl gern die Conföderirten anerkannt hätte. Aber sein alter „Freund" Palmerston zögerte, hielt ihn hin und hatte am Ende ganz zurück; er gebrauchte den kindischen Vorwand, daß die philanthropische öffentliche Meinung in England eine Anerkennung der Südstaaten unmöglich mache. So gerieth Kaiser Napoleon in eine Falle.

Gurgelabschneider sind. Vor wenigen Tagen überfiel die Bande des Antonio Perez das 50 Miles von Mexico entfernte Ojaran, plünderte, nahm mehre Einwohner mit, um Lösegeld zu erpressen, verübte Schandthaten an den Frauen auf offenem Marktplatz und zerstörte die nach Veracruz führende Eisenbahn, welche ohnehin überall unsicher ist. Die Banden zählen oft mehr als tausend Mann und plündern ohne Unterschied Mexicaner, Franzosen und Amerikaner. Sind das nicht herrliche Zustände? Das ist mexicanische Freiheit!"

In *Wien* lief am 12. December der Bericht eines Deutschen ein, welcher Folgendes meldet: „Gleich nachdem die Abreise des Kaisers nach Orizaba bekannt geworden war und als man glaubte, daß er nicht wieder nach der Hauptstadt zurückkehren werde, *wurde sein Residenzschloß in Chapultepec von der Hofdienerschaft ausgeplündert und zwar recht im eigentlichen Sinne des Wortes*. Man schleppte die Möbeln und andere aus Europa dorthin gebrachte Sachen fort. Den wenigen europäischen Schloßwächtern war es unmöglich, dieser Plünderung Einhalt zu thun. Bei dem ersten Versuche, sich zu widersetzen, wurden sie entwaffnet und eingesperrt. *Die Diebe und Plünderer waren allesammt Leute, welche der Kaiser mit Gnadenbezeigungen überhäuft hatte.*"

Nordamerika hat in seinem Unabhängigkeitskriege die Selbständigkeit nur errungen, weil es vom Auslande, namentlich von Frankreich, wirksam unterstützt wurde; auch im jüngsten Bürgerkriege war der Norden Sieger nur mit Hülfe von 300,000 angeworbenen Fremdlingen. Der Süden blieb ohne Unterstützung und unterlag. Nun wirft, wie leicht vorauszusehen war, die Union, in welcher es im Innern wild gährt, einen Theil der unruhigen Elemente nach Außen; im November hat eine Art von offener Intervention zu Gunsten des Präsidenten Juarez begonnen und Maximilian hat seine Hauptstadt verlassen. Die Franzosen werden sich aus dem Lande zurückziehen und die Nordamerikaner werden erreichen, was sie wollen. So ist die Napoleonische Politik, weil sie eine halbe und verzagte war, bankerott geworden und in Mexico wird die Anarchie sich wo möglich noch steigern. Der Kaiser geht über kurz oder lang fort, die Parteien wirthschaften frei und ein Ende ist nicht abzusehen.

Ich schließe diese Bemerkungen mit einem Berichte, welcher in californischen Blättern steht. Er ist datirt: San Francisco, 30. October, und kann zeigen, wie gräßlich verwildert die Zustände in Mexico sind.

Ein Schreiben aus Mazatlan vom 23. October meldet: „Tanori, Almado und 17 andere kaiserliche Offiziere wurden in einem offenen Boot und unbewaffnet von den Liberalen gefangengenommen und leisteten keinen Widerstand. Albitezo, dessen Bruder von Almado erschossen worden war, streckte diesen sofort nieder. Tanori und die übrigen wurden nach Guaymas gebracht und am 26. September erschossen. Die Scene der Hinrichtung muß grauenvoll gewesen sein. Die erste Salve war schlecht abgefeuert; Einige schlecht getroffene baten um ihr Leben, Andere sprangen auf die Wachen zu. Dann eine zweite Salve. Die Offiziere schossen mit Revolvern nach den Verwundeten und hieben auch mit den Säbeln auf sie ein, bis sie todt waren. Das bezeichnete man als Wiedervergeltung. Tanori war ein Indianer vom Stamme der Yaquis und für die Dienste, welche er dem Kaiser Maximilian in Sonora geleistet, mit dem Kreuze der Ehrenlegion begabt worden. Schon am 10. August wurden zehn kaiserliche Offiziere erschossen, unter ihnen General Langberg, der sich als Kriegsgefangener ergeben hatte. Man hing den Leichnam an einen Baum und zündete Feuer unter demselben an. In Sonora ist nun Maximilian's Herrschaft zu Ende." Sie ist es auch in den meisten übrigen Provinzen des Landes. Sie ist eine Episode in der Anarchie.

Raceneigenthümlichkeiten und Charakteranlagen.

Kein Mensch steht allein in der Welt und Niemand ist unabhängig von äußeren Einflüssen; die Media, welche ihn umgeben, wirken mehr oder weniger stark auf ihn ein. Wer also einen Charakter begreifen und würdigen will, muß die Zeit und die Umgebungen verstehen, in welchen derselbe lebte.

Das sind allbekannte, oftmals gesagte Wahrheiten; eben so wissen wir, daß die Erziehungsweise auf ein Individuum von großer Bedeutung ist; und nicht minder sind es die gesellschaftlichen Umgebungen. Darauf haben auch alle Biographen, welche das Leben hervorragender Männer oder Frauen schildern, nach Gebühr Rücksicht genommen. Man muß aber, um zu allseitigem Verständniß eines Charakters zu gelangen, noch ein anderes, hochwichtiges Moment ins Auge fassen, das ethnologische. Aus diesem allein erklären sich manche elementaren Gewalten, Anlagen und Eigenthümlichkeiten; es giebt uns Licht über die Aeußerungen und das Ineinanderspielen von Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen, über Grundsätze und Anschauungen eines Individuums. Wer auch die latenten Kräfte zu würdigen weiß, der erst ist befähigt, einen Menschen von innen heraus zu construiren, das eigentliche Wesen desselben zu verstehen.

Racen und Völker haben sehr verschiedene Anlagen. Es giebt keinen abstracten Menschen, außer in dem Hirn von Phantasten, welche weder Thatsachen noch Wirklichkeit beachten. Jeder Mensch gehört einem besonderen Volk an; er hat ethnische Wurzeln, Anlagen und Verwandtschaften; er hat Vorfahren, von denen er unfehlbar manche Anlagen, Besonderheiten, Neigungen und Gemüthszüge ererbt und welche der aufmerksame Beobachter sehr bald begreift. Solchen Einflüssen, über die der Einzelne sich oftmals selber keine Rechenschaft zu geben weiß, kann er sich nicht entziehen.

In jeder besondern Menschengruppe stecken neben dem, was allen Menschen gemeinsam ist, noch besondere eigenartige, elementare Kräfte und seelische Mächte, die immanent sind. Diese vererben sich innerhalb der großen Stammgruppen und der Völker. Es ist wie bei den Thierarten. Alle Hunde sind Hunde, aber wie verschieden sind die einzelnen Arten, und wer möchte einem Spitzhunde zumuthen, was der Pudel vermag, oder einem Windspiele das, was ein Dachshund leistet? Die schaffende Kraft der Natur hat in einer unendlichen Menge von Abstufungen gearbeitet und der Mensch macht keine Ausnahme.

Die Verschiedenheit in den Anlagen und Begabungen der großen Stammgruppen ist von Anbeginn vorhanden gewesen; sie tritt uns entgegen, so weit die Geschichte reicht, von Geschlecht zu Geschlecht als ein organisches Erbtheil, welches unabänderlich übertragen wird. Die Contraste stellen sich, man möchte sagen, handgreiflich heraus. Man stelle nur einen Eskimo neben einen Australier, einen Neger neben den Mongolen, einen Europäer neben den Malayen, vergleiche die intellectuellen Begabungen und Lebensäußerung derselben und sofort treten auch die an- und eingeborenen Gegensätze und Verschiedenheiten hervor. Wer für die Beurtheilung Aller nur einerlei Maßstab hat und an sie die gleichen Anforderungen stellt, wird von vornherein ungerecht gegen sie. Er vergißt eine Hauptsache: das Individualisiren. Darin liegt der große und verhängnißvolle Fehler, welchen sich namentlich in Amerika der moderne Radicalismus zu Schulden kommen läßt. Er möchte, in seiner seichten Auffassung und in seinen naturwidrigen Bestrebungen, alle großen Stammgruppen uniformiren. Er macht, wie erwähnt, im Namen der Humanität und allgemeinen Freiheit halsbrechende Versuche, seine grundfalschen Theorien im Staats- und Gesellschaftsleben zu verwirklichen; aber scheitern wird er damit ganz zuverlässig, freilich erst, nachdem er eine unendliche Summe von Unheil angerichtet hat.

Innerhalb unserer Civilisation, welche äußerlich so viele scharfe Kanten abschleift und die Dinge auf der Oberfläche glatt zu machen weiß, legen wir bei der Beurtheilung der Menschen großes Gewicht auf die Erziehung und den Unterricht und die gesellschaftlichen Verhältnisse des Individuums. Gewiß sind die allgemeinen moralischen Ein-

wirkungen nicht zu unterschätzen; aber zur Würdigung und Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten reichen sie lange nicht aus. Man muß auch die ethnischen Besonderheiten und die Racenanlage ins Auge fassen. Diese erst geben den Schlüssel zum richtigen allseitigen Verständniß.

Wir haben diese wichtige Frage schon mehr als einmal im „Globus" berührt, namentlich in unseren „Ethnologischen Beiträgen", und für unsere Ansichten eine Menge factischer Belege mitgetheilt. Es freut uns, daß sie jetzt auch in England, dieser Citadelle alter Vorurtheile und eines beschränkten Dogmatismus, lebhaft und zwanglos erörtert wird. Die Londoner Anthropologische Gesellschaft geht rüstig voran und schüttelt muthig die Fesseln ab; dafür liefern ihre „Review" und ihr „Journal" in jeder Nummer erfreuliche Beweise. Wir finden, z. B. in Nr. 5, die bestimmenden Einflüsse, welche das Racenelement auf die Individuen ausübt, geistvoll erörtert.

Raphael ist durch und durch ein Mensch von italischem Typus; Michel Angelo bietet ihm gegenüber einen scharfen Gegensatz dar und sein Genius ist von ganz anderer Art; in ihm waltete das stärkere gothische Blut vor. Nehmen wir Voltaire. Wie oberflächlich würde eine Beurtheilung dieses Mannes sein, welche nicht das größte Schwergewicht auf den Umstand legen wollte, daß er nach Abstammung und Charakter durch und durch ein Kelte ist, noch dazu ein Kelte von gallischem Schlage, der bekanntlich äußerst verschieden ist von der spanischen oder britischen Gruppe dieses erregbaren Stammvolkes? So aber begreifen wir seine Aufgabe, die darin bestand, einen Glauben durch Spott und einen Thron durch Witz zu untergraben. Dadurch wurde er zum Vorläufer einer gewaltigen Revolution; er war ein gallischer Prophet, der zu seinem Volke in glatter und glänzender Sprache redete, einem Volke, welches er als halb Tiger, halb Affe bezeichnete, das aber darum doch auf ihn hörte und ihn vergötterte. Er wirkte auf dasselbe mit Mitteln, die bei keiner andern Nation so sehr hätten packen, so tief einschlagen können.

Man stelle die englische Revolution jener der Franzosen gegenüber; — wie verschieden ist ihr ganzer innerer Gang bei äußerlich vielfach zutreffenden Aehnlichkeiten und Wiederholungen! Die eine erhielt ihren Abschluß im Verlauf eines Menschenalters, die andere hat denselben heute noch nicht gefunden; jene war germanisch, diese gallisch, keltoromanisch.

Es giebt keinen schärfern Contrast als den zwischen Voltaire und Martin Luther. Dieser war ein durchaus germanischer Mann, aber höchst wahrscheinlich ist in ihm auch etwas wendisches Blut gewesen, und von diesem hat er wohl seine knochige Vierschrötigkeit und jene Art von Hartnäckigkeit und störrigem Wesen geerbt, die so schroff an ihm hervortreten. Aber daneben war er ein aufrichtiger Mensch, dem es mit seiner Sache voller Ernst war, und der beim Anrennen und Sturmlaufen gegen die alte Kirche immer auch das Aufbauen im Auge behielt. Er ging nur nach schwerem innern Kampfe und nach mancher Gewissensbedrängniß an sein Werk. Er wurde nicht selten grimmig und excentrisch; seine Derbheit artete nicht selten ins Plumpe aus, während Voltaire ewig witzelte, spielte, Esprit und Phrasen machte.

Der macedonische Alexander war Hellene durch und durch, gleichsam ein Stück von einem Trojahelden in später Zeit. Ein vorsichtiger, staatskluger Römer würde sicherlich in anderer Weise Feldherr gewesen und nicht so wie er zu Werke gegangen sein. Julius Cäsar ist mit jeder Faser ein latinischer Mann, ein sorgfältig berechnender Strateg in allen seinen Feldzügen, ein Rechner auch bei allen Schritten, die er als Politiker thut. Mohammed war durch und durch Araber; er setzte durch seinen Feuereifer eine Welt in Flammen. Welch eine seltsame Schöpfung ist der Koran? Er konnte nur, gleich den Büchern der alten Juden, bei einem semitischen Volk entstehen; ein Plato mit seinem feinen, maßvollen Schönheitsgefühl und seinem geordneten, philosophischen Gedankengange wäre platterdings unfähig zu den wildphantastischen Phantasien des Koran; noch weniger wäre es Sokrates mit seiner trocknen praktischen Weisheit gewesen. Den Griechen fehlte die Inspiration einer semitischen Seele; durch diese aber ist ein Glaube gestiftet worden, dessen Kriegerpriester mit Buch und Schwert vom Indus und Ganges bis zu den Säulen des Herkules und von den Steppen der Kirgisen bis zum Niger gedrungen sind. Heute zählt der Islam ein hundert Millionen Bekenner.

In Mohammed culminirte der arabisch-semitische Genius. Cromwell war ganz und gar Angelsachse. Bonaparte war ein Gräko-Italiener und nicht im Mindesten Franzose. Aus keinem andern als einem überwiegend germanischen Volke hätte ein Charakter wie Georg Washington hervorgehen können; und ein Talleyrand war nur in Frankreich denkbar, wie Macchiavelli nur in Italien, Milton mit seinem poetischen Flug und seiner manchmal langweiligen Breite nur in England, Goethe, Lessing und Schiller nur in Deutschland, gleich Alexander von Humboldt mit seiner enormen Vielseitigkeit und seinem kosmopolitischen Wesen. Wir könnten Hunderte von Namen nennen, an welchen sofort klar wird, daß es sich hier nicht um intellectuelle Befähigung allein, sondern auch um Racenanlage handelt. Das gilt keineswegs bloß von hervorragenden Geistern, sondern von allen Schichten der Gesellschaft. Welch ein Abstand ist z. B. zwischen einem slavischen Bauer und einem deutschen, und zwischen diesem und einem Reiot in Bengalen. Man gebe jedem derselben den gleichen Unterricht, verschaffe ihm dieselbe Erziehung und dennoch wird sein ganzes Wesen ein eigenartiges bleiben.

In England macht man jetzt den Versuch zu einer „ethno-phrenologischen Entwickelung" Wilhelm Shakespeare's. Der „Barde" war in einer der centralen Grafschaften Englands geboren, diese aber lag an den Grenzen von Wales. Der Schwan vom Avon (so äußert sich J. W. Jackson in der Anthropological Review) stammte ohne Zweifel von der gutgemischten und im Verlaufe der Zeit völlig amalgamirten kelto-teutonischen Race ab, die man gewöhnlich als die angelsächsische bezeichnet, die aber so, wie sie in England sich gestaltete, auch Elemente aus fast allen anderen europäischen Völkern in sich aufgenommen hat. Da wo dieses angelsächsische Wesen tüchtig reif geworden ist, zeigt dasselbe eine keltische Basis mit wohlentwickelten Nerven, scharfer Verstandeskraft und großer Empfänglichkeit; diese Eigenschaften sind verquickt mit der Knochen- und Muskelkraft, welche wir bei den mehr massiven Teutonen antreffen, und es hat ein völliges Durchdringen stattgefunden.

Wir finden bei und an Shakespeare feines, zartes Empfindungsvermögen, scharfe und genaue Beobachtung, rasche Auffassung, Tiefe des Gefühls, schnellen Gedankengang und glänzende Einbildungskraft. Neben diesen mehr keltischen Eigenschaften, welche in ihm ihre Gipfelhöhe erreicht haben, treten dann germanische Kennzeichen hervor: großartige, gewaltige, ernste Kraft, moralische Größe, eine Alles umfassende Expansion des Geistes, eine Fähigkeit, Jegliches zu ergründen. Das Alles ist in ihm zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen; er hat den lodernden Feuerbrand keltischer Leidenschaft neben der andauernden, erquickenden Wärme germanischer Zuneigung und Liebe. Sein Witz ist keltisch, sein

oftmals fürchterlicher und grimmiger Humor germanisch. In seinen dramatischen Gestalten tritt hier die verfeinerte Höflichkeit des Kelten, dort die ungeschminkte, offene Herzlichkeit und Innigkeit des Deutschen auf. Sein gewaltiger Genius bemeisterte mit vollem Verständniß diese beiden Extreme und alle seelischen Abstufungen, welche zwischen denselben liegen. —

Jackson versucht das eben Gesagte, in welchem ohne Zweifel manches Richtige ist, auch physiognomisch und phrenologisch zu erläutern. Wir gehen darauf nicht ein, wollen indeß folgende Stelle mittheilen: „Er war der größte Dichter, welcher jemals gelebt hat; er hätte aber, kraft seiner Anlage und Begabung, auch der tiefste Metaphysiker oder der größte Staatsmann werden können, welchen die Welt jemals gesehen. Aber das Zeitalter der Königin Elisabeth bedurfte eines großen Dramatikers und als solcher trat Shakespeare auf; hätte das Jahrhundert eine neue Philosophie oder einen neuen Glauben nöthig gehabt, — er würde auch diesem Bedürfnisse genügt haben, denn der Beruf dazu war in ihm."

Das sind gewagte Annahmen; dagegen kann man das Nachstehende unterschreiben: „Sein Geist war vielleicht universeller als der irgend eines andern Menschen. Schöpferkraft und Gedächtniß, Phantasie und Denken, sie alle sind in ihm gleichmäßig und im schönsten Verhältniß entwickelt. Was er genau und treu beobachtet hatte, gab er auch genau wieder; er überträgt die Natur in seine Dichtungen und schon deshalb wird er mustergültig für alle Zeiten bleiben. Alle seine Gestalten sind lebenswahr. Er war ein großer Baumeister, einer der größten Männer der poetischen Architektonik, wie Homer, Aeschylus, Dante und Goethe auch. Kein Tempel mit dorischen Säulen kann an Einfachheit und Erhabenheit mit dem gefesselten Prometheus sich messen, kein St. Petersdom mit der Divina Commedia, keine mittelalterliche Burg mit Hamlet oder Richard dem Dritten."

A.

Die altperuanische Festung Ollantay Tambu.

Das alte Peru unter der Herrschaft der Inkas war ein Culturstaat, allerdings in eigenartiger Weise. Das Reich hatte eine theokratisch-absolutistische Grundlage; es war ein socialistischer Polizeistaat, in welchem jeder Einzelne an feste Vorschriften gebunden war und unter der wohlwollenden Bevormundung von Herrschern stand, die ihm für Söhne der Sonne galten. Der Inka wurde als eine Verkörperung der Gottheit betrachtet. Ihm gehörten Grund und Boden; Privateigenthum in unserem Sinne kannte man nicht. Die Ländereien waren in drei Abtheilungen gesondert: eine für die Sonne, eine andere für den Inka, eine dritte für die Gemeinde. Alle Arbeit war gemeinschaftlich; die väterliche Fürsorge von oben herab erstreckte sich auf alle Peruaner ohne Unterschied, und im ganzen Reiche gab es nicht einen einzigen Menschen, der Mangel und Noth gelitten hätte. Die Inkas kannten den Hang zur Trägheit, welcher den Indianern innewohnt; deshalb war dafür gesorgt, daß Jeder arbeiten mußte, dann aber auch, daß Niemand überbürdet wurde. So sehr wurde auf Arbeit gehalten, daß auch hochgestellte Leute, wenn sie vor die Thore der Hauptstadt Cusco kamen, um sich aus den Provinzen an den Hof zu begeben, eine Last auf die Schultern nehmen und in den Palast tragen mußten.

Peru kann für ein Ideal und Muster eines wohlwollend bevormundenden Polizeistaates gelten. Europäer würden ihn nicht ertragen können, aber für die ganz anders gearteten Indianer erscheint er als ein Segen. Nie sind sie so glücklich gewesen als in den Jahrhunderten, da sie von den Söhnen der Sonne beherrscht wurden. Durch die Inkas wurden die rohen Horden gesittigt und bis zu einer gewissen Culturstufe erhoben; durch die christlichen Spanier sind sie in jene Armuth, Barbarei und Uncultur zurückgeworfen worden, in welchen wir sie zu bei weitem überwiegenden Theil in Peru und Bolivia finden.

Die Spanier haben auf Kosten der unterdrückten Eingeborenen Klöster, Kirchen und Regierungspaläste gebaut, aber nur selten ein Werk von öffentlichem Nutzen.

Der Wegebau ist von ihnen ganz und gar vernachlässigt worden und was sie vorfanden, haben sie verfallen lassen. So die mit Recht gerühmten Inkastraßen, welche Alexander von Humboldt mit den großartigsten Römerstraßen verglichen hat. Die, welche von Cusco aus nach Quito, also in nördlicher Richtung bis unter den Aequator führte, war 500 spanische Meilen lang und lief auf der Kammhöhe der Cordilleren; eine andere lag im Tiefland und durchzog die Küstenregion. Gegenwärtig hat Peru nicht eine einzige Straße, welche diesen Namen verdient; einige kurze Eisenbahnstrecken sind von Ausländern gebaut worden.

Die Baukunst der alten Peruaner war bewundernswürdig; dafür zeugen die großartigen Trümmer, welche sich bis heute erhalten haben und noch manches Jahrhundert lang den Einwirkungen der Zeit Trotz bieten werden. Wir wollen hier nur eins derselben schildern, die alten Festungswerke von Ollantay Tambu in der Nähe von Urubamba.

Der Weg von Cusco dorthin führt in nordnordöstlicher Richtung über die öde Pampa d'Anta, welche 14,000 Fuß über dem Meere liegt. Am Nordende derselben tritt dem Reisenden ein großartiges Panorama entgegen; drei kolossale Bergriesen mit schneebedecktem Haupt erheben sich vor ihm: der Illahuaman, der Malaga und der Salcantay; sie gehören zur Sierra de Huilcanota. Vor derselben zieht sich das Thal von Urubamba hin mit den Schluchten von Silcay, welche der Huilcamayo durchbricht. Er entspringt unter diesem Namen auf dem Plateau von Raya, nimmt im Fortgange seines Laufes die Namen Quinquijana, Urcos, Calca und Yucai an und heißt Urubamba von der gleichnamigen Stadt ab. Dieser mündet in den Quillabamba de Santa Ana, welcher seinerseits dem Apurimac zuströmt, diesem Hauptarme des Ucayali. Der Weg in jener Gegend ist beschwerlich; er führt durch die überaus wilde Schlucht von Occobamba und zwischen Urubamba und Ollantay Tambu hat man die Brücke über den Mimbres zu passiren.

Luftbrücken, sogenannte Barbacoas, sind in Gebirgsgegenden von Peru keineswegs selten und ohne sie wäre manches Mal an ein Weiterkommen nicht zu denken. Unsere von Marcoy entworfene Zeichnung giebt eine der solideren Luftbrücken; gewöhnlich sind sie weniger fest. Wo ein Derumbo stattgefunden hat, d. h. eine große Erdmasse hinabgerutscht ist, oder tiefe Schluchten oder nicht zu umgehende Felsen den Weg hemmen, dort rammt der Indianer in den weichen Boden oder in die Steinritzen Pfähle ein, bindet kreuzweis über dieselben einige starke Aeste, füllt den Zwischenraum mit mattenartig geflochtenen Baumzweigen

Ollantay Tambu.

oder Rohr aus und wirft Erde darüber. Tschudi sagt, und wir glauben es ihm, daß man eine solche Barbacoa nur mit Angst und Schauder betrete; denn oftmals ist sie nur an einer Seite befestigt, schwebt in ihrer größten Ausdehnung frei in der Luft, ächzt und schwankt und ist manchmal so abgenutzt, daß die Maulthiere mit ihren Hufen durch das Zweigwerk oder die Rohrmatten treten und bei dem Versuch, ihre Beine herauszuziehen in den Abgrund stürzen und wohl auch die Brücke mit sich reißen. In einem solchen Falle ist dann auf längere Zeit jede Verbindung unterbrochen. Unter den Inkas wurden solche Luftwege immer im besten Zustand erhalten.

Man gelangt auf die Höhen von Ollantay Tambu, hat eine weite kreisförmige Landschaft zu seinen Füßen und blickt hinab auf das Indianerdorf Ollantay, auf die Ruinen der alten Festung und die großartigen Steinbrüche. Eine alte Inkastadt Ollantay, die in manchen Erdbeschreibungen erwähnt wird, hat es niemals gegeben.

Man ist einstimmig darüber, daß die alten Peruaner ein „geradezu bewundernswürdiges System der Befestigung hatten und daß ihre Fortificationskunst jedem neuern Ingenieur Ehre machen würde“. Ueber das ganze weite Reich waren die Festungen, Pucara's, auf den vortheilhaftesten Punkten angelegt worden, und in Anbetracht der Waffen, welche man damals kannte, ungemein stark. Allemal hat man sie der Oertlichkeit angepaßt; manche sind einfach und bestehen nur aus Thürmen, andere sind aus gestampfter Erde, Pisé, aufgeführt worden. Die, welche unser Bild zeigt, fand Marcoy am linken Ufer des Huilcamay-Urubamba.

Nächst den Festungswerken des Berges Sacsahuama,

Die Mimbres-Hängebrücke zwischen Urubamba und Ollantay.

welche zum Schutze der Hauptstadt dienten, sind jene von Ollantay die großartigsten. Sie sind jüngst wieder, wie unser Bild zeigt, von Paul Marcoy gezeichnet und von Clements Markham mit Enthusiasmus beschrieben worden.

Durch das Thal von Huilcamayo zieht sich ein reißend schneller Fluß über und durch Steingetrümmer. Zu beiden Seiten wird es von senkrecht aufsteigenden Bergwänden eingeschlossen. Da wo die Marca-cocha-Schlucht in dasselbe ausläuft, hat in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Ollantay die Festung gebaut. Zwei hohe Felsen steigen zu beiden Seiten der Schlucht in düsterer Majestät schroff empor; im Thale liegt das Dorf und auf dem westlichen dunkeln Kalksteinfelsen die Festung; die Zugänge nach Osten und Süden sind durch Mauerwerk befestigt. Auf einem kleinen, etwa 300 Fuß hohen Plateau liegen eine Menge Trümmer umher; sie gehören ohne Zweifel einem Bau an, der nicht vollendet wurde. Von ausgezeichnet schöner Arbeit sind sechs Granitblöcke, deren jeder zwölf Fuß hoch ist; sie sind durch kleinere Baustücke mit einander verbunden. Dergleichen liegen auch noch an anderen Stellen umher und bilden Anfänge zu einer Mauer.

Hinter diesem Punkt, an den steilen Wänden des Berges liegen manche Ruinen kleiner Gebäude, die mit Lehm beworfen sind; sie haben Giebel, Thür- und Fensteröffnungen. Weiter westlich zieht sich von der Ebene bis auf die steile Spitze eine fortlaufende Befestigungsmauer hinauf. An der Ostseite, unmittelbar unter der Hauptruine, ist der ganze Berg terrassirt, und zur obersten Terrasse führt ein Thor mit großartigen Granitschwellen. Die Terrassenmauern sind aus vieleckigen genau in einander passenden Blöcken zusam-

mengesetzt und enthalten kleine Nischen; wenn man die inneren Seiten derselben mit den Fingern berührt, geben sie einen metallartigen Klang.

Bis zur Ebene herab trugen diese Terrassen sechszehn Fuß breite hängende Gärten, welche Fruchtäcker bildeten; jetzt wachsen in denselben Cactus und Heliotrop. Auf der andern Seite steigen, wie schon bemerkt, die Felsen senkrecht bis zu einer schwindelnden Höhe und dort ist ein ungeheurer Block angebracht, der als Yuti huatano bezeichnet wird, d. h. Stätte zur Beobachtung der Sonne.

Wie haben die mit unseren vervollkommneten mechanischen Werkzeugen völlig unbekannten Peruaner es angefangen, so kolossale Massen weithin fortzubewegen? Die Festung steht auf Kalksteinfelsen; die allesammt höchst fein bearbeiteten Baustücke sind von Granit. Der nächste Steinbruch, aus welchem derselbe geholt werden konnte, liegt zwei Stunden weit entfernt auf der andern Seite des Flusses. Man holte also die gewaltige Masse aus dem Gebirge, schaffte sie von dort ins Thal, dann über den Fluß und weiter den Festungsberg hinauf. Dazu hat eine ungeheure Summe von Arbeit und Ausdauer gehört.

Zur Inkazeit hatte man nur kupferne Werkzeuge; das Kupfer war mit einigen Procenten Zinn und Kieselerde versetzt. Damit konnte man den Granit nicht so bearbeiten wie er vorliegt; man wird also das Ebenen und Glätten vermöge des Reibens mit anderen Steinen und durch gepulvertes Material und einer an Kieselerde reichen Pflanze bewerkstelligt haben. Beim Transporte benutzte man wohl Seile, die aus den starken Fasern der Aloepflanze geflochten worden waren. An einem Baustücke, das unterwegs liegen geblieben ist, sieht man eine drei Zoll tiefe Rinne, die keinen andern Zweck gehabt haben kann, als zur Einfügung eines Seiles zu dienen.

Eine altperuanische Festung aus gestampfter Erde.

Am Fuße dieser cyklopischen Festungswerke liegt ein von Gebäuden umgebener Hofraum; jene gehörten zu dem Palaste des Erbauers Ollantay. Jenseit des wilden Gießbaches und durch diesen vom Palaste getrennt liegt das Dorf.

Der gegenüberliegende Berg heißt der Flötenplatz, Pinculluna. In halber Höhe desselben, auf einem ungemein schwer zugänglichen Punkte, liegen drei Gebäude; sie sollen Klosterräume für die der Sonne geweiheten Jungfrauen gewesen sein. Auch hier sind Terrassen aufgemauert worden.

Vom Kloster der peruanischen Vestalinnen hat man ungefähr 300 Fuß zu steigen, um an eine senkrechte Felswand zu gelangen, welche ganz jäh etwa 900 Fuß tief abfällt. Ganz am Rande stehen zwei Thürme, von welchen die zum Tode Verurtheilten in den Abgrund hinuntergestürzt wurden.

An einem andern Punkte, wo der Felsen über die steile Schlucht hinaustritt, haben die Werkleute das Gestein in einen Thronsaal umgewandelt und zwei großartige Sessel mit Baldachin, breite Stufen und Gallerien aus dem Gestein herausgehauen.

Der Ueberlieferung zufolge sind alle diese gewaltigen Werke in der kurzen Zeit von zehn Jahren hergestellt worden und Peru hat ähnliche in nicht geringer Anzahl. .a.

Schilderungen aus Spitzbergen.

Es ist jetzt endlich die zweite Hälfte des Hauptwerkes über die schwedische Expedition nach Spitzbergen im Jahre 1861 erschienen, entworfen von einem der Theilnehmer an der Expedition, nämlich dem Finnen K. Chydenius; doch da dieser leider allzu früh von dem Tode abgerufen wurde, von den nachlebenden Gefährten herausgegeben unter dem Titel: „Svenska expeditionen till Spetsbergen år 1861, utförd under ledning af Otto Torell. Ur deltagarnes anteckningar och andra handlingar skildrad af K. Chydenius. Stockholm. P. A. Norstedt & Söner." (gr. 8. 480 S.) (d. i. Die schwedische Expedition nach Spitzbergen im Jahre 1861, ausgeführt unter der Leitung des O. T. Aus den Aufzeichnungen der Theilnehmer und anderen Urkunden geschildert von K. Ch.), mit vielen Illustrationen und einer Karte.

Jetzt erst ist es möglich, das ganze Werk in seinem Charakter und in seiner Bedeutung zu würdigen. Es ist eine populaire, allgemein faßliche Darstellung der weiten und oft mühsamen Reisen der Theilnehmer an der Expedition in diese hochnordischen Gegenden und gleichzeitig eine Schilderung der dortigen Natur. Durch das Studium dieses Werkes erhält man ein treues und wahres Bild von der in so vieler Beziehung höchst interessanten Inselgruppe Spitzbergen. Die Wahrheitsliebe und edle Begeisterung des echten Gelehrten begegnen uns hier so, daß während das Aussehen des Landes, die hohen, zackigen Bergspitzen, die mächtigen Gletscher, die tief einschneidenden Meerbusen, die schäumenden Gletscherflüsse, die ergreifende Oede der Natur, die Spärlichkeit der Pflanzenwelt und der wechselnde Reichthum des Naturreiches in demselben nebst dem Leben der Polarfahrer mit den lebhaftesten Zügen geschildert werden, doch stets ein tiefer Ernst hindurchschimmert und die naturgetreue Wahrheit der Schilderungen verbürgt.

Durch diese Expedition, sowie durch die beiden anderen schwedischen wissenschaftlichen Expeditionen nach Spitzbergen in den Jahren 1858 und 1864, ist über die Natur und die Geographie dieser Inselgruppe ein neues Licht verbreitet und die Möglichkeit einer über 4 Grade umfassenden Meridianmessung daselbst constatirt worden. Als besonders auffallend erscheint es, daß Spitzbergen, welches seit der Zeit, da Barents im Jahre 1596 die zerschnittenen, scharfen Gebirgsgipfel desselben entdeckte, von denen das Land den Namen erhielt, zwar von vielen Tausenden besucht, aber dennoch in seinen Naturverhältnissen bisher äußerst unvollständig beschrieben worden ist. In dieser Hinsicht haben die wenigen, aber einsichtsvollen schwedischen Reisenden mehr ausgerichtet, als die sämmtlichen „Fangexpeditionen" vor ihnen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß ohne die Erfahrung in Betreff der Schifffahrt in den spitzbergenschen Gewässern, welche durch den Walfisch-, Walroß- und Seehundsfang gewonnen ist, ganz bestimmt, trotz des Eifers der Theilnehmer, diese wissenschaftlichen Expeditionen nicht im Stande gewesen sein würden, alles auszuführen, was jetzt möglich gewesen ist; auch müssen wir erwähnen, daß ebenfalls wissenschaftliche, geographische und naturgeschichtliche Vorarbeiten über diese Gegenden gemacht worden sind von John Phipps, späterhin Lord Mulgrave, Scoresby, Parry, Sabine, dem Norweger Keilhau, dem Schweden Lovén und der von der französischen Regierung ausgerüsteten Expedition unter Gaimard auf der Corvette „La Recherche", an welcher unter Anderen die Schweden C. J. Sundewall, C. B. Lilliehök, P. A. Siljeström und U. Güldenstolpe, die Dänen Kröyer und Vahl und der Norweger Chr. Boeck Theil nahmen.

Es sind ungemein reiche Ernten von Naturproducten, welche die Flora, Fauna, Mineralogie und Geologie Spitzbergens aufklären, nach Schweden gebracht worden und zieren jetzt die Sammlungen des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm. Der wissenschaftliche Gewinn davon ist unschätzbar, besonders hinsichtlich einer genauern und vollständigern Kenntniß der Naturerzeugnisse der arktischen Zone, aber auch besonders dadurch, daß neue Beiträge gewonnen sind zur Erklärung der älteren geologischen Verhältnisse in der skandinavischen Halbinsel. Hier mag auch angeführt werden, was Mancher vielleicht gar nicht geglaubt hat, nämlich daß dieses Spitzbergen, welches jetzt von gewaltigen Gletschern und Schneemassen bedeckt ist, die nur während einer kurzen Zeit des Jahres gestatten, daß kleine mit Grün bekleidete Landstreifen an den Tag treten, ehemals mit grünen Wäldern und einer reichen Vegetation prunkte. Schon längst waren Steinkohlen auf Spitzbergen entdeckt worden, die schwedischen Expeditionen aber haben durch das Auffinden zahlreicher, in den Bergen verwahrter Ueberreste von Thieren und Pflanzen und durch die Entdeckung neuer Steinkohlenlager das Vorkommen dieser Mineralschätze über allen Zweifel erhoben. In dem Werke heißt es unter Anderm:

„In dem Sandsteine auf dem niedrigen Lande längs dem südlichen Ufer (der Kingsbai) traf Blomstrand ein nicht unbedeutendes Kohlenlager an, welches nebst den im Sandsteine gefundenen Abdrücken von Blättern und anderen Pflanzentheilen an den Tag legt, daß es in der Entwickelung unseres Erdballs eine Zeit gegeben hat, da schattige Wälder, dem Anscheine nach hauptsächlich aus Laubhölzern bestehend, die unserm Ahorn gleichen, überall die Thäler und Gebirgsränder bedeckten, wo jetzt, wenn sie nicht gänzlich von mächtigen Eismassen erfüllt sind, die längs dem Erdboden hinkriechende, zollhohe Polarweide der einzige Repräsentant der holzigen Pflanzenarten ist."

Ist aber in unseren Tagen Spitzbergen arm an Producten des Pflanzenreichs, so kann es sich doch noch eines Naturlebens rühmen, dessen Reichthum den Polarfahrer oft mit Staunen erfüllen muß. Wenn auch Rennthiere in verhältnißmäßig großer Anzahl vorkommen, so daß deren alljährlich 1000 bis 1500 Stück erlegt werden, so ist dennoch klar, daß bei der armen Vegetation die eigentlichen Landthiere nur sparsam repräsentirt sein können. Das eigentliche Thierleben wird am Meeresufer, in dem umgebenden Meere und auf dem Treibeise angetroffen. Herden von Walrossen und Robben, dann einzelne Gruppen von Eisbären, halten sich auf den Eisfeldern auf, während Walfische (jetzt eigentlich nur noch der sogenannte Weißfisch), Fische und andere Meerthiere im Ocean umherschwärmen. Die an den Abhängen der Strandfelsen heckenden zahllosen Vögelschaaren gewähren den eigenthümlichsten Anblick.

Die Theilnehmer an der Expedition beschreiben einen „Vogelberg" folgendermaßen: „Wir hatten hier zum ersten Male Gelegenheit, einen wirklichen Alkenberg mit seinen Myriaden von colonienweise heckenden Vögeln kennen zu lernen. Zuerst vernimmt man von den steilen, hohen Absätzen des Berges einen gleichmäßig brausenden, dem Donner eines entfernten Wasserfalles ähnlichen Laut. Die ungleichen Stimmen der verschiedenen Arten vermischen sich zu einer einzigen

Tonmasse, und noch kann das Auge nicht mehr unterscheiden, als die eine und die andere der großen Möwen, welche längs der Felsenkante hinsegelt, aber bald in dem Schatten derselben verschwindet. Man kommt näher, und immer betäubender wird der Lärm, die Disharmonie löst sich in ihre verschiedenen Stimmen auf, man erkennt das Knurren des Alks, das Knirren der Rothgans; aber es mischen sich darein unzählige andere unerkennbare und wunderliche Laute, hervorgerufen von den verschiedenen Arten vieler Millionen von Thieren, deren Lebensthätigkeit der stärkste Trieb der Natur auf das Höchste gesteigert hat. Grobe, fast menschliche Stimmen, heisere Ausrufungen, jammernde Töne erschallen von den Felsen. Plötzlich ertönt ein neuer fremder Laut, vor dem der Lauscher zusammenfährt, so unheimlich schneidet er ihm in die Ohren. Das ist der **Blaufuchs**, der die Vogelcolonie mit seinem Geheul begrüßt, das bald einem Gebelle, bald einem Nothrufe gleicht. Was kann er damit meinen? — Die alten holländischen Walfischfänger hielten dieses Geheul für das des Teufels, der ihr Vorhaben verhöhnte, und für ein omen sinistrum."

„Man klettert ein gutes Stück an dem Bergfuße empor, um diese großartige Werkstätte des Lebens in größerer Nähe zu betrachten. Die **Alken** bilden die Hauptmasse der Colonie. Sie sitzen dicht zusammengepackt in langen Reihen an den unzugänglichsten Abhängen; in allen Klüften der Bergseite, auf allen Absätzen erhebt sich Brust an Brust, und nur die äußersten Kanten des Felsens, wohin der Blaufuchs sich vielleicht wagen könnte, sind leer gelassen. So lernen auch die Thiere aus der Erfahrung. Aber es sieht so aus, als ob auf den Felsen nur für die halbe Anzahl Platz wäre; denn eben so unzählig sind die, welche dieselben von und nach dem Meere umschwärmen, und damit der zuletzt ankommende ausruhen kann, muß ihm immer einer von den sitzenden seinen Platz einräumen. Auf den niedrigeren und unzugänglichen Absätzen haben einzelne Schwärme von Teisten ihre Wohnungen, und die Rothgans oder der Seekönig, dieser schöne, hochnordische Schwimmvogel, nicht größer, als eine kleine junge Ente, macht oft in Schwärmen von zwanzig bis dreißig Stück seine Ausflüge. Gleich der Thurmschwalbe durchschneidet er die Luft in scharfem Fluge in einem nach unten gekrümmten Bogen mit gellendem Geschrei, in welches sich bisweilen ein wiehernder Ton mischt. In einer senkrechten Felsspalte hat eine kleine Schaar des Larus tridactylus (Wintermöwe) seine Colonie; Raubmöwen, diese Friedensstörer der Vogelberge, sind auf Plünderung aus; kaum hat eine Wintermöwe ihr Nest unbewacht gelassen, so benutzen sie die Gelegenheit zum Raube. Nun erfolgt ein blutiger Kampf, der oft so endigt, daß der Räuber hinausgeworfen und unter lärmendem Geschrei mit Flügelschlägen in die Flucht getrieben wird. Zu oberst auf den freistehenden Felsenkanten hat die Elfenbeinmöwe ihr gewaltiges Nest angelegt, welches von dem einen der Gatten bewacht wird, während der andere umherfliegt; bald bemerkt er den Zuschauer, umkreist ihn mit heiserem Geschrei einige Mal und setzt sich auf die nächste Spitze, gleichsam um seine Bewegungen zu bewachen, oder man sieht ihn lange auf den höchsten Kämmen der Felsenberge friedlich den Raum mit den Alken theilen, obgleich er ohne Frage einer ihrer ärgsten Feinde und der Plünderer ihrer Nester ist."

Außer der naturgeschichtlichen Ausbeute hat die Expedition eine Menge von physikalischen und meteorologischen Beobachtungen von nicht geringem Werthe gesammelt und die arktische Geographie mit einer **neuen Karte** über Spitzbergen bereichert, welche manche alte fehlerhafte Vorstellung von dem Aussehen und der Lage dieser Inselgruppe berichtigt hat. Die Karte ist ausgearbeitet von **A. E. Nordenskiöld** und **D. Dunér** nach Beobachtungen und Ortsbestimmungen bei den Expeditionen von 1861 und 1864. Diese Karte nebst sechs Specialkarten über verschiedene Häfen ist in verjüngtem Maßstabe dem Werke beigegeben, sowie sie auch bereits von einem der größten Kartographen unserer Zeit, Dr. A. Petermann, mit großem Lobe erwähnt worden und in seinen „Geographischen Mittheilungen" ebenfalls in verjüngtem Maßstabe veröffentlicht worden ist.

In nahem Zusammenhange mit der Frage über die Geographie Spitzbergens steht die über das **Vorhandensein eines offenen Polarmeeres**. Die schwedischen Polarfahrer sind, im völligen Gegensatze zu Petermann's Ansichten, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es **kein offenes Meer am Nordpole** giebt, wenn auch gegen das Ende des Sommers **in gewissen Jahren** das Meer im Norden von Spitzbergen **ein gutes Stück** nach dem Pole zu eisfrei sein **kann**. Dagegen bekräftigt ihre Beobachtung, daß im Frühlinge sich große Schaaren von Zugvögeln nach Norden begeben, das Vorhandensein **eines noch nördlichern Landes**. Gleichwohl folgt daraus keineswegs, daß dieses Land, wie wohl von dem einen und dem andern Geographen behauptet worden ist, ein wärmeres Klima haben sollte, als z. B. Spitzbergen und die Küste von Sibirien.

Ein interessanter Abschnitt des Werkes ist das 16. Capitel, welches die Geschichte Spitzbergens behandelt und unter Anderm zeigt, wie einträglich früher, ehe noch Habsucht die **Walfischjagd gänzlich ruinirt** hatte, die **Fangreisen** nach dieser durch ihre Lage ungastlichen Inselgruppe sein könnte, wo damals bisweilen ein einziger Hafen von 200 bis 300 Fahrzeugen mit Besatzungen von über 12,000 Mann besucht wurde. Besonders waren es die Holländer, welche den Walfischfang im Großen und mit bedeutendem Gewinn zu treiben verstanden. Während der Fangzeit hatten sich mehrere Handwerker und Kaufleute am Ufer des Versammlungspunktes der Holländer, der an der nordwestlichen Küste von Spitzbergen belegenen Bucht **Smeerenberg**, niedergelassen. „Man holte sogar täglich frisches Brot nach den Fahrzeugen, und der Bäcker hatte die Gewohnheit, durch Läuten oder Hornblasen anzuzeigen, wann das Brot fertig war." Von 1669 bis 1778 gingen 14,167 holländische Fahrzeuge auf den Walfischfang bei Spitzbergen aus und fingen 57,590 Walfische, die in **reinem** Gewinn 44,292,800 Gulden einbrachten.

Stockholm, im November 1866.

Dr. **C. F. Frisch.**

Julius Mohl über Reformen im Orient.

Der ganze Orient, das gesammte Asien von den Dardanellen bis nach Japan, vom Ganges bis zu den Mündungen der Lena ist mehr oder weniger von europäischen Einflüssen abhängig geworden. Das Abendland ist mit Macht eingedrungen, läßt sich nicht mehr abweisen und macht in jedem Jahre größere Fortschritte.

Europa also ist nun Gebieterin, aber es versteht den Orient noch nicht genug und daher rührt sein vielfach unkluges und gewaltthätiges Verfahren gegen die asiatischen Völker. Julius Mohl in Paris hebt in seinem Jahresbericht an die asiatische Gesellschaft, 1865 (im Journal asiatique), scharf hervor, „daß Europa nur umzureißen und zu zerstören weiß. Und doch liegt Alles daran, daß es selber wisse, was es beginne, daß es die Menschen, mit denen es zu thun hat und auf die es einwirken will, verstehen lerne. Es darf nicht immerfort und doch unnützer Weise Verstöße machen und feindlich auftreten gegen Ideen und Einrichtungen, welche nun einmal tief im Geiste der Völker bewurzelt sind; es darf diesen nicht ihren eigentlichen Lebensnerv abschneiden.“

Wir finden — so fährt der große Gelehrte und gründliche Kenner des Morgenlandes fort — den Orient fast überall in einem Zustande des Verfalles; aber er wird doch von den altüberkommenen Vorstellungen beherrscht, welche den Menschen die Richtschnur für ihr Handeln geben. Der gemeine Mann kann sich über diese Gedanken und Vorstellungen nicht in Auseinandersetzungen einlassen, aber er gehorcht ihnen blindlings und thut das um so mehr, da die gelehrte Classe seines Volkes diese Ansichten theilt und obendrein den Schlüssel zur Seligkeit in der Hand hat. Die Missionaire wissen das sehr wohl. Die Bekehrung wilder oder roher Völker hat keine großen Schwierigkeiten; dagegen ist der Mann aus dem Volke, welches zu einer uralten Religion sich bekennt und sein Vertrauen in eine gelehrte Priesterkaste setzt, für die Bekehrung unzugänglich. Wie unsicher ist in Indien immer noch die Herrschaft der Engländer, durch welche doch, man kann das nicht in Abrede stellen, so viele Verbesserungen eingeführt worden sind!

Aber das Publicum in England weiß von Indien viel zu wenig und hat für die Völker dort keine Theilnahme; man wirkt aber nur eingreifend und wohlthätig auf eine Nation, wenn man aufrichtige Sympathie für sie hegt. Man kann ein Volk wohl lenken, falls man seine Eigenthümlichkeiten und seine Geschichte begreift, und das Gute an ihm zu respectiren weiß. Die Untersuchungen der Gelehrten nun und die Ergebnisse ihrer Forschungen wirken allerdings nicht sofort und unmittelbar, aber sie üben unbestreitbar Einfluß auf die öffentliche Meinung, und diese hat in unseren Tagen eine gewaltige Macht. „Der Einfluß, welchen Europa bis jetzt im Orient ausgeübt hat, ist im Allgemeinen ein unheilvoller gewesen, weil man für Asien kein tieferes Verständniß hatte. Man hat sich allerdings gerühmt, daß man die Civilisation überall hintrage; wenn man aber jenen Erdtheil nicht gründlicher kennen lernt, wird man nichts weiter zu Wege bringen, als daß man im Oriente noch mehr Trümmer zu Trümmern häuft und sich selber Schimpf und Schande bereitet.“

Die Bedeutung der orientalischen Studien wird von Julius Mohl sehr gut hervorgehoben. Sie müssen auch für das gesammte Leben des Morgenlandes ersprießlich gemacht werden. Hier sind unglücklicherweise die Wissenschaften im Verfall. Früher ist der Orient in Vielem uns Abendländern weit voraus gewesen, dann aber in Folge eines Zusammenwirkens verschiedener Umstände stehen geblieben, also rückständig geworden. Er hielt seine Wissenschaft für abgeschlossen, vernachlässigte die Kritik und die Beobachtung, und begnügte sich mit ein= für allemal festgestellten Formeln. Deshalb ist es schwer, ihm unsere abendländischen Wissenschaften unmittelbar beizubringen, weil er eben ganz andere Ausgangspunkte hat; sein Geist kann nicht plötzlich und mit einem Mal eine so weite Kluft überspringen. Die Orientalen müssen denselben Weg machen, welchen auch wir zurückgelegt haben und das können sie mit unserer Beihülfe verhältnißmäßig leicht. Zunächst kommt Alles darauf an, in ihnen das Bedürfniß nach Lernen und Wissen rege zu machen. Sie sehen und begreifen dann, wie wir uns mit ihren heiligen Büchern, ihrer Geschichte und ihren Wissenschaften beschäftigen; sie können dann lernen, was Kritik ist und werden auch bald finden, wie großen Nutzen die neuerworbenen Wissensschätze ihnen bringen müssen.

Dieser abendländische Einfluß ist schon jetzt vielfach sichtbar bei Hindus, Chinesen und Arabern; die Einwirkung zeigt sich bald in der Gestalt von Nachahmung, bald in jener der Controverse und beide wirken gemeinschaftlich auf denselben Zweck hin. Der größte Schritt zur Wiederbelebung wird gethan sein, sobald unsere europäische Methode in den gelehrten Schulen Asiens zur Geltung kommt, und dieser Hoffnung dürfen wir uns wohl hingeben. Die Reform kann nur aus dem Innern einer Nation kommen und man wirkt nur dann sicher auf sie ein, wenn man ihre gelehrten Classen für den Fortschritt gewinnt; zu diesen hat das Volk Vertrauen und aus ihren Händen wird es die Verbesserungen annehmen. —

In Deutschland, Frankreich und Rußland werden die orientalischen Studien mit immer wachsendem Eifer und großartigem Erfolge betrieben; dagegen fehlt in England der rechte Eifer. Mohl beklagte das schon in einem frühern Jahresberichte (1864). „Die asiatische Gesellschaft in London hält sich durch den Eifer einer Anzahl von Männern, die früher im Orient gelebt haben und ihren Studien und Interessen aus der Jugendzeit treu bleiben; es ist aber auffallend, zu sehen, wie wenig Boden und Stütze die orientalischen Studien in jenem Lande haben. Die Regierung thut nichts für sie, die Universitäten thun auch beinahe so gut wie nichts, die Geistlichkeit zeigt nur ein schwaches Interesse, wenn es sich nicht etwa um biblische Dinge handelt, und das große und reiche Publicum verhält sich auch gleichgültig. Seit zwei Jahrhunderten betrachtete man Asien als etwas, wofür sich nur die ostindische Compagnie zu interessiren brauche. Die Meisten, welche einen langen Theil ihres Lebens im Oriente verbracht haben, beschäftigen sich nach ihrer Heimkehr nicht ferner mit demselben, weil sie finden, daß das, was ihnen so lange Zeit nahe gelegen hat, der englischen Gesellschaft Langeweile verursacht und fast Schrecken einjagt. Darin liegt eine Frivolität, die uns an einem dem äußern Anscheine nach so ernsthaften Lande billig in Erstaunen setzt.“

In der politischen Geschichte des Morgenlandes sind die Fortschritte langsam und gehen stufenweise. Es kommt nicht bloß darauf an, daß wir uns mit Eroberungen, Schlachten und Dynastien beschäftigen, sondern vielmehr darauf, die Einrichtungen dieser Völker zu begreifen, die Ideen, welche in ihnen gähren und treiben, die Beweggründe, aus denen sie handeln. Dann erst verstehen wir ihre vormalige Größe und ihren gegenwärtigen Verfall. Die Geschichte der großen

Monarchien bietet, so lange wir uns an die äußeren Thatsachen halten, nur ein sehr geringes Interesse dar. Aber unter diesen Staatsactionen liegt auch eine innere Geschichte, die unserer Theilnahme im hohen Grade würdig ist.

Die Geschichte der Civilisation in Asien bildet den Mittelpunkt, auf welchen hin alle orientalischen Studien sich richten. Sie verlieren diesen Punkt niemals aus dem Auge, und so verschieden, einseitig, speciell und dürr die vielen Arbeiten auch dem Anscheine nach sind, sie alle haben doch einen größern oder geringern Werth für den Aufbau.

Aus allen Erdtheilen.

Hall's arktische Expedition und Spuren von Franklin's Leuten.

Wir haben seiner Zeit im „Globus" berichtet, daß Dr. C. F. Hall aus Cincinnati 1865 eine neue Expedition nach der Repulsebai unternommen hat, um von dort aus, in Gesellschaft der ihm eng befreundeten Eskimos, weitere Spuren von Franklin aufzusuchen. Nun sind Nachrichten von ihm in Boston eingegangen. Am 15. November kam ein Walfischfahrer, die Dampferbark „Pioneer", Capitain Morgan, aus dem hohen Norden im Hafen von New-London an. Hall hatte die Absicht, mit dieser Bark seine Tagebücher, allerlei Sammlungen und Briefe heimzusenden, das Schiff fuhr aber ab, um etwa 50 Miles von der Repulsebai einen bessern Fischgrund aufzusuchen, und konnte seine Absicht, nach der Bai zurückzukehren, des Eises wegen nicht ausführen. Morgan verkehrte mehrfach mit Dr. Hall. Der „Pioneer" gelangte am 26. Juli 1866 ins innere Ende der Repulsebai, die nördlich von Rowes Welcome liegt. Dort traf er Hall in Gesellschaft einer Horde Eskimos in bestem Wohlsein; weiße Leute waren damals in jener Gegend nicht und Hall war hocherfreut, als er dergleichen wieder sah und sich mit ihnen unterhalten konnte. Er hatte im verflossenen Winter ein ganz behagliches Leben geführt, denn er ist in die Lebensweise der Eskimos völlig eingewöhnt und hatte Vorräthe vollauf. Im Herbst 1865 hatte er einen Walfisch gefangen und im Sommer 1866 wieder einen, auch war viel Wild in der Umgegend, so daß er bis weit ins Innere eine Anzahl von „Depots" machen konnte; er wollte im Falle der Noth die in denselben niedergelegten Lebensmittel benutzen. Im Frühjahr 1866 unternahm er einen Ausflug nach Nordosten bis zur Committeebai und King Williams Land, fand aber dort die Eingeborenen so verrätherisch, daß er umkehren mußte; es war seine Absicht gewesen, noch etwa 100 Miles weiter zu gehen. Die verschiedenen Eskimofamilien liegen oftmals mit einander in blutiger Fehde, tragen verborgene Waffen und ermorden einander wegen wirklicher oder vermeintlicher Beleidigungen. Auch Hall's Leben wurde bedroht. Uebrigens hat er auch diesmal wieder viele Spuren von Franklin's Expedition gefunden, insbesondere auch schriftliche Aufzeichnungen, die seiner Meinung nach von Capitain Crozier's Hand herrühren. Auch hat er erfahren, daß dergleichen Documente noch an einigen anderen Stellen seien und diese will er aufsuchen, weil möglicherweise in denselben nähere Aufschlüsse über das Schicksal der Schiffe „Erebus" und „Terror" enthalten sind. Die Eskimos weit und breit wissen sehr wohl, weshalb er sich unter ihnen aufhält und tragen ihm Alles zu, was sie wissen und erfahren. So haben sie ihm von einem Boot erzählt, das umgestülpt sei; unter demselben hatten 17 bis 25 weiße Männer gelegen, alle mit abgehauenen Händen und Füßen. Die Eskimos behaupten, daß sie bei der Verstümmelung nicht betheiligt gewesen seien, sondern daß die That von schiffbrüchigen weißen Menschen verübt wurde. Das klingt aber sehr unwahrscheinlich. Andere wollten wissen, es sei unter den Ueberlebenden eine Meuterei ausgebrochen. Sie hätten versuchen wollen, die Hudsonsbai zu erreichen, aber Alle, mit Ausnahme von Dreien, seien ermordet worden. Diese drei hätten sich längere Zeit unter den Eskimos aufgehalten und die Absicht gehabt, bis zu den Ansiedelungen der Weißen vorzudringen, sie wären jedoch vorher gestorben. Morgan überließ dem Dr. Hall mancherlei Sachen, welche demselben nützlich sein konnten; er weiß auch, daß zwei oder drei Walfischfahrer in der Repulsebai überwintern; also wird Hall von denselben allerlei Nothbedarf erhalten. Sein lebhafter Wunsch war, in Begleitung von 6 oder 8 weißen Männern seine Expeditionen ins Innere unternehmen zu können; er hätte dann von feindlichen Eskimos nichts zu befürchten. Vielleicht findet er solche Leute unter dem Schiffsvolk der überwinternden Walfischfahrer.

Muschelhügel im nordamerikanischen Staate Maine.

Im Octoberhefte des „New England Historical and Genealogical Register", das zu Boston erscheint, bespricht J. R. Sheppard den Inhalt der beiden ersten Jahresberichte des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Er hebt namentlich den Vortrag von Woldemar Schulz über einen Muschelhügel in Maranham in Brasilien und jenen Karl Andree's über die dänischen Kjökkenmöddings hervor und knüpft daran einige Bemerkungen. In Dresden war auf die bekannte Thatsache hingewiesen worden, daß in den dänischen Küchenabfällen Knochen vom Auerhahn gefunden werden, den man nur in Nadelwäldern findet; diese kommen in Dänemark nicht mehr vor und sind im Verlaufe der Zeit durch Laubwälder ersetzt worden.

Herr Sheppard sagt nun, es sei in Neuengland wohl bekannt, daß dort auf einer abgetriebenen Strecke Laubwaldes hinterher Fichten und Kiefern wachsen. Er weist einen „Austernhügel" in Newcastle, County Lincoln, im Staate Maine, nach. Derselbe liegt am westlichen Ufer des Damariscotta auf einem Landvorsprunge, welcher seit fünf oder sechs Generationen im Besitz einer Familie Glidden sich befindet. Der Muschelhügel ist schon 1838 vom Geologen C. T. Jackson beschrieben worden.

„Dieses Bett von Muscheln bildet eine Masse, deren höchster Punkt 25 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und sich allmälig nach der Küste hin so absenkt, daß sie noch 6 Fuß über die höchste Fluthmarke emporragt; sie mißt 108 Ruthen (— zu 16½ Fuß englisch —) in der Länge und 80 bis 100 Ruthen in der Breite. Die Muscheln bilden regelmäßige Lager oder Schichten, sind vollkommen gut erhalten und durch die Einwirkungen des Wetters gebleicht, versteht sich, so weit sie den Einwirkungen desselben ausgesetzt sind. Meinen Messungen zufolge enthält dieser Hügel nicht weniger als 44,906,400 Cubikfuß Muscheln."

Als Sheppard vor einigen Jahren die Stelle besuchte und an der Bank von Muscheln hinging, bemerkte er, daß sie, einer senkrecht abfallenden Mauer von 12 bis 15 Fuß Höhe gleich, Schichten aufwiesen, die so glatt und gleichmäßig waren, als ob sie, wie er sagt, von irgend einer „übernatürlichen Hand" dorthin gelegt worden seien. Die Stelle liegt etwa eine Mile unterhalb der Brücke von Nobleborough und es sollen dort früher viele und große Laubbäume gestanden haben.

Jackson vermuthet, daß der Muschelhügel von den Indianern herrühre; gewiß ist, daß dieselben früher jene Stelle häufig besucht haben. Aber dagegen sprächen die ungemein regelmäßige Schichtung der Lagen und der Umstand, daß die Schalen so gut erhalten seien; auch kämen dort in der See nur wenige Austern vor. Der Hügel ist von verhältnißmäßig junger Ablagerung, denn er liegt auf Diluvialboden. „Man sagt, daß Pfeilspitzen, Stilette aus Knochen und menschliche Gebeine in dem Muschelhügel nahe der Oberfläche desselben gefunden worden seien." Williamson bemerkt in seiner Geschichte Maines, daß an den Küsten dieses

Staates vormals Austern und andere Muscheln in großer Menge vorgekommen seien.

„Die dänischen und brasilianischen Muschelhügel und dieser Oyster mound in Maine tragen das Gepräge hohen Alterthums. Verdanken sie nicht etwa ihren Ursprung einer und derselben Race?" So fragt Sheppard, der aber mit dem Stande der Untersuchungen über die Muschelhügel nicht bekannt ist. Dafür zeugen schon die Worte: „Jene in Dänemark verdanken den Dänen ihren Ursprung. Es ist nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß diese Austernablagerung das Werk der Normannen sei und daß wir in derselben ein Denkmal ihrer Einwanderung in Amerika vor uns haben." Diese Ansicht ist platterdings unrichtig. Weder Dänen noch Normannen haben mit den Muschelhügeln etwas zu schaffen, welche einer viel frühern Epoche und einem viel frühern, längst verschwundenen vorgeschichtlichen Volke angehören.

Ein „antediluvianisches" Riesenthier in Brasilien.

Wir erhielten von Herrn Karl von Koseritz in Porto-Alegre folgende Mittheilung, die wir einfach so geben, wie sie uns zukam. Das Nähere bleibt abzuwarten.

Im großen Kaiserreiche Brasilien war bis jetzt noch kein „antediluvianisches" Geripp entdeckt worden und alles, was man bis heute bei Nachgrabungen vorfand, waren vegetabilische Ueberreste, welche über das wirkliche Alter dieses südamerikanischen Continents keinen Aufschluß geben konnten.

Nun endlich ist das Geripp eines „vorsündfluthlichen Riesenthieres" aufgefunden worden und zwar in unserer Provinz Rio Grande do Sul. Der Fazendeiro (Gutsbesitzer) Antonio Maneic Ribeiro ließ nämlich auf seiner Fazenda im Municipium von Alegrete einen Theil der Ausläufer der Serra Jarao, eines hohen Bergkegels von Granitformation, zum Baue einer Landstraße durchstechen, und fand in einer Ablagerung von rother Thonerde, einige 40 Fuß unter der Oberfläche, die wohlerhaltenen Ueberreste eines „urweltlichen" Riesenthieres in transversaler Lage. Die Knochen lagen in vollständiger Ordnung. Ribeiro ließ dieselben augenblicklich sammeln, und auf den Rath eines zufällig vorbeireisenden fremden Arztes in Leinöl abkochen, um ihnen Consistenz zu geben.

Da die Knochen einzeln herausgenommen wurden, so konnte er mir die Totallänge des Gerippes, dessen Zusammensetzung der nicht wissenschaftlich gebildete Mann nicht fertig bekam, nicht angeben, doch hat er einen Beinknochen vom Knie bis zum Fußgelenk gemessen, der eine Länge von 30 Spannen (zu 8 Zoll die Spanne) hatte! (?)

Antonio Mancio Ribeiro, der mir diesen merkwürdigen Fund bei seiner letzten Anwesenheit in Porto-Alegre zeigte, hatte sich aus einem der Riesenzähne einen Peitschenstiel anfertigen lassen, den ich hier sah und untersuchte. Das Stück Zahn beweist die enorme Größe des Thieres und gleicht dem schönsten Elfenbein.

Ribeiro versichert, daß die sämmtlichen Knochen wohl erhalten, daß Kopf, Rückgrat, Füße rc. vorhanden seien, so daß eine Zusammensetzung einem bewanderten Manne keine Schwierigkeiten bietet.

Der Besitzer dieser Seltenheit versprach mir, dieselbe in den nächsten Wochen auf Lastwagen hierher zu bringen, wo ich dann Gelegenheit haben werde, das Geripp zusammenzusetzen und Photographien abnehmen zu lassen. Sobald sich das urweltliche Ungethüm hier befindet, werde ich nicht unterlassen, Ihnen für den „Globus" eine genaue Beschreibung desselben mit photographischer Abbildung zugehen zu lassen, da ich überzeugt bin, daß ein solcher Fund in Südamerika, und zwar der erste dieser Art, für die Wissenschaft im Allgemeinen von großem Interesse sein wird.

Die Wahrheit obiger Angaben garantire ich, da Antonio Mancio Ribeiro ein sehr angesehener und achtbarer Mann ist und ich den Zahn gesehen habe.

Das Tödten eines Zwillingskindes bei einigen wilden Völkern.

Manches, das uns Europäern unwahrscheinlich und bei unserer Anschauungsweise als unmöglich erscheint, ist darum doch Thatsache und ereignet sich häufig. Was wir mit Recht für ein Verbrechen erklären, kommt dem wilden Menschen nicht selten wie eine Nothwendigkeit und eine gute oder nützliche Handlung vor. So ist es auch mit dem Tödten eines Zwillingskindes, das in Südafrika nicht selten ist. Ein Arzt, Dr. H. Calloway, der zu Spring Vale in der Colonie Natal lebt, schreibt darüber an die Londoner anthropologische Gesellschaft Folgendes:

Die Eingeborenen haben ihre Kinder sehr lieb, aber das eigene Leben haben sie doch noch lieber. Eltern werden unter gewissen Umständen ihre Kinder zu Grunde gehen lassen, sie auch wohl tödten, wenn sie wähnen, dadurch ihr eigenes Leben erhalten oder auch nur Krankheit von sich abwenden zu können. Die Sitte, ein Zwillingskind umzubringen, kommt unter einigen Stämmen und Familien der Kaffern vor und hat ihren Grund im Wahnglauben. Unter manchen Stämmen sind Zwillingsgeburten selten, bei anderen nicht; bei den letzteren läßt man beide Kinder aufwachsen, bei den ersteren gilt solch eine Geburt für eine Ungeheuerlichkeit und deshalb muß eins der Kinder sterben. Man untersucht beide sorgfältig und dem schwächsten steckt man einen Erdklumpen in den Mund, an welchem es langsam erstickt. Nachher begräbt man es neben der Eingangsthür der Hütte und pflanzt eine Ikgena, d. h. Zwergaloe, auf die Grabstelle. Man meint, wenn beide Kinder aufwüchsen, müsse Vater oder Mutter sterben, früher oder später; auf jeden Fall werde die Mutter früh alt und unfruchtbar, wenn man beide Kinder am Leben lasse; im letztern Falle sei auch unausbleiblich, daß die Zwillinge einander tödten würden, indem einer dem andern Krankheiten zu Wege bringe. Die alten Weiber im Kraal schärfen allen diesen Widersinn, an welchem sie streng festhalten, dem Volk ein. Nun trifft es sich aber auch, daß ein Vater sich dem Kindesmorde widersetzt. Dann wird er sofort von den Alten im Dorfe bedrängt und gedrängt; sie wissen ihm Beispiele vorzuhalten und ausführlich zu erzählen, welches Unheil dadurch entstanden sei, daß man beide Kinder am Leben gelassen habe, und sie lassen dann nicht nach bis er in die Tödtung willigt. Calloway kennt einen Fall, daß ein Mann, in dessen Familie Zwillingsgeburten nicht selten waren, eine Frau aus einem andern Stamme heirathete, in welchem sie fast gar nicht vorkamen. Die Frau gebar Zwillinge und sofort versammelten sich ihre Verwandten, um „das Unglück abzuwenden". Der Mann widerstand und gab vernünftige Gründe an; der Mord unterblieb. Als aber die Kinder etwa 14 Jahr alt waren, erkrankte die Mutter und nun verstand es sich von selbst, daß der Mann daran schuld sei; hätte er ein Kind getödtet, dann wäre die Mutter nicht krank geworden. So lautete die Logik der Wilden.

Das Kind wird dicht neben der Thür begraben, weil das dem überlebenden Zwillinge zu Gute komme. Dieses letztere, so meint man, vermisse das andere, und dieses habe aus dem Grab heraus eine wohlthätige Wirkung. Wenn es schreit, so thue es das, weil es sich nach jenem sehne; dann trägt man es auf das Grab und läßt es dort, bis es wieder ruhig wird. Deshalb ist das Grab dicht bei der Hütte; man braucht das schreiende Kind nun nicht weit zu tragen. Die Aloe gilt als Vertreterin des Verstorbenen; in ihr ist sein Geist oder Schatten. Man schneidet alle Stacheln ab, damit das lebendige Kind sich nicht beschädige, sich an der Pflanze emporziehen könne und „dadurch stark werde". Es würde ein Gleiches an seinem Zwillingsbruder gethan haben, wenn dieser am Leben wäre.

Bei den Kaffern, welche Nahrungsmittel in Menge haben, hat diese Tödtung nichts zu schaffen mit Mangel; Milch ist im Ueberflusse vorhanden; hier liegt ein bloßer Wahn zu Grunde. Uebrigens haben die Eltern mit der Tödtung des Kindes nichts zu thun; diese wird von den alten Weibern besorgt. In jenen Theilen des Kafferlandes, welche der Herrschaft Englands unterworfen sind, hat man dieser Barbarei ein Ende gemacht.

Behaarte Menschen, die sich forterben.

Die folgenden Thatsachen sind von Interesse, weil sie zeigen, daß und in welcher Weise Abnormitäten an Menschen übertragen werden und sich forterben können. Gewährsmänner sind: Erstens Crawfurd, der heute noch lebt und Präsident der ethnologischen Gesellschaft in London ist; er war vor mehr als 40 Jahren englischer Gesandter in Birma. Zweitens Oberst Yule,

der vor nun etwa 10 Jahren in gleicher Eigenschaft dort sich aufhielt.

„Der Großvater Schiwe maong stammte aus Laos; der Häuptling seiner Heimath hatte ihn, als er ein fünfjähriger Knabe war, dem Könige von Awa (Birma) als eine Merkwürdigkeit geschenkt. Als er ausgewachsen war, hatte er die gewöhnliche Größe, 5 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll, war schlank, zart gebaut und heller von Hautfarbe als die Birmanen zu sein pflegen. Stirn, Wangen, Augenlider und Nase waren mit schlichten, seidenartigen, silbergrauen, 4 bis 8 Zoll langen Haaren bewachsen. Dasselbe war auf dem ganzen Körper der Fall, mit alleiniger Ausnahme von Händen und Füßen. Am längsten, 5 Zoll, war das Haar auf Rückgrat und Schultern, und überall saß es fest, fiel nicht aus. Als Schiwe maong 30 Jahr alt war, sah er aus wie 60, und das kam von der Eigenthümlichkeit seiner Zahnbildung. Er hatte im Unterkiefer nur 5 Zähne, nämlich die 4 Schneidezähne und den linken Hundszahn, im Oberkiefer nur 4, von denen die zwei äußeren wie Hundszähne aussahen. Alle übrigen fehlten und statt des Zahnfleisches hatte er eine harte, fleischige Leiste; allem Anscheine zufolge fehlte auch der Alveolarproceß. Uebrigens waren die Zähne zwar klein aber gesund; er erzählte, daß er seine Milchzähne erst im 20. Jahre verloren habe, und erst damals habe er seine völlige körperliche Ausbildung erhalten. Dieser behaarte Mann sah ganz gut aus und war intelligent. Bei seiner Geburt waren lediglich seine Ohren mit 2 Zoll langen Flachshaaren bewachsen; jene auf dem übrigen Körper wuchsen später. Als er 22 Jahr alt war, schenkte der König ihm eine Frau, die ihm 4 Töchter gebar; die erste und zweite starben jung, und weder sie noch die dritte hatten irgend etwas Abnormes an sich. Aber die jüngste hatte bei ihrer Geburt Haare an den Ohren und bald wuchsen ihr dergleichen am ganzen Körper."

Das ist die Erzählung Crawfurd's, die von Oberst Yule (1860) in folgender Weise weiter geführt wird. „Diese Tochter — sagt er — heißt Maphons; an ihr war die haarige Eigenthümlichkeit völlig ausgebildet; von ihrem ganzen Gesichte konnte man wegen des langen, seidenweichen herabhängenden Haares nichts weiter sehen als die äußerste Lippe. Sie sah aus wie ein langhaariger Terrier, war aber eine angenehme, recht intelligente Frau. Sie brachte ihren Mann und ihre zwei Knaben mit; der älteste hatte nichts Auffallendes an sich, dagegen zeigte der jüngere die Familieneigenthümlichkeit, und er hat allem Anschein nach dieselbe in der dritten Generation. Der Mutter fehlten die Hunds- und Kauzähne." (Anthropological Review, Juli 1866, S. 234.)

Cholera und indische Pilgerfahrten.

Bisher hat man, und wohl mit Recht, angenommen, daß die böse Seuche ihren Weltgang von dem Gangesdelta aus angetreten habe; dort ist sie einheimisch. Gewiß ist auch, daß sie an anderen Oertlichkeiten unter gewissen Umständen und Bedingungen sich erzeugt, und dann weiter verschleppt wird. Wir wissen, daß das Ungeheuer mit geheimnißvollem Ursprunge sich an die Fersen der mohammedanischen Pilgerkarawanen heftet; bei den Hinduwallfahrten zeigt sich dieselbe Erscheinung. Dr. Leith, Präsident der Gesundheitscommission zu Bombay, hat darüber einen umfassenden Bericht veröffentlicht.

Pandharpur liegt 119 Miles von der Maharatten-Hauptstadt Punah entfernt, am rechten Ufer des Flusses Bhima. Dort steht das berühmte Götzenbild Vitoba, eine Incarnation Wischnu's, der einmal an jenem Ort erschienen ist. So berichtet die Legende. Das Idol ist Gegenstand hoher Verehrung bei den Maharatten und von weit und breit her wandern Pilger zu demselben. Die Wallfahrt gilt für besonders wirksam im Juli und October, und die Andachten dauern dann vom elften Tage des zunehmenden bis zu jenem des abnehmenden Mondes. Zu den etwa 14,000 Einwohnern der Stadt kommen dann noch 50,000 bis 100,000 Pilger. Dr. Leith besuchte 1865 den Vitobatempel. Derselbe besteht aus drei Vorzimmern und einem Gemach, in welchem der Götze sich befindet; dieses letztere hält nur 8 Fuß im Viereck, und das steinerne Idol steht unter einer 30 Fuß hohen Kuppel. Im zweiten Vorzimmer halten sich stets einige Brahminen auf, um die Opfergaben entgegenzunehmen; beim Einlaß werden jene Frommen bevorzugt, welche am meisten spenden. Bevor die Pilger in den Tempel Einlaß finden, drängen sie sich in einem Hofraume zusammen, dessen freie Fläche nur 449 Quadratyards einnimmt. Dort stehen oder sitzen sie stundenlang dicht aneinander gedrängt; Arme und Kranke, die nicht Kraft genug haben, sich Bahn zu brechen, müssen vom Morgen bis zum Abend dort aushalten und dabei strenges Fasten beobachten, sie leiden also Hunger und Durst, sind durch das Hin- und Herdrängen abgemüdet und mit Schweiß bedeckt. Die Atmosphäre in dem Hofraum ist abscheulich, da überall der widerwärtigste Schmutz herrscht und Niemand den Hof verlassen darf, auch wenn er ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen hat. Ins Innere werden immer nur zwanzig Personen eingelassen, und wenn dann ein Brahmine die Thür öffnet, ist der Andrang so stark, daß keiner auch nur die Arme rühren kann. Die Luft ist erstickend, die Kleider triefen von Schweiß, und wenn die Andächtigen, welche so lange in dem dunkeln Hofraume verweilten, in das blendend erleuchtete Götzengemach treten, verlieren sie beinahe das Bewußtsein. Die inneren Wände sind feucht von den Ausdünstungen der Frommen; auch das Idol wird naß davon. Dann sagt ein Priester: Der Gott ist ermüdet.

Nachdem der Pilger im Tempel seine Andacht verrichtet hat, wird er herausgelassen. Der Reiche findet in der Stadt selbst ein Unterkommen in überfüllten Wohnungen oder auch in einem Zelte; der Arme hat höchstens eine Decke, in welche er sich hüllt, wenn er sein Lager unter freiem Himmel am Flußufer aufsucht. Er trinkt das Wasser aus dem Bhima, welcher durch Unreinigkeiten von Menschen und Vieh besudelt ist.

Am funfzehnten Tage in den heiligen Zeiten besuchen die Wallfahrer den in der Nähe liegenden Kala Gopaltempel. Dabei geht Alles im höchsten Grad ausgelassen zu und der Menschenandrang ist ungeheuer. Hier wird keinerlei Kastenunterschied beobachtet und Alle genießen die Lustbarkeiten und ausschweifenden Vergnügungen, an welchen, wie die heilige Sage erzählt, Gott Wischnu sich ergötzte, als er noch jung war. Leute verschiedener Kasten speisen gemeinschaftlich. Man weiß nicht genau wie viel Geld der Vitobagötze den Priestern jährlich einbringt; 60,000 Rupien (zu 20 Silbergroschen) mindestens, und die englische Regierung steuert ihrerseits 3000 Rupien bei.

Seit Jahren ist nun beobachtet worden, daß zu Pandharpur unter den Pilgern die Cholera mit großer Heftigkeit auftritt und dann durch die Heimkehrenden weiter verbreitet wird. Sie findet in jener Stadt einen Brutherd, der recht eigentlich für sie geschaffen ist. Alles ist so abscheulich besudelt, daß Morgens ein Fremder sich nicht auf Straßen oder Plätze begeben und daß er erst ausgehen kann, wenn die Schweine für etwas Reinlichkeit gesorgt haben. Dr. Leith hat Vorschläge zu besserer Lüftung des Tempels gemacht; er beantragte, daß die Pilger künftig nicht am feuchten Flußufer, sondern auf trocknem Boden schlafen sollen; es soll für gutes Trinkwasser gesorgt und die Straßen sollen gefegt werden. Am besten wäre es, diesem ganzen Unfug ein Ende zu machen. Da es sich aber um eine „heilige Sache" handelt, so kann die Regierung nicht mit einem Machtspruch eingreifen und die Wallfahrten zum Vitobagötzen werden fortdauern.

Sklavenhändler und Auswanderer im Kaukasus.

Mehr als eine halbe Million mohammedanischer Bergbewohner haben ihre alte Heimath verlassen und in verschiedenen Gegenden der Türkei von der Donau bis zum Tigris neue Wohnsitze erhalten. Man sieht diese „Aristokraten des Müßigganges" nirgends gern. Die Russen sind nun allerdings Herren des Kaukasus, aber doch noch lange nicht in ruhigem Besitze. Mittheilungen vom Schwarzen Meer, August 1866, berichten über einen Aufstand, der in Folge einer unter den Bergvölkern weit verzweigten Verschwörung in der Landschaft Daghestan und zu Suchum Kaleh ausgebrochen sei. Am letztern Orte wollte man die russische Besatzung niedersäbeln und dann nach der Türkei flüchten. Der Versuch war blutig, mißlang jedoch.

Ein Bericht der „Allgemeinen Zeitung" aus Konstantinopel

will wissen, daß die kaukasischen Sklavenhändler an der Spitze der Bewegung ständen. Die Türken beziehen noch immer Sklaven aus dem Kaukasus, wo die Weiber es für ein beneidenswerthes Glück halten, in einen Harem nach Stambul gebracht zu werden. Der Handel ist zwar verboten, blüht aber fort und wird in mohammedanischen Gegenden nur schwer auszurotten sein, weil das Volk ihn für erlaubt und ganz in der Ordnung hält. Der Haussklav in der Türkei kann zu den höchsten Ehrenstellen gelangen. Noch immer zählt man dort viele Würdenträger, die einst tscherkessische Sklaven gewesen sind. Die hülfsbedürftigen Mädchen finden ein gutes Unterkommen. Die Tscherkessinnen sind gewöhnlich weit schöner als die Türkinnen und spielen deshalb in den Harems fast immer die Herrinnen. Die Mutter des jetzt herrschenden Sultans war eine tscherkessische Sklavin, ebenso die gegenwärtige Vicekönigin von Aegypten. Der gesammte weibliche Hofstaat des Sultans, der Prinzen und Prinzessinnen besteht aus Tscherkessinnen. Die eigentlichen Sklavenhändler, welche den Markt versorgen, sind in der Regel türkische Unterthanen, sogenannte „Lassen" (Lazen), die an der Küste des Schwarzen Meers und im Innern bis an die georgische Grenze wohnen, und ihre lebendige Waare um so leichter in die türkischen Städte bringen, weil, wie bemerkt, die Tscherkessenmädchen kein größeres Glück kennen, als nach Konstantinopel zu kommen; sie haben über Ehe und häusliches Glück ganz andere Ansichten als die christlichen Europäerinnen.

Barbarei der Engländer auf Neuseeland.

Es fehlt der Sprache an Ausdrücken, um nach Gebühr die Abscheulichkeiten zu kennzeichnen, welche von den „hochherzigen Briten" namentlich auf Neuseeland planmäßig gegen die Eingeborenen, die Maoris, verübt werden. Seit Jahren dauert, mit nur kurzen Unterbrechungen, ein blutiger Krieg, welcher durch Ungerechtigkeit, Gier nach Landbesitz und Hochmuthsdünkel der Colonisten hervorgerufen worden und mit ausgesuchter Barbarei und Treulosigkeit von Seiten der weißen Christen geführt worden ist. Diese finden selbst in England, wo man doch auf die Eingeborenen (falls diese nicht etwa Neger sind, für welche eine krankhafte Sentimentalität zur Schau getragen wird) sehr gleichgültig herabsieht, kaum noch Vertheidiger, und schon vor einigen Jahren äußerte ein Londoner Blatt, „man müsse sich schämen, einem Volke anzugehören, das so entmenschte Ungeheuer hervorbringe."

Wir haben im „Globus" mehrmals die wunderliche Secte der Pai Marire geschildert, die auch als Hau hau's bezeichnet werden. Die Buchstabenreligion, welche von den Engländern als Christenthum nach Neuseeland importirt wurde, hat in die Köpfe der Maoris lediglich Verwirrung gebracht und hat diese Menschen aus dem geistigen Gleichgewichte geworfen, indem sie den alten Glauben untergrub, während der neugepredigte den braunen Leuten unverständlich war. Diesen hatten sie äußerlich angenommen, als sie aber sahen, von welcher Beschaffenheit die weißen Bekenner desselben sind und daß alle schweren Drangsale, welche über die Ureinwohner kamen, gerade von diesen Weißen herrühren, da warfen sie den neuen Glauben ab. Sie machten sich eine seltsame Religion zurecht, die in wilden Ungeheuerlichkeiten besteht; diese bezeugen, wie völlig wirr es in dem Hirn der Maoris aussieht. Es bildete sich die Secte der Hau hau's; diese ermordeten einen Missionair, und die Thäter wurden gefangen und aufgehängt. Der Krieg dauerte fort, die Ueberlegenheit der Europäer machte sich geltend, trotz der tapfersten Gegenwehr verloren die Maoris mehr und mehr an Boden, aber die einsichtsvollsten unter den Häuptlingen bemühten sich seit einiger Zeit, einen ehrlichen Frieden herbeizuführen.

Unter diesen Häuptlingen war William Thompson, welchen die Engländer in ihren Berichten oftmals gerühmt haben, diesen allzeit freundlich gesinnt, und im August 1866 trat er als Vermittler auf, um endlich dem Blutvergießen ein Ende zu machen. In der Melbourner „Germania" vom 20. September lesen wir, daß er im August nach der Stadt Wellington kam, um mit der Regierung zu verhandeln. Er wurde ohne Rücksicht behandelt, nicht als Gast beim Gouverneur aufgenommen, sondern in ein Wirthshaus gewiesen. Er wandte sich an das neuseeländische Parlament, mit dem Gesuche, daß man den Maoris die von der Regierung confiscirten Waikato-Ländereien herausgeben solle. Er hatte bis auf Weiteres seine Landsleute beschwichtigt und auf einen Frieden vertröstet; auch ist dieser Häuptling trotz alledem Christ geblieben.

Nun wird in der „Germania" Folgendes berichtet. Ein Major Mac Donnell war mit 250 Mann Milizen nach Waingongora marschirt und hatte dort eine Zusammenkunft mit zwei Häuptern der Hau hau's. Als er unbedingte Unterwerfung verlangte, versprachen sie, am folgenden Tage eine bestimmte Antwort zu geben. Diese erfolgte auch; die Hau hau's erklärten, sich unterwerfen zu wollen; sie würden ihn in Kawae erwarten, um das Nähere zu verabreden. Mac Donnell ging mit einer Truppenabtheilung dorthin und traf eine Anzahl bewaffneter Krieger, welche eben eine Mahlzeit hielten. Die Häuptlinge erklärten, daß sie zum Abschlusse des Friedens bereit seien, doch wünschten manche der Ihrigen noch über einige Punkte näher zu verhandeln. Statt auf einen jedenfalls nicht unbilligen Wunsch einzugehen, „überfiel der Major während der Nacht das Dorf Kawae und ließ alles, was in seine Hände fiel, massacriren; was entfliehen konnte, rettete sich in das Gebüsch. Die Trophäen der Engländer bestanden in 10 Leichen; eben so viele Frauen und Kinder wurden gefangen genommen und auch Waffen erbeutet. Das Dorf wurde dann in Brand gesteckt und der Major zog mit seinen Leuten wieder nach Waingongora zurück. Natürlich wird diese Heldenthat gewaltig ausposaunt und die englischen Ansiedler sind entzückt darüber. Sie erklären einen solchen Vernichtungskrieg für die beste Weise, mit den Eingeborenen fertig zu werden. Der Native Resident Magistrat Parris zu Patea ist jedoch anderer Meinung; er begab sich nach obigem Ueberfall in größter Eile zum Gouverneur nach Wellington, von wo er den gemessenen Befehl an den Major zurückbrachte, daß dieser ohne Erlaubniß von Herrn Parris nichts mehr vornehmen solle."

Agassiz über den Amazonenstrom.

Der berühmte Naturforscher ist im October aus Brasilien nach Nordamerika zurückgekehrt und hält nun in Boston Vorträge über seine Reise, zu welcher ihm ein reicher Mann jener Stadt, Thayer, die Geldmittel gab. Agassiz spricht mit großer Vorliebe vom Amazonenstrome, welchen er bis zur peruanischen Grenze hinauffuhr. Er setzte, was wir allerdings schon längst wissen, auseinander, daß das Stromgebiet des Hauptflusses eine weite, reich bewaldete und bewässerte Ebene bilde. Die Entfernung von der Mündung bis zur Quelle betrage, dem Strom entlang, 4000 Miles; die Ebene, durch welche derselbe fließe, sei durchschnittlich 1200 Miles breit, an manchen Stellen sogar 1800, und die ganze Abdachung vom Fuße der Andes bis zur Mündung betrage nicht über 250 Fuß. Dieses Stromthal kann mit keinem andern verglichen werden; die Mündung ist 160 Miles breit. Seen und Lagunen hat der Amazonas in Menge. Im August und September beginnt der Schnee der Andes zu schmelzen, aber das übt auf den Strom einen nur geringen Einfluß, da er in seinen unteren Theilen erst im März anschwellt; seinen höchsten Wasserstand hat er vom Juni bis October; er steigt von 30 bis zu 50 Fuß. Die südlichen Nebenflüsse haben Hochwasser, wenn die von Norden her einströmenden den niedrigsten Wasserstand haben und umgekehrt. Es giebt Zeiten, in denen ein großer Theil des Beckens unter Wasser steht und man in den Wäldern schifft. (— Das hat Wallace in seinen Reisen vortrefflich geschildert. —) Das Klima ist ungleich günstiger als im tropischen Afrika. Die Nächte sind nicht schwül, weil der Amazonenstrom von Westen nach Osten läuft, also dem Passatwind entgegen, so daß kühle Winde stromauf wehen. Die mittlere Jahrestemperatur stellt sich auf 82° F., die höchste auf 95°, die niedrigste auf 72° F. An jedem Abend verspürt man den frischen Wind. — Wenn die Gegenden am Amazonenstrom bisher in ungünstigem Rufe standen, so liegt die Schuld daran zu nicht geringem Theil an der schlechten brasilianischen Verwaltung und in der Lebensweise der Leute. Man schickt junge unerfahrene Männer als Beamte dorthin, die den Aufenthalt für ein Exil halten und sobald als möglich wieder fortkommen möchten; außerdem werden die Indianer von den Weißen nicht gut behandelt. Die Wälder könnten einen großen Gewinn abwerfen, denn nicht

weniger als 170 Arten werthvoller Hölzer sind vorhanden; aber bis auf den heutigen Tag hat noch Niemand daran gedacht, eine Sägemühle am Amazonenstrome zu bauen! Man fällt einen Baum und hauet sich mit der Art ein Brett aus demselben zurecht. Die Dampfer, welche den Strom befahren, sind so bequem eingerichtet und werden so gut geführt, daß ein Ausflug bis an den Fuß der Andes eben so angenehm ist wie eine Fahrt auf dem Rhein. Der Strom wird in der nächsten Zeit den Schiffen aller Nationen geöffnet werden. Bemerkenswerth ist, daß er kein Delta hat, obwohl er, gleich Nil, Mississippi und Ganges, eine ungeheure Menge von Schlamm ins Meer wälzt. Dieser Umstand erklärt sich daraus, daß der Ocean, aus noch nicht genau ermittelten Ursachen, in wahrhaft entsetzlicher Weise an den Gestaden des südamerikanischen Continentes nördlich vom nördlichen Vorgebirge Brasiliens Verwüstungen anrichtet. Von diesem Punkt aus läuft die Küste gen Norden und ein Rand von 200 bis 300 Miles breit ist bereits vom Meere verschlungen worden; der Amazonas hat einst 300 Meilen weiter in den Atlantischen Ocean gereicht als jetzt!

Die Grenze zwischen Chile und Bolivia. Diese ist 23 Jahre lang streitig gewesen; nun sind aber beide Theile übereingekommen, den 24. Grad südlicher Breite als Scheidelinie festzustellen. Bolivia, wesentlich ein Binnenstaat, also ohne Seemacht, besitzt an der Küste des Stillen Weltmeers nur eine Strecke wüsten Gestades; dort erhob es, wie wir schon früher mehrfach hervorgehoben, Anspruch an die Inselgruppe der Merillones, die wegen ihres Reichthums an Guano von großem Werth ist; andererseits behauptete Chile ein Eigenthumsrecht. Nun hatte eine Pariser Handelsfirma, das Haus Arnaud, sich bereit erklärt, der Republik Bolivia 3 Millionen Dollars zu leihen; dafür sollten eiserne Kriegsschiffe gekauft und dann die Feindseligkeiten gegen Chile eröffnet werden; der bolivianische Congreß hatte dazu seine Genehmigung ertheilt. Jetzt hat aber dieser Staat ausnahmsweise und zeitweilig einen verständigen Präsidenten, Herrn Melgarejo, und dieser begriff, daß ein friedlicher Vergleich besser sei als ein kostspieliger Krieg. Beide Staaten haben sich in das Streitobject getheilt, jeder nimmt die Hälfte. Die Ausbeutung des Guano ist jenem französischen Handelshause zuerkannt worden; dasselbe erhält die eine Hälfte des Ertrags und die andere wird zwischen den beiden Republiken getheilt, sobald die Firma der einen wie der andern Republik je 3 Millionen Dollars leihweise vorgestreckt haben wird. Die Inseln selbst sind als bolivianisches Territorium anerkannt worden.

Fortschritt in Chile. Unter allen Republiken Amerikas wird dieser Staat am wenigsten von bürgerlichen Unordnungen heimgesucht; er erfreut sich geordneter Zustände und eines gedeihlichen Fortschrittes. Während das heillos zerrüttete Mexico binnen einem halben Jahrhundert mehr als 50 Präsidenten und Dictatoren aufweist, hat Chile sich in derselben Zeit mit 6 Präsidenten beholfen, welche überdies nicht säbelrasselnde Generäle, sondern zumeist bürgerliche Menschen waren und sind. Es kommt dem Lande auch zu Gute, daß es von der Negerplage verschont geblieben ist, und bei allerdings ausgedehnter Mischung mit indianischen Elementen doch das weiße Blut, also auch die höhere Cultur, entschieden vorwaltet. Die Bevölkerung wächst rasch an; nach der Zählung von 1865 betrug sie 1,814,218 Köpfe. Die Einfuhren stellten sich in demselben Jahre auf 21,240,976 Dollars, wovon beinahe 76 Procent auf europäische Waaren kommen (16,137,573 D.); die Ausfuhren hatten einen Geldwerth von 25,712,623 Dollars; davon gingen nach Europa für beinahe 16 Millionen und von diesen für $9\frac{1}{2}$ Millionen nach England.

Rindfleisch vom La Plata. Dasselbe kommt nun in vollkommen frischem Zustande nach Europa, seitdem eine Erfindung der Herren M'Call und Sloper in London sich praktisch bewährt hat. Das Verfahren ist noch ein Geheimniß, gewiß bleibt, daß die erste Sendung frischen Rindfleisches, welche in London in der Mitte Septembers 1866 aus Buenos Ayres eintraf, nichts zu wünschen übrig ließ. Ein Freund der Erfinder, Namens Paris, war vor mehreren Monaten nach dem La Plata gegangen, um die Zubereitung zu überwachen. Am 27. September wurde in der London Tavern eine große Speiseprobe abgehalten, die vortrefflich ausgefallen ist. Auch wurden Fässer rohen Fleisches geöffnet, deren Inhalt so frisch war, als sei die Waare eben erst vom Londoner Fleischer geholt worden. Man wird nun ans Werk gehen, dieselbe in möglichst großer Menge zu holen. Wirthschaftlich und für Handel und Schiffahrt ist diese Angelegenheit von großer Bedeutung, denn bisher sind jährlich zwischen 2 und 3 Millionen Stück Rindvieh in den La-Plata-Gegenden nur der Häute, Hörner und Klauen wegen geschlachtet worden; das Fleisch wurde zum großen Theil den Geiern zur Beute und hatte an Ort und Stelle so gut wie gar keinen Preis.

In **Neugranada**, oder wie es jetzt heißt den **Vereinigten Staaten von Columbien**, ist ein sehr ersprießliches Werk vollendet worden, nämlich eine Landstraße aus dem Staate Caneá nach Antioquia. So können nun die Erzeugnisse einer höchst fruchtbaren Gegend, die bisher isolirt war, in den Handel gelangen. Sodann wird eine Pferdebahn zwischen Barbacóas und Túquerres gebaut, auf welcher die werthvollen Hölzer aus den dichten Wäldern jener Region transportirt werden sollen. Nichts ist diesen jungen Ländern nützlicher als fahrbare Wege, an denen es noch fast ganz mangelt.

Aus **Schanghaï** wird eine Thatsache gemeldet, welche beweist, daß europäische Neuerungen in das Blumenreich der Mitte einbrechen. Ein Chinese, der bei einem der europäischen Consulate angestellt war, fand, nach Landesbrauch, keine Ungebühr darin, sich mit zehn Dollars bestechen zu lassen. Verboten ist das allerdings, aber die Mandarinen nehmen es bekanntlich nicht genau damit, und jener Consulatsdiener glaubte sich auch nicht an das Verbot kehren zu müssen. Das hatte er indeß schwer zu bereuen; man statuirte an ihm ein Exempel. Er wurde zehn Tage lang öffentlich ausgestellt, und zwar mit Handschellen. Sodann hatte man (wie es früher bei uns in Deutschland mit „Meßdieben" geschah, die am Pranger stehen mußten) eine Tafel über ihm befestigt, auf welcher seine Missethat verzeichnet war. Nach Verlauf jener zehn Tage bekam er dann noch einen Denkzettel, der in einhundert wohlgezählten Hieben mit einem derben Bambusrohr bestand. Außerdem wurde er seines Dienstes entlassen. „Welch ein Beispiel geben uns hier die Chinesen!" so ruft ein englisches Blatt aus, indem es berechnet, wie viel Bambushiebe in Großbritannien und Irland verabreicht werden müßten, falls jeder, der bei Parlamentswahlen eine Bestechung annähme, nach jenem chinesischen Maßstabe die ihm gebührenden Streiche erhielte! Und nun gar in Nordamerika, wo man, wie das oftmals in Reden und Zeitungsartikeln behauptet worden ist, für einen Dollar und eine Gallone Branntwein eine irische Stimme kaufen kann und wo die Zahl der wahlberechtigten Irländer weit über eine Million betragen mag!

Die Steinkohlen in Neusüdwales sind ein werthvoller Schatz für die Colonie; man findet sie selbst unter dem Kalkstein in großer Mächtigkeit. Die australische Kohle ist älter als die europäische. Der Sandstein streicht von Sydney aus nach Süden hin bis zum Flusse Paddy, wo auf jener Seite auch die Kohle ein Ende hat; dann aber beginnen sofort die Goldfelder und man findet Eisenstein in Menge; die Fitzroy-Gruben sind daran sehr ausgiebig.

Der Atlantische Telegraph. Während der unterseeische Theil desselben bisher seine Dienste nicht versagt hat, kommen Unterbrechungen auf Neufundland vor, wo der Draht durch Wüsteneien und Waldeinöden geführt werden mußte. Nicht ohne Grund besorgt man, daß namentlich im Winter bei starkem Schneefalle, der auf jener Insel nicht ausbleibt, Störungen vorkommen werden. Man hat deshalb beschlossen, ein unterseeisches Telegraphentau von der Trinity-Bai, Neufundland, nach Boston zu legen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Beiträge zur Kunde von Japan.

II.

Wesen der japanischen Cultur. — Civilisation schon in sehr früher Zeit. — Charakter des Volkes. — Die Berührung mit Völkern des Abendlandes. — Unangemessenes Benehmen der Europäer und Amerikaner. — Der heilige Berg Fusi yama. — Häusliches Leben. — In Benteng-Yokuhama. — Hausdienerschaft. — Die Toris. — Familienleben, Kindererziehung und Spiele. — Die Bildung der Japaner.

Das schöne Inselreich des Sonnenaufgangs, Nippon, das wir Japan nennen, ist ein Culturland in der vollen Bedeutung des Wortes. Zwar weichen Anschauungen, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen vielfach von denen der europäischen Menschheit ab und an dem ganzen japanischen Wesen erscheint uns Vieles recht seltsam. Aber das ist auch umgekehrt der Fall; der Japaner seinerseits findet an der europäisch-christlichen Civilisation Vieles verwunderbar und verwerflich. Er gehört eben einer ganz andern großen Stammgruppe des Menschengeschlechts an, und es wäre von unserer Seite geradezu widersinnig, von ihm zu verlangen, daß er sich in unserer Weise hätte entwickeln sollen. Manche bei uns haben sich daran gewöhnt, überall den europäischen Maßstab als den allein richtigen anzulegen; das ist jedoch entschieden unstatthaft und verstößt gegen alle Gerechtigkeit.

Die Cultur jenes ostasiatischen Inselreiches ist eigenartig; sie ist homogen, in ihrer Entwickelung und Fortbildung von Außen her, bis auf unsere Tage herab, nicht gestört worden; sie ist durchaus original und farbig. Nur von einer Seite her hat Japan einige fremdartige Elemente aufgenommen, von China, aber es hat diese selbständig in sich verarbeitet und zu seinem vollen Eigenthum gemacht.

Kein anderes asiatisches Volk kann sich an Civilisation mit den Japanern messen. Diese haben ein geordnetes und gegliedertes Staatswesen, das sich wesentlich unterscheidet sowohl von dem patriarchalischen Despotismus und der verrotteten Mandarinenwirthschaft in China, wie von dem anarchischen Feudalismus der Afghanen, den auf religiöser Kastentrennung beruhenden Einrichtungen der Hindus, wie von der Willkürherrschaft in den mohammedanischen Ländern. Manches im öffentlichen Leben Japans erinnert an unsere mittelalterlichen Zustände, an die Einrichtungen der Feudalzeit, aber mit einem für Japan manchmal sehr vortheilhaften Unterschiede. Japan hatte allezeit geordnete Rechtszustände und eine Menge von wohlthätigen öffentlichen Anstalten und Einrichtungen, von welchen einst in Europa auch die hervorragenden Köpfe noch gar keine Ahnung hatten.

Ich will nur Einiges hervorheben. Japan hat seit länger als einem Jahrtausend Civilstandsregister, die in Europa bekanntlich sehr neuen Datums sind. Seit vielen Jahrhunderten sind Geburten, Heirathen und Sterbefälle in jeder Gemeinde verzeichnet worden. Das Finanzwesen hat sich allezeit in musterhafter Ordnung befunden und ehe das Land mit den Fremden in unliebsame Berührung kam, hat man außerordentliche Abgaben kaum gekannt. Pässe und Urkunden aller Art sind von den Staatsbeamten immer gebührenfrei ausgestellt worden.

Schon vor tausend Jahren hatte Japan ein Postwesen und zwar ein sehr geregeltes. Jeder der mehr als sechszig Landesherren muß in seinem Gebiete dasselbe in bester Ordnung halten; allemal in Zwischenräumen von $1\frac{1}{2}$ bis 4 Stunden befinden sich Stationen, an denen Träger oder Pferde gewechselt werden. Auch Laufzettel sind seit Jahrhunderten in Japan bekannt, nicht minder Postschiffe, die sich in einem aus lauter Inseln bestehenden Lande als nothwendig erwiesen, die aber Europa erst sehr spät eingerichtet hat. Die Beförderung der Correspondenz ist sicher, rasch, und seit Jahrhunderten tragen Briefträger die Schriften in einem Kasten, der an einer langen Stange befestigt ist; gewöhnlich gehen mehrere hintereinander in Begleitung eines Postbeamten, welcher an den verschiedenen Stationen die Briefe abgiebt. Als man in Europa noch nicht wußte, was Postkarten mit Verzeichnung aller Ortschaften und mit Angabe der Beförderungstarife seien, hatte dergleichen Japan, und dazu Preiscourante, welche in den Wirthshäusern angeschlagen waren, um die Reisenden gegen Uebervortheilung zu sichern.

Die Anlage von Wasserbecken zur Speisung der Canäle, durch welche die Felder befruchtet werden, ist schon seit dem Jahre 36 vor Christi Geburt bekannt. Theestrauch und Apfelsinenbaum sind früh aus China eingeführt worden. Seit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung hat Japan den Maulbeerbaum und die Seidenzucht; zwei Jahrhunderte später kannte es den Gebrauch des Erdöls und der Steinkohle. Die Einrichtung der Pferdeposten fällt ins dritte Jahrhundert; im vierten Jahrhundert ließ der Herrscher Getreidespeicher bauen, damit das Volk nach Mißernten nicht Hungersnoth leide. Das „Rad, welches den Süden anzeigt", also den Compaß, hatte Japan schon 543, Wasseruhren werden um 660 erwähnt und 670 die Wassermühlen. Seit dem dritten Jahrhundert waren am Hofe die chinesischen Schriftzeichen im Gebrauch; die eigenartigen Schriftzeichen der Japaner wurden erst gegen das Ende des achten Jahrhunderts erfunden.

Die erste Volkszählung hat im Jahre 86 vor Christus stattgefunden; damals wurden auch von der Regierung Schiffswerften angelegt. Im zweiten Jahrhundert nach Christus sind die Provinzen in Verwaltungskreise und diese in Unterdistricte getheilt worden. Im fünften Jahrhundert wurde in jedem Bezirk ein Gelehrter beauftragt, Beiträge zu einer Landeskunde zu sammeln und namentlich Alles zu sammeln, was auf die volksthümlichen Gebräuche und Ueberlieferungen Bezug hat. Mit guten Landstraßen ist Japan seit anderthalbtausend Jahren versehen; es verfertigte Baumwollenpapier im siebenten

Jahrhundert und kennt den Druck mit Holzstöcken seit 1206. Den Schulen ist seit den ältesten Zeiten große Sorgfalt zugewandt worden; der Unterricht erstreckt sich auf alle Volksclassen und im Verkehr herrscht durchweg ein höflicher Anstand. Unter allen Asiaten haben allein die Japaner das, was wir im europäischen Sinn als Gesellschaft bezeichnen können; auch ist die Stellung der Frauen unendlich günstiger als in China, Indien oder bei den mohammedanischen Nationen. Es herrscht Wohlstand; im Ackerbau stehen uns die Japaner mindestens gleich, im Gartenbau sind sie uns ebenso wie in manchen Zweigen der Industrie entschieden voraus; an Seetüchtigkeit und Tapferkeit bleiben sie hinter keinem Volke zurück. Dazu kommt, daß kirchliche Unduldsamkeit bei ihnen völlig unbekannt ist. Japan kennt keine religiöse Inquisition, keine Scheiterhaufen, keinen Menschenmord aus religiösen Motiven. Die Christenverfolgungen hatten keinen kirchlichen Grund; sie fanden statt, nachdem, durch europäische Priester mißleitet, die zur europäischen Glaubenslehre bekehrten Japaner eine politische Partei bildeten und dem Herrscher gefährlich wurden. Sie waren nicht vom Fanatismus eingegeben, wie die Hugenottenverfolgungen und die Bartholomäusnacht.

Das japanische Leben bietet demnach viele Lichtseiten dar und wir begreifen sehr wohl, wie es kommt, daß alle Europäer, welche Japan aus eigener Anschauung kennen lernten, von Land und Volk mit Begeisterung sprechen. Freilich sind auch Schattenseiten vorhanden, und wir werden Gelegenheit haben, auch dieser zu erwähnen; gewiß ist aber auch, daß Japan in mancher Beziehung den europäischen Völkern gegenüber Manches voraus hat.

Vor allen Dingen das im Allgemeinen höchst anständige Benehmen des Volkes, von welchem jenes so vieler Europäer im Lande höchst unvortheilhaft absticht. Namentlich haben sich manche Engländer, ihren Gesandten Alcock mit eingeschlossen, höchst unanständig und verletzend benommen. Wir finden in dem zweiten Bande der „Preußischen Expedition nach Ostasien (Berlin 1866)“ an mehr als einer Stelle vortreffliche Bemerkungen.

„Der holländische Gesandte, Herr de Graeff van Polsbroek, und außer ihm alle übrigen Consuln, führten bittere

Fusi yama, der heilige Berg auf Nippon.

Klagen über ihre in Yokuhama angesiedelten Landsleute, deren Anmaßung und Rücksichtslosigkeit fortwährend betrübende Collisionen hervorrief. Wir hatten leider schon damals vielfache Gelegenheit, uns von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen; nicht lange nachher kam es zum offenen Eclat. Die Japaner sind von Natur durchaus jovial und zu freundschaftlichem Verkehr mit den Fremden geneigt; sie fördern gern auf jede Weise deren Vergnügen und Bequemlichkeit, sofern nur nicht gegen persönliche Rechte oder die Sitten und Gesetze des Landes verstoßen wird.“

Was sollen die Japaner von der sittlichen Qualität christeuropäischer und christamerikanischer Völker denken, wenn sie Auftritte folgender Art erleben?

„Die Matrosen des nordamerikanischen Kriegsdampfers „Niagara“ gingen bei Yokuhama auf Urlaub aus Land und verübten mehrfach die gröbsten Excesse. Sie drangen in die Häuser und mißhandelten deren Bewohner, Fremde wie Japaner; der französische Geschäftsträger wurde auf der Straße insultirt und ein japanischer Beamter mußte sich mit der blanken Waffe seiner Haut wehren. Alle Genugthuung, die den Gekränkten werden konnte, bestand in dem Versprechen des Capitains, die Schuldigen vor ein Kriegsgericht zu stellen.“ Auch unter unseren jugendlichen Handelsbeflissenen waren Rowdies: „Ein Hamburger Handelscommis, dessen emancipirtes Auftreten den Japanern schon lange verhaßt war, ging trotz des allgemein bekannten Verbotes mit einigen Engländern auf die Jagd und wurde vom Polizeibeamten verhaftet. Man nahm ihm das Gewehr ab, band ihm (nach Landesbrauch) die Hände auf den Rücken und packte ihn in eine Sänfte. Auf der Landstraße begegneten ihm seine Jagdgefährten; sie fielen sogleich über den Häscher (Feldhüter) her und befreieten ihn mit Gewalt. Nun hatten aber damals die Deutschen noch gar kein Recht, in Japan zu wohnen und wurden nur bis auf Weiteres geduldet; trotzdem benahmen sich einige deutsche Kaufleute fast wie ein übermüthiger Feind in erobertem Lande. Sie pflegten mit verhängtem Zügel durch die Straßen von Yokuhama zu jagen als ob die Stadt ihnen gehöre, behandelten die einheimischen Beamten mit vornehmer Verachtung und brüskirten alle Sitten und Gewohnheiten des

Landes. Natürlich sollen die Consuln und Gesandten die eingebildeten Rechte solcher Leute gegen die einheimischen Behörden vertreten, ihnen die angemaßte Stellung mit Nachdruck vindiciren! Waren es auch nur wenige aus der Zahl der Ansiedler, auf welche diese Beschreibung in allen Stücken paßt, so muß man doch leider gestehen, daß deren Betragen von der großen Mehrzahl contenancirt wurde; der hochfahrende Ton war allgemein und unter den obwaltenden Umständen durchaus ungemessen. Statt den außergewöhnlichen Verhältnissen, der Erschließung eines seit über zweihundert Jahren gesperrten Landes Rechnung zu tragen, statt im Einverständniß mit den Diplomaten durch kluges, rücksichtsvolles Verhalten sich allmälig die richtige Stellung zu verschaffen, sprach man den Gesetzen des Landes Hohn."

Einen wunderbar erhabenen Anblick bietet, von der Bucht von Yeddo aus gesehen, der Fusi yama, der heilige Berg der Japaner, besonders wenn er sich rosig beleuchtet aus einer weißen Wolkenschicht erhebt, während das tiefere Land noch in schattigem Dunkel liegt. Er ist in der That „ein Berg ohne Gleichen", und unbedingt der schönste vulkanische

Pilger, welche zum Fusi yama wallfahrten.

Kegel der Welt. Seine Entfernung von der Küste beträgt etwa 50 Seemeilen und er tritt in majestätischer Einsamkeit hervor. Sein Gipfel liegt 14,177 englische Fuß über dem Meeresspiegel (früher nahm man 12,450 Pariser Fuß an). Aimé Humbert schreibt: „Der Eindruck, welchen diese mit ewigem Schnee bedeckte Pyramide macht, ist unbeschreiblich. Dieser herrliche Bergriese verleiht der ganzen Landschaft das Gepräge einer hohen Feierlichkeit." Der eben erwähnte englische Gesandte Alcock unternahm einen Zug nach dem heiligen Berge, welchen er in seinem Buche über Japan ausführlich beschrieben hat. Die Reisenden wurden überall mit Achtung und Höflichkeit empfangen; die Lehnfürsten (Daïmios) hatten an den Grenzen ihrer respectiven Gebiete Ehrenwachen zur Begrüßung und zum Empfang der Fremden aufgestellt; die Volksmenge zeigte sich freundlich und ehrerbietig. Da wo diese die Hauptstraße verließen, wurden die Wege beschwerlich und die Gasthöfe waren nicht mehr auf den Empfang vornehmer Gäste eingerichtet, weil nur Pilger aus den unteren Classen auf den Fusi yama zu den heiligen Stätten wallfahrten. Es machte einen sehr übeln Eindruck auf das Volk, daß jene Engländer die heiligen Stätten nicht mit Achtung behandelten. Was würde John Bull sagen,

wenn Japaner in seine Kirchen kämen und beschmutzte, zerrissene Stiefel auf die Altäre werfen wollten? Diese civilisirten Europäer und Unterthanen der Königin Victoria haben sich dort oben höchst unanständig betragen. Beiläufig bemerkt, soll der sehr umfangreiche Krater eine Tiefe von etwa 350 Fuß haben. Nach der japanischen Ueberlieferung wäre der Berg 286 vor Christi Geburt in einer einzigen Nacht aus der Erde hervorgewachsen, während gleichzeitig im mittlern Theile der Insel Nippon ein umfangreiches Gebiet versunken wäre und den großen Landsee von Oomi gebildet habe. Die Jahrbücher erwähnen unter den Jahren 800 und 864 nach Christus furchtbarer verheerender Ausbrüche. Der letzte ist erfolgt im Jahre 1707 und seitdem hält man den Vulkan für erloschen.

* * *

Als der schweizerische Bevollmächtigte Humbert im Frühling 1863 vor Yokuhama in der Bai von Yeddo ankam, lagen dort einige zwanzig Kriegs- und Kauffahrteischiffe verschiedener Nationen vor Anker, zumeist auf der Rhede, gerade gegenüber dem europäischen Viertel, das leicht an den weißen Häusern und den Consulatsflaggen zu erkennen war. Dasselbe wird als Benteng bezeichnet und liegt neben der japanischen Stadt an der Mündung eines Flusses. Der Schweizer stieg beim holländischen Generalconsul Polsbroek ab, dessen wir weiter oben schon erwähnt haben. Unser Bild zeigt dessen Wohnung. Die japanische Regierung hatte sie ihm bauen lassen und ihren Baumeister streng angewiesen, die landesübliche Architektur mit den europäischen Anforderungen auf Bequemlichkeit und Behäbigkeit in Einklang zu bringen.

Das Hauptgebäude bildet ein längliches Viereck mit zwei

Wohnung des holländischen Generalconsuls in Yokuhama.

langen Seitenflügeln; es ist theils aus Ziegelsteinen, theils aus Holz und gestampfter Erde aufgeführt. Die geräumige Veranda steht ein paar Ellen über der Erde auf Pfeilern und läuft an drei Seiten des Hauses hin; sie macht einen angenehmen, zierlichen Eindruck, und von ihr aus gelangt man durch gläserne Flügelthüren in die Säle und Wohnzimmer. Jedes Gemach ist für sich, hat aber auch eine Thür nach dem breiten Corridor. Alles ist lecker, sehr bequem und luftig. Eine Zickzacktreppe führt auf das Dach, auf welchem ein Belvedere angebracht worden ist; von diesem aus hat man eine herrliche Aussicht nach der Landseite hin und auf das Meer.

Die zahlreiche japanische Dienerschaft wohnte in netten kleinen Gartenhäusern. Die Loge der Thürsteher lag neben dem Eingangsthore zum Garten, der mit einem Zaun starker Pfähle umhägt ist; nur da, wo er vom Meere bespült wird, hat er eine leichte Einzäunung von Bambusrohr. Portal und Zaun sind schwarz angestrichen und die Hauptpfeiler oben mit Kupfer beschlagen. Es besteht aus drei Thüren; die große in der Mitte hat zwei Flügel und ist für den Hausherrn und dessen Gäste; neben ihr sind zwei kleinere für die Dienstleute und Verkäufer; die letzteren werden bei Sonnenuntergang verschlossen. Der Oberthürsteher war ein biederer Familienvater, welcher über die Dienerschaft im Hause und selbst in der Nachbarschaft eine gewisse Autorität ausübte. Bei diesem gastfreien Manne war immer warmer Thee zu haben, die Tabackspfeifen ließ er nicht ungefüllt; kein Wunder, daß er den ganzen Tag über Besuch beiderlei Geschlechts

hatte. Dabei erfüllte er aber alle seine Obliegenheiten ganz musterhaft. Der Portier oder *Monban* hat nicht bloß auf die Thür zu passen; er muß auch bei Tage wie bei Nacht die Stunden anschlagen und das thut er, indem er mit einem Hammer auf einen ehernen Gong klopft, der am Sims seiner Loge hängt. Durch Anschlagen an den Gong giebt er auch zu erkennen, was für Personen gekommen sind. Ein Schlag bedeutet einen Kaufmann oder einen Bewohner des europäischen Quartiers; zwei Schläge verkündigen einen Dolmetscher oder Offizier; drei einen Consul, Schiffscommandanten oder japanischen Gouverneur; vier Schläge einen Minister oder Admiral. Der Weg vom Portal bis zur Veranda ist so weit, daß man Zeit genug hat, sich auf den Besuch vorzubereiten. Der Monban ist auch Aufseher über die Nachtwächter, welche zwei Mal in jeder Stunde um Haus und Garten die Runde machen. Der Wächter giebt seine Anwesenheit dadurch zu erkennen, daß er mit zwei Holzstücken auf einander schlägt, im Fall einer Gefahr schlägt er Lärm auf einem Gong.

An der Südseite des Palissadenzauns liegen mehrere kleine Gebäude, alle vereinzelt und hinter Gebüsch versteckt. Das eine wird von einem Chinesen bewohnt, welcher die Aufsicht über das Leinenzeug besorgt; unweit davon liegen die Pferdeställe und die Hütten der Reitknechte, *Betos*, welche allesammt Japaner sind. Jedes einzelne Pferd hat seinen Beto, welcher ihm sorgfältige Pflege widmet und sich selten von ihm trennt. Wenn der Herr reitet, läuft der Beto nebenher, um stets seines Dienstes gewärtig zu sein. Diese kräftigen Betos bilden eine Körperschaft, die ihre eigene innere Jurisdiction hat und deren Obmann sich des Vorrechtes erfreut, bei dienstlichen Verrichtungen einen Säbel tragen zu dürfen. Der Beto trägt möglichst wenige Kleider, wenn er aber bei seinem Herrn Dienst hat, zieht er eine blaue Jacke an und bindet ein blaues Tuch um den Kopf. Einer unserer Betos ist verheirathet; an jedem Morgen geht er an den Brunnen, schüttet einen Eimer Wasser nach dem andern über seine Frau, seine Kinder, sein Pferd und über sich selber.

Portiers im holländischen Generalconsulate zu Benteng-Yokuhama.

Weiterhin liegen die Hundeställe und der Hühnerhof in der Nähe der Wohnung des Haushofmeisters (Comprador, wie man in China sagt); bei den Japanern heißt er *Nankinsang*, d. h. ein Mann aus Nanking, womit im Allgemeinen ein Chinese bezeichnet wird. Zum Comprador eignet sich der Chinese vortrefflich; er versteht das Einkaufen auf dem Markte, hat Genie für die Küche, macht sich aber auch, so viel er kann, Korbgeld und Schwänzelpfennige. Die japanischen Köche in Yokuhama sind Eklektiker; sie haben das Beste aus der Kochkunst Europas, Indiens, Chinas und Japans ausgewählt und machen ihre Sache gut. Die Aufwartediener, *Koskeis*, sind sämmtlich Japaner. Jener des Herrn Humbert war ein aufgeweckter Bursch; er hieß To und der Schweizer ließ sich von ihm in der japanischen Sprache unterrichten. Mit einer Frage des Zweifels, einem Ob, fing er an, ging dann zur Verneinung und zuletzt zur Bejahung über.

Arinaski? Ist etwas da? — *Arinasi*. Es ist nicht da. — *Arinas*. Es ist da. — Dann kamen die Wörter: *Nippon*, Japan; *Tschi*, Feuer; *Tscha*, Thee; *Ma*, Pferd; *Misu*, Wasser; *Fune*, ein Schiff, *Kinkwa*, Krieg.

Es wurde Lärm geschlagen und Humbert fragte: Tschi arinaska? Antwort: Arinaska. Als einige Zeit nachher das Feuer gelöscht worden war, kam To und sagte: Arinasi.

Benteng hat seinen Namen nach einer Meergöttin, welche dort eine besondere Verehrung genießt; aber vor Ankunft der Europäer wohnten hier nur Fischer und einige Bauern; jetzt hat sich die Ortschaft sehr vergrößert und die japanische Regierung hat eine Kasernen- und Beamtenstraße bauen lassen. Benteng ist ein Vordorf bei Yokuhama; das Thor des letztern ist bei Tage dem Verkehr geöffnet, aber, was überhaupt von den Straßen gilt, bei Nacht geschlossen. Nachdem man dasselbe passirt hat, kommt man in einen langen Baumgang und zwar durch eine der geheiligten Pforten, welche als Toris bezeichnet werden. Unsere Abbildung zeigt die Bauart einer solchen. Ein Tori deutet allemal darauf hin, daß sich in der Nähe ein Tempel oder eine Capelle befindet. Der Japaner widmet Dingen, die bei uns Europäern keine be-

Betos, Reitknechte des holländischen Generalconsulats in Benteng-Yokuhama.

sondere Aufmerksamkeit erregen, z. B. einer Grotte, einem Springquell, einem Riesenbaum oder einem phantastisch gestalteten Felsen, eine Art von religiöser Verehrung oder er hat vor ihnen eine abergläubige Scheu. Diese ist eine Folge der buddhistischen Dämonologie, und die Bonzen benutzen diese Gefühle, um in der Nähe solcher Gegenstände einen Tori zu errichten, manchmal auch mehrere, die in größerer oder geringerer Entfernung von einander liegen. So tritt in Japan, allerdings nur in ländlicher Einfachheit, dieselbe architektonische Idee hervor, aus welcher in Griechenland die Propyläen hervorgingen. Nicht selten hat der Tori eine Tafel, auf welcher mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde eine erbauliche Inschrift sich befindet. Bevor der Japaner in den Tempel tritt, geht er in eine Capelle, wo er mit Weihwasser sich Hände und Gesicht wäscht und allemal auch Tücher zum Abtrocknen findet.

Humbert besuchte die drei Straßen, in welchen die Zollbeamten, die Hafenaufseher, die Polizeileute, überhaupt die

unteren Beamten wohnen, welche man als Yakunins bezeichnet; das Wort bedeutet eigentlich Amtmann. Sie tragen als Zeichen ihres Amtes einen runden, zugespitzten Hut von lackirter Pappe und im Gürtel an der linken Seite zwei Säbel. In Yokuhama sind mehrere Hundert solcher Yakunins thätig. Jeder hat sein besonderes Haus und die meisten sind verheirathet. Der Schweizer machte bald nähere Bekanntschaft mit mehreren dieser Familien; er gab ihnen kleine Geschenke, namentlich Zucker und Kaffee, und schickte kranken Frauen und Kindern allerlei Erquickungen.

„Eines Nachmittags meldete der Monban, daß eine Anzahl von Beamtenfrauen nebst Kindern vor dem Thore seien und mich zu sprechen wünschten. Diese Damen waren von ihren Männern ermächtigt worden, mir Dank auszusprechen; auch waren sie begierig, die Einrichtungen einer europäischen Wirthschaft zu sehen. Bald war vor der Veranda eine Gruppe heiterer Gestalten: vier Frauen, zwei heirathsfähige Mädchen und eine Anzahl von Kindern. Die ersteren waren einfach aber sauber gekleidet; sie hatten keine Schminke aufgelegt und die Zähne waren, wie es sich für eine japanische Ehefrau gebührt, rabenschwarz. Dagegen hatten die jungen Mädchen ihre Lippen carminroth gefärbt, um das blendende Weiß ihrer Zähne noch stärker hervorzuheben; die Wangen waren roth geschminkt, und in das Haar hatten sie scharlachrothen Krepp geflochten; der breite Gürtel bestand aus hellfarbigen Zeugen. Die Kinder gehen stets barhaupt, auch scheert man ihnen das Haar ab und läßt nur, je nach Alter und Geschlecht, einige Büschel stehen."

Ein Tori, geheiligte Pforte, in Yokuhama.

„Die Frauen sagten mir allerlei schöne Dinge und ich führte sie in die Zimmer, nachdem sie auf der Veranda ihre Schuhe abgelegt hatten. Ueber das, was sie nun sahen, äußerten sie anfangs eine naive Verwunderung, und bald entstand allgemeine Heiterkeit, als sich die ganze Gruppe in den großen Spiegeln beschauen konnte. Dann betrachteten sie die an den Wänden hängenden Bilder genau; namentlich jene des Königs der Niederlande und seiner Gemahlin. Es wollte ihnen aber nicht recht in den Sinn, daß der holländische „Taïkun" neben seinem Pferde stand, wie ein japanischer Beto. Ueber den Gebrauch der Stühle und Sessel kamen sie bald ins Klare; was man aber mit den Sophas wolle, blieb ihnen anfangs unklar; sie fragten, ob man sich mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen darauf setze, wenn man von dem davorstehenden Tische essen wolle? Sie fanden es sehr unbequem, daß man mit herabhängenden Beinen auf einem solchen Stück Möbel sitzen müsse. Die Uniformknöpfe mit dem Schweizerkreuz gefielen ihnen sehr, und sie betrachteten Knöpfe als eine Curiosität, denn in Japan bedarf man derselben nicht, weil die Kleider einfach mit Schnuren befestigt werden. Einige Parfümerien fanden Beifall; das Kölnische Wasser wurde weniger gewürdigt, weil die Japanerinnen keine Batisttaschentücher tragen. Ich zeigte ihnen solche, die mit Appenzeller Spitzen besetzt waren; die Frauen meinten, dergleichen seien zum Besatz an Röcken vornehmer Damen geeignet; den Gebrauch, welchen die Europäerinnen von einem solchen Sacktuch machen, verschmähe man in Japan, und das geringste Mädchen würde sich schämen, ein Tuch in der Hand zu halten oder dasselbe gar in die Tasche zu stecken, nachdem man dasselbe nach europäischer Weise be-

nutzt habe. Man bedient sich eines vegetabilischen Papiers, das in kleinen viereckigen, zusammengewickelten Stücken in einer dazu bestimmten Rockfalte getragen wird; nach dem Gebrauche wird das Papierstückchen bei Seite geworfen. Ich zeigte ihnen dann noch Nadeln verschiedener Art, Zwirn und dergleichen; sie kamen sofort dahin überein, daß man in Europa in Betreff derartiger Werkzeuge weiter sei als in Japan; eine Nähmaschine hatten sie nie zuvor gesehen. Mit großer Theilnahme und nicht ohne eine gewisse Rührung betrachteten sie die Photographien in meinem Familienalbum. Den Kindern gab ich, zu ihrer großen Freude, eine Anzahl Schweizerlandschaften."

* * *

Die Kinder haben in Japan gute Zeit und erfreuen sich bei dem geordneten Familienleben einer sorgfältigen Erziehung. Humbert war davon sehr erbaut. Manchmal besuchte er auch eine Kleinkinderschule in seiner Nachbarschaft. Die Kinder saßen zwanglos im Lehrzimmer und der Schulmeister sagte ihnen Wörtersätze vor, welche sie nachsprachen. Zunächst muß jedes Kind, wie bei uns das Abc, so in Japan das Irova nachsprechen. Dasselbe besteht aus vier Zeilen und enthält nicht Selbstlauter und Mitlauter, sondern die Grundtöne der japanischen Sprache, deren Zahl auf 48 festgestellt worden ist und die ein kleines Gedicht bilden, dessen Anfangswort Irova lautet; daher die Benennung. Hier ist der japanische Text; das v wird in manchen Dialekten

Beamtenfrauen in Yokuhama.

wie f ausgesprochen, manchmal auch wie ein aspirirtes h; das w wie das englische w; d und t werden oftmals verwechselt, ebenso g und k, auch s, ds, z und ts.

Irova ninoveto tsirinuru wo. Wagayo darezo tsune naramu. U wi no okuyama kefu koyete. Asaki yumemisi evime Sezu un. — Zu deutsch: „Farbe und Geruch sind vergänglich. Was kann es in unserer Welt Beständiges geben? Der heutige Tag ist im tiefen Abgrunde des Nichts verschwunden. Er war das gebrechliche Bild eines Traumes; er verursacht uns nicht die geringste Unruhe."

Diese Lebensanschauung stimmt allerdings mit der abendländischen nicht überein; die Japaner machen sich das Leben leicht; in ihren Freuden liegt eine naive Lebhaftigkeit; Mißgeschick drückt sie nicht mit Centnerschwere zu Boden, Entbehrungen erduldet man mit Ergebung und ohne Murren; der Tod hat keine Schrecken. Namentlich herrscht unter den Kindern große Heiterkeit und die Eltern gönnen ihnen gern die Lust. Manche Reisende haben behauptet, daß in Japan die Kinder nicht weinen; das ist nun allerdings der Fall, denn ein Kind empfindet ja auch Schmerzen; ausgemacht bleibt jedoch, daß sie nur selten weinen. Aber die Kindererziehung ist nicht etwa eine weichliche. Das Kleine wird schon früh dem Einflusse von Wind und Wetter ausgesetzt; man gewöhnt das nackte Wesen, welchem das Haar abgeschoren worden ist, auch an die brennende Mittagssonne. Die Mutter trägt den Säugling wie einen Packen auf dem Rücken und zwar in einer so zweckmäßigen Weise, daß sie dabei nicht ermüdet und daß namentlich dabei die Bauerfrauen Feldarbeit verrichten können. Im Hause dürfen die Kleinen sich nach Herzenslust umhertummeln; alle Zimmer und Gänge sind mit vier Zoll dicken Matten belegt, an Stühlen und Tischen können sich die Kinder nicht beschädi-

Eine Kleinkinderschule in Yokuhama.

gen, denn solcher Hausrath fehlt in Japan. „Man erlaubt dem Kinde, naturgemäß zu leben; es hält sich viel in freier Luft auf und wird im Hause keinem strengen Zwang unterworfen. Die Eltern sorgen für Spielzeug, Spiele und Feste; auch auf den Schulbesuch wird sehr streng gehalten. Aber beim Unterrichte wird nichts übereilt und nichts künstlich und krankhaft übertrieben. Keinem Japaner fällt es ein, seine Kinder vom Schulbesuche fern zu halten; derselbe versteht sich so durchaus von selbst, daß es weder Schulregulative noch Schulzwang giebt. Jeder Japaner und jede Japanerin kann wenigstens lesen, schreiben und rechnen. Wahrlich, in der Pädagogie der Japaner ist Vieles gar nicht zu verachten!

Der Obmann der preußischen Gesandtschaft, Graf Eulenburg, erhielt auf seine Fragen über das Schulwesen die Auskunft, daß es Privat- und Regierungsschulen gebe; in letzteren würde kein Schulgeld bezahlt, es bedürfe aber zur Aufnahme einer besondern Erlaubniß. Wer sich dort auszeichne, werde gleich nach beendetem Lehrcursus angestellt und besoldet. Schulzwang bestehe nicht und sei auch nicht nothwendig; die Eltern aller Stände sorgten aus eigenem Antriebe sehr eifrig für den Unterricht ihrer Kinder. Für die Kenntniß der Landesgesetze, namentlich der älteren, trage man in den Schulen Sorge. —

Japanische Kinderspiele.

„Spielzeugläden giebt es in Yeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer europäischen Stadt; die Japaner sorgen auf das Liebreichste für ihre Kinder und sind sehr erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen; die Mädchen spielen dort so gern damit wie bei uns, und die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde ꝛc.; man findet Spielsachen für jedes Alter und Bedürfniß. Der Kreisel giebt es gegen dreißig Arten, darunter viele sehr künstliche; sie laufen bergan, tanzen auf dem Seile, zerspringen in Stücke, die sich weiter drehen und was dergleichen mehr ist. Ihre Drachen haben die abenteuerlichsten Gestalten und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernste große Freunde von Scherz und Spiel sind.“

Japanische Kinderspiele.

Dieser Satz, welchen wir dem vortrefflichen Werke: „Die preußische Expedition nach Ostasien“ (I, S. 311) entlehnen, kann zur Erläuterung der Illustrationen dienen, welche japanischen Zeichnungen nachgebildet worden sind. Wer dieselben genau ansieht, wird finden, wie viel die japanischen Kinderspiele mit unseren deutschen gemein haben. Wir sehen große Schneebälle und einen Schneemann, Knaben, die mit einander ringen, das Reiftreiben, das Steckenpferd, Drachensteigen, Ballschlagen und Kreisel. Das Alles ist nicht aus der Fremde entlehnt, sondern original, wie das ganze Leben der Japaner überhaupt.

Der Knabe bildet sich früh in der Art aus, daß er körperkräftig werde und Beschwerden ertragen könne. Der Japaner ist ein Turner in seiner Weise. Mehrere Mitglieder der preußischen Gesandtschaft hatten Gelegenheit, einigen Ringkämpfen beizuwohnen. Das Ringen ist unter allen Volksclassen beliebt und die japanischen Großen halten besondere Ringer zur eigenen und zur Volksbelustigung; sie scheinen zum Hofstaat zu gehören und stehen in gutem Ansehen. „Von Gestalt sind sie wahre Riesen, nicht bloß an Höhe, sondern an Ausdehnung aller Körperformen, klumpige Fett- und Fleischmassen, denen man Gewandtheit und andauernde Muskelkraft nicht zutrauen sollte. Doch hebt ein solches Ungeheuer mit Leichtigkeit zwei Centner schwere Reissäcke auf die Schultern und trägt sie tanzend davon. Von Gewandtheit und Ausdauer zeugen ihre Kämpfe, bei denen sie bald ringen und einander zu Boden werfen, bald wie Bullen mit Donnergewalt gegen einander rennen, daß die Blutströme zur Erde fließen. Der Anblick ist widerlich, die Ringer ahmen auch die Gewohnheiten des Stieres nach, dessen Natur sie angenommen haben; sie stampfen vor dem Angriffe den Boden mit den Füßen, stieren einander wüthend an, wühlen den Sand auf und schleudern ihn brüllend und schnaufend über die Schultern. Aber Dank den dicken Fettmassen sind ihre Wunden nicht gefährlich und nach dem Kampfe stehen sie lachend wieder auf.“

So sind die Kämpfe der Ringer von Profession jenen der englischen und amerikanischen Preiskämpfe ähnlich; im gewöhnlichen Leben wird das Ringen als eine Uebung zur Kräftigung des Leibes betrachtet. Es ist so harmlos wie das Ballspiel, welches zu Pferde geübt wird. Die Spieler führen Stangen mit kleinen Netzen an der Spitze; sie theilen sich in zwei Parteien, die eine mit rothen, die andere mit weißen Bällen. Jede vertheidigt ein Fangloch und sucht ihre eigenen Bälle in das des Gegners zu treiben. Das Spiel erfordert viel Gewandtheit zu Pferde.

Als besonders anziehend werden von Augenzeugen die

Kreisel- und Schmetterlingsspiele geschildert. Bei letzterm läßt der Jongleur zwei durch einen Seidenfaden verbundene Stückchen Papier durch die Bewegungen seines Fächers das Flattern und Spielen zweier Schmetterlinge so täuschend nachahmen, daß man es wirklich zu sehen glaubt; — ein sehr anmuthiges Kunststück, das sich bei stiller Luft auch im Freien ausführen läßt und dann gewöhnlich damit schließt, daß einer der Schmetterlinge hoch in die Luft gejagt wird und sich, langsam herabsinkend, auf eine von dem Jongleur gehaltene Blume niederläßt. Die Kreiselspiele erfordern einen größern Apparat, sind aber sehr künstlich und sinnreich erfunden. Der Jongleur läßt den Kreisel von der Hand über den Arm, über Schultern und Rücken bis in die andere Hand hinablaufen und mit unglaublicher Geschicklichkeit die wundersamsten Sprünge vollführen.

In dem Bericht über die preußische Expedition finden

Japanische Kinderspiele.

wir folgende Stelle, mit welcher wir unsern heutigen Aufsatz schließen:

„Nicht das religiöse Bekenntniß, sondern eine praktische Sittenlehre verbindet in Japan das Bewußtsein aller Stände und Secten. „Wer reinen Sinn und Wahrheit hegt, redlich lebt und handelt, ist den Göttern auch ohne Gebet und Tempelbesuch angenehm.“ Ein Vers dieses Sinnes ist in Jedermanns Munde, und sehr bezeichnend für den ethischen Standpunkt des Volkes. Wer das einträchtige, heitere Familienleben, die Achtung vor dem Alter und die Sorgfalt für dasselbe, sowie jene für Frauen und Kinder, und die anständige Höflichkeit des geselligen Verkehrs unter den Japanern gesehen hat, kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß sie, ungeachtet mancher Auswüchse, auf einer erheblichen Stufe der sittlichen Bildung stehen.“

„Tritt man in die Häuser der arbeitenden Classen, so

Japanische Kinderspiele.

findet man die jüngeren Männer in emsiger Thätigkeit, mit zufriedenen, heiteren Gesichtern; die älteren Familienglieder um den Theetopf hockend, ihre Pfeifchen rauchend, schmucke Frauen und Mädchen bei den häuslichen Besorgungen und hübsche fröhliche Kinder um sie her in munterm Spiel. Wohnung und Hausrath sind auch bei den unbemittelten Ständen reinlich und ordentlich, so viel es Gewerbe und Beschäftigung zulassen; man sieht wohl Flickwerk aber nichts Zerrissenes, weder Schmutz, noch Lumpen und Scherben. Im Einklang mit dieser anständigen Behaglichkeit der Wohnung steht auch die körperliche Reinlichkeit der Japaner; die meisten baden täglich, sei es zu Haus in Wannen, sei es in den öffentlichen Bädern, deren es in allen Straßen giebt.“

Welch ein Gegensatz zwischen diesen Japanern und den im Gebiete der europäischen Civilisation belegenen irländischen oder slovakischen Menschen! Gewiß haben wir Europäer nicht die mindeste Ursache, auf die „heidnischen“ Japaner herabzusehen, von denen ja schon vor dreihundert Jahren der heilige Xaverius so entzückt war, daß er sie fast für deliciae generis humani hätte erklären mögen.

In der turkomanischen Wüste.

Von **Hermann Vambery**, in Pesth.

„Die Chil menzili Turkestan oder die 40 Stationen durch die Wüsten Turkestan,“ so hörte ich immer meine asiatischen Freunde sagen, „sind weit mühsamer, weit härter als die Chil menzili Arabistan oder die 40 Stationen, die man durch die Wüste von Damaskus nach Mekka zu machen hat. Auf diesen finden die Pilger jeden Tag frische Cisternen, die Tausende reichlich mit Wasser versehen; man findet warmes Brot, gekochte Speisen, wohl auch kühlen Schatten, ja alle Bequemlichkeiten. — Auf jenen hat menschliche Fürsorge der armen Reisenden noch gar nicht gedacht. Die stete Gefahr zu verdursten, gemordet, ausgeraubt oder von den Sandstürmen lebendig begraben zu werden, ist ihr Begleiter. Gut gefüllte Schläuche und Mehlsäcke, die besten Pferde und Waffen werden sehr häufig nutzlos, und nur Allah! Allah! rufend muß man seinem Ziele entgegenstreben.“

Wie weit dieses wahr oder unwahr ist, wie fürchterlich

imposant der Wüstenweg zwischen Persien und den mittelasiatischen Oasenländern sei, ist den Lesern meines Reisewerkes ziemlich bekannt. Ich schulde nur noch mit einigen Einzelheiten die Beschreibung der Erlebnisse unserer Karawane. Der Vorwurf, zu graphisch, zu concise gewesen zu sein, trifft mich nicht ganz unverdient. Wir wollen das Versäumte nachholen *).

* * *

In den ersten drei Tagemärschen hatte die unendlich vielsagende Todesstille der Wüste den mächtigsten Zauber auf meine Seele ausgeübt. Oft starrte ich stundenlang vor mich hin ohne ein Wort zu reden, und da meine Gefährten mich in religiöser Anschauung glaubten, so wurde ich auch selten gestört. Nur halb und halb bemerkte ich, wie einige Mitglieder der Karawane während des Marsches sich schlafend auf ihren Kameelen schaukelten, und durch ihre possirlichen Bewegungen und fortwährendes Auffahren die Gesellschaft aufs Köstlichste unterhielten. Der vom Schlummer Ueberwältigte pflegt sich mit beiden Händen fest am hohen Sattelknopf anzuhalten, doch dies hindert nicht, daß er entweder durch Vorwärtsbewegung sich das Kinn so stark anschlägt, daß die Zähne klappern, oder durch die Rückwärtsbewegung mit einem Purzelbaum herabzufallen droht. Manchmal verwirklicht sich auch letzteres unter hellem Gelächter der ganzen Karawane. Der Gefallene wird für den Helden des Tages erklärt und muß die derbsten Witze wegen seiner Ungeschicklichkeit anhören.

Den wahrlich unerschöpflichen Born des Frohmuths bildete ein junger Turkoman, Namens Niyaz birdi, der ebenso staunenswürdig geistesrege als körperlich behend war, und durch jede Bewegung und jedes Wort den ehrwürdigen Mollah selbst so manches Lächeln entlockte. Obwohl Inhaber mehrerer beladenen Kameele, pflegte er dennoch größtentheils zu Fuß zu gehen, dabei nach rechts und links hinzurennen, um jede Gruppe wilder Esel, die sich etwa zeigte, durch Geberden oder Geschrei zu erschrecken. Einmal gelang es ihm auch, ein junges Wild-Eselchen, das wegen Mattigkeit von der Schaar zurückblieb, zu erhaschen. Das junge scheue Thier wurde an einem Seil mitgeführt, und es gab wirklich drollige Scenen, als er demjenigen, der es zu besteigen wagte, einen Preis von drei Löffel Schafsschwanzfett aussetzte. Drei Löffel Schafsfett ist ein starkes Reizmittel für Hadschis in der Wüste, es fanden sich auch viele angelockt. Doch mit dem uncivilisirten Bileamsgaul war nichts auszurichten, und die armen Hadschis hatten kaum aufgesessen, als sie rechts oder links auf dem Sande ausgestreckt lagen.

Nur nach einem mehrstündigen Marsche ist allgemeines Erschlaffen bemerklich. Aller Augen sind dann auf den Kerwanbaschi gerichtet, der in solcher Zeit seinen Blick überall herumschweifen läßt, um einen passenden Stationsplatz auszuspähen, das heißt einen Ort, wo mehr oder besseres Futter für die Kameele zu finden ist, oder wo Karawanen auf demselben Wege schon einmal Rast gehalten haben. Sobald ein solcher gefunden ist, eilt er voraus, auch die jüngeren Mitglieder der Karawane zerstreuen sich nach rechts und links, um dürre Wurzeln und Stauden oder sonstiges Brennmaterial zu sammeln. Das „Niederlassen" wird in sehr kurzer Zeit bewerkstelligt. Die Hoffnung auf Ruhe erfrischt die erschöpften Kräfte. Schnell sind die Stricke gelöst, schnell die schwersten Ballen in kleine Haufen zusammengelegt. Im Schatten pflegt der ermüdete Reisende sich niederzulassen, und kaum haben die hungerigen Kameele, die der Marsch und die schwere Last am meisten mitgenommen, sich der Weide zugewandt, als in der Karawane eine feierliche Stille eintritt. Diese Stille ist wie eine Art Rausch oder Betäubung, möchte ich sagen; denn alles schwelgt nur im Genusse der Ruhe und Erholung.

Das Bild einer frisch gelagerten Karawane in Sommermonaten und dazu noch auf den Steppen Mittelasiens bietet einen wahrhaft interessanten Anblick dar. Während die Kameele in sichtbarer Ferne begierig grasen oder die saftigen Disteln brechen, sitzen die Reisenden, auch die ärmsten unter ihnen, mit der Schale Thee in der Hand und schlürfen das theure Naß mit begierigen Zügen. Es ist bloß ein grünlich zuckerloses warmes Wasser, manchmal auch sehr trübe, doch hat menschliche Kunst noch keine Speise erdacht, noch keinen Nectar erfunden, der so geschmackvoll, so erquickend wäre, wie dieser anspruchslose Trank auf der Station in der Wüste! Ich erinnere mich noch ganz der wundervollen Wirkung. Mit den ersten Tropfen fließt ein sanftes Feuer in die Adern, welches belebt ohne besonders zu reizen. Die späteren dringen in Herz und Kopf; das Auge wird besonders hell und fängt zu strahlen an. Ich fühlte in solchen Momenten eine unbeschreibliche Wonne und Wohlmuth; meine Gefährten versanken in Schlaf; ich aber konnte mich wach erhalten, und war so glücklich, mit offenen Augen zu träumen.

Nachdem der Thee die Kräfte wiederhergestellt hat, wird die Karawane allmälig bewegter und geräuschvoller. Sie ist gewöhnlich in verschiedene Gruppen oder Zirkel, hier Koosch genannt, eingetheilt, welche die einzelnen Häuser der wandelnden Stadt vorstellen. Ueberall giebt es etwas zu thun, und überall sind es die Jüngeren, welche ans Werk sich begeben, während die Aelteren ruhen. Hier ist man mit Brotbacken beschäftigt. Ein zerlumpter Hadschi knetet ganz rüstig mit seinen schmutzigen Händen den schwarzen Teig durch: er knetet schon eine halbe Stunde lang, und doch sind seine Hände noch nicht rein, da ein mehrtägiger Schmutz von einem einzigen Teige nicht absorbirt werden kann. Dort kocht man. Um zu wissen, was gekocht wird, braucht man sich gar nicht umzusehen, da der Geruch des ranzigen Schaffettes, besonders aber das Aroma des ein wenig zu sehr pikanten Kameel- oder Pferdecotelettes sich selbst ankündigt. Fürs Auge haben die Speisen wenig Anlockendes, doch in der Wüste kümmert man sich nicht darum, der Riesenappetit deckt alle Fehler zu, und Hunger ist bekanntermaßen der beste Koch.

Auch an Unterhaltung fehlt es nicht in der lagernden Karawane, wenn die Rastzeit etwas verlängert werden kann. Die beliebteste Zerstreuung ist das Zielschießen, wobei als Preis immer eine gewisse Quantität Pulver und Blei ausgesetzt ist. In unserer Karawane war diese Belustigung nur selten möglich, denn durch die geringe Zahl waren wir steter Gefahr ausgesetzt, und durften uns wenig hörbar machen. Meine Gefährten pflegten die Mußestunden mit Koranlesen, Schlafen, mit Erfüllung sonstiger religiösen Pflichten oder mit Toilette zuzubringen. Ich sage Toilette, doch wird hoffentlich Niemand glauben, daß hier von einem Boudoir, feinem Parfüm ꝛc. die Rede ist. Die Turkomanen pflegen mit einer kleinen Zange sich die Haare vom Oberkinn auszurupfen; was die Toilette der Hadschis und auch die meinige anbetrifft, so war sie so einfach, so prosaisch, daß es kaum erwähnt werden kann. Die nöthigen Requisiten waren Sand, Feuer und Ameisen — die Art der Anwendung will ich als Räthsel dem Leser selbst überlassen.

Uebrigens scheint unter allen Völkern Asiens der Tatar auch nur der einzige zu sein, der ins bizarre Gemälde des Wüstenlebens sich am besten hineinpassen kann. Abergläu-

*) Der Herr Verfasser deutet auf sein ausgezeichnetes Werk: „Reisen in Mittelasien, von Teheran durch die turkomanische Wüste an der Ostküste des kaspischen Meeres nach Chiwa, Buchara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863 von Hermann Vambery. Leipzig, bei Brockhaus 1865. Mit einer Karte.

bisch und als blinder Fatalist kann er die stets drohende Gefahr leicht ertragen, Schmutz, Armuth und Entbehrungen fehlen ihm selbst im häuslichen Zirkel nicht; kein Wunder daher, wenn er in Kleidern, die monatelang nicht gewechselt wurden, und mit einer Kruste übers Gesicht doch so vergnügt dasitzen kann. — Diese innere Seelenzufriedenheit konnte mir nie gleichgültig bleiben, frappirte mich aber am meisten beim Abendgebete, an dem alles Antheil nahm, um Allah für die genossenen Wohlthaten zu danken.

In solcher Zeit pflegte die ganze Karawane eine einzelne lange Linie zu bilden und an der Spitze eines Imams gegen die im Untergehen begriffene Sonne gewandt das Gebet zu verrichten. Die weit und breit umher herrschende Todesstille erhöht die Feierlichkeit des Moments, und wenn die Strahlen der sinkenden Sonne meinen wild und doch so vergnügt aussehenden Gefährten ins Gesicht leuchteten, dann schien es, daß sie im Besitze aller irdischen Bequemlichkeit schon gar nichts zu wünschen mehr hätten. — Da dachte ich mir oft, wie würden diese Leute in einem weichgepolsterten Ersten-Classen-Coupé oder in einem Gasthof ersten Ranges sich ausnehmen? Wie unendlich weit sind die Vorzüge der Civilisation noch von diesen Ländern!

So viel vom Karawanenleben bei Tag. Bei Nacht wird die Wüste romantischer aber auch gefährlicher. Da die Macht des Auges gebrochen ist, so beschränkt sich der Kreis der Sicherheit nur auf die nächste Umgebung, und während des Marsches sowohl als auch auf der Station sucht alles nahe bei einander zu bleiben, alles fest aneinander sich zu schmiegen. Bei Tag hat die ziehende Karawane nur eine einzige lange Kette, bei Nacht wird diese in 6 bis 8 kleinere getheilt, die eng zusammen ein festes Viereck bilden, dessen äußerste Theile immer von den Beherzteren eingenommen sind.

Bei Mondschein gewährt der lange Schatten der dahinziehenden Kameele einen eigenthümlichen Anblick. In der sternlosen finstern Nacht ist alles grauenvoll, und einen Schritt weit aus der Reihe sich zu entfernen, heißt so viel als aus der heimischen Wohnung in die öde Verlassenheit stürzen.

* * *

Auf der Tagesstation wählt Jeder denjenigen Ort, der ihm am meisten gefällt, bei Nacht wird unter Aufsicht des Kerwanbaschi ein festes Lager geschlossen. In der Mitte befinden sich die Waarenballen, um diese herum liegen die Menschen und als Schutzmauer werden die Kameele in einem Kreise dicht aneinander niedergelegt. Ich sage gelegt, denn diese wundervollen Thiere hocken auf Befehl nieder, bleiben die ganze Nacht bewegungslos an ihrem Platz und erheben den nächsten Morgen, wie die Kinder, nur auf Befehl sich wieder. Sie werden mit dem Kopfe gegen das Aeußere, mit dem Rücken gegen das Innere der Karawane gelegt, denn sie *wittern* aus der Ferne schon den Feind, machen durch ein dumpfes Geröchel auf die Gefahr aufmerksam, und selbst in ihren Ruhestunden dienen sie als Schildwache. Die im Innern des Rayons schlafenden Menschen befinden sich in der nächsten Umgebung der Kameele, die bekanntlich den übelsten Geruch der Welt haben, nicht am allerbequemsten. Oft ereignet es sich, daß das salzige Futter und Wasser, das diese Thiere bei Tag genießen, auf die in der Schußweite Liegenden handgreifliche Folgen haben. Sehr oft erwachte ich mit einem derartigen Frescogemälde, doch man kümmert sich kaum darum, denn wer könnte diesem Thiere grollen, das so garstig in Gestalt, aber so geduldig, so frugal, so sanft und so nützlich ist.

Kein Wunder, wenn der Reisende in der Wüste das Kameel hoch über alle Thiere preist und es bis zur Anbetung liebt. Von einigen Disteln genährt, welche die übrigen Vierfüßler verschmähen, durchzieht es ohne zu ermüden Wochen, ja Monate lange Strecken. In jenen öden verlassenen Regionen ist die Existenz des Menschen an die jenes Thieres geknüpft, und dabei ist es noch so geduldig, daß ein Kind eine ganze Schaar von diesen hohen starken Thieren mit einem „*Tschuch!*“ niederhocken, mit einem „*Berr!*“ aufstehen läßt.

Aus ihren großen dunkelblauen Augen konnte ich so vieles herauslesen. Wenn der Marsch zu lang oder der Sand zu tief ist, pflegten diese einen Ausdruck von Wehmuth zu verrathen. Besonders ist dies beim Belasten der Fall, wenn ein zu schwerer Waarenballen ihm auf den Rücken geladen wird. Unter der Bürde sich krümmend, kehrt es den Kopf gegen seinen Herrn, in seinem Auge glänzt eine Thräne, sein Stöhnen ist so schwer, so rührend, als wenn es sagen wollte: „Mensch, habe doch Erbarmen mit mir!“

Das Kameel hat, ausgenommen zu einer gewissen Zeit des Jahres, wenn Naturgesetze es in einen halb trunkenen, betäubten Zustand versetzen, ein auffallend ernstes Aussehen. *In seinen Zügen ist ein Ausdruck des chaldäisch-semitischen Typus nicht zu verkennen*, und an welchem Theile des Erdballes es heute auch anzutreffen sein möge, es ist dennoch unbestreitbar, daß seine primitive Heimath in dem Binnenlande zwischen dem Tigris und Euphrat oder in der arabischen Wüste zu suchen sei.

Die Turkomanen stören diese ernste Miene durch die barbarische Weise, in welcher das Leitseil in der durchlöcherten Nase befestigt wird*).

Angenehm und erquickend wirkt das Commandowort zum Lagern auf Reisende und Thiere; störend und unmuthig dagegen wirkt das Signal zum Aufbruche. Am ersten erhebt sich der Kerwanbaschi von seinem Sitze. Auf seinen Ruf oder auf ein Zeichen wird alles reisefertig, auch die armen

---

*) Es ist auffallend, wie verschieden die Urtheile der Reisenden über das *Kameel* ausfallen. Während viele dasselbe aus Erfahrung preisen und sehr hochstellen, wie z. B. Herr *Vambery*, der doch gewiß vollauf Gelegenheit fand, das Thier zu beobachten und zu würdigen, wird dasselbe von Anderen mit einer gewissen Verachtung behandelt. So sagt Gifford *Palgrave* (Central and Eastern Arabia, London 1866. I. p. 39): „In England habe ich oftmals von dem *gelehrigen* Kameele sprechen hören. Wenn man mit dem Worte gelehrig den Begriff *dumm* (stupid) ausdrücken will, dann ist das Kameel ein wahres Muster von Gelehrigkeit. Will man aber damit ein Thier bezeichnen, das so viel Interesse an seinem Reiter nimmt, wie das überhaupt von Seiten eines Thieres möglich sein kann, ein Thier, das einigermaßen versteht, was man will, wie das Pferd oder der Elephant, dann muß ich sagen, das Kameel sei nicht im Mindesten gelehrig. Im Gegentheil, es kümmert sich gar nicht um seinen Reiter, weiß kaum, ob derselbe auf ihm sitzt oder nicht, geht, einmal in Bewegung, geradeaus, lediglich weil es zu stupid ist, sich zur Seite zu wenden, und wenn es durch einen Dorn oder einen Zweig sich veranlaßt sieht, vom geraden Wege abzulenken, verfolgt es die neue Richtung nur, weil es zu dumm ist, den rechten Weg wieder einzuschlagen. Es macht keinen Versuch, den Reiter abzuwerfen, denn solch ein Kraftstück geht über die Grenze seiner Intelligenz hinaus; fällt man aber hinunter, dann denkt es nicht daran, stehen zu bleiben und bekümmert sich nicht um uns. Wenn man es frei laufen läßt, schlägt es selten den Weg zu der gewohnten Weide ein, und der erste Beste kann sich seiner bemächtigen, ohne Widerstand zu finden. Um den Reiter kümmert es sich nur dann, wenn dieser aufsitzen will; dann hakt es zurück, sperrt seinen gewaltigen Rachen auf und würde beißen, wenn es das wagen dürfte, und stößt rauhe Seufzertöne aus der Kehle hervor. Kurz und gut, das Kameel ist kein Hausthier und hat sich nur zähmen lassen, weil es stupid und in hohem Grade passiv ist. Es ist irgend welcher Zuneigung und selbst der Gewohnheit unfähig, wird nie völlig zahm, ist aber auch nicht aufgeweckt und angeregt genug, um eigentlich wild zu werden.“ Das Alles mag sein; aber der Araber hat doch Recht, sein Kameel als „Schiff der Wüste“ zu bezeichnen, und wir müssen dieses Thier als einen Hauptbeförderer der Civilisation betrachten. Wie wollte man ohne das Kameel reisen können in dem weiten Wüstengürtel, der sich vom Westende der Sahara bis zum Ostende der Gobi breit über zwei Erdtheile hinbreitet? A.

Kameele auf der Weide verstehen denselben, und eilen oft ohne getrieben zu werden der Karawane zu. Ja, was noch mehr Wunder nehmen kann, sie finden sich ganz in der Nähe jener Waarenballen oder Reisenden ein, mit denen sie vorher belastet waren. In einer Viertelstunde hat Alles in der Marschkette seine Stelle eingenommen, auf der Station bleiben nur die abgenagten Knochen und die Brandstätten der improvisirten Herde zurück.

Diese Spuren von momentanem Leben auf der Wüste vergehen oft so schnell, wie sie entstanden; manchmal aber bleiben sie durch klimatische Zufälle längere Zeit erhalten; und wie freuet sich der nachfolgende Reisende, wenn er auf eine verlassene Feuerstätte stößt. Dieser verbrannte schwarze Fleck erscheint als ein prachtvolles Kerwanserai, als der lieblichste Rosenhain in seinen Augen, und der Gedanke, daß hier Menschen waren, daß hier Leben existirte, macht die große Einsamkeit der Wüste für Augenblicke anheimelnd.

Ich habe von Brandstätten gesprochen und kann nicht umhin, mich an jene auf Tagereisen weit sich erstreckende abgebrannten Ebenen zu erinnern, denen ich in der Wüste zwischen Persien und Chiwa begegnete und über welche ich aus dem Munde der Nomaden so viel Wunderbares hörte.

In der heißen Jahreszeit, wenn die sengende Sonne das Gras und die Stauden gleichsam zu Zunder gedörrt hat, ereignet es sich, daß ein unvorsichtigerweise geworfener Funke, vom Winde angefacht, die Steppe in Brand stecken kann. Die ohne Unterbrechung genährte Flamme greift mit einer derartigen Schnelligkeit um sich, daß man selbst zu Pferde sich nur schwer retten kann; über das dürre Gras rollt sie gleich einer ausströmenden Fluth hin, bei dichteren Gebüschen fährt sie mit wild lodernder Wuth empor, und große Strecken in kurzer Zeit durchfahrend, kann nur ein Fluß oder See ihren ungestümen Lauf hemmen. Bei Nacht muß es einen schrecklichen Anblick gewähren, wenn der Horizont weit und breit durch dieses Flammenmeer beleuchtet ist, und selbst beherzte Männer verlieren dann den Muth. Der Zaghafte ist bald verloren; wer aber genug Geistesgegenwart besitzt, kann sich wohl retten, wenn er, so lange das Feuer noch in der Ferne ist, das in seiner nächsten Umgebung befindliche Gras in Brand steckt. Die neue Gluth läßt einen verwüsteten Boden zurück, auf dem das heranrollende Feuer keine Nahrung findet. So ist ein Zufluchtsort gewonnen worden. — Nur so kann der Mensch mit Feuer gegen Feuer sich wehren.

Oft wird dies als eine Waffe von einem Stamme gegen den andern angewandt, und die Verwüstung soll eine schreckliche sein. Oft bedient sich auch desselben ein fliehendes Liebespaar, um sich gegen Verfolgung zu schützen. So lange kein Wind weht, kann man vor der langsam um sich greifenden Flamme sich retten, doch oft wird diese von dem kleinsten Lüftchen vorwärts getrieben und die Fliehenden finden den vereinten Tod in ihrem eigenen Präservativmittel.

Merkwürdig ist es, daß das imposante Aussehen und die allerhäufigsten Naturerscheinungen der Wüste selbst dem dort einheimischen Nomaden nicht gleichgültig bleiben. Als wir auf dem hohen Plateau von Kaflankir, welches einen Theil des nordöstlich sich erstreckenden Ustjurt bildet, uns befanden, war der Horizont sehr oft mit der schönsten Fata Morgana geschmückt. Eine Luftspiegelung in der großen Wüste Mittelasiens, in jener heißen und doch klaren Atmosphäre, giebt unstreitig das allerschönste optische Gaukelspiel, das man sich nur vorstellen kann. Diese in der Luft tanzenden Städte, Thürme und Schlösser, diese Bilder von großen Karawanen, kämpfenden Reitern und einzelnen Riesengestalten, die von einem Orte verschwinden und auf einem andern wieder emportauchen, haben mich stets ergötzt. Meine Gefährten, besonders die Nomaden, sahen nur mit einer stillen Ehrfurcht nach jenen Gegenden. Ihrer Meinung zufolge sind dies die Schatten der einst dort vorhandenen und untergegangenen Städte und Menschen, die nun gespensterartig zu gewisser Zeit des Tages in den Lüften sich herumtummeln. Ja, unser Kerwanbaschi wollte sogar behaupten, daß er schon Jahre lang an gewissen Orten immer ein und dieselben Figuren sehe, und daß auch wir, im Falle wir auf der Wüste untergingen, nach einer gewissen Reihe von Jahren über dem Orte unseres Unterganges in der Luft herumhüpfen und heruntanzen würden.

Diese bei den Nomaden so oft auftauchende Sage von vergangener Civilisation auf der Wüste ist nicht fern von jener neuern europäischen Behauptung, nach welcher jene Strecken, die wir Wüste nennen, nicht so sehr durch Naturgesetze, als durch sociale Umstände in solche verwandelt worden wären. Als Beispiel wird die Sahara in Afrika oder die große Wüste Mittelarabiens angeführt, wo es eher an fleißigen Händen, als an urbarem Boden fehlen soll. Was letztere Orte anbelangt, mag die Behauptung wohl richtig sein, doch auf die Steppen Mittelasiens ist sie nicht anzuwenden. An einzelnen Punkten, wie Merw, Mangischlak, Börgen und Otrar, hat es in vergangenen Jahrhunderten wohl auch Cultur gegeben wie heute, im Ganzen aber ist die Wüste Mittelasiens, so weit Menschengedenken hinausreicht, immer eine schreckliche Wüste gewesen. Die tagelangen Strecken ohne einen Tropfen Trinkwasser, die oft hundert Meilen weit sich erstreckenden Landstriche tiefen grundlosen Sandes, die ungestüme Wuth der klimatischen Excesse — sind derartige Hindernisse, mit denen Kunst, Wissenschaft oder sonstige geistige Errungenschaften es nur schwer würden aufnehmen können. — „Turkistan und seine Einwohner,“ so sagte mir einst ein Mittelasiate, „hat Gott in seinem Zorne erschaffen, denn so lange der bittersalzige Geschmack von den Quellen in der Wüste nicht weichen wird, so lange werden die Turkistaner Groll und Bosheit aus ihrem Herzen nicht entfernen.“

Ja, Groll und Bosheit der Menschen sind es, welche dem Reisenden in der Wüste weit gefährlicher sind, als die Wuth der entfesselten Elemente! Sengende Hitze, brennender Sand, quälender Durst, Hunger, Mattigkeit, ja, das Alles wäre zu ertragen, wenn nur die stete Gefahr vor den Lanzen einer umherirrenden Räuberhorde oder, was noch ärger ist, die Furcht vor den Banden einer ewigen Sklaverei nicht den Geist ewig umschweben würde. Was ist das Grab einer dichten Sandwolke im Vergleiche zu dem langsamen Foltertode einer turkomanischen Gefangenschaft?

Bodengestaltung und Seen in der Lombardei.

Freiherr Karl von Czörnig in Wien hat sich um die Statistik große Verdienste erworben. Er ist nicht nur selber Meister seiner Wissenschaft, sondern hat auch das Talent, im Interesse derselben tüchtige Kräfte ausfindig zu machen und angemessen zu verwenden. Dafür zeugen die vielen statistischen und ethnographischen Arbeiten über die Länder des Kaiserthums Oesterreich, welche allesammt unter seiner Mitwirkung und unter seiner Oberleitung erschienen sind.

Seine neueste und hoffentlich nicht die letzte Arbeit ist eine von ihm allein verfaßte Monographie: „Die Lombardie. Darstellung der natürlichen Verhältnisse des Landes. Wien 1866." Wir sagen dem Verfasser für die Zusendung dieser geradezu musterhaften Abhandlung unsern besten Dank. Herr v. Czörnig war früher ein Jahrzehnt lang als Beamter in der Lombardei thätig, in einer Stellung, welche ihm möglich machte, statistisches Material zu sammeln und die ganze Provinz aus eigener Anschauung kennen zu lernen. So konnte er eine in der That plastische Darstellung des in so vieler Beziehung interessanten Landes liefern und er steht dabei vollkommen auf der Höhe der Wissenschaft. Auf nur 50 Seiten giebt er eine umfassende, vollkommen klare und übersichtliche Schilderung der Lombardei nach Lage, Flächenraum, Gestaltung und Begrenzung; er schildert Gebirge und Thäler, die Ebenen und deren Schichtung, die Gewässer, Dämme und Canäle; Klima, meteorologische Beschaffenheit, die geologischen Verhältnisse und die Terrainbildung; er schließt dann mit einer Charakteristik der verschiedenen Landestheile. Die Anschaulichkeit wird wesentlich gefördert durch die beigegebene Karte, auf welcher die Eintheilung in Berg-, Hügel- und Tiefland sehr gut hervorgehoben erscheint; auch gewährt sie einen guten Einblick in die hydrographischen Verhältnisse, welche gerade für die Lombardei von so hervorragender Bedeutung sind. Diese hat Herr v. Czörnig mit besonderer Vorliebe behandelt.

Wir wollen einige wenige Proben ausheben, um dem Leser zu zeigen, daß unser Urtheil ein gerechtfertigtes ist.

Die Bodengestaltung der Lombardei und ihre Beziehungen auf die Culturverhältnisse.

Die Mannigfaltigkeit der natürlichen Verhältnisse bringt es mit sich, daß in dem Lande alle Stufen der Terrainbildung vorkommen; kaum aber giebt es ein anderes Gebiet, namentlich von so beschränktem Umfange, in welchem sich, wie in der Lombardie, die drei großen neben einander gelagerten Zonen des Berglandes, des Hügellandes und des Tieflandes so deutlich herausstellen. Während die erstere die Centralalpen und ihren Südabhang sammt den dazwischen gelagerten Gebirgsthälern — das Bergland — umschließt, fügt sich daran als ein mehr oder weniger breiter Saum das Hügelland, durch welches sich die Gebirge meist in ziemlich raschem Uebergange verflachen, sammt der hiervon nicht zu trennenden höhern trocknen Ebene — die Diluviallande —; während unterhalb dieser Zone der der Bewässerung zugängliche Theil der Lombardie, das Tiefland, sich bis zum Po und theilweise über denselben erstreckt. So klar in die Augen fallend sich die natürliche Eintheilung des lombardischen Bodens darstellt, ist es doch nicht ohne Schwierigkeit, die Grenzlinie festzustellen, welche das Bergland von dem Hügellande scheidet. Will man sich hierbei von jeder mehr oder weniger willkürlichen Anschauung fernhalten, so muß bei Entwerfung dieser Scheidelinie nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfahren werden. Als ein solcher Grundsatz empfahl sich, das Bergland so weit zu erstrecken, als die Thäler von steileren Gehängen, d. i. von solchen, die mit einem Winkel von wenigstens 45° einfallen, begrenzt werden, während die Mündungen dieser Thäler mit weniger geneigten Thalwänden, sowie die sich verflachenden Hügelgelände der Zone des Hügellandes zugewiesen werden. Zwischen letzterem und dem Tieflande erscheint die Abgrenzung minder schwierig, da fast alle Gebietstheile der Lombardie, welche der Bewässerung zugänglich sind, der künstlichen über das ganze Tiefland hin verbreiteten Berieselung auch wirklich unterzogen sind; wobei natürlich einzelne durch Terrainerhöhung bedingte Ausnahmen keine weitere Beachtung finden können.

Diese Gliederung des lombardischen Gebietes in Berg-, Hügel- und Tiefland spiegelt sich nicht nur in der Bodengestaltung ab; sie ist auch überhaupt maßgebend für fast alle Bedingungen der Cultur, der gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, so daß sie die Eigenschaft der natürlichsten und durchgreifendsten Eintheilung des Landes an sich trägt.

Das Bergland, einerseits von ausgedehnten Gletschern, andererseits von den großen Landseen umsäumt, birgt in sich den nie versiechenden Quell des in üppiger Fülle herabströmenden befruchtenden Wassers, welches, in den Behältern der Seen geläutert und erwärmt, die erste Bedingung des Fruchtsegens und Reichthums des Landes darbietet. Die Gebirge liefern treffliche Bausteine und Metalle; die Abhänge sind, wenn auch nur mehr zum Theile, von Nadel-, Eichen- und Kastanienwäldern besetzt, in der Tiefe gedeiht an geschützten Orten die Rebe, der Lorbeer, ja selbst die Olive. Der Bewohner, rein celtischer Abstammung, verbindet mit körperlicher Gewandtheit geistige Schwerfälligkeit, hält zäh am Alten, Hergebrachten, wie auch an seinen Vorurtheilen, ist streit- und proceßsüchtig, und bleibt trotz seines Fleißes arm. Die Gemeinde-Gebiete sind groß, die Wohnsitze, meist in den Thälern längs der Bäche und Flüsse gelegen, klein. Das Grundeigenthum zunächst den Wohnsitzen gehört den dort angesessenen Privateigenthümern, das höher gelegene Weide- und Waldland meist den Gemeinden. Es giebt keinen großen Besitz im Berglande, aber fast Jedermann ist Besitzer, Eigenthümer, Erbzinsmann oder Erbpächter, in dessen Folge die Grundzerstückelung den höchsten Grad erreicht und die Bearbeitung des Bodens den Bebauer nicht hinreichend beschäftigt. Da der schmale Streifen culturfähigen Bodens in den Thalniederungen die in den Wohnsitzen dicht gedrängte Bevölkerung nicht zu ernähren vermag, so hat sich fast an allen Orten seit urvordenklicher Zeit eine durch Herkommen geregelte Auswanderung gebildet und entwickelt. Die Bewohner der einzelnen Orte wenden sich je einer und derselben Beschäftigung gewerblicher Art zu, und ziehen im Frühjahre gewöhnlich je in dieselben Städte und Gegenden des Auslandes, von wo sie im Beginne des Winters mit dem Ersparten zu ihrer Familie in die Heimath zurückkehren. Wenn sie aber auch jahrelang in der Fremde verweilen, bewahren sie ihre Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, wohin sie fast immer zurückkehren, um dort ihre Tage zu beschließen. Diese Auswanderer des lombardischen Berglandes sind über ganz Europa zerstreut, der stärkste Zug aber ist nach anderen Theilen Italiens gerichtet. Das charakteristische Merkmal des Berglandes in volkswirthschaftlicher Hinsicht liegt, in Folge der herrlichen Alpentriften,

während der guten Jahreszeit in der Aufzucht des Viehes, welches im Herbste der Ebene zuwandert.

Das lombardische Hügelland umfaßt ein Gebiet, über welches die Natur alle ihre Reize und Segnungen ausgeschüttet hat. Die nach Süden auslaufenden Hügel und Höhenzüge bilden mit den dazwischen liegenden offenen Thalmulden eine liebliche Landschaft, in welcher das gemäßigte Klima sowohl als die allenthalben sichtbaren Spuren einer vorgeschrittenen Cultur des fruchtbaren, in einen Garten verwandelten Bodens, sowie eines mit Geschmack und Kunstsinn verbundenen Reichthums zum Aufenthalte einladen. Die feine elastische Luft dieser Zone läßt den Maulbeerbaum vorzüglich gedeihen, mit dessen Blättern genährt der Seidenwurm die feinsten Fäden spinnt. Die Rebe wird hier sowohl in eigenen Pflanzungen an den Abhängen der Hügel, als auch in den Ackerfeldern der Ebene zwischen anderen Culturen gezogen. Der trefflich angebaute Boden gewährt Jahr für Jahr drei- und vierfache Frucht. Die Bewohner, gemischter, aber vorwiegend celtischer Abkunft, vereinigen in sich die Abzeichen celtischen und romanischen Wesens. Ihre geistigen Anlagen sind vorzugsweise ausgebildet und stehen im Ebenmaße mit der körperlichen Entwickelung; sie kennzeichnen sich durch Scharfsinn, schnelle Auffassung und große Geschäftsgewandtheit, Pflege der Künste und besonderes Talent für deren Ausübung, anderntheils aber auch durch eine große Beweglichkeit und leichte Entzündbarkeit, die, auf Abwege geleitet, in den Städten leicht zu politischer Aufregung und auf dem Lande zu blutigem Zank und Hader führt.

Hier vereinigen sich Fleiß und Intelligenz, um dem Boden den reichsten Ertrag abzugewinnen, wie auch hier die Manufactur-Industrie sich mehr und mehr entfaltet. Ein großer geschlossener Grundbesitz besteht hier ebenfalls nicht, sondern es ist der mittlere Besitzstand vorwaltend, welchem zu Folge jeder Complex von Grundstücken in der Regel eben groß genug ist, um eine ackerbauende Familie zu beschäftigen. Doch befinden sich in der Regel mehrere solcher Complexe in den Händen einzelner wohlhabender Besitzer, welche in den Städten leben und ihre Grundstücke durch Pächter bewirthschaften lassen. Es ist dies die Colonenwirthschaft, wo der Pächter gewöhnlich die Hälfte des Ertrages oder einen Pachtzins an Getreide oder einen mit Anwendung beider Systeme festgestellten Pachtschilling entrichtet. Die Gemeindemarkungen sind klein aber zahlreich; in denselben breitet sich die dichtgedrängte Bevölkerung oft zu volkreichen Ortschaften aus, welche häufig auf Höhen und Abhängen, fast immer aber fern von den größeren, in tiefen Thalmulden rinnenden Flüssen erbaut sind. Charakteristisch für das Hügelland (in volkswirthschaftlicher Hinsicht) ist die Seiden- und Weincultur, das Colonensystem und die damit verbundene Spatenwirthschaft, endlich die Manufactur-Industrie.

Das lombardische Tiefland (insbesondere der westliche, zwischen dem Tessin und der Adda gelegene Theil desselben) ist eines der fruchtbarsten und ertragreichsten Gebiete Europas, weniger durch natürliche Anlage, als durch Anwendung von Capital und Intelligenz, welcher es in jahrhundertlangem Ringen und Mühen gelang, den Wasserreichthum der lombardischen Flüsse und Quellen über die ganze Fläche des Tieflandes hin auszubreiten und wieder abzuleiten, sohin denselben dem Bedürfnisse der Bodenbestellung je nach dem Willen des Besitzers unterthan zu machen. Der künstlichen Bewässerung zunächst ist die reiche Ernte an Reis und Getreide jeder Art zu danken; durch sie werden die immer grünenden Wiesen erzielt, welche zahlreiche Herden milchreicher Kühe erhalten und die Käsewirthschaft möglich machen; sie endlich ist die unerläßliche Bedingung des hier zur Erscheinung kommenden Großbetriebes der Landwirthschaft. Hier aber steht (abgesehen von den Städten, welche hinsichtlich der Charakteristik ihrer Bewohner jenen des Hügellandes gleichen) in dem Ringen nach reichem Ertrage die Pflege des Menschen, der meist nur als ein unentbehrliches Element der Wirthschaft zur Geltung gelangt, zurück. Die Bewohner, vorwiegend romanischer (und im Osten etruskischer) Abstammung, befinden sich der großen Mehrzahl nach in der ungünstigsten Lage und gewinnen in saurer Mühe kaum das zum kümmerlichen Leben Unentbehrliche, wodurch insbesondere bei mangelhafter Nahrung und harter Arbeit in den sumpfigen Reisfeldern und unter Wasser stehenden Wiesen ihre Race immer mehr verkümmert und herabkommt. Sie genügen auch trotz der Dichtheit der Bevölkerung dem Bedürfnisse des Landbaues nicht, weshalb zur Zeit der Maulbeerentlaubung und der Ernte zahlreiche Schaaren fremder Arbeiter aus den benachbarten Gebirgen von Parma, Piemont und der italienischen Schweiz herbeikommen, deren Zuströmen als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden muß. Die Bewohner theilen sich, mit Ausnahme der Städte, in vergleichungsweise wenige Großpächter, eine durch Intelligenz, reiche Erfahrung, Arbeitsamkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung ausgezeichnete Classe, und die überwiegend große Anzahl von Taglöhnern, ständigen sowohl als ohne bleibende Verwendung. Der Grundbesitz besteht der Natur der Sache nach fast durchaus aus großen Complexen, welche den Städtern (meist dem dort angesessenen Adel) und den großen Corporationen (zunächst den Wohlthätigkeits- und Krankenanstalten) gehören, von diesen aber nicht bewirthschaftet, sondern (wie erwähnt) verpachtet werden. Nur zwischen der Adda und dem Mincio, wo die Bewässerung nicht so allgemein ist, kommt die Selbstbewirthschaftung größerer Besitzungen und der Kleinbetrieb häufiger vor. Die Gemeinde-Gebiete des Tieflandes sind umfassend, die Wohnsitze aber darin sehr zerstreut liegend, meist aus kleinen Gehöften, die in Mitte der Grundstücke des Eigenthümers liegen, bestehend, welche Zersplitterung der Bevölkerung zwar für die Bebauung des Landes vortheilhaft, für die öffentliche Sicherheit aber sowie für die Erziehung und Bildung des Volkes sehr nachtheilig ist. Charakteristisch für die Tiefebene in volkswirthschaftlicher Hinsicht ist die künstliche Bewässerung des Landes, die Cultur des Reises und der Winterwiesen, der Großbetrieb der Landwirthschaft und das eigenthümliche System des Großpachtes.

Die Seen der Lombardei.

Die wichtigste und interessanteste Erscheinung in dem natürlichen Haushalte der Lombardie bilden die Seen, welche den Saum der Hochgebirge gegen die Ebene bezeichnen. Zu den bedeutendsten Seen gehören: der Lago Maggiore (Tessin), der Comersee (Adda), der Iseosee (Oglio), der Gardasee (Mincio); zu jenen (mindestens für die Lombardie) zweiten Ranges: der Luganersee (Tresa) und der Idrosee (Chiese), an welche sich noch eine zahlreiche Menge anderer kleiner, zum Theil höchst anmuthiger Seen (wie die Seen des Piano d'Erba mit dem Lambro, die Seen von Varese 2c.) reihen.

Die Bestimmung der Seen ist eine vielfache und überaus wohlthätige. Vor Allem dienen sie als die Becken, welche das in Gebirgsströmen und Gießbächen herabströmende Wasser in sich aufnehmen und ansammeln; sie verhindern dadurch, daß es nicht eben so schnell, als es von den Bergen herabrinnt, in den Hauptsammelcanal aller Gewässer Oberitaliens, den Po, abfließe; dieser Abfluß wird mittelst der Seen zugleich regulirt, indem das vergleichungsweise enge Rinnsal

des austretenden Flusses das Wasser zwar regelmäßig, aber allmälig und in weit geringerer Menge abführt, als es zeitweise den Seen zuströmt. Eine zweite, nicht minder wohlthätige Einwirkung der Seen besteht darin, daß sie das ihnen durch die Gebirgsbäche zufließende, durch beigemengte erdige Theile getrübte und Geschiebe mit sich führende Wasser durch die eintretende Ruhe klären und an der Oberfläche erwärmen, wodurch das abfließende Wasser für die Befruchtung der bewässerten Landestheile weit tauglicher gemacht wird.

Die Seen sammeln nicht allein das Wasser, sondern sie tragen auch zu dessen Entstehung bei, sowohl durch die Verdunstung an ihren ausgedehnten Wasserflächen, als auch durch die Condensirung der über sie hinziehenden feuchten Dünste. Der Schifffahrt dienen die Seen, indem sie die Wassercommunication, wie in keinem andern Lande Europas, bis an den Fuß der Alpenpässe vorschieben. Endlich führen sie durch die günstige Insolation der Ufergegenden und die geschützte Lage mittelst der im Norden abschließenden Gebirge, welche die Nordwinde abwehren und die Glut des Sommers mäßigen, ein mildes gleichmäßiges Klima herbei, in welchem die Früchte des Südens gedeihen, und die Menschen eine in der ganzen Fülle einer südlichen romantisch gelegenen Landschaft prangende Wohnstätte finden.

Eine weitere für die Landescultur sehr belangreiche Eigenschaft der lombardischen Seen und der durch sie genährten Flüsse besteht darin, daß ihre Hochwasser in der Regel nicht zu gleicher Zeit eintreten, und demnach leichtern Abfluß in dem allen gemeinsamen Pobette finden, weil die Bedingungen, unter welchen sie entstehen, nicht die gleichen sind. Der Lago Maggiore, welcher mit seiner ausgedehnten Fläche bis in die Alpenregion hineinreicht, erhält seine Zuflüsse von den Abhängen des Simplon und des St. Gotthard; diese Abhänge sind den vom Adriatischen Meere herziehenden warmen Seewinden ausgesetzt, welche die in der Höhe gelagerten Schneemassen und das Gletschereis schmelzen, reichlichen Wasserzufluß bringen und starke Hochwasser verursachen, weshalb der Tessin der wasserreichste Zufluß des Po ist. Der langgestreckte, im südlichen Theile sich gabelnde Comersee, mit seiner nur durch den versandeten Lauf der Adda getrennten Verlängerung, dem Lago di Mezzola, reicht ebenfalls bis an den Fuß der Hochalpen, die warmen Seewinde nehmen aber nur geringen Einfluß auf seine Hochwasser, da die das Veltlin im Süden begrenzende Orobische Alpenkette den Seewinden den Zugang zu den Gletschern der Central-Alpenkette und zu dem Thale des Veltlin wehrt, welches nur den Westwinden offen steht. Die von den Seewinden herbeigeführten warmen Dünste erkalten sich daselbst und condensiren sich zu Schnee und Eis. Dadurch entstehen gewaltige Schneemassen, welche bei ihrem Schmelzen bedeutende Hochwasser erzeugen; doch erscheinen sie nicht selten, wenn die durch die Nordwinde in der Ebene herbeigeführte Regenzeit im Herbste eintritt, erst im Sommer des darauf folgenden Jahres.

Diese Hochwasser werden demnach nicht von denselben Ursachen erzeugt wie jene des Lago Maggiore; sie erreichten aber, namentlich seitdem die Gebirgsbäche durch die mitgeführten Geschiebe den Ausfluß verengt hatten, eine bedrohliche Höhe, bis dieser Gefahr durch zweckmäßige Wasserbauten gesteuert wurde.

Der Lago d'Iseo erhält seine Zuflüsse von den Gletschern des Monte Adamello, welcher auf dieser Seite den Seewinden nicht ausgesetzt ist; seine Ufer verflachen sich gegen Süden, wo der Oglio aus dem See fließt.

Der Gardasee hat zwar von allen lombardischen Seen den größten Wasserspiegel, allein da er entfernter von den Hochalpen liegt und keine bedeutenden Zuflüsse hat, so sind auch seine Hochwasser von weniger Bedeutung, und sein Ausfluß, der Mincio, führt die geringste Wassermasse mit sich fort. Die Tiefe der Seen ist eine verschiedene, immer sehr bedeutende, dort aber am größten, wo die Hochgebirge am nächsten hinzutreten, wie im Lago Maggiore mit 2531 Fuß und im Comersee mit 1860 Fuß; doch hat auch der weite Gardasee, obwohl entfernt von den Hochgebirgen, die namhafte Tiefe von 1847 Fuß.

Bilder aus dem magyarischen Ungarn.

Von Dr. cam. **Heinrich Ditz.**

I.

Die waldlose Steppe und der asiatische Nomade. — Armuth an Bäumen und Baumvertilgung. — Das excessive Klima und dessen Ungastlichkeit. — Anblick der Puszta. — Wiederbewaldung; die Akazie. — Kein Berg, kein Wald, kein Stein. — Die schlechten Wege und Straßen. — Bauart der Häuser. — Verminderung des Umfanges der Puszten durch Anbau.

Auf folgenden Blättern wollen wir nicht ein Bild des ganzen Ungarlandes vor den Augen des Lesers entwickeln, sondern nur jenes Theiles, den das vornehmste Volk dieses Landes, der Magyar oder eigentliche Ungar, einnimmt. Indem wir uns jedoch auch hier auf wenige Einzelheiten beschränken müssen, wählen wir jene Bilder aus, die durch ihre Eigenthümlichkeit und durch den grellen Gegensatz zu unseren Verhältnissen vielleicht nicht ohne besondern Reiz sein dürften.

Die Karpathen, das siebenbürgische Gebirgsland und die gewaltige Donau sind allmälig zu Touristenstrichen geworden; das ungarische Unterland, die große Ebene und Steppe, war es noch nie und wird es schwerlich je werden. Hier gerade wohnt der Kern-Magyar nahezu ungemischt, und hier gerade sind wir in jener Gegend des „heiligen“ Ungarlandes, wo man sich mitten auf der Hochsteppe Asiens wähnt, in dem Lande, welches man auf der andern Seite das „Europa im Kleinen“ nennt. Der Magyar verläßt seine Heimath nie oder höchst selten, um dem Auslande ein Bild von deren Leuten zu gewähren, wie der Slovak und der Serbe; und da wir unsererseits uns so selten in die dürren Sandhügel seiner Heiden, in die baumlose Steppe und in die endlosen Sümpfe verirrten, so ist gerade jener Landstrich bei uns am wenigsten bekannt, welcher nicht nur die Wiege der ersten Nation des Ungarreiches ist, sondern welcher gerade jetzt auch den Anflug nimmt, eine land- und volkswirthschaftliche Bedeutung zu erringen, die bald die Aufmerksamkeit Europas auf sich ziehen dürfte.

I. Das Land des Magyaren.

Bevor der Ungar seine heutigen Wohnsitze einnahm, hütete er sein langhörniges Rindvieh auf der Hochebene Asiens. Als er nach Europa zog, wollte er auch hier nichts Anderes als eine gute fette Weide, und das war bestimmend für die Wahl seiner neuen Heimath. Für den Nomaden trägt das eingrenzende Gebirge den Stempel der Unfreiheit an sich, und nur die unbegrenzte Ebene sagt ihm zu. Deshalb mied der Ungar fast allenthalben das Gebirge, wogegen er in der Ebene ganz ungemischt auftritt; nur im Banat und in der Bácska durfte sich der Deutsche und der Serbe mit ihm in die Ebene theilen.

Aber nicht schon die Ebene, erst die baumlose Ebene, erst die Steppe entsprach dem Sinne des nomadisirenden Magyaren vollkommen. Wir dürfen wohl als gewiß annehmen, daß der alte Magyar seine jetzige Heimath nicht als eine Steppe vorgefunden, sondern daß er die Ebene erst zur Steppe gemacht hat. Wer das enorme Wachsthum gewisser Baumgattungen kennt, dessen sich z. B. die Akazie im ganzen Unterlande, und die Weide, besonders in den Theißgegenden, erfreut, ein Wachsthum, das jetzt noch Waldbestände ohne alle Sorgfalt von Seite des Menschen sich bilden läßt, wenn man nur nicht hindernd in den Weg tritt, — wer das sieht, der wird sich nicht ausreden lassen, daß in Ungarn der Wald und nicht die Steppe das Ursprüngliche war. Die Gegend zwischen der Theiß und der Kraßna nördlich von Debreczin, die Nyir, hat von der Birke ihren Namen (Nyir = Birke) und viele Ortschaften tragen dieses Wort in ihrem Namen, wie Nyiregyháza, Nyirbátor. Das deutet wohl auf das vor Alters häufige Vorkommen dieses Baumes, auf Birkenwaldungen hin. Heute aber soll sich nicht mehr die Spur eines solchen Baumes hier vorfinden.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob es wirthschaftliche Berechnung des alten Ungarn war, als er dem Walde den Garaus machte. Daß er von dem heilsamen Einfluß des Waldes auf das Klima nichts wußte, läßt sich annehmen. Und da sein Holzbedarf sich nahezu auf Null reducirte, da er sein Haus von Kothziegeln aufbaute und es mit Schilf deckte, und da er seine Speisen mit dem Stroh seiner Wirthschaft und dem Dünger seiner Rinder kochte, so hatte der Wald für ihn wenig oder gar keinen unmittelbaren Werth, und das Erste, was ihm beim Anblick eines Baumes einfiel, war, daß dort, wo der Baum wachse, sein Ochse nicht grasen könne.

Näher noch liegt es, die Feindschaft des Magyaren mit dem Walde von der Gewöhnung an die Steppe in Asien herzuleiten. Wer von jeher an die unbegrenzte Aussicht der Steppe gewöhnt ist, dem nimmt der einschränkende Baum die Freiheit, er engt den Gesichtskreis dessen ein, der ohne Schranken frei sein möchte. Man muß die Wuth des Ungarn gegen Wald und Baum gesehen haben, um dieser Ansicht beizustimmen. Die Rodungslust des Ruthenen ist sprichwörtlich; einem Ungarn aber kann es nur ein Zigeuner gleich thun, und nur ein ungarischer Zigeuner. Die alten Völker hatten gute Götter in ihren Bäumen und es gab Bäume bei fast jedem Volke, die man heilig und unverletzlich hielt. Von diesem Aberglauben ist der Ungar von jeher frei gewesen; ihm ist kein Baum vor dem Tode heilig; erst wenn man das Feuer an seinen grünen Stamm gelegt hat, und wenn nach dem Märtyrertode die dürren Aeste vergebens ihre Knochenfinger ausstrecken, um den Sturmwind um Mäßigung und die eilenden Wolken um Feuchtigkeit für die klaffend dürre Erde anzuflehen, erst dann spricht der Ungar den Baum selig und gönnt ihm noch einige Zeit die Stelle, die er einnimmt. Wenn der Ungar oder der Zigeuner Feuer an einen Baum legen kann, so ist die Freude groß. Ist aber der Baum bereits so hohl, daß man das Feuer ihm in seine innersten Eingeweide legen kann, so ist die Freude unbeschreiblich. — Wenn man Hindernisse in der Wiederbewaldung Ungarns sieht, so sehe man sie nicht im Klima, sondern im Volke. Nicht das Klima, sondern das Volk muß man mit dem Walde und Baume versöhnen.

Wir geben nur einige Zahlen, um die Größe der Baumarmuth auf der ungarischen Ebene darzulegen. Die Waldfläche beträgt in dem Comitate:

Comitat	Procent
Szolnok	0,03 Procent,
Békés, Csanád	1,14 „
Jazygien, Kumanien, Hajdukendistrict	1,37 „
Bács	3,33 „
Csongrád	3,73 „
Pesth-Solt	4,99 „
Szabolcs	6,39 „
Torontál	7,58 „
u. s. w.	

Die absolute Waldfläche beträgt demnach im Comitate Szolnok nur drei österreichische Joch oder 6¾ preußische Morgen auf der Quadratmeile.

Dieser Waldarmuth verdankt Ungarn zum großen Theil sein widerwärtiges Klima. Ungarn ist ein Binnenland, und dort, wo es dem Meere am nächsten ist, trennen es hohe Gebirge von ihm. Das Land aber erhitzt sich schneller und kühlt sich auch schneller wieder ab, als das Wasser; deshalb ist der Temperaturwechsel der Binnenländer so schroff und unvermittelt; dadurch werden die Luftströmungen stärker und was an der Küste mäßiger Wind ist, das artet im Binnenlande in reißenden Orkan aus. Den Beruf, welchen das Meer für die ihm anliegenden Länder in Bezug auf das Klima hat, muß man im Binnenlande dem Baume oder Walde zumessen. Indem der Wald Wärme absorbirt, mäßigt er die Hitze, und er lindert die Kälte, wenn er die überschüssige Wärme wieder ausstrahlt. Dadurch wird der Wechsel der Temperatur minder grell; die heftigen Winde werden mehr verhütet, und wenn sie dennoch entstanden sind, so dient der Wald dazu, sie zu brechen, wenigstens in jenen Luftschichten, in deren Bereich der Mensch, das Vieh und die Früchte des Feldes sich befinden. — Die Wolken, welche über das Binnenland hinwegziehen, sind naturgemäß regenärmer, als die des Küstenlandes. Das Binnenland leidet deshalb in manchen Fällen an Dürre. Und hier sollte es wiederum des Waldes Aufgabe sein, die Feuchtigkeit der Wolken an sich zu ziehen, und die angezogene vor den ausdörrenden Winden zu schützen, wie nicht weniger, die zeitweilig übermäßigen Regengüsse in sich aufzunehmen und dadurch unschädlich zu machen.

Wir haben gesehen, daß die ungarische Ebene keinen Wald hat, um die ihm zukommende Rolle zu spielen. Die Ungastlichkeit des ungarischen Klimas ist deshalb nur natürlich. Das Klima ist trocken; die Regenmenge erreicht etwa 13 bis 15 Zoll, während sie in Deutschland das Doppelte und mehr beträgt. Und wie ungleich vertheilt sich diese Feuchtigkeit noch auf die einzelnen Jahreszeiten! Der letzte ernste Regen fällt im Mai; dann kommt die wasserarme Zeit bis September, und der Winter erhält etwa drei Viertel aller Niederschläge. Aus diesem Grunde muß sich der ungarische Landwirth im Frühling so sehr mit der Bestellung der Saat beeilen, damit bei eintretender Dürre die Frucht der Gefahr des Unterganges schon entwachsen sei.

Das Bild der ungarischen Puszta in den Monaten Juli und August ist das eines ausgebrannten Moores. Die Dürre ist die Hauptplage des ungarischen Landwirths; nach einer Zusammenstellung des ungarischen landwirthschaftlichen Ver-

eins hatten die 75 Jahre vor 1864 nicht weniger als 22 Mißernten, und darunter 19 wegen Dürre und nur 3 wegen Kälte und Nässe. Und in welchem Grade hier die Mißernte sich zeigt, ist leider noch in frischem Andenken. Wo man Menschenleben mit Sägemehl zu fristen sucht und für die Thiere absolut nichts mehr zur Fristung des Lebens weiß, da muß in der That die Noth ihren Gipfel erreicht haben. In 519 Gemeinden belief sich der Ernteausfall in dem durch seine Dürre so schrecklichen Jahre 1863 auf einen Werth von nicht weniger als 126 Millionen Gulden. Aber auch hier zeigte sich wieder, daß dort die Noth in gelinderm Grade auftrat, wo sich Wald in der Nähe befand.

Um so erfreulicher ist es deshalb, zu sehen, wie die großen Güter in Ungarn auch in dieser Beziehung ihre Aufgabe so gut begriffen haben und auch in der Bewaldung dem Volke das beste Beispiel zu geben bemüht sind. Die größeren Grundbesitzer sind allenthalben mit dem besten Erfolge bestrebt, ihre Güter mit einem Waldgürtel zu umsäumen, die Wege zu Baumalleen zu machen und das in Tafeln eingetheilte Feld durch Baumreihen zu scheiden. Daß dadurch die Kraft der Orkäne gebrochen und die Ausdörrung des Bodens durch die Winde mehr verhütet wird, ist nicht der kleinste Vortheil dieser Pflanzungen, obschon auch der Holzwerth nicht gering anzuschlagen ist. Die Akazie bildet fast ausschließlich den Bestand solcher Pflanzungen und diese ist hier so schnellwüchsig, daß man z. B. auf dem Hofe von Kis-Szállás einen acht- oder neunjährigen Baum finden kann, welcher in der Brusthöhe elf Zoll Durchmesser enthält; 15- bis 20jährige Schläge werden leicht 30 bis 50 Fuß hoch. Durch eine solche Bepflanzung sind ganze Gegenden, welche noch vor wenigen Jahren das Bild der unfruchtbaren Wüste boten, zu einer Art Park geworden. Vor allem gehört hierhin die jetzt so rühmlichst bekannte Herrschaft Altenburg; nicht weniger die Krone des Alföld, die schöne Herrschaft Mágócs, wie auch Hatzfeld, Kis-Szállás u. A.

Leider muß man sich sagen, daß diese Erscheinung bis jetzt nur über die Köpfe des eigentlichen Volkes hinweggegangen ist; im Volke selbst ist sie noch nicht gar häufig zu finden. Wenn der Ungar wirklich auf einen Messias für sich hofft, so sollte man ihn lehren, daß dieser einst in der Gestalt eines Baumes herabkommen werde. Dann würde er vielleicht die Bäume schonen und den Wald erziehen, anstatt ihn, wie jetzt, zu vernichten.

Man sollte ihn aber auch lehren, daß er erst dann kommen werde, wenn Ungarns Wege in einem solchen Zustand sein werden, daß sie selbst um Weihnachten zur Krippe des neuen Messias eine Wallfahrt, wir meinen eine Waldfahrt erlauben. Denn wie der Wald für ein gedeihliches Klima mangelt, so fehlen hier die Straßen einem gesegneten Verkehr, und es ist schwer zu sagen, ob der Ungar die Extremität seines Klimas mehr empfindet oder die zeitweilige Unergründlichkeit jener üppigen Unkrautgärten, welche man in Niederungarn Wege nennt.

Drei Dinge sind es, welche durch ihre völlige Abwesenheit die echte Heimath des Magyaren charakterisiren. Kein Berg, kein Wald und kein Stein. Uns, denen der Stein nur wegen seiner Unfruchtbarkeit bekannt ist und die wir ihn als ein freies, als ein werthloses Gut betrachten, uns wird es schwer begreiflich, von welchem Segen der Fels für ein Land ist. Um dieses recht klar zu sehen, muß man den Charakter der ungarischen Ebene wiederum studiren. Wo diese nicht mit bodenlosem Flugsand überschüttet ist, wie auf der Kecskeméter und Debrecziner Heide; da deckt ebenso bodenloser Humus die Ebene, und dieser Humus ruht wieder nicht auf festem Gestein, sondern auf einer mächtigen Thon- oder Sandschicht oder auf losem Geröll.

Die Folge des Steinmangels ist zunächst der berühmte schlechte Zustand der ungarischen Wege. Da die Steine fehlen, so hört aller Straßenbau von selbst auf; um eine Straße zu machen, thut man nichts weiter, als den Raum ausstecken, welcher für die zukünftige Straße bestimmt ist. Bei den älteren Straßen hat man nicht einmal das für nothwendig erachtet; dort läßt man jeden Fuhrmann den Weg selbst suchen und giebt ihm einen Spielraum oft von der Breite einer Stunde. So ist z. B. die „Reichsstraße“, welche die beiden großen Städte Szegedin und Theresiopel verbindet; Szegedin mag nahezu 70,000 Einwohner zählen; Theresiopel etwa 50- bis 60,000; die Entfernung ist nicht völlig 6 Meilen. Hier sollte man doch einen starken Verkehr und dem entsprechend eine gute Straße vermuthen. Aber anstatt dessen findet man ganze Strecken hindurch nicht die Spur eines Weges; der eine Fuhrmann versucht sein Glück eine halbe Stunde nördlich vom Telegraphendraht, und der andere eine halbe Stunde südlich; der Grund dieser Abweichung ist nur der, daß der erste Fuhrmann vorigesmal auf der südlichen Linie stecken geblieben ist, der andere aber auf der nördlichen, und Jeder sucht jetzt dem alten Unglück auszubeugen, leider nur, um wahrscheinlich in ein größeres zu fallen. Wenn man auf diesem Wege nicht hin und wieder ein Täfelchen mit den tröstenden Worten: Ország út (Reichsstraße) fände, so wäre es schwer, dem verzweifelten Glauben zu widerstehen, daß man sich mitten auf der unwegsamen Steppe eines unbewohnten Landes befände. Weitern Zweck, als den, daß sie den Reisenden versichern, er sei trotz allen gegentheiligen Anscheins dennoch auf einer der Hauptstraßen Ungarns, haben auch diese Täfelchen nicht. Daß die schlechten Straßen kein Vorwurf für die Bewohner sind, wenn sie auch oft noch schlechter sind, als sie zu sein brauchten, liegt nahe. Wenn selbst in der Hauptstadt des Alföld (Unterlandes), in dem industriereichen Szegedin, die zwei oder drei gepflasterten Straßen eine ganz kleine Ausnahme bilden, so ist es begreiflich, daß man anderwärts an Steinstraßen nicht zu denken hat. Das einzige Wegematerial ist bodenloser Schmutz, der im trocknen Sommer zu einer leidlich guten festen Unterlage austrocknet. Im Flugsande dagegen verschlechtern sich dann noch häufig die Wege. Auf dem Humus- und Thonboden erweicht jeder Regen die Oberfläche dergestalt, daß die feste Unterlage für die Beine der Thiere und die Räder des Wagens im Unendlichen liegt. Von der Mühseligkeit, dann in Ungarn zu fahren, fehlen uns die Begriffe. Anstatt der 12 deutschen Meilen, die der Ungar bei guten Wegen mit seinen zwei Pferden macht, muß er sich im Winter und nach jedem größern Regen mit zwei oder drei Meilen begnügen, wenn sein Gespann auch aus 4 oder 6 Pferden besteht. Deshalb muß im Winter aller Verkehr stocken. Die Dörfer versehen sich im Herbste mit ihrem Winterbedarf, und der Landwirth verfährt sein überschüssiges Getreide vor Ausbruch des Winters, wenn er es nicht bis zum nächsten Sommer aufspeichert. Im Winter und bei schlechten Wegen würde sogar der Verkehr über die Gasse in Stadt und Dorf aufhören müssen, wenn nicht durch hölzerne Fußbahnen (Bohlwege) die Verbindung ermöglicht wäre. Und selbst hier kommt es vor, daß man eine viertel Stunde und mehr zu gehen hat, um zu dem gegenüberliegenden Nachbar zu gelangen. Man muß so lange der Straße entlang gehen bis man einen Uebergang zu der andern Seite gewinnt. Eine kleine Illustration möchte vielleicht ein bezeichnenderes Bild geben als unsere ganze Beschreibung: Auf dem Marktplatze der Stadt Zombor verschwand vor einigen Jahren eine Kuh in der unergründlichen Tiefe des Schmutzes „und ward nicht mehr gesehen“.

Auf diesen schlechten Zustand der Straßen und auf dessen

großen Nachtheil für die wirthschaftliche Entwickelung der ungarischen Ebene wollten wir hinweisen, als wir oben sagten, daß der Messias des Alföld erst dann kommen werde, wenn selbst um Weihnachten die Möglichkeit einer Waldfahrt gesichert sei. So schwer auch die Erfüllung einer solchen Aufgabe sein mag, so wird die Zukunft doch nicht an der Möglichkeit verzweifeln, wenn sie einmal deren Nothwendigkeit eingesehen hat.

Dem Mangel an Steinen verdankt die ungarische Ebene auch die unansehnliche Bauart ihrer Häuser und den fast gänzlichen Mangel an bemerkenswerthen Baudenkmälern. Wenn sich der Ungar der Ebene hoch versteigt, so nimmt er als Baumaterial Backsteine aus schlechtem Thon. Für die niederen Classen der Bevölkerung genügt aber eine Kothziegelwand. Der ungarische Arbeiter baut sich mit größter Leichtigkeit ein Haus, indem er zwei Bretterwände in der Entfernung von $1^1/_2$ Fuß aufrichtet, dazwischen Erde wirft, die Erde feucht macht und dann von seinen Kindern diese Erdwand stampfen läßt. Morgen stellt er die beiden Bretterwände im rechten Winkel an die bereits fertige Dreckwand und baut die zweite Wand, und wenn er so in 4 Tagen mit dem Unterbau fertig ist, deckt er am fünften das lange Schilfrohr über den einzigen Quersparren seiner Hütte. Er schneidet Fenster in die Wände und die Dürre ist ihm behülflich, die feuchten Kothwände rasch auszutrocknen und bald bewohnbar zu machen. Hohe Häuser lassen sich aus solchem Stoffe natürlich nicht aufführen, und wenn auch das Material noch so gut wäre, so litte es der lose Untergrund nicht, daß man ihm eine schwere Last auflegte. Deshalb sind fast alle Häuser der Ebene einstöckig, und selbst in den größeren Städten sind die mehrstöckigen bald gezählt. Großartige Bauten aber fehlen gänzlich.

Wir sind gewohnt, nicht von Ungarn zu hören, ohne daß dabei der Pußten Erwähnung geschieht. Das Wort Puszta ist recht vieldeutig im Ungarischen. Ursprünglich heißt es nichts Anderes als Wüste, und die Wüste Sahara heißt auch beim Ungarn nicht anders als Sahara puszta. In einer engern Bedeutung aber versteht man unter Puszta das uncultivirte Feld, also hauptsächlich die Hutweide für die zahlreichen Herden der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und der Schweine. Noch vor zwanzig Jahren nahmen diese Weide-Pußten den größten Theil des Unterlandes ein. Damals war die Weidenutzung die lohnendste, jedenfalls lohnender als der Anbau mit Getreide. Als der Statistiker Ungarns, Schwartner, im Jahre 1809 noch 1300 Pußten rechnete, entschuldigte er die ungarische Sitte, viel Vieh und wenig Menschen zu ziehen, mit den Worten: „Das Schaf wird nur für seinen Herrn geschoren, die tausend Menschen aber, die auf jeder Puszta wohnen könnten, müssen auch noch dem Könige und dem Comitate zollen und auch mehr Nahrung verlangen, als die Schafe.“

Zeit und Erfahrung haben gezeigt, daß diese Berechnung eine falsche war. Eben weil der Getreidebau so lohnend wurde, setzte man das Messer an die Puszta und zapfte eifrig an ihrem nahezu unerschöpflichen Blute, von welchem bereits zehn oder zwanzig fette Saaten sich genährt haben. So groß auch immerhin heutzutage noch die Weidestrecken sein mögen, so ist doch der größte Theil der alten Puszta in fruchtbares Kornfeld verwandelt. Die große Puszta wird immer seltener und es dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß sie bald ganz verschwinden wird.

Wie es scheint, ist eine dritte Bedeutung des Wortes erst jüngerer Natur und erst aus der Auftheilung der alten Gemeindeweide hergeleitet. Einen entfernt vom Dorfe liegenden Grundbesitz pflegt man gleichfalls Puszta zu nennen; solcher Grundbesitz mag dann wohl einen Theil der alten Weide-Puszta gebildet haben. Ebenso pflegt man die einzeln gelegenen Höfe Pußten zu nennen, was wohl denselben Grund hat, weil auch sie meist auf alter Hutweide angelegt sind. Merkwürdiger Weise hat man in Süddeutschland mit dem Begriffe des Einzelhofes gerade wie in Ungarn den der Wüste verbunden: in Süddeutschland nämlich nennt man die Einzelhöfe Einöden.

Das Wort Puszta hat eine große Anhänglichkeit an das magyarische Volk. Es bezeichnet immer das Element, in dem die ungarische Volkswirthschaft sich bewegt. Und wenn in Zukunft ein Culturhistoriker die Geschichte der ungarischen Cultur schreiben wollte, so könnte er nicht unzweckmäßig folgende Dreitheilung annehmen: die erste Periode würde jene Zeit umfassen, in welcher das Wort Puszta so viel heißt wie Wüste; in der zweiten heißt es so viel als Hutweide, und in der dritten, welche bald anheben dürfte, wäre die vorzüglichste Bedeutung die des Einzelhofes. Die Culturgeschichte Ungarns würde in der ersten Periode die Nomadenwirthschaft, in der zweiten die Weide- und extensive Landwirthschaft, und in der dritten den intensivern Ackerbau darzustellen haben.

Betrachtungen über Mexico.

Von **Karl Andree.**

II.

Ich lese in einer Decembernummer von „Galignanis Messenger“, daß Mexico nach einer amtlichen Zählung, welche von Seiten der kaiserlichen Regierung veranstaltet wurde, in 20 Provinzen 7,995,426 Einwohner habe. Es versteht sich gegenüber den wirren Zuständen von selbst, daß diese Zahl nur eine annähernd richtige sein kann. Auch kommt für unsere Betrachtungen darauf nichts an; die Hauptsache ist, daß wir die einzelnen Bestandtheile kennen lernen, aus welchen diese Volksmasse zusammengesetzt ist. Der amtliche Bericht bringt darüber Angaben, welche geradezu Schrecken erregen müssen:

Weiße nur etwa	300,000	Köpfe,
Abkömmlinge von Indianern . .	800,000	„
Indianer	5,000,000	„
Mischlinge	1,500,000	„
Europäer und Nordamerikaner etwa	40,000	„

Man sieht, die Zahlen treffen nicht genau zu, auch ist nicht klar, was mit „Abkömmlingen von Indianern“ gemeint sein solle; man wird sie aber wohl den Mischlingen (Mestizen und Zambos) hinzufügen müssen.

Für 1862 sind, wie wir früher im „Globus“ (IV. 336) mitgetheilt, 8,283,008 Seelen angegeben worden. Das ist

viel zu hoch; wir wissen, daß die Bürgerkriege und die allgemeine Anarchie, mehrfacher Mißwachs und das weit verbreitete Räuberwesen einer Vermehrung der Volksmenge hinderlich waren; einer der besten Leute, welche Mexico gehabt hat, der vor einigen Jahren verstorbene Finanzminister Lerdo de Tejada, nahm für 1850 nur 7,661,919 Seelen an. Wir greifen schwerlich fehl, wenn wir achthalb Millionen als eine annähernd richtige Ziffer betrachten. Tejada, der sein Land vortrefflich kannte, bemerkt, daß mindestens drei Fünftel unvermischte Indianer seien; von dem Reste habe kaum ein Drittel europäisches Blut in den Adern, doch dürfe man hier nicht etwa eine strenge Ahnenprobe anstellen. Das übrige waren Mischlinge.

Tejada sprach 1850 ein Urtheil aus, welches durch und durch begründet ist, von anthropologischer Einsicht zeugt und durch die ganze Geschichte Amerikas, insbesondere aber auch durch jene Mexicos, bestätigt wird.

„Die Verschiedenheit der Racen ist das größte Hinderniß für das Gedeihen und die Entwickelung Mexicos gewesen und wird es auch sein und bleiben, falls nicht eine von ihnen ganz unbedingte Oberherrschaft über alle anderen gewinnt. Denn durch sie zerfällt die Volksmenge in Bruchtheile, die keine Gemeinsamkeit mit einander haben und völlig verschieden sind durch ihren Ursprung, ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten und sogar durch ihre Sprache."

„Jede einzelne Abtheilung verfolgt Tendenzen und hat Richtungen, welche jenen aller übrigen widerstreben, und nimmermehr werden sie sich untereinander dahin verständigen, daß sie gemeinschaftlich auf einen und denselben Zweck, auf ein und dasselbe Ziel hinwirken." (Tiene cada una de ellas diversas tendencias, y jamas podrán entenderse entre sí para trabajar unidas hácia un mismo fin. — Cuadro sinoptico de la Republicà mexica en 1850.)

Damit ist ausgesprochen, daß die Wurzel alles Uebels in der ethnischen Anarchie, in der Zusammenhanglosigkeit und in dem von Innen herauskommenden Widerstreite der verschiedenen Volksbestandtheile liegt. Wer weiß ein Mittel, diese tiefen Antagonismen zu beseitigen?

Hier haben wir also die Racenfrage mit all dem Verhängnißvollen, was in ihr liegt; haben den geheimnißvollen aber unvertilgbaren Widerstreit, der sich immer schärfer in den Vordergrund rückt und in einer Weise Geschichte macht, die uns Grauen erregt. Alexander v. Humboldt, welcher sich mit der anthropologischen Seite der Naturwissenschaften nicht eingehend beschäftigt hat, besuchte Mexico, als dasselbe unter Herrschaft der Spanier stand. Durch diese wurde der ethnische Gegensatz so weit nieder und im Zaume gehalten, daß allgemeine und wilde Ausbrüche des Racenkampfes nicht stattfinden konnten. Die Obergewalt der Weißen war unbestritten, die braunen, schwarzen und gelben Elemente blieben gebunden und so kam es, daß, im Allgemeinen wenigstens, Ruhe und Ordnung vorhanden waren.

Humboldt täuschte sich, als er für Mexico eine „glänzende Zukunft" in Aussicht stellte. Er ließ die Vergangenheit und das Wesen der verschiedenen Racen außer Acht; die physischen und moralischen Verhältnisse, welche das Leben der Völker bestimmen und regeln, hat er hier nicht gewürdigt. Er theilte übrigens seinen Irrthum mit fast allen hervorragenden europäischen Staatsmännern, die in dem Wahne befangen waren, daß die „Freiheit" allein auch bei Bevölkerungen von so buntscheckiger und gemischter Art Wunder wirken werde. Der englische Anthropolog Knox faßte schon vor längerer Zeit die Dinge richtiger auf; er sah die Anarchie voraus, welche über Amerika hereinbrechen müsse, als das, was so lange latent und gefesselt gewesen, sich ungebunden und ungehindert so geben konnte, wie es seiner eigentlichen Natur nach ist. Er äußerte in Bezug auf die politischen Phantasien Cannings: „Ein englischer Premierminister kann allerdings wunderbare Dinge durchführen; er kann Könige absetzen, durch ein Decret Königreiche ins Leben rufen, aber eine Race machen, das kann er nicht."

Die Geschichte lehrt, daß die verschiedenen großen Ur- oder Stammgruppen sehr verschieden geartet sind; wir finden unter ihnen wesentliche Unterschiede und Abweichungen in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung. Die Blutvermischung zwischen verschiedenen Menschenracen, welche von der Natur selbst so durchaus verschiedenartig angelegt sind, eine Amalgamirung zwischen höheren und niederen Racen, ergiebt niemals etwas Harmonisches; die Mischlinge haben in sich kein psychisches Gleichgewicht.

Berthold Seemann, E. G. Squier, Richard Burton und viele andere Reisende, welche als Anthropologen beobachteten, heben die Thatsache hervor, daß vielfach eine Race von der andern absorbirt wird, in derselben aufgehe, wo eine Vermischung stattfindet. So das weiße Element in Centralamerika und Mexico, seitdem kein regelmäßiger und frischer Zugang aus Europa mehr erfolgt, im Indianerthum. Das Geheimniß der Selbsterhaltung ist leicht zu ergründen; die Weißen haben alle Ursache, ihr Blut rein zu erhalten, die „Aristokratie ihrer Haut" zu bewahren; nur um diesen Preis können sie sich überhaupt erhalten.

Das angebliche „Vorurtheil der Hautfarbe" beruht auf einem richtigen, durchaus naturgemäßen Instinct, und noch allemal und überall hat sich die Natur gerächt, wenn man demselben zuwider handelte. Die Vermischung wirkt nachtheilig auf die körperlichen, intellectuellen und moralischen Eigenschaften und Begriffe derjenigen Völker, welche die weisen Fingerzeige der Natur und ihre Gesetze außer Acht lassen. Die Menschen, welche solchen Vermischungen ihren Ursprung verdanken, haben im Allgemeinen in ihrer ganzen Beschaffenheit große Mängel, und nicht selten treten diese in einem solchen Grad hervor, daß sie gegenüber den reinen Racen einen sehr unvortheilhaften Gegensatz bilden.

Ich habe schon vor Jahren in meinen „Geographischen Wanderungen" hervorgehoben, daß solche Mängel auch in dem sich zeigen, was sich auf das staatliche Leben und Treiben bezieht. Die anarchischen Zustände in den ehemals spanischen Republiken Amerikas, mit fast alleiniger Ausnahme von Chile, geben Zeugniß vollauf. Wir sehen die ethnische und die staatliche Anarchie überall, wo die unbedingte Gleichberechtigung aller Racen und Mischungen praktisch durchgeführt worden ist. Jene Länder sind durch die uneingeschränkten Racenvermischungen völlig demoralisirt worden. Die höheren Typen werden, weil sie sich in einer nur geringen Minderheit befinden, von den anderen zersetzt und absorbirt; das aber ist gleichbedeutend mit einem Ueberwiegen der Barbarei, durch welche die Culturelemente entfernt werden. Dieser Kampf dauert nun in einem großen Theil Amerikas seit etwa einem halben Jahrhundert ohne Unterbrechung. In jenen sogenannten Republiken giebt es eben keine Gesellschaft in unserm europäischen Sinne; Alles in ihnen ist Abstoßung und Gegensatz, es fehlt an innerer Durchdringung der einzelnen Bestandtheile.

Berthold Seemann, der jüngst in Nicaragua war, betont ganz entschieden die Thatsache, daß die braunen Südseeinsulaner auf einer höhern Civilisationsstufe stehen als die Mischlinge in Centralamerika. Diese zeigen keine Fähigkeit, die Grundsätze sich anzueignen, durch welche unsere bürgerlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen bedingt werden. Organisationen, wie wir sie haben, sind weder mit

Instinct und Anlagen oder den Gewohnheiten dieser Indianer, Neger, Mestizen, Mulatten und Zambos verträglich. Auch eine sorgfältige Erziehung könnte ihnen dieselben nicht einflößen; sie zeigen eben kein Verständniß dafür und sind eben deshalb für eine praktische Ausübung derselben nicht befähigt.

Wer das im Auge behält, wird sich nicht darüber wundern können, daß die unbedingte Gleichstellung aller Racen und Mischlinge eine endlose Anarchie ins Leben gerufen hat und allmonatlich Revolutionen erzeugt. Von dem Tage der Unabhängigkeit an bis heute sind diese Pseudorepubliken niemals zu irgend welcher anhaltenden Ruhe gekommen, denn eine Umwälzung löst die andere ab. Mexico, welches aber nicht etwa eine Ausnahme bildet, hat seit 1821 mehr als 45 Regierungswechsel gesehen und mehr als drei- oder viermal so viele Revolutionen, die Hunderte von „Pronunciamientos“ ungerechnet. Die europäischen und nordamerikanischen Staatsformen haben sich dort als durchaus unbrauchbar und unausführbar erwiesen.

In Mexico ist die Zahl der eigentlichen Spanier auf 6000 Köpfe zusammengeschmolzen. In den Madrider Cortes erstattete vor etwa vier Jahren ein Abgeordneter, Pacheco, Bericht über seine Sendung nach Mexico. Das Ergebniß seiner Beobachtungen lautet: „Die Elemente der Bevölkerung von Mexico sind unfähig, aus sich heraus etwas Gedeihliches zu gestalten. Ein großer Theil muß dem Untergang anheimfallen, insbesondere das europäische Element, sobald es nicht wieder frischen Zuwachs aus der alten Welt bekommt. Die Mischlinge aller Art können nicht dauern, sobald sie nicht ununterbrochen frisches Blut aus den reinen Typen erhalten. Ein Rückschlag zum Indianischen ist überall nicht zu verkennen; der Indianer aber ist im Wesentlichen noch so, wie zur Zeit der Entdeckung.“ —. Man muß hinzufügen, daß zwar sein Naturell dasselbe geblieben, daß aber durch die Eroberung und den Druck der Spanier ein verhängnißvoller Bruch in sein ganzes Leben kam. Das Alte verlor er und in das Neue und Aufgezwungene konnte er sich nicht finden. Daher die allgemeine Verwirrung, für welche sich bis jetzt kein Ende absehen läßt.

Ich sagte oben, daß Mexico, richtig gezählt, von der Unabhängigkeit bis zur Gründung des offenbar auch nur ephemeren Kaiserthums die Regierung 45 mal gewechselt habe. Es hat weder die Dictatur noch die republikanischen Formen ertragen; der normale Zustand war, wenn der Ausdruck hier angewandt werden könnte, eine wilde Anarchie. Die Bürgerkriege sind aber immer mehr in Racenkriege ausgeartet und das ist ihre schlimmste Seite.

Seit länger als zwanzig Jahren habe ich die mexicanischen Verhältnisse mit Interesse verfolgt. Man macht sich in Europa nur schwer eine klare und richtige Vorstellung von dem wirklichen Stande der Dinge in jenem Lande.

Wenn ich mich recht erinnere, so war es Montesquieu, der das folgende Wahrwort aussprach: „Gott hat die schönsten Länder der Welt zwei Völkern in die Hände gegeben, welche am unfähigsten sind, aus denselben etwas zu machen; ich meine die Türken und die Spanier.“

Der Satz ist vollkommen richtig. Das Unglück, der Jammer, welcher auf Mexico lastet, dieser volkreichsten Besitzung, welche die Spanier jemals besessen, hat zwei Hauptursachen: einmal die Nachwirkungen des grundfalschen und grundverderblichen Systems, nach welchem das Mutterland die Colonien regierte, sodann das ethnische Chaos, welches für alle Creolenrepubliken oder, um den allerdings falschen Ausdruck Napoleon's zu wiederholen, für das „lateinische Amerika“, so verhängnißvoll erscheint.

Gleich von den Tagen des Aztekenwürgers Cortez an war das spanische Regiment auf Blut und Scheiterhaufen gegründet. Von 1535 bis 1821 wurde „Neuspanien“ von Vicekönigen regiert; der letzte derselben, Don Juan O'Donoju, der 63ste in der Reihe, erkannte die Unabhängigkeit Mexicos an. Die Politik des Madrider Hofes war mißtrauisch und voll Argwohns gegen die eigenen Diener. Die Vicekönige wurden allemal nach einer nur kurzen Amtsdauer wieder abberufen. Sie mochten die ihnen gegönnte Zeit benutzen, um sich zu bereichern, aber sie sollten nicht mit den Interessen der Colonie verwachsen und in derselben nicht Wurzel schlagen. Der Hof ernannte nur solche Männer, welche der Geistlichkeit genehm waren, und diese übte thatsächlich eine Controle über die königlichen Beamten aus. Mehr als einmal hat der Erzbischof von Mexico neben seinem geistlichen Amte das eines Vicekönigs bekleidet. Die unheilige Inquisition drückte wie ein schwerer Alp auf das ganze Leben und verbrannte nach Herzenslust Alle, die ihr mißliebig und verdächtig waren. Als das spanische Joch abgeschüttelt wurde, hoben die Neuspanier neben vielen anderen Beschwerden auch den Umstand hervor, daß die christlichen Priester mindestens eben so viel wo nicht mehr Menschen geopfert hätten, als die aztekischen Priester in Montezuma's Tagen dem Kriegsgotte Huitzilopochtli. Spanische Beamte und Inquisitoren verbrannten Druckschriften lediglich aus dem Grunde, weil die Creolen keinen Verstand zum Bücherschreiben hätten! Als Regierungsgrundsatz galt, daß wo möglich gar kein Ausländer die Colonie besuchen, noch weniger sich in derselben länger aufhalten dürfe. Europa sollte nichts über dieselbe erfahren, und was über Mexico im Druck erschien, unterlag zuvor einer dreifachen strengen Censur. Erst durch Alexander v. Humboldt's Werk über Neuspanien wurde man in Europa näher mit den Verhältnissen desselben bekannt *).

Nach allen Seiten hin lag schwerer Druck auf dem schönen Lande. Das Monopolwesen der Regierung ließ keine Betriebsamkeit und Entwickelung zu, alle Kräfte blieben gebunden. Mexico durfte nur spanische Waaren und diese in spanischen Fahrzeugen beziehen; eine eigene Rhederei war ihm nicht gestattet. Kein Mexicaner durfte Bergbau auf Eisen treiben, er sollte nur altspanisches Eisen verwenden; er durfte weder Weinreben noch Oelbäume pflanzen; der Anbau von Hanf, Flachs und Safran war ihm unbedingt verboten. Selbst von den Weißen lernten verhältnißmäßig sehr wenige Lesen und Schreiben; für Indianer und Mischlinge Schulen zu gründen, ist der übermäßig reichen Geistlichkeit selten in den Sinn gekommen. Die Bekehrung zum Christenthum besteht lediglich in äußerem Formelwesen, aber die Racenantipathie tritt auch dabei hervor. Die Indianer wenden sich von weißen Christus- und Madonnenbildern ab; sie haben ihre eigene Schutzheilige, „Unsere Mutter Gottes von Guadalupe“, deren Puppe nicht weiß, sondern braun ist. Auch ist dieses Bild, natürlich in „wunderthätiger Weise“, nicht von einem Europäer, sondern von einem Indianer aufgefunden worden.

Ueber das weite Land lag eine schwarze Nacht der Unwissenheit. Endlich kam die Krisis. Das Mutterland fiel einem Napoleoniden zur Beute, Neuspanien jedoch blieb noch

---

*) Die Zustände in Mexico und Guatemala, wie sie sich gestaltet hatten als die Spanier etwa ein Jahrhundert lang im Lande gewesen waren, sind bekanntlich von Thomas Gage geschildert worden. Dieser englische Dominikanermönch kam 1629 ins Land, verweilte dort länger als zehn Jahre und veröffentlichte, zum Entsetzen der Regierung und der Geistlichkeit Spaniens, ein Buch, in welchem er mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe die abscheuliche Tyrannei der Spanier schilderte. Das Werk gehört zu den interessantesten, die jemals geschrieben worden sind und ich werde gelegentlich näher auf dasselbe eingehen, weil es, obwohl fast drittehalbhundert Jahre alt, doch Schlaglichter auf die Verhältnisse des heutigen Mexico wirft.

dem legitimen König aus dem Hause Bourbon getreu. Aber nicht lange. Manche weiße Mexicaner (Creolen) hatten Europa besucht und von da die freisinnigen Anschauungen mitgebracht, welche das achtzehnte Jahrhundert kennzeichnen. Die Principien der französischen Revolution drangen bis über den Ocean, und nach und nach wurde die geistige Gährung unter den Creolen allgemein; sie waren der langen Zurücksetzung gründlich müde geworden. Wodurch, so fragten sie, ist Spanien, das uns wie Stiefkinder behandelt und uns lediglich ausbeuten will, berechtigt, uns in zweite Linie zu stellen und zurückzusetzen; weshalb werden die höheren Aemter und Würden uns vorenthalten, warum sollen die Gachupinos (so bezeichnet man die in Europa geborenen und nach Mexico hinübergekommenen Spanier) eine uns gegenüber privilegirte Kaste bilden? Wir verlangen Gleichstellung.

Das große Wort war ausgesprochen und der Vicekönig, nun der Bedrängte, konnte nicht umhin, einige Zugeständnisse zu machen. Aber schon diese erregten Erbitterung unter den Privilegirten; sie erklärten den Vicekönig Iturrigaray für einen Hochverräther, nahmen ihn (im September 1808) gefangen und schickten ihn nach Spanien.

Damit hatten die Altspanier das erste Beispiel von Auflehnung gegen den Stellvertreter ihres Monarchen gegeben. Der Damm war durchbrochen und die wilden Wasser der Revolution strömten unaufhaltsam ein. Es war die Absicht der Creolen, alle Gachupinos aus dem Lande zu vertreiben. Schon damals spielte die napoleonische Politik in die mexicanischen Wirren hinein. Joseph Bonaparte, König von Spanien, knüpfte durch seinen Agenten Desmolard Verbindungen mit den Creolen an und stachelte sie gegen die Bourbons auf; er versprach Gleichberechtigung und politische Freiheit. Die Vicekönige Garibay und Lizana hatten alle Privilegien der Altspanier wieder hergestellt; die Folge war, daß Geheimbünde entstanden und Pläne zur Abschüttelung des spanischen Joches entworfen wurden. Die Verschwörung kam zum Ausbruch, die Revolution war da. Es ist bezeichnend, daß der Mann, welcher zuerst die Fahne des Aufstandes erhob, ein Mestize und Geistlicher war, der Pfarrer Hidalgo; ihm folgte im Süden ein anderer Pfarrer und Mischling, Morelos, der Vater des in unseren Tagen oft genannten Generals Nepomuceno Almonte. Jene beiden Priester befehligten bald mehr als einmalhunderttausend Indianer. Diese folgten ihnen blindlings und zum ersten Male seit Jahrhunderten trugen die braunen Leute wieder Waffen; sie führten Krieg gegen die Weißen. Hier liegt der verhängnißvolle Wendepunkt in der mexicanischen Geschichte. Von 1810 spielt gerade die Geistlichkeit eine hervorragende Rolle in allen Revolutionen — sie oder die Indianer gaben allemal den Ausschlag.

Spanien suchte sich in Mexico zu behaupten, aber schon 1821 war seine Sache verloren. Der Verrath, welchen ein ehrgeiziger Soldat, der General Iturbide, an seinem König übte, wurde entscheidend. Der Vicekönig Apodaca hatte ihn gegen den Insurgentenführer Guerrero geschickt, aber er bekämpfte ihn nicht, sondern machte gemeinschaftliche Sache mit ihm, erklärte Mexico für unabhängig und ließ sich im Mai 1822 zum Kaiser ausrufen. Gegen ihn zettelte dann einer seiner Günstlinge, der Verrath mit Verrath vergalt, Lopez de Santa Anna, eine Verschwörung an, entthronte den Kaiser und proclamirte die demokratische Föderativrepublik. Als der vertriebene Iturbide abermals in Mexico erschien, um seinen Thron wieder aufzurichten, erschoß man ihn.

Seitdem ist Alles im Schwanken geblieben, das Experimentiren und die Anarchie haben kein Ende genommen; eine Regierungsform und ein politisches System folgte dem andern und allemal in jähen Sprüngen. Mexico hat alles Denkbare und Mögliche probirt: Kaiserthum, demokratische Föderativrepublik, centralisirte Republik und Dictatur und dabei Präsidentenwechsel gehabt, wie sie sonst in der Welt in solcher Menge nicht vorgekommen sind. Santa Anna z. B. ist siebenmal vom Präsidentenstuhle hinabgeworfen worden und zweimal Dictator gewesen.

Die Volksmassen sind in Mexico wie weiches Wachs, das bald von einem Dictator, bald von der Geistlichkeit, dann von einem säbelrasselnden General oder von einem radicalen Politiker sich kneten läßt. Diese alle sind Demagogen und haben mit der unwissenden, buntscheckigen Menge ein um so leichteres Spiel, da dieselbe für jeden beliebigen Plan in Bewegung gesetzt werden kann. Es ist unzählige Male vorgekommen, daß eine und dieselbe Stadt oder Landschaft im Verlauf eines einzigen Jahres sich für zwei oder drei einander schnurstracks zuwiderlaufende „Pläne“, d. h. Revolutionsprogramme, erklärte. In Mexico hat man selbst den Begriff von dem verloren, was Autorität ist; man kennt keine solche, weder der Menschen, noch der Gesetze. Alles ist zerklüftet und atomistisch zersplittert.

Im Jahre 1857, als die Unordnung in Mexico ärger als je zuvor war, sprach ich folgende Ansicht aus, der ich auch heute beipflichte: „Mancher meint wohl, daß eine straffe Einherrschaft diesen Wirren ein Ende machen könne, aber diese Auffassung hält nicht Stich. In Mexico würde selbst das Genie Friedrich des Großen oder Napoleon's oder die Weisheit des belgischen Leopold weder Hülfe noch Rettung bringen. Das Volk verträgt keinen Zwang und keine Freiheit; es schwankt immer zwischen Anarchie und Dictatur. Es giebt ja kein Mittel, das Blut zu ändern, und der Fehler liegt eben im Blute. Eine Aenderung ist nur möglich, wenn ein kräftiger Menschenschlag zu Hunderttausenden und Millionen ins Land einströmt, die Waffen und das Regiment in die Hände nimmt und Alles — Creolen, Mischlinge und Indianer — unter Gehorsam zwingt. Der Starke und Fleißige behält am Ende Recht, der Schwache, Zuchtlose und Träge muß unterliegen und sich fügen. So war es zu allen Zeiten und in Mexico wird es nicht anders sein.“

Präsident Arista schloß 1852 die Sitzung des mexicanischen Congresses mit folgenden Worten: „Als Sie sich hier versammelten, durchdrang mich die Besorgniß, daß Ihrer hier keine andere Aufgabe harre, als die traurigste, welche dem Menschen zu Theil werden kann: dem Leichenbegängnisse des Vaterlandes beizuwohnen.“

Die Völkerbewegungen am obern Niger.

General Faidherbe über Senegambien. — Die Fulbe und ihre Machtentwickelung. — Der König von Sego. — Die Reisenden Mage und Quentin.

Wir haben neulich gemeldet, daß die beiden Reisenden Mage und Quentin nach mehrjähriger Abwesenheit vom obern Niger in St. Louis am Senegal eingetroffen und im September 1866 nach Frankreich zurückgekehrt sind. Ihre Gesundheit hat schwer gelitten, aber sie sind außer Lebensgefahr und arbeiten an einem Werke, das ohne Zweifel wichtige Aufschlüsse über die Wirren in jenen Regionen geben wird.

Aufmerksame Leser des Globus erinnern sich mancher unserer Artikel, in denen wir die Kämpfe schilderten, welche die Franzosen am obern Senegal mit dem Hadsch Omar zu führen hatten. Als er sich ihnen nicht gewachsen sah, zog er an den obern Niger, eroberte Hamdallahi, die Hauptstadt des westlichen Fulbereiches Massina, tödtete dessen Herrscher, trachtete dahin, sich auch zum Gebieter von Timbuktu zu machen, starb aber vor zwei Jahren, wir wissen noch nicht auf welche Weise, denn sein Ableben wird verheimlicht. Drei seiner Söhne sind Könige am obern Niger; einer residirt in Sego, und bei diesem mußten die beiden französischen Reisenden längere Zeit verweilen; ihren Plan, nach Timbuktu vorzudringen, konnten sie bei der allgemeinen kriegerischen Verwirrung nicht ausführen.

Wir schicken diese Notizen voraus, um die nachfolgenden Bemerkungen des Generals Faidherbe (Nouvelles Annales des Voyages, October 1866) einzuleiten. Dieser ausgezeichnete Mann war zwei Mal Gouverneur von Senegambien und verwaltete die Colonie ganz vortrefflich. Er kennt Nord- und Westafrika gründlich und was er sagt, ist immer, weil von Gewicht, der Beachtung werth. Auch war er es, von welchem Mage und Quentin den Auftrag erhielten, die Zustände am obern Niger näher zu erforschen.

Dort machen die Fulbe (Puls, Peuls) reißende Fortschritte; sie wollen die Lehre des Propheten von Mekka in ganz Centralafrika zur Herrschaft bringen. Von woher stammen eigentlich diese Fulbe (Fellatah der Araber)? Heinrich Barth meint, sie seien von Osten her gekommen; doch hat er eine Menge historischer Angaben gesammelt, die es ihm unzweifelhaft erscheinen lassen, daß ihr Ursitz im westlichen Sudan, am Senegal, sei; aber er kann nicht umhin, einzuräumen, daß sie allerlei Uebereinstimmendes mit asiatischen Völkern und nicht mit jenen Senegambiens haben. Er fragt sich, ob sie nicht einst die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung im vormaligen Königreiche Ghana gebildet hätten und dann durch die Berbern nach Süden bis zum Senegal zurückgedrängt worden seien, von wo sie dann, nach Osten vordringend, den Sudan eroberten.

Jenes Reich Ghana war ein großer sudanesischer Staat, zu welchem auch die Gegend gehörte, in welcher nun Timbuktu liegt. Auf ihn trafen die Berbern, als sie bis an den Südrand der großen Wüste vorgedrungen waren. Faidherbe hat seine frühere Ansicht, daß die Bewohner von Ghana möglicherweise hätten Fulbe sein können, fallen lassen. Ein Hauptgrund dafür ist folgender. Wenn sie vor vierzehn Jahrhunderten die Hauptbevölkerung eines großen Reiches bildeten, wie käme es dann, daß wir sie später als Hirtenstämme finden, welche verschiedenen Negerkönigen unterthan waren? Erst im 16. Jahrhundert und nach manchen Religionskriegen machten sie sich unabhängig, und mächtige Staaten bildeten sie erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Die Bevölkerung von Ghana bestand nicht, wie Barth gemeint hat, aus Fulbe, sondern aus Soninke, einem sehr schwarzen, eingebornen Volke. Faidherbe glaubt nachweisen zu können, wie dasselbe anfangs vor den Berbern nach Süden hin zurückwich, späterhin vor den Mohammedanern überhaupt, besonders nachdem die Congregation der Marabuts (Morabiten, Morabtins, Almoraviden) großen Einfluß gewann. Sie entstand im 11. Jahrhundert am Senegal unter den Lemtuna, einem Stamme der Zenaga-Berbern, und durch sie erhielt der Fanatismus, welcher um jeden Preis die Schwarzen bekehren wollte, neue Antriebe. Nebenher war dieses Geschäft auch profitabel, denn widerspenstige Heiden wurden nach der Nordküste gebracht und dort als Sklaven verkauft.

Was also das vielbesprochene Ghana betrifft, so bildeten in demselben die Soninke das herrschende Volk; das Reich hatte vom 4. Jahrhundert n. Chr. eine lange Reihe einheimischer Könige. Diese wurden im 11. Jahrhundert zurückgedrängt durch berberische Zenagastämme, welche damals Gebieter von Sedschelmessa (Tafilelt) waren, dem Kernpunkte der berberischen Colonien in der Sahara. Der Sitz der Königsgewalt in Ghana wurde damals nach Aukar (Walata, Biru) verlegt, das etwa 60 deutsche Meilen westlich von Timbuktu liegt. Dort trafen dann die Soninke zusammen mit den Zenaga-Berbern, diesen Molaththemin, den Verschleierten, sogenannt vom Worte Litham, dem Schleier, welchen noch heute alle Tuareks tragen, und diese gehören bekanntlich zur Race der Zenaga. Im 13. Jahrhundert unterlagen die Soninke dem Eroberer Mali, Herrscher einer den Soninke verwandten Nation, welche wir als Malinke oder Mandingos bezeichnet. Ihr Stammland liegt am Nordabhange des Konggebirges und von Futa Dialo, in der Region, welche in alten arabischen Werken als Wangara bezeichnet wird. Im 15. Jahrhundert kamen die Soninke wieder empor in Walata; an ihrer Spitze stand Soni-Ali, dessen Gebiet nach Westen hin bis Adrar (20° N., 15° W. von Paris) reichte. Er erlaubte den Portugiesen, dort eine Factorei zu gründen. Im folgenden Jahrhunderte müssen dann aber die Soninke nach Süden zurückweichen, und sie setzen sich in Kaarta fest (in Koniakari). Dort werden sie vertrieben von Hirten, welche bis dahin ihre Unterthanen gewesen, von Puls (Fulbe), welche das kleine Königreich Chasso (Khasso) bildeten und dessen Hauptstadt Koniakari war. Die Soninke kamen dann an den Senegal und gründeten Kadschaga (das Land Bakel) und dort wohnen sie noch heute.

Die Soninke sind stolz auf ihre Vergangenheit, namentlich sind es die Bakiri, ihre gegenwärtigen Häuptlinge. Unter allen schwarzen Völkern Senegambiens sind sie die intelligentesten. Auf ihrem Rückzuge nach Süden hin ließen sie unterwegs einige Stämme sitzen; so die Diawara in der Provinz Nioro (Kaarta); die Diafuna, weiter nach Osten hin auch in Kaarta, sodann die Guidimakkas in Gangara, am rechten Ufer des Senegal zwischen Bakel und Medine.

Wir wenden uns wieder zu den Puls, welche von General Faidherbe, der sie genau kennt, in folgender Weise gekennzeichnet werden. Sie fallen uns auf durch feine Körperformen, große Beweglichkeit, einen im Allgemeinen sanften

Charakter, sind aber sehr erregbar und von einer exaltirten Leidenschaft. Ich glaube, sie sind aus Ostafrika gekommen, etwa aus Ober-Aegypten, vielleicht noch von weiterher, und verbreiteten sich bis in den westlichen Sudan, wohin durch sie der große Buckelochs kam und außerdem eine Art behaarter Schafe, welche ursprünglich diesem Theil Afrikas nicht angehören. Sie setzten sich als Sieger in Futa Toro am Senegal fest, schon im 16. Jahrhundert, und dort tritt nun eine interessante physiologische Erscheinung hervor.

So lange die Fulbe ihr Blut unvermischt erhielten, ging ihnen offenbar die Fähigkeit ab, große politische Gemeinwesen zu bilden. Jetzt aber fand zwischen ihnen einerseits und den Uolofs und Mandingos andererseits eine Kreuzung statt, deren Product die Toucouleurs bilden. Jene beiden Völker waren von den Fulbe besiegt worden. Durch die Blutmischung erhielten diese einen mehr positiven und praktischen Zuschnitt und mehr Subordinationsgeist; auch gewann ihr Körper mehr Muskelstärke und es kam in die bisherigen Hirten eine gewisse Anhänglichkeit an Boden und Ackerbau. So wurden die Toucouleurs von Futa Toro fähig, große Reiche zu stiften, nachdem sie im 18. Jahrhundert den Islam angenommen hatten. Durch diesen erhielten sie neue Antriebe und wurden nun Eroberer.

Erst im 18. Jahrhundert entstanden, unter Abdu el Kader, Beherrscher von Futa Toro, die Torodo am Senegal, eine religiöse Aristokratie, welche von Toucouleurs, also Mischlingen von Fulbe und Schwarzen, gebildet wurde. Sie spielte sehr bald im Strombecken des Senegal eine hervorragende Rolle, verschaffte sich in den französischen Factoreien Feuerwaffen und Schießbedarf und gewann dadurch rasch ein großes Uebergewicht.

Nach Abdu el Kader trat zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein anderer Marabut auf, der gleichfalls aus dem senegambischen Futa stammte. Das ist der berühmte Othman dan Fodio, welcher zwischen dem Niger und dem Tschad-See aus den Trümmern von Haussa und der umliegenden Länder das große östliche Fulbereich gründete. Bei seinem Sohne Mohammed Bello erschienen 1825 die englischen Reisenden Denham und Clapperton, durch welche wir in Europa zuerst nähere Kunde über dieses Reich erhielten.

Dieses östliche Fulbereich kann nun als festbegründet angesehen werden, obwohl es noch immer Kriege mit den unterjochten Völkern zu führen und Aufstände niederzuschlagen hat. Doch scheint es jetzt einer vergleichweisen Ruhe zu genießen, nachdem der Islam im centralen Sudan unbedingt zur Herrschaft gelangt ist. Barth hat über die Verhältnisse aus eigener Anschauung eingehende Nachrichten gegeben. Er wurde von Atin, dem zweiten Nachfolger Bellos, wohlwollend aufgenommen.

Mage und Quentin waren weniger glücklich als der deutsche Reisende. Sie kamen mitten in die wilden Wirren hinein, durch welche die Gegenden am obern Niger zerrüttet werden. Denn dort streiten jetzt zwei Parteien heftig um die Herrschaft.

Nach Abdu el Kaders Tode 1770 konnten sich die Torodo, die Marabuts des senegambischen Futa, großer Erfolge rühmen. Ihre Krieger, die zugleich Missionaire für die Ausbreitung des Islam waren, gründeten Herrschaften in Haussa und in Massina, die letztere unter Scheich Amadu Labbo, am Niger zwischen Sego und Timbuktu; sodann jene von Futa Dialo, welchen die Küste vom Casamancestrom bis nach Sierra Leone hin untergeben ist. Diese alle waren bis in die neueren Zeiten in leidlicher Ruhe. Sie bekamen von den Franzosen eine Art Tribut, fingen aber fast in jedem Jahre allerlei kleine Streitigkeiten mit den Gouverneuren an. Da erhob sich im Jahre 1854 ein Torodo aus der Umgegend von Podor, El Hadsch Omar, predigte den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, wurde aber von den Franzosen überall, so weit der Senegal schiffbar ist, zurückgeschlagen und wandte dann alle seine Kräfte auf, um am obern Senegal und obern Niger ein mächtiges mohammedanisches Fulbereich zu gründen, gleichsam ein Nebenstück zu jenem, welches Danfodio im Osten zusammenerobert hatte. Schon 1862 hatte er ein Gebiet von etwa 80,000 Quadratlieues unterworfen, man erkannte selbst in Timbuktu seine Oberherrschaft an, nachdem er das Reich Massina bezwungen hatte.

Omar hatte sein neues Reich zunächst aus den Trümmern zweier bis dahin noch heidnischen Staaten oder Länder gegründet: Kaarta, am rechten Ufer des obern Senegal, und Sego oder Segu, am obern Niger. Beide waren im Besitz der Bambara, oder Bamana wie sie selber sich nennen, und diese gehören zu der großen Völkergruppe der Mandingos oder Malinke. An Farbe und Haar sind sie wie andere Neger, aber diesen allen weit überlegen und viel weniger unintelligent; auch haben sie eine knochige, gut entwickelte Nase. Zwischen ihnen und den Schwarzen an der Guineaküste finden wir einen ganz enormen Abstand. In jenen beiden Staaten hatten sie zwei absolute Monarchien, in denen sogar eine Art von stehender Armee gehalten wurde, welche aber, selbst die Befehlshaber eingeschlossen, nach uralt afrikanischer Art aus Sklaven bestand; diese Kriegersklaven hatten ihrerseits wieder ihre eigenen Arbeitssklaven. Nun kamen aber Aufstände vor und dann wechselten die Rollen; die Sklaven wurden Gebieter und umgekehrt. So geschah es im 18. Jahrhundert in Sego. Es war begreiflicherweise viele Zerrüttung in diesen schwarzen Königreichen. Als nun die Mohammedaner gegen sie anstürmten, brachen sie zusammen. Diese verkündeten Gerechtigkeit und Gleichheit aller Gläubigen vor Gott. Omar kam mit dem Schwert und mit dem Koran.

„Man hat nicht selten gefragt," so äußert sich General Faidherbe, „ob die Annahme des Islam für die Schwarzen einen Fortschritt bedeute? Sobald derselbe in Berührung mit höher entwickelten, aufgeklärten Gesellschaften geräth, treten sofort scharf die Mängel hervor, welche ihm anhaften, aber gegenüber solchen Zuständen, wie wir sie bei den schwarzen Fetischanbetern finden und wo es kein anderes Gesetz giebt als den Willen und den Eigensinn des Gebieters, dort ist er ein Fortschritt. Hier nur einen Beleg. Im Jahre 1640 verbot der heidnische König von Cayor, Dau Demba, seinen Unterthanen, Salz an ihre Speisen zu thun, denn es sei nicht zu dulden, daß sie Gewürz äßen, dessen auch ihr Herrscher sich bediene."

„Die muselmännischen Kadis lassen gewiß Manches zu wünschen übrig, wenn sie Recht sprechen; aber sie bleiben doch ein großer Fortschritt, wenn man sie den Fetisch-Oberpriestern gegenüberstellt, die zugleich Minister, Zauberer und amtliche Vergifter bei den heidnischen Negerkönigen sind."

El Hadsch Omar und seine Söhne eroberten also während der letztverflossenen Jahre ein neues westliches Fulbereich zusammen. Der Berührungspunkt desselben mit den französischen Besitzungen liegt in der Nähe von Medine, das etwa 250 Lieues von der Strommündung entfernt ist. Die Fulbe kaufen Waffen und Schießbedarf von den Franzosen, die ihnen näher sind als die Engländer am Gambia.

Nun wurden, wie wir im „Globus" oftmals erzählt haben, im Jahr 1863 die Herren Mage und Quentin vom Gouverneur Faidherbe abgeschickt, um mit der neuen Macht darüber zu verhandeln, daß noch über Medine hinaus, weiter nach dem Innern hin, Handelsfactoreien der Franzosen ge-

gründet werden könnten. Aber die Reisenden fanden, wie schon gesagt, Alles in Verwirrung; die heidnischen Völker haben ihre Waffen noch nicht abgelegt und die Muselmänner machen die größten Anstrengungen, um das, was Hadsch Omar begonnen, zu vollenden und definitiv jene schönen und fruchtbaren Länder zu unterwerfen.

Die altafrikanische, barbarische Welt hat durch den Islam eine Art von Wiedergeburt erfahren; sie ist durch Fanatismus galvanisirt worden. Die Mohammedaner begreifen aber sehr wohl, daß der Einbruch der Europäer, sammt Waaren und Ideen, vom Senegal her stattfinden werde, und sie folgen also nur einem richtigen Instincte, wenn sie einem solchen Andrange alle Hindernisse in den Weg legen.

Mage und Quentin gelangten am 28. Februar 1864, auf dem Wege über Basulabe, Kundian, Diangunte und Niamina, in Sego an und wurden von dem dortigen Könige Ahmedu el Mekki, einem Sohn Hadsch Omar's, sehr gut aufgenommen. Ahmedu's Mutter ist die Schwester des weiter oben erwähnten Königs Alin. Der alte Hadsch Omar war in Hamdu Allah (Hamdallahi), der Hauptstadt von Massina, gefangen genommen und getödtet worden; aber sein Sohn leugnete die Thatsache ab. Denn er hält es für nöthig, daß die unterworfenen Völker fortwährend glauben, der alte gewaltige Krieger weile immer noch unter den Lebenden.

Am Ende des Jahres 1864 schickten die Reisenden zwei Eilboten nach St. Louis am Senegal; sie wurden sogleich wieder abgefertigt und nahmen Briefe an Ahmedu mit, in welchen derselbe gebeten wurde, die Heimkehr der beiden Europäer zu beschleunigen. Jene Boten wurden aber lange Zeit in Nioro, der alten Hauptstadt von Kaarta, aufgehalten und waren von aller Verbindung mit Sego abgeschnitten, weil die Provinz Bachulu gegen die Fulbe rebellirt und ein Bündniß mit dem mächtigen arabischen Stamme der Uled Embarek abgeschlossen hatte. Von St. Louis schickte Faidherbe dann den Spahilieutenant Perraud ab, welcher am 10. Februar 1865 jene beiden schwarzen Boten noch in Nioro fand. In der Umgegend von Sego selbst hatten sich die Bambara empört; an ihrer Spitze stand Mari, der letzte Sohn oder ein Neffe des Königs Mansgong, welcher in Sego herrschte, als Mungo Park dorthin kam. Neun oder zehn seiner Söhne regierten dort nacheinander, bis Omar 1861 die Stadt nahm. Mari lag mit 12,000 Mann in einem Dorfe wenige Meilen von Sego, aber Ahmedu schlug ihn aufs Haupt. Mage nahm an der Schlacht Theil. Er that es, weil am Hofe Ahmedu's eine Partei den Franzosen feindlich ist, und diese wollte er zum Schweigen bringen. Etwa 3500 Bambaras wurden getödtet und einige Tausend Frauen erbeutet.

Damals war den Reisenden die Rückkehr unmöglich, weil auch nach Westen hin Alles in Verwirrung stand. Im April 1865 griff Ahmedu das Dorf Dina an; dasselbe liegt oberhalb Sego zwischen Bammaku und Niamina. Mage nahm auch diesmal am Kampfe Theil und wurde leicht verwundet. Von Juni bis September 1865 belagerte Ahmedu das große Dorf Sansandig am Niger und blieb in der Regenzeit 62 Tage vor dem Platze liegen; in diesem herrschte entsetzliche Hungersnoth. Dann kamen demselben 10,000 Mann zu Hülfe, warfen sich in den Platz und es folgten mehrere blutige Kämpfe. Plötzlich hob Ahmedu die Belagerung auf, weil Sego von Mari bedroht wurde; die Verwundeten wurden auf dem Niger dorthin gebracht. Mage erkrankte, aber Ahmedu versprach, ihm am 1. Juni 1866 eine Bedeckung zu stellen, die ihn sicher nach Kaarta bringen solle. Sie bestand aus 400 Reitern, welche dann in Kaarta recrutiren sollten.

Nach 21 Tagen kamen beide Europäer wohlbehalten in Medine an, waren also nun auf französischem Boden. Sie verdienen das größte Lob für ihren Muth und ihre Ausdauer. Ahmedu hat sich bereit erklärt, europäische Waare gegen eine Eingangsabgabe von 10 Procent in sein Gebiet zu lassen. Durch einen Vertrag vom August 1860 ist die Grenze zwischen den Staaten des Hadsch Omar und den französischen Besitzungen, und zwar mit gutem Vorbedacht, derart festgestellt worden, daß Basulabe, 40 Lieues oberhalb Medine, also etwa 300 Lieues von der Senegalmündung entfernt, bei jeder den Franzosen passend erscheinenden Gelegenheit, in Besitz genommen werden darf.

Mage meint, daß jetzt die Aussichten Ahmedu's nicht günstig seien. Er hat in Sego 15,000 Mann, wovon 10,000 Sklaven, und zwar zumeist Söhne jener Kronsklaven des Königs von Sego sind, die in den Kämpfen mit Omar getödtet wurden. Etwa 3000 derselben zählen nicht über 17 Jahre. Ahmedu ist energisch, hat aber alle Hände voll zu thun und muß alle Augenblicke Aufstände niederschlagen. Man trägt das Joch mit Widerwillen und der Herrscher hätte Verstärkungen von Toucouleurs aus Futa sehr nöthig. Mage wagt nicht zu sagen, was aus alle dem herauskommen werde.

In der Region nigerabwärts von Sego bis Timbuktu standen die Dinge im Sommer 1866 folgendermaßen. Ein Neffe Omar's hatte in Massina zu kämpfen mit Ba Labbo, dem Erben des von Omar bezwungenen und hingerichteten Königs Ahmedu Labbo, und dieser Ba Labbo war gleichzeitig im Kriege mit Sidi, dem Nachfolger des durch Heinrich Barth so allgemein bekannt gewordenen Scheich Ahmed Bekkay von Timbuktu. Es ist wahrscheinlich, daß die Timbuktier, welche sich auf die Saharier und namentlich auf die Auelimmiden-Tuareks stützen, Alles aufbieten werden, um sich von den Fulbe wieder durchaus unabhängig zu machen, und die günstige Gelegenheit dazu ist jetzt gegeben. Denn die Fulbe liegen, wie bemerkt, einander selbst in den Haaren; die einen haben Partei für die altregierende Familie in Massina, also für Ba Labbo, genommen, und die anderen stehen auf Seiten Ahmedu's von Sego. —

Mit Mage's und Quentin's Rückkehr werden vorerst wohl die Reisen nach dem obern Niger ihren Abschluß gefunden haben. Seit 1859 wurden durch die Franzosen von St. Louis am Senegal aus folgende Expeditionen unternommen, welche wir allesammt in den früheren Jahrgängen des „Globus" geschildert haben: — jene von Vincent, Bourrel, Bu el Moghdad, Mage (erste Reise nach Tagant), Lambert, Braouezec, Pascal, Aliun Sal und dann die zweite Expedition Mage's. Alle diese Reisenden sind wohlbehalten zurückgekommen.

Fortschritte und Eroberungen der Russen in Inner-Asien.

Wissenschaftliche Expedition im Kirgisenland und in Türkistan im Jahre 1865. — Das Land am Jaxartes. — Dampfschifffahrt und Handelsverhältnisse.

Die Russen dringen in Centralasien unaufhaltsam vor. Ihr Gebiet reicht heute von der Mündung des Uralflusses im Westen bis zur Nordgrenze Koreas, und im Ostmeere sind sie Nachbarn Japans. Nach Süden hin haben sie sich keilartig eingedrängt, bis über den Issi kul hinaus, bis an den Fuß des Himmelsgebirges (Thian schan). Sie haben nach und nach die kirgisischen Raubnomaden gebändigt und den Karawanen sichere Wege verschafft; das Chanat Chiwa ist ihnen längst nicht mehr gefährlich, das wichtigste Mongolenvolk, jenes der Kalkas, ihnen befreundet; sie controliren den Karawanenhandel nicht bloß durch die Gobiwüste, sondern überall in Asien auf der ganzen Strecke vom Kaspischen Meere bis zum Großen Ocean.

Während der letztverflossenen Jahre haben sie jene turanische Region in Angriff genommen, welche man als Türkistan bezeichnet. Nach dieser Richtung hin bewegen sie sich schon seit 1717. Damals versuchten sie in dem Oasenland am untern Oxus, im Chanate Chiwa, festen Fuß zu gewinnen, und die ersten Bestrebungen, directen Handelsverkehr mit Buchara zu eröffnen, fallen in das Jahr 1731. Mit einer bewundernswürdigen Zähigkeit und Ausdauer haben sie Schritt auf Schritt — ein Schweizer würde sagen „unentwegt“ — ihr Ziel verfolgt und nun dasselbe erreicht. Ihnen gehört der Aralsee, sie beherrschen die Mündungen des Oxus, sie sind mit ihren Dampfern den Jaxartes bis in die Nähe von Chokand hinauf gefahren und haben nun auch Taschkend, eine der wichtigsten Handelsstädte Centralasiens, dauernd in Besitz genommen.

Man meldet aus Asien, daß sie von der mohammedanischen Bevölkerung „mit Jubel empfangen worden seien und daß man sich Glück dazu wünsche, unter die Herrschaft der Russen gekommen zu sein“. Einige deutsche Zeitungen haben über diese Angabe gespöttelt, ganz gewiß mit Unrecht. Wer die Verhältnisse Türkistans kennt, wird sie begreiflich und wahr finden.

Daß Taschkend in die Hände der Russen fallen werde, ist schon vor zwei Jahren von einem ausgezeichneten Reisenden, Arminius Vambery, mit Bestimmtheit vorausgesagt worden. Die ansässige Bevölkerung in den Städten Türkistans ist von ganz anderem Schlage als die Herrscher. Diese sind ursprünglich nomadische Turkomanen und Usbeken, jene ist von iranischer Abstammung, den Persern bluts- und sprachverwandt. Diese Tadschicks werden von ihren Besiegern unter einem drückenden Joche gehalten und sind jeder Willkür ausgesetzt. Aus den Reihen der genannten Nomadenvölker gehen die Herrscher des Landes hervor und sie üben ihre Gewalt in barbarischer Weise. Hier nur ein Beispiel, das mir eben einfällt. Als Alexander Burnes vor etwa 35 Jahren in Kabul sich befand, besuchten ihn afghanische Kaufleute, deren Karawane aus Buchara zurückgekehrt war. Dort hatte der Chan den Hindukaufleuten untersagt, ihre Todten zu verbrennen; jeder Mohammedaner, der mit einem Hindu handelte, mußte doppelte Abgaben zahlen. Ein Hindu unterhielt ein Liebesverständniß mit der Tochter eines bucharischen Bäckers; darüber ergrimmte der Herrscher, er ließ das Paar in einen Backofen stecken und verbrennen!

Man darf nicht vergessen, daß die Tadschicks Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute sind. Diese letzteren findet man auf allen Handelsplätzen von Nischni-Nowgorod bis Calcutta und von Kleinasien bis China; sie sind auch zahlreich in den Städten des westlichen Sibiriens und überall mit den Russen befreundet. Sie wissen, daß diese den Mohammedanismus unangetastet lassen, und wenn sie einen Vergleich zwischen der Herrschaft des Czars und jener der ihnen eben so fremden turkomanischen Gebieter ziehen, so fällt derselbe in jeder Beziehung zum Vortheile der ersteren aus. Diese unterjochten Tadschicks können bei einem Wechsel nur gewinnen; dem Islam droht durch denselben keine Gefahr, während Grausamkeit und Erpressungen aufhören und an die Stelle der Willkür feste Normen und Ordnung treten. Man kommt in regelrechte Zustände und diese weiß der Tadschick wohl zu würdigen; sie sind ein langentbehrtes Gut, das obendrein fest bestimmte Abgaben und Sicherheit vor Plünderung und Erpressungen gewährt.

In Asien vertritt Rußland ganz entschieden die Sache der höhern Cultur gegenüber der Barbarei. Das wird auf den ersten Blick einleuchtend, sobald man die dem Czar unterworfenen Gebiete neben jene stellt, welche asiatischen Herrschern preisgegeben sind. Die Ausdehnung der russischen Herrschaft kommt allemal und sofort dem Handelsverkehr zu Gute. Außerdem hat die Wissenschaft einen großen Gewinn; namentlich wird die Erdkunde in Folge dieser Eroberung wesentlich bereichert. Kriegsoperationen und wissenschaftliche Reisen sind bis in die jüngste Zeit neben einander hergegangen und in Folge des Vordringens der Heere haben wir einen nicht geringen Theil Centralasiens weit genauer kennen gelernt als je zuvor.

Wir haben die wissenschaftlichen Expeditionen, welche von Rußland aus bis zum Jahre 1864 in Sibirien, im Amurgebiet und in Innerasien unternommen worden sind, in den frühern Bänden des „Globus“ dargestellt. Ueber jene, welche 1865 in der Kirgisensteppe und dem neuerworbenen Theile von Türkistan stattfand, hielt am 2. November 1866 Herr Claußnitzer im Verein für Erdkunde zu Dresden einen Vortrag, bei welchem er die Mittheilungen zu Grunde legte, die Herr Romanowsky in der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg gemacht hat. Wir geben Einiges auszugsweise.

Die neuerworbenen Gebietstheile Türkistans stehen unter dem Generalgouverneur von Orenburg. Dieser ließ auch manche Gegenden der Kirgisensteppe näher erforschen; namentlich erhielt Staatsrath Girß den Auftrag, das Leben und die wirthschaftlichen Verhältnisse der Kirgisen ins Auge zu fassen, Vorschläge zu Verbesserungen zu machen und statistische Data zu sammeln. Es kommt sowohl in den orenburgischen wie in den kirgisischen Steppen darauf an, die Ländereien zweckmäßig zu vertheilen.

Generallieutenant Dlotowsky erhielt den Auftrag, die Grenzen der uralischen Kosacken auf dem linken Ufer des Ural-(Jaick-)Flusses festzustellen. Sie waren darüber mit den Kirgisen in Irrungen gerathen.

Struve, der schon vielfach erprobte, machte wieder eine Reise, um in den neuen Gebietstheilen astronomische Bestimmungen zu machen und topographische Arbeiten vorzunehmen; er hat dadurch die Kartographie wesentlich bereichert. Seine Arbeiten von 1865 erstrecken sich von Merke Kanghan

(— südlich von der südlichsten Bucht des Balchasch-Sees; siehe Kiepert's vortreffliche Karten von Asien in vier Blättern, 1864 —) nach Westen hin bis zum Syr Darja (Jaxartes), dann südlich über die Stadt Türkistan, die auch Hazret heißt, bis zur Mündung des Tschirtschick westlich von Taschkend, dann auch bis zu den Quellen dieses Flusses.

Ssewertzow und Tatarinow haben den Kara tau (den Gebirgszug östlich von Hazret) genauer als bisher geschehen konnte auf Steinkohlen untersucht, und dort sowohl wie bei Tschemkend und am Ausflusse des Aris die besten Erfolge gehabt. Wie wichtig diese Funde in einem so holzarmen Lande sind, leuchtet von selbst ein.

Capitain Holmstern wurde beauftragt, den kürzesten Weg von Semipalatinsk, diesem wichtigen Handelsplatz am rechten Ufer des obern Irtysch, und Petropawlowsk am Ischim nach Taschkend zu ermitteln. Die jetzige Karawanenstraße führt westlich vom Balchasch-See durch die sogenannte hungerige Steppe. Gleichzeitig untersuchte Oberst Babkow den eben genannten See, über welchen er zwei Karten geliefert hat. Der Balchasch ist schon deshalb von großem Interesse, weil er das östliche Ende des gehobenen vormaligen Meeresbodens bildet, der sich jetzt von ihm aus als hungerige Steppe bis zum Aral-See und über denselben hinaus als Wüste Barssuki und als Ust urt bis zum Kaspischen Meere hinzieht.

Den Forschungen der russischen Reisenden zufolge hat Vambery die Bewohnerzahl der türkistanischen Chanate zu hoch veranschlagt, nämlich 7 Millionen, die Bewohner der Steppen mitgerechnet. Nach Bachtschurin, der 1865 in Taschkend seine Angaben sammelte, hat diese Stadt etwa 100,000 Einwohner, Namengan 30, Pekend 10, Tlaü 5, Tschemkend 4, Agaluck 3 Tausend Seelen. Die Gesammtzahl der ansässigen Bewohner am rechten Ufer des Jaxartes betrage 190,000, jene der Nomaden etwa 150,000, Total 340,000 Köpfe. Chokand habe 40,000, Chodschend 45,000, Andijan 40,000, Kossäu 30,000, Margilan 20,000 Einwohner. Die Gesammtbevölkerung am linken Ufer stelle sich auf etwa 300,000 Köpfe.

Theilweise sind die Steppen ganz ohne Wasser, theilweise werden sie von Raubnomaden durchzogen; der ganze Landstrich zwischen 36 und 47° N. hat etwas Unwirthliches, im Sommer steigt die Hitze auf 40 bis 45° R. Die ansässigen Menschen bewohnen die Oasen und solche Gegenden, die der Bewässerung fähig sind, die Nomaden suchen das Weideland auf. Aber auch die Städte gewähren einen eintönigen Anblick; sie haben kleine, aus Luftziegeln gebauete Häuser mit flachen Dächern, und diese Wohnungen sehen graugelb aus wie der Erdboden selbst; sie sind mit Lehmmauern umgeben, haben schmale, krumme Straßen, kleine freie Plätze, die zumeist mit Verkaufsbuden bedeckt sind, und hohe Festungsmauern, diese gleichfalls aus Lehmziegeln. Gärten sind selten; Taschkend mit seinen 100,000 Einwohnern hat nur 10 Häuser, bei welchen sich dergleichen befinden.

Einzelne Striche am Syr Darja liefern ungemein ergiebige Ernten. Dort giebt Weizen das 70ste, Gerste das 100ste und Hirse das 500ste Korn. Diese Gegenden liegen am Flusse und sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche fruchtbaren Schlamm ablagern, oder sie werden künstlich bewässert. —

In Rußland wirft man sehr natürlich die Frage auf, ob dieses Land am Jaxartes sich zur Ansiedelung für Europäer eigne? Man meint es, und hat vielleicht nicht unrecht, wenn dabei Leute in Frage kommen, welche von den Steppen des südöstlichen Rußlands und vom Nordgestade des Kaspischen Meeres stammen. Auch diese türkistanischen Regionen sind zum größten Theil unbewaldet; im eigentlichen Stromthal des Syr Darja wächst fast nur Brennholz, wenig Bauholz; auch sind Bremsen und Stechmücken im Sommer eine arge Plage. Diese mag ein Kosack, der z. B. früher in Gurjew an der Mündung des Uralstroms in das Kaspische Meer gelebt hat, ertragen können, schwerlich aber ein Mensch aus Europa.

Was die Dampfer betrifft, so sind dieselben schon 1864 bis Tschinas gefahren, welches nur 30 Werst von Taschkend liegt, und sie haben ihre Fahrten bis in den Herbst fortgesetzt. Höher hinauf bis Namengan wird die Schifffahrt keine Hindernisse finden, also 300 bis 400 Werst, sobald man geeignete Fahrzeuge auf den Syr Darja bringt. Bisher sind zu der Fahrt nur Schiffe benutzt worden, welche zugleich einen beträchtlichen Tiefgang für die Beschiffung des Aral-Sees hatten, jetzt, 1866, bauete man Boote, die nur 2 Fuß Tiefgang haben sollen. Dadurch werden Handel und Civilisation rasch große Fortschritte machen. — Herr Romanowsky bemerkt hier beiläufig, daß die Türkistaner bis heute keine andere Art, die Temperatur der Luft zu bezeichnen, kennen, als nach der Art ihrer Chalate, d. h. leichten und langen Oberröcke, welche sie anziehen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Sie sagen also: wir haben eine Kälte von 3, 4 oder 5 Chalaten. Auch ist bis in die jüngste Zeit hinein das Glas bei ihnen nicht im Gebrauch gewesen; seitdem aber die Russen nach Taschkend gekommen sind, hat sich ein großartiger Bedarf für diese Waare herausgestellt. Auch europäische Ackerbau-Werkzeuge, bisher ganz unbekannt, werden verlangt. Gutes Mehl lieferte Türkistan nicht; ein solches galt für einen Luxusartikel und wurde auf dem Karawanenwege von Orenburg oder auch aus dem westlichen Sibirien herbeigeschafft.

Seitdem die Kirgisen unter russischer Herrschaft stehen, macht unter ihnen der Ackerbau Fortschritte; sie sind nun sicher, daß sie des Ernteertrages nicht mehr beraubt werden. Manche Kirgisendörfer sind heute schon so wohlhabend wie die Kosackendörfer. Die friedlichen Zustände äußern ihre guten Folgen, das Eigenthum ist nun sicher.

Die Zahl der nomadischen Kirgisen, welche unter dem Generalgouverneur von Orenburg stehen, beträgt gegen 1 Million Köpfe, außerdem sind etwa 200,000 ansässige Ackerbauer und zum westlichen Sibirien mögen etwa 250,000 Kirgisen gehören.

Rußlands Handel mit Innerasien war von verhältnißmäßig geringer Bedeutung. Während des Jahrzehnts 1851 bis 1861 betrug derselbe, so weit er über die Orenburgischen Zolläunter vermittelt wurde: Ausfuhr etwa 1,500,000, Einfuhr 2,701,150 Rubel. In Bezug auf die übrigen Zolläunter fand Herr Romanowsky keine nähere Angabe, glaubt aber, daß auf denselben die Einfuhr zwei Drittel der obigen Zahl nicht überschreite.

Seit 1861 ist in Folge des großen nordamerikanischen Krieges der Verkehr rasch angewachsen. In Rußland stellte sich starke Nachfrage nach mittelasiatischer Baumwolle ein, deren größerer Bezug auch einen bessern Absatz russischer Fabrikate im Gefolge hatte. Im Jahre 1863 betrug die Ausfuhr russischer Waaren über die orenburgische und sibirische Linie schon 4,904,925 Rubel, die Einfuhr 9,760,727 Rubel; im Jahre 1865 die Ausfuhr 6,574,170 und die Einfuhr 12,091,149 Rubel.

Die Besitznahme Taschkends muß nothwendig für die Ausdehnung des russischen Handels von großer Bedeutung werden, denn dieser Platz, einer der wichtigsten von Innerasien, steht mit Chokand, Buchara, Kundus und Kaschgar einerseits, andererseits mit Persien, Afghanistan, Kaschmir und Indien in lebhaftem Verkehr.

Vambery sagt am Schlusse seines Werkes: „Das Fortschreiten der russischen Pläne in Mittelasien ist nicht im Mindesten zu bezweifeln. Der Civilisation halber müssen wir den russischen Waffen den besten Erfolg wünschen.“ — Ob im Fortgange der Zeit Rußland und England in jenen asiatischen Regionen zusammenprallen, kann uns Deutschen vorerst gleichgültig sein, wir haben zunächst nur danach zu trachten, daß Rußland sein Tarifsystem ändere und verbessere, damit wieder, wie ehemals, deutsche Fabrikate nach Innerasien gelangen können. — a. —

Aus allen Erdtheilen.

Gerhard Rohlfs zu Kuka in Bornu. Der kühne Reisende war im August 1866 in dieser Stadt, von welcher auch Eduard Vogel seinen Zug nach Waday antrat; hoffen wir, daß Rohlfs glücklicher sei und uns nach seiner Heimkehr gründliche Aufschlüsse über das noch so wenig bekannte Land gebe. Sein letzter Brief, welcher in Bremen bei seinem Bruder, Dr. Hermann Rohlfs, eingetroffen ist, trägt das Datum vom 20. August 1866. Im April v. J. war Rohlfs von Anay und Schimsedru in Bilma, einer Oase im Lande der Tebus (Tibbus), aufgebrochen und trotz der großen Hitze und vielfacher Entbehrungen durch die von Tuareks unsicher gemachte Wüste nach Kuka gelangt. Seine Gesundheit war vortrefflich, aber mehrere seiner Diener waren in Folge des raschen klimatischen Wechsels (der trocknen Wüste und heißfeuchten Ufergegend des Tsad-Sees) und übermäßigen Genusses von Fleisch und Früchten erkrankt. Der Sultan wies dem Reisenden ein Wohnhaus an, vor welchem der Europäer aus Vegesack die bremische Flagge aufzog. Er schreibt: „Die krausköpfigen Schwarzen sehen mit Staunen und Bewunderung das schöne, rothweiß gestreifte Stück Zeug in der Luft flattern, welches ihre neidische Habgier weckt und viel passendere Verwendung zu einem eleganten Burnus fände.“ Der Sultan von Bornu, dessen ältester Sohn Bu Bekr, der Intendant Alamina, der Vogel's guter Freund war, auch der jetzige Großwesir, der ein geborner Fellatah (Fulbe) ist, bezeigten dem Europäer wohlwollende Aufmerksamkeit. Sie zeigten sich (— ob ehrlich und aufrichtig oder nur zum Schein, wird die Folgezeit lehren —) seinen Reiseplänen günstig und förderlich; „aber andere Höflinge intriguirten“, und namentlich waren die fremden Kaufleute, welche den Handel mit dem Sudan vermitteln, ihm nicht gewogen. — Rohlfs hatte sich schriftlich an den Sultan von Waday gewandt und um Erlaubniß zum Eintritt in dieses Land und zugleich um sicheres Geleit gebeten. Bis auf Weiteres mußte er in Kuka verweilen, da in Folge des anhaltenden Regens die Wege in der Landschaft Baghirmi, welche er passiren muß, ganz grundlos waren. Er hoffte gegen Ende des Jahres 1866 in Wara, der Hauptstadt von Waday, oder in Besche einzutreffen; Rohlfs glaubte von Kuka nach Wara in 35 Tagen zu gelangen. — Es wäre ein Ruhm für Deutschland mehr, wenn es ihm gelänge, seinen Zweck zu erreichen. Afrika ist ein Feld, auf welchem manche unserer unverzagten Entdecker unvergängliche Lorbeern erworben haben und Gerhard Rohlfs hat schon bewiesen, daß er der Mann ist, Alles daranzusetzen, um einen großen Plan glücklich zu Ende zu führen. (Wir lesen soeben, daß Rohlfs von Kuka aufgebrochen sei und seine Weiterreise angetreten habe.)

Die europäischen Gefangenen in Abyssinien.

Wir haben über das Schicksal derselben und über die Zustände unter Kaiser Theodores mehrfach gesprochen (zuletzt „Globus“ X. S. 159 und 372 ff.) und erzählt, daß der Gewaltherrscher die Gefangenen freigegeben habe. Er ließ sie dann aber wieder in Fesseln legen und den britischen Bevollmächtigten Rassam obendrein. Der Halbbarbar ist trotz seines christlichen Aushängeschildes unberechenbar. Kürzlich sind wieder Briefe angelangt, welche beweisen, daß die Eingekerkerten sich in einer sehr betrübten Lage befanden. So schreibt der Judenmissionair Stern aus Magdala unterm 25. August 1866: „Auch das schwache Aufdämmern von Hoffnung, welches vor einigen Monaten für uns emporflimmerte, ist wieder verschwunden. Abermals sind acht von uns in Ketten, darunter Herr Rassam, Dr. Blanc und Lieutenant Prideaux. Unsere nun sehr strenge Gefangenschaft verdanken wir der unbegründeten Angabe, daß Frankreich, England und die Türkei Truppen gegen Abyssinien marschiren ließen! Herr Rassam erklärte das Gerücht für durchaus unwahr. An demselben Tage, an welchem Theodor die britische Regierung der Doppelzüngigkeit und Falschheit beschuldigte, machte er mir den faden Vorwurf, ich hätte seinen Charakter erniedrigt, indem von mir behauptet worden sei, er stamme nicht in gerader Linie vom König Salomon ab! Ich entschuldigte mich wegen dieses mir schon oft zum Vorwurf gemachten Verbrechens, aber Seine Majestät sagte, er werde mir diese Sünde nicht eher verzeihen, als bis ich ihm irgend einen Dienst geleistet haben würde. Am Abend desselben Tages betheuerte er Herrn Rassam Freundschaft, sagte auch mir und Herrn Rosenthal, wir sollten nur wohlgemuth sein, denn er habe ja nichts gegen uns. Wir und unsere Mitgefangenen tranken also seine Gesundheit in gutem Araki, der uns auf der kaiserlichen Branntweinbrennerei verabfolgt worden war.“ — Drei Wochen später, am 15. September, schreibt Stern: „Es ist unmöglich auch nur zu vermuthen, wie lange diese Gefangenschaft dauern werde.“ Consul Cameron schreibt an demselben Tage: „Offenbar naht für uns Alle eine Krisis und Gott allein weiß, ob ich mit dem Leben davon komme. Der König schreibt noch immer freundliche Briefe an Herrn Rassam; gestern hat er, seitdem wir in Ketten sind zum ersten Mal, an mich und Herrn Stern eine freundliche Botschaft gesandt. Er wird hier erwartet, wie man sagt, um mit dem Metropoliten, der hier auch gefangen sitzt, Freundschaft zu schließen. Wenn aber die Dinge eine andere Wendung nehmen, so werden wir möglicherweise auf bedenkliche Art in dieselben verwickelt.“ —

Die obigen Briefe sind an Dr. Beke gelangt; gleichzeitig meldete diesem sein Correspondent in Suez: Rassam, Cameron und die übrigen würden immer noch in Magdala gefangen gehalten; er habe aber auch aus guter Quelle erfahren, Rosenthal und M'Kelvie hätten Erlaubniß erhalten, in Gaffat zu bleiben; der letztgenannte und ein Herr Keraus hätten dem Kaiser ihre Dienste angeboten, doch habe er nur die von Keran's angenommen. Die Herren Bardel, Makerer, Steiger, Brandeis, Elster und Schiller seien gleichfalls in des Kaisers Dienste getreten. Das müßte nach dem 15. September geschehen sein, weil in Cameron's und Stern's Briefen davon nichts erwähnt wird. Negus Theodor verlacht die europäischen Mächte; er weiß sehr wohl, daß sie mit den Waffen ihm nichts anhaben können.

Aus Rassam's früheren Briefen, welche er am 22. März 1866 zu Korata geschrieben, ergiebt sich, daß Theodor ihn damals mit großer Aufmerksamkeit und ungemein höflich behandelte. Der König schenkte dem englischen Abgesandten Lebensmittel vollauf, manchmal an einem Tage 1000 Bröte, 2 Kühe, 20 Hühner, 500 Eier, 10 Krüge Milch, viel Honig &c. Auch stellte er ihm 1200 Packträger zur Verfügung und gab ihm eine aus 200 Kriegern bestehende Ehrenwache, die von nicht weniger als 50 Offizieren befehligt wurde! So ging Rassam nach dem etwa 50 Miles vom Tzana-See entfernt liegenden Damot, wo der König damals sein Hoflager hatte. Nicht weniger als 300 Offiziere und der erste Minister zogen dem Europäer eine Strecke weit entgegen, um ihn zu begrüßen. Bald nachher hatte Rassam Audienz, übergab den Brief der Königin Victoria und erhielt gleich am folgenden Tage die Botschaft, daß die Freilassung der achtzehn Gefangenen verfügt worden sei; Seine Majestät habe diesen Schritt gethan, um zu zeigen, wie sehr er die Freundschaft der britischen

Monarchin zu schätzen wisse. In den späteren Audienzen benahm Theodor sich gleichfalls freundlich, aber charakteristisch ist die folgende Bemerkung: „Alle Engländer und Franken haben sich, seit dem Tode meiner Freunde Bell und Plowden, wie es mir scheint, verrückt, unhöflich und übellaunig benommen.“ Herrn Rassam wurde ein Ehrengeschenk von 10,000 Thalern förmlich aufgedrungen. Unter solchen Umständen glaubte er das Beste hoffen zu dürfen, aber bald erfolgte ein jäher Umschlag.

Nachschrift. Wir lesen soeben, daß neuerdings Briefe von Herrn Rassam in London eingetroffen sind, datirt vom 5. November 1866. Die Gefangenen befanden sich noch immer in Haft in Amba Magdala und trugen Fesseln, die aber leichter waren als jene, welche man ihnen früher angelegt hatte. Uebrigens wurden sie gut behandelt und reichlich mit Lebensmitteln versehen. Oberst Merewether war damals im Begriff, sich mit den von Theodoros engagirten Ingenieuren von Aden nach Massawah zu begeben, und es war seine Absicht, ins Innere von Abyssinien zu Theodoros zu gehen, falls dieser die Gefangenen noch nicht freigegeben habe.

Nachrichten von Livingstone. Die jüngsten sind vom 18. Mai 1866 aus Ngomano am Rofuma. Er war an diesem Flusse 30 Miles weiter vorgedrungen als auf seiner frühern Expedition von 1861. Von dort wollte er das bis jetzt uns noch unbekannte Nordende des Nyassa-Sees zu erreichen suchen. Er schreibt, daß er an der Mündung des Rofuma (die, beiläufig bemerkt, ein nicht ganz unbeträchtliches Delta bildet) keine Stelle finden konnte, um seine Kameele durch die Ufermoräste und das Mangrovegestrüpp auf festen Boden zu bringen. Deshalb fuhr er etwa 25 Miles weiter nach Norden und fand in der Mikindanibai einen vortrefflichen Landungshafen. Derselbe reicht tief ins Land hinein und hat in 10 bis 14 Faden sehr guten Ankergrund. Von dort aus zog Livingstone in südwestlicher Richtung bis an den Rofuma und dann diesen Fluß entlang bis zur Einmündung des Loendi; dieser strömt aus Südwest her und der Reisende hält ihn für eine Fortsetzung des Hauptarmes. Der Häuptling von Ngomano, das am Zusammenflusse der beiden Arme liegt, benahm sich recht gut und Livingstone gedachte bei ihm zu verweilen, bis er einen Weg um den Nyassa ausfindig gemacht haben würde. Zu beiden Seiten des Rofuma läuft eine Kette bewaldeter Hügel von 400 bis 600 Fuß Höhe. Die Eingeborenen gehören zum Stamme der Makondas. Livingstone, der überall in den schwarzen Menschen „tüchtige Arbeiter“ auswittern will, erklärt auch die Makondas für solche, weil — sie ihm halfen, einen Weg für Menschen und Thiere zu bahnen. Er fand auch Spuren von Steinkohlen. Der englische Consul in Sansibar, Playfair, erklärt den Hafen in der Bai von Mikindani für eine neue Entdeckung. Auch der Insel Sansibar gegenüber, auf dem Festland, ist in einer Bucht ein sicherer Ankergrund gefunden worden und der Sultan läßt dort einen Hafen anlegen.

Noch eine Nachricht über Hall's arktische Expedition. Die „Newyork Tribune“ giebt in einem Brief aus St. Johns in Neufundland einige weitere Mittheilungen. Dort war ein Theil vom Schiffsvolke des amerikanischen Walfischfahrers „Antelope“, der bei Niantelick Island scheiterte, angekommen; die Leute waren durch die Dampfer „Wolf“ und „Lion“ gerettet worden. Der Capitain der „Antelope“ hatte bei Herrn Hall eine goldene Uhr, einige silberne Löffel und noch andere Sachen gesehen, die nur von Franklin's Expedition herrühren konnten. Er erwähnt ferner, daß die Ueberbleibsel von einigen Leuten der Expedition an der Committeebai unter einem Boote lägen und daß sie von den Eskimos dorthin getragen worden seien. Diese wollten aber nicht erlauben, daß Hall dorthin gehe und Untersuchungen anstelle. Da aber, wie schon früher bemerkt, einige Schiffe in der Repulsebai überwintern, so wird er doch wohl seinen Zweck erreichen.

Die Ursachen der Nilüberschwemmung.

Samuel Baker hat den Gegenstand in der geographischen Abtheilung der British Association eingehend erörtert. Zuerst schilderte er die Wanderungen, welche er 1861 am Atbara und am Blauen Nil unternahm, um aus eigener Anschauung das Verhältniß kennen zu lernen, in welchem sie zu dem Hauptstrome, dem Weißen Nil, stehen. Am 13. Juni kam Baker an den Atbara, dessen breites und tiefes Bett er so gut wie völlig ausgetrocknet fand; von einer Stromrinne war keine Spur vorhanden, nicht ein einziger Wassertropfen gelangte aus diesem wichtigen Zuflusse in den Nil. Der Reisende ging dann 180 Miles weiter aufwärts bis nach Gozerajun, wo er am 22. Juni Zeuge eines höchst merkwürdigen Schauspiels war. In Abyssinien war die Regenzeit eingetreten; nun kam urplötzlich ein ungeheurer Wasserschwall wandartig den Atbara hinabgerauscht, und dieser war binnen wenigen Minuten ein gewaltiger Strom von 25 Fuß Tiefe und 1500 Fuß Breite! Noch weiter aufwärts, bei Guraste, befand Baker sich in der Region, in welcher der Atbara fruchtbares Erdreich in ungeheuren Massen abreißt, welches dann bis nach Aegypten hinabgeführt wird; so dick war das Wasser, daß es einem Brei glich. Dann wurden mehrere Zuflüsse des Atbara überschritten und es ergab sich, daß die Gewässer im Allgemeinen einen Abzug in der Richtung von Südost nach Nordwest haben. Unter diesen Zuflüssen ist der Settit oder Takazzé der beträchtlichste und er führt dem Atbara fast alle aus Ostabyssinien nilwärts fließenden Gewässer zu.

Am 11. Juni 1862 war Baker wieder in Chartum und trat von dort seine berühmte Reise auf dem Weißen Nil nach dem Luta-Nzige-See an. Wir haben dieselbe im vorigen Bande des „Globus“ ausführlich geschildert. Er hebt den gewaltigen Contrast hervor, welchen der Charakter dieses Stromes gegenüber den aus Abyssinien herabfließenden Gewässern bildet. Der Bahr el Abiad kann recht eigentlich als ein Morast strom bezeichnet werden. Aber Aegypten würde nicht existiren, wenn dieser Weiße Nil nicht vorhanden wäre und wenn dieses Land lediglich auf den abyssinischen Blauen Nil sich angewiesen sähe. Allerdings erhält Aegypten seine alljährlichen Ueberschwemmungen vermöge der abyssinischen Gewässer; diese haben nur während der Regenzeit, von Juni bis September, Wasser abzugeben, in den übrigen Monaten aber nicht. Dagegen liefern die großen Binnenseen dem Weißen Nil ihren Wassertribut ohne jede Unterbrechung, denn auf den Hochebnen in der Nähe des Aequators fällt zehn Monate hindurch Regen. Dieser fortwährende Wasserzufluß ist Ursache, daß Aegypten nicht zur Wüste wird. In der Jahreszeit, in welcher Abyssinien keinen Regen hat, liefern die Seen alles Nilwasser; die fruchtbaren Ueberschwemmungen im Delta dagegen sind lediglich ein Werk der abyssinischen Gewässer.

Wir wollen hier beiläufig erwähnen, daß Baker an eine Verbindung zwischen dem Tanganyika-See und dem von ihm entdeckten Luta Nzige (Albert) nicht glaubt. Livingstone ist eben jetzt unterwegs, um darüber Forschungen anzustellen.

Elias Lombardini hat seine Berechnungen über die Länge des Nils veröffentlicht. Er nimmt von den obersten Zuflüssen des Nyanza-Sees (die uns aber noch nicht bekannt sind!) eine solche von 6270 Kilometer an. Davon kämen 920 auf die Strecke vom See bis Gondokoro, 1000 von dort bis zur Einmündung des Bahr el Gasal, 1250 von dort bis Chartum, 1000 von da bis Assuan, wo der Nil in Aegypten eintritt, 1000 für das obere und das mittlere Aegypten, 200 für Unterägypten, das Deltaland. Das gesammte Stromgebiet hätte (natürlich nur annähernd ausgedrückt, denn über die Zuflüsse von Westen her sind wir ja noch sehr wenig im Klaren) 325 Millionen Hectaren, wäre also fünf- bis sechsmal so groß als Frankreich. Der Nil hat eine gewaltige Länge, aber seine Wasserfülle ist nicht viel stärker als die doppelte der Rhone.

Der fossile Schädel in Californien. Wir haben über die Auffindung desselben, „Globus“ X. S. 352, Nachricht gegeben. Jetzt lesen wir Näheres über den Fundort. Man traf auf den Schädel, als man einen Brunnen grub, in 150 Fuß Tiefe; die Stätte befindet sich etwa 2 Miles von Angels Camp im County Calaveras. Finder war ein Bergmann, James Matson; er gab den Schädel an den Kaufmann Scribner; von diesem kam er erst an Dr. James und von diesem an den Geologen des Staates Californien, Professor Whitney. Dieser begab sich an Ort und Stelle, untersuchte den Brunnen, nahm Zeugenverhöre vor und überzeugte sich, daß Alles, was man ihm gesagt hatte, richtig sei. Der Brunnen, oder vielmehr Schacht, in welchem sich gegenwärtig etwas Wasser befindet, geht durch vier Lagen gold-

haltigen Kieses und fünf Lagen vulkanischen Lavaflusses; von diesen ist die obere ganz compact, ohne irgend einen Spalt, welcher etwa der Vermuthung Raum gäbe, daß das Fossil durch denselben hätte einsinken können. Whitney will das Wasser entfernen lassen und noch tiefer graben. Wenn sich Alles wie gesagt verhält, dann ist jener Schädel ein Beweis, daß der Mensch auf Erden war, ehe der Shasta und die Berge in Butte County und alle vulkanischen Berge Californiens sich auf der Erdoberfläche befanden. Der Gesichtswinkel des Schädels ist jener der heutigen Indianer Californiens. Whitney wird ein Facsimile des Schädels an die verschiedenen anthropologischen Gesellschaften senden.

Ein Mastodon ist jüngst bei Cohoes unweit der Stadt Troy im Staate Newyork 38 Fuß unter der Erdoberfläche gefunden worden, und zwar so wohl erhalten, daß man das Knochengerüst vollständig wird zusammenstellen können. Das Thier ist 20 Fuß lang und 15 Fuß hoch, die Zähne sind 8 Fuß lang; der Unterkiefer 4 Fuß 9 Zoll. Professor Agassiz wird einen Bericht erstatten.

Die Expreßcompagnien zur Beförderung nach dem weiten Westen und an den Großen Ocean. Man hat in den Vereinigten Staaten schon oft darauf hingewiesen, daß die Macht des großen Capitals sich immer mehr und zwar mit monopolistischen Bestrebungen geltend mache. Es sei gewaltig genug, um die Concurrenz fern zu halten. Im October 1866 haben nun auch die verschiedenen Gesellschaften, welche bisher die Ueberlandverbindung mit dem westlichen Innern und nach Californien besorgten, sich „consolidirt“. Es sind: die Halloday Overland Company; die Overland Mail Company; die American Expreß Company zwischen dem Missouri und dem Großen Ocean. Sie bilden nun unter der Firma Wells, Fargo und Compagnie eine einzige Gesellschaft, die mit 10,000,000 Dollars Capital arbeitet. Sie besorgt Bank-, Expreß- und Transportgeschäfte und befördert auch die Post; sie steht in unmittelbarem Anschluß an alle Postlinien im Osten des Missouri; sie hat auf einer Strecke von 4000 Miles tägliche Postwagenverbindung, und der Verkehr von Colorado, Idaho, Montana, Oregon und Californien, so weit derselbe über Land nach Westen wie nach Osten hin stattfindet, gelangt in ihre Hände. Dazu kommen noch mehr oder weniger auch Sonora, Untercalifornien und das westliche Mexico; auch hat sie erklärt, daß sie nach den Sandwichsinseln und Japan operiren wolle. Ein Wettbewerb mit einem solchen Leviathan wird kaum möglich sein; doch muß unter den obwaltenden Verhältnissen jene „Consolidirung“ als sehr nützlich betrachtet werden, weil fortan Regelmäßigkeit und Einheit in die Operationen kommt.

Dampfschifffahrt. Philadelphia wird jetzt regelmäßig von 20 transatlantischen Dampfern besucht; sie haben von 800 bis 2700 Tonnen Tragfähigkeit und verrichten den Dienst regelmäßig. Allwöchentlich fährt ein Schiff zwischen Philadelphia und Liverpool. Diese Linie zählt 6 Dampfer, und sie stellt für Waaren und Fahrgäste billigere Preise, als in Newyork und Boston der Fall ist. — Linie nach Havana; 2 Mal im Monat; 2 Schiffe. — Verschiedene Linien nach Boston, Neworleans, Savanah, Charleston, Richmond und Norfolk. Diese kann man aber doch nicht als transatlantisch bezeichnen. Boston besitzt 22, Neworleans 33 Dampfer für überseeische Fahrten.

Eisenbahnen vom Tajo bis zur Wolga. Im December 1866 ist die Estremadurabahn eröffnet worden. Die Bahnstrecken von Lissabon bis St. Petersburg haben eine Länge von 6303 Kilometer (jeder 5/8 englische Mile oder 1000 Meter). Die russische Bahn geht von St. Petersburg bis Nischni-Nowgorod und auch schon eine Strecke wolgaabwärts. Sie berührt Madrid, Paris, Brüssel, Berlin, Warschau und die beiden russischen Hauptstädte. Eine Locomotive, welche in der Stunde 54 Kilometer, 33 Miles, zurücklegte, also in Courierzügen, würde von Lissabon bis Petersburg in 117 Stunden gelangen können.

Der Verkehr zwischen Europa und Nordamerika wurde 1866 durch 13 verschiedene Dampferlinien vermittelt; darunter sind 2 deutsche, welche wegen ihrer Vortrefflichkeit im besten Rufe stehen. Es sind etwa 420 Fahrten gemacht worden, so daß auf jeden Tag mehr als ein Dampfer kommt. Die Einnahmen der verschiedenen Linien haben mehr als 20,000,000 Dollars betragen.

Eisenbahnen und Telegraphen in Canada. Amtlichen Berichten zufolge betrug zu Ende 1865 die Länge der Eisenbahnen 2148 Miles; Baukosten 121,543,189 Dollars; Einnahme im Jahre 10,910,678 Dollars. Die Grand Trunklinie ist 1377 Miles lang, die Great Western 345, die Northern 97. Durch Eisenbahnunfälle kamen 58 Menschen ums Leben. — Die drei Telegraphencompagnien sind: die Montreal, die Provincial und die amerikanische Vermont-Boston, welche auf canadischem Gebiet 43 Miles im Betrieb hat. Die Länge der Telegraphen betrug 4978 Miles; befördert wurden 379,331 Telegramme.

Der Suez-Canal. An demselben wird eifrig fortgearbeitet, doch fehlt noch sehr viel, bis er fahrbar wird. Von Port Said aus hat man im Salzwassercanal eine durchschnittliche Tiefe von 7 bis 9 Fuß (etwa ein Viertel der erforderlichen Tiefe); auf der weitern Strecke bis Suez hat man einen provisorischen Wassercanal von 7 Fuß Tiefe, welcher mit dem Salzwassercanal durch Pumpen- und Schleusenwerke in Verbindung steht. Auf 60 Stationen hat man die normale Canalbreite von 60 Meter, also mehr als 180 Fuß hergestellt, aber auf den Stationen von Nr. 61 bis 75 und Ismaila ist dieselbe noch nicht hergestellt. Alle Arbeiten sind gut und machen den Ingenieuren Ehre. Nun aber beginnen sehr wesentliche Schwierigkeiten, weil es darauf ankommt, den unablässig einschießenden Sand immer wieder auszubaggern. Im Ganzen ist das Canalunternehmen noch in den Anfängen, man hofft jedoch, dasselbe mit Hülfe von Zeit und viel Geld fertig zu bringen. Die für den Bau veranschlagten Kosten reichen bei Weitem nicht aus.

Ausdehnung der Telegraphenlinien in Rußland. Seit dem 27. September 1866 ist das unterseeische Tau in der Straße von Kertsch in Thätigkeit. Dasselbe ist nur 12 Werst, also noch nicht 2 deutsche Meilen lang, der Strang jedoch von Wichtigkeit, weil er die Verbindung zwischen dem südlichen Rußland und dem Kaukasus vermittelt. Der Landtelegraph wurde oftmals durch atmosphärische Einflüsse gestört, namentlich auf der Strecke zwischen Stawropol und Nowo Tscherkask. Die sibirische Linie ist zwischen Tjumen und Tobolsk vollendet. — Im fernen Osten, im Amurgebiete, bis wohin vom Westen her, aus Amerika und über See die amerikanische Telegraphengesellschaft die Drähte herzustellen hat (bis Nikolajewsk), ist die Linie festgestellt und abgesteckt worden. Im Herbst 1866 begann man mit Errichtung der Stangen zwischen Anedyr und Charika. — Die Linie zwischen Warschau und Siedleze ist seit Ende Septembers im Betrieb.

Goldeinfuhr von Australien. Im September 1866 kamen von dort nach England für 686,777 Pf. St. gegen 238,556 desselben Monats im Vorjahr. Vom 1. Januar bis 30. September 1866 wurde von den australischen Colonien und Neuseeland für 6,639,379 Pf. St. eingeführt, gegen 2,155,232 in derselben Zeit 1865 und 2,421,722 in 1864. Die Gesammteinfuhren von australischem Golde stellten sich für die Jahre

1858	9,064,763	Pf. St.
1859	8,624,566	„
1860	6,719,000	„
1861	6,331,225	„
1862	6,704,753	„
1863	5,995,368	„
1864	2,656,971	„
1865	5,051,170	„

Australien liefert also immer noch im Jahre für nahe an 40 Millionen Thaler Gold.

Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Klagen über Wahlbestechungen. Diese sind seit manchem Jahr an der Tagesordnung, und eine Partei macht der

andern die bittersten Vorwürfe. Man könne, so wird gesagt, eine Million Stimmen, jede für ein paar Dollars oder etliche Gallonen Branntwein kaufen; sie seien feil auf dem politischen Markte, und wenn nun gar noch eine Million Neger das Stimmrecht erhielten, dann sei die Musterrepublik ganz und gar fertig. Bei den Wahlen im November 1866 scheint es ärger hergegangen zu sein als je zuvor; die Dinge sind selbst den besseren Blättern der radical-republikanischen Partei zu arg gewesen. So klagt die „Newyork Times": „Die Greenbacks (das grüne Papiergeld) flossen am Wahltage wie Wasser. Wenn es mit diesen Bestechungen so fortgeht, dann können am Ende nur die Meistbietenden in ein Amt gelangen. Die Wähler marschirten truppweise, von bekannten Wardpolitikern commandirt, zu den Stimmbuden. Dort erhielt jeder ein Ticket (Wahlzettel) in die Hand gedrückt, und nachdem dieses abgegeben worden war, erhielt der Stimmgeber 2, 3, 4, 5 bis 10 Dollars, je nachdem der Mann war, auf die Hand. Dies geschah offen und ungenirt in Gegenwart sehr vieler Leute. In der Stadt Albany allein ist wenigstens der vierte Theil der Stimmen gekauft worden; manche wurden mit 25 Dollars bezahlt." — In ähnlicher Weise berichtet die zu Troy, gleichfalls im Staate Newyork, erscheinende „Presse": „Der Krieg ist eine Hauptursache der Demoralisation des Volkes gewesen. In ihm liegt auch die Ursache, daß der Preis aller Lebensbedürfnisse so hoch gegangen ist; eine Bestechung der mittellosen Wähler ist also um so leichter. Es waren hauptsächlich die Leiter der radicalen Partei, welche in frechster Weise auf die Mittellosigkeit der Wähler speculirten. Man spricht ganz öffentlich davon, daß die Neuengland-Fabrikbesitzer mehrere Hunderttausende zusammenschossen und in den Staat Newyork an die loyalen Clubs zum Aufkaufen von Wahlstimmen schickten. Noch mehr zahlten die Fabrikherren unseres Staates, so daß man ganz wohl annehmen kann, es seien wenigstens eine halbe Million Dollars verausgabt worden, um stimmberechtigte Bürger zu bestechen. Kein Stimmengeber kann sich erinnern, daß je an einem Wahltage so viel Geld geflossen sei als diesmal und doch wurden die meisten Käufe privatim abgemacht. Diese leichtsinnigen schwachen Menschen werden die Folgen ihrer Käuflichkeit selber bald genug zu fühlen bekommen und endlich begreifen, daß sie für ein paar armselige Thaler ihre Freiheiten und Interessen wegwarfen."

Nicht weniger als 152 „stabbings", also Mordanfälle mit Dolch- und Messerstichen, sind 1866 allein im Staate Kentucky zur gerichtlichen Anzeige gelangt. Nicht weniger als 51 Menschen sind in Folge dieser Stabbings gestorben. — Dagegen war im November zu Hebron im Yankeestaate Connecticut ein großes „revival" eine große gemeinsame echtpuritanische Andachtsübung mit tagelangem Beten. Ein reicher Fabrikant, dessen Geschäft ihm in Folge der exorbitanten Schutzzölle 80 bis 120 Procent abwirft, that seinerseits ein Uebriges, um auch durch seine Fabrikarbeiter Gott danken zu lassen. Er ließ die Spindeln ruhen und schickte täglich drei Mal alle Arbeiter und Arbeiterinnen zum Betplatze, damit sie dort dem Herrn sich mit Dank nahen könnten für das gute Geschäft des Principals. — Zu Detroit fand am 8. November eine baptistische Taufe statt. Der Geistliche hatte aber große Mühe, den Täufling, eine siebzehnjährige Lady, im Flusse völlig unterzutauchen und sie während des kalten Bades zu segnen. Die Crinoline war zu groß und einige fromme Baptisten mußten helfen, sie unter das Wasser zu drücken.

Aus Boston schreibt man: „Es gehört in unserem Staate Massachusetts zum Fortschritt in der Freiheit, daß die Polizei an Sonntagen in Privathäuser eindringt und Verhaftungen wegen Kartenspielens vornimmt." Das ist freilich ganz im Sinne des Yankee-Puritanismus, der sich nebenher als „Hort der Freiheit in der neuen und alten Welt" ausgiebt.

Wie schwer die südlichen Staaten durch ihren Krieg für Unabhängigkeit gelitten haben, ergiebt sich aus Folgendem: Nach den amtlichen Steuerlisten in Georgia ist für 1866 das steuerpflichtige Eigenthum auf 222,183,787 Dollars taxirt worden; im Jahr 1860 betrug dasselbe 672,202,447 Dollars. Hier ergiebt sich also ein Ausfall von mehr als 400 Millionen. Dazu kommt noch der Verlust, welchen die Bewohner an den conföderirten Staatspapieren erlitten, der auch auf weit über 100 Millionen veranschlagt werden kann. Der Staat Georgia verlor während des Krieges etwa 85,000 Weiße, also etwa ein Achtel der männlichen Bevölkerung. Aber trotz alledem hat sich der Süden nicht beugen lassen; er ist zwar vom Norden, welcher auch 300,000 fremde Söldlinge gegen ihn aufbot, mit den Waffen besiegt worden, aber von seiner Würde hat er nicht ein Jota vergeben.

In St. Louis, Missouri, hat die Schulbehörde einen sehr verständigen Beschluß gefaßt. Sie verbietet allen Kindern, die noch nicht sieben Jahr alt sind, den Schulbesuch. Dabei geht sie von der durchaus richtigen Ansicht aus: „daß ein zu früher Schulbesuch der körperlichen Entwickelung nachtheilig sei, und daß ein Kind, bei welchem das Auffassungsvermögen schon einigermaßen entwickelt sei, in Wochen das lerne, was man ihm früher, trotz aller Lehrquälerei, in Monaten nicht beibringen könne."

In Philadelphia saß am 10. November die Jury, um über einen Mörder abzuurtheilen. Die Sitzung mußte aufgehoben werden, weil einer der Geschworenen einen Anfall von Säuferwahnsinn bekam und großen Unfug verübte.

In dem Fabrikbezirke von Killingly, Staat Connecticut, sind 1256 Kinder zwischen 5 und 16 Jahren; davon besucht nicht die Hälfte eine Schule; sie arbeiten in den Fabriken. Die Blätter heben hervor, daß manche Yankee-Fabrikmagnaten wohl Geld für Negerschulen geben, aber die weißen Kinder, welche von ihnen ausgebeutet werden, unberücksichtigt lassen. Daran ist aber weiter nichts zu verwundern; in England treten ähnliche Erscheinungen hervor. Man hat Geld vollauf für Neger- und Heidenbekehrung in fremden Erdtheilen, während jüngst ein Geistlicher in der Anthropologischen Gesellschaft zu London nachwies, daß er mindestens 40,000 Arbeiter kenne, welche „weder lesen noch schreiben, noch beten können, noch je etwas von Gott gewußt haben". Die modische Philanthropie hat eben ihre wunderlichen Seiten und Logik darf man an ihr nicht suchen.

Das Armenhaus zu Buffalo im Staate Newyork ist gewiß ein sehr angenehmer Aufenthalt für die Armen, wenn denselben Alles zu Gute kommt, was von Seiten der Verwaltung verausgabt wird. Diese hat für 1865 unter anderen Gegenständen auch verrechnet: für 3000 Dollars Thee, für 500 Dollars Austern und für 900 Dollars Branntwein und Cigarren.

Auf den großen Seen schwammen bis 1800 nur Indianerkähne; aber 1841 stellte sich die Handelsbewegung auf diesen Seen schon auf 65 und 1851 auf 300 Millionen Dollars. Dann wuchs sie immer gewaltiger an, bis sie 1861 den kolossalen Betrag von 550 Millionen Dollars erreichte. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß sie 1872 wohl eine Milliarde erreichen werde.

Neue Goldfunde werden sehr häufig gemacht. So im November zu Madoc in Canada und in Abbeyville-County, Staat Südcarolina. Der Dampfer „Miner", welcher vom obern Missouri in St. Joseph ankam, hatte für etwa 200,000 Dollars Goldstaub an Bord, und auch die vielen Boote der Pelzhändler, welche er unterwegs antraf, hatten fast alle mehr oder weniger von dem edeln Metalle.

Steinkohlen in Kansas. Bei Leavenworth sind mehrere 3 bis 6 Fuß mächtige Kohlenlager entdeckt worden. Sie sind von sehr guter Beschaffenheit und für das holzarme Prairieland von großer Wichtigkeit.

Chicago in Illinois wird bald alle anderen Städte des Westens bei weitem überflügelt haben. Im Jahre 1866 sind dort nahe an 8000 Gebäude aufgeführt worden; sie kosteten etwa 7 Millionen Dollars. Daß darunter „viele Waarenhäuser und Kirchen" sind, versteht sich von selbst in einer Handelsstadt, deren Bewohner in mehr als 20 kirchliche Secten zerfallen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ueberland nach Britisch Columbia und den Goldgruben von Cariboo.

I.

Parallelismus zwischen Sibirien und den Ländern der Hudsonsbai-Compagnie. — Prairiegegend und Waldregion und das Land im Westen der Felsengebirge. — Die hydrographischen und klimatischen Verhältnisse der Saskatschewanregion und das Passägeland. — Britisch Columbia, seine Seen und Flüsse. — Metall- und Holzreichthum. — Von St. Paul in Minnesota nach Fort Garry am Red River und zum Saskatschewan. — Die Winterhütte auf der schönen Prairie. — Jagd und Pelzthiere. — Leben und Treiben in Fort Edmonton. — Die Krih-Indianer. — Tafelfreuden im Prairielande.

In das „nordamerikanische Sibirien" strömt mehr und mehr frisches Leben ein. Nicht ohne Grund bezeichnet man mit diesem Namen die weite Region, welche sich im Norden des funfzigsten Breitegrades zwischen der Baffinsbai, dem Polarmeer und dem Stillen Ocean ausdehnt; sie bietet in Bezug auf Bodengestaltung, Klima und Erzeugnisse manche Uebereinstimmung mit dem asiatischen Sibirien dar. Auch dieses „Neu-Britannien", wie man wohl das gesammte Gebiet der Hudsonsbai-Gesellschaft bezeichnet, hat seine mit Moos und Filz überzogenen Moraststeppen, also Tundras, eine ungemein ausgedehnte Waldregion, unabsehbare Wiesensteppen, Seen in unzähliger Menge, ein reiches Geäder von Flüssen, und große Ströme, welche ins Eismeer münden. Prairien und Wälder werden von Jagd- und Fischernomaden durchzogen; wir finden auf beiden Seiten der Behringsstraße, diesem schmalen Sunde zwischen Amerika und Asien, das Rennthier und den Bären; andere Pelzthiere treten in wenig verschiedenen Arten oder vicarirenden Formen auf; so in Amerika das Musethier für das Elenn der östlichen Erdhalbe, das Bighorn in den Felsengebirgen für das Argali der daurischen Alpen und des Altai, während die Wolverene dem Fjellfraß der alten Welt entspricht, und der Biber in beiden Erdtheilen sich vollkommen gleicht.

Diese Region hat lange vereinsamt und verödet dagelegen; bis in unser Menschenalter hinein ist sie von weißen Leuten nur des Pelzhandels wegen besucht worden. Welcher andere Antrieb hätte auch den europäischen Mann in jene nordischen Wüsteneien verlocken können? Edle Metalle, wie in Mexico und Peru, waren von dort nicht zu holen, und Ansiedelungen für den Betrieb des Ackerbaues konnte man auf fruchtbarem Boden in einem mildern Himmelsstriche und näher der Meeresküste unter günstigen Bedingungen für den Absatz der Erzeugnisse mit viel weniger Mühe gründen.

Es ist nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie sich im amerikanischen Sibirien ähnlich wie im asiatischen der Fortgang der geographischen Entdeckungen und die Geschichte des Landes vorzugsweise an den Pelzhandel knüpfte, und wie dann auch, nachdem der Ertrag der Pelzthiere sich verminderte, da wie dort durch die reichen Goldfunde neue Anstöße zur Entwickelung gegeben wurden. Der canadische Waldgänger und Ruderknecht hat viel Uebereinstimmendes mit dem russischen Promuischlennik Sibiriens; gleich diesem ist er, aber von einer andern Himmelsgegend her, bis an das Große Weltmeer und an die eisigen Gestade des Polaroceans vorgedrungen. Hier sind Trappers, dort Zobelfänger, und die Hausirer, welche von einer Handelsstation zur andern ziehen, gleichen den russischen Chodebtschiki, die vom Ural bis zum Strande der Lamuten am ochotskischen Meere schweifen und europäische Kleinwaaren den Jagdnomaden an die Sammelplätze oder in die Zelte und Hütten bringen. Der russische Jäger führt auf seinen Zügen als Hauptnahrungsmittel Pilmeni mit sich, feingehacktes Schaffleisch in kleinen, mit Mehlteig umhüllten Kugeln, und der amerikanische „Voyageur" hat seinerseits den Pemmican, welcher aus feingehacktem Büffelfleisch besteht und in lederne Säcke verpackt wird. Auch Neu-Britannien hat in jedem Jahre eine Zeit, in welcher der Boden nach dem Hinwegthauen des Schnees dem Wanderer die größten Schwierigkeiten darbietet. Diese amerikanischen Zeiten der „Entwegnung" entsprechen durchaus den sibirischen Wremena rasputisja. Auch spielt in beiden Regionen die Schiffskarawane eine gleich wichtige Rolle und in Nordamerika hat man den aus Birkenrinde verfertigten Kahn wohl auch als „Wasserdromedar" bezeichnet.

Ich habe diesen Parallelismus in meiner „Geographie des Welthandels" (Stuttgart 1867 I. S. 211 ff.) hervorgehoben. Aber ein wesentlicher Gegensatz stellt sich insofern heraus, als im amerikanischen Sibirien bisher keine Städte vorhanden waren, das asiatische dagegen in seiner ganzen Breite mit Wohnorten gleichsam übersäet ist. In Sibirien wurde die Ansiedelung planmäßig von Seiten der russischen Krone betrieben, welcher daran lag, das Land mit europäischen Leuten zu bevölkern; auch verfolgte sie dabei politische Pläne. In Nordamerika dagegen lag der Hudsonsbai-Gesellschaft Alles daran, ihr Monopol zu bewahren und jede Colonisation fern zu halten. Für ihre Zwecke genügte es vollkommen, daß sie an geeigneten Punkten Handelsstationen, sogenannte „Forts", errichtete, welche dann auch in einer zusammenhängenden Kette von Canada und der Hudsonsbai bis an den Großen Ocean und an die Mündungen des Mackenziestromes reichten.

Andere feste Wohnsitze gab es nicht in dieser „Pelzregion". Ihre Ausdehnung ist gleich jener der Landmasse im Norden einer Linie, welche vom Biscayischen Meerbusen, nach Osten hin durch den nördlichen Golf des Mittelländischen Meeres, durch das Adriatische und Schwarze Meer bis zum Kaspischen und Aralsee und weiter in nordöstlicher Richtung bis zum Ochotskischen Meere gezogen wird.

Man werfe einen Blick auf die Karte. Der südliche Theil ist zumeist Prairiegegend, theils mit sehr fruchtbarem Boden, theils sumpfig oder sandig; hier zieht der Büffel, auch jetzt noch in Herden von vielen Tausend Häuptern, je nach der Jahreszeit gen Norden oder Süden, denn

die Prairien bilden seine Weidefluren. Diese werden hoch nach Norden hin, am Friedensflusse (Unjigah), von Waldstrecken unterbrochen und setzen sich dann weiter fort bis zum großen Sklavensee. Der nördliche Strich, zum Polarmeere hin, besteht aus offenen, waldlosen Einöden, „Barren Grounds“, auf welchen Rennthiere, Wölfe und Polarfüchse umherstreifen; Alles Uebrige ist Waldregion, und diese erstreckt sich von Canada und der Hudsonsbai nach Westen hin bis in die Felsengebirge und gen Norden an einzelnen Stellen, z. B. am Mackenzie, bis ans Polarmeer. Denn in Folge des Aufsteigens der Isotheren (Sonnenwärmelinien) ist der westliche Theil Nordamerikas weniger kalt als der Osten, und während an der Hudsonsbai der Wald nicht über 60° nördl. Br. hinausgeht, reicht er am Großen Bärensee bis 65°; Birken, Pechtannen und Pappeln kommen noch unter 68° vor.

Das Land im Westen der Felsengebirge hat ein beträchtlich milderes Klima. In diesen Rocky Mountains liegt eine Anzahl von Uebergangspässen, welche im Fortlaufe der Zeit von den Pelzhändlern, zuerst gewöhnlich nach Weisung der Indianer, überschritten worden sind und eine Verbindung zwischen der westlichen und der östlichen Abdachung möglich machen. Unter diesen ist sowohl in hydrographischer Beziehung wie als Knotenpunkt für den Verkehr die sogenannte Punchbowle ganz besonders bemerkenswerth. Diese Vertiefung oder Einsenkung liegt in einer Meereshöhe von etwa 7500 Fuß zwischen den auf allen Karten verzeichneten Bergriesen Hooker und Brown; sie bildet die Athabaska Portage, wo die Karawanen zu rasten pflegen, welche von den Pelzstationen am Friedensflusse und am Saskatschewan nach denen am Fraserflusse, überhaupt nach Britisch Columbia, oder umgekehrt von diesem letztern aus nach Osten ziehen. Dort liegt ein kleiner See, aus welchem der nördliche Arm des Columbiastromes abläuft, und wenige Schritte von demselben fließt aus einem andern Teiche der westliche Arm des Athabaska, der ein Nebenwasser des Mackenzie ist, welcher seinerseits ins Eismeer mündet. Etwas südlich von diesen Quellteichen entspringt der Saskatschewan, dieser echte Prairiestrom, der in östlicher Richtung eine Anzahl von Gewässern der weiten Wiesensteppen in sich aufnimmt, in den Winipeg-See fließt, aus diesem als Nelson heraustritt und sich in die Hudsonsbai ergießt. Weiter nördlich an dem Athabaska-Tragplatze liegen die Quellen des Friedensflusses, Unjigah, in ganz geringer Entfernung von denen des Tacoutche Tesse, der heute allgemein Fraser genannt wird und als solcher so berühmt geworden ist. An oder auf allen diesen Stromläufen ziehen die Land- und Wasserkarawanen hin.

So lange bloß Indianer und Pelzjäger auf diesen Wegen wandelten, erregten dieselben eine verhältnißmäßig geringe Aufmerksamkeit. Aber wie mit einem Schlage gewannen die westlichen und nordwestlichen Einöden eine bedeutend gesteigerte Wichtigkeit, als 1848 in Californien und später im Stromgebiete des Fraser die ungemein ergiebigen Goldgruben entdeckt wurden. Dadurch ist urplötzlich ein wunderbar reges Leben und Treiben in die pacifischen Gestadeländer gekommen und im Laufe der letztverflossenen siebenzehn Jahre sind mehr als zwei Millionen Menschen theils auf dem Seewege, theils über Land nach jenen meist weit ab in vereinsamter Ferne liegenden Gegenden gezogen. In diesem kurzen Zeitraume hat sich dort eine Anzahl von Staaten gebildet, und im Gebiete der nordamerikanischen Union ist nun das gesammte Land politisch organisirt. Durch die neuen Staaten und Territorien zieht eine Poststraße und die große westöstliche Eisenbahn von Newyork nach San Francisco wird zuverlässig vollendet werden, ehe hundert Monate verflossen sind.

Im britischen Gebiete, also im Norden des 49sten Breitegrades, welcher die Grenzscheide bildet, nimmt die Entwickelung einen langsamern Verlauf. Das ganze Land zwischen Canada und Britisch Columbia, das man früher Neu-Caledonien nannte, ist noch unbesiedelt, oder vielmehr, man hat erst schwache Anfänge zu Niederlassungen gewagt. Aber allmälig nimmt die Colonisirung doch ihren Fortgang, seitdem die Hudsonsbai-Gesellschaft nicht mehr in der Lage sich befindet, die weißen Leute, in so weit sie nicht in ihrem Dienste stehen, fern zu halten. Denn ihr Gebiet ist nun ein Passageland geworden, das alljährlich von Tausenden nach Osten wie nach Westen durchzogen wird. Manche sind unterwegs zurückgeblieben, und so ist es gekommen, daß nun schon am Winipeg-See und am Saskatschewan Dörfer gegründet worden sind. Hier wiederholt sich eine Erscheinung, welche abermals an das asiatische Sibirien erinnert. Auch in den amerikanischen Einöden, die für so unwirthlich galten, liegen ausgedehnte Strecken, welche den Anbau unserer Getreidearten und der Hülsenfrüchte reichlich lohnen und sich sehr wohl zur Viehzucht eignen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß binnen heute und einem Menschenalter eine ununterbrochene Kette von Niederlassungen vom obern See bis in die Quellenregion des Saskatschewan vorhanden sein und die Zahl der Bewohner einige Hunderttausende betragen wird. An der westlichen Seite des Hochgebirges, im Goldlande, nimmt die Besiedelung ohnehin einen verhältnißmäßig raschen Fortgang.

Der Pelzhandel reicht in Nordamerika bis in die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hinauf; er blieb aber, so weit die Hudsonsbai-Gesellschaft in Betracht kommt, nur auf die Gegenden im Osten der Felsengebirge beschränkt. Es war ein Deutscher, Fiedler, welcher, von dem Handelsposten Fort Buckingham am Saskatschewan aus, als der Erste in die Felsengebirge eindrang und bis in die Quellengegend des Missouri gelangte. Aber der Erste, welcher das Hochgebirge überschritt, war Simon Fraser (1806 oder 1808). Er war vom Fort Tschipewäyan, das an der Westseite des Athabaska-Sees liegt, bis zum Unjigah gelangt, und dann auf der Westseite an den Tacoutche Tesse gekommen, wo er an einem nach ihm benannten See unter 54° n. Br. den ersten Handelsposten der Engländer gründete. Nun war die Bahn bis in den pacifischen Westen hinein gebrochen, und schon 1811 erschienen Pelzjäger, welche von Osten her überland gekommen waren, auch am Columbiastrome in Oregon und dem heutigen Gebiete Washington.

Die jetzige Colonie Britisch Columbia, ein rauhes, durchaus unebenes Land, wird von Gebirgen durchzogen, welche zum Theil eine beträchtliche Höhe erreichen, und hat viele Flüsse und Seen. Die Höhen sind zumeist mit Fichten und Tannen bewaldet, in den Thälern sprießt ein sehr nahrhaftes Gras empor und die Ufergegend der Flüsse ist mit Weiden, Erlen, Pappeln, Birken und theilweise auch mit Nadelholz bestanden. Manche Höhen haben keinen Wald, aber dafür einen ganz prächtigen Graswuchs. Dieses höchst saftige „Bunch-Gras“ scheint der Westseite eigenthümlich zu sein, unterscheidet sich von dem Grase der Prairien und der Flußniederungen, wird 20 bis 30 Zoll hoch, wächst in einzeln stehenden Büscheln und ist auch bei dürrer Zeit für das Vieh sehr nährend.

Im Osten bilden die Felsengebirge, im Westen die Wogen des Großen Weltmeeres die Grenze dieser Colonie; im Norden liegt russisches Gebiet, im Süden dehnen sich die amerikanischen Territorien Washington und Idaho aus. Wir sagten schon, daß das ganze Land uneben sei; in der That wird es nach allen Richtungen von Wiederlagen und Ausläufern der Rocky Mountains durchzogen und manche Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt; auf anderen bleibt er neun

Monat im Jahre liegen. Dagegen fällt er in den Thälern in verhältnißmäßig geringer Menge und dauert nur selten eine Woche lang an. An der Küste ist der Winter sehr mild, aber es regnet viel. Im Jahre 1863 hatte man zu Victoria auf der Vancouverinsel in der ersten Decemberwoche noch keinen Schneefall gehabt.

Ein Sechstel der Oberfläche besteht aus Wasser. Einer der größten unter den vielen Seen, Stuarts Lake, ist etwa 50 Miles lang und 4 bis 5 Miles breit; Frasers Lake hat 80, Mac Leods Lake (55° n. Br.) 55 Miles im Umfang. Der letztere nimmt seinen Abfluß zum Friedensflusse, also zum Eismeere. Die Quellen des Fraserstromes liegen nahe bei denen des Canoe River, dem nördlichsten Quellflusse des Columbia. Der Fraser macht in seinem obersten Laufe einen weiten Bogen, erst nach Westen, dann nach Süden, und das Land, welches diesen Bogen ausfüllt, ist das goldreiche Cariboo. Dann strömt er bis in seine Mündungsgegend vorzugsweise in der Richtung nach Süden; seinen Hauptzufluß bildet der Thompson, welcher auf der linken Seite bei den sogenannten Forks mündet und auch ein Goldgebiet durchströmt. Der Fraser ist an seiner Mündung etwa 1 Mile breit und 36 Miles aufwärts, bis Fort Langley, für größere Schiffe fahrbar. Es liegt in der Bodengestaltung, daß alle diese Flußläufe nur Cascadenströme bilden und als solche bloß streckenweise für Kähne schiffbar sind. Diese gehen bis Fort Yale.

Gold ist am Fraser und zwar zuerst am untern Laufe desselben im Jahre 1857 gefunden worden, und in den nächsten vier Jahren gab jene Gegend reichen Ertrag. Als dann die Ausbeute für nicht mehr ergiebig genug gehalten wurde, zogen die meisten Goldgräber weiter landein und überließen die, ihrer Meinung nach, nicht mehr lohnenden „Diggings“ den Chinesen. Diese arbeitsamen und unermüdlichen Söhne des Blumenreiches der Mitte haben dann für manche hunderttausend Dollars Gold in jenen, wie man meinte, bereits erschöpften Gruben gefunden. Aber die weißen Diggers hatten vernommen, daß weit hinten in der Cariboo-Wildniß das Goldgraben ungleich besser lohne; sie zogen also in Masse dorthin und an den Williams River, wo sie ihre Arbeit allerdings reichlich belohnt finden. Sie ist indeß sehr beschwerlich, denn es handelt sich dabei nicht um das Hinwegsprengen von Quarzgestein, sondern man muß mit der Hacke den 20 bis 40 oder 50 Ellen tiefen Thon, Lehm, Sand und Kies aufhacken, ihn mit der Schaufel entfernen und findet dann erst das edle Metall.

Nachtlager am Red River.

Man ist einstimmig darüber, daß die Cariboo-Region unermeßlich reiche Schätze berge und das Goldgraben mehr als einer Menschengeneration lohnende Arbeit gewähren könne. Aber außer dem Golde ist sie auch in anderen Metallen ungemein ergiebig; man hat Platina, Silber und vor allen Dingen Kupfer in ganz ungeheurer Menge gefunden. Das rauhe Land, welchem indessen der zum Ackerbau geeignete Boden nicht etwa gänzlich mangelt, hat eine werthvolle Hülfsquelle auch an den Wäldern, welche einen großen Theil desselben bedecken. Schon jetzt werden beträchtliche Holzladungen nach Ostasien, den Sandwichsinseln und nach Südamerika verschifft. Dazu kommt, daß die Insel Vancouver reich an Steinkohlen ist, die sonst in den Ländern an der West-

Winterhütte der Reisenden in der Belle Prairie.

küste Amerikas selten auftreten. Bis jetzt ist Victoria auf Vancouver der wichtigste Handelsplatz; die Stadt zählt zwischen 15,000 und 20,000 Einwohner, hat einen vortrefflichen Hafen und eine Werfte auch für Kriegsschiffe. Vancouver ist in der allerjüngsten Zeit mit dem festländischen Britisch Columbia vereinigt und New=Westminster definitiv zur Hauptstadt erklärt worden. Diese liegt etwas oberhalb der Mündung des Fraser, unterhält regelmäßige Dampfschifffahrt mit Victoria und hat ein Münzamt erhalten, damit man das Gold nicht ferner nach San Francisco zum Ausprägen zu schicken nöthig habe.

Der englischen Regierung entgeht die Wichtigkeit dieser Colonie keineswegs und sie hat die ganze Strecke zwischen Canada und Britisch Columbia sorgfältig untersuchen lassen. Die vortrefflichen Arbeiten von Capitain Palliser und Dr. Hector sind bekannt und wir haben derselben mehrfach im „Globus“ erwähnt. Man weiß nun, daß vermittelst des Winipeg=Sees und des Saskatschewan wenigstens mehrere Monat im Jahre eine Dampfschifffahrt bis in die Nähe der Felsengebirge möglich ist, und schon vor Jahren drang Capitain Synge auf die Anlage einer interoceanischen Eisenbahn von Halifax in Neuschottland nach der Küste des Großen Oceans, welche ganz durch britisches Gebiet führen solle. Aber die Nordamerikaner sind eifriger ans Werk gegangen und es scheint als ob jene britische Bahn vorerst keine Aussicht auf Verwirklichung habe. In der Prairieregion würden die Bodenverhältnisse keine Schwierigkeiten darbieten, Holz und Steine sind vollauf vorhanden; und was die Gebirgsübergänge anbelangt, so ist Palliser, der seinerseits sechs neue Pässe entdeckte, der Ansicht, daß sie keine Hindernisse darbieten, welche die fortgeschrittene Technik unserer Zeit nicht überwinden könne. Uns scheint die Zeit für ein solches Unternehmen noch nicht da zu sein.

Inzwischen geht eine Karawane nach der andern über die Prairien und die Felsengebirge nach dem westlichen Dorado. Beschwerlich genug ist der weite Weg von mehr als 1200 Wegstunden, für eine wohlausgerüstete Gesellschaft von bewaffneten Männern bietet er indessen keine großen Gefahren.

Prairie=Hühner.

Aber einzelne Reisende, die auf Jagdabenteuer ausgehen und sich „an der Wildniß erlaben“ wollen, finden in jenen Einöden Aufregung und Beschwerden in reichlicher Fülle und in dieser Beziehung sind Viscount Milton und Dr. Cheadle, welche im Sommer des Jahres 1862 eine Ueberlandreise nach Britisch Columbia unternahmen, in ihren kühnsten Erwartungen nicht getäuscht worden. Selbst dem Hungertode waren sie nahe. Wir wollen den Mittheilungen der Reisenden Einzelnes entlehnen und ihre Angaben vervollständigen.

* *

Von Newyork bis St. Paul im Staate Minnesota benutzt man Eisenbahnen und Dampfer. Von dort ab gehen alljährlich Karawanen nach Fort Garry, dem Hauptorte der Red=River=Colonie; sie bleiben etwa 36 Tage unterwegs und durchziehen zumeist Prairieland, das an manchen Stellen einen parkartigen Anblick gewährt. Doch ist zwischen St. Paul und Fort Abercrombie und weiter nach Georgetown eine Fahrpost vorhanden und nach Fort Garry kann man vermittelst der Dampfboote gelangen. Die beiden Reisenden fanden aber dergleichen nicht vor und schifften in Kähnen den Strom hinab, in den vielbeschriebenen Nachen aus Birkenrinde, welche von einigen Mestizen (Bois brulés, wie man sie ihrer gelbbräunlichen Hautfarbe wegen bezeichnet) gerudert wurden. Mehr als einmal hatten sie Sturm; Abends gingen sie ans Ufer und schlugen ihr Zelt auf; am 7. August langten sie, nach sechszehntägiger Stromfahrt, in Fort Garry an. Dasselbe liegt am nördlichen Ufer des Assiniboin, der hier in den Red River mündet, ist mit Mauern umgeben, mit Thürmen flankirt, und Sammelplatz für eine Menge von Indianern und Mischlingen, welche Pelzwerk und Büffelfleisch gegen allerlei Waaren vertauschen. Die Colonie am Red River ist 1811 von dem schottischen Lord Selkirk als Ackerbauniederlassung gegründet und anfangs Assiniboia genannt worden. Aus der Vermischung der Schotten und französischen Canadier einerseits, und der Krih= und Odschibwä=Indianer andererseits, entstanden die Bois brulés, welche theilweise etwas Ackerbau treiben, aber am liebsten als Jäger umherziehen und dem Büffel nachstellen.

Die beiden Reisenden blieben drei volle Wochen in Fort Garry und der September kam heran. Sie hatten keine Aussicht, vor Eintritt des Winters die Felsengebirge übersteigen zu können und beschlossen deshalb, irgendwo in der Saskatschewan-Region die kalten Monate zu verleben. Sie mietheten vier Bois brulés, kauften Pferde, versorgten sich reichlich mit Pemmican, getrocknetem Fleische, Mehl, Thee, Salz, Taback, Rum, Büffelpelzen und allerlei Kleinkram für die Indianer. Alles wurde auf sechs Karren geladen und so zog man fort gen Westen, zunächst am Assiniboin hin nach Fort Ellice, wo sich Indianer verschiedener Stämme eingefunden hatten. Am 25. September erreichten sie den südlichen Arm des Saskatschewan und am andern Tage Fort Carlton, wo die Mestizen zu ihrer Unterhaltung einen Ball veranstalteten. Es war auffallend, daß viele Mestizinnen hier, wie auch in anderen Handelsposten, durch Kröpfe verunziert werden; die Indianer und deren Frauen bleiben davon verschont.

Das Wetter war im October noch sehr schön. Am 14. gelangten die Reisenden an eine Stelle, die sie als entzückend schildern, als die „schöne Prairie“, welche etwa 300 Morgen groß und von bewaldeten Hügeln umgeben ist. Sie hat einen kleinen See, in welchen mehrere klare Bäche fallen. Dort beschlossen sie ihre Hütte zu bauen, von welcher wir ein getreues Abbild geben. Sie war 15 Fuß lang, 13 Fuß breit; die Mestizen sägten Pappelbäume der Länge nach durch, legten rohe Stämme an- und aufeinander und verfertigten ein Dach aus jungen Tannen. Der Lord stach Rasen und verstopfte die Oeffnungen; Dr. Cheadle holte Steine und baute einen Rauchfang, der eben fertig war, als am 23. October der kleine See sich mit Eis bedeckte und am andern Tage Schnee fiel. Man war dürftig genug eingerichtet, hatte aber Vorräthe vollauf, saß warm und erhielt von Indianern aus der Nachbarschaft Besuche. Alles hatte in der That einen romantischen Anstrich. Die Söhne der Wildniß wurden wie Menschen behandelt, nicht in roher Yankeeweise; deshalb benahmen sie sich vortrefflich und während der sechs Monate, in denen sie mit den Fremden verkehrten, ist auch nicht ein einziger Diebstahl vorgekommen. Unter sich führten diese Rothhäute ein durchaus friedliches Familienleben.

Wolverene (Fjellfraß, Gulo luscus).

Den Hauptzeitvertreib des langen Winters bildete die Jagd. Je nach der Oertlichkeit stellt man dem Bär nach, oder dem Hermelin, dem Wieselitis (Foutereau), dem Baummarder, dessen Pelz als Sable oder amerikanischer Zobel in den Handel kommt, oder dem Pekan, welcher jenem gleicht und dessen Pelz als Woodshock bezeichnet wird, oder dem Fuchs und dem Luchs, dem Hasen und dem Biber, die Moschusratte nicht zu vergessen, welche auch Watsuß oder Muskwasch genannt wird, binnen 12 Monaten dreimal Junge wirft und jährlich mindestens eine halbe Million Felle in den Handel liefert.

Die beiden Europäer geizten nach dem Ruhme, tüchtige Trappers zu werden und waren gelehrige Schüler der Bois brulés, welche sich auf das Fallenstellen vortrefflich verstanden. Ihre Freude war groß, als sie die ersten gelungenen Thaten sahen, und doppelt groß, wenn sie Abends einige Prairiehühner heimbrachten. Aber mißgestimmt waren sie, wenn ihnen der Quickhatsch das Spiel verdorben hatte. Dieser Fjellfraß, oder Wolverene (Gulo luscus), ein kräftiges, schlaues Thier, das bis in die Polarregion hinaufreicht, ist dem Jäger in tiefster Seele verhaßt; sie schimpfen weidlich auf diesen Carcagou, denn so bezeichnen ihn die Mestizen; bei den Indianern heißt er noch obendrein der Bösewicht, Kekuaharkeß. Tag und Nacht schleicht er dem Jäger nach und verläßt ihn nicht wieder. Verliert er an einem See die Witterung, flugs galopirt er rund um, bis er sie wieder findet und dann schleicht er noch bis dahin, wo die Fallen gestellt worden sind. Mit großer Geschicklichkeit weiß er herauszuholen, was sich gefangen hat und richtet ganz ungeheure Verwüstung an; denn auch die Verstecke, in denen man Lebensmittel geborgen hat, plündert er aus, und aus den Fallen, in denen sich noch nichts gefangen hat, weiß er ohne Schaden für sich den Köder herauszulangen. Angenehmen Zeitvertreib gewährt der kleine, schwarz und blaue Specht, der sich bei jedem Trapperlager einfindet und dreist bis in die Hütte kommt.

Die Reisenden blieben bis zum 3. April 1863 in ihrer Hütte auf der schönen Prairie. Dann zogen sie am Nordarme des Saskatschewan hin, der noch mit Eis bedeckt war, und erreichten am 20. April Fort Pitt, wo sie acht Tage

Fort Edmonton am nördlichen Saskatschewan.

blieben und dann „durch eine der schönsten Landschaften der Welt“ weiter nach Norden wanderten. Am 14. Mai waren sie in Fort Edmonton, das wir näher schildern wollen.

Fort Edmonton am nördlichen Arme des Saskatschewan ist ohne Zweifel der bei weitem bedeutendste Handelsposten, welchen die Hudsonsbai-Gesellschaft in jener nordwestlichen Prairieregion besitzt, gleichsam ein Karawanserai im nordamerikanischen Steppenlande; und eine der wichtigsten Fleisch- und Fischstationen. Von dort aus erhalten andere Handelsposten, die eine weniger günstige Lage haben, ihren Bedarf an Lebensmitteln. Der amerikanische Maler Paul Kane (Bruder des bekannten Nordpolfahrers, wenn ich nicht irre), welcher das ganze britische Nordamerika von Canada bis Oregon und zur Vancouver-Insel durchzog, fand dort wahrhaft Ueberfluß an Büffelfleisch, Wildpret verschiedener Art, eingesalzenen Gänsen, Weißfischen und Hasen, sodann Mehl, Kartoffeln, die er als vortrefflich schildert, und sehr schmackhafte Rüben. Gerste gedeiht in jener Gegend, 53° 30′ nördl. Breite (113° 49′ westl. Länge von Greenwich), sehr gut, während der Weizen manchmal durch Sommerfröste leidet und der Mais, wegen des zu kurzen Sommers, nicht reif wird. Die Büffel, so sehr im Allgemeinen ihre Zahl

Ein Häuptling der Krih-Indianer.

sich auch vermindert hat, schwärmen doch immer noch in unzählbarer Menge auf den Prairien der Umgegend umher; deshalb ist es möglich, zu Fort Edmonton Fleischvorräthe, namentlich Pemmican, einzulegen. Auch im Sommer hat man dort, in Folge eigenthümlicher Vorkehrungen, frisches Fleisch. Der Büffel erscheint in jener Gegend in der Winterzeit und die Jäger erlegen manches Tausend. Um das Fleisch aufzubewahren, ist ein großes, viereckiges Loch ausgegraben worden, welches Raum für das Fleisch von sieben- bis achthundert Büffeln hat. Dasselbe ist mit großen Eisblöcken, welche man aus dem Saskatschewan heraussägt, gepflastert und an den Seiten mit dergleichen förmlich ausgequadert. Nachdem man den Thieren Kopf und Beine abgehauen hat, zerlegt man sie in große Viertel, an denen man die Haut läßt, verpackt sie in Eis und überdeckt sie mit Stroh, über welches ein Dach zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen kommt. Das Fleisch hält sich bis zum nächsten Spätjahr und bleibt nicht nur frisch, sondern ist ungemein zart und saftig.

Das „Fort“ besteht aus einem großen zweistöckigen Gebäude, in welchem der Oberaufseher und andere Beamte wohnen. Neben demselben liegen die Magazine der Com-

pagnie, welche dort das Pelzwerk und die Handelswaaren aufspeichern läßt; die niederen Beamten und die Dienstleute hausen mit ihren Familien in Blockhäusern. Das Ganze ist mit einem hohen Pfahlwerk umgeben und bildet ein unregelmäßiges Sechseck von etwa 150 Ellen Länge und 35 Ellen Tiefe. Die Bewohner verzehrten im Jahre 1859 (als Capitain Palliser und Dr. Hector in Fort Edmonton waren) 2500 Centner Büffelfleisch und 160,000 Pfund Weißfische; die übrigen Nahrungsmittel nicht gerechnet. Die Zahl der Insassen stellte sich damals auf 40 Männer, 30 Frauen und 80 Kinder.

In diesem Fort versorgen sich nicht weniger als sieben verschiedene Indianerstämme mit europäischen Waaren, welche von ihnen mit Pelzwerk bezahlt werden. Edmonton liegt im Gebiete des weitverbreiteten Stammes der Krihs (Crees), welche mit den Assiniboins sprachverwandt sind und auch als Knistenos bezeichnet werden. Sie gehören der Gruppe der sogenannten nördlichen Indianer an und sind, wie unsere, der Zeichnung Paul Kane's nachgebildete, Illustration darthut, ein kräftiger und wohlgebauter Menschenschlag mit durchdringendem Blicke. Bei vielen hat der Gesichtsausdruck keineswegs etwas Offenes und Unangenehmes, weil er nicht so

Eine Krih=Mestizin.

melancholisch erscheint, wie sonst bei den nordamerikanischen Indianern; aber in den Zügen und in den schwarzen Augen liegt doch immer etwas Finsteres, während die portraitähnlichen Züge der Mestizin, welche von einem weißen Vater und einer braunen Mutter stammt, nicht ohne Anmuth sind.

Diese Krihs sind treffliche Schwimmer, Fischer und Ruderer und vor allen Dingen auch sehr gewandte Jäger, deren Dienste der Hudsonsbai=Gesellschaft zu Gute kommen. Sie legen großen Werth auf ihren Haarschmuck aus Schwans- und Adlerfedern; auch dienen Hörner, Zähne und Klauen verschiedener Thiere zu Zierrathen. Den Frauen dagegen ist der Haarschmuck vollkommen gleichgültig, sie sind aber stolz darauf, daß der Kopfputz des Mannes recht schmuck und stattlich aussehe; dagegen tragen sie Armbänder und Ringe und tättowiren sich. Das freundliche Gesicht der Mestizin erklärt sich, wenn wir hervorheben, daß die Krihfrauen unter allen Indianerinnen des Nordens für die hübschesten gelten; sie sind wohlgestaltet, haben regelmäßige Züge und halten, was hervorgehoben zu werden verdient, auf einige Sauberkeit. Auch werden sie im Allgemeinen von den Männern nicht hart behandelt; sie dürfen, was bei anderen Indianerstämmen nur selten und ausnahmsweise vorkommt, mit ihnen essen,

Ritt durch einen Fluß in der Waldregion.

ja sie haben sogar das Privilegium, sich mit ihnen zu berauschen! Das ist gewiß Viel eingeräumt, nach indianischen Vorstellungen nämlich; aber bei feierlichen Gelegenheiten und großen Festen ist das Weib aus der Gesellschaft der Männer verbannt. Vater wie Mutter beweisen den Kindern eine fast übertriebene Zärtlichkeit; der Vater straft den Knaben niemals, unterrichtet ihn aber sorgfältig in Allem, was zur Jagd und Fehde nöthig ist. Ueberhaupt haben die Krihs einen guten Namen, weil sie von Natur nicht wild und nicht bloß im Verkehr unter einander, sondern auch gegen die Fremden ehrlich sind. Aber Keuschheit ist nicht vorhanden und Untreue von einer Frau verübt gilt nur dann für strafbar, wenn sie ohne Vorwissen des Mannes begangen worden ist; nicht selten wird von ihm die Gattin gegen ein Handgeld vermiethet, dem Gastfreund aber, ohne irgend welchen Anspruch auf Ersatz, zu beliebiger Verfügung gestellt. Das Unzusammenhängende im Wesen der Wilden, an die kein Völkerkundiger den Maßstab der weißen Menschenrace anlegen wird, zeigt sich auch beim Krih. Er ist unbeständig, prahlerisch, sorglos, denkt nicht an den kommenden Morgen, ist ein leidenschaftlicher Spieler und Trinker und hat durch sein Zusammenleben mit demoralisirten Europäern wahrlich nicht gewonnen. Er ist nicht mehr der gewaltige Krieger der frühern Zeit; Branntwein, Keuchhusten, Masern, Pocken und Syphilis haben die Zahl des Volkes beträchtlich vermindert. Es ist vorgekommen, daß Mütter ihre Töchter ums Leben brachten, damit sie nicht eine Beute der schweren Lasten und des Elends würden, welche sie selber manchmal erdulden müssen; denn auch bei den Krihs ist das ganze Leben der Weiber eine ununterbrochene Kette schwerer Arbeiten und Entbehrungen.

Durch die Indianer und die Jäger der Compagnie und deren Aufkäufer oder Reisediener gewinnt das Leben in jenem Fort etwas Farbiges. Auf den Wiesen schwärmen nahe an tausend Pferde in halbwildem Zustand umher; sie suchen sich auch im Winter ihr Futter selbst, indem sie den Schnee mit den Hufen wegscharren. Ein einziger Mann ist hinreichend, diese ganze Herde zu bewachen, denn sie verläuft oder zerstreut sich nicht, weil ihr Naturtrieb ihr sagt, daß sie beisammen und in der Nähe menschlicher Wohnungen bleiben müssen, um nicht eine Beute der in zahlreichen Rudeln umherschwärmenden Wölfe zu werden. Das Pferd läßt sich mit leichter Mühe einfangen und wird als Transportthier benutzt, so daß im Sommer ganze Pferdekarawanen zwischen den einzelnen Handelsposten hin- und herwandeln. Im Winter dagegen ist der Hund, so wild und ungeberdig er sich auch benimmt, viel nützlicher; zwei Hunde ziehen eine ausgewachsene Büffelkuh meilenweit über den Schnee hinweg, ohne zu ermüden.

Der Maler Kane verlebte die Weihnachtstage im Fort Edmonton und hatte dort lustige Zeit. In der großen Halle versammelten sich die Beamten mit ihren Familien und ein canadischer Fiedler spielte muntere Weisen. In der Luft draußen hatte man eine Kälte, bei welcher das Quecksilber gefror; aber der Tanz war sehr munter. Als eingeladene Gäste erschienen auch die Häuptlinge der verschiedenen Indianerstämme, mit welchen das Fort in Handelsverbindungen steht, namentlich jene der Schwarzfüße, Dickbäuche, Poyagans und anderer. Sie hatten das Antlitz bemalt und waren ballmäßig aufgeputzt, auch die „Squaws“, reinblütige Indianerinnen wie Mestizinnen, hatten sich nach Kräften geschmückt.

Auf die Tafel wurden folgende Gerichte gestellt: Gekochter Büffelhöcker; ein unzerlegt gekochtes Büffelkalb, das durch einen Kaiserschnitt zu Tage gefördert worden war, — ein Gericht, welches von den Feinschmeckern der Prairien sehr hoch geschätzt wird. Sodann Muffle, d. h. eine getrocknete Schnauze vom Elennthier; Weißfisch in Büffelmark gebraten; Büffelzunge und Biberschnauze; sodann Kartoffeln, Rüben und verschiedene Gemüse.

A.

Bilder aus dem magyarischen Ungarn.

Von Dr. cam. **Heinrich Ditz.**

II.

Mangel an Maß in der Puszta. — Das große Dorf Hold Mezö Vásárhely. — Tanya und Tanya-Wirthschaft im Gegensatze zur Dorfwirthschaft. — Verbesserungen und Fortschritt.

II. **Ein ungarisches Dorf.**

Die Erscheinungen auf der ungarischen Steppe sind nichts weniger als mannigfaltig; aber je einförmiger diese Erscheinungen, um so kolossaler pflegen sie aufzutreten. Während man anderwärts 3000 bis 5000 Pflanzenarten rechnen kann, treffen auf die ungarische Steppe etwa 500; eben so sind nur wenige Gattungen aus dem Thierreich vertreten. Aber was die Steppe einmal trägt, das trägt sie gleich in Milliarden von Exemplaren.

Der Steppe fehlt in Allem das rechte Maß: sie kennt nur Uebermaß und völligen Mangel. Entweder Kälte oder Hitze, aber kein mildes Wetter; entweder Monate langes Regnen oder Monate lange Dürre, keine Abwechselung. Entweder Grundherren im Besitze von mehreren, ja bis zu 50 Quadratmeilen, oder besitzlose Arbeiter; der mittlere Grundbesitz ist nur schwach in Ungarn vertreten. Und neben dem menschenleeren unabsehbaren Felde Riesendörfer und Städte; ein mäßiges Dorf oder ein Weiler ist fast nirgends zu finden. Es giebt gewaltige Ströme dort und von Flüssen ganz unberührte Gegenden; einen Bach kennt die Steppe nicht; und Land, welches immer von der Dürre verschont bleibt, leidet um so gewisser von der Nässe. Eine richtige Mitte ist in der ungarischen Ebene nicht vorhanden.

Dieses zeigt sich auch an der ungeheuern Größe der Wohnsitze auf der Ebene. Manches Dorf könnte mit seiner Mark ein deutsches Fürstenthum der alten 16. Curie bedecken. Umfaßt doch die Mark von Theresiopel nicht weniger als 34 Quadratmeilen, jene von Kun Sz. Márton 20 Quadratmeilen, die von Debreczin 18 Quadratmeilen, von Szegedin 13, von Vásárhely $11^{1}/_{7}$, von Kecskemét 10 Quadratmeilen u. s. w.

Wir wollten dem Leser ein Bild von den Größenverhältnissen und von dem Leben eines ungarischen Dorfes geben, und dazu wählen wir Hold Mezö Vásárhely, 5 Meilen

nordöstlich von Szegedin. Freilich nennt der Eingeborene seine Heimath eine Stadt, und auch der Staat hat der Ortschaft Vásárhely (d. i. Marktflecken) die Rechte eines Marktfleckens gegeben, worauf schon der Name deutet; allein volkswirthschaftlich ist Vásárhely ein ganz unverfälschtes Dorf, wie alle ungarischen Ortschaften, welche sich nur dadurch von den kleineren Dörfern unterscheiden, daß dort der Kuhhirt eine große, hier aber eine sehr große Herde auf die Weide treibt. Wie wir gleich sehen werden, besteht Vásárhely fast aus einer rein landwirthschaftlichen Bevölkerung, und das rettet ihm beim Nationalökonomen und beim Socialpolitiker den Charakter als Dorf. Wir sagen „rettet“; denn die ungarische Industrie und das dortige Gewerbe ist nicht im Stande, einer Stadt jene Achtung zu verschaffen, welche ihr als solcher gebührt, und ein städtisches Dorf ist besser und lieber gesehen, als eine Bauernstadt.

Hold Mezö Vásárhely (spr. Hold Mäsö Wascharhäldj), zum Unterschiede so genannt von Maros Vásárhely in Siebenbürgen, mag jetzt eine Bevölkerung von mehr als 50,000 Seelen besitzen, da die Zählung von 1857 bereits 42,457 Einwohner ausweist. Die großartigen Entwässerungen in Folge der Theißregulirung und das Aufreißen der Hutweide zu Ackerfeld hat die Landwirthschaft seit den letzten zehn Jahren in sehr hohem Grade erweitert und gehoben, was gewiß auch auf die Zunahme der Bevölkerung Einfluß übte. Dem Berufe nach gab es 1857: 3992 Grundbesitzer mit 1604 landwirthschaftlichen Hülfsarbeitern; 1018 Handwerker und Gewerbetreibende mit 593 gewerblichen Hülfsarbeitern; 149 Kaufleute mit 76 mercantilen Hülfsarbeitern; 725 Söldner; 2498 Taglöhner.

Die Gewerbe sind hauptsächlich solche, welche Producte der Landwirthschaft verarbeiten, Bäcker, Fleischer, Müller u. s. w. Allein an Mühlen gab es 1857 nicht weniger als 149 und seit dieser Zeit haben sich allein die Windmühlen um weitere 50 vermehrt. Nach dem provisorischen Grundsteuer-Kataster von 1852 gab es auf der Vásárhelyer Mark: 57,657 Joch Ackerfeld, 12,771 Joch Wiesen und Gärten, 2039 Joch Weinberge, 26,761 Joch Hutweide, 163 Joch Wald, 1202 Joch Sumpf und Röhricht, 5995 Joch unproductives Land; in Summa 106,588 Joch. Im Jahre 1865 dagegen wiesen sich 111,582 Joch aus. Im letztgenannten Jahre dürfte sich auch das Ackerfeld auf Kosten der übrigen Wirthschaftszweige, besonders der Hutweide, der Sümpfe, Oedungen und selbst der Wiesen um 20,000 Joch vermehrt haben. Da je 10,000 Joch eine Quadratmeile bilden, so beträgt demnach das Gebiet von Vásárhely $11^1/_7$ Quadratmeilen.

Es giebt Felder auf der Mark Vásárhely, welche fünf deutsche Meilen vom Orte entfernt sind. Vom Dorfe aus können diese Felder natürlich nicht bewirthschaftet werden. Hier hat sich der Ungar durch ein eigenes System ausgeholfen, welches wir die Tanyawirthschaft nennen.

Wo der Ungar einen größern Gutscomplex in einiger Entfernung von seinem Wohnsitze zusammenliegen hat, da verlegt er auch gleich die nöthigen Wirthschaftsgebäude auf sein Besitzthum und behält im Orte nur sein Wohnhaus. Diese Wirthschaftsgebäude mit dem Hofraum nennt man Tanya (Lager, Herberge). Die Tanya besteht aus einem sehr bescheidenen Wohnhause, welches eine, höchstens zwei Stuben für den Herrn und Stube und Küche für den Tanyas, d. i. den Aufseher der Tanya während des ganzen Jahres, enthält. Dann ist noch da der Stall für das Zuchtvieh wie für die Arbeitsthiere, endlich ein Wagenschober und ein Getreidekasten. Bei der anspruchslosen Bauart des Ungarn kosten diese vier Gebäude oft keine 1000 Gulden.

Die Beschaffenheit der ungarischen Landwirthschaft bringt es nun mit sich, daß alle Arbeit sich auf zwei Zeiten zusammenhäuft und daß in der Zwischenzeit die Arbeit nur die gewöhnliche Tagesarbeit ist. Im Frühjahr pflügt man ein Mal, säet darauf und dann läßt man die Saat mit Gottes Segen wachsen, bis sie reif ist. Die ungarische Landwirthschaft ist bisher höchst einseitig gewesen; Verschiedenheit der Productionszweige kannte sie nicht, sondern sie verlegte sich fast ausschließlich auf den Getreide-, ja fast nur auf den Weizenbau, und so ist es nicht möglich, die Arbeit auf das ganze Jahr gleichmäßiger zu vertheilen. Also von der Saat im Frühjahr bis zur Weizenernte ist eine ziemlich arbeitslose Zeit, nur das Hacken des Mais und das Säubern des Weizens von Disteln macht eine Ausnahme. Kommt dann die Ernte, so ist die Arbeit um so größer; man will nicht nur die Früchte mähen und in große Tristen setzen, sondern man drischt sie sogleich und säubert sie. Ist das geschehen, so bestellt man die Winterfrucht, verfährt seinen Weizen und gönnt sich wieder Ruhe bis zum nächsten Frühling.

In der arbeitslosen Zeit nun sitzt der Bauer in seinem Dorfe, wo er, frei von allem Schmutze der Landwirthschaft, einen halben Städter spielt. Zur Tanya fährt er ab und zu, um zu überwachen, oder er hat einen seiner Söhne beständig dort, während die übrigen beim Vater im Dorfe sind. Die Söhne wechseln entweder von Woche zu Woche oder von Jahr zu Jahr ab. Sonst ist auf der Tanya nur dasjenige Dienstpersonal, welches zur Bewachung des Hofes und Feldes wie zur Pflege der Thiere erforderlich ist.

Unser Vásárhely hatte im Jahre 1857 auf seine 3992 Grundbesitzer 2530 Tanyen gegenüber von 4674 Häusern im Marktflecken. Die ganz kleinen Grundbesitzer und jene größeren, deren Ländereien in der Nähe des Dorfes liegen, wirthschaften vom Wohnhause aus und haben deshalb keine Tanya. Die großen Grundbesitzer haben dagegen so viele Tanyen, als sie größere Complexe zusammenliegen haben.

Die Tanyenwirthschaft ist natürlich nur in jenen Gegenden der ungarischen Ebene zu finden, wo jeder Grundbesitzer sein Eigenthum an einem oder mehreren großen Complexen beieinander hat. Wo dagegen die Parcellirung vorherrscht und deshalb die Grundstücke des einen Herrn im ganzen Felde zerstreut sind, da kann die Tanya, die bei einem Acker liegt, den übrigen Aeckern nur wenig oder gar nicht dienen. Die „Commassation“, d. i. die Zusammenlegung der Grundstücke, welche seit mehreren Jahren viele Fortschritte machte, scheint deshalb auch der Ausbreitung der Tanyenwirthschaft förderlich zu sein.

Die Tanyenwirthschaft muß dort verschwinden, wo entweder die Landwirthschaft so mannigfaltig oder die Bearbeitung so intensiv wird, daß die Arbeit auf dem Felde sich gleichmäßiger über das ganze Jahr vertheilt und es nie Arbeitsferien für den Landwirth mehr giebt. Denn wo der Bauer Tag für Tag auf seiner Tanya sein muß, da ist die Tanya nicht mehr ausschließlich Wirthschaftshof, sondern auch Wohnhaus, und die Tanya wird zum Einzelhofe.

Wenn auch die Tanyenwirthschaft viele Vorzüge vor der reinen Dorfwirthschaft hat, indem doch immer wenigstens Einer das Feld im Auge behält, indem das Vieh sein Futter in der Nähe findet, der Dünger viel eher dem Felde kann gegeben werden u. A., so steht sie doch weit hinter der eigentlichen Hofwirthschaft zurück, bei welcher der Bauer beständig auf seinem Gute wohnt. Das Auge des Herrn macht nicht allein die Pferde fett, es düngt auch die Saaten; die vielen Hin- und Herwege vom Dorfe zur Tanya würden wegfallen, wenn der Landwirth seinen Wohnsitz im Dorfe ganz aufgäbe und wenn sich die Feldarbeiter in kleinere Gruppen auflösten, anstatt daß sie jetzt in den Riesendörfern aufeinander liegen; ebenso müßten sich die Handwerker vertheilen, damit man nicht mehr nöthig hätte, für jede kleinste Reparatur mög-

licherweise 5 Meilen zum Dorfe zu machen. Wenn die Bauern ihre Wohnhäuser im Dorfe aufhöben, wie viel hätte man da nicht erspart an Möbeln, Geräthen, an Beleuchtungs- und Feuerungsmaterial und anderen Dingen.

Der reinen Hofwirthschaft gegenüber mag die Tanyenwirthschaft allerdings als ein Uebel erscheinen; für Ungarn jedoch ist sie bis jetzt wenigstens ein nothwendiges. Die schlechten Wege, welche oft mehrere Monate lang jeden Verkehr mit dem Dorfe unmöglich machen, würden das Leben auf einem ungarischen Einzelhofe zu keinem reizenden machen. Ebensowenig einladend ist es, auf einem Einzelhofe zu wohnen, in einem Lande, wo die Sicherheit des Lebens wie des Eigenthums oft noch so precairer Natur und wo die Bevölkerung noch so schwach ist, daß bei einer theilweisen Auflösung der Dörfer der Hofbauer sich dergestalt von seinem Nachbar getrennt sieht, daß er fast isolirt ist. Was aber jetzt der Ungar schon thun könnte und thun sollte, ist der Ausbau in Weiler oder die Auflösung in kleinere Dörfer. Gerade die großen Dörfer sind die Ursache, daß eine intensivere Landwirthschaft nicht nur noch nicht betrieben wird, sondern auch nicht einmal angezeigt ist.

Dieselben Ursachen, welche jetzt die großen Dörfer vor dem Auseinanderfallen in Einzelhöfe schützen und dadurch die Tanya aufrecht erhalten, haben auch vor Zeiten die kleineren ungarischen Dörfer in große zusammengeworfen: die Ungastlichkeit der ungarischen Ebene für den Einzelhof und die Unsicherheit vor fremden und einheimischen Räubern.

Den Räuber erzieht der Krieg am tüchtigsten und den Dieb die Gelegenheit. Wie die fast zweihundertjährigen Kämpfe mit den Türken und die vielen inneren Unruhen das Räuberthum begünstigten, so die menschenleere aber viehreiche Puszta den Diebstahl, und selten knüpft sich so viel Unschuld an Diebstahl und Raub wie in Ungarn, wo der Mann von Fach jede That in diesem Genre nur aus dem Gesichtspunkte einer „nicht verfehlten Gelegenheit“ betrachtet.

Unser heutiges Hold Mezö Vásárhely verdankt seine Größe eben den türkischen Raubhorden, welche einst die Gegend verwüsteten. Auf der Mark des heutigen Marktfleckens standen damals 18 Dörfer, deren Namen die Geschichte noch aufbewahrt hat. Im Jahre 1666 zogen die 16 übrigen zu den beiden Dörfern Hold Mezö*) am Hold tava (Mondsee) und Vásárhely, weil sie dann sowohl den Horden besser zu widerstehen vermochten, wie sie auch einen guten Zufluchtsort auf einem nahegelegenen Hügel fanden, welcher zwischen den Sümpfen am See lag. Von ähnlichen Ursachen mag sich die Größe der meisten übrigen Dörfer herschreiben.

Um das Jahr 1813 fand man auf der Stelle, wo eines der alten Dörfer gestanden hat, welche nach Vásárhely gezogen sind, Nagy-Szöllös nämlich, einen Keller voll Wein. Die Fässer waren vermodert, der Wein aber hielt sich „in seiner eigenen Haut“.

Vásárhely hat seine hohe Bevölkerung (4000 auf die Quadratmeile) aufrecht erhalten, trotz der großen Abzüge seiner Söhne. Zahlreiche Colonien in der Militairgrenze sollen von den Vásárhelyern gegründet sein; die wenigen, welche wir hier anführen, sind uns nur als ein Theil genannt: Debelliácsa, Füves, Kula, Majláth, Banomfalú, Sámson und Keserüfalu.

Wir haben Vásárhely mit großer Vorliebe gewählt, um in ihm ein ungarisches Dorf zu schildern. Nicht nur, daß es mitten im Herzen des Alföld liegt und daß es, abgesondert von der großen Verkehrsstraße und noch unbeleckt vom nivellirenden Kosmopolitismus, die nationalen Eigenthümlichkeiten am besten zeigt, sondern auch, weil das Volk von Vásárhely unter allen Ungarn eine sehr hohe Stelle, vielleicht die höchste, einnimmt, seiner Bildung und Tüchtigkeit wegen. Und wie es scheint, verdankt Vásárhely dieses dem Religionsbekenntnisse seiner Bewohner, welche zu zwei Dritteln „Calviner“ sind. Die Calviner zeigen sich in ganz Ungarn als die gebildetsten, rührigsten, sittenstrengsten und lebensernstesten Einwohner, und selbst die Andersgläubigen räumen ein, daß man schon am Aussehen des Dorfes und bei der ersten Berührung herausfinden könne, ob das Volk reformirt sei oder nicht. Wenn man den Calvinismus in Ungarn Magyar hit (ungarischen Glauben) nennt, so ist durch diese Benennung Ungarn nicht weniger geehrt als die Reformirten. Die reformirte Gemeinde in Vásárhely — nicht die politische — hat auf ihre Kosten ein gerühmtes Gymnasium gegründet und unterhält es auch ohne den geringsten Zuschuß von Seiten des Staates. Obschon die Anstalt noch jung ist, stehen ihre Sammlungen doch keinem deutschen Gymnasium nach. Wenn wir noch um 20 Jahre zurück in der Zeit wären, so würden wir sagen, Vásárhely habe viele lateinische Bauern; heute wissen wir, daß diese lateinischen Bauern viel bezeichnender gebildete, oft sogar rationelle Landwirthe genannt werden. Die Landwirthschaft um Vásárhely, mitten auf der weglosen ungarischen Ebene, ist eine verhältnißmäßig sehr hohe; denn sie ernährt nicht nur auf der Quadratmeile über 4000 Menschen, sondern führt noch jährlich aus: an Weizen 481,000 Metzen, Gerste 90,000 Metzen, Mais 148,000 Metzen, Handelsgewächse 44,000 Metzen, in Summa 763,000 Metzen. Dazu kommen noch zur Ausfuhr 6000 Stück Rindvieh, 100 Pferde, 1500 fette Hammel, 3000 fette Schweine, 240,000 Stück Federvieh. Nur an Schafen und Lämmern werden 4500 eingeführt.

Wer die Gegend von Vásárhely zum letzten Male vor zehn oder zwanzig Jahren gesehen hat, wird sie jetzt kaum wieder erkennen. Die alte Puszta ist aufgerissen. Die früher unabsehbaren Sümpfe sind durch die Theißregulirung trocken gelegt und das allgemeine Sinken des Grundwassers in Ungarn hat auch in Vásárhely sein Opfer gefordert. Wo früher das haushohe Schilfrohr wuchs, da wogt jetzt der üppigste Theißweizen, und in dem Becken des Mondsees, in welchem noch 1861 die Donauschiffe ankerten, um das Getreide von Vásárhely einzuladen, sind jetzt Gärten angelegt. Im vorigen Herbst theilte man den Grund unter die Bürger von Vásárhely aus, wodurch ein Jeder um etwa 6 Ruthen Land reicher geworden ist. Der Damm der zukünftigen Alfölder Bahn läuft längs des alten Sees, und wenn in einigen Jahren der Reisende mit der Karte in der Hand den Mondsee sucht, so wird er staunen über den riesigen Kohl und Kopfsalat, den er im See findet.

Dann aber, wenn auch Vásárhely und das Alföld auf das Schrillen der Locomotive lauscht, welche es in einer Stunde mitten in die Welt führen soll, und wenn es auch für die Welt kein Kunststück mehr ist, jeden Tag nach Vásárhely zu kommen, um hier mehr Ellenwaare und Neuigkeiten auszubieten, dann wird man auch in Vásárhely und im Alföld allmälig „europäisch“ werden, und wenn wir nach zehn oder zwanzig Jahren dann wieder über die „bedächtige“ gelbe Theiß in das Alföld setzen, finden wir vielleicht ein regsameres und wohlhabenderes Volk, aber dennoch werden wir schmerzlich es vermissen, daß das alte Ungarn, das lebensheitere, gemüthliche und herzliche Ungarn auch hier sich zurückgezogen hat, und nur ungern wird dann der Bekannte vielleicht „Conversation machen“ müssen, den man als Fremden gelehrt hat, als Freund zum Freunde zu sprechen.

*) Hold mezö heißt Mondfeld. Eine neuere Schreibart ist Hód mezö und Hód tava, was Biberfeld und Biberteich bedeutet. Ob hier Biber gewesen sind, ist mir nicht bekannt; aber die mondsichelförmige Gestalt des jetzt ausgetrockneten Sees ist gar nicht zu verkennen.

Mittheilungen über die Insel Rügen.

Von Dr. Ernst Boll.

I.

Stein- und Bronzezeitalter. — Hünengräber und Kegelgräber. — Die Eisenzeit. Tempel- und Burgwälle. — Der sogenannte Hertha-See. — Das slavische Volk der Ranen. — Gott Swantevit und das Erlöschen des Heidenthums. — Germanisirung der Insel.

Wer die ersten Bewohner Rügens gewesen sind, nachdem die Jungfrau Europa das unbequeme Eisgewand abgelegt, mit welchem sie zu Anfang der jetzigen Schöpfungsperiode (wie neuere Geologen wollen) fast vom Kopf bis zu den Füßen bekleidet gewesen sein soll, — ob ihre ersten wirthschaftlichen Einrichtungen auch so wenig kostspielig und so urgemüthlich sich gestaltet haben, wie es die jetzt so viel besprochenen Kjoekenmöddings bei den frühesten Bewohnern der dänischen Inseln voraussetzen lassen, — ob sie vielleicht gar schon vermittelst Pfahlbauten ein vorhistorisches Venedig in die Fluthen des Baltischen Meeres hineingebaut hatten, — das alles sind Fragen, auf welche wir die Antwort schuldig bleiben müssen.

Nur so viel dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten, daß auch auf Rügen in vorgeschichtlicher Zeit schon mehrere charakteristisch verschiedene Culturperioden auf einander folgen, welche schwerlich alle von einem und demselben Volke durchlaufen worden sind. Vermögen wir auch diese Culturperioden von einander zu sondern und ihre Reihenfolge festzustellen, so haben wir es in Bezug auf die Träger derselben doch nur erst bis zu Vermuthungen gebracht, trotz des regen Eifers der Alterthumsforscher und der Naturforscher, welche jetzt mit vereinten Kräften in das Dunkel der menschlichen Urgeschichte einzudringen sich bemühen.

Die älteste rügianische Culturperiode reicht wahrscheinlich in jene weit vor dem Anfange aller menschlichen Geschichtschreibung liegende Zeit zurück, in welcher die Bewohner unseres Planeten, mit dem Gebrauche der Metalle noch unbekannt, nur Stein, Knochen und Holz zur Anfertigung ihrer Werkzeuge, Waffen und Geräthschaften verwendeten. Denn daß nicht etwa nur die Rügianer allein noch auf dieser Culturstufe standen, während andere Völker schon eine höhere erstiegen hatten, dagegen spricht die Gleichartigkeit und weite Verbreitung der Ueberreste aus diesem sogenannten Steinzeitalter, welche man nicht allein schon über einen großen Theil Europas und Asiens, sondern auch über das nördliche Afrika verfolgt hat, und worüber im „Globus“ VIII. 224. 307 und X. 9. 186 schon speciellere Nachweisungen gegeben sind.

Diese rügiatische Urbevölkerung, welche uns zahlreiche Beweise ihres Daseins hinterlassen hat, stand in der Zeit, aus welcher wir die Spuren ihrer Thätigkeit kennen, nicht mehr auf der tiefsten Sprosse der Culturleiter, wie z. B. noch jetzt die Papuas, die Buschmänner und Feuerländer. Mit großer Ausdauer und Kunstfertigkeit wußte sie die härtesten und sprödesten Steinarten zu bearbeiten, um daraus nicht allein brauchbare, sondern auch geschmackvolle Waffen und Werkzeuge (wie „Globus“ IX. 17. 19 deren einige darstellt) anzufertigen, — darunter z. B. schneidende Instrumente, die noch jetzt so scharf sind, daß man Papier ganz glatt damit durchschneiden kann, wie ein mir vorliegender, an der Schneide etwas hohlgeschliffener polirter Meißel aus gelblichem Hornstein dies mit Leichtigkeit bewerkstelligt. Solche Steinwerkzeuge, wie man sie auf Rügen schon zu Tausenden gesammelt hat, findet man dort theils auf den Feldern verstreut, theils in den großen länglichrunden „Hünengräbern“, in welchen jenes Urvolk seine Todten bestattete. Diese zum Theil aus mächtigen Geröllblöcken errichteten und mit solchen auch oft umkränzten Gräber (vergleiche „Globus“ IX. 90. 91), von denen Prachtexemplare z. B. bei Nobbin auf Wittow, bei Mukran auf Jasmund, bei Cilwitz und Krakow unweit Bergen vorkommen, — geben den Beweis, daß auch in dem Zweige der Mechanik, welcher sich mit der Bewältigung großer Lasten beschäftigt, jenes Volk es verhältnißmäßig schon sehr weit gebracht hatte. Gegen diese in einzelnen Fällen mehr als hundert Fuß langen Grabhügel schwinden die Gräber auf unseren Kirchhöfen zu wahren Maulwurfshügeln zusammen, und weil man später, als den Leuten ein tieferes Verständniß dieser merkwürdigen Baudenkmäler schon abhanden gekommen war, sich für berechtigt hielt, aus den großartigen Dimensionen derselben einen Schluß auf die Größe der darin bestatteten Leichen zu machen, so faßte unter dem Volke allmälig der Glaube Wurzel, daß Leiber von Riesen (Hünen) in diesen Gräbern ruheten.

Dieser Glaube reicht Jahrhunderte weit in die Vergangenheit zurück, denn schon in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts werden dieselben gelegentlich als tumuli gigantum bezeichnet, — ein Beweis, daß auch für die damals lebenden Leute der Ursprung jener Gräber in eine dunkele Vorzeit fiel. Wie sehr man aber in seiner Deutung dieser Gräber fehlgegriffen, haben neuere wissenschaftliche Untersuchungen der Rêsenbarge (wie das Volk sie nennt) gezeigt. Denn da die Erbauer derselben ihre Todten zum Theil unverbrannt bestatteten, so hat man in den Grabkammern noch mehrfach leidlich erhaltene menschliche Gerippe aufgefunden, und diese haben sich — statt einem Riesenvolke anzugehören — vielmehr als Reste von Leuten erwiesen, die an Körpergröße hinter dem gewöhnlichen Maße unserer kaukasischen Race zurückstanden. Auch ihr Schädelbau war ein anderer und zeigt mehr Uebereinstimmung mit dem der Lappländer, weshalb einige Gelehrte sich der Meinung zuneigen, daß wir in der Polarrace noch lebende Abkömmlinge jenes Urvolkes vor uns haben, welches aus seinen früheren, weitverzweigten Wohnsitzen durch ein anderes ihm überlegenes Volk verdrängt, in die unwirthlichen polarischen Regionen sich hinaufgeflüchtet habe.

Mit dem Auftreten eines zweiten, siegreichen Volkes beginnt eine neue Culturperiode, die man als das Zeitalter der Bronze bezeichnet; denn diese Leute, obwohl auch ihnen das Eisen noch unbekannt war, verstanden doch schon Kupfer und Zinn zu einer Metallcomposition, die man Bronze nennt, zusammenzuschmelzen, und aus dieser, selbst mit künstlerischem Geschick, Werkzeuge, Waffen, Geräthschaften und Schmucksachen anzufertigen. Die cyclopischen Gräberbauten des Urvolkes verschwinden bei ihnen, denn sie pflegten die Leichen zu verbrennen, die Asche in Urnen zu sammeln und letztere in glocken- oder kegelförmig gestalteten Erdhügeln beizusetzen.

Solche Kegelgräber, wie der Kunstausdruck für dieselben lautet, findet man auf Rügen noch häufiger als die Hünengräber; von beiden zusammen hat Dr. v. Hagenow dort im Jahre 1828 wirklich gezählt 1526, — aber damit scheint ihre Zahl noch lange nicht erschöpft zu sein, denn bei meiner letzten Anwesenheit auf der Insel schätzte man die allein auf der Halbinsel Jasmund vorhandenen, wenn ich nicht sehr irre, auf mindestens 2000. Ihre Vertheilung auf Rügen ist übrigens sehr ungleichmäßig: in der Granitz fehlen sie gänzlich und es giebt dort auch keine anderen Alterthümer, desto zahlreicher aber sind sie auf Jasmund, namentlich in der Stubnitz, die man als den eigentlichen Todtengarten Rügens bezeichnen könnte.

Auch unter diesen Kegelgräbern giebt es noch manche, die an Größe mit den Hünengräbern wetteifern können. Für die beiden imposantesten derselben lebt sogar im Munde des Volkes noch ein uralter Eigenname fort. Das eine ist der unfern Ralswiek belegene Licham, — ein mir sehr auffallender Name, der auf die rügianische Vorzeit vielleicht ein merkwürdiges Streiflicht werfen könnte, denn die Aehnlichkeit desselben mit der im „Globus“ IX. 92 für die Dolmen angeführten celtischen Benennung Liach ist doch wohl etwas mehr als bloßer Zufall! — Das andere große Kegelgrab ist der Dupna-wôr bei Sagard, denn so lautete doch wohl ursprünglich sein jetzt zu Dubberwôrt verderbter Name, da Dupna-mogila auch in einer alten pommerschen Urkunde als generelle slavische Bezeichnung derartiger Hügel vorkommt. Nach Konewka (dem wir so viele scharfsinnige Deutungen unserer slavischen Localnamen verdanken) bedeutete Dupna-wôr so viel als „Sackberg“, — etwa ein nach slavischer Sitte in Säcken zusammengetragener Gedächtnißhügel? Daß die etymologische Ableitung richtig sei, welche Säcken eine Rolle bei der Herstellung dieses Hügels zuertheilt, darauf scheint auch eine auf ihn bezügliche rügianische Volkssage hinzudeuten, welche der um die Kenntniß seiner heimathlichen Insel so sehr verdiente Grümbke uns aufbewahrt hat. Dieselbe lautet folgendermaßen:

„Vor undenklicher Zeit hausete auf Jasmund eine mächtige Riesin, unter deren Botmäßigkeit dies ganze Ländchen stand, und welche sich einem Fürsten von Rügen zur Gemahlin antragen ließ, entweder aus Neigung zu ihm, oder um durch diese Verbindung ihre Macht noch zu erweitern. Dieser aber schlug die ihm zu große Ehre aus. Erbittert über den erhaltenen Korb, drohet sie Gewalt zu brauchen, um entweder die Heirath zu erzwingen, oder sich wegen des erlittenen Schimpfes zu rächen. Sie beruft ihre Krieger zusammen, und um diese schnell über den schmalen Arm des Jasmunder Boddens (bei der Lietzower Fähre) nach Rügen hinüberzubringen, beschließt sie, denselben mit Sand zu füllen, und legt sogleich selbst Hand ans Werk. Allein schon der erste Versuch dazu läuft unglücklich ab. Denn kaum ist sie mit der ersten Ladung bis nach Sagard gekommen, als in der Nähe dieses Ortes in den Sack, in welchem sie dieselbe trägt, ein Loch reißt, woraus eine Menge von Sand hervorstürzt und den Dupna-wôr bildet. Als sie mit dem Rest bei der Fähre anlangt, zerplatzt der Sack aber gänzlich, und die hier und da verschüttete Masse bildet auch dort eine Menge kleiner Sandhügel. Darauf giebt die Riesin, durch dies Omen muthlos gemacht, ihr ganzes Ausfüllungs- und Heirathsproject vollständig auf.“

Auf das Zeitalter der Bronze folgt nun endlich das des Eisens, in welchem nun die bis dahin aus Bronze verfertigten Dinge durch eiserne verdrängt werden. — Auch in dieser Periode werden die Leichen verbrannt und die Asche wird in Urnen beigesetzt, aber die Grabstätten selbst, die sogenannten Wendengräber, werden viel unscheinbarer. Dafür treten aber in den Tempel- und Burgwällen, wie solche z. B. noch jetzt auf Arkona, bei dem Hertha-See, bei Werder, auf dem Rugard, bei der Stadt Garz und anderen Orten vorhanden sind, neue recht ansehnliche Erdbauten auf, deren Benutzung zum Theil bis in die geschichtliche slavische Zeit hereinragt. Es wird daher wohl nicht ungerechtfertigt sein, wenn wir die Slaven auch für die Erbauer dieser Wälle halten.

In welchem Verhältnisse standen aber diese Slaven, mit denen wir nun zuerst auf wirklich geschichtlichem Boden anlangen, zu den Leuten des Bronzezeitalters? Waren sie andern Stammes als diese, und verdrängten oder vernichteten sie dieselben etwa eben so, wie letztere es mit der noch ältern Urbevölkerung gemacht hatten, — oder waren sie die allmälig in der Cultur vorgeschrittenen Nachkommen derselben? Eine entscheidende Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben, ich erlaube mir aber auf einen Umstand hinzudeuten, welcher geeignet sein möchte, einiges Licht auf dieselben zu werfen. In der Stubnitz bei dem Forsthofe Werder liegt eine sehr schön erhaltene Umwallung, welche mit anderen erwiesenermaßen slavischen eine solche Uebereinstimmung zeigt, daß an einem gleichen Ursprunge mit denselben gar nicht zu zweifeln ist. In dem Graben, welcher diesen Wall umgiebt, erblickt man zwei Grabhügel, deren Inhalt ich zwar nicht kenne, die aber in ihrem äußern Habitus den Kegelgräbern der Bronzeperiode völlig entsprechen. Wie kamen diese Gräber in den wendischen Burggraben, falls die Slaven und die Leute des Bronzezeitalters wirklich verschiedene, sich bis zur Vertilgung der letzteren bekämpfende Volksstämme waren? Sollten die Sieger wohl den Besiegten in einer Zeit, wo das vaeh victis! noch in vollster Geltung stand, ein so ehrendes Denkmal gesetzt haben?

Doch nun genug von der rügianischen Urzeit, deren Ueberreste leider von Jahr zu Jahr auf der Insel seltener werden. Der Hauptfeind derselben ist der auch dort jetzt mit so viel größerem Nachdruck betriebene Ackerbau. Um für diesen auch das kleine Fleckchen Land noch zu gewinnen, welches die uralten Grabstätten decken, werden die Steinmassen der Hünengräber hinweggebrochen, die Kegelgräber aber überpflügt man so lange, bis sie endlich völlig in der umliegenden Ackerfläche verschwunden sind. Manches schöne Grab hat auf diese Weise in den wenigen Jahrzehnten, seit ich selbst Rügen kenne, schon seinen Untergang gefunden. Gelegentlich bei diesem Vernichtungskriege zu Tage geförderte Urnen werden gar häufig (worüber Zöllner in seiner Reise nach Rügen schon vor siebenzig Jahren klagte) von unwissenden, aber neugierigen Landleuten zerschlagen, bloß um zu sehen, „wat in den olden Pott syn mag“; manches für den Alterthumsforscher sehr werthvolle Metallstück wird um eines zweifelhaften und selbst günstigen Falles meistens nur sehr geringen Geldgewinnes halber von habgierigen Leuten eingeschmolzen; andere zahlreiche Alterthümer gerathen in die Hände sammelnder Dilettanten und Curiositätenliebhaber, welche wohl eine Zeit lang damit herumhegen, hernach aber oft das Interesse daran verlieren und sie dann unbeachtet liegen lassen oder wohl gar zum Fenster hinauswerfen. Auf diese Weise ist für die Wissenschaft schon viel schönes Material verloren gegangen, manches ist aber für dieselbe auch gerettet worden und wird in größeren geordneten Sammlungen aufbewahrt, auf welche wir später gelegentlich noch wieder zurückkommen werden.

Die wirklich historische Zeit beginnt für Rügen erst sehr spät, nämlich gegen den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung. Ueber noch frühere geschichtliche Hindeutungen auf die Insel, welche man bald hier bald da zu finden geglaubt hat, ist von der historischen Kritik mit

mehr oder minderer Bestimmtheit der Stab gebrochen worden. Denn daß z. B. der Name Hertha-See, welchen man jetzt einem kleinen Wasserbecken in der Stubnitz beilegt, nicht dazu berechtigt, die bekannte, vom Dienste der Hertha (oder vielmehr Nerthus) handelnde Stelle in der Germania des Tacitus auf Rügen zu beziehen, hat Barthold in seiner Geschichte von Pommern und Rügen hinreichend gezeigt. Jener Localname hat sich nämlich nicht etwa, wie die oben erwähnten Namen Licham und Dupna-wôr, durch mündliche, im Volke ununterbrochen fortlebende Ueberlieferung aus dem Schiffbruche früherer historischer Erinnerungen in die neuere Zeit herübergerettet, sondern er verdankt seine Entstehung lediglich der nachweisbar erst im Jahre 1616 ausgesprochenen Vermuthung des Geographen Klüver, daß Rügen vielleicht die von Tacitus so unbestimmt bezeichnete „Insel im Ocean" sein möge. Diese Vermuthung nahm unter der Feder patriotisch-gesinnter, aber unkritischer Schriftsteller durch allmälig immer dreistere Behauptung den Schein einer wirklich geschichtlichen Thatsache an, und als solche bürgerte sie sich denn auch endlich unter den Bewohnern Rügens selbst ein. — Auch das Volk der Rugier, welches zu den Zeiten Odoaler's in Italien sich blicken läßt, scheint außer der Namensähnlichkeit nichts mit unserer Insel zu theilen gehabt zu haben, und was endlich die angebliche Schenkung der letztern durch den Kaiser Ludwig den Frommen an das Kloster Corvey betrifft, so ist auch diese im höchsten Grade problematisch.

Erst um das Jahr 1100 wird der Vorhang aufgezogen, hinter welchem bis dahin die rügianische Geschichte gespielt hatte. Der slavische Volksstamm, welchen wir um jene Zeit in dem Besitz der Insel finden, führte den Namen der Ranen oder Rügianen. Es war dies ein beutelustiges Seeräubervolk, welches der Pfarrer Helmold zu Bosow in Holstein, der um das Jahr 1172 eine Slavenchronik schrieb, folgendermaßen schildert: „Die Ranen sind ein blutdürstiges Volk, welches mitten im Meere wohnt. Es behauptet unter allen Slavenvölkern den Vorrang und hat einen König und einen berühmten Tempel, in welchem der Swantevit verehrt wird, gegen den die anderen vielgestaltigen Gottheiten der Slaven, weil er in Orakelsprüchen wirksamer ist, nur wie Halbgötter betrachtet werden. Daher nehmen sie, weil dieser Tempel besonders hoch gehalten wird, auch was die Verehrung der Götter betrifft, die erste Stelle ein. Dort werden auch von allen slavischen Ländern her Orakelsprüche eingeholt und jährlich Opfergaben dargebracht. Ja, auch Kaufleute, die zufällig an ihrer Küste landen, dürfen durchaus nicht eher dort kaufen oder verkaufen, als bis sie von ihren Waaren die werthvollsten dem Götzen zum Opfer dargebracht haben. Geld haben sie nicht und bedienen sich dessen nicht im Verkehre, sondern was man auf dem Markte kaufen will, erhält man gegen Leinewand. Das Gold und das Silber, welches sie etwa durch Raub oder als Lösegeld gefangener Menschen, oder sonst auf irgend eine Art erwerben, verwenden sie entweder zum Schmuck ihrer Frauen oder legen es im Schatze ihres Gottes nieder. Sie legen vielen das Joch der Knechtschaft auf, ohne es selbst von irgend einem zu dulden, da sie wegen der Beschaffenheit ihres Landes unzugänglich sind. Die Völker, welche sie mit ihren Waffen unterwerfen, lassen sie an ihren Tempel Zins zahlen. Den Oberpriester ehren sie höher als den König, denn er erforscht die Orakelsprüche des Gottes und den Ausfall der Loose; er hängt von dem Winke der Loose, König und Volk aber von seinem Willen ab, selbst ihr Heer senden sie dahin, wohin das Loos weist. Sie zeichnen sich durch viele natürliche gute Eigenschaften aus, üben in hohem Grade Gastfreundschaft und erweisen den Eltern die schuldige Ehre. Auch findet man bei ihnen keine Dürftigen oder Bettler. Wenn dort einer durch Krankheit oder Altersschwäche untüchtig wird, so überweist man ihn ohne Weiteres seinem Erben, der ihn verpflegen und sich auf das Sorgsamste seiner annehmen muß. Uebrigens ist ihr Land reich an Früchten, Fischen und Wildpret. Ihr Tempelort heißt Archona."

Auch über die Thaten der Ranen und über die ersten vergeblichen Versuche, dieses heidnische Volk zum Christenthume zu bekehren, fügt Helmold noch Einiges hinzu, was wir hier, als von minderm Interesse, nicht wiederholen wollen. Da, wo er den Faden seiner Erzählung abbricht, nimmt ihn hernach der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus auf, und giebt uns (wahrscheinlich als Augenzeuge) einen höchst anschaulichen und lebendigen Bericht darüber, wie es endlich im Jahre 1168 dem von den pommerschen und mecklenburgischen Fürsten unterstützten Könige Waldemar von Dänemark gelang, mit gewaffneter Hand den Widerstand des Ranenvolkes gegen das Christenthum zu brechen. Sein erster Angriff war gegen die starke Tempelburg Arkona gerichtet, die an ihrer westlichen, allein zugänglichen Seite durch ein 50 Ellen hohes künstliches Werk geschützt war, dessen untere Hälfte aus einem zum Theil noch jetzt vorhandenen Erdwalle, die obere aber aus einer Art von Plankwerk bestand. Den innern Raum bildete ein ebener Platz, auf welchem der hölzerne Tempel des Swantevit stand. Das Bild dieses Götzen war gleichfalls von Holz, und stellte ihn in übermenschlicher Größe dar. Es hatte vier Köpfe, an welchen der Bart und das Haupthaar nach ranischer Sitte geschoren waren. In der rechten Hand trug der Götze ein metallenes Horn, welches der Priester jährlich mit Meth füllte und aus der Beschaffenheit dieses letztern den Segen des folgenden Jahres verkündigte; der linke Arm war bogenförmig in die Seite gestemmt.

Ein mit dieser Beschreibung, welche Saxo giebt, recht gut übereinstimmendes, roh aus Stein gemeißeltes Bild des Swantevit, von 8 Fuß Höhe, ist noch im Jahre 1848 zu Horodnica im östlichen Galizien gefunden worden; das zu Altenkirchen auf Wittow gezeigte steinerne Reliefbild, welches angeblich diesen Götzen gleichfalls darstellen soll, ist ein untergeschobenes Product späterer Zeit. — Nachdem Saxo nun auch den Swantevit-Cultus noch ausführlicher beschrieben hat, erzählt er weiter, in welcher Weise die Dänen, einen hartnäckigen Widerstand erwartend, die Belagerung begonnen hätten. Diese aber nahm einen überraschend kurzen Verlauf.

Die Bedingungen, unter denen die Uebergabe der Tempelburg erfolgte, übergehen wir und erzählen nur noch die weiteren tragischen Schicksale des berühmten Götzenbildes, welches auf Befehl des Königs am folgenden Tage zerstört wurde. Die damit Beauftragten ließen zunächst die Vorhänge des Tempels hinwegnehmen und bestellten Diener, welche das Bild umhauen sollten, ermahnten diese aber, recht vorsichtig dabei zu Werke zu gehen, damit nicht der Götze beim Niederstürzen auf einen von ihnen falle, und es dann heiße, Swantevit habe sich gerächt. Denn schon hatten die Ranen in großer Zahl sich eingefunden, indem sie ein Strafgericht an den Zerstörern zu sehen hofften. Aber das Bild wurde unten an den Schienbeinen abgehauen, und fiel rücklings an die Wand ohne Schaden zu thun. Mit gleicher Behutsamkeit brach man darauf die Wand selbst ab, und als dies geschehen, stürzte Swantevit krachend zu Boden. Nun erst konnte man den innersten Raum des Tempels recht überblicken, dessen Wände zwar mit noch glänzenden Purpurdecken behangen waren, die aber schon so verrottet waren, daß sie von der bloßen Berührung zerfielen. Darauf wurde den Ranen befohlen, das umgehauene Bild an Stricken aus der Burg zu schleppen; ihre Furcht vor demselben aber war noch so groß, daß sie dies nicht wagten, sondern es durch Gefan-

gene und Fremde, die des Gewinnes wegen zu ihnen gekommen waren, bewerkstelligen ließen, indem sie glaubten, daß sie diese gemeinen Leute füglicher der göttlichen Rache bloßstellen könnten. Während dies nun vorging, wurden unter den Ranen verschiedene Stimmen laut: einige beklagten die schmachvolle Behandlung des Gottes, andere verfolgten ihn mit Hohngelächter, und es sei kein Zweifel (meint Saxo), daß der klügere Theil der Ranen im Stillen über die Einfalt erröthet sei, mit der sie sich so lange durch eine so thörichte Gottesverehrung hätten blenden lassen. — Als der Götze nun in das dänische Lager geschafft war, entstand ein großer Zusammenlauf der Krieger, um sich denselben anzusehen, und als diese ihre Schaulust befriedigt hatten, nahmen ihn auch die Großen in Augenschein. Gegen Abend aber spalteten die dänischen Köche mit ihren Beilen das Götzenbild zu kleinen Stücken und verbrauchten dieselben zu den Kochfeuern, — ein recht eclatanter Beleg zu dem sic transit gloria!

Mit dem Falle von Arkona war der Widerstand der Ranen gebrochen. Die Besatzung der zweiten großen Tempelburg der Insel, Karenza — deren Wälle man noch jetzt bei der Stadt Garz erblickt —, machte nicht einmal den Versuch, sich zu vertheidigen, sondern öffnete den Dänen sogleich die Thore. Auch hier wurden die Götzenbilder zerstört und nun sogleich auf der Insel Anstalten gemacht, den christlichen Cultus an die Stelle des heidnischen zu setzen. Letzterer verschwindet hiermit als öffentlich anerkannte Volksreligion gänzlich aus Norddeutschland, denn die Ranen waren hier die letzten Anhänger desselben gewesen; insgeheim hat er aber wahrscheinlich noch lange seine Verehrer gefunden*).

In unmittelbarem Besitz der Insel blieb zwar der Ranenfürst Jaromar, aber er war hinfort ein Vasall des dänischen Königs. Er behauptete sich auch darin, trotzdem daß die bisherigen Bundesgenossen Waldemar's, die pommerschen und mecklenburgischen Fürsten, die sich in ihren Erwartungen auf Landzuwachs getäuscht sahen, mit gewaffneter Hand den Versuch machten, sich nun selbst der Insel zu bemächtigen. Aber dies mißglückte nicht allein, sondern lief für den Pommernfürsten sogar so unglücklich ab, daß er den größten Theil des jetzigen Neuvorpommern an Jaromar verlor. Von dieser Zeit an, seit welcher das „Fürstenthum Rügen" jenen festländischen Theil mit umfaßt, tritt der insulare leider geschichtlich wieder sehr in den Hintergrund; sogar die Anzahl alter, auf die Insel bezüglicher Urkunden ist so gering, daß wir deren aus den Jahren 1169 bis 1250 nur noch 18 besitzen! — Dem Jaromar folgten noch vier seiner Nachkommen in der Herrschaft über das Fürstenthum Rügen, und als der letzte derselben im Jahre 1325 starb, ohne einen directen männlichen Erben zu hinterlassen, ward das Fürstenthum in Folge eines Erbvertrages mit dem Herzogthum Pommern vereinigt. Völlig erloschen in männlicher Linie ist jedoch das alte Geschlecht der Ranenfürsten erst in unseren Tagen, denn die Familie Puttbus, welche ihren Stammbaum auf einen jüngern Bruder Jaromar's zurückführt, endete in männlicher Linie erst mit dem 1858 gestorbenen Grafen M. C. zu Puttbus, — einem jüngern Bruder des 1854 verstorbenen Fürsten W. M. zu Puttbus.

Mit der Christianisirung Rügens nimmt auch dessen Germanisirung den Anfang, und es wiederholt sich hier dieselbe merkwürdige Thatsache, die auch Pommern und Mecklenburg darbieten, daß nämlich unter Fürsten slavischen Stammes, und zwar durch Mitwirkung derselben, deren eigene Nationalität bald ihren völligen Untergang findet. — Es wird nicht ohne Interesse sein, diesen Vorgang in Hinsicht auf die drei bezeichneten, in ihren Eigenthümlichkeiten auf das Innigste verwandten Länder hier einmal etwas näher zu beleuchten, um demselben das Unerklärliche abzustreifen, was auf den ersten Blick in ihm zu liegen scheint.

Nachdem nämlich im Laufe des 12. Jahrhunderts in diesen drei Ländern die geistliche Macht des heidnischen Priesterthums und die weltliche Macht der slavischen Fürsten gebrochen war, indem letztere theils dem Sachsenherzoge, theils dem Dänenkönige lehnspflichtig geworden waren, legte man kirchlicher Seits sogleich eine sehr ansehnliche geistliche Besatzung in dieselben, um das Heidenthum hinfort auch mit Erfolg niederhalten zu können. Es wurden drei neue Bisthümer (zu Ratzeburg, Schwerin und Kamin) gestiftet und zahllose Klöster gegründet, unter denen namentlich die des Cistercienserordens (deren eins auch schon im Jahre 1193 zu Bergen auf Rügen errichtet ward) sich wesentliche Verdienste um die Förderung des Landbaues erworben haben. Zugleich drängten in die großen Lücken, welche der langjährige Kampf in den Reihen der slavischen Bevölkerung gerissen hatte, von Westen her zahlreiche deutsche Einwanderer ein, welche aus dem Herzogthum Sachsen, aus Westphalen, Holland und Friesland herbeiströmten. So gering die Bildung derselben auch an und für sich nur sein mochte, so erwiesen sie sich darin der noch vorhandenen slavischen Bevölkerung so überlegen, daß die slavischen Fürsten es bald erkannten, wie sehr die Beförderung einer solchen Einwanderung in ihrem eigenen Interesse liege, und so vernehmen wir z. B. von dem rügianischen Fürsten Witzslav I. schon im Jahre 1221 urkundlich den im Munde eines Slavenfürsten gewiß sehr merkwürdig lautenden Ausspruch: „daß er es für eine böse Wendung (die Gott verhüten möge!) halten würde, wenn in seinem Lande der frühere Stand der Dinge durch Vertreibung der Deutschen und Rückkehr der Slaven wieder hergestellt würde."

So kamen denn bald immer mehr deutsche Ansiedler und bewohnten die ihnen zugewiesenen Landstriche entweder sogleich ausschließlich, indem die dort noch etwa vorhandenen Reste der slavischen Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen wurden, oder man gestattete letzteren neben ihnen, aber in einem gedrückten, untergeordneten Verhältnisse zu bleiben. Wo noch von Slaven bewohnte Dörfer vorhanden waren, mischten sich die deutschen Colonisten nicht etwa unter die Bevölkerung derselben, sondern legten daneben neue, meistens gleichnamige Ortschaften an, welche von jenen, so lange der nationale Unterschied noch fortbestand, durch die Bezeichnung „deutsch N. N." und „slavisch N. N.", später aber, als die Slaven auch hier völlig verschwunden oder germanisirt waren, durch den Zusatz „Groß N. N." und „Klein N. N." von einander unterschieden wurden. In den Städten, welche hier sammt und sonders deutsche Stiftungen waren, verfuhr man natürlich auch nicht rücksichtsvoller, und alle Zünfte wachten auf das Strengste darüber, daß kein Wende sich in sie einschleiche, indem ein jeder, der als Lehrling bei ihnen eintreten wollte, durch seinen Taufschein nachweisen mußte, daß er nicht von slavischen Eltern geboren sei. In dem conservativen Mecklenburg hing man an dieser Forderung so zähe fest, daß noch zu seiner Zeit, wie Dr. Stieber in seiner im Jahre 1714 gedruckten mecklenburgischen Kirchenhistorie versichert, ein solches Zeugniß verlangt worden sei, und die Wenden hätten traditionell damals noch in so schlechtem Rufe gestanden, daß man von Jemand, den man als einen harten, widersinnigen Kopf habe bezeichnen wollen, zu

*) Ausführlicher habe ich die Geschichte der Ranen in meiner Schrift: „Die Insel Rügen, Reiseerinnerungen von E. Boll, Schwerin 1858" abgehandelt, auf welche ich mir den sich für diesen Gegenstand interessirenden Leser zu verweisen erlaube.

sagen gepflegt: er habe eine wendische Ader im Nacken. Jedoch war die Ausübung einzelner Handwerke den Slaven nicht gänzlich untersagt, aber zünftige Meister durften sie nicht werden; von letzteren unterschied man sie durch den Zusatz des Wortes „Wend“ zu ihrem Gewerbe, wie z. B. der „Wend-Schlächter“ früher an mehreren Orten Erwähnung geschieht. — Auch die Geistlichkeit endlich hatte kein geringes Interesse daran, die Verdrängung der Slaven zu begünstigen, theils ihrer eigenen persönlichen Sicherheit wegen, welche von so hartnäckigen Feinden des Christenthums, als welche die Slaven sich so lange erwiesen hatten, leicht gefährdet werden konnte und auch wirklich mehrfach ernstlich gefährdet worden war, — theils aber, weil die Abgaben, welche die deutschen Colonisten der Kirche entrichteten, wahrscheinlich sowohl regelmäßiger einliefen, als auch reichlicher ausfielen, wie dies bei dem mangelhaften Betriebe der Landwirthschaft von Seiten der Slaven der Fall sein konnte.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Vernichtung der slavischen Nationalität mit Riesenschritten vorwärts gehen, und was von Slaven im nordöstlichen Deutschland noch zurückgeblieben war, suchte bald durch völlige Germanisirung den Makel seiner Abkunft von sich abzustreifen. Selbst die slavische Sprache verschwand in dem größten Theile dieses Gebietes so bald, daß z. B. auf Rügen — trotzdem daß dort viele Slaven seßhaft blieben —, wie Th. Kantzow erzählt, im Jahre 1404 auf Jasmund eine alte Frau gestorben sei, welche nebst ihrem Manne die letzten Leute auf der Insel gewesen wären, die noch wendisch hätten sprechen können.

Was dieser Germanisirung widerstrebte, wurde in die unfruchtbarsten Gegenden zurückgedrängt, — im Lüneburgischen in die Aemter Dannenberg, Lüchow und Wustrow, wo erst im vorigen Jahrhunderte dem Gebrauche der wendischen Sprache durch obrigkeitliches Verbot ein Ende gemacht worden ist; — in Mecklenburg in die große südwestliche Heideebene, wo selbst im Reformationszeitalter die Germanisirung der Wenden noch nicht ganz durchgeführt war, — und in Pommern endlich in den äußersten, nordöstlichsten Zipfel von Hinterpommern, wo jetzt noch das auch in die angrenzenden Gegenden Westpreußens hineingreifende Völkchen der Kassuben lebt — im Ganzen etwa 90,000 Köpfe stark, von denen aber auf Pommern nur 4000 kommen — welches, geistig verkommen, arm und unreinlich (vergl. „Globus“ VII. 234), gleichfalls seinem baldigen Untergange entgegenzugehen scheint.

Zustände in Nicaragua.

Nach **Berthold Seemann.**

Dampfer an der Westküste. — Punta Arenas in Costa rica. — Mißbräuche bei der Postbeförderung. — Corinto und Leon in Nicaragua. — Im Innern. Amerikanische Ansiedler. — Managua. Die niedrige Culturstufe des Mischlingsvolkes. — Unwissenheit. Die Barfüßigen und Beschuheten. — Die reichen Goldgruben in Chontales. — Die Stadt Granada. — Ein centralamerikanisches Musterhotel.

Ueber kurz oder lang muß dieses an und für sich so herrliche Land mit seiner trefflichen Weltlage von Bedeutung werden, namentlich wenn Bedford Pim's Plan zu einer Eisenbahn verwirklicht wird. Wir haben durch diesen unternehmenden Seeoffizier, wie früher durch Reichardt, Squier, Julius Fröbel und Andere, sehr eingehende Nachrichten über jene centralamerikanische Republik, welche immer eine gewisse Anziehungskraft auf Reisende ausübt. Im vergangenen Sommer hat wieder einer das goldreiche Land durchzogen und über seine Wahrnehmungen an das „Athenäum“ berichtet. Wir theilen Einiges mit. —

Es ist eine wahre Wohlthat, daß an der Westküste von Centralamerika Dampfer fahren, weil in jenen Gegenden Windstillen und ungewisse Luftströmungen herrschen. Aber die Eingeborenen selber wissen die Vortheile nicht zu würdigen; sie sind träge und rückständig. Ein Mann in Chiriqui sagte Herrn B. Seemann: „Weshalb sollten wir Hispano-Amerikaner uns so theurer Transportmittel bedienen? Ein Segelschiff kann von Chiriqui nach Panama in sieben Tagen gelangen; wir bekommen unterwegs zu essen und zu trinken und zahlen nur 28 Dollars; das Dampfschiff nimmt 30 Dollars, legt zwar die Fahrt in 24 Stunden zurück, giebt uns aber nur zwei Mal zu essen. Wenn Ihre Landsleute so thöricht sind, mit dem Dampfer zu fahren, so mögen sie das thun; wir lassen uns auf dergleichen nicht ein!“

Der Dampfer von Panama legt bei Punta Arenas an, dem Haupthafen der Republik Costa rica. Die Außenrhede ist unsicher, aber der Hafen selbst nicht schlecht; ein Leuchtthurm zeigt die Einfahrt. Von dort wird viel Kaffee verschifft. Die Postfelleisen wurden regelmäßig abgeliefert; von Seiten der Beamten ging man aber schlecht damit um, warf den Inhalt auf dem Fußboden umher und nun fielen die Leute darüber her, um sich ihre und anderer Adressaten Briefe auszusuchen. In dem nächstfolgenden Hafen Corinto geschah derselbe Unfug. Noch mehr. Der oberste Postbeamte, welcher das Amt hatte, die Briefe ins Innere zu befördern, konnte nicht lesen und mußte sich die Adressen erst erklären lassen. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen viele Briefe nicht an ihre Bestimmung gelangen. Zeitungsblätter werden ohnehin auf den Postämtern als Gemeingut behandelt.

Von Corinto ging der Reisende ins Innere von Nicaragua, zunächst nach Leon. Viele Straßen liegen, in Folge der unaufhörlichen Bürgerkriege, in Ruinen, auch die Kathedrale bedarf nothwendig einer baldigen Ausbesserung. Von ihrem Thurm aus hat man eine herrliche Aussicht auf die fruchtbare Ebene und die über ihr sich erhebenden Vulcane.

Das „Europäische Hotel“ ist im Besitz eines Engländers. Von Leon ging Seemann nach den Districten Nueva Segovia und Matagalpa über waldige Ebenen, in denen Wassermangel herrschte; Eidechsen, Affen, Papageien und Damwild waren in Menge vorhanden. Die menschliche Bevölkerung erschien dagegen äußerst spärlich. Tagelang war kein Bewohner zu sehen, und in den vereinzelten Hütten waren keine Lebensmittel zu haben.

Am sechsten Tage der Wanderung wurde die Berglandschaft höher und die Luft frischer. Ocotal, der Hauptort von Neu Segovia, hat seinen Namen von der Ocote oder Ocotl, der nicaraguensischen Fichte; in der Umgegend liegen viele Silbergruben, namentlich jene von Maqueliza,

Depilto und Limon. Bei der letztern fand der Reisende merkwürdige indianische Skulpturen mit einem Basrelief der Sonne. Der frische Rasen gewährt den Schafen gute Weide und die Wolle kann man vermittelst des Rio Coco verschiffen, welcher unweit von Cap Gracias a Dios in den Atlantischen Ocean mündet. In den Wäldern der Küstenregion schlagen die Engländer Mahagoniholz und sammeln Kautschuk. Dieser Weg ins Innere ist schon den Bukkaniern des siebenzehnten Jahrhunderts wohl bekannt gewesen und sie haben ihn einige Mal betreten, um das Land auszuplündern. Jetzt sind die Leute im Innern in ärmlichen Verhältnissen und auch Ocotal ist nicht viel besser als ein Dorf.

Der Weg nach Matagalpa hat die Richtung nach Süden und führt auf abscheulichen Pfaden über steile Berge, aber die Landschaft ist manchmal wunderbar großartig. Nachdem der Reisende die Goldgruben und andere Minen untersucht hatte, ging er über Jinotega und Santa Rosa nach Leon zurück. In Jinotega fand er eine Colonie nordamerikanischer Ansiedler, die sich in keineswegs günstigen Umständen befand; der Reisende rieth den Leuten, sich in anderen Bezirken niederzulassen, wo sie weniger schlechte Absatzwege für ihre Producte hätten. Jüngst war noch eine Anzahl deutscher und amerikanischer Familien angekommen, welche von der Regierung gutes Land kosten- und steuerfrei erhalten haben. Alles was in Nicaragua nach Fortschritt und Verbesserung aussieht, verdankt man den Fremden, und nur wenn diese in immer größerer Menge sich einfinden, kann aus dem Lande etwas werden. „Die Eingeborenen scheinen gar nicht dazu angethan, aus dem Zustande der Verkommenheit, in welchen sie versunken sind, sich selber zu erheben."

Seit einigen Jahren ist Managua zur Hauptstadt erhoben worden; dasselbe besteht aber nur aus vielen Hütten und einigen nach europäischer Art gebauten Häusern; es sollte billig als Dorf bezeichnet werden. Vom Nationalpalast aus, der sich am Marktplatz erhebt, hat man einen Blick auf den großen und schönen Managua-See, von welchem frische Luft herüber weht. Diese „Hauptstadt" hat weder eine Bibliothek, noch ein Museum oder Theater oder öffentliche Vergnügungen. Um 8 Uhr Abends ist Alles wie ausgestorben; öffentliche Laternen giebt es nicht, aber jeder Besitzer einer Hütte muß eine Lampe ins Fenster stellen, welche indeß um die angegebene Zeit gewöhnlich schon erloschen ist. Die Leute schlafen nun, aber nicht etwa nach unserer Art; in ganz Nicaragua giebt es bei den Eingeborenen kein Bett, sondern nur hölzerne Gestelle oder Lattenwerke, die mit Ochsenhaut bespannt sind. Die angesehensten Familien wissen nicht, was ein leinenes Bettlaken oder überhaupt Bettwäsche ist; sie schlafen in ihren Kleidern. Morgens steht man auf, schüttelt und reckt sich aus, aber von Waschen ist keine Rede. Sofort wird der Kaffee getrunken und dazu eine Cigarette geraucht. Die ärmeren Classen schlafen nicht selten, ohne andere Bedeckung als ihre zerlumpten Kleider, unter freiem Himmel, ohne sich um Mondschein oder Thau zu bekümmern; gegen Morgen wird manchmal eine Decke übergeworfen. Alle haben die größte Abneigung gegen Waschwasser und warnen den Europäer davor.

Die Wohnungen wimmeln, mit wenigen Ausnahmen, von Ungeziefer und starren vom widerwärtigsten Schmutz. In Matagalpa und in Neu Segovia gilt ein Besen für eine große Merkwürdigkeit; wenn ein hoher Festtag nahet, bindet man Palmenblätter zusammen und fegt damit in der Wohnung herum! „Wenn ich einen Vergleich zwischen den Nicaraguensern und den Polynesiern in Betreff der Sauberkeit an Menschen und Wohnungen mache, dann muß ich sagen, daß die ersteren keineswegs als die civilisirteren erscheinen. Vor länger als drei Jahrhunderten sind Christenthum und europäische Civilisation nach Centralamerika gekommen, aber in Hinsicht auf Gesellschaft, Politik, Intelligenz und Moral stehen diese christlichen Centralamerikaner hinter den braunen Wilden der Südsee zurück. Ein Haupthinderniß, das sich der Entwickelung entgegenstellte, welche anderwärts wohl durch die Einwirkungen der Civilisation ins Leben tritt, liegt in der starken Beimischung von Negerblut, durch welche dieses Volk heimgesucht worden ist; dadurch werden hier alle Bemühungen derer, welche den Fortschritt anbahnen wollen, zu Schanden gemacht."

Elementarkenntnisse gehören zu den Seltenheiten, und von den Verhältnissen des Auslandes haben nur Wenige eine leidlich richtige Vorstellung. In England und Nordamerika wohnen, so glaubt man, Heiden, die kein christliches Sacrament kennen. Dagegen haben sie von ihrem Nicaragua übertrieben hohe Begriffe. Ein Fremder muß sich wohl hüten, gegen einen solchen Wahn zu sprechen; er thut am Besten, wenn er die natürlichen Vorzüge des Landes und dessen reiche Hülfsquellen rühmt; dann sagt er die Wahrheit und verletzt keine Empfindlichkeit. Squier schrieb in seinem vortrefflichen Buch über Nicaragua ganz offen Alles, was er beobachtet hatte, dafür wurde aber auch sein Werk auf dem Marktplatze verbrannt!

Die Nicaraguenser bilden, von einer Anzahl noch unvermischter Indianer abgesehen, ein Mischlingsgeschlecht, in welchem Indianer und Negerblut das bei Weitem überwiegende ist; ein reiner, unvermischter Weißer ist fast so selten anzutreffen wie in London ein Neger. Diese Mulatto-Mestizengesellschaft thut sich auf ihren Republikanismus viel zu gute und spricht viel von „socialer Gleichheit", sie zerfällt aber dennoch in zwei verschiedene Classen: die barfüßige und die beschuhete.

Unter den Barfüßern, der niedern Classe, giebt es auch einzelne reiche Leute; diese tragen als Luxusartikel manchmal Sandalen, aber nichts in der Welt würde sie bewegen können, den Fuß in einen Schuh zu stecken. Sie würden dafür als vornehmthuerisch von ihren Freunden ausgelacht werden. Die Beschuheten sind manchmal so arm wie Kirchenratten und ihre Haut ist rabenschwarz; sie haben aber dabei eine gewaltige Meinung von ihrer Würde und Wichtigkeit und blicken mit Protectormiene hochmüthig auf die barfüßige Volksmasse herab.

Diese Classe der Schuhtragenden liefert in Nicaragua, wie in Centralamerika überhaupt, die politischen Unruhstifter und Revolutionaire von Profession. Es wäre ein wahrer Segen für das Land, wenn es sich dieser Subjecte entledigen könnte, nur dann wäre einiger Fortschritt denkbar. Die große Menge würde gern Ruhe haben und auch wohl arbeiten, d. h. arbeiten wie man es von einem zur Trägheit geneigten Volke verlangen kann, das in einem heißen Klima lebt und sich von Mais, Bohnen und getrocknetem Fleische nährt.

Der Reisende lernte den Präsidenten Martinez kennen, welcher seit mehreren Jahren die Ruhe leidlich aufrecht erhalten hat. Er ist ein recht intelligenter Mann und hat auch verständige Minister.

Den schönsten District Nicaraguas bildet Chontales. Unser Gewährsmann ritt von Managua aus dorthin in westlicher Richtung über ein gewelltes Land und fand selbst gegen Ende der trockenen Jahreszeit das hohe üppige Gras noch grün. Die ganze Gegend ist für Ackerbau wie für Vieh-

zucht trefflich geeignet. In der Nähe von La Libertad steigt die Hochebene an, die Hitze ist nicht mehr so drückend und man hat dann und wann eine prächtige Aussicht auf den See von Nicaragua, dessen Inseln und die ihn umgebenden majestätischen Vulcane. La Libertad arbeitet sich jetzt zu einer Stadt empor. In der Nähe beginnt ein ausgedehnter Urwald. In diesem „neuen Californien“ liegen die in der jüngsten Zeit so viel besprochenen Gold- und Silbergruben. Es versteht sich fast von selbst, daß sie von englischen Capitalisten ausgebeutet werden. Die Bäume in den Wäldern von Chontales haben allesammt eine hellgraue Rinde und gewinnen dadurch einen ganz eigenthümlichen Anblick.

Das Gold in Nicaragua unterscheidet sich in seinem Vorkommen von jenem Californiens und Australiens. Man findet nämlich keine Klumpen, „Nuggets“, sondern das Metall ist so fein wie Mehl. Es kommt jedoch in großer Menge vor und zeigt sich sofort, wenn man eine Hand voll Erde in einem Hornlöffel wäscht. Die Hauptminen liegen etwa 4 Leguas von La Libertad und es führt eine leidliche Straße dorthin; diese ist von der „Chontales-Compagnie“ und der „Centralamerikanischen Association“ gebauet worden. Am ergiebigsten sind die Gruben Javali und La Consuelo. Es liegt kaum eine Uebertreibung darin, wenn man sagt, daß in jeder Woche neue Fundstätten entdeckt werden; ein amtlicher Bericht in der „Gazeta de Nicaragua“ hat deren mehr als einhundert namhaft gemacht. Kürzlich wurde ein alter Baum im Consuelowald entwurzelt und man fand unter ihm mehr als tausend Unzen Goldes. Die Chontales-Compagnie war gerade beschäftigt, Dampfmaschinen aufzustellen.

Die Strecke von La Libertad bis Granada kann man zu Pferd in drei Tagen zurücklegen. Granada ist, wenn auch nicht mehr dem Namen nach, die eigentliche Hauptstadt des Landes. Die Lage am gleichnamigen See, der auch als Nicaraguasee bezeichnet wird, bringt manchen Vortheil mit sich. Aus dem See fließt der San Juan ab, der ins Atlantische Meer mündet und mit Dampfern befahren wird. Kurz vor der Ankunft des Reisenden war wieder ein Erdbeben verspürt worden; man hatte deshalb eine Menge von Schuppen und Buden im Freien aufgeschlagen, unter welchen im Nothfalle die Leute eine Zuflucht finden konnten. Die Priester hatten das Erdbeben zu ihrem Vortheil ausgebeutet und von den Gläubigen sehr beträchtliche Geldspenden erhoben. Je mehr Erdstöße kamen, um so stärker floß auch das Geld in ihre Taschen, denn Sünden vergeben wurde nicht gratis ertheilt.

Von Granada ritt unser ausgezeichneter Landsmann über Masaya, dessen gleichnamiger See einen Krater füllt, nach Managua zurück, mitten durch Wälder und unter tropischen Regengüssen. Sein Maulthier brachte ihn, trotz der handgreiflichen Dunkelheit, an Ort und Stelle nach Managua, wo er in dem Hotel de Hambre eine centralamerikanische Gastwirthschaft von echtem Schrot und Korn fand.

„Sehr theuer bezahlt man eine Mahlzeit, die eben hinreicht, den Hungertod abzuwehren. Sie besteht aus an der Sonne getrocknetem Rindfleisch, rothen Bohnen, Eiern und Maiskuchen. Auf all' und jede Bequemlichkeit muß man platterdings verzichten, denn das Zimmer hat man mit einem halben Dutzend anderer Leute zu theilen und findet nur eine rohe Bettstelle; für Bettzeug oder Hangmatte muß der Reisende selber sorgen. An dem Abend, als ich eintraf, machte das „Hotel de Hambre“ seinem Rufe ganz besonders Ehre; mein braves Maulthier bekam weder Gras noch Korn und mußte sich mit Wasser begnügen; ich meinerseits wurde abgespeist mit einem Ei, ein paar Maiskuchen und einer Tasse Kaffee, die Milch dazu, so sagte der Wirth, sollte ich am andern Morgen trinken.“

Diese Schilderungen Seemann's über das Volk in Nicaragua und dessen Zustände passen auch auf einen nicht geringen Theil der übrigen Gegenden Centralamerikas und auch Mexicos.

Fortschritt und literarische Regsamkeit unter den Eingeborenen Ostindiens.

Ich verdanke der Freundlichkeit eines ausgezeichneten Orientalisten, des Herrn Dr. Walter Behrnauer, Secretairs an der Bibliothek zu Dresden, die Mittheilung einer Rede, mit welcher Garcin de Tassy in Paris seinen Lehrcursus über das Hindustani am 3. December 1866 eröffnet hat*). Es ist ein löblicher, in Deutschland nachahmungswerther Brauch der Pariser Professoren, daß sie bei Anbeginn der Vorträge über den jeweiligen Stand desjenigen Zweiges der Wissenschaften, welchen sie speciell behandeln, eine zugleich gründliche und doch allgemein verständliche Uebersicht geben. Diese Eröffnungsreden sind nicht selten von großem Werthe. Ich rechne z. B. in diese Classe auch den Vortrag, welchen Leo Feer über Tibet, den Budhismus und die tibetanische Sprache gehalten hat und den ich demnächst in einem Auszuge mittheilen werde. Die Pariser Professoren geben in diesen Eröffnungsreden Beiträge zur Culturwissenschaft; sie verstehen es auch, scheinbar dürre Gegenstände, namentlich linguistische, in ansprechender Weise zu behandeln.

Das thut auch Garcin de Tassy. Sein Vortrag gewährt uns einen Einblick in die geistige Regsamkeit und das wissenschaftliche Treiben sowohl der Hindu, welche sich zur alten Landesreligion bekennen, wie der Mohammedaner; wir sehen, wie lebhaft die Bestrebungen sind, die morgenländische Wissenschaft mit jener des Abendlandes nach Möglichkeit zu vermitteln und wie viele Ansätze zur gegenseitigen Durchdringung schon vorhanden sind. Im Abendland erfährt das große Publicum nur selten etwas von diesen intellectuellen Bewegungen; es ist aber klar, daß namentlich in Indien die gebildeten Classen der Eingeborenen geistig in eine neue Phase getreten sind. Die Entwickelung ist noch in ihren ersten Anfängen, aber wir dürfen als sicher annehmen, daß sie weiter gehen werde; es ist nicht daran zu denken, daß ein Stillstand eintreten könne; die Kugel ist im Rollen.

Da Herr Behrnauer den Vortrag Garcin de Tassy's seinerseits bei einer wissenschaftlichen Arbeit speciell zu benutzen gedenkt, so bin ich in der Lage, nur auf einzelne Punkte hinweisen zu können, ich muß mich auf wenige Auszüge beschränken.

Bemerkenswerth ist die Rührigkeit der Inder auf journalistischem Gebiete. Im Jahr 1866 sind nicht weniger als sechsundzwanzig neue Zeitungen und Zeitschriften

---

*) Cours d'Hindustani à l'école imperiale et spéciale des langues orientales vivantes près la bibliothèque imperiale. Discours d'ouverture du 3 Decembre 1866. 47 Seiten.

entstanden. Allein in den nordwestlichen Provinzen erschienen 18 Blätter in Hindustanisprache, und eines derselben, der „Akhbar i alam“, hatte 5370 Abnehmer. Es darf uns nicht auffallen, daß manche derselben einen blumigen, echt orientalischen Titel haben; z. B. „das Gestirn der Neuigkeiten“, welches zu Mirat erscheint; „der Zusammenstrom der beiden Oceane“, in Ludiana; „das Lebenswasser Indiens“ in Agra. Es ist hier nicht am Orte, alle die einzelnen Zeitungen und Zeitschriften aufzuzählen; unter denselben sind einige, welche sich speciell mit den Wissenschaften befassen, z. B. der „Guyan pardaini patrika“, d. h. „das Wissenschaft austheilende Blatt“, zu Lahore, welches allmonatlich erscheint und von einem in Kaschmir wohnenden ungemein gelehrten Panditen redigirt wird. Es bringt bildliche Erläuterungen, also Illustrationen, zum Text und dieser letztere ist doppelt; die eine Colunme ist in Hindi mit Dewanagarilettern und die andere in Urdu mit persischen Buchstaben gedruckt.

In literarischer Beziehung ist der „Koh i nur“, also der Berg des Lichtes, welcher gleichfalls in Lahore erscheint, eine der wichtigsten Zeitschriften Indiens. Es erscheint bemerkenswerth, daß allein in der Nummer vom 6. März 1866 nicht weniger als 167 neuerschienene Werke angezeigt werden; theils solche, die in Hindustani (also den beiden Dialecten desselben, dem Urdu und dem Hindi) gedruckt worden sind, theils im Arabischen, Persien und auch Sanskrit. Manche Aufsätze des Blattes beschäftigen sich mit der für Indien bekanntlich so hochwichtigen Frage der Frauenerziehung, und an lyrischen Gedichten junger, strebsamer Poeten ist gar kein Mangel.

Auch in Indien fehlt die Reclame nicht; natürlich trägt sie ein specifisch-morgenländisches Gepräge. Der „Akhbar i Kurtan“ („Neuigkeiten der beiden Welten“, nämlich des Himmels und der Erde) ladet zum Abonnement vermittelst eines Ghasels ein, und allzugroße Bescheidenheit kann man ihm nicht zum Vorwurfe machen.

„Der Akhbar Kurtan ist ein Ocean von Wohlredenheit, der Akhbar Kurtan ist ein Quell der Beredtsamkeit. Seine geistreichen Ein- und Ausfälle schweifen bis zum hohen Himmel empor; der Akhbar Kurtan ist wie ein Stern am Firmament. Die Leute sprechen davon, wie genau und wahrhaft er sei; der Akhbar Kurtan ist wirklich ein sehr gutes Blatt. Er stellt Alles, was sich in der Welt begiebt, ins rechte Licht; er ist für das Auge ein Gestirn der Unterweisung; sein Styl ist sehr rein; der Akhbar Kurtan steht, was Klarheit des Ausdrucks betrifft, einzig da. Wer jemals dieses Blatt gesehen hat, ruft allemal aus: Vortrefflich, du bist mir willkommen, Akhbar Kurtan. Kurzum, für alle, deren Herz abgestorben ist, wird der Akhbar Kurtan der wahre Christus sein, welcher die Todten wieder auferweckte!“

Den indischen Blättern kann man nachrühmen, daß sie auf guten Styl halten; dieser sagt freilich uns Abendländern nicht immer zu, aber lobenswerth bleibt die Rücksicht auf guten Ausdruck; man hat Achtung vor seiner Sprache. Wenn wir dahin erst allgemein in Deutschland gekommen wären, hier bei uns, wo Universitätsprofessoren einen Styl schreiben, den man an einem Husarenunteroffizier nicht loben würde! Die „Wahre Morgenröthe“ zu Madras, welche in Urdusprache erscheint, rühmt von sich, daß sie allgemein geschätzt werde, weil sie des klaren Ausdrucks und guten Styls sich befleißige; diese seien ganzer Haufen Goldes werth. „Die Blätter, welche in gutem Styl und mit Beredtsamkeit geschrieben werden, muß man den Diamanten vergleichen; jede Zeile ist wie eine Perlenschnur.“ — Ein in Bombay erscheinendes Blatt führt den Titel „Der packende Blitz!“.

Bemerkenswerth ist eine Ausgabe des berühmten altindischen „Bhagavat gita“; der Sanskrittext ist in Devanagari gedruckt, hat eine Interlinearübersetzung in Hindi, eine grammatische Erklärung des Textes und einen Commentar in Bhaschasprache (Hindi), aber mit persischen Lettern. Mit der Geschichtschreibung befassen sich die Inder nur selten; sie liegt ihrem zugleich speculativen und phantastisch angestreiften Geiste nicht nahe; im vorigen Jahre ist jedoch ein werthvolles Originalwerk erschienen, der „Tarikh Raschid uddin Khani“, eine Geschichte Indiens, insbesondere des Dekan, mit Benutzung älterer und neuerer Werke. Verfasser ist Herr Hidschr in Haiderabad; in dieser Hauptstadt des Nizam ist es, 800 Seiten stark, lithographirt erschienen, in gutem klassischen Urdu, wie dasselbe zu Delhi gesprochen und geschrieben wird, nicht wie in dem südlichen Dialecte, dem sogenannten Dakhni, welcher sonst gewöhnlich im Dekan gebraucht wird.

Ueber das Hindustani und die gegenseitige Stellung seiner beiden Zweigmundarten, Hindi und Urdu, spricht Garcin de Tassy eingehend und setzt ihr beiderseitiges Verhältniß trefflich ins Klare. Im Lande selbst wird über beide Mundarten zwischen Hindus und Mohammedanern viel hin- und hergestritten; die ersteren vertheidigen die alte Mundart, die letzteren die neue, reformirte, das Urdu. Dieses gewinnt immer mehr an Ausbreitung, obwohl die meisten Nichtmohammedaner ihr Hindi zur allgemeinen Geltung bringen möchten. Aber das Hindi zerfällt in wenigstens 17 Unterabtheilungen, von denen keine als klassisch allgemein anerkannt worden ist; während das Hindustani (dieses Urdu) des Nordens für klassisch gilt und, wie Tassy meint, wohl gar einst zur Gemeinsprache aller Bewohner Indiens sich erheben werde.

In dem zu Malwa erscheinenden „Akhbar“ entwickelt ein mohammedanischer Gelehrter die Vorzüge des Urdu in folgender Weise:

„Sanskrit war die Sprache der alten Indier. Da hatte man anfangs den Dialect der Vedas; dann modificirte sich die Sprache und wurde so, wie wir sie in den Puranas und Schastars finden. Im Fortgange zweier Jahrtausende gewann auch diese Sprache ein anderes Gepräge und bildete neue Mundarten, die man als Gathas und Prakrits bezeichnete, und diese erfuhren auch Modificationen bis auf die Zeit der muselmännischen Herrschaft. Damals bezeichnete man den geachtetsten dieser neuen Hindudialecte als das reine Indisch, tenth Hindi. Inzwischen entstand aber auch das Urdu, welches neben den Sanskrit- und Hindiwörtern eine große Anzahl persischer und arabischer Wörter in sich aufgenommen hat. Die Vertreter des Hindi behaupten nun, daß eine gleich dem Urdu aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Sprache nicht geeignet sei, das Wiederaufleben der Wissenschaften zu fördern; höchstens könne sie als Sprache der Verwaltung dienen; die Inder müßten sich hingegen für ihre neue Literatur ihrer neuern nationalen Sprache bedienen, des Hindi, welches das echte und rechte Indische sei; das Urdu hingegen sei mehr muselmännisch als indisch, weil die mohammedanischen Eroberer so viele Fremdwörter in dasselbe eingeschaltet hätten. Dagegen ist aber geltend zu machen, daß Hindi und Urdu nicht zwei verschiedene Sprachen sind, sondern lediglich Mundarten einer und derselben Sprache, die sehr wohl neben einander bestehen können.“ Tassy stellt das Urdu in die erste Reihe, gerade weil es nicht völlig indisch sei und als Verbindungsglied zwischen dem Islamismus und dem Hinduismus betrachtet werden könne.

Man schreibt und druckt das Urdu mit persischen Buchstaben, und auch das giebt den Vertheidigern des Hindi Anstoß; sie meinen, gerade dadurch seien so viele Fremdwörter eingeschwärzt worden; in Bengalen, wo man sich der

nationalen Schriftzeichen bediene, habe man viele solcher Eindringlinge wieder ausgemerzt.

An und für sich könnte dieser Streit von geringem Belang erscheinen, es liegt ihm aber etwas Tieferes zu Grunde als eine grammatische Zwistigkeit. Das Hindi nämlich repräsentirt den Hinduismus, den Polytheismus mit Allem, was sich daraus herleitet und damit zusammenhängt; das Urdu hingegen ist Vertreterin des Islamismus, des Monotheismus, des Semitismus und, wie Tassy meint, auch der europäischen und christlichen Civilisation. Die Agitation für das Hindi sei gleichbedeutend mit einem Rückschritt, ähnlich jenem des Neugriechischen zum Altgriechischen; in Indien gehe man gar so weit, auch Werke, die in Urdu verfaßt sind, mit Devanagarilettern zu drucken.

Es scheint, als ob die meisten Engländer sich für das Urdu entscheiden. Dasselbe sei klar, ausdrucksvoll, reichhaltig im Wörterschatz und für Alles passend. Ein Hinauswerfen persischer und arabischer Wörter würde etwa sein, als wenn man alle lateinischen Wörter aus dem Englischen verbannen wollte. Sprachen macht man nicht nach Belieben und Willkür; sie sind flüssig, nehmen neue Bestandtheile an in Folge von Eroberungen, Handelsverbindungen und wissenschaftlichen Bedürfnissen. Man könne die wunderbare Mosaik des Englischen, das germanische und romanische Bestandtheile habe, dem Urdu vergleichen, in welchem Sanskrit- oder vielmehr arische Elemente mit semitisch-muselmännischen vorkommen. Wenn eine Sprache sich auf Kosten anderer Sprachen bereichern kann, dann soll sie das lieber thun, als daß sie lange, mühsam zusammengesetzte Wörter aus sich selber macht.

Das Hindi oder vielmehr Hindui, dieses alte Indisch des Nordens, soll turanisch und vor dem Sanskrit vorhanden gewesen sein, ist aber durch die Sprache der Aryas dermaßen erdrückt worden, daß es nun als eine Ableitung der alten Aryassprache erscheint, von welcher auch das Sanskrit kam. Dann erschienen die mongolischen Eroberer, welche das mit arabischen Wörtern überladene Persische redeten. Sie führten in Indien viele Veränderungen im bürgerlichen und religiösen Leben ein; ganze Provinzen wurden zum Mohammedanismus bekehrt, dessen heilige Sprache das Arabische ist; die ganze Verwaltung wurde geändert, neue Aemter, nach dem Vorbilde derer in Kabul und Persien, wurden geschaffen und benannt wie in diesen beiden Ländern. So kamen viele Fremdwörter, namentlich persische und arabische, welche auf Religion, Krieg, Regierung, Gewerbe und Künste Bezug haben, in das Hindi, das nun auch einen andern Namen erhielt und als Urdu zabain, Sprache des Lagers (der Horde) bezeichnet wurde. Alle diese Wörter kann man nicht willkürlich durch andere ersetzen. Die indische Akademie in Lahore hat ein Werk in Urdu: „Geißel für die Beamten der Regierung," welches ihr zur Begutachtung eingeschickt worden war, deshalb getadelt und verworfen, weil der Purismus so weit ging, daß der Verfasser alle arabischen und persischen Wörter vermieden hatte, um zu zeigen, daß man bei den Gerichten und in den Verwaltungsämtern auch ohne solche fertig werden könne.

Die Universitäten in Calcutta, Madras und Bombay gedeihen. Von ganz entschiedener Bedeutung ist die Orientalische Universität zu Lahore, welche ohne irgend welches Zuthun der Engländer von Indern selber begründet worden ist und von ihnen unterhalten wird. Der Ruhm der Initiative gebührt einem Deutschen, dem sehr gelehrten Doctor Leitner, welcher seine ganze Lebensaufgabe darin findet, die Literatur der Eingeborenen zu heben. Ihm verdankt auch die Akademie in Lahore ihr Entstehen; bei Gründung jener Universität lag ihm daran, nicht bloß für das Pendschab, sondern auch für ganz Indien neuen Aufschwung in das Studium der asiatischen Sprachen und Wissenschaften zu bringen; denn die drei anderen ebengenannten Universitäten fassen mehr die europäischen Studien ins Auge. Dr. Leitner ist weit entfernt von der Beschränktheit und dem Hochmuthsdünkel vieler christeuropäischen sogenannten Civilisationsbringer, welche den Orientalen unsere abendländischen Ansichten, Vorurtheile &c. mit einem Schlag aufoctroyiren möchten. Der gelehrte Deutsche versteht vollkommen die Umgebungen zu würdigen, innerhalb deren er lebt und wirkt; er weiß sehr wohl, daß er sich an Asiaten wendet und nicht mit Europäern zu thun hat. Er geht in die asiatische Anschauungsweise ein, kennt das Schriftenthum und sucht von innen heraus zu regeneriren. Damit sind die hervorragenden Männer unter den Eingeborenen, welche eine sehr erklärliche Abneigung gegen die Aufdringlichkeit der Missionaire haben, vollkommen einverstanden. Sie wollen den Geschmack für die ältere Literatur, sowohl die indische wie die muselmännische, wieder beleben, gleichzeitig aber auch die Literatur und die Wissenschaften Europas ihren Landsleuten vermitteln. Daß dabei jeder Proselytismus ausgeschlossen werden müsse, versteht sich von selbst.

Von der Lahore-Universität hängen zwei andere höhere Unterrichtsanstalten ab (wir könnten sagen Lyceen oder höhere Gymnasien), eins in Lahore selbst und ein anderes in Amritsir, vielleicht auch in Delhi. An jeder dieser Anstalten lehren zwei Professoren Sprache und Literatur der Inder, in Hindi und in Urdu; die anderen Persisch, Arabisch und Sanskrit. Die Schüler werden namentlich auch in „gutem Styl und angemessenem Ausdruck", Adab, geprüft und sodann in „reiner Aussprache". Wenn man es bei uns im gelehrten Deutschland erst dahin gebracht hätte, wo man hören kann, daß Berliner Professoren ihre Weisheit in bester Strahlauer oder Teltower Mundart verkündigen, oder wo sie in Leipzig ein ohrzerbrechendes Meißnisch, in Tübingen ein Urschwäbisch zum Besten geben, das einem Bauer aus dem Neckarthal abgeborgt zu sein scheint! Aber freilich, wir sind Europäer und marschiren an der Spitze der christlichen Civilisation.

In Bengalen unterstützte die Regierung im Jahr 1866 nicht weniger als 2237 höhere und niedere Schulanstalten, welche 370,000 Schüler zählten; dazu kommen 157 Schulen, welche keine Unterstützung erhalten; sie zählten 5770 Schüler. In der Präsidentschaft Madras 983 Schulen; in den Nordwestprovinzen 379 Regierungsschulen. In Mirat ist eine höhere Lehranstalt für das Arabische.

Die Agitation, welche ins Leben trat, um das weibliche Geschlecht in Indien einer höhern Bildung theilhaftig zu machen und damit zu einer würdigern häuslichen und gesellschaftlichen Stellung zu befähigen, hat den besten Fortgang. Dazu haben allerdings die Europäer den Anstoß gegeben, aber die Eingeborenen lassen es an Eifer zur Förderung der Sache nicht fehlen. Dafür liegen eine Menge Beweise vor, namentlich aus dem Gebiete des vormaligen Königreichs Audh, und in Bombay hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche den löblichen Zweck mit Eifer fördert; an der Spitze steht der gelehrte Hindu Bhau Dadschi.

Die Mohammedaner haben in Bengalen eine ausschließlich muselmännische Akademie, Andschuman islami, gegründet, welche allmonatlich eine Sitzung in Calcutta hält oder auch in Aligar. Die Missionaire behaupten nicht selten, daß die Muselmänner den Wissenschaften feindlich gesinnt seien. Die ganze Literatur, namentlich der Araber, bei denen das christliche Mittelalter wissenschaftlich in die Schule ging, liefert allein schon den Gegenbeweis. Aber auch Mohammed der Prophet hat gesagt: „Die Tinte der Gelehrten ist von größerem Werth, als alles Blut

der Märtyrer." Jene muselmännische Akademie steht mit der East India Association in London in Verbindung; die angesehensten Mohammedaner Bengalens sind eifrige Theilnehmer; sie zählte am 30. September 1865 schon 387 Mitglieder und die Zahl ist seitdem beträchtlich angewachsen. Am 7. März 1866 hielt sie eine Jahressitzung, in welcher der Generalgouverneur und alle höheren Beamten zugegen waren. Unter den Vorträgen, welche die Akademie halten läßt, war auch ein von völligem Sachverständniß zeugender über die britische Verfassung.

In Indien herrscht die größte religiöse Freiheit; „sie ist das richtige Mittel, verderblichem Antagonismus die Spitze abzubrechen. Dogmatische Annäherung kann sie nicht herbeiführen, wohl aber eine gegenseitige Duldung; sie kann Vorurtheile abschwächen, welche sehr häufig ihre Quelle in gegenseitiger Unkunde haben. Die Hindus wollen den Beweis führen, daß ihre Religion nicht so sei, wie sie von ihren Gegnern dargestellt wird; viele unter ihnen sind Gegner unsittlicher und widersinniger Bräuche, die sich eingeschlichen haben; sie verlangen energisches Einschreiten gegen die Wittwenverbrennungen und gegen den Menschenmord des Dschagganath; viele Hindus erklären sich gegen die Vielweiberei und viele Mohammedaner gegen das Eunuchenwesen." Das auf Reinigung bedachte Brahmanenthum lebt wieder kräftig auf, dafür zeugt der Brahma sabha oder Samadsch, jener Verein aufgeklärter Hindus in Calcutta, der sich an das Wesen der alten Religion hält und die Mißbräuche abschafft. In der Moschee zu Lahore wird öffentlich für die Königin Victoria gebetet.

Der Islam macht fortwährend Fortschritte. Ein wahhabitischer Kaufmann hat, von einigen Jüngern begleitet, die Provinz Concan durchzogen und viele Mohammedaner zu seinen puritanischen Reformen bekehrt. Wir erfahren durch Garcin de Tassy, daß die Wahhabiten zahlreiche Anhänger nicht nur in Puna und in Ahmadnagar, sondern auch zu Haiderabad im Dekan haben, wo die im Dienste des Nizam stehenden Araber sich eifrig bemühen, die Lehre der Wahhabiten zu verbreiten. **A.**

Eine Deputation von Kaufleuten bei Fabre Geffrard, Präsidenten von Haiti.

Von **Eduard Habich.**

Es sieht wirr und wild genug aus in der Republik der Schwarzen auf Haiti. Seit dem Sturze des Kaisers Soulouque steht dort ein wohlmeinender und energischer Mann an der Spitze, den aber in den Augen der Schwarzen der Vorwurf trifft, daß er ein, wenn auch sehr dunkelgefärbter, Mulatte ist; der Neger haßt instinctmäßig den Mischling und auf Haiti liegt allen Revolutionen der Antagonismus zwischen Schwarzen und Gelben zu Grunde. Präsident Geffrard ist keinen Tag seines Lebens sicher, die Verschwörungen und Aufstände gegen ihn nehmen kein Ende und mehr als einmal ist er nur durch die Kriegsschiffe der fremden Mächte vor dem Sturze bewahrt worden.

Im Herbst 1866 wurde er wieder einmal und zwar durch den nordamerikanischen Schiffsfähndrich Kane vor einem Attentate gerettet. Die europäischen Capitaine hatten allemal ihre Hülfe uneigennützig geleistet, der Yankee dagegen ließ sich seinen Retterdienst bezahlen. Wir lesen in Newyorker Blättern vom 24. November Folgendes: „Ein hervorragender Rebell hatte dem Fähndrich Kane Briefe anvertraut; dieser lieferte sie dem Präsidenten aus. Sie enthielten einen vollständigen Plan, wie man die Hauptarsenale und Magazine zu Port-au-Prince in die Luft sprengen, die Stadt anzünden und den Präsidenten, nebst seinem Cabinet, ermorden könne. Kane ließ sich vom Präsidenten für die Auslieferung der Briefe 25,000 Dollars zahlen; dafür ist er nun zur Verantwortung gezogen worden."

Daß Haiti mehr und mehr in die Barbarei zurückfällt, ist eine Thatsache; die Verehrung der grünen Schlange greift immer mehr um sich, und im März 1865 mußte der Präsident mehrere Neger hinrichten lassen, welche das Menschenfressen systematisch betrieben. Das gerichtliche Urtheil und eine amtliche Proclamation lieferten die Beweise dafür.

Der nachstehende Bericht, welchen wir zur Veröffentlichung im „Globus" von einem Deutschen, der Augen- und Ohrenzeuge war, erhielten, wird nicht ohne Interesse gelesen werden.

* * *

Bald nach der Zurückkunft des Präsidenten Geffrard in seine Hauptstadt Port-au-Prince war dort von der Kaufmannschaft beschlossen worden, ihm in einer Adresse die Wünsche der Bevölkerung vorzutragen. Geffrard hatte im Norden gegen die Revolution, deren es in Haiti wie in fast allen Republiken Südamerikas so viele giebt wie Mondwechsel, gesiegt. Das Land hatte durch den sechsmonatlichen Krieg, in Folge der Rebellion des Nordens, viel gelitten; die Unzufriedenheit mit dem Präsidenten war bis zum höchsten Punkte gestiegen und namentlich verletzte die, durch Geffrard begünstigte, Intervention einer englischen Flotte das „Nationalgefühl" der Haitianer! Man hatte schon geglaubt, daß er gezwungen sein werde, das Land zu verlassen; aber die Intervention der Engländer, welche die Stadt Cap Haiti beschossen, machte der Revolution ein Ende.

Geffrard kehrte dann nach Port-au-Prince zurück, das rebellische Volk, eines Führers entbehrend, kroch zu Kreuze; die Kaufmannschaft sandte eine Deputation ab, um einige Verbesserungen im Finanzwesen als dringend nöthig zu fordern.

Die Deputation bestand aus etwa sechszig Kaufleuten, in schwarzen Fracköcken, mit Cylinderhüten und weißen Glanzhandschuhen. Nachmittags um drei Uhr, bei einer brennenden tropischen Hitze, war sie im Palast angelangt und wurde in einem großen Saale, dessen Wände mit den Bildern aller haitianischen Präsidenten ausgeschmückt waren, empfangen. — Geffrard, ein hübscher Mann, von fast schwarzer Gesichtsfarbe, befand sich an einem Ende des langen Saales, auf einer Erhöhung; dort stand ein rothsammetner Lehnstuhl.

Der Kaufmann L., ein Mulatte, hielt die Anrede, welche anfangs sehr in die Breite ging; sie schilderte das Glück der Bevölkerung, welche sich freue, den Präsidenten durch die Vorsehung Gottes wieder in den Mauern (?) von Port-au-Prince begrüßen zu können. Die Lobeserhebungen und Floskeln wollten gar kein Ende nehmen, dennoch wurde man unwillkürlich durch dies leichte Tirailleurfeuer auf einige strategische Entwickelungen vorbereitet.

Auf eine feste Weise wies L. darauf hin, daß im „Volk" sich allgemein der Wunsch nach Reformen kundgebe und daß die Regierung nur durch ein Festhalten an der Constitution und durch eine gute Finanzverwaltung das Land versöhnen könne. — Dieser Theil der Rede wurde mit vielem Feuer und mit Betonung der Schlagwörter vorgetragen. Während der Rede standen die Kaufleute in einem Halbkreise vor dem Sessel; auch Präsident Geffrard hatte sich erhoben, und neben ihm stand sein Finanzminister Elie.

Das herkömmliche „Vive le président" bezeichnete das Ende der Rede.

Geffrard machte einige ruhige, graciöse Verbeugungen; dann, als schlauer Feldherr, überlegte er einen Augenblick seinen Plan, während er ziemlich weitläufig für die ihm erwiesene Ehre dankte. Ein feines Lächeln auf seinem Gesichte stand ihm gut zu seinem ganz weißen Kopfe, und mit der größten Gewandtheit vermied er das Hauptthema.

Er sagte, Niemand könne mehr für Reformen sein als er, daß er Viel gethan habe und noch Viel thun werde, daß man aber nicht zu schnell gehen dürfe, weil man sonst Alles verlieren könnte. Das haitianische Volk wäre noch sehr zurück; die Civilisation des Landes könne keinen Vergleich aushalten mit der Civilisation Englands, Frankreichs und Deutschlands (Amerikas wurde — beiläufig gesagt — gar nicht erwähnt). Er meinte, man müsse Geduld haben; ohne diese und die Unterstützung Aller wären keine Reformen thunlich; das haitianische Volk sei wohl gut aber unwissend, und man müsse langsam gehen, um nicht Alles zu verderben.

Dann kam der Wendepunkt und Geffrard flankirte nach allen Seiten hin, bis er so viele Rücksichten aufgestellt hatte, daß er endlich leicht hinwarf, es wolle ihm scheinen, daß das haitianische Volk noch nicht fähig sei, die Reformen zu verdauen. Das Volk müsse erst herangebildet werden, es sei noch zu unwissend und deshalb auch zu schlecht, um Freiheit zu genießen. Es begreife eher eine kräftige, starke Regierung als Gesetze und eine Constitution. Kaiser Soulouque hätte sein Volk gut verstanden, indem er die Constitution in die Tasche gesteckt und mit einer starken Hand regiert hätte.

Und so wie nun der Präsident Geffrard vorher Variationen über die Geduld spielte und jeden Augenblick das Wort „patience" hören ließ, so wiederholten sich jetzt nur die Schlagwörter: „la force, le pouvoir."

Schließlich fügte er hinzu, daß die Ausgaben des Krieges bereits reducirt seien und daß es sein Bestreben sein werde, alle möglichen Ersparnisse anzubahnen.

Der Minister Elie machte die Bemerkung, daß die Gerüchte über die Ausgaben falsch seien und die angegebenen Summen zu hoch gegriffen wären.

Ein dreimaliges „Vive le président" hatte den officiellen Empfang abgeschlossen. Präsident Geffrard lud nun, durch eine graciöse Bewegung der Hand, sämmtliche Kaufleute ein, Platz zu nehmen, während er auf dem hohen mit Sammet gepolsterten Lehnstuhle sich niederließ. Es fand eine von ihm allein geführte Conversation Statt, die mit unzähligen Anekdoten und haitianischen Sprichwörtern gespickt war und einen höchst komischen Eindruck auf mich machte. Auch schien es Geffrard's Aufgabe zu sein, ähnlich wie Mephistopheles mit dem Schüler, seinen Zuhörern alle Begriffe derart zu verwickeln, daß sie gar nicht mehr wußten, wie ihnen zu Muthe war. „Meine Herren," hub er an, „wir sind noch halbe Barbaren; das Volk kennt nur den Chef — den Präsidenten — nicht aber die Gesetze. Wenn ich zum Beispiel den wachthabenden Soldaten vor dem Palais beföhle, Sie Alle zu arretiren, so würde kein Soldat danach fragen, ob ich gesetzlich das Recht dazu hätte."

Ergo, die Macht muß dem Präsidenten gegeben werden, zu thun was er will, und er tadelte die haitianischen Kaufleute aus den besseren Classen scharf, daß sie ihn nicht ordentlich unterstützten. Statt dessen aber kritisire ihn Jeder: er könne auch nicht einmal einen Schritt thun, ohne daß man es über die ganze Insel wisse.

„Ich gehe, zum Beispiele, in das Haus eines Kaufmannes, um ihn zu besuchen. Zufälliger Weise ist der Kaufmann nicht zu Hause: nun heißt es gleich, ich hätte eine Liebschaft mit der Frau und sei ihretwegen hingegangen. Manchmal besuchte ich gern Kaufleute; ich thue es aber nicht aus Rücksichten für die Reputation der Frau und des Kaufmanns." Dabei lächelte der alte, greise Wüstling herablassend, als erwarte er, daß jeder der angeredeten Kaufleute ihm für dieses Zartgefühl danken müßte.

„Man sagt auch," fuhr er fort, „daß ich reich sei; dies ist aber nicht der Fall, ich habe nichts; ich wollte, ich hätte recht viel Geld, ich bin aber nicht reich. Fragen Sie einmal meinen reichen Vetter N. P., der da sitzt, ob ich ihm nicht schon oftmals angeboten habe, mit ihm zu tauschen."

So kam eine Geschichte nach der andern, um zu beweisen, wie viel er auszustehen habe und wie sehr er zu beklagen sei. Zur Erläuterung giebt er das interessante Bild eines Haushalts folgender Weise:

„Meine Herren, denken Sie sich, daß Sie den ganzen lieben Tag eine Unannehmlichkeit nach der andern im Geschäfte gehabt haben. Sie sind dadurch sehr verdrießlich geworden und bis aufs Aeußerste gereizt und kommen sehr aufgeregt nach Hause; die Kinder lärmen in Ihrem Hause und reizen Sie mehr und mehr. Wenn Sie keine Geduld haben und kein Vertrauen zu Gott, nun, so prügeln Sie Ihre Kinder, Ihre Frau und jagen Ihren Burschen zum Teufel und — müssen sich dann das Pferd selbst satteln. Wie viel mehr hat nun der Chef der Regierung auszustehen? Ja, meine Herren, man muß Geduld haben, und Sie müssen Geduld haben und alle Haitianer müssen Geduld haben. Sie müssen mich unterstützen und das Bekritteln meiner Handlungen unterlassen. Lassen Sie uns fest an einander halten; und ich bitte Sie, wenn Sie einmal gelegentlich Zeit haben, so kommen Sie zu mir, je sechs oder zehn zusammen, und geben Sie mir Ihren guten Rath und lassen Sie uns zusammen sprechen."

In ähnlicher Weise ging es weiter. Er begreife selbst, daß zwei Köpfe mehr wüßten als ein Kopf und er würde sie deshalb auch gern anhören; doch gab er den Kaufleuten ziemlich deutlich zu verstehen, daß er als Chef tausendmal mehr wisse und mehr Erfahrungen habe als sie Alle zusammen, und daß er zwar so höflich sein würde, sie immer anzuhören, daß sie sich übrigens nicht einbilden müßten, ihren Rath befolgt zu sehen; sie könnten sich irren, selbst wenn sie glaubten, die ganze Sachlage richtig zu beurtheilen und daß er, Geffrard, sich überhaupt den Teufel darum scheere, was für alberne Ideen über Reformen in den Köpfen spukten; „mais faites moi le plaisir de venir souvent pour m'assister de vos bons conseils". Bei diesen Worten machte der Präsident Fabre Geffrard einige obligate Verbeugungen und zog sich zurück. Darauf folgte das herkömmliche „Vive le président". Der Finanzminister Elie stand aber an der Thür, durch welche die Deputation der Kaufleute eingetreten war, und schüttelte Jedem die Hand.

Deutsche Zeitungen in Südamerika.

Die Zahl der deutschen Blätter nimmt in den fremden Erdtheilen alljährlich zu. Daß Nordamerika deren weit über ein Hundert zählt, daß Australien und Neuseeland, dann auch Canada deutsche Zeitungen haben, ist bekannt. Wir haben jüngst gemeldet, daß auch zu Hongkong in China ein „Wochenblatt für Scherz und Ernst“ herauskommt. In der Stadt Mexico erscheint seit Begründung des Kaiserthums gleichfalls eine „Deutsche Zeitung“; sie ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt und recht dürftigen Inhalts. In der vor uns liegenden Nummer 28 (vom 28. Juli 1866) lesen wir einen leitenden Artikel, der offenbar in einer sehr gedrückten Stimmung geschrieben worden ist und dessen Verfasser sich über die traurige Lage durch Wahnhoffnungen zu täuschen sucht.

„Die Völker sind wie Kinder, welche erst mit dem Alter an Kraft und Verstand zunehmen. Aber damit eben die Entwickelung der geistigen und körperlichen Kräfte in gehöriger Weise stattfinde, brauchen die Kinder Lehrer und Vormünder, welche die ihren Schutzbefohlenen von der Natur verliehenen Anlagen gehörig ausbilden. Mexico ist eins von diesen Kindern und Frankreich ist einer dieser Vormünder. Ja, Mexico ist ein Kind, aber ein Kind, für welches man trotz Allem Interesse fühlt und das man nicht in den Abgrund stürzen lassen wird, in welchen böse Leidenschaften und grenzenlose Habsucht es ziehen wollen. Mexico muß auch seine schönen Tage haben und wird sie haben. Frankreich, zum Vormund für Mexico bestellt, wird seinen Posten nicht eher verlassen, bis die Erziehung vollständig, d. h. bis das Land im Stande ist, sich durch sich selbst ohne fremde Hülfe vor seinen äußeren und inneren Feinden zu schützen. Ein liberaler Fürst hat seine persönliche Ruhe geopfert, um an diesem großen Werke mitzuarbeiten. Die Vormundschaft sowie der Vormund wurden von den Mexicanern selbst gerufen (?) und haben gern die schwere Arbeit der Erziehung übernommen.“ —

Das mag sein, wir wissen aber, daß der „Vormund“ nun seelenfroh ist, mit einem blauen Auge aus den mexicanischen Händeln sich zurückzuziehen; er läßt jetzt das „Kind“ im Stiche, obwohl er weiß, daß nun die Sündfluth erst recht über das Land hereinbrechen wird. Die „Deutsche Zeitung“ in Mexico aber gab sich dem Köhlerglauben hin: „Frankreich wird seinen Verbündeten nicht eher verlassen, bevor es seine Verpflichtungen erfüllt hat und das große Werk der Regeneration vollendet ist.“ Zwar zog sich das französische Expeditionscorps nach Frankreich zurück, „aber das Bündniß zwischen Maximilian und Napoleon ist gerade jetzt fester als je!“

So täuschte man sich selbst, wenn man an das hier Gesagte geglaubt hat, oder man wollte, den hoffnungslosen Zuständen gegenüber, Andere täuschen. Dann wird erwähnt, daß Maximilian seine Gemahlin als Bevollmächtigte an seinen Bundesgenossen gesandt habe, um mit demselben Verabredungen über die Regelung der Finanzen und die Einrichtung des Heeres zu treffen, „und Maßregeln zu treffen, welche unerläßlich sind, um die Regeneration dieses durch so langjährige Revolutionen zerklüfteten Landes zu vollenden und Frankreichs und Mexicos Interessen, die so innig mit einander verbunden sind, zu wahren.“ Wir kennen das tragische Schicksal, welches über die arme Kaiserin hereingebrochen ist. Die „Deutsche Zeitung“ aber phantasirte: „Im Besitz einer guten Administration, eines ordentlichen Finanzsystems und einer brauchbaren Armee wird die Regierung, fremder Hülfe bar, sich durch sich selbst stärken und erhalten. Unter dem Einflusse der heilsamen gesetzlichen Ordnung werden die ehrlichen Leute muthig und tapfer, wird das Eigenthum heilig sein, und da, wo Unordnung herrschte, wird Ordnung herrschen. Bis dorthin wird die Regierung sich auch der im Geheimen arbeitenden Feinde entledigt haben.“

Das Blatt berichtet dann über eine Menge von Verhaftungen, die man in der jüngsten Zeit habe vornehmen müssen. Man habe die Beweise, daß Feinde der kaiserlichen Regierung gleichzeitig für zwei Prätendenten Umtriebe gemacht hätten. Nur bei „eiserner Strenge“ sei eine gedeihliche Zukunft für Mexico zu erwarten.

Dann werden Nachrichten über kriegerische Bewegungen und über die Niederlagen der „Dissidenten“ mitgetheilt; auch solche über Guerillas und Räuberbanden, was in Mexico immer auf Eins hinausläuft, fehlen nicht. Dergleichen waren selbst im Thale der Hauptstadt erschienen; doch wurde die Bande des Fragos bei Tlascalá erreicht und geschlagen und ein Gleiches geschah mit einigen anderen. Die Verwirrung im ganzen Lande war grenzenlos. Der Räuberhauptmann Pedro Martinez wurde im Juni bei Cedral geschlagen. Er kam aber wieder, überfiel den Grubenort Cedral und führte 500 Maulesel fort; er will sie zurückgeben, wenn er für jeden Maulesel 30 Silberdollars bekommt. Die Ortschaft Zacualtipan unweit von Tulancingo wurde von einer Räuber- oder „Dissidentenbande“ überfallen; sie sprengte durch die Straßen und tödtete mehrere Einwohner. — Der Minendistrict von Pachuca war bedroht. „Die Bewohner sind in fieberhafter Angst, sie fürchten einen Besuch der Guerilleros, von welchen sie bisher schon so viel zu leiden hatten; viele Familien bereiten sich zur Auswanderung vor. — In Papantla war ein Aufstand ausgebrochen, um freie Einfuhr von Waaren in Tecolutla oder einem andern Hafen an der Küste, welche nicht dem fremden Handel eröffnet worden ist, zu ermöglichen.“ Und so fort ins Unendliche.

Bei weitem besser sind die Blätter, welche in Brasilien und in Argentinien erscheinen. Die Colonien in der Provinz Santa Catharina haben in der „Colonie-Zeitung, Anzeiger für Dona Francisca und Blumenau“, ein recht gutes, sehr sauber gedrucktes Blatt. Verantwortlicher Herausgeber ist Herr D. Dörffel zu Joinville. Sehr belehrenden Inhalts ist nicht selten die „Deutsche Zeitung“, welche zu Porto Alegre in der Provinz Rio Grande do Sul erscheint. Wir verdanken, wie die Leser des „Globus“ wissen, ihrem ungemein rührigen Redacteur, Herrn Karl von Koseritz, manchen werthvollen Beitrag über das große südamerikanische Kaiserreich. (In Petropolis erscheint die „Germania“, von welcher wir noch keine Nummer gesehen haben.)

Diese Blätter erhalten wir seit langer Zeit sehr regelmäßig und sind durch ihre Mittheilungen in den Stand gesetzt, einen Einblick in das Leben und Treiben auf den deutschen Niederlassungen zu gewinnen. Im Allgemeinen schreiten dieselben rüstig fort, und wenn nur ein paar Jahre hintereinander der vierte Theil der deutschen Auswanderer nach jenem mit fruchtbarem Boden, gesundem Klima und mit Seeküste gesegneten Lande ziehen wollte, dann wäre dort aller Noth abgeholfen.

Es wird eine Zeit kommen, in welcher man es nur schwer begreiflich findet, daß fast die ganze Auswanderung nach Nordamerika sich lenkt. Die großen Vortheile sind allerdings nicht zu verkennen, aber der Steuerdruck ist ungemein hoch, die politische Gegenwart unerquicklich und die Zukunft ungewiß. Auch in Australien fühlen die Deutschen sich zufrieden und befinden sich im Wohlstand. In Brasilien sind die Provinzen Santa Catharina, Rio Grande do Sul und Paraná ganz vortrefflich zur Ansiedelung geeignet und in den mindestens 60,000 bis 70,000 Deutschen ist ein Kern vorhanden, an welchem die Ankömmlinge eine Stütze finden. Sobald in jenen Gegenden nur einige Hunderttausend Deutsche angesiedelt wären, hätte das Deutschthum als solches eine ganz prächtige Zukunft. Dasselbe würde in den argentinischen Ländern der Fall sein.

Diese letzteren verdienen weit mehr Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher in Deutschland zugewandt hat. Namentlich trifft die Exporteure in unseren Seestädten und unsere binnenländischen Industriellen der Vorwurf der Nachlässigkeit. Man ist versucht, sich recht bitter zu äußern, wenn man sieht, daß Deutschland, dessen Handelsmarine nach jener Großbritanniens und Nordamerikas die bedeutendste in der Welt ist, in dem Verkehr mit Buenos Ayres erst die sechste Stelle einnimmt: daß z. B. das kleine Belgien im Jahre 1864 von Buenos Ayres für 5,950,000 Dollars exportirte und Deutschland für 89,696 Dollars! „Im Jahre 1861 bezifferte sich der Verkehr des Hafens von Buenos

Ayres mit 1,202,356 Patacons (zu 4,412 Francs) und im Jahre 1865 mit 1,191,844. Derselbe hat demnach abgenommen, was durch einen Vergleich der verschiedenen Jahresausweise bestätigt wird. Dagegen stieg der Verkehr mit England von 6,788,937 im Jahre 1861 auf 10,443,906 in 1865; der mit Frankreich gar, in derselben Zeit, von 5,728,849 auf 11,830,992, und fast dieselbe progressive Scala gilt für Italien.

Wir finden diese Ziffern in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata", in der Nummer vom 10. November 1866. Es liegt darin gar kein Compliment für die Einsicht der Hamburger und Bremer. Deutschland ist in den Jahren 1861 bis und mit 1865 am La-Plata-Handel nur mit etwa 5 Procent betheiligt gewesen; es läßt den Häfen Frankreichs, Belgiens und Englands in der Ausfuhr so wichtiger Artikel wie Häute und Wolle den Vorsprung und vernachlässigt den Import unserer Fabrikate. Nun hat in jenen fünf Jahren die Handelsbewegung über See nicht weniger als 189,649,682 Patacons betragen, wovon 113,465,971 Patacons auf die Einfuhr und 85,983,711 Patacons auf die Ausfuhr kommen.

Wir unsererseits haben, wie unsere Leser wissen, fortwährend auf die große Bedeutung der La-Plata-Region hingewiesen. Die Deutschen, welche in derselben wohnen und gedeihen, scheinen jetzt mit Ernst daran zu denken, das alte Vaterland aus seiner beklagenswerthen Gleichgültigkeit aufzurütteln. Sie haben, wohl auch zu diesem Zwecke, das eben genannte Blatt gegründet, für dessen Zusendung wir dem sehr intelligenten Herausgeber Herrn R. Th. Napp (wenn wir nicht irren einem Rheinländer) unsern besten Dank sagen. Er scheint von dem richtigen Grundsatze seines speciellen Landsmannes, des alten Benzenberg, auszugehen, daß nämlich Zahlen beweisen. Deshalb giebt er eine schon durch ihre bloßen Ziffern sehr beredte Statistik des Zollhauses von Buenos Ayres für das Jahr 1865, welcher wir die obigen Angaben entnommen haben.

Die für das alte Deutschland bestimmte „Revue" bringt eine klare Uebersicht der politischen Vorgänge am La Plata und eine Menge zum Theil recht interessanter Notizen. Wir wollen auszugsweise einige derselben mittheilen.

In Folge des Krieges gegen Paraguay regten sich die wilden Indianerhorden an den Grenzen; sie hatten im November schon einige Einfälle gemacht und bei Fraile Muerto einige dort ansässige Engländer erschlagen.

Die Subscription für die im deutschen Kriege Verwundeten nahm den besten Fortgang.

Wir finden auch eine Mittheilung über die Colonie Baradero in der Provinz Buenos Ayres; sie ist noch wenig bekannt. Der Staat gab eine Legua (spanische Meile) im Umkreis für den Ackerbau her; 1858 siedelten sich einige Schweizerfamilien dort an und bauten in dem sehr fruchtbaren Boden namentlich Kartoffeln, die vortrefflich gedeihen und sehr gesucht sind. Bald folgten andere Familien und 1865 hat ein einziger Ansiedler für 160,000 Papierdollars Kartoffeln verkauft. Die Lage der Colonie ist günstig; sie liegt an dem schiffbaren Flusse Riacho, welchen namentlich italienische Händler (Barqueros) benutzen, um die Landeserzeugnisse aufzukaufen und zu verschiffen. Allwöchentlich kommt ein Dampfer nach Baradero, das auch alle vier Tage Fahrpostverbindung mit Buenos Ayres hat. Die Colonie zählt jetzt mehr als 100 Familien, darunter auch Italiener und Basken; sie hat seit 1864 eine Schule und eine Kirche. Im Jahre 1865 verkaufte Baradero für etwa drittehalb Millionen Papierdollars Ackerbauproducte.

Es ist der spanischen Regierung niemals eingefallen, in den La-Plata-Ländern auch nur eine einzige Brücke zu bauen; jetzt sind doch schon einige Dutzend Brücken vorhanden, und jeder Neubau einer solchen, von welchem man in Europa kaum reden würde, ist ein wichtiges Ereigniß. So wird gemeldet, daß im October in der Provinz Santa Fé „eine großartige Brückenanlage" hergestellt worden sei. Sie führt über den Fluß Salado und ist hauptsächlich bestimmt, die Colonie Esperanza, welche 8 Stunden von der Hauptstadt Santa Fé liegt, mit dieser in leichte Verbindung zu bringen. Nun soll zwischen beiden Punkten eine tägliche Postverbindung stattfinden.

In der Republik Uruguay ist das Project einer Eisenbahn zwischen Montevideo und Durazno genehmigt worden. Diese Stadt liegt unweit vom Rio Negro und ist commerciell von Bedeutung. Man denkt auch an einen Schienenweg von Salto, dem nördlichen Hafen der Republik und der zweitwichtigsten Handelsstadt, nach der brasilianischen Grenze, etwa nach Uruguayana. Man würde vermittelst desselben die Stromschnellen des Uruguayflusses umgehen und regelmäßigen Verkehr mit Rio grande do Sul erhalten. Im Hafen von Colonia del Sacramento, am rechten Ufer des La Plata, sollen Docks gebaut werden. Der montevideanische Correspondent der „Deutschen Zeitung" schreibt: „Wir gehen mit Riesenschritten vorwärts. Nur Einwanderung fehlt uns, es fehlen uns kräftige, schaffende Arme. Mögen diese recht zahlreich zu uns kommen, damit Ruhe, Ordnung und Stabilität in das hiesige Staatsleben gebracht werden."

Der Gouverneur der Provinz Santa Fé wird sehr gelobt; er heißt Orono. In jener Provinz liegen alle größeren Fremdencolonien des Landes, namentlich San Carlos. Der Gouverneur bemüht sich nun, „mit allen Kräften und seltener Intelligenz", Einwanderer heranzuziehen und die Blüthe der vorhandenen Colonien zu befördern. Er errichtet Postcourse und hat der oben erwähnten Colonie Esperanza 4 spanische Quadratmeilen Weideland unentgeltlich überlassen. Die ausgezeichnet guten Ländereien werden zu 400 bis 500 Dollars die Quadratmeile abgegeben. Nun gehen manche Schafzüchter mit ihren Herden aus der Provinz Buenos Ayres nach Santa Fé.

Die Colonie San Carlos zählte 1866 schon 138 Familien, zusammen 732 Köpfe. Davon waren 372 Schweizer, 14 Deutsche, 238 Italiener, 86 Franzosen (zumeist Basken) und 22 Argentiner. Sie besaßen 4196 Stück Rindvieh, 765 Pferde und Maulthiere, 270 Schweine, 26 Schafe.

Ein Blick in die Anzeigespalten der genannten südamerikanischen Blätter sagt uns, daß die Deutschen in Brasilien und am La Plata lebhaften Antheil an Allem nehmen, was das alte Vaterland bewegt. Auch bleiben sie den Sitten und Gebräuchen der Heimath treu und unter den Spaniern, Portugiesen und Negern gerathen sie nicht, wie so manche in Nordamerika, in die Versuchung, den Michel auf den Yankee-Jonathan zu pfropfen, woraus allemal ein sehr unliebenswürdiges Gewächs entsteht.

In Buenos Ayres fand am 13. October „zum Besten der verwundeten und erkrankten deutschen Krieger" eine musikalische und theatralische Vorstellung statt. Man führte den „Deutschen Krieger" von Bauernfeld auf. Am 14. October hielt der Turnverein ein Preiskegeln und am 18. desselben Monats feierte er sein „Stiftungsfest in der festlich erleuchteten und geschmückten Halle unter musikalischen Vorträgen der deutschen Capelle des Herrn Schrader". Bald nachher feierte die Gesellschaft Harmonie ihr Stiftungsfest und am 14. October hielt der Verein Germania sein „Kränzchen". Wir erfahren aber aus einer nachträglichen Bekanntmachung, daß „wegen Mangels an Capital" der Vorstand des Turnvereins sich nachträglich genöthigt sah, zu erklären, der Verein könne auch in diesem Jahre die Kosten des Festes nicht aufbringen; somit werde die Halle nicht geschmückt und auch nicht bengalisch erleuchtet sein. Er fügt folgende Trostworte hinzu: „Das macht aber nichts. Gesinnungstüchtige amüsiren sich ohnedem, und da es deren unter den Vereinsmitgliedern nicht Wenige giebt, ergeht hiermit an diese die Aufforderung, sich, wie immer am genannten Abend, zu einer gemüthlichen Gesang- und Glasrunde einzufinden oder dem Vorstande die Subsidien zu einem glänzenden Feste noch rechtzeitig in die Hand zu geben."

Deutsche Köchinnen und Diener sind sehr gesucht. — Die deutsche Buchdruckerei hat zugleich eine Buchhandlung und bietet neben den unvermeidlichen Grammatiken Ollendorff's auch Menzel's Geschichte von Europa und Vehse's 42 Bände der Geschichte der deutschen Fürstenhäuser aus. Auch sämmtliche Romane der Frau Louise Mühlbach werden zum Kauf angeboten, ebenso die neuesten Romane von Edmund Höfer, Karl v. Holtei und Levin Schücking. — Wilhelm Uhlenbeck zeigt seine „Rathenower Brillen" an und Adolf Reiche macht bekannt, „daß sich die Metallstimmen seiner erst fünf- bis sechsmonatigen Canarienhähne, unter denen sich noch sehr viele Doppelglucker befinden, bedeutend gebessert haben!"

In Nr. 249 werden Uhland's Gedichte, die deutsche Uebersetzung von Speke's Nilquellen und auch der „Globus" angezeigt; jede Lieferung kostet in Buenos Ayres zehn Papierdollars; die deutsche Buchhandlung und Buchdruckerei, S. Martin

Nr. 111, Besitzer Herr H. Curth, ist so freundlich, hinzuzufügen, daß der „Globus“ „ein sehr interessantes Werk“ sei.

Selbst die „Heirathsgesuche“ fehlen bei unseren Landsleuten im Lande der Antipoden nicht. In Nr. 235 sucht „ein junger, deutscher Kaufmann, 30 Jahre alt, da es ihm hier gänzlich an Damenbekanntschaft fehlt, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin. Auf Geld und glänzende Schönheit wird nicht gesehen, wohl aber auf den Besitz weiblicher Tugenden und liebenswürdigen Wesens.“ Die reflectirende Dame darf aber noch nicht 25 Jahre alt sein und muß ihre Photographie beifügen.

Ein Herr Nägeli empfiehlt in Reimen seine Schwarzwälderuhren und allerlei Kurze Waaren; „mit prompter Bedienung werd' ich mich befassen, und bare Bezahlung, die thu' ich nicht hassen.“ —

In der „Joinviller Colonienzeitung“ finden wir Beweise, daß die Ansiedler ein heiteres Leben führen. In Nr. 27 kündigen Herr Schmitz und auch Herr Patzsch, Beide in Annaburg wohnhaft, Tanzmusik an; ein Gleiches thun für Joinville Herr Molitor und Herr Ravache. Der Turnverein schrieb einen „Rugtag“ aus; Herr Kalotsche hielt in seiner Wirthschaft „Zum Deutschen Kaiser“ Concert und Tanz, und die Gesellschaft „Zum Guten Abend“ hatte ihr Stiftungsfest. — An Kränzchen fehlt es auch nicht; neben Pflanzbohnen und Gurkenkernen werden Luther's kleiner Katechismus und Lina's Märchenbuch empfohlen. — Die Straßen in Joinville lassen wohl zu wünschen übrig, denn eine „Bescheidene Anfrage“ lautet: „Ist wohl Hoffnung vorhanden, daß in diesem Jahrhundert noch die Prinzenstraße fertig wird?“

Aus allen Erdtheilen.

Wilhelm Lejean's Reise in Asien. Wir meldeten vor längerer Zeit, daß Lejean die Absicht habe, das noch so wenig bekannte Kafiristan zu besuchen, gaben auch einige seiner Mittheilungen aus Mesopotamien. Jetzt erfahren wir, daß es ihm nicht gelungen ist, in jenes Land einzudringen und die Siahposch (so heißt dieses Volk, welches den Islam bis heute von sich fern gehalten hat) in ihrem eigenen Lande zu besuchen. Indessen wird seine Reise dennoch für die Wissenschaft von Nutzen sein. Lejean hat Forschungen angestellt im alten Bithynien, Galatien, Kappadocien, namentlich auch im Flußthal des Sangarius; auch hat er mehrere alte Städte wieder aufgefunden, z. B. Gordium. Er durchzog Cilicien, Mesopotamien, Assyrien, ermittelte auch dort die Lage mehrerer alter Städte und fand bei Derik sehr merkwürdige „skytho-kimmerische“ Gräber. Im April und Mai 1866 war er in Bagdad, streifte in der Umgegend umher und fand in dem heutigen Sisped das Sispara des Berosus wieder. Von Bagdad ging er über Basra nach Karratschi, Lahore und Peschawar; von dieser letztern Stadt aus gedachte er über Kabul nach Kafiristan zu gelangen; er konnte aber in jener Richtung nicht weiter, wahrscheinlich wegen der inneren Fehden um die Thronfolge, durch welche Afghanistan seit dem Tode des alten Dost Mohammed zerrüttet wird. So ging er dann zunächst nach Kaschmir und es war, wie man aus Bombay schreibt, seine Absicht, nach dem chinesischen Türkistan vorzudringen, wo möglich bis Gilgit. In Srinaggar, der Hauptstadt von Kaschmir, traf er einen Abgesandten des Khans von Khotan, der ihm keine günstigen Aussichten für jenen Reiseplan eröffnet zu haben scheint, denn er entschloß sich, durch Persien nach Europa zurückzukehren. [Die jüngsten Nachrichten von Lejean sind zu Paris im Januar eingetroffen aus Abuschähr (Bender Abuschir) am persischen Meerbusen. Er meldet, daß er „viel Neues entdeckt“ habe, z. B. vorsanskritische Sprachen (langues paléo-aryennes), „welche noch zwischen Kaschmir und Afghanistan bei den Bergstämmen gesprochen werden.“ Lejean will den Beweis liefern, „daß diese Sprachen mit den Sprachen Europas einen directern Zusammenhang haben als das Sanskrit.“ Im persischen Meerbusen hat er Stufe um Stufe die Seefahrt des Nearch verfolgt, um die Grundzüge zu einem geographischen Commentar über diese Fahrt festzustellen. Bei Abuschähr hat der französische Reisende zwei Ruinenstädte aus der persepolitanischen Zeit entdeckt, Mesambria (jetzt Ruhil) und das Hierametis des Nearch (Gheramita)].

Livingstone scheint auf seiner **Expedition zum Nyassa-See** kein Glück zu haben. Wir meldeten bereits, daß er vom Rofumastrome aus weiter ins Innere vorgedrungen sei. Nun waren aber im December 1866 zu Bombay Nachrichten aus Sansibar an der afrikanischen Ostküste angelangt, die ungünstig lauten. Vier oder fünf indische Diener, welche den Reisenden begleiteten, waren aus dem Innern an die Küste zurückgekehrt, weil das Fieber sie arg mitgenommen hatte. Sie berichteten, daß die Expedition zu Mataka, einer volkreichen Ortschaft, welche nur zwei Tagereisen vom Nyassa-See entfernt liegt, „zusammengebrochen“ sei; alle Lastthiere, welche Livingstone aus Indien mitgebracht hatte, seien gestorben. — Das geschah gerade in einer Gegend, welche, Livingstone's Meinung zufolge, ein sehr gesundes Baumwollenparadies sein sollte! Es geht ihm also ähnlich wie mit seinen Prophezeiungen über ein gesundes Land am Schire und am Schirwa, durch welche er so vielen, die daran glaubten, ums Leben geholfen hat.

Besteigung des Mount Hood in Oregon. Die „Canadian News“ melden, ohne ein Datum anzugeben, daß dieser wahrscheinlich höchste Berg in Oregon bestiegen worden sei von den Geistlichen Atkinson und Higgins, den Doctoren Harvey und Clarke, einem Herrn Hood und acht anderen entschlossenen Männern. „Das Wetter war sehr warm und wir hatten die größten Schwierigkeiten und Gefahren zu bestehen. Nach Thermometermessungen ist der Berg 17,640 englische Fuß oder etwa 5300 Meter hoch, besteht zum großen Theil aus Lava und Asche und hat einen Krater, aus welchem unablässig Schwefeldämpfe emporsteigen. Die gewaltigen Gletscher haben eine schöne hellblaue Färbung und bilden ungeheure Abstürze. Die Flora ist ganz alpinisch und wir haben etwa dreißig bisher den Botanikern noch nicht bekannte Pflanzen gesammelt.“

Die Russen zu Taschkend in Türkistan.

Wir haben jüngst darauf hingewiesen, daß die moskowitischen Eroberer von der ansässigen iranischen Bevölkerung, also den Ackerbauern, Handwerkern und Kaufleuten, keineswegs mit Widerwillen aufgenommen worden sind. Diese Tadschicks oder Sarten litten schwer unter dem Druck und der Willkür ihrer nomadischen Herrscher, welche einem ganz andern Stammvolk angehörten und turanische Leute sind.

Die Russen scheinen sich in Taschkend schon vollkommen sicher zu fühlen. Am 30. August legten sie den Grundstein zu einer Kirche und veranstalteten bei dieser Gelegenheit ein „Volksfest“. Ein russisches Blatt, die „Zeit-Chronik“, giebt eine ausführliche Schilderung desselben, „damit die Leser eine Vorstellung von der Lebensweise unserer neuen Staatsgenossen gewinnen.“ Das Nachfolgende giebt allerdings einen nicht uninteressanten Einblick in die Verhältnisse; wir entlehnen es der „Deutschen Petersburger Zeitung“ vom 22. October (3. November) 1866. —

Um 1 Uhr ritt General Kryschanowski mit einem großen Gefolge nach Min-Urück, dem außerhalb der Stadt belegenen Vergnügungsorte der Russen.

Es hatten sich hier über 30,000 Sarten und Kirgisen versammelt. Das Fest wurde der Volkssitte gemäß mit einem Wettrennen eröffnet. Gegen 30 Pferde, ausschließlich von Knaben geritten, nahmen an dem Rennen Theil, dessen Ziel das 18 Werst entfernte Niasbek war. Fast gleichzeitig mit ihnen liefen auch 25 halbnackte Sarten als Schnellläufer, die eine Entfernung von $1\frac{1}{4}$ Werst zurückzulegen hatten. In der Erwartung der

Rückkehr der Renner und Läufer begannen die Volksspiele, welche der bekannte Sarte Seid-Asim leitete. Generaladjutant Kryschanowski stieg vom Pferde und nahm auf einem für ihn eingerichteten Sitze Platz. Vor ihm bildete sich ein Kreis dichter Volksmassen zu Fuß; hinter diesen standen die berittenen Zuschauer. Ringsum hatten Knaben und Erwachsene luftige Plätze auf Bäumen eingenommen.

Zuerst traten vier Knaben mit Schellentrommeln in den Raum; nach dem Tacte der Trommeln gingen sie erst langsam, dann immer schneller im Kreise herum, bis sie endlich zu springen und sich zu drehen anfingen. Die Sarten sahen diesen Tänzen sehr gern zu, und es entstand daher ein großes Gedränge in dem Kreise. Dieser Tanz war übrigens aus dem Stegreife arrangirt worden, so daß die Knaben ihn in ihrer gewöhnlichen Kleidung und nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, in Frauentracht aufführten. Bald meldete man auch die Rückkehr der Renner und Schnellläufer. General Kryschanowski begab sich, von der ganzen Volksmenge begleitet, zu dem Wege. Der erste Knabe kam unter dem Rufe „Seid-Asim, Seid-Asim!" herangesprengt, durch welchen Namen er den Eigenthümer des Pferdes bezeichnete. Der zweite rief: „Ssergaly, Ssergaly!" d. h. das Pferd des Bijers (Richters) von Ssergaly. So ging es fort. Das erste Pferd gewann einen Preis von 100 Rubel, das zweite einen von 50 R. u. s. w. Gleich darauf erschienen, müde, matt und mit Staub bedeckt, auch die Schnellläufer. Der erste erhielt 10 R., der zweite 5 R., der dritte 3 R., der vierte 2 R. als Siegespreis, den anderen wurde 1 Rubel zu Theil. General Kryschanowski legte einigen der am meisten ermüdeten älteren Läufer, mit bereits ergrauten Bärten, und den Knaben noch einige Rubel aus seiner Tasche hinzu.

Dann folgte das Wettringen, in welchem sich ein Sarte, der alle sich ihm stellenden Gegner überwand, besonders auszeichnete.

Nach dem Ringen brachte man einen großen Kessel herbei, der mit einem flüssigen Mehlbrei halb angefüllt war. In diesen Mehlbrei warf man einen Silberrubel. Es kam nun darauf an, denselben mit dem Munde herauszuholen. Sofort fuhren auch zwei Sarten mit den Köpfen in die flüssige Masse, bis einer derselben nach mehrfachen Wechselfällen in diesem nicht gerade appetitlichen Kampfe den Sieg davontrug und den Silberrubel mit dem Munde herausbrachte. Nach diesem Scherze folgten wieder Tänze, Ringer-Wettkämpfe und andere Belustigungen.

Um 3 Uhr wurde die ganze Volksmasse mit Fleisch, Pilaw und Bier bewirthet. Man hatte zu diesem Mahle über 100 Hammel, 4 Pferde und einige Kühe geschlachtet und 10 ungeheure Kessel voll Bier herbeigeschafft Das Volk setzte sich in Gruppen nieder und vor jede Gruppe wurden Schüsseln mit Fleisch und Pilaw gestellt.

Um vier Uhr begann das Festdiner bei dem General Kryschanowski, das in einer Laube servirt war. — Schaaren Volkes umgaben den Raum. Als der General den Toast auf das Wohl des Kaisers ausbrachte, fiel ein Kanonenschuß. Die in der Nähe stehenden Soldaten nahmen den von der Tafel her erschallenden Hurrahruf auf, derselbe ging, als die Sarten erfahren, was das zu bedeuten habe, auf diese über und erschütterte lange die Lüfte. Dasselbe geschah mit den die folgenden Toaste begleitenden Hurrahrufen.

Den Tag beschloß eine Abendgesellschaft bei General Romanowski, zu welcher alle russischen Offiziere und Beamten und die angesehensten Sarten und Kirgisen eingeladen waren. Um 7 Uhr wurde der Garten mit farbigen Laternen, die an den Bäumen und an Schnüren längs der Alleen aufgehängt waren, und durch Lampen, welche die Wege einsäumten, erleuchtet. Später wurde noch ein Feuerwerk abgebrannt. Die Sarten waren über die ihnen bisher unbekannte Pracht der Illumination und des Feuerwerks so entzückt, daß einer von den Vornehmeren bemerkte: „Warum führen die Russen Krieg? sie brauchen nur ein solches Fest mit einem solchen Feuerwerk zu veranstalten und ihre Feinde zum Zusehen einzuladen. Wenn die solche Wunder sehen, werden sie die Arme sinken lassen und nicht mehr mit ihnen Krieg führen."

Forschungen in Central- und Süd-Asien. Die Russen dringen von Norden her immer weiter nach Mittelasien, während die Engländer von Süden her ein Gleiches thun. Während jene mit dem Chan von Buchara Krieg führten, untersuchten britische Ingenieure die Hochgebirge, welche sich im Norden des Himalaya erheben.

H. Johnson hat 1865 und 1866 Triangulirungen im Karakorum-Gebirge vorgenommen; bis an den südlichen Fuß desselben reicht der englische Einfluß. Während seiner Arbeiten erhielt er von Khotan aus eine Einladung, dorthin zu kommen. Diese Provinz liegt in der sogenannten hohen Bucharei oder Ostturkistan, welches 1759 von den Chinesen in Besitz genommen wurde. Die Häuptlinge der einzelnen Provinzen sind Usbeken und Mohammedaner, das Volk ist zum Theil buddhistisch. Johnson folgte der Einladung, überschritt die Gebirge und Hochebenen, welche zwischen dem Himalaya und dem Kuen luen liegen, und gelangte nach Eltschi, der Hauptstadt von Khotan, deren astronomische Lage er bestimmt hat.

Im Südosten hat M. J. Thomson Wanderungen durch Kambodscha gemacht und auch den berühmten Tempel von Angkor, unweit vom Binnensee Tuli sap besucht. Als Ausbeute brachte er eine Menge von Photographien und einige Hundert Zeichnungen mit. Wir wollen bemerken, daß unser Landsmann Adolf Bastian in Bremen die Denkmäler in Kambodscha gründlich erforscht und seinerseits eine große Menge von theilweise durch eingeborene Künstler ausgeführten Zeichnungen zurückgebracht hat. Er wird den Gegenstand in seinem umfangreichen Werke: „Die Völker des östlichen Asien; Studien und Reisen von Adolf Bastian, Leipzig 1866" (bei Otto Wigand), erläutern. Dieses Werk, von welchem bis jetzt zwei Bände erschienen sind, eröffnet der Wissenschaft ganz neue Horizonte, es lehrt uns geradezu eine neue Welt kennen.

Die Veracruz-Mexico- und die Missouri-San-Francisco-Bahn.

Beide sind in der That gigantische Unternehmungen. Zwar ist die erstgenannte nicht sehr lang, und die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt in gerader Linie nur etwa 50 deutsche Meilen. Aber während Veracruz am Meeresufer liegt, finden wir die Stadt Mexico in einer Höhe von 7008 Pariser oder 7340 englischen Fuß über dem Meere. Bei einer gleichmäßigen Steigung würde dieselbe nicht weniger als $36\frac{1}{2}$ Fuß auf die Mile betragen haben, aber die Sache wurde durch die eigenthümliche Bodenbeschaffenheit noch schwieriger, denn man mußte Punkte überschreiten, die viel höher liegen als die Stadt Mexico. Wir finden zwischen den beiden Endpunkten zwei Hochebenen, von denen die zweite, hochgelegene etwa 8000 Fuß englisch Meereshöhe hat. Das eine Plateau wird vom andern durch eine etwa 55 Miles breite Strecke getrennt, die durchaus gebirgig ist und das östliche Ende des obern Plateaus bildet. Die Breite des untern Plateaus beträgt auch etwas mehr als 50 Miles; dieses liegt etwa in 700 bis 1500 Fuß Meereshöhe. Von der einen Hochebene zur andern beträgt die Entfernung 110 Miles und auf dieser Strecke muß die Bahn etwa 6000 bis 7000 Fuß erklimmen; hier ist das Problem zu lösen, daß sie auf einer Strecke von 55 Miles 6540 Fuß oder 119 Fuß per Mile (= 1760 Yards) ansteigt oder 2 Fuß auf durchschnittlich $44\frac{1}{2}$ Fuß. Die größte Steile, welche bisher in Amerika überwunden wurde, ist jene bei Chanarcillo auf der Copiapobahn in Chile, 196 Fuß auf 13 Miles; dagegen wird die Bahn in Mexico, bei Maltrata unweit Orizaba, auf einer Strecke von 23 Miles 211 Fuß per Mile Neigung haben. Dabei muß dort über den Fluß Metlac, etwa auf halbem Wege zwischen den Städten Orizaba und Cordova, ein mächtiger Viaduct gebaut werden. Derselbe soll in einer eisernen Brücke bestehen, die eben jetzt in England gebaut wird; sie wird eine 380 Fuß hohe Schlucht überspannen.

An der großen nordamerikanischen Ostwestbahn sind die Arbeiten im Jahr 1866 tapfer gefördert worden. Auf der Westseite der Sierra Nevada, in Californien, waren namentlich auch 12,000 Chinesen beschäftigt im Jahr und 1867 sollen weitere 10,000 in Arbeit genommen werden. Am Ende des Jahres 1866 war die Bahn bis nur 16 Miles vom höchsten Uebergangspunkt über die Sierra Nevada entfernt vollendet. Die nachstehenden Ziffern thun dar, welche Steigungen die Bahn auf der Westseite des

Gebirges von San Francisco aus zu machen hat; bis Cisco wurde sie schon im October mit Locomotiven befahren.

	Entfernung.	Meereshöhe.
San Sacramento	— Miles	54 Fuß,
Arcade	7½ „	76 „
Antelope	15 „	180 „
Junction	18 „	189 „
Hocklin	22 „	260 „
Pino	25 „	420 „
Newcastle	31 „	989 „
Auburn	36 „	1385 „
Clipper Gap	42 „	1785 „
Colfar	62 „	2443 „
Gold Run	64½ „	3245 „
Dutch Flat	67 „	3425 „
Alta	69 „	3625 „
Cisco	68 „	5911 „
Uebergangshöhe	105¼ „	7042 „

Das Eisenbahnnetz in Ostindien.

Vor etwa 15 Jahren wurde der Plan zu dem großen Netz entworfen und dann mit solchem Nachdrucke betrieben, daß dasselbe jetzt nahezu vollendet ist. Bombay, Madras, Calcutta und viele der wichtigsten Binnenstädte sind durch Schienenwege in Verbindung gebracht worden und man baut nun auf manchen Punkten die erforderlichen Zweigbahnen.

Im Sommer 1866 hat der Oberingenieur Danvers in einem Bericht an den Generalstatthalter die Fortschritte im Bau hervorgehoben, und der Pariser „Moniteur" bringt einen Auszug. Der ursprüngliche Plan faßte eine Anzahl Linien ins Auge, die zusammen etwa 8000 Kilometer lang sein sollten. Davon waren 1865 schon 5360 Kilometer vollendet und in Betrieb. Das ganze Netz wird 81,000,000 Pf. St. kosten; davon waren am 1. Mai 1865 verausgabt worden 60,645,000 Pf. St. Die Regierung hat den Actionairen 5 Procent Zinsen garantirt. Die Nettoeinnahme betrug 1865 schon 1,341,000 Pf. St. und es sind zwischen 12 und 13 Millionen Fahrgäste befördert worden. Die Eingeborenen legen nur geringen Werth auf die verschiedenen Wagenclassen und ziehen durchschnittlich die wohlfeilste vor; mehr als 94 Procent haben Plätze in der dritten Classe genommen und man sieht in demselben Wagen reiche Kaufleute und höhere Beamte neben armen Kulis der niedrigen Kasten.

Wir bitten unsere Leser einen Blick auf die Karte zu werfen. Man sieht dann, wie die Linien laufen von der Coromandelküste nach der Malabarküste und jene, welche bis an den Fuß des Himalaya reichen. Damit begreift man sofort den strategischen und commerciellen, überhaupt volkswirthschaftlichen Werth derselben.

Im Süden wird die Halbinsel zweimal von Schienenwegen durchzogen; von Madras nach Calicut, über Vellore und Salem, und von Madras nach Bombay, über Ballary und Puna.

Weiter nach Norden läuft eine Bahn von Calcutta über Patna und Benares nach Mirzapur; eine Zweigbahn dieses Stranges geht über Allahabad, Agra und Delhi bis Lahore und soll, mit Ueberbrückung des Indus bei Attock, bis Peschawar weiter geführt werden. Eine andere Zweigbahn von Mirzapur aus geht über Dschabbalpur und Nassik nach Bombay. Eine Zweigbahn vereinigt Bombay mit Surat, Bareda und Ahmenabad. An der Küste von Sindh geht die von Karratschi aus laufende Bahn nach Haiderabad und weiter bis Multan und Lahore. Jedermann begreift, daß auf einem so ungeheuern Raume die Bodengestaltung und die Ströme dem Fortschritte der Arbeiten gewaltige Hindernisse bereitet haben. Diese sind jedoch allesammt glücklich überwunden worden.

Als besonders wichtig wird die Linie von Lahore im Pendschab hervorgehoben; man meint, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil des Waarenzuges aus Türkistan und Afghanistan auf diese Bahn hingelenkt werden könne; jetzt geht dieser Zug durch Persien und ans Kaspische Meer, also auf russisches Gebiet. Es zeigt sich, wie auch hier wieder die Interessen der beiden großen Reiche, Rußlands und Englands, in Conflicte kommen. Auf den Strömen des Pendschab sind ganze Dampferflotten in Thätigkeit und auch sie schaffen, gleich den Locomotiven, Landeserzeugnisse zur Ausfuhr an die Küste. Der Waarenandrang in Bombay ist so groß, daß die Zollspeicher nicht mehr ausreichen. Vom 1. Januar bis 22. August 1865 waren dort 710,418 Ballen Baumwolle verschifft worden; in derselben Zeit von 1866 aber schon 846,805 Ballen, wovon 819,881 für England bestimmt waren.

Ueberhaupt gewinnt Bombay eine immer größere Bedeutung; dort centralisiren sich, schon der geographischen Lage wegen, die Telegramme, die Reisenden aus und nach Europa und Massen von Waaren. Wir haben im „Globus" früher die Wichtigkeit dieses großen Emporiums eingehend geschildert.

Die Eisenbahn zwischen Bombay und Nagpore ist Anfang Novembers 1866 dem Verkehr übergeben worden.

Die europäisch-indischen und australischen Telegraphen. Die Beförderung der Telegramme zwischen London einerseits und Bombay, Madras oder Calcutta andererseits ist sehr verschieden. Sie hat bisher von zwei Stunden bis zu sechszehn Tagen betragen; die Durchschnittszahl der aus Indien abgeschickten Telegramme betrug 30 für den Tag. Ein Telegramm von 20 Wörtern nach Indien kostet 1 Pf. St. 1 Schilling; davon entfallen auf die internationale Telegraphencompagnie 3 Sch. 6 Pence; auf den deutsch-österreichischen Telegraphenverein 10 Sch. 6 P.; die türkische Linie 1 Sch. 8 P.; auf jene des persischen Golfes und Indiens 2 Sch. 19 P. Im Jahre 1865 wurden aus Großbritannien 11,070 Telegramme nach Indien abgefertigt, die etwa 33,000 Pf. St. kosteten, aus Indien kamen dorthin 8403; Kosten etwa 28,000 Pf. St. Aus Indien kamen nach den Ländern des europäischen Continentes etwa 2500 Telegramme und die Einnahmen des indisch-europäischen Telegraphen beliefen sich während der ersten zehn Monate des Jahres 1865 auf 69,770 Pf. St.

Melbourne, die Hauptstadt der australischen Provinz Victoria, kann jetzt Nachrichten aus Europa binnen 20 Tagen erhalten. Das dort erscheinende Blatt „Argus" schreibt: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, bevor viele Jahre vergehen, die Zeit nicht mehr nach Tagen, sondern nach Stunden berechnen werden. Cap York (die Nordspitze Australiens an der Torresstraße) wird demnächst mit der Telegraphenlinie verbunden werden, welche von Sydney in Neusüdwales nach Norden hin bis Brisbane in Queensland vollendet ist, und nach Süden bis Melbourne und Adelaide reicht. Es ist unausbleiblich, daß der Draht, durch welchen Singapore mit Batavia in Verbindung gebracht worden, bis zur Nordküste Australiens verlängert werden muß."

Beyrut in Syrien hat durch die Dampfschiffahrt ganz ungemein gewonnen. Vor zehn Jahren war es verhältnißmäßig unbedeutend und zählte kaum 10,000 Seelen, Ende 1866 war die Bewohnerzahl auf mehr als 100,000 gestiegen.

Zwischen Java und Australien will die niederländische Regierung im Jahre 1867 eine Dampferlinie ins Leben treten lassen.

Schiffbrüche an den Küsten von Großbritannien und Irland 1865. Die Zahl derselben hat eine geradezu bedenkliche Höhe erreicht; sie betrug 1656 gegen 1350 im Jahre 1864. Im Durchschnitt kommen auf die zehn Jahre von 1855 bis und mit 1865 nicht weniger als 1372 Unglücksfälle auf See. Bei jenen 1656 Unfällen haben 2012 Fahrzeuge mit einem Gehalt von mehr als 377,000 Tonnen Schaden gelitten; 1690 Schiffe waren Engländer, 238 gehörten fremden Flaggen an; von 84 Fahrzeugen kennt man die Nationalität nicht. Von den englischen waren 1198 Küstenfahrer und 492 Schiffe im langen Cours; 342 Unfälle ereigneten sich in Folge von Zusammenstößen, deren 240 bei Nachtzeit stattfanden; 540 Schiffe gingen total verloren; bei 745 Unfällen trägt das schlechte Wetter die Schuld, bei 236 die Nachlässigkeit oder Unfähigkeit der Schiffsführer; 86 waren schlecht gebaut oder fehlerhaft betakelt. Fischerfahrzeuge waren 98, Kohlenschiffe 676, mit Mineralien beladen 259, sodann verschiedene 980. Dreimaster waren 82, Dampfer 130,

Schooner 542, Briggs 419 und 570 Barken und Schaluppen. 902 hatten weniger als 100 Tonnen (zu 20 Centnern) Tragfähigkeit, 793 von 100 bis 300 Tonnen, 210 von 300 bis 600, und 107 mehr als 600 Tonnen. Der Menschenverlust betrug 698 Köpfe, die sich auf 164 Fahrzeuge vertheilen; 1864 gingen nur 576 Menschenleben verloren. — Im Jahre 1865 sind 37 neue Rettungsboote gebaut worden; die Gesammtzahl derselben beträgt gegenwärtig 162. Durch diese Boote sind 1865 nicht weniger als 532 Menschen von 73 verschiedenen Fahrzeugen gerettet worden. Außerdem wurden 20 Schiffe durch sie in Sicherheit gebracht, und 85 anderen, die in Gefahr zu sein schienen, wurde Hülfe gebracht. — Die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat von 1824 bis 1865 nicht weniger als 14,980 Menschen vor dem Tod im Wasser bewahrt.

Ein kühner Seefahrer. Anfang Novembers 1866 ist in Southampton die eiserne Schooneryacht „Themis" eingelaufen, nachdem sie eine merkwürdige Reise gemacht hat. Sie ist eine „Nußschale" und hat nur 140 Tonnen Tragfähigkeit. Ihr Eigenthümer, ein Capitain Hannan, der von Haus aus ein Landoffizier ist, hatte sich vorgenommen, die Sandwichsinseln und die Magellansstraße näher zu erforschen und stach am 17. April 1864 in See. An Bord hatte er seine Frau nebst Dienerin, einen Schiffslieutenant, Untersteuermann, Zimmermann, sechs Matrosen, einen Koch, Aufwärter und Jungen. Von Europa segelte er wohlgemuth nach Madeira, Teneriffa, Rio, Buenos Ayres, Port Julian an der patagonischen Küste und dublirte Cap Virgin am östlichen Eingang zur Magellansstraße; diese verließ er am Cap Pillar, dem westlichen Eingang, am Morgen des 12. September und gelangte ohne Unfall nach Callao in Peru. Nachdem er hier Vorräthe eingenommen, trat er die Fahrt nach Honolulu auf den Sandwichsinseln an, eine Strecke von 5000 Seemeilen, ohne unterwegs anzulaufen. Der Lieutenant war schon am 4. November auf Mas a fuera gestorben und Hannan übernahm nun selber den Befehl. Er legte jene weite Entfernung in 40 Tagen zurück und kreuzte vom 22. Januar bis 29. November 1865 zwischen den Sandwichsinseln umher, wo er jeden einzelnen Ankerplatz besuchte. Am 29. November steuerte er dann nach den Marquesasinseln, war am 8. Februar 1866 zu Valparaiso in Chile, besserte die „Nußschale" aus und segelte am 21. Februar wieder nach der Magellansstraße, um nun den Sarmiento-Canal in derselben genau zu untersuchen. Dieser Canal bildet eine nordwestliche und nördliche Abzweigung vom westlichen Theile der Straße, und vermittelst desselben kann die Fahrt durch die letztere wesentlich abgekürzt werden. Vom 19. März bis 23. Mai steuerte die „Themis" in der Straße umher, hatte dabei ununterbrochen Frost, Schnee, Regen und Sturm, erforschte aber eine Menge von Buchten und Ankerplätzen. Am 6. Januar war Frau Hannan gestorben; die Leiche blieb 10 Monate an Bord und ist nun in England begraben worden. Die Ergebnisse dieser kühnen Fahrt sollen nautisch nicht ohne Belang sein.

Die Industrieausstellungen in Brasilien sind jetzt an der Tagesordnung. In den südlichen Provinzen feiert das deutsche Element ganz entschiedene Triumphe (in den Nordprovinzen leben nur einzelne Deutsche zerstreut). Auf der Ausstellung für die Provinz Rio grande do Sul, zu Porto Alegre, waren mehr als zwei Drittel der Aussteller Deutsche und alle bedeutenderen Zweige der Industrie waren fast ausschließlich durch sie allein vertreten. Zu Desterro in der Provinz Santa Catharina war dasselbe der Fall; auf derselben sah man nur wenige Gegenstände ausgestellt, welche nicht der deutsche Fleiß geliefert hatte. Ausgestellt waren Gegenstände aus den deutschen Colonien Dona Francisca, Blumenau, Itajahy, Brusque und Angelina.

Australien. Colonie Victoria. Die Industrieausstellungen sind auch im „fünften Welttheile" sehr beliebt. Auf jener in Melbourne spielten die Mineralien eine hervorragende Rolle. Abgesehen vom Golde, das sich dort von selbst versteht, waren auch viele edle Steine zur Ausstellung gekommen; allein der Ovens-District hatte Diamanten, Jaspis, Rubine, Carniole, Amethyste, Topase und Agate geliefert.

Der „Frauen-Verein der Expedition zur Aufsuchung Leichhardt's" hat beschlossen, daß durch Mc Intyres Tod kein Stillstand eintreten solle. Der bisherige zweite Befehlshaber derselben, Slowman, ist angewiesen worden, die Gulf Country, d. h. die Gegend am Meerbusen von Carpentaria, näher zu erforschen.

In Melbourne betrug der Werth der Einfuhren vom 1. Januar bis 15. September 9,625,981 und jener der Ausfuhren 7,370,654 Pfd. St., also in neunthalb Monaten beinahe 120 Millionen Thaler — in einer Stadt, von welcher vor 20 Jahren noch nicht ein Haus stand! Wo damals Wildniß war, ist am 22. August 1866 an Bourke Street East ein Stück Land, das bei einer Straßenfront von 27 Fuß etwa 200 Fuß Tiefe hat, für 20,000 Pfd. St. verkauft worden.

Aus der Colonie Neusüdwales finden wir in den Blättern Nachrichten über Unfug von Buschkleppern, welche, wie gewöhnlich, die Straße unsicher machen und Postwagen ausplündern, und über Unfug von Straßenpredigern. Ein gewisser Mac Gibbons hat den „Antichrist" genau kennen gelernt, hält Schreireden über denselben an den Gassenecken zu Sydney, fordert die Irländer auf, ihn anzuhören, schmähet Papst und Katholicismus und läßt sich dafür von den handfesten Söhnen der Smaragdinsel durchprügeln. So wird er, wonach sein Trachten gerichtet ist, in die Lage versetzt, sich für einen „Märtyrer des wahren Gotteswortes" auszugeben; er hat aber an einem Reverend Westwood einen Concurrenten gefunden, der alles Unheil in der Welt dem Papste zuschreibt und viele Prügeleien in Scene setzt. Die Sydneyer sind über die Entdeckung eines Erdöllagers bei Wollongong mehr erfreut als über die Gassentheologen.

In der Colonie Südaustralien hat man im Port Lincoln Districte, nur eine Wegstunde von der Meeresküste, Steinkohlen gefunden. — Die Colonie schreitet erfreulich fort; sie hat 1865 für 1,228,000 Pfd. St. Getreide und für 620,000 Pfd. St. Mineralien ausgeführt. — Alle Einwanderung auf Kosten der Regierung ist eingestellt worden. Ein Gleiches ist von Seiten der Colonie Queensland geschehen.

Mineralreichthum in Brasilien. Man wußte, daß in der Provinz Maranhan bei Chapada Kupfererze liegen. Ein unternehmender Engländer, welcher in Brasilien schon zu mancherlei nützlichen Unternehmungen den Anstoß gegeben, Nathaniel Plant, hat nun im Herbst 1866 jene Gegend näher erforscht und sich überzeugt, daß jenes Kupfererz sehr reichhaltig ist; sodann hat er ein sehr mächtiges Lager hydraulischen Kalkes aufgefunden. — Der unermüdliche Capitain Burton besuchte die Bleigruben bei Iporango in der Provinz St. Paulo und fand sie stark silberhaltig. Die Ufer des Iguape sind reich an Gold. Burton fand dort auch gute Braunkohle, Schiefer und Kalk und hofft auch Steinöl zu finden. Der Iguape kann das ganze Jahr hindurch von den Minen bis zur Mündung von Nachen mit 30 Centner Last befahren werden, und (vor dem Ausbruche des Krieges gegen Paraguay) 40 Miles unterhalb der Minen und 80 Miles oberhalb der Mündung, sind bis zur Stadt Xiririca Dampfer gefahren. Der Hafen Cananea, wo sich eine blühende deutsche Ansiedelung befindet, ist bei jedem Winde sicher.

Giebt es biegsames Itacolumit-Gestein, sogenanntes Gelenkquarz? Der Itacolumi, das heißt „der Stein mit seinem Sohne" — denn so benannten die Indianer den Berg wegen seiner eigenthümlichen Felsenbildung — liegt in der brasilianischen Provinz Minas geraes, unweit von der Hauptstadt Ouro preto und hat nach v. Eschwege eine Höhe von 5720 englischen, nach Spir und Martius von 5368 Pariser Fuß. Er ist 1859 von Dr. Heubner bestiegen und geognostisch näher beschrieben worden. Sein mürber Quarzsandstein mit schieferiger Textur wird als Itacolumit bezeichnet, oder als Itacolumitquarz. Herr v. Eschwege, von welchem dieser Name stammt, bezeichnete als Varietät desselben ein Gestein, welches die Eigenschaft besitze, sich selbst in größeren Tafeln einigermaßen biegen zu lassen und also eine gewisse Elasticität zeige. Er nannte es biegsamen oder elastischen Sandstein, auch Gelenkquarz, und in vielen europäischen Sammlungen befinden sich Muster. Nun bemerkt Herr v. Tschudi im zweiten Bande seiner Reise durch Südamerika, daß spätere Forscher diesen Gelenkquarz nicht gefunden haben,

obgleich er nach v. Eschwege's Angaben in der nächsten Nähe von Ouro preto vorkommen soll. Tschudi selber konnte, des anhaltenden Regenwetters halber, den Itacolumi nicht besteigen, aber ein deutscher Gelehrter, Geograph der Provinz Minas geraes, Herr Fr. Wagner, erzählte ihm Folgendes:

Im Jahre 1823 habe er, Wagner, sich alle Mühe gegeben, den biegsamen Sandstein aufzufinden und deshalb auf das Sorgfältigste an allen jenen Stellen nachgeforscht, wo derselbe nach Herrn v. Eschwege's Mittheilungen auftreten soll, aber stets vergeblich. Eines Tages habe er wiederum in der Lavra do Veloso (eine halbe Stunde von der Stadt), dem Hauptfundorte von Eschwege, nachgesucht und sei dort zufällig mit einem Neger zusammengetroffen, der eine rothe Weste mit blanken Knöpfen trug; auf letzteren waren Hammer und Schlägel. Wagner fragte: Woher hast Du die Weste? — Vom Baron Eschwege; ich bin in seinem Dienste gewesen, bis er voriges Jahr (1822) abreiste. — Nun, so kannst Du mir gewiß auch sagen, wo man hier den Stein findet, der sich biegen (dobrar) läßt? — Der Neger lachte verschmitzt und entgegnete: Ja, Herr, der Stein kommt hier vor, aber biegen läßt er sich nicht. — Wie? der Baron hat doch biegsame Steine gehabt? — Ja, Herr, aber wir haben sie erst biegsam gemacht. — Auf welche Weise denn? fragte der in hohem Grade erstaunte Wagner, und der Neger erklärte: „Wir haben die Tafeln auf die Schmiedeesse neben ein schwaches Feuer gestellt und dann ziemlich lange geblasen; nachher ließen wir die Tafeln langsam auskühlen, und sobald sie kalt waren, konnte man sie biegen."

Wagner gab dem Neger ein Trinkgeld für diese Auskunft, und setzte noch jahrelang, aber immer gleich erfolglos, seine Nachforschungen nach dem biegsamen Sandsteine fort. Eben so wenig wurde derselbe von Herrn Buzelin gefunden, einem eifrigen und intelligenten Naturaliensammler, der seit Jahren in der Nähe von Ouro preto wohnt. Andere Naturforscher sind auch nicht glücklicher gewesen.

„Es fragt sich nun, ob der Itacolumit, in dünne Tafeln gespalten und allmälig erhitzt, nach dem Abkühlen vielleicht durch eine Verschiebung seiner Moleküle eine gewisse Biegsamkeit erlangt. Möglicherweise hat Herr v. Eschwege bei seinen vielen Schmelzversuchen diese Eigenschaft des Itacolumit zufällig entdeckt. Jedenfalls ist es eine höchst auffallende Erscheinung, daß so viele Naturforscher vergeblich nach dem Gelenkquarz gesucht haben. Möglich ist auch, daß nach Eschwege's Abreise noch biegsamer Sandstein als Industrieproduct jenes Negers durch dritte Personen nach Europa gekommen ist." Dr. Heußer sagt: „Wir fanden bloß an Einer Stelle einen mürben Quarzschiefer, den wir für den Gelenkquarz hätten halten können, und zwar bei der Kirche S. Francisco in Ouro preto selbst. Es zeigt aber dieses Gestein nur Spuren von Biegsamkeit und bricht leicht."

Weinbau in Canada. Seit 1860 hat man diese, wie das Blatt „Canadian News" sich äußert, „große Angelegenheit" erörtert und bei Quebeck Reben gepflanzt. Nun hat Canada Winter, welche an Strenge den russischen nichts nachgeben, aber man hofft dennoch günstige Erfolge, weil der Sommer heiß ist. „Die ersten 15 mit Reben bepflanzten Acres haben schöne Trauben geliefert und aus diesen ist ein Wein gewonnen, so vorzüglich, daß er mit manchen der besten Sorten Europas sich messen kann." Darin wird wohl einige Uebertreibung liegen; wir wissen, daß die nordamerikanischen Weine (nur jene im Westen der Sierra Nevada, also die californischen, ausgenommen) etwas Wildes und Erdiges haben, und das eigentlich Feine ihnen mangelt. Löblich aber bleiben die Versuche in Canada immer; das Land verdankt sie deutschen Colonisten, die aber anfangs einen Fehler machten, indem sie die heißesten Lagen für ihre Weingärten aussuchten. Schon im vorigen Jahrhundert hatten die Jesuiten Versuche mit dem Weinbau gemacht; die französische Regierung sah aber denselben nicht gern; canadischer Wein, so meinte sie, hätte dem Absatze des französischen Weines Schaden bringen können. Das genannte Blatt phantasirt: „Wir zweifeln nicht, daß im Fortgange der Zeit der allerbeste Wein der ganzen Welt an den Ufern des St. Lorenz wachsen wird! Die strengen Winter brauchen wir nicht zu fürchten, sie haben den Weingärten von Clair House keinen Schaden gethan und man hat die Reben nicht einmal gegen die Kälte geschützt." Die canadische Zeitung beruft sich dann darauf, daß ja auch in dem nicht minder kalten Rußland Wein wachse. Allerdings, aber nicht bei St. Petersburg oder Archangel, sondern am Don und in der Krim, die keinen moskowitischen Winter haben.

Der Häringsfang an der norwegischen Küste erscheint von großem Belang. Er theilt sich in die Winter- oder Frühjahrsfischerei und in den Sommerfang. Der erstere ist der bei weitem wichtigste. Ein Consularbericht im „Moniteur" bemerkt, es sei schwer zu sagen, wohin der Häring ziehe, wenn er die norwegische Küste verlassen habe (er geht nämlich in die Tiefe und zieht nicht, wie man früher wähnte, weit weg), und unerklärlich sei der Wechsel und Unterschied, welcher in der Zeit seines Wiedererscheinens stattfinde. So viel aber ist ausgemacht, daß er zuweilen eine Meeresgegend plötzlich verläßt und eben so unvermuthet wieder sich einfindet. Das ist namentlich an der schwedischen Küste beobachtet worden, wo er 1808 auf einmal verschwand und seitdem sich dort nie wieder in größeren Mengen hat sehen lassen. Und gerade damals begann die große Häringsfischerei an den norwegischen Küsten; hier beginnt die erste Saison im Januar und dauert bis Ende März. Im Jahre 1866 waren die Häringe in solcher Menge namentlich bei Kinn und bei der Insel Karm, daß die Fischer manchmal nur mit großer Mühe die übervollen Netze einziehen konnten. Es wurden etwa 750,000 Fässer gewonnen und davon wohl 600,000 eingesalzen; der Durchschnittspreis betrug 10 bis 11 Mark (hamburgische) an Ort und Stelle. Man ersieht schon aus dieser Angabe, welchen Vortheil der Fang abwirft.

Die Guano-Inseln an der Südwestküste von Afrika. Im Laufe des Jahres 1865 hat die englische Regierung mehrere Inseln vor jener Küste förmlich in Besitz genommen. Drei derselben liegen in der Bucht von Angra Pequena, zwischen 26 und 27° S. Br., nämlich Pinguin Island, Shark Island und eine andere, die noch nicht benannt worden ist. Sodann die Insel Possession, 27° S., und Mercury in der Spencer-Bai, zwischen 25 und 26° S. Sie alle liefern frischen Guano, der in London mit 16 bis 20 Pfd. St. die Tonne bezahlt wird. Alle sind mit Fettgänsen förmlich bedeckt, und auf einer derselben finden sich die Pinguine in solcher Menge ein, daß kaum Platz da ist, wohin der Mensch seinen Fuß setzen kann. Jene Vögel sind die einzigen Bewohner, mit Ausnahme der Arbeiter, welche im Auftrage von mehreren Handelshäusern der Capstadt sich dort aufhalten, um täglich den frischen Guano zu sammeln und auf die Schiffe zu bringen. Die Inseln ragen nur wenige Fuß über die Meeresfläche empor und die gegenüberliegende Küste ist absolut dürr und felsig, und nur zeitweilig finden sich Namaqua-Hottentoten dort ein.

Die Chinchonapflanzen, welche Clements Markham aus Peru geholt und in den Nilgherri-Gebirgen in Indien eingebürgert hat, gedeihen vortrefflich. Im Sommer des Jahres 1866 ist von dort die erste Probe von dieser indischen Fieberrinde nach Europa gekommen und zwar gleich in einer Gewichtsmenge von nahe an 60 Centnern. Chemiker und Aerzte haben Versuche angestellt und erklären, daß diese indische Rinde eben so gut und wirksam sei wie die beste peruanische. Fernerhin ist also nicht mehr zu besorgen, daß Mangel an dieser wohlthätigen, geradezu unentbehrlichen Arzneipflanze eintreten werde.

Lebensverachtung der Chinesen. Die zu Schanghai erscheinende englische Zeitung erzählt Folgendes:

Wohlhabende Eltern hatten eine Tochter verheirathet. Einige Zeit nachher kamen sie in bedrängte Umstände und baten ihre Tochter um Aushülfe. Der Mann gab ihr einen Rock zum Versetzen. Die Tochter aber steckte ohne Wissen des Mannes einen Geldwerth von 16 Dollars in die Rocktasche, ohne dem Vater etwas davon zu sagen; sie meinte, er werde das Geld schon finden; der Mann aber, bei welchem er den Rock versetzte, fand das Geld, sagte aber nichts und gab 2 Dollars auf das Kleidungsstück. Als bald nachher der junge Ehemann ausfindig machte, daß seine Frau ihrem Vater 16 Dollars gegeben habe, schlug er

Lärm, und die Frau wurde so betrübt, daß sie sich erhing. Nun erfuhren die Eltern der jungen Frau, daß der Pfandleiher sie betrogen habe, und die Mutter nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie mit Opium sich vergiftete. Gleichzeitig stürzte sich der Pfandleiher, der nun um seinen Credit gekommen war, in einen Brunnen und ertrank. Diese Vorgänge sind für die Chinesen charakteristisch und dergleichen kommt gar nicht selten vor. In Canton klagte eine junge Frau ihren Freundinnen, daß ihr Mann sie roh behandle. Diese äußerten ihren Abscheu gegen eine solche Ehe und um nicht selber in die Lage kommen zu müssen, einen Mann zu nehmen, gingen sie, die junge Frau mitnehmend, an einen Teich und ersäuften sich! — In Hongkong waren drei Seeräuber eingesperrt. Um nicht vor Gericht zu erscheinen, beschlossen sie, ihrem Leben ein Ende zu machen. Im Gefängniß befand sich ein mit zwei Eisenstäben vergittertes Fenster; es kam nun darauf an, daß die drei sich an zwei Stangen aufhängen konnten. Am andern Morgen ergab sich, daß der dritte Mann es den beiden ersten möglich gemacht hatte, sich an ihren Haarzöpfen zu erhängen. Den einen hatte er dann dadurch zu Falle gebracht, daß er den Haarzopf desselben mit den Zähnen abgenagt. Dann hatte er den Leichnam als eine Art von Stuhl gebraucht, um sich seinerseits an der hoch angebrachten Stange aufzuknüpfen und hatte diese Unterlage dann mit dem Fuße weggestoßen. Das Alles geschah in der größten Stille. Die Wächter, welche vor jenem Gefängniß ihr Lager hatten, merkten nichts von Allem was geschah.

Eine siebenzehnstündige Rede in der gesetzgebenden Versammlung auf der Insel Vancouver. Die Verhältnisse in den Colonien sind nicht selten von ganz eigenthümlicher Art und finden in unserm alten, dichtbevölkerten Europa kein Nebenstück. Parlaments- und Kammerreden von sechs und mehr Stunden sind wohl vorgekommen, beispiellos aber ist, daß ein Redner volle siebenzehn Stunden hintereinander spricht und dann von einem andern abgelöst wird, der ununterbrochen sieben Stunden lang redet. Der Fall ist folgender.

Vor einem Jahre hatte die Colonialregierung der Insel Vancouver, welche bekanntlich vor der Nordwestküste Amerikas, Britisch Columbia gegenüber, liegt, in der Umgegend der Hauptstadt Victoria eine beträchtliche Menge Ländereien wegen rückständiger Abgaben mit Beschlag belegt. Sie machte indeß in ihrem Amtsblatte bekannt, daß die Besitzer diese Ländereien wieder bekommen sollten, wenn sie binnen zwölf Monaten nach der Beschlagnahme die Steuern entrichtet hätten. Wenige Tage vor Ablauf des Termins verlautete jedoch, daß die Regierung ein Complot geschmiedet habe und mit der Majorität der gesetzgebenden Versammlung dahin übereingekommen sei, daß die letztere einen Vorschlag genehmigen solle, durch welchen die vollziehende Gewalt ermächtigt werde, jene Bewilligung für ungültig zu erklären, keine rückständigen Steuerzahlungen anzunehmen und das Land zu behalten. An dem Tag, an welchem jene zwölf Monate zu Ende gingen, sollte der Regierungsvorschlag erörtert und genehmigt werden. Zwei Männer beschlossen, denselben zu vereiteln; der eine heißt Amos de Comos und der andere Leonard Mac Clure. Die Sitzung wurde Schlag 12 Uhr Mittags eröffnet; es kam darauf an, die Maßregel zu vereiteln. Mac Clure hatte das Wort und sprach bis zum andern Morgen fünf Uhr, volle siebenzehn Stunden lang, und er hielt aus, so große Anstrengungen auch seine erkauften Gegner machten, ihn zu ermüden. Als er seine Arme auf den Tisch stützen wollte, schrien sie, das sei nicht in der Ordnung und verhinderten ihn daran; er wollte einmal den Fuß auf seinen Stuhl setzen, aber auch das gestatteten sie nicht, es sei nicht erlaubt; ja er durfte seine Hand nicht auf irgend etwas lehnen, sondern mußte stehend reden. Die Verschworenen gingen während der Zeit dann und wann aus dem Sitzungssaale, um sich zu erfrischen, aber dem Redner gönnten sie nicht ein Glas Wasser. Endlich als der Morgen grauete, bald nach fünf Uhr, sank er völlig erschöpft zusammen. Aber statt seiner erhob sich Amos de Comos und redete sieben Stunden lang, bis die Mittagsstunde geschlagen hatte. Seine wüthenden Gegner schrien, lärmten, heulten, aber das Alles ließ er sich nicht anfechten, sondern erklärte ganz kaltblütig, er werde nöthigenfalls fortfahren zu reden, bis der Engel Gabriel wieder komme und seine schmetternde Drommete ertönen lasse. Inzwischen hatte sich Mac Clure erholt und als mit dem Glockenschlage Zwölf die Sitzungen der Assembly für 1866 ein Ende hatten, schüttelten die beiden Redner einander die Hände; sie hatten durch ein beispielloses Kraftstück das Complot vereitelt.

Im Mormonengebiet Utah sind die Zustände sehr unbefriedigend. Aus einem amtlichen Bericht an den Congreß geht hervor, daß die Heiligen des jüngsten Tages mit den Unionsbehörden noch immer auf dem schlechtesten Fuße stehen. Man muß eine nicht unbeträchtliche Anzahl Truppen im Lande halten, um die „Heiden", d. h. alle Nichtmormonen, gegen die Heiligen zu schützen. Vor einem Ausschusse des Congresses ist auch Joseph Smith, Sohn des Stifters und Propheten, abgehört worden. Dieser Mann glaubte ohne Weiteres, die Prophetenwürde erben zu können; die Mormonen zogen aber Brigham Young vor und seitdem ist Joseph der Jüngere diesem Patriarchen spinnefeind, hat auch eine eigene Secte gestiftet. Er sagte aus, daß die Vielweiberei eigentlich gar keinen Glaubensartikel bilde; sie sei als solcher von Brigham Young eingeschmuggelt worden. Dieser behauptet dagegen, daß die Polygamie durch das Wort Gottes, die Bibel, zur Pflicht gemacht werde; er beruft sich auf das Beispiel der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob, die alle mehr als eine Frau gehabt hätten und doch Lieblinge Jehovas gewesen seien. Er beruft sich ferner auf die Könige David und Salomo. Aus der Bibel könne man ihm nicht beweisen, daß Polygamie unerlaubt sei; wer etwas gegen sie einwende, lehne sich gegen Gottes Gebote auf und wer ihre Abschaffung erzwingen wolle, mache sich heidnischer Tyrannei schuldig. Aus den amtlichen Berichten des Generals Connor, welcher seit 1862 die Unionstruppen in Utah befehligt, geht hervor, daß die Vielweiberei als Grunddogma des Mormonenthums gepredigt und in den Schulen gelehrt wird. Ob aber seine Behauptung, daß Brigham Young 1858 nicht weniger als 80 unschuldige Personen habe ermorden lassen, richtig ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Wunderlich genug sind jene Heiligen, man hat ihnen aber auch manches Böse nachgesagt, das sich hinterher als völlig unwahr oder doch als sehr übertrieben herausstellte.

Eine Speculation mit der heiligen Schrift. Der britische Consul Williams zu Apia auf Upolo, einem zu den Navigatoren (Samoa-Inseln) gehörenden Eilande, veröffentlicht, mit sehr begreiflicher Entrüstung, das Folgende: Die Eingeborenen der Ellis-Gruppe wünschten dringend, christliche Lehrer zu erhalten. Um das „Lotu", Bret, der christlichen Religion zu erhalten, bat der Häuptling, einen englischen Schiffscapitain, welcher bei der Insel vor Anker lag, um eine Bibel. Dieser gab ihm aber erst die heilige Schrift, als er den dafür geforderten Preis, nämlich 50 Gallonen Cocosnußöl, in Händen hatte. — Wahrscheinlich hat der fromme, civilisirte Capitain seinem Jehova dafür gedankt, daß er mit Gottes Wort ein so profitables „Busineß" gemacht habe.

Einwanderung in die Transvaalsche Republik, Südafrika. Berichte aus Capstadt melden, daß die Regierung der holländischen Boers mit dem Schotten Mac Korkindale einen Vertrag über Einwanderung abgeschlossen habe. Sie giebt der von ihm gebildeten Compagnie bedeutende Landstrecken mit fruchtbarem Boden und in gesunder Lage. Die Holländer vertragen sich mit den Schotten besser als mit den Engländern, vielleicht weil jene beiden in kirchlicher Richtung manches Uebereinstimmende haben.

In **Honduras**, Centralamerika, hat man bei Erandique sehr ergiebige Opalgruben entdeckt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ueberland nach Britisch Columbia und den Goldgruben von Cariboo.

II.

Vom Fort Edmonton nach den Felsengebirgen. — Charakter der Gegend. — Biber und Biberbaue sonst und jetzt. — Am Athabaskaflusse; über Jasper House an den Fraserfluß. — Urwälder und Gebirgsflüsse; Noth und Gefahren. — Ersatzmittel für den Taback. — Der Weg nach Fort Kamlups am Thompson River. — Die merkwürdige Terrassenbildung am Fraser. — Weganlagen in der Gebirgswildniß. — Die Cariboo-Region und deren Goldertrag. — Der Oregon- oder Tschinuk-Jargon.

Im Fort Edmonton sprach eine Anzahl von Diggers vor, welche am White Mud Creek, also dem Bache, welcher weißen Schlamm führt, Gold gegraben hatten. Ihr Obmann, ein Kentuckier, konnte einen mit Goldstaub gefüllten Sack vorweisen, und er versicherte, daß jeder Arbeiter seit Anbeginn des Frühjahrs mehr als 360 Dollars klar gemacht habe.

Dr. Cheadley und Lord Milton erhielten von den Bewohnern des Forts keine tröstliche Auskunft über den Weg, welcher vor ihnen lag. Die Jahreszeit sei noch nicht weit genug vorgerückt; die Schneeschmelze habe erst begonnen und alle Bergwasser seien hoch angeschwollen; bequem und ohne Gefahr könne man dieselben nur im Hochsommer und Herbst passiren. Die Gegend im Westen der Gebirge sei in hohem Grade ungastlich und überaus dicht bewaldet. Namentlich biete der Leather-, Yellow Head oder Jasper-Paß große Gefahren und werde deshalb schon seit längerer Zeit von den Beamten der Compagnie gemieden. Nichtsdestoweniger beschlossen die Reisenden, gerade diesen Paß zu überschreiten, dabei so viel als möglich der „Emigrantenroute" zu folgen und zu versuchen, ob sie direct an den Cariboo oder nach Fort Kamlups am Nordarme des Thompson gelangen könnten.

Am 3. Juni 1863 brachen sie auf, waren zwei Tage später am St. Alban-See, wo katholische Missionaire eine Niederlassung gegründet haben, deren Bewohner, gleich dem Dorfe Ste. Ann, zumeist aus Mestizen bestehen, welche den Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft verlassen haben. Anfangs glich die Gegend einem Park, dann aber folgte nach Norden hin dichter Wald, der fast ohne Unterbrechung Hunderte von Miles weit das Land bedeckt. Hin und wieder findet man verhältnißmäßig offene Stellen, an denen der Baumwuchs nicht so kolossal ist, wie sonst überall; fischreiche Seen und Bäche sind in Menge vorhanden. Am Pembinaflusse fanden die Reisenden Ausbisse von Steinkohlenlagern. Das Gelände war zumeist hügelig und wellenförmig, und die Thalgründe waren sehr feucht, oftmals mit Muskegs ausgefüllt, d. h. Morast, der etwa 6 Zoll hoch mit Filz und Moos bedeckt ist, also Tundras in kleinem Maßstabe. Das Wandern war namentlich auch deshalb sehr beschwerlich, weil überall umgefallene Baumstämme lagen. In diesen Wäldern hausen der schwarze Bär und das Musethier (amerikanische Elenn); auch an Enten, Tauben und einer Art von Auerhuhn war kein Mangel. Die schöne Wandertaube mit langem Schweif zieht auch über die Felsengebirge und kommt noch am Nordarme des Thompson vor.

Der Biber ist über das ganze nördliche Amerika verbreitet, aber seine Zahl hat beträchtlich abgenommen, denn er ist selbst bis in die tiefsten Schluchten der Felsengebirge von den Trappers verfolgt worden. Die Hudsonsbai-Compagnie, welcher daran lag, daß er sich wieder vermehre, befahl deshalb eine fünfjährige Schonungszeit und verbot den Gebrauch stählerner Fallen, weil in diesen auch die Jungen sich fangen. Früher muß der Biber in sehr beträchtlicher Menge vorhanden gewesen sein. Die Reisenden fanden an unzähligen Stellen der Waldregion Spuren seiner Thätigkeit. Einst gelangten sie an eine Kette von Sümpfen, welche dadurch entstanden war, daß die Biber einen wasserreichen Bach ganz regelrecht abgedämmt hatten. Aber die Biberwohnungen waren allesammt, zum Theil schon seit langer Zeit, verlassen; zwar die mit Gras bewachsenen kegelförmigen Erhöhungen standen noch da, und allemal auf trockenem Boden, aber von den Thieren selber war selten etwas zu sehen. Doch fand man den Bächen entlang dann und wann frische Spuren, namentlich junge Bäume, welche der Biber durch seine Arbeit zum Sturze gebracht hatte. Einen dieser Bäche verfolgten die Wanderer, bis sie an die Abdämmung kamen, welche unser Bild zeigt. Sie war durch Stämme und Zweige gebildet worden, über welche das Wasser sanft hinwegfloß. Dicht oberhalb derselben stand die 6 bis 7 Fuß hohe Biberwohnung, welche gleichfalls aus Zweigen gebaut und mit einem aus Schlamm verfertigten Mörtel belegt war. Diese Ansiedelung war offenbar sehr alt, denn es lagen Baumstämme umher, die von den Bibern gefällt, aber zum Theil schon verfault oder mit dickem Moos überzogen waren. Einer derselben hielt mehr als eine Elle im Durchmesser; dagegen waren die frischgefällten Bäume vergleichsweise nur dünn; offenbar sind jetzt die Bibercolonien nicht mehr so stark und zahlreich wie ehemals und haben deshalb über geringere Arbeitskräfte zu verfügen; sie können also jetzt nur noch kleine Bäche abdämmen.

Die Stellen, an denen sich Biber angesiedelt, waren für die Reisenden stets eine angenehme Erscheinung, denn dort war allemal eine kleinere oder größere Lichtung und Graswuchs, welcher den abgemüdeten Pferden Futter gewährte.

Inzwischen wurde die Hitze drückend und die Stechmücken machten sich in lästiger Weise bemerkbar. Die Pferde hatten vom Stich einer Bremse zu leiden, welche von den Mestizen als Bulldog bezeichnet wird und sich manchmal auch durch Rauch und Qualm nicht abhalten läßt, die armen Thiere zu martern. Sehr gefährlich wurde am Mac-Leod-Flusse ein Waldbrand, der dadurch entstanden war, daß die Pferde, um sich vor den Bremsen zu schützen, bis dicht aus

Biberbau in der nordamerikanischen Waldregion.

Lagerfeuer gegangen waren und mit ihren Hufen glühende Kohlen hinweggeschleudert hatten, die dann Feuer fingen. Dann und wann sah man an den Bäumen Namen, welche von Auswanderern eingeschnitten worden waren.

Nach mühsamer Wanderung kam der Zug an den obern Athabaskafluß, der sehr rasch in einem tief eingefurchten Bette strömte und hoch angeschwollen war. Von den Hügeln dieser Gegend hatten die Reisenden den ersten Ausblick auf die Felsengebirge, nachdem sie drei Wochen lang immer nur durch dichten Wald gezogen waren, ohne irgendwo eine freie Aussicht zu haben. Aber auch hier Wald und immer nur Wald! Prächtig nahmen sich die mit Schnee bedeckten Bergriesen aus. Als man höher gekommen war, sah man nicht selten Spuren vom Bighorn, diesem grauen Bergschafe des Rocky Mountains. Bald nachher wurde Jasper Haus erreicht, ein Posten der Hudsonsbai-Gesellschaft, der damals ohne Bewohner war. Die Reisenden zimmerten ein Floß und setzten auf das linke Ufer hinüber, denn an diesem liegt das Fort. Aber nachdem sie sich gelagert hatten, fand sich ein Mestize ein, und am Abend kamen zwei Tschutschnaps-Indianer, welche bei Fackellicht Fische speerten und diese gern verkauften. Pulver und Taback sind zwei Waaren, welche der braune Mann am liebsten nimmt. Ein paar Tage später kam der Verwalter von Jasper Haus an, ein Herr Macaulay, welcher den Reisenden in der Person eines alten irokesischen Mestizen einen erfahrenen Führer verschaffte. Sie zogen dann am Strome hinauf, den sie an einer Stelle durchwateten, nicht ohne Gefahr, und in ähnlicher Weise, wie es schon früher einige Male der Fall gewesen war. Dann und wann fanden sie einen leidlich guten Platz für das Nachtlager, und am 9. Juli, nach fünftägiger Wanderung von Jasper Haus, bemerkten sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung, daß ein Bach seinen Abzug nach Westen hin hatte. Sie waren über die Wasserscheide gekommen, ohne etwas davon bemerkt zu haben; der Cowdung-Paß war überschritten und am 10. Juli standen sie am Fraserflusse, der von Südwesten her durch eine enge Schlucht strömte, sich ein paar Miles weiter unterhalb in die Breite ausdehnte und dann den Moose Lake, seinen Quellsee, bildet. Der Weg ging am Nordufer des ausgetretenen Flusses hin und war in hohem Grade beschwerlich, da man fast den ganzen Tag im Wasser waten mußte, und wo dieses aufhörte allemal ein Morast anfing. So ging es einige Tage lang fort. Der Moose-See hat eine herrliche landschaftliche Umgebung; von den Höhen, welche ihn umschließen, fallen die Bäche in rauschenden Cascaden herab.

Die Vegetation nahm auf der Westseite des Gebirges allmälig einen andern Charakter an. Nun traten die Ceder und die Silberfichte auf, bald auch eine Art von Aralis, eine große mit Stacheln versehene Liane und mehrere Rosaceen. Der Baumwuchs war geradezu kolossal. Manchmal war der Weg, da wo er kaum eine Elle breit ist und an Schwindel erregenden Abgründen hinführt, zum Halsbrechen gefährlich. So gelangt man an die große Fork, Gabeltheilung des Fraser; dort vereinigt sich ein Arm, der von Nordosten herkommt, in fünf Mündungen mit dem Hauptarm. Auch dort ist die Landschaft ungemein großartig, „imposant und prachtvoll über alle Beschreibung“; über alle anderen Höhen ragte der mit Schnee bedeckte Robson Peak hervor.

Von nun an traten Schwierigkeiten ein, gegen welche alle früheren Hindernisse als unbedeutend erschienen. Ein Bergstrom nach dem andern mußte überschritten werden, überall lagen Baumstämme im Wege, ein Pferd ging verloren, indem es vom Wildbache mitgerissen wurde. Dahin waren nun die Vorräthe an Salz, Thee und Taback, mit welchen gerade jenes Roß beladen war; dazu noch mit Schreibpapier, Creditbriefen, Instrumenten und Uhren, mit des Doctors Herbarium und Milton's wollenen Decken; — Alles ist den Fraser hinab in den großen Ocean geschwemmt worden. Zum Glück wurde ein anderes Pferd, welches Pemmican und Mehl trug, den Fluthen, obwohl mit großer Anstrengung, noch entrissen.

Am 18. Juli setzten die Reisenden auf das andere Ufer des Fraser hinüber, auf einem von den Tschutschnaps verfertigten Einbaume. Sie waren seit ihrem Aufbruche vom Fort Edmonton sechs Wochen unterwegs gewesen und hatten immer gutes Wetter gehabt; jetzt fiel der erste Regen bei einem fürchterlichen Gewitter. Sie wollten nun nach Cariboo hinein und überschritten, auch diesmal ohne es gewahr zu werden, die Bodenschwellung, welche die Wasserscheide zwischen dem Fraser und dem Columbia bildet. Sie kamen an den Canoe River, einen Zufluß des letztern, mußten wieder ein Floß verfertigen, wurden wieder durchnäßt und erlitten überhaupt allerlei Ungemach: Kochofen und Zinngeschirr gingen verloren, nur ein eiserner Kessel war noch vorhanden. So gelangte man in das Thal des Thompson, zunächst an den kleinen See Albreda. Unser Bild zeigt den Charakter der Landschaft; der hohe Spitzberg, welcher mit Schnee bedeckt ist, erhielt durch Dr. Cheadle den Namen Mount Milton. Ueberall waren die Gebirgswasser hoch angeschwollen, Menschen und Thiere waren abgemüdet und jetzt gingen die Vorräthe auf die Neige; der Mangel an geistigen Getränken, deren die beiden Reisenden sich seit einem Jahr enthalten hatten, war ihnen sehr gleichgültig, aber mit Schmerz entbehrten sie den labenden und erquickenden Thee und den anregenden Taback. Den kleinen Rest, welcher ihnen noch übrig geblieben war, vermischten sie mit Kinnikinick*).

Offenbar hatten sie den rechten Weg verloren. Nach Cariboo, also nach Westen hin, konnten sie nicht gehen; sie kannten den Pfad nicht und es fehlte ihnen an Lebensmitteln, auch besaßen sie nur noch ein einziges Beil. Es blieb nichts übrig, als am Thompson hinab nach Süden zu gehen, um Fort Kamlups zu erreichen. Unterwegs kamen sie an eine Stelle, wo ein Einschnitt im Baume sagte, daß hier ein „Schlachte-Lager“ gewesen sei. Allerlei Spuren zeigten, daß Auswanderer, daran verzweifelnd, sich einen Pfad durch die dichten Wälder bahnen zu können, ihre Pferde zurückgelassen, ihre Ochsen geschlachtet und dann ein Floß gebaut hatten, um auf demselben stromab bis Fort Kamlups zu fahren.

Cheadle und Milton waren in einer bedenklichen Lage. Ihre Vorräthe bestanden nur noch in 10 Pfund Pemmican und ebenso viel Mehl, also sehr wenig für sechs Menschen. Sie hatten nur noch wenig Pulver, Wild zeigte sich selten, die Kleider hingen in Lumpen auf dem Leibe, die Fußbekleidung (Mokassins) ließ Alles zu wünschen übrig. Die Pferde waren abgehungert und matt, und bei alledem wußte man nicht, wie weit und wie lang und wie überhaupt der Weg sei! An ein Hinabfahren auf dem hoch angeschwollenen, an Felsblöcken und reißenden Stromschnellen überreichen Flusse war nicht zu denken.

Am Abend kam der Führer mit einem kleinen schwarzen Bären zurück, welchen er geschossen hatte, eine willkommene Beute, da man nun wieder einmal frisches Fleisch genoß, ein Gericht, welches seit dem Abzuge von Jasper Haus unter die unbekannten Dinge gehört hatte. Aber freilich fehlten

*) Kinnikinick, die Blätter der Bärenbeere (Arctostaphylos uva ursi). Sie werden über einem Feuer getrocknet, in der Hand klein zerrieben und in die Pfeifenköpfe gestopft. Nicht bloß die Indianer, sondern auch die „Traders“ bedienen sich derselben statt des Tabacks und rauchen sie gern. The Naturalist in Vancouver Island and British Columbia, by John Keas Lord. London 1866. I. p. 305. A.

Thal des Thompsonflusses und Berg Milton.

Salz, Brot und Thee und Birkenrinde mußte den Taback ersetzen.

Am 31. Juli drangen die Reisenden weiter in den dichten Wald ein; wohin, das wußten sie selber nicht. „Man muß mit eigenen Augen einen solchen Wald gesehen haben, in welchem Riesenbäume hundert Ellen hoch emporgewachsen und dann nach allen Richtungen hin umgestürzt sind. Sie bilden zusammen mit dem Untergestrüpp ein wildes und wirres Durcheinander. Die Stämme von Cedern sind verfault und in langstreifige Mooshügel verwandelt; zur Hälfte sanken sie in den Boden ein und andere eben so gewaltige Stämme sind in die Kreuz und Quere darüber hingeschlagen, grünen wohl noch, weil erst vor kurzer Zeit ein Sturmwind sie zu Boden gerissen hat, und hängen zur Hälfte in der Luft, während andere gewaltige Stämme von ihnen abgeknickt oder halb entwurzelt worden sind."

Die Wanderer hatten jetzt noch Rubebu zu essen. Dieses Gericht wurde in der Weise hergestellt, daß man etwas Mehl und Pemmican, von letzterm nur ein etwa faustdickes Stück, in kochendes Wasser warf. Satt wurde man nicht davon, aber der Mehlvorrath war schon bis auf drei Pfund zu Ende!

Am zehnten Tage, 3. August, erreichte man die erste lichte Stelle, eine Sumpfwiese; am 7. wurde wieder im allerdichtesten Urwalde das letzte Stück Pemmican verzehrt und aller Vorrath bestand nur noch in einem Viertelpfund Mehl. Cheadle und ein junger Assiniboin gingen auf die Jagd, kamen aber mit leeren Händen zurück. Der Vater des letztern hatte einen Marder geschossen und mitten im Dickicht

Terrassen am Fraserflusse.

einen todten Mann gefunden, der offenbar dort verhungert war. Neben dieser Indianerleiche lagen ein Beil, welches den weißen Männern sehr willkommen war, und zerschlagene Pferdeknochen, aus welchen das Mark herausgesaugt worden war.

Dieser Anblick war nicht gerade ermunternd für Leute, die sich selber dem Hungertode nahe glaubten. Den Marder hatten sie verzehrt, jetzt schlachteten sie ein Pferd, aßen sich tüchtig satt und trockneten den Rest des Fleisches am Feuer und über dem Rauche. Im Ganzen hatten sie, abgesehen von der einen Mahlzeit, nur etwa 40 Pfund Fleisch von dem magern Rosse. Zum Glück erlegten sie in den nächsten Tagen wieder einen Marder, zwei Waldhühner und fingen auch einige Fische; aber sie waren an eine Stelle gekommen, wo sie nicht weiter kommen konnten. Auf der einen Seite der reißende Strom, auf der andern eine kerzengerade Bergwand! Sie mußten wieder umkehren, um an einem andern Punkte weiterzukommen.

Die Noth war hoch gestiegen, als man am 18. August einige Bäume fand, an denen Zweige mit einem Messer abgeschnitten waren; am 21. sah man Spuren von Pferdehufen in einem Morast und einen Cederstamm, aus welchem ein Kahn verfertigt worden war. Auch bemerkte man an einigen Bäumen Axthiebe, fand da und dort alte Marderfallen und konnte aus dem Allen schließen, daß man einen alten Trapperpfad aufgefunden habe, der hoffentlich nach Fort Kamlups hinabführen werde. Auch wurde nun das Thal breiter, das Gebirge niedriger, man kam auf einen Pfad, der einem Weg ähnlich sah, und endlich wurde eine offene, eine wirklich lichte

Gegend erreicht. Die abgemagerten und ausgehungerten Reisenden jubelten nun hellauf; seit elf Wochen waren sie ununterbrochen auf der Wanderung gewesen, seit mehr als dreißig Tagen als Verirrte im Wald umhergestreift und fast hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, jemals wieder einen Menschen zu sehen. Sie waren auf das Alleräußerste gefaßt gewesen.

Nun befanden sie sich endlich wieder auf einem betretenen Pfade und am 23. begegnete ihnen ein Indianer mit seiner Frau, die ein Kind auf dem Rücken trug. Welch ein wonniger Anblick für Menschen, die sich schon aufgegeben hatten! Sie drückten die braunen Leute ans Herz und diese begriffen natürlich eine solche Extase nicht. Aus Allem aber ließ sich abnehmen, daß Fort Kamlups nicht mehr weit entfernt sei. Nun kehrte die Hoffnung wieder; am 24. traf man eine Gruppe von Indianern, die um ein Feuer herum saßen und Beeren in einem Kessel kochten. Als man ihnen das Wort: Fort Kamlups! zurief, sagten sie: „Aiyu beaucoup,

Ein Zickzack-Weg in Britisch Columbia.

beaucoup; aiyu thé, aiyu tabac, aiyu saumon, aiyu whisky, Kamlups!" Die französischen Ausdrücke haben sie von den canadischen Reisedienern der Hudsonsbai-Compagnie gelernt; aus dem Ganzen aber war zu entnehmen, daß im Fort kein Mangel herrschte.

Am andern Tage fand man zwei Indianerleichen am Wege, neben ihnen lagen, von Fremden durchaus unberührt, alle ihre Habseligkeiten. Am 28. August, Nachmittags, gewahrten die vielgeprüften Wanderer endlich eine Höhenkette, an welcher das vielersehnte Fort Kamlups liegt; gegen Abend zogen sie dort ein. Im Hofraume waren eben mehrere Mestizen und Indianer mit dem Nachtessen fertig, und ein alter brauner Mann, der sich als Capitain St. Paul vorstellte, fragte im sogenannten Oregon-Jargon, wer die Fremden seien. Sie gaben ihm Antwort, baten aber vor allen Dingen um Speise und Trank.

„Ihr sollt im Augenblick so viel haben wie Ihr wollt, aber jeder von Euch muß einen Dollar bezahlen." — „Her

damit, und wenn die Portion hundert Dollars kostet!“ rief der junge Lord.

Nun wurde aufgetragen, was die Küche hergab: Kohl mit Speck, frischgebackenes Brot und Thee, der so lange und so schmerzlich entbehrte! Spät Abends kamen mehrere weiße Leute an, gerade recht zu einem Tanzvergnügen, welches die Mestizen veranstaltet hatten.

Am andern Morgen, 29. August 1863, fanden die Reisenden, daß sie noch nicht eigentlich in Fort Kamlups waren; sie hatten in einem Vorwerk übernachtet; der Handelsposten selbst lag am andern Ufer des Thompson. Sie wurden dort gastlich empfangen, nahmen dann ein warmes Bad und verschafften sich Kleider. „Der Lumpen, welche um uns herum hingen, waren wir satt und überdrüssig. Nun aber hatten wir Otium cum dignitate, Schöpscoteletten, Reispudding, Thee und Zucker, statt getrockneten Pferde- und übelriechenden Marderfleisches oder, was noch schlimmer war, statt des Fastens! Aber jeder von uns vertilgte Speisen für drei oder vier Menschen.“

Das Fort liegt am südlichen Ufer des Thompson unweit von der Stelle, wo die beiden Hauptarme des Flusses sich vereinigen. Ringsum erheben sich mit Bunchgras bewachsene Hügel, auf denen Pferde, Rindvieh und Schafe reichlich eine vortreffliche Weide finden.

In Fort Kamlups erhielten die Reisenden Pferde und ein Beamter der Hudsonsbai-Compagnie begleitete sie nach Fort Yale, wo der Fraser schiffbar wird. Am 8. September brachen sie von Kamlups auf, verließen am Ende des Kamlup-Sees den Thompson, gingen in das Bonapartethal und trafen auf die damals noch nicht vollendete Straße, welche von Yale

Goldgräber in einer Schenke am Cariboo.

bis in die Goldgruben von Cariboo führt. Unterwegs fielen ihnen die merkwürdigen Terrassen auf, welche den Regionen des Fraser und des Thompson einen so eigenthümlichen Charakter geben. Diese interessanten geologischen Bildungen reichen auf einer Strecke von etwa 300 Miles bis zu den Schluchten, den sogenannten Cañons, oberhalb Yale. Man bezeichnet sie im Land als „Banquettes“ und sie erscheinen wie vollkommen nivellirt, auch ist ihre Höhe auf beiden Uferseiten dieselbe. Sie bilden förmliche Ebenen und an manchen Stellen, in der Art wie unsere Abbildung zeigt, drei Etagen. Die untere Stufe bietet eine vollkommene Fläche dar, die oft eine meilenweite Ausdehnung hat und sich 40 bis 50 Fuß über das Flußufer erhebt; die Böschung erscheint so regelmäßig wie bei einer Eisenbahn. Die zweite Etage liegt 60 bis 70 Fuß höher als die untere, und ist gewöhnlich nur einige Morgen breit; die dritte liegt ungefähr 500 Fuß vom Wasser entfernt. An allen diesen Terrassen des Fraser findet man das feinste Gold, das als Goldmehl bezeichnet wird. Die Ausbeute ist aber nicht so ergiebig, daß sie Diggers anziehen könnte; diese finden in anderen Gegenden ihre Arbeit reichlicher belohnt.

Die Reisenden zogen nun wieder an den Thompson und gelangten an eine Stelle, wo eine beträchtliche Anzahl Chinesen beim Straßenbau beschäftigt waren. Der Weg, welcher von dort nach Yale führt, namentlich die Strecke unterhalb Lytton, hat gewiß nur wenige ihres Gleichen. Sie ist in das Gestein des Gebirges eingehauen, bildet ein seltsames Zickzack und hat nicht einmal ein Geländer oder eine Seitenwand.

Zwischen Lytton und Yale hat der Sand eine ungemein ergiebige Goldausbeute geliefert; namentlich haben die dort thätigen Chinesen im Durchschnitte täglich 10 Dollars gewonnen.

Die Reisenden waren nun wieder in einer civilisirten Gegend und wir können von ihnen scheiden. Wir wollen nur bemerken, daß sie ohne weitere Gefährde nach New-Westminster gelangten und von dort einen Ausflug in die Cariboogegend machten, welche von Anfang an ihr Ziel gewesen war. Sie erreichten dasselbe allerdings auf einem andern Wege als auf dem, welchen sie ursprünglich hatten einschlagen wollen. Auf das oftmals geschilderte Leben und Treiben in den Grubengegenden brauchen wir nicht näher einzugehen. Wir wollen nur bemerken, daß sie sich in ihrem Zelt am Red River besser befunden hatten als in den Gasthäusern in Caribou, wo sie Diggers aus aller Welt Enden trafen.

Am 5. März 1864 waren sie wieder, auf dem Weg über Panama und Newyork, in England zurück.

* * *

Der Emigrantenzug ist im Laufe der letztverflossenen Jahre ziemlich stark geworden; es ist eine gewisse Regelmäßigkeit in die Art des Reisens gekommen, das zwar seine großen Beschwerden hat, aber keine erheblichen Gefahren bietet. Man rechnet von St. Paul in Minnesota bis Pembina am Red River 450 Miles, von dort nach Carlton House 600, von dort bis Fort Edmonton 400 und von hier bis an den obern Fraser 200, im Ganzen etwa 1650 bis 1700 Miles, sage 450 deutsche Meilen. Dieser Weg ist von einzelnen Emigrantenzügen schon in 75 bis 80 Tagen zurückgelegt worden.

Gold ist schon 1852 auf den Königin-Charlotte-Inseln gefunden worden; man wußte recht wohl, daß dieses edle Metall auch am Fraser und in der Cascadenkette in Oregon vorhanden sei. Als 1853 der damalige Capitain M'Clellan die Militairstraße von Fort Wallawalla am Columbia nach Steilacoom am Pugetsunde vermaß und über den Nacheß-Paß ging, fanden seine Leute so viel, daß sie täglich nebenher für 2 Dollars Gold sammelten. Die englische Regierung erhielt erst 1856 einen amtlichen Bericht über das Vorkommen des Goldes in Britisch Columbia durch den Gouverneur Douglas; sie legte indeß nur geringen Werth auf die Mittheilung. Aber schon 1858 sind für 337,765 Dollars, 1859 schon 1,211,309 und 1860 für 1,303,332 Dollars vom columbischen Hafen Victoria nach San Francisco verschifft worden; im Jahr 1861 gingen für 1,636,870 Dollars dorthin. Dabei ist nicht gerechnet, was im Lande blieb, was direct nach Europa verschifft wurde und was die Reisenden mitnahmen. Im britischen Gebiet reicht die Goldregion vom 49. bis 57. Grad nördl. Breite und 116. bis 132. Grad westl. Länge von London.

Die frühere Benennung Neu Caledonia ist durch eine königliche Verordnung vom 2. August 1858 in Britisch Columbia umgewandelt worden. Sie stellt als Grenze fest: im Süden den 49. Grad nördl. Breite, im Osten die Hauptkette der Rocky Mountains, im Norden Simpsons River und den Finlay River, welcher einen Zweigarm des oben mehrfach erwähnten Friedensflusses bildet, im Westen den Stillen Ocean.

Weiter oben ist des sogenannten Oregon-Jargons erwähnt worden, einer seltsamen Mischsprache, welche erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hat. Sie ist durch das Bedürfniß des Handels entstanden. Als die Schiffer an die Küsten des heutigen Oregon und Britisch Columbia, namentlich nach dem Nutka-Sunde kamen, wußten sie sich mit den Indianern nur durch Zeichen zu verständigen. Nach und nach nahmen die braunen Leute einige Ausdrücke aus der Sprache der Engländer an und diese machten sich Wörter der verschiedenen Indianerstämme zu eigen, z. B. aus dem Nasquali, Tschailisch und namentlich aus dem Tschinuk; deshalb heißt jene Handelssprache auch wohl der Tschinuk-Jargon. Man kam nach und nach dahin, Alles auf den gegenseitigen Verkehr Bezügliche genau ausdrücken zu können. Man nahm von den Tschinuks namentlich die Fürwörter und die Zahlwörter an, europäische Gegenstände wurden von den Indianern in einer ihnen mundgerechten Weise bezeichnet. Bald kamen durch die canadischen Reisediener der Hudsonsbai-Gesellschaft auch französische Wörter hinzu; der Jargon erhielt auch Bezeichnungen für Gegenstände der Nahrung und Bekleidung 2c., und der Wörterschatz ist nach und nach auf etwa 600 Ausdrücke angewachsen. Damit reicht man im Verkehr aus und der Jargon wurde in allen Häfen der Nordwestküste verstanden. Wo die Bewohner eines Handelspostens, z. B. im Fort Vancouver am Columbiastrom, fünf verschiedenen Völkerschaften angehörten: Engländern und Amerikanern; französischen Canadiern, Tschinuks, Krihs (Knistenos) und Sandwichs-Insulanern (Kanackas), die auch einige Ausdrücke zum Wörterschatze beigetragen haben, bildete der Jargon ein willkommenes Verständigungsmittel, und den Kindern, namentlich solchen, welche Mischlinge sind, wurde er zur Muttersprache. Jetzt überflügelt ihn, seitdem die Einwanderung so viele tausend weiße Menschen in jene Gegenden wirft, das Englische mehr und mehr; auch nimmt die Zahl der Indianer rasch ab.

Die ersten eingehenden Nachrichten über den Oregon-Jargon hat Hale im siebenten Bande der Wilkes'schen United States Exploring Expedition (Quartausgabe, S. 635 bis 650) gegeben und ich habe (Karl Andree, Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, Braunschweig 1851. S. 213 f.) Auszüge aus dieser Abhandlung mitgetheilt. Seitdem sind in den Vereinigten Staaten einige Schriften über diese Handelssprache erschienen, die mir nicht zugänglich waren. Ich finde aber in The great Gold fields of Caribou etc. By William Carew Hazlitt, London 1862, p. 177 f. einige hundert Ausdrücke des Tschinuk-Jargon, wie er am Fraser und Thompson gesprochen wird. Sie sind angeblich „a full vocabulary" derselben und dem „San Francisco Bulletin" vom 4. Juni 1861 entlehnt worden. Folgende Proben können zeigen, in welcher Weise die Indianer sich fremde Wörter zurecht gemacht haben.

Sun, Tag. — Sitkum sun, Mittag. — Larey (barley), Gerste. — Wapito, eine einheimische Knollenfrucht für Kartoffel. — Pulally (powder), Pulver. — Musket, Flinte. — Mercie, Dank; der Indianer hat für denselben kein Wort in seiner Sprache, weil ihm der Begriff fehlt. — Lepras (pater), Priester. — Lepied, Fuß. — Lum, Rum. Boston, Amerikaner. — Kapo (capot), Rock. — Lehasch (hâche), Axt. — Lacassett, Cassette, Koffer. — Lepla (plat), Schüssel. — Latabel, Tisch, dergleichen der Indianer früher nicht kannte. — Lapip, Pfeife. — Tintin (onomatopöisch, wie manche andere Wörter im Jargon, wie z. B. auch tum wata, Wasserfall), Musik. — Oeihy, Sandwich-Insulaner (von Hawaii). — Oloman, alter Mann, bedeutet auch schwächlich und müde 2c.

Ich will noch die Zahlwörter hersetzen, welche aus dem Tschinuk in den Jargon übergegangen sind.

1 Ikt. 2 Mox. 3 Klone. 4 Locket. 5 Quinum. 6 Tahum. 7 Sinimox. 8 Sotkin. 9 Quies. 10 Tatilum. 11 Tatilum pi ikt. 12 Tatilum pi mox. — 100 Tatilum tatilum u ikt takamonak. — 1000 Ikt hyass takamonak.

Von Messina bis an den Fuß des Aetna.

Italienische Unsauberkeit. — Schlechte Postverwaltung. — Die Fiumare. — Geistliche und nicht geistliche Bettler. — Forza d'Agro und Cap Alessio. — Pracht der Landschaft. — Die Ruinen von Tauromenium. — Ein vulcanischer Ausbruch des Monte Frumento am Aetna. — Glühende Lavaströme.

Neulich lasen wir in einer Londoner Zeitschrift, es sei gut und vortrefflich, daß Italien sich die staatliche Einheit erworben habe und, unbehelligt von bourbonischen oder habsburg-lothringischen Fürsten, sich selber bestimmen könne. Den Bewohnern des Landes wurde aber gleichzeitig dringend eingeschärft, daß sie nun auch neue Pflichten zu erfüllen hätten. Halb Italien sei eine von Ungeziefer wimmelnde Schmutzhöhle, und weit über die Hälfte der Bewohner seien an Leib und Kleidung im höchsten Grad unsauber, obwohl Wasser zum Reinigen des äußern Menschen überall fließe. Die liebe Gewohnheit des Straßenraubes müsse ein Ende nehmen, die Bettelei arbeitsfähiger Müßiggänger möge man künftig für einen Schimpf und eine Schande halten; das süße Nichtsthun der Lazzaroni und anderer Bummler von Handwerk mache das Volk in den Augen eines jeden Fremden verächtlich. Höchst wünschenswerth sei, daß man auch von dem oft ultraheidnischen Aberglauben zurückkomme und für vernünftigen Volksunterricht sorge.

Gewiß giebt es in Italien eine sehr große Menge gebildeter Leute von großer Intelligenz, und gerade diese sind es, welche die nicht selten schreckenerregende Versunkenheit und Verwahrlosung der vielen Millionen Menschen im Volke bitter beklagen. Sie hängen mit ihrer Civilisation wie eine Lichtwolke über einem chaotischen Sumpfe von Barbarei. Wenn, amtlichen Berichten zufolge, bei dem jüngsten Aufstand (1866) in Palermo Mönche und wilde, von ihnen zur Megärenwuth aufgestachelte Weiber und Kinder die Leichen ermordeter Soldaten des Königs in Stücke zerrissen, mit den Zähnen in das Fleisch bissen und mit Kannibalengelüst an diesem herumkauten, — dann fragt man: was haben Kirche und bourbonische Könige gethan, um solche sittlich verwilderte Barbaren zu Menschen, wenn auch nur zu halbcivilisirten zu machen?

Wir haben im vorigen Jahrgange einige Bilder aus Sicilien, namentlich aus Palermo und Messina mitgetheilt. Sie sind von dem tüchtigen, auch mit deutscher Wissenschaft vertrauten Elisée Reclus entworfen worden, der im Frühjahre 1865 eine Reise in Sicilien machte, hauptsächlich um die vulcanischen Ausbrüche des Aetna zu beobachten. Wir werden gelegentlich seine darauf bezüglichen Schilderungen mittheilen; heute begleiten wir ihn auf der Fahrt von Messina nach Taormina. —

Gegenwärtig ist die Eisenbahn zwischen Messina und Catania, welche an den Gestadehöhen hinführt, vollendet, und das ist für die Reisenden ein sehr großer Vortheil. Früher mußten sie die Fahrt auf dem Meer oder in entsetzlichen Carriolen machen, welche man mit dem Namen Postwagen beehrte; sie waren abscheulich und gereichten der Postverwaltung zur Unehre. Diese sorgte nicht dafür, daß der alte Kasten jemals gereinigt wurde; er roch immer entsetzlich übel und das Rütteln und Stoßen nahm kein Ende. Wo der Weg leidlich eben war, sagt Reclus, waren wir immer in eine Wolke dichtesten Staubes gehüllt und mußten einen Schleier vor den Mund halten, um nur athmen zu können. Es gab aber auch Stellen, wo wir keinen Staub schluckten, dann nämlich, wenn wir in einem mit Kieseln besäeten Bette einer Fiumara hinfuhren. Diese Gießbäche, welche von den Höhen der pelorischen Gebirgskette kommen, sind für gewöhnlich bloß schmale, dünne und flache Wasserläufe; wenn aber andauerndes Regenwetter eintritt, wälzen sie sich, einen gewaltigen Wasserschwall bildend, ins Unterland hinab, reißen große Steinblöcke mit sich, durchbrechen die Dämme, falls deren vorhanden sind, treten weit über die Ufer und verwüsten die Felder. Manche dieser Fiumare sind dann wohl eine halbe deutsche Meile breit. Bei niedrigem Wasserstand braucht man nicht zu besorgen, daß der Wagen ins Meer hinabgerissen werde, aber derselbe wird auf den Steinen entsetzlich hin- und hergeworfen und an tiefen Schlaglöchern ist auch kein Mangel. Kein Wunder, daß Jeder, welchem es die Mittel erlaubten, diesen Weg vermied und den Dampfer, welcher direct von Messina nach Catania fuhr, gern vorzog.

Der Landweg hatte noch einen andern Uebelstand. Briganten waren im Frühjahr 1865 nicht vorhanden, aber dafür gab es in größter Menge zudringliche Bettler. Schon vor der Abfahrt von Messina unterließ der Schaffner, der Signor Corriere, wohlweislich nicht, den fremden Herren Reisenden den gutgemeinten Rath zu geben, daß sie sich mit kleiner Münze zu versehen hätten, um den Anforderungen der armen Leute gerecht zu werden. Die Postillone forderten ihrerseits an jeder Station fünf Bajocchi extra für sich. Der Signor Corriere seinerseits bettelte zwar nicht direct, gab aber durch allerlei süße Worte, feine Redewendungen und sehr sprechende Blicke zu verstehen, daß er sich gewiß nicht täusche, wenn er auf die Großmuth der edelen Herren Reisenden rechne.

Wehe dem, welcher den Kopf aus der Wagenthür steckt; er sieht nur Leute, welche ihm die Hand entgegenhalten. In den Dörfern und vor jeder Hausthür Buckelige, wirkliche oder nichtwirkliche Lahme, Greise und alte Weiber, — Alles in Lumpen. Auf der Landstraße rennen Jungen in Schwärmen neben dem Wagen her, im dichtesten Staube. Und da die Kirche auf Sicilien nichts dazu beigetragen hat, die Bettelei als etwas Verwerfliches zu schildern, so kann es nicht Wunder nehmen, daß vor den Kirchen, Oratorien und Capellen, die in höchst überflüssiger Menge am Wege stehen, bettelnde Mönche aufpassen und ein Paternoster und ein Ave Maria für diejenigen hermurmeln, welche ihnen ein Stück Geld zuwerfen. Solch ein Mönch, ein vierschrötiger junger Kerl, lief uns in einer Fiumara nach und quälte, daß wir ihm eine plump aus Holz geschnitzte Puppe abkaufen möchten, die einen Heiligen vorstellte. Ich habe wunderliche Mönchsgestalten genug auf Sicilien gesehen, aber dieser Bursch, der seine Kutte hoch aufgeschürzt hatte, dessen Bart wirr und wild aussah und der uns im Laufen fortwährend anbettelte, dieser Mönch bleibt mir vor Allen unvergeßlich.

Der sicilianische Bettler hat etwas Eigenartiges. Ihm fehlt die zudringliche Unverschämtheit des mit aufgebauschten Redensarten um sich werfenden Spaniers, der uns eine Hand so entgegenstreckt, als ob er in der andern ein Messer bereit halte. Auch ist er ganz anders als der Pariah in London und anderen großen Städten Nordeuropas, der sich vom Elend völlig niederdrücken läßt und durch dasselbe gleichsam seine Seele eingebüßt hat. Der sicilianische Bettler ist ein mit sich und mit seinem Schicksal zufriedener Mensch, servil

Ruinen von Tauromenium (Taormia).

und dabei doch ironisch; er erniedrigt sich und spielt den Demüthigen, meist nicht ohne eine gewisse hohnlächelnde Miene. Unter allen Umständen bleibt ihm ein Trost: wenn ihm Niemand etwas giebt, so findet er doch stets ein Nachtlager, gleichviel wo, einige Apfelsinen und vielleicht auch Maccaroni. Uebrigens drückt er sich immer mit ausgesuchter Höflichkeit aus. In einem Dorfe hatte solch ein Signor-Bettelbummler sich herabgelassen, einem meiner Mitreisenden an den Koffer zu fassen und diesen wieder auf den Wagen zu heben. Er bekam dafür einige Bajocchi, hätte aber gern mehr gehabt und äußerte sich wie folgt:

„Ohne Zweifel habe ich alle Ursache, Ew. Excellenz sehr dankbar zu sein für die Belohnung, welche Sie mir in so herablassender Weise verabfolgt haben. Ein Recht, von Ew. Excellenz mehr zu fordern, als Sie mir gaben, steht mir nicht zu, ich flehe nur Ew. Excellenz wohlwollende Gunst an. Indessen will mich doch bedünken, daß Ew. Excellenz gütige Großmuth sich veranlaßt sehen könnte, mir einige Bajocchi mehr zuzuwenden, um mich für meine Bemühung zu entschädigen." Dann wandte er sich zu uns übrigen und rief mit triumphirender Miene: „Ich stelle das Urtheil Ew. Excellenzen anheim!"

Trotz des Staubes, Elendes und Bettelns bewundert man doch die Landschaft. In den breiten Betten der Fiumare hinauf kann der Blick bis ins Gebirge hineinschweifen. Zuerst sieht man nach Westen hin den Dinnamare, diesen Bimaris der Alten; er führt seinen Namen, weil man von seinem Gipfel eine Aussicht sowohl auf das ionische wie auf das sardinische Meer hat. Dann fährt man um die Ausläufer des Scuderi, der über 3000 Fuß hoch ist und die übrigen Gipfel des pelorischen Gebirges überragt; nachher folgen andere Ausläufer, welche als Vorgebirge oder gewaltige Bergwurzeln bis ins Meer hinein sich verzweigen. Oberhalb des Gestadeabhanges trägt jede Bodenstufe oder Terrasse ein Dorf und die Trümmer einer alten Burg; in allen Buchten liegen Lusthäuser und Orangegärten, und am Strande sieht man eine Menge von Nachen, die sich aus der Ferne wie große schwarze Fische ausnehmen, welche von den Wellen auf den Sand geworfen worden sind.

Ruinen des alten Theaters von Tauromenium.

Jenseit des höchst malerischen Dorfes Savoca erhebt sich ein Vorgebirge, dessen scheinbar unersteigliche Felsenwände gekrönt sind von der alten Burg Forza d'Agrò. Sie liegt dort oben wie eines Adlers Horst. Nach der Seeseite hin fällt dieses Cap Alessio fast senkrecht ab. An der Basis findet man viele Grotten und ein prächtig gebauetes Fort, welches zu Anfang unseres Jahrhunderts von den Engländern aufgeführt worden ist. Jetzt ist dort Alles mit Epheu und Myrthen überwuchert.

Als wir Cap Alessio erreichten, ging die Sonne hinter den neptunischen Bergen unter und warf deren mächtigen Schatten über das Wasser. Im Osten ergossen die letzten Strahlen ihren schimmernden Glanz auf das ionische Meer, dessen veilchenblaue Tinten am Horizont mit dem Lufthimmel sich verschmolzen. Zur Linken stieg die düstere Bergkette empor, welche in der Richtung nach Messina hin mit den Höhenzügen des Festlandes verbunden zu sein schien, sich

dann nach Süden hinbog und zwischen beiden Meeren ein mächtiges Vorgebirge bildete. Auf dem blauen Spiegel schwammen große Segelschiffe, Dampfer und Nachen. Auf der andern Seite des Cap Alessio ist der Blick begrenzter, aber die Landschaft trägt den Charakter einer wilden Schönheit. Das Felsgestein ist von unten bis oben in Spalten auseinandergerissen, und in diesen Schluchten wuchern Schlingpflanzen in gewaltiger grüner Fülle. Gerade aus, auf der andern Seite einer Fiumara, steigt der große Felsen von Taormina empor; sein Fuß ist in anmuthiger Weise vom Meer ausgezackt worden, und man könnte sagen, daß die einzelnen Zacken wie Löwentatzen in die See hinausragen. Jetzt führen Eisenbahntunnels durch alle diese kleinen Caps; wer aber die Schönheit der Landschaft bewundern will, steigt vor Alessio aus und geht zu Fuß über die beiden Vorgebirge.

Das, auf welchem Taormina steht, läßt sich nur mit Mühe erklimmen; es bildet gleichsam eine natürliche Citadelle, die einen düstern Anblick gewährt. Die Stadt besteht aus einer Reihe von Häusern, die auf einer engen Platform zwischen dem Abgrund und dem steilen Bergabhange stehen, auf welchem die Burg emporragt. Seit den Tagen der Araber ist diese von allen Eroberern Siciliens ausgebessert worden. Das alte Tauromenium hatte das Schicksal aller Städte, die von der Natur mit einer zur Vertheidigung geeigneten Lage bedacht worden sind. Alle Tyrannen Siciliens legten Werth auf ihren Besitz und in den Römerzeiten war sie während des Sklavenkrieges längere Zeit eine Zufluchtsstätte der Freiheit; als die Vertheidiger hart belagert wurden, aßen sie lieber Menschenfleisch, als daß sie sich ergeben hätten. Der römische Feldherr Rupilius würde nur Gerippe in der Stadt gefunden haben, wenn er nicht durch Verrath sich derselben hätte bemächtigen können.

Ein Lavastrom am Aetna.

Bei Einbruch der Dunkelheit stand ich in dem unvergleichlichen alten Theater von Tauromenium, in welchem in besseren Tagen an zwanzigtausend Griechen Platz fanden, und wo sie wirbelnde Rauchsäulen aus dem Aetna aufsteigen sahen, während sie den Tragödien des Aeschylus lauschten. An dieser mit Recht berühmten Stätte erblickt man die geschwungene Küste der Gegend Messinas, die Berge Calabriens und den mächtigen Bergriesen Aetna, zu dessen Füßen ganz Sicilien sich hindehnt. Hier war Glanz und Pracht der Natur gepaart mit einer wunderbar herrlichen Landschaft. Mehr als zweitausend Jahre sind verflossen, seitdem hier die Griechen ihrem Gefühl für das Schöne ein volles Genüge leisten konnten. Aber die Christen, welche Nachfolger der heidnischen Hellenen und Römer waren, haben förmlich gewetteifert, die Werke der Kunst zu zerstören und zu vernichten. Selbst angebliche Freunde und Beschützer der Wissenschaft, und unter ihnen ein Herzog von Santo Stefano, haben Marmor und Statuen weggeschleppt, um ihre Paläste damit zu schmücken. Das alte griechische Theater war von den Römern wiederhergestellt worden; die Trümmer, welche nun übrig geblieben sind, liefern den Beweis, daß dasselbe ein herrliches Kunstwerk gewesen ist. Noch sieht man Granitsäulen, Nischen, in denen freilich jetzt die Standbilder fehlen,

und die Bühne; diese ist unter allen alten Theatern Europas am besten erhalten. Das Schönste aber sind die Arkaden, durch deren Oeffnungen man das Blau des Himmels und des Meeres sieht. Marmorblöcke liegen, allesammt von grünem Gestrüpp überwuchert, weit und breit umher.

Als es dunkler wurde, wandte ich mein Auge weg von den Ruinen nach dem Aetna, der nun meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich sah ihn zum ersten Mal aus solcher Nähe und bemerkte an dem mir gerade gegenüberliegenden Nordabhang die rothe Lava einer Eruption. Schon seit zwei Monaten hatte sich auf der nordwestlichen Seite ein senkrechter Spalt gebildet und aus dieser fast eine deutsche Meile langen Schlucht quollen Dämpfe und feuerflüssige Stoffe. Ein großer Ausläufer des Aetna, der Monte Frumento, war fast vom Gipfel bis zum Fuße geöffnet, und der Spalt setzte sich fort bis auf eine ehemals bewaldete Hochebene, welche mit alten Eruptionskegeln gleichsam übersäet ist. An dieser Stelle des Berges, in einer mittlern Höhe von 2000 Meter, war die vulcanische Thätigkeit am stärksten. Mehrere kleine Berge von Schlacken und Asche konnte ich mit unbewaffnetem Auge unterscheiden. Von dort herab war ein gewaltiger Lavastrom geflossen; er hatte die Wälder des Plateaus vernichtet, war an den Abhängen des Aetna heruntergegangen, und hatte Thäler ausgefüllt und viele Fruchtfelder zerstört.

Von Taormina, also aus einer Entfernung von etwa 18 bis 20 Kilometer, konnte ich an jenem Abend allerdings nicht die Einzelnheiten des Ausbruches beobachten, aber das Schauspiel im Großen und Ganzen war ungemein ergreifend. Ein Schwall weißlicher Dämpfe erhob sich über den Gipfel des Vulcans wie ein riesiges Gespenst, das zum Himmel emporragte und sich ins All verlor. Weiter unten, an einem Grat der prächtigen Pyramide des Aetna, stiegen andere Dämpfe auf. Sie rührten vom Ausbruche des Frumento her, bildeten Qualmwolken, dergleichen man bei einer Feuersbrunst sieht, und zogen dann über die Waldungen hin. Nach abwärts hin glühete die Lava scharlachroth und sie erschien im Gegensatze zu dem tiefgrauen Qualm und dem Dunkel der Nacht nur um so glänzender. Nun war mir das Thal, welches zwischen dem Vorgebirge von Taormina und dem Abhange des Aetna liegt, nicht mehr sichtbar. Vermittelst einer leicht erklärlichen optischen Täuschung schien es, daß der große Berg ganz nahe herangetreten sei und der gewaltige vulcanische Ofen fast greifbar auf der andern Seite der Bodenvertiefung sich befinde. Die Stätte des Ausbruches, die Gluthpfanne möchte ich sagen, kam mir vor wie eine mächtige Schmiedeesse und die rasch hintereinander folgenden Detonationen, welche der Wind an mein Ohr herübertrug, und dann wieder das schwächere dumpfe Geräusch erinnerten an Hammerschläge, welche auf den Amboß fallen. Wie nahe lag hier der Gedanke an die Cyklopen!

Das Gebiet des Aetna beginnt schon am Fuße des Felsens von Taormina, denn hier trifft man auf die ersten Lavalagen. Dieser Fluß von Stein gehört zu den beträchtlichsten, welche Sicilien kennt. Er hat eine Länge von 25 Kilometer und ist an mehreren Stellen einige hundert Meter weit ins Meer vorgedrungen.

Auf diesem Lavavorgebirge, das jetzt Cap Schisó genannt wird, gründeten vor 26 Jahrhunderten ionische Männer die erste Niederlassung der Griechen auf Sicilien. Aehnlich wie die europäischen Auswanderer unserer Tage in Amerika oder Australien ihre Niederlassungen mit Namen bezeichnen, welche sie ihrer alten Heimath entlehnen, gaben die griechischen Ansiedler der Stadt, welche sie auf fremdem Boden gründeten, die Benennung Naxos und errichteten in der Nähe ihrem Schutzgott Apollo ein Standbild. Die Ortschaft erwuchs rasch zu einem blühenden und mächtigen Gemeinwesen; hinterher kamen Kriege, Züge in entfernte Gegenden, Tyrannis, und Dionysius von Syracus führte die Bewohner als Sklaven fort, nachdem er die Stadt fast ganz zerstört hatte. Jetzt ist keine Spur mehr übrig von jener alten Colonie der Griechen.

Südlich vom Vorgebirge Schisó führt eine Brücke über den kleinen Fluß Cantara (— Kantara ist der arabische Ausdruck für Brücke —), und dann steigt man die ersten Bodenschwellungen hinan, welche zum Aetna hinaufführen. Der Erdboden ist eisengrau, und der Staub, welchen die Wagenräder aufwirbeln, erinnert an Eisenfeilspäne. Zur Rechten wie zur Linken erheben sich Mauern, die aus Metallblöcken aufgebaut zu sein scheinen. Zu dem allen bietet die grüne Landschaft mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs einen prächtigen Contrast. Da sind Haine von Oliven-, Orangen-, Citronen- und anderen Fruchtbäumen, dann und wann tritt auch eine Gruppe Palmen auf und der ganze Raum zwischen dem Meer und dem Vulcan ist wie ein Garten, in welchem zahllose Landhäuser, Kirchen und Klöster unter schattigem Grün hervorlugen. Der Boden ist ungemein fruchtbar, die Dammerde hat in Folge wiederholter Alluvionen an manchen Stellen eine Tiefe von 150 Fuß. Eine Ortschaft reihet sich an die andere. Die lange Vorstadt von Riposto reicht weit feldein, bis dahin wo die ersten Häuser von Giarre und weiter jene von Mascati beginnen; die Dörfer sind wie eine Perlenschnur um das ganze Gebirge herumgezogen. An diesen fruchtbaren niederen Gehängen ist auch der Baumwuchs üppig. Das Ganze wird vom Kegel des Aetna überragt und die Aussicht ist so wunderbar schön, daß keine Feder sie beschreiben kann.

Die Eröffnung des Amazonenstromes.

Die gewaltigen Stromriesen Südamerikas sind nun ohne Ausnahme dem Schifffahrtsverkehr aller Völker erschlossen. Im Orinoco, der Hauptwasserader Venezuelas, können schon längst fremde Fahrzeuge bis nach Angostura, das jetzt Ciudad Bolivar heißt, hinauffahren, und auch deutsche Schiffe holen von dort in jedem Jahre werthvolle Ladungen.

Die Zuflüsse des La Plata, namentlich auch dessen Hauptstrom, der Paraguay, sind gleichfalls durch Verträge den fremden Flaggen geöffnet. An der Lebhaftigkeit des Verkehrs auf diesem wundervollen Stromgeflechte haben nicht weniger als vier Staaten ein lebhaftes Interesse: Uruguay, Argentinien, Paraguay und Brasilien. Für dieses letztere ist die freie Schifffahrt hier eine wahre Lebensfrage. Der Paraguaystrom kommt recht eigentlich aus dem Herzen des Landes, und er hat 400 deutsche Meilen oberhalb des La-Plata-Aestuariums auch bei niedrigem Wasserstande in der Fahrbahn eine Tiefe von mindestens 7 Fuß. Durch ihn steht die große Provinz Matto grosso, deren Flächenraum jenen von Deutschland übertrifft, mit der Außenwelt in Verbindung, denn bis nach Cuyabá fahren Dampfer. Ein

Blick auf die erste beste Karte von Südamerika kann zeigen, was das sagen will. Nebenbei mag die Thatsache hervorgehoben werden, daß nach Ausbruch des Krieges gegen den paraguayensischen Dictator Lopez, welcher den Strom sperrte, diese Provinz Matto grosso (d. h. dichter Wald) einmal länger als vier Monate ohne Verbindung mit der Hauptstadt Rio Janeiro war. So ungewiß, beschwerlich und langwierig ist die Verbindung zu Lande, welche lediglich vermittelst der Maulthierkarawanen unterhalten werden kann, denn Straßen fehlen in diesen Theilen des Innern völlig.

Der argentinische Dictator Rosas, der jeder Fortentwickelung feindlich gegenübertrat, duldete die freie Schifffahrt auf dem La Plata oberhalb Buenos Ayres nicht; sie ist erst seit seinem Sturz, in den Jahren nach 1853 nach und nach durch Verträge eröffnet worden. Europäische Fahrzeuge von mäßigem Tiefgange können aufwärts bis Rosario gelangen; Stromdampfer gehen bis Albuquerque und, wie schon bemerkt, bis Cuyabá aufwärts. Seitdem die Schifffahrt frei ist, hat sich ein frisches Handelsleben eingestellt, auch Europäer, insbesondere Italiener, betheiligen sich von Montevideo und Buenos Ayres aus sehr lebhaft an der Stromschifffahrt; die Einwanderung nimmt zu und man bauet Eisenbahnen von den Flußhäfen nach dem Innern.

Der Verkehr auf dem obern Paraguay ist durch die Willkürhandlungen und Vertragsverletzungen des Dictators Lopez gestört worden, dessen aggressives Verfahren manchen deutschen Zeitungen unbekannt zu sein scheint; sie würden sonst nicht als Fürsprecher eines nach Monopolen strebenden Gewaltherrschers auftreten, welcher seinen Nachbarstaaten den Krieg geradezu aufgezwungen hat. Er belegte, ohne vorherige Kriegserklärung, brasilianische und argentinische Fahrzeuge mit Beschlag und sperrte, vermöge seiner starken Festung Humaitá, die Schifffahrt auf dem Paraguay und Paraná. Ein Zweck des noch nicht beendigten Krieges in jenen Theilen Südamerikas ist darauf gerichtet, die freie Stromschifffahrt ein- für allemal zu sichern.

Doch wir wenden uns zum Amazonenstrome. Ein Erlaß der brasilianischen Regierung vom 7. December 1866 hat verfügt, daß vom 7. September 1867 an die Schifffahrt auf dem Amazonas allen Flaggen freigegeben sei. Gleichzeitig werden aber auch zwei andere Ströme unbedingt eröffnet: der Tocantins und der San Francisco.

Ueber den erstern wurde im „Globus" oftmals gesprochen und hervorgehoben, daß er während der letzten Jahre mehrfach hydrographisch erforscht worden sei. Er bildet die Hauptwasserader der üppig fruchtbaren, aber bislang nur spärlich bevölkerten Provinz Goyáz, und sein wichtigster Zufluß, der Araguay, kommt aus Matto grosso. Die Mündung liegt eine kleine Strecke oberhalb der Hafenstadt Pará, dem einzigen Seeplatze des gesammten Amazonenstromgebietes. Diesem Stapelorte ist eine große Zukunft sicher; keine andere Hafenstadt der Welt hat ein so ausgedehntes Hinterland.

Der San Francisco kommt aus der an Gold und Diamanten reichen Provinz Minas (welche jüngst von Herrn J. J. von Tschudi in musterhafter Weise eingehend geschildert worden ist; wir werden das Werk demnächst besprechen); er durchströmt dann von Süden nach Norden die Provinz Bahia, macht, indem er sich von Westen nach Osten wendet, die Grenze gegen die Provinz Pernambuco und mündet etwas südlich vom 10. Grad südl. Br. in das Atlantische Weltmeer.

Die beiden eben genannten Landschaften gehören zu den wichtigsten Provinzen Brasiliens; sie sind Zucker- und Baumwollenregionen, ihr Inneres ist einer großen Entwickelung fähig, und der San Francisco ist ihre Hauptpulsader für den Verkehr. Da aber die beiden Hauptstädte Bahia und Recife am Ocean liegen, und der Bau von Landstraßen in Brasilien sich noch in den ersten Anfängen befindet, hat man von beiden Punkten Eisenbahnen bis zum San-Francisco-Strome gebauet.

Bis auf Weiteres sind diese Provinzen von größerm Belang als die beiden am Amazonas. Weder in jener von Pará noch in Alto Amazonas ist irgend welcher Anbau von Belang vorhanden; die ganze Region ist zumeist noch so, wie die Natur sie geschaffen hat; die Wohnorte liegen weit auseinander, und ein Gebiet, das viermal so groß ist wie Deutschland, hat nicht so viele Bewohner, wie unsere beiden Städte Hamburg und Berlin zusammengenommen. Die Zahl der wirklich weißen Menschen wird schwerlich 20,000 erreichen; das übrige sind Mischlinge und indianische Jagd- oder Fischernomaden. Von dem was wir als Arbeit bezeichnen könnten, ist im ganzen Amazonenstromgebiete noch nie die Spur vorhanden gewesen; der Indianer bringt die Naturproducte des Waldes oder das was er den Strömen abgewinnt, an die Hafenplätze, oder ein Hausirer holt sie ihm ab und versorgt ihn mit den wenigen Waaren, welche er bedarf und die er jetzt nicht mehr entbehren kann*).

Für den Amazonenstrom paßt in der That das Wort „ungeheuer". Seine Hyläa, diese Waldregion, erstreckt sich in ununterbrochener Breite über den ganzen Raum zwischen dem 7. Grade nördl. und 18. Grade südl. Breite, von den Andes bis zum Ocean. Fast alles ist dicht mit Bäumen bewachsen, nur dann und wann treten morastige Wiesenflächen auf. Wege sind nicht vorhanden, sondern nur vereinzelte Indianerpfade; deshalb ist die Verbindung nur vermittelst der Flußwege möglich. Ich habe in meiner Geographie des Welthandels (I, S. 257) Folgendes hervorgehoben, um die Ausdehnung dieser Region der Selvas (Wälder) anschaulich zu machen.

„In den brasilianischen Urwäldern gelangt man zumeist nach einigen Tagereisen auf lichte Flächen oder auf kahle Serras (Bergzüge), aber in der Hyläa des Amazonenstroms wird man auf Wochen, ja Monate langen Fahrten kaum einige Morgen Landes finden, die nicht mit Bäumen bestanden wären. Eine Linie, welche man von der Mündung des Paranahyba in $41^1/_2$ Grad w. L. v. Gr. gerade nach Westen hin bis Guayaquil am Stillen Weltmeere zieht, schneidet die Grenze dieser Waldregion unter etwa $78^1/_2{}^0$ w. L. und geht auf einer Strecke von fast 500 deutschen Meilen durch das Centrum derselben. Auf den ersten 200 Meilen, bis etwa zum 56. Längengrade, beträgt die Breite dieses Urwaldes von Norden nach Süden kaum 100 Meilen. Dann aber dehnt sie sich nach beiden Richtungen immer weiter aus, bis sie etwa unter 67^0 w. L., wie schon gesagt, vom 18. Grad südl. bis zum 7. Grad nördl. Breite reicht, also von den Ufern des Orinoco bis zum nördlichen Abhange der bolivianischen Andes! Um einen Punkt, der etwa 16 deutsche Meilen südöstlich von Tabatinga am Südufer des Amazonas, nahe dem Mündungsdelta des Javarí liegt, kann man einen Kreis ziehen, der 230 deutsche Meilen im Durchmesser hält, und das Ganze ist nur ein durch die unzähligen Flußläufe unterbrochenes Waldgebiet."

Gewaltig ist die Wasserfülle. Vom 4. Grad nördl. bis zum 20. Grad südl. Breite fallen sämmtliche Gefließe, welche von der Ostseite der Andes herabkommen, in den Amazonenstrom. Das bedeutet so viel, als ob sämmtliche Gewässer vom Nordcap bis nach Gibraltar sich in eine einzige große

*) Wir verweisen auf die Schilderung der brasilianischen Provinz Alto Amazonas, „Globus" X. S. 281 ff., welche die Verhältnisse eingehend und anschaulich darstellt, und die jetzt von erhöhtem Interesse ist. Ueber die Garimpeiros, welche die Producte in den Wäldern sammeln, ebendaselbst S. 380.

Mulde ergössen. In Folge der tropischen Regen haben sie alle ein regelmäßiges Anschwellen und Fallen; das erstere erreicht im Hauptstrom eine Höhe von 40 bis 50 Fuß über den niedrigsten Wasserstand. Dann ist die Ufergegend weit und breit überschwemmt, und in dieser Region des „Gapó" sind überall die Wälder sechs Monate in jedem Jahre von 10 bis zu 40 Fuß hoch überschwemmt. Der Indianer befestigt seinen Kahn an den Aesten der Riesenbäume; er kennt in diesem Wasserwalde Fahrbahnen, durchschneidet mit seinem Nachen auch die Mündungen der verschiedenen Flüsse, schifft aus einem Flusse in den andern und vermeidet die heftigen Strömungen. Von der Einmündung des Tapajóz unweit Santarem, aufwärts bis zu jener des Coary, kann dann ein Kahn mehr als 300 Meilen von Osten nach Westen und umgekehrt fahren, ohne ein einziges Mal den Amazonas selber zu berühren. Die Fahrbahn in diesem Gapó geht durch Seen, durch enge Canäle zwischen Inseln, quer über die Mündungen des Madeira, des Purus und hundert anderer größerer und kleinerer Zuflüsse des Hauptstroms.

Die ganze Region ist ungemein reich an Naturerzeugnissen, aber nach den allerhöchsten Annahmen, die ich finde, beträgt der Handelsverkehr des gesammten Amazonasgebietes jährlich etwa 25 Millionen Thaler. In London, Paris und auch in deutschen Blättern werden enthusiastische Hoffnungen an die Freigebung des Amazonas geknüpft. Gewiß verdient der Entschluß der brasilianischen Regierung, diesen Strom freizugeben, unbedingtes Lob, und wir wollen dasselbe wahrhaftig nicht verkleinern. Aber Brasilien selber hat bisher mit diesem überschwenglich fruchtbaren Gebiete nichts Rechtes anzufangen verstanden. Rauben wird ihm dasselbe keine fremde Macht, und Regsamkeit kann nur durch Ausländer ins Land kommen. Aber die Bedingungen des Anbaues, welche sich in anderen Gegenden zweckmäßig erweisen, passen nicht für den bei weitem größten Theil dieser Regionen. Wir haben jüngst den, wir möchten fast sagen, Dithyrambus mitgetheilt, welchen Agassiz über dieselbe angestimmt hat (XI, S. 31). An und für sich betrachtet, sagt der ausgezeichnete Naturforscher nur was wahr ist; daß aber weiße, europäische und nordamerikanische Menschen in diesen Aequatorialgegenden colonisiren und arbeiten könnten, das widerspricht jeder Erfahrung.

Die Frage, welche sehr scharf ins anthropologische Gebiet hineinspielt, ist auch hier: woher die Menschen nehmen, welche arbeiten wollen und arbeiten können? Auf die Eingeborenen, die Waldindianer, ist gar nicht zu rechnen. Sie sind von der Natur eigenartig geschaffen worden; es fehlt ihnen nicht bloß an aller Anlage zu dem, was wir unter Arbeit verstehen, sondern sie haben nicht einmal einen Begriff von der Sache. Alle Versuche, sie ihrer umherschweifenden Lebensweise abwendig zu machen, sind ohne Ausnahme kläglich gescheitert. Es liegt gar kein Grund zu der Annahme vor, daß es in Zukunft anders sein werde. Auch hat noch nie ein des Landes und der Leute Kundiger sich einer solchen Wahnhoffnung hingegeben, und namentlich in dem trefflichen Werke des Naturforschers Bates, der elf Jahre lang ununterbrochen am Amazonas sich aufhielt, sind darüber manche Beobachtungen zu finden. Auch Reisende wie Wallace und Marcoy sind derselben Ansicht. Wir werden demnächst im „Globus", nach Marcoy's Schilderungen, näher auf die Verhältnisse am obern Stromlauf eingehen.

Die Zahl der Neger ist in dieser Region nicht von Belang und wird schwerlich mehr als etwa 15,000 Köpfe betragen. Man hat bisher die schwarzen Leute in anderen Provinzen vortheilhafter verwenden können; im Amazonenstromgebiete hat überdies die Sklaverei eine sehr milde Form. Der Besitzer muß seinen Neger schon deshalb in aller Weise schonen, weil derselbe jeden Augenblick Gelegenheit findet, in die Wälder zu entlaufen. Auf die Neger kann man hier, so weit Arbeit in Frage kommt, platterdings nicht rechnen. Ohnehin geht Brasilien einer großen wirthschaftlichen Krisis entgegen, und es handelt sich nur darum, über dieselbe mit möglichst geringen Verlegenheiten hinwegzukommen. Die Sklaverei wird aufgehoben werden. Verfährt man nicht hastig, sondern nimmt sich an Westindien und Nordamerika ein warnendes Beispiel, befolgt man vielmehr das verständige Verfahren, welches die Holländer bei der Emancipation in Surinam beobachtet haben, dann kann der Uebergang zu den neuen Verhältnissen ohne verhältnißmäßig starke Erschütterungen stattfinden. Ein nordamerikanischer Geistlicher, Kidder, giebt an, daß im Laufe des letzten Jahrzehnts etwa eine Million Sklaven in Brasilien emancipirt worden seien. Diese Zahl ist offenbar zu hoch gegriffen; gewiß bleibt aber, daß die Freilassung der Neger in jener Zeit sehr beträchtlich war.

Es bleibt abzuwarten, ob die Schwarzen in Brasilien eine Ausnahme machen werden, oder ob sich auch an ihnen dieselben Erscheinungen wiederholen, welche wir überall da sehen, wo man den Neger mit einem gewagten Sprunge aus der Sklaverei in einen Zustand unbedingter Freiheit versetzt hat, ohne ihn irgendwie durch Uebergänge an das neue Verhältniß zu gewöhnen und ihm jene wohlwollende Fürsorge angedeihen zu lassen, welcher er so sehr bedürftig wäre.

Der Chinese und der indische Kuli wird wohlhabend, wo er in den Colonien an die Stelle des arbeitscheuen freien Negers tritt. Beweise: die Inseln Mauritius, Réunion, Trinidad rc. Wir meldeten vor einiger Zeit, daß eine Gruppe indischer Kulis, welche man mit großen Kosten von der Malabarküste nach Demerara geholt hatte, wo die Neger nicht arbeiten mochten, nach fünfjähriger Dienstzeit in ihre Heimath zurückfuhren. Sie waren nicht nur mit Kleidung und vielerlei Waaren reichlich versehen, sondern besaßen, nachdem sie das Geld für die Ueberfahrt bezahlt hatten, noch über 60,000 Thaler bare Ersparnisse. Diese Malabaren hatten freilich gearbeitet. Ich müßte mich sehr täuschen, alle bisherigen Erfahrungen und Analogien müßten nichts gelten, wenn es im Amazonenstromlande gelänge, die freien Neger zum Arbeiten zu vermögen. Rechnen kann man darauf nicht. Will man diese Region nutzbar machen, dann bleibt nichts übrig, als asiatische Arbeiter dorthin zu schaffen.

Wie dem aber auch sein möge, auf jeden Fall wird die Eröffnung des Amazonenstroms neue Antriebe in jene Region bringen und dieselbe zu regsamerm Leben erwecken. Von europäischen Ansiedelungen kann allerdings keine Rede sein, aber von großer Wichtigkeit erscheint der Umstand, daß der Amazonenstrom sammt seinen Zuflüssen, namentlich den vom Süden her einmündenden, eine Fahrbahn bis nach Peru und Bolivia eröffnet, und auch diesen Ländern den Weg zum Atlantischen Ocean ermöglicht. Peru war bisher für Absatz und Bezug von Waaren auf die Südsee allein verwiesen, und Bolivia gleichsam abgesperrt, da der Pilcomayo und Vermejo unsichere Wasserstraßen zum Paraguay bilden. Nun sind, wie wir früher im „Globus" mitgetheilt haben, Dampfer den Ucayali hinauf bis in den Pachitea, in die Nähe der tirolischen Niederlassung Pozuzú gegangen: Chandleß hat den Purús bis in seine Quellgegenden schiffbar gefunden. Daß auch der Madeira trotz seiner Stromschnellen befahren werden kann, das ist im Juni 1866 durch den deutschen Kaufmann Kronenboldt bewiesen worden, der mit einigen großen Kähnen und mehr als 100 Mann Schiffsvolk aus Bolivia bis nach Manaos (Barro do Rio Negro) gelangte, und dann mit einer assortirten Waarenladung auf dem Madeira nach Bolivia zurückkehrte.

Der Krieg, welchen der Dictator von Paraguay den Bra-

silianern aufgezwungen hat, wirkt auch insofern nachtheilig, als er Millionen verschlingt, die zweckmäßiger auf den Bau von Straßen und die Verbesserung der Stromläufe durch Wegsprengen von Felsen in den Stromschnellen oder Umgehungscanäle verwandt worden wären. Diese sind eine wahre Lebensfrage für das ausgedehnte Kaiserreich, in welchem sich ohne alle Frage ein Streben nach Entwickelung zeigt und an dessen Spitze ein sehr intelligenter, hochgebildeter Herrscher steht. Die Eröffnung des Amazonas ist eine große That, und wenn man bis auf Weiteres, wie schon bemerkt, keine sanguinischen Hoffnungen an dieselbe knüpfen darf, so bleibt doch gewiß, daß durch sie in die weite Region des Amazonenstroms frischeres Leben einströmen werde.

A.

Mittheilungen über die Insel Rügen.

Von **Dr. Ernst Boll.**

II.

Die Halbinsel Mönchgut. — Verschwinden alter Eigenthümlichkeiten und Volkstrachten. — Anklänge an Slavisches. — Ortsnamen.

Auf Rügen wurde zuerst die Halbinsel Mönchgut völlig germanisirt, denn nachdem der Fürst Jaromar II. im Jahre 1252 das Ländchen Reddeviz an das bei Greifswald belegene Kloster Hilda (Eldena) verkauft hatte, wurde das „Mönch-Gut" (wie die Halbinsel hinfort hieß) von dem Kloster sogleich ganz und gar mit deutschen Ansiedlern besetzt. Mit den übrigen, von ihnen durch die Granitz auch räumlich getrennten Rügianern, unter denen dazumal das slavische Element noch vorwaltete, stand diese Colonie lange Zeit hindurch auf sehr gespanntem Fuße, weshalb sie sich auch möglichst gegen dieselben abzuschließen suchte. Namentlich heiratheten die Mönchguter fast nur unter einander, und wuchsen dadurch allmälig zu einer einzigen großen Familie zusammen, welche in ihrer Abgeschiedenheit bis in unsere Zeit hinein „eine gewisse patriarchalische Einfachheit des Charakters und eine Eigenthümlichkeit in Sprache, Kleidung und Sitte sich bewahrte, durch welche sich die Mönchguter vor allem übrigen rügianischen Landvolk auszeichnen. Die Gewalt der Mode hat über dies Völkchen noch nichts vermocht. Schnitt und Farbe ihrer Kleider sind wie vor Jahrhunderten und verrathen noch Spuren des Mönchthums, worunter dies Ländchen einst stand, und auf die Beibehaltung dieser Tracht wird so strenge und gewissenhaft gehalten, daß eine Mönchguterin, welche es wagen wollte, sich wie andere rügianische Bauermädchen ein wenig nach der Mode zu kleiden, Gefahr laufen würde, allgemein verspottet und nie verheirathet zu werden." So berichtet noch im Jahre 1806 Dr. Grümbke aus eigener Anschauung über die Nachkommen jener unter dem Schutze des Krummstabes im 13. Jahrhundert dorthin verpflanzten deutschen Colonisten, — jetzt aber, nachdem so viele Reisende die Halbinsel besucht, und so viele Mönchguter Männer ihre Soldatenjahre in den festländischen Städten der preußischen Monarchie verlebt haben, hat auch unter ihnen schon manches sich anders gestaltet. Denn auch Mönchgut hat sich dem Einflusse nicht ganz entziehen können, welchen ein regerer Verkehr mit anderen Leuten auf Lebensweise, Sitten und Charakter eines Völkchens, welches in langer Abgeschiedenheit gelebt hat, dann endlich, wenn diese Schranken einmal gefallen sind, oft zwar nur langsam, aber doch unfehlbar ausübt. Sobald es mit fremdem Wesen, mit fremder Sitte häufiger in friedliche Berührung kommt, beginnt in Bezug auf seine eigenen althergebrachten Eigenthümlichkeiten ein langsamer oder schneller wirkender moralischer Zersetzungsproceß sich ebenso geltend zu machen, wie ein physischer Zersetzungsproceß in jedem organischen Wesen eintritt, sobald das Leben aus demselben entwichen ist.

Diesem Naturgesetz fällt leider auch manches Harmlose zum Opfer, und so wenig ich mich, wo es sich um die Erhaltung von etwas wirklich Veraltetem und dadurch unbrauchbar oder gar schädlich Gewordenem handelt, conservativer Gesinnungen rühmen kann, sehe ich es doch mit Bedauern, wie in Folge des durch die verbesserten Communicationsmittel während der letzten Jahrzehnte so großartig gesteigerten Reiseverkehrs gar viele locale Volkseigenthümlichkeiten sich immer mehr abschleifen und verwischen, wodurch die Bewohner großer Ländergebiete eine immer gleichförmigere und daher für das Auge des beobachtenden Reisenden auch langweiligere Physiognomie annehmen. Es kommt mir dabei auch nicht im Entferntesten in den Sinn, die Zeiten zurückzuwünschen, in welchen die Landstraßen so schlecht waren, daß vier bis fünf Meilen schon eine starke Tagereise ausmachten, und so unsicher, daß man vor dem Beginn einer längern Reise kirchliche Fürbitte für sich einlegen ließ oder gar sein Testament machte, sondern ich bedaure nur, daß wir in diesem Falle des Guten, was die neuere Zeit gebracht, nicht so ganz ungetrübt uns erfreuen können.

Zu den harmlosen Dingen, welche den bezeichneten Einflüssen von Tag zu Tag mehr erliegen, gehören z. B. auch die eigenthümlichen, theils geschmackvollen, theils geschmacklosen Volkstrachten, durch welche sich die Bewohner der einzelnen deutschen Landschaften so vielfältig und oft so charakteristisch von einander unterscheiden. Diese Trachten gehen unter unseren Augen ihrem völligen Absterben mit schnellen Schritten entgegen, und daher ist es ein sehr dankenswerthes Unternehmen, daß der Maler A. Kretschmer es sich gegenwärtig angelegen sein läßt, dasjenige durch bildliche Darstellungen für die Nachwelt zu retten, was jetzt noch von solchen Volkstrachten in Deutschland übrig geblieben ist. Es war dazu die höchste Zeit, denn wenige Jahrzehnte später würde ein solches Unternehmen sich wahrscheinlich nicht mehr ausführen lassen. Die Reihe seiner seit dem Jahre 1865 (bei J. Bach in Leipzig) lieferungsweise erscheinenden, sehr sauber in Farbendruck ausgeführten Bilder beginnt mit der Mönchguter Tracht, von welcher er uns eine Darstellung giebt, die im Wesentlichen noch mit Grümbke's sechszig Jahre älterer Schilderung übereinstimmt.

Nach Leuten ranischer Abkunft würde man sich auf Mönchgut, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, jetzt natürlich ganz

vergebens umsehen; aber auf der übrigen Insel möchte ein auf Erkennung der Stammesunterschiede geübtes Auge auch gegenwärtig vielleicht noch einige Nachkommen germanisirter Slaven herausfinden*). Der gewöhnliche Beobachter freilich glaubt auch hier nur Deutsche vor sich zu haben, aber der Ueberzeugung, daß einstmals hier Slaven gewohnt haben, wird auch ein solcher sich nicht erwehren können, wenn er auf die vielen, dem deutschen Ohre fremdartig klingenden Ortsnamen achtet, die ihm bei seinen Wanderungen durch die Insel aufstoßen. Sind Sprachstudien ihm nicht ganz fremd, so wird ihm über den slavischen Ursprung derselben nicht lange ein Zweifel bleiben, wenn auch ihre Deutung meistens sehr schwer fällt. Denn fast alle diese ursprünglich gewiß bedeutungsvollen Namen sind nach dem Aussterben der slavischen Sprache auf Rügen in dem Munde des Volkes, welches nun das Verständniß für dieselben verloren hatte, so sehr entstellt worden, daß jetzt fast jeder Versuch zu ihrer Erklärung fehlschlagen muß, wenn man ihre ursprüngliche Form nicht aus alten, in die slavischen Zeiten zurückreichenden Urkunden wieder herstellen kann; aber leider schwanken sie selbst in diesen nicht selten hin und her, weil die Namen bei den Slaven noch keine durch Schriftzeichen fest ausgeprägte Form hatten, und die Geistlichen bei Abfassung der Urkunden daher gezwungen waren, die Ortsnamen so niederzuschreiben, wie sie sich nach der im Munde der Leute wohl sehr wechselnden Aussprache am besten durch Buchstaben wiedergeben ließen. Sehr viele ganz entschieden slavische Localnamen, die sich als solche durch ihre Endungen auf ân, band, gast, în, itz, ow, oder durch die Vorsilben ne, ni (nicht), pra, pri (bei), po (an), pod, pud (unter), sa, za (jenseits), wo (an) verrathen, werden sich daher nicht mehr erklären lassen, weil gerade für Rügen (wie oben schon erwähnt) die Anzahl alter Urkunden so gering ist. Dazu kommt nun noch der die Deutung so erschwerende Umstand, daß auch der ganze Dialect, in welchem diese Namen wurzeln, schon ausgestorben ist, weshalb man bei ihrer Erklärung seine Zuflucht zu den mehr oder weniger mit jenen verwandten lebenden slavischen Dialecten — besonders dem tschechischen, polnischen und russischen — zu nehmen gezwungen ist. Daß sich aber, zumal wenn man einige Kenntniß von der Lage und der natürlichen Beschaffenheit der betreffenden Oertlichkeiten besitzt, trotz aller jener Schwierigkeiten doch noch mancher Name befriedigend deuten läßt, mögen folgende Beispiele zeigen.

Auf Verehrung der Göttin Baba unter den Ranen scheint der Name des Dorfes Bobbin auf Jasmund hinzudeuten, denn derselbe lautete früher Babyn und in der Nähe desselben giebt es einen Hügel, der noch jetzt den Namen „Tempelberg“ führt.

Eine allgemeine Bezeichnung für göttliche Wesen war unter den Slaven das Wort Boc oder bosz, busz (zu sprechen: botz, bosch, busch), auch in den Formen boh, boc, bug vorkommend. Auf dasselbe sind in allen slavischen Ländern einige Ortsnamen zurückzuführen, wie z. B. in Hinterpommern der Dorfname Bal-buc (d. h. der weiße Gott), in der Mark Brandenburg der Stadtname Jutreboc (jetzt Jüterbogk), in Mecklenburg der Name Godabusz (jetzt Gadebusch). Mit dem Worte pol (Ebene, Feld) verbunden finden wir bosz auch wieder in den Dorfnamen Boszpol (unweit Danzig), Bozepol (in Hinterpommern) und Bospole (jetzt Basepol) in Mecklenburg. Berücksichtigen wir nun, daß auch jetzt noch in Galizien ein Dorf den Namen Pod-busz (d. h. unter dem Gotte) führt, so dürfen wir wohl kaum daran zweifeln, daß auch der Name des Ortes Putbus, welcher früher Pode-busz lautete, eine gleiche Abstammung hat und wahrscheinlich auf die Lage desselben in Bezug auf ein früheres ranisches Heiligthum anspielt, denn von der Lage eines Ortes unter oder unterhalb anderer Dinge sind mehrfach slavische Localnamen entlehnt worden, wie z. B. Pud-glowe*), Pud-gora, Podzdamba (Potzdam, d. h. unter den Eichen). Mit dem Worte Kamen (Felsblock, Stein) verbunden, scheint busz auch in den Namen Buß-kam und Us-kan zu stecken, mit welchen zwei große Geröllblöcke bezeichnet werden, deren einer bei dem Görenschen Höwd, der andere aber bei Saßnitz im Meere liegt.

Eine mit Birken und Tannen bestandene sandige Waldfläche — eine Heide — belegen die Slaven mit dem Namen Bor. Solche Localitäten waren und sind vielleicht auch noch jetzt die Borower Heideberge auf Jasmund, die Borower Heide bei Bergen und der Borsberg in der Granitz**). Auch der Name Bors, den ein kleines Gehölz am westlichen Ufer von Jasmund führt, ist wohl nicht, wie Grümbke will, auf den Fisch Baarsch (plattdeutsch: Bôrs) zurückzuführen, sondern auf das slavische Bor.

Dem slavischen Worte Breg, welches „Rand, Strand“ bedeutet, verdankt das lang am Strande des Breeger Boddens sich hinerstreckende Dorf Breege seinen Namen. — Von Breza, die Birke, scheinen die Dorfnamen Breetz (früher Bresitz) und Bresen (im Kirchspiele Rambin) abzustammen, — ganz unverkennbar aber ist von dem Worte Broda (Fährstelle, Ueberfahrtsort) der Name des Dorfes Schaprode (urkundlich sza-brode) abzuleiten, welcher auch in Böhmen als za-brod und bei Danzig als za-brodda wiederkehrt***).

Ein sehr vielfach bei der Benennung langgestreckter Dörfer, Landseen, Bergrücken u. s. w. verwendetes Wort ist auch das Eigenschaftswort dolge, lang. Auf Rügen treffen wir es in dem Namen „der Dolgen“, welchen ein Bergrücken in der Granitz führt, und in Verbindung mit most (Brücke) auch in dem Dorfnamen Dolgemost†).

Das Wort Gard, welches einen eingeschlossenen, von einer Schutzwehr umgebenen Ort, eine Burg bezeichnet, kommt in allen slavischen Ländern (auch in den Formen grad, grod, gorod, hrad) theils allein, theils in mannigfaltigen Zusammensetzungen zu Ortsnamen verwendet vor. Auf Rügen haben wir neben den Wällen der alten Tempelburg Karenza die Stadt Gartz, ferner das Dorf Garditz, neben welchem gleichfalls ein alter Burgwall liegt, und auch der Rugard bei Bergen ist von einem solchen gekrönt; auf Jasmund liegt Sa-gard (d. h. die jenseitige Burg) und an der westlichen Küste von Mönchgut der Berg Swantegard (d. h. die heilige Burg).

*) Von den auf der Insel ansässigen Adelsfamilien führen die auf Wittow wohnenden Lanken ihren Stammbaum noch auf slavische Vorfahren zurück. Auch die Barnekow sind (ihrem Namen nach zu urtheilen) wahrscheinlich slavischer Abkunft.

*) Dieser Name bietet einen interessanten Beleg dafür, wie das Volk es liebt, alte Namen, deren Bedeutung man nicht mehr versteht, so umzuformen, daß sie ihm wieder zu bedeutungsvollen werden. Pud-glowe ist der urkundliche Name des ehemaligen Klosters Pudagla auf Usedom, welches so benannt wurde, weil es unter einem in den Schmollen-See vorspringenden „Höwd“ (Vorgebirge, Berghaupt, — slavisch glowa) angelegt wurde. Dieses Höwd heißt jetzt bei den Umwohnern der „Glaubensberg“!

**) Einen Borsberg giebt es auch am rechten Elbufer ganz nahe bei Pillnitz. Er wird der schönen Aussicht wegen häufig besucht. A.

***) So in Böhmen: Deutsch-Brod, Böhmisch-Brod, und bei Dresden die Ortschaft Kötschen-Broda rc. A.

†) Im vormaligen Fürstenthum Hildesheim die Dolger-Heide. A.

Noch häufiger tritt namenbildend auf das Wort Gora, auch gôr und wôr (in anderen Dialecten gura, gurra, hora), der Berg. Der jetzige Name der Stadt Bergen ist nur eine Uebersetzung ihres ältern urkundlichen Namens Gora; Goor heißt jetzt noch ein Dorf auf Wittow und ein auf einem Berge belegenes Gehölz unweit Vilmnitz, und den Namen Gören führt eins der Dörfer auf Mönchgut. Nach der Analogie von Dammgarten, Liebgarten und Wolgdegarten ist endlich auch der Name des unterhalb Arkonas belegenen Dorfes Puttgarten auf Pud-gora zurückzuführen.

Der Name dupna-wôr ist von mir oben schon erklärt worden; auch bei Wörke unweit Patzig sind viele alte Grabhügel.

In dem Namen des schönen Waldes Granitz finden wir das auch in die deutsche Sprache eingebürgerte slavische Wort Graniza (Grenze) wieder, und die Ableitung des Namens der Halbinsel Jasmund, welche mit ihren blendend weißen Kreideufern weithin in das Meer erglänzt, von dem Eigenschaftsworte Jasny, d. h. glänzend, ist wenigstens sehr wahrscheinlich.

Unter den Bäumen haben bei rügianischen Localnamen außer der Birke (breza) auch Jawor (der Ahorn) und Jesen (die Esche) Pathenstelle vertreten, — ersterer bei dem Dorfe Gagern im Kirchspiele Gingst (urkundlich Gawarne), letztere bei dem kleinen Gehölze Jessing unweit Strüssendorf; auch der jetzt bei den Geographen in „schlesisch-mährisches Gesenke" corrumpirte Gebirgsname ist nichts anderes als Gesenik, wie die anwohnenden Slaven diesen Bergzug benennen.

Wo wir das Wort Kamen (Felsblock, Stein) zu einem norddeutschen Ortsnamen verwendet finden, können wir sicher darauf rechnen, daß wir in der Nähe einer solchen Localität reiche Geröllager, oder auch einzelne, durch Größe besonders ausgezeichnete Steinblöcke antreffen. Auf Mönchgut führt ein steiler, von Geröllblöcken umsäumter Ufervorsprung den Namen Kamink, neben dem Dorfe Kamin auf Wittow liegen im Breeger Bodden die „Harker Steine" und in dem Gehölze Kamnow bei Mukran trifft man eine der größten rügianischen Steinkisten (Hünenbett). Die großen Geröllblöcke Buß-kam und Us-kau sind oben schon besprochen; ihnen reihet sich an der nördlichen Küste von Jasmund noch der Swante-kâs an, — ein Name, der wohl aus Swante-kamen verderbt ist und heiliger Stein bedeutet. Aller Wahrscheinlichkeit nach steckt Kamen endlich auch noch in dem bekannten Namen Stubben-kamer, der wohl eigentlich Stowen-kamen lauten sollte, denn die Stubnitz wird noch jetzt von den Jasmunder Landleuten „Di Stowe" genannt. Was aber dieser letztere Name bedeutet, den urkundlich auch ein Wald bei Liebenwalde führt und der als Fluß Stubiniza (jetzt Stepenitz) auch bei Lübeck auftaucht, ist noch nicht ermittelt.

Auf das Wort Karwa, Sumpf, ist der Name Garwitz zurückzuführen, welchen die größte, früher ohne Zweifel sehr sumpfreiche Wiesenfläche auf Rügen führt; am nördlichen Rande derselben liegt ein Dorf, welches ursprünglich Charwa hieß, jetzt aber zu Carow verunstaltet ist. Auch das weiter ostwärts nach Mönchgut hin in sumpfreicher Gegend belegene Dorf Garftiz ist wohl gleicher Abstammung.

Ob der zur westlichen Granitz gehörige Berg Knaeselow und die zwischen dem großen und kleinen Jasmunder Bodden sich einschiebende schmale Halbinsel Naeselow auf das Wort Knaes (Knese), d. h. Herr, zurückzuführen sei, bleibt zweifelhaft, dagegen finden wir für das auf Wittow an einer sogenannten Wedde (d. i. einer kleinen seichten Meeresbucht, die man durchwaten kann) belegene Dorf Kontop eine ganz sichere Ableitung in dem slavischen Kon-top, welches Pferdeschwemme bedeutet und auch in anderen slavischen Ländern mehrfach als Ortsname verwendet ist.

Warum einem Ziegenbock (slavisch Kosel) in dem Namen des Dorfes Kosel bei Trent ein Denkmal gesetzt sei, darüber fehlt uns jede Auskunft. Der Name kommt mehrfach auch in anderen slavischen Gebieten vor, aber doch lange nicht so häufig, wie der Dorfname Kowal, d. h. der Schmied, durch welchen man zu der Zeit, als Schmiedewerkstätten auf dem Lande noch selten waren, diejenigen Dörfer auszeichnete, in denen ein solcher Künstler wohnte; auf Rügen verdankt ihm das Dorf Cowall bei Gartz den Namen.

Sehr oft haben in allen slavischen Ländern Wiese und Wald — Lanka und Lâs — bei den Ortsnamen Verwendung gefunden, erstere z. B. bei den vielen Dörfern auf Rügen, die den Namen Lanken führen, letzterer bei der „Lase", einem Theile der Granitz, nordwärts vom Selliner See. Warum diese auf die natürliche Beschaffenheit der Oertlichkeit hindeutenden Namen so oft vorkommen, ist nicht schwer einzusehen, weshalb aber sogar das Wort Lopata, d. h. die Schaufel, für das Dorf Loppate (jetzt Luppat) bei Poseritz den Namen hergegeben hat, bleibt uns völlig verborgen; vereinzelt steht aber auch dieser Name keineswegs da, denn ihrer viereckigen, schaufelförmigen Gestalt wegen haben die Russen die südliche Spitze der Halbinsel Kamtschatka gleichfalls mit dem Namen Lopatka belegt.

Das Wort Most (die Brücke), welches auf Rügen nur einmal als Ortsname vorkommt, ist oben unter Dolge schon erwähnt worden. Als Endsilbe zweier Dorfnamen kommt Mysl (d. h. sinnig, gesinnt) vor, nämlich in Czeri-mysl (jetzt Zirmoisel) und Pre-mysl (d. h. scharfsinnig, jetzt Promoisel). Aehnliche von Personen (wahrscheinlich den Erbauern) entlehnte Ortsnamen giebt es auch in anderen slavischen Ländern, wie z. B. Radomysl (d. h. frohsinnig) in Polen, im Lüneburgischen (jetzt Redemoisel) und Altenburgischen (jetzt Rademenschel) und Dobromysl (d. h. gutgesinnt) in Galizien, — ein Name, der sich in gewissen Kreisen auch als menschlicher Taufname empfehlen möchte, falls Tristram Shandy's Vater Recht hat mit seiner Behauptung, daß der Taufname des Kindes den wesentlichsten Einfluß auf die ganze weitere Geistesentwickelung desselben habe.

In dem zur Granitz gehörigen Pant-Berge taucht das altslavische, urkundlich vorkommende Wort Pant, d. h. der Weg, Fußsteig, noch einmal wieder auf, und das in sandiger Gegend belegene Dorf Pyask (jetzt Patzig) entlehnte seinen Namen, gleich vielen anderen Ortschaften in den Slavenländern, von dem Worte Piasek, welches „Sand" bedeutet, während in dem Dorfnamen Ranzow das slavische Ranzow (die Sau) gleichfalls gar nicht zu verkennen ist.

Von Sekera (die Axt), Sikerina (der Aushau, die Lichtung im Walde) stammen die Namen der Dörfer Siker oder Ziker auf Mönchgut und auf dem Zudar, von Seracowe (die Kirche) aber der Name des Kirchdorfes Zirkow, welcher urkundlich Seracowe lautete. — Gleicher Abstammung mit dem lauenburgischen Dorfe Schmielau (früher bei Helmold Zmilow) ist der Name der Bruchfläche Rugen-Smilow in der Stubnitz, — beide zurückzuführen auf Smilow, d. h. Binsenort.

Das oben schon erwähnte Beiwort Swante (heilig) haben wir in Swante-gard und Swante-kamen schon kennen gelernt. Es steckt aber auch in dem Dorfnamen Swantow (früher Swante-gora), in Swantelow (einem Gehölze bei Strüssendorf) und in dem Berge Swantich auf Hiddensöe; auch das Dorf Schmantevitz auf Wittow heißt urkundlich eigentlich Swantevitz.

Der Name des Dorfes Schwierenz auf Jasmund scheint

in dem polnischen Worte Swierczyna (die Fichte) seine Erklärung zu finden, der in den kleinen Jasmunder Bodden ausmündende Ossen-See aber in Ust, d. h. die Mündung. — Für die Wurlitzer Tannen am Quitzelaser Ort, in denen früher Adler gehorstet haben mögen, bietet sich in Wurla, worla (russisch: orel), d. h. der Adler, eine passende Ableitung dar, den Namen Wustrow (russisch: ostrow, d. h. Insel, Halbinsel) führt eine kleine Halbinsel bei E. M. Arndt's Geburtsort Schoritz, und in dem Wissower Ort nebst den Wissower Klinten — einem der imposantesten und höchsten Abschnitte des steilen Kreideufers zwischen Saßnitz und Stubbenkamer — erkennen wir das Eigenschaftswort Wissoky, wisse (hoch) wieder. Auch das Beiwort Zar, zarny (schwarz), welches besonders häufig zur Bezeichnung dunkeler Gewässer vorkommt, ist in dem Wasserlaufe Zarnitz auf der Halbinsel Jasmund und in dem Dorfe Zarnekow vertreten.

Doch nun genug der slavischen Sprachproben! Ich würde nicht gewagt haben, diesen Gegenstand hier so ausführlich abzuhandeln, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß er für den Leser des „Globus" als ein ihm näherliegender mindestens ein eben so großes Interesse beanspruchen dürfe, als die Entzifferung der Keilschrift und der Hieroglyphen, welche gleichfalls in dieser Zeitschrift schon abgehandelt worden ist. — Bevor wir nun aber von den Zeiten der Herrschaft ranischer Fürsten über Rügen gänzlich scheiden, will ich gelegentlich noch erwähnen, daß gegen den Schluß derselben, nämlich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, Rügen der Sage nach durch eine gewaltige Sturmfluth heimgesucht sein soll, in Folge deren die Insel damals entweder erst vom pommerschen Festlande losgerissen wäre, oder doch wenigstens im Süden von Mönchgut einen sehr ansehnlichen Landverlust erlitten hätte. Allein alles, was wir von der wirklichen Geschichte Rügens vor jenem Zeitpunkte kennen, widerspricht dieser Sage auf das Bestimmteste, wie ich schon mehrfach in anderen Schriften gezeigt habe, — am ausführlichsten in meinen „Beiträgen zur Geognosie Mecklenburgs mit Berücksichtigung der Nachbarländer" (Neubrandenburg, 1866. S. 121 ff.).

Polen und Ruthenen.

Während jene Polen, welche dem russischen Scepter unterworfen sind, über Bedrückung schreien, erheben die Ruthenen (Russniaken oder Russinen) in Galizien einen Schmerzensruf über den andern, weil die Tyrannei, welche von Seiten der Polacken ihnen auferlegt werde, geradezu unerträglich geworden sei. Die Politik des österreichischen Ministers Belcredi, die man mild bezeichnet, wenn man sie widersinnig nennt, hat für gut befunden, den Polen in Galizien volles Oberwasser zu geben und die eine Hälfte der Landesbewohner, welche aus Ruthenen und Deutschen besteht, der Willkür der andern Hälfte preiszugeben.

Statthalter ist dort der Pole Goluchowski, derselbe ungebildete Barbar, welcher vor einigen Jahren als Minister des habsburgischen Kaisers Franz Joseph in Wien die dortige Akademie der Wissenschaften für eine überflüssige Anstalt erklärte, die er, angeblich aus finanziellen Gründen, gern aufgehoben hätte! In Oesterreich war die Regierung Individuen wie diesen Belcredi, Goluchowski und ihresgleichen in die Hand gegeben!

Der „Allgemeinen Zeitung" wird von der polnischen Grenze geschrieben: „Goluchowski rottet das Deutschthum in Galizien mit derselben Consequenz aus, wie die Russen das Polenthum im Königreich Polen. Er ist jetzt sogar schon so weit gegangen, das letzte deutsche Blatt des Landes, die „Lemberger Zeitung", zu unterdrücken. Er hat aus allen ruthenischen Schulen, in denen bisher das Deutsche obligater Unterrichtsgegenstand war, dasselbe verbannt und dafür das polnische Idiom eingeführt. Die ruthenische Sprache wird möglichst zurückgedrängt, weil sie angeblich nichts weiter als ein verdorbener russischer Dialect sei. Die dritthalb Millionen Ruthenen, welche in Galizien und der Bukowina wohnen, sind aufs Aeußerste gereizt und würden sich sofort den Russen in die Arme werfen, wenn das Petersburger Cabinet entgegenkommende officielle Schritte thäte. So aber ist die Unterstützung eine verborgene und Goluchowski nimmt davon Gelegenheit, zahlreiche Ruthenen einsperren zu lassen, unter dem Vorwande, daß sie russische Propaganda machen."

Als im jüngsten Landtage zu Lemberg die polnische Majorität den polnischen Sprachzwang durchgesetzt und die ruthenische Sprache für rechtlos erklärt hatte, indem die ruthenischen Schulen fortan polonisirt werden sollen, rief ein ruthenischer Geistlicher, der Abgeordneter ist, den übermüthigen Polacken zu: „Die russische Knute über Euch!"

Die Polen haben, ihre ganze Geschichte liefert dafür den Beweis, einen Zwang auf andere Völker geübt, wann und wo sie irgend konnten; deshalb sind sie auch bei allen anderen Slaven verhaßt. Sympathie für die polnische zügellose, sittlich wurmstichige, aller strengen Arbeit abgewandte, aller bürgerlichen Elemente bare Adelsdemokratie hat kein verständiger Mensch in der Welt. Nur als politisches Paradepferd wird dann und wann in Londoner und Pariser Zeitungen die „edle, hochherzige, zu Boden getretene Nation" in Scene gesetzt, wenn es eben ins System paßt. Weiter hat es keinen Zweck, und der Hängegendarmen und der Mordbrenner, welche z. B. in Lodz die ärgsten Greuelthaten gegen fleißige deutsche Arbeiter verübten, wird dann nicht erwähnt.

Diese Polacken haben die niederen Stände ihres eigenen Volkes immer „wie Hunde" behandelt. Als in Galizien, zur Zeit des Aufstandes der Bauern von 1846, die Edelleute dem Volke viel vom „polnischen Patriotismus" vorgaukelten, riefen die Bauern: „Wir sind keine Polen, wir sind Masuren!"

Auf dem Slavencongresse zu Prag, 1848, wollten die Polen vor allen das große Wort führen, erregten aber durch ihr hochfahrendes Wesen allgemeinen Anstoß. Als die übrigen Slaven sich ihren Zumuthungen nicht fügen wollten, zogen die Polen fort, schlossen sich den aristokratischen Magyaren an und fochten in Ungarn gegen ihre slavischen Stammverwandten; viele traten auch in türkische Dienste und bekämpften in den Reihen der Mohammedaner die slavischen, christlichen Bosnier. Auf slavische Sympathien haben sie nicht das mindeste Anrecht und deswegen stehen sie unter den Slaven vereinsamt.

Ernst Moritz Arndt sagt in seinem Versuche vergleichender Völkergeschichte: — „Polens Geschichte heißt Leichtfertigkeit, Wildheit und Unordnung von Anfang bis zu Ende.

Der Pole ist ewig ein großer wilder Junge geblieben. Ja, wäre diese Jugend noch eine unschuldige! Aber es ist der Mann, der halbe Greis in grauen Locken mit Jugendleichtsinn und Jugendübermuth. Der Pole ist, gleich einem alten Renommisten auf Universitäten, leicht, schön (?), gewandt auf dem Tanzboden, auf dem Fechtboden und bei Gelagen voran. Aber fragst Du nach seinen Thaten, Werken und Arbeiten, — o, schlage das Buch zu! — Warum hat Gott solche Völker geschaffen, solche, die ewig unmündig bleiben? Der Pole gehört zu der Gattung, welche die Familien als heillose Verschwender ausrufen lassen. Er ist ein listiger, gescheidter, abgeschliffener, durchliederlichter Unmündiger. Er hat sein Reich, seine Ehre, sein Gut nicht bloß durch Leichtsinn und Leichtfertigkeit verloren; nein, er hat sie auch durch die Laster des Hochmuths, der Ungerechtigkeit, der Untreue, des Ungehorsams und der Verrätherei verspielt. Er hat die Beispiele von Bürgerthum, Gesetzlichkeit, Zucht und Gehorsam bei seinen Nachbarn in Schweden und Deutschland vor Augen gehabt; ihm ist nicht der Weg zur europäischen Kunst und Wissenschaft gesperrt gewesen. Aber der Leichtsinnige und Uebermüthige hat nichts lernen wollen, nicht einmal durch die Waffen. Uebermüthige Herren oben, elende Sklaven unten, Juden in der Mitte zwischen Beiden, kein Bürger in den Städten, kein Sinn der Arbeitsamkeit, der Sparsamkeit und des Fleißes. Geborgter Prunk, erlogener Glanz, Liederlichkeit, Wildheit, Schwelgerei, Verschwendung der Hochherzigkeit, die man für Ritterlichkeit und Freiheit hielt! Das war Polen schon vor 300 Jahren und dabei sollte Land und Reich bestehen?"

So äußerte sich der alte Arndt. Den Phantasten, welche noch wähnen, daß eine „Wiederherstellung Polens" ein Ding der Möglichkeit sei, ist freilich nicht zu helfen. Sie vergessen, daß die Geschichte keine Rückgänge macht und daß solch ein Volk, das ohne alle Anlage zu einem gediegenen Bürgerthum ist, in unserm Jahrhundert keinen Anspruch darauf hat, einen Culturstaat zu gründen. Den Polen fehlen dazu die ethnologischen Vorbedingungen. Es ist ja nicht etwa Zufall, daß ihre sogenannte Republik, d. h. ihre anarchische Adelsrepublik, zu Grunde ging, und daß die Weltgeschichte, von drei verschiedenen Himmelsrichtungen her, mit eisernem Tritt einen „Staat" zerstampfte, der durch seinen unbändigen Adel und seine Pfaffen zu einer der gebildeten Welt unerträglichen Caricatur geworden war.

Die polnische „Republik" war ein zusammenerobertes Land, in welchem die polnisch redenden Menschen, also die Polacken, höchstens ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Ueberall, wohin sie kamen, brachten sie, das Volk in schmachvoller Weise unterjochend, ein Junker- und Jesuitenregiment. Dadurch erklärt sich auch, daß Rußland, als seine Zeit gekommen war, mit so leichter Mühe die östlichen und südöstlichen Provinzen der „polnischen Republik", in welcher lediglich die Adelsdemokratie zählte und Rechte hatte, an sich nehmen konnte. Sie waren ohnehin altrussisches Land. Schon 1654 unterwarfen sich die Kosacken, vom polnischen Adel und von polnischen Jesuiten auf das Aergste gedrückt und gepeinigt, dem russischen Czar. Von Seite der Polacken wollte man ihnen mit Gewalt den papistischen Glauben aufdrängen, man schloß die Bekenner der griechischen Kirche vom polnischen Senat aus, und erhöhete für sie Steuern und Frohnden.

Die Ereignisse haben ihren Schatten ein volles Jahrhundert lang vor sich hergeworfen. Die von dem herrschenden Adel mißhandelten Kosacken hatten sich bei König Ladislaus dem Vierten in einer Klageschrift bitter beschwert, daß man sie von Seiten der Polen so arg tyrannisire. Der König legte beim polnischen Reichstag (dem Adel) ein Fürwort ein, aber die Junkerdemokratie erklärte ihm, der Reichstag habe mit großem Mißvergnügen bemerkt, daß er sich der Schismatiker annehme! Das verdroß den König und er forderte, implicite, die Kosacken auf, das schmachvolle Joch der Polacken abzuwerfen. Er schrieb an den Hetman:

„Ihr habt Waffen, Flinten und Säbel, um Eure Freiheit zu vertheidigen. Auf diese rechnet, aber keineswegs auf mich, denn ich vermag zu Euren Gunsten nichts!"

So war die polnische Wirthschaft. Zwei Drittel von Polen waren unterjochte Völker, und auch in dem übrigen Drittel waren die Bauern Sklaven. Was man Polen nennt, bestand officiell aus 150,000 Adelsfamilien, von denen neun Zehntel mehr oder weniger bettelhaft und bestechlich, alle aber durchaus unwirthschaftlich waren.

Im neunzehnten Jahrhundert legen wir, wie billig, einen großen Werth auf Wirthschaftlichkeit und bürgerliche Ehrbarkeit; wir finden in diesen die Stützen für ein Culturleben, nicht aber in einem outrirten und unduldsamen Katholicismus. Wir lieben das Inconsequente, Leichtfertige, Turbulente, das verschwenderische, eitle Wesen und einen Pseudopatriotismus nicht, der im Hängegendarmenthum und im Deutschenhaß eine Art von Glorie sucht, der nicht redlich, anhaltend, rechtschaffen arbeiten, der nicht bürgerlich werden will, und der, obwohl selber in kläglicher Lage, doch frech und wahnwitzig und übermüthig genug ist, andere Nationalitäten zu tyrannisiren.

„Die Knute über Euch!" rief, wie bemerkt, 1866 ein ruthenischer Geistlicher im galizischen Landtage zu Lemberg. Jeder Geschichtskundige weiß, daß namentlich die Ruthenen unter dem Drucke der polnischen Adelsdemokratie, unter Leuten vom Schlage der Goluchowski und Sapieha eine schwere Leidensgeschichte durchlebt haben. Man wollte sie, vermittelst der Jesuiten, zur römischen Kirche hinüberzwingen und brachte es im Fortgange der Zeit wenigstens dahin, daß man sie „unirte".

Der Ruthene hat von jeher gegen die Polacken eine tiefe Abneigung gehabt und sie ist wohl begründet. Westgalizien hat zumeist polnisch redende, Ostgalizien ruthenische Bewohner. Die Ruthenen zählen im österreichischen Kaiserstaate gegen 3 Millionen Seelen, von denen reichlich 2 Millionen auf Galizien kommen. Sie gehören zu dem großen Volksstamme der sogenannten Kleinrussen (Russinen, Russniaken), welche zusammen genommen mehr als 13,000,000 Köpfe zählen, während die Gesammtzahl aller Polacken auch heute nicht mehr als höchstens 8½ Millionen Seelen beträgt.

Als 1838 und dann wieder 1848 die Polen sich an die Ruthenen wandten, um deren Hülfe bei ihrer Revolution sich zu versichern, erhielten sie die drastische und wohlverdiente Antwort: „Ihr habt uns nie wie Brüder behandelt, sondern wie Knechte. Ihr selber seid nicht ein Volk gewesen, sondern die Mitglieder Eures unruhigen Adels haben sich, und immer nur sich allein, als das Volk betrachtet."

Und heute treiben die Polacken in Galizien wieder dasselbe frevelhafte Spiel, und eine imbecile Regierung läßt sie gewähren, leistet ihnen Vorschub. Das galizische Venetien ist in die Erscheinung getreten. So hat es die Wiener Weisheit gewollt. Schon im October 1866 haben die von den Polen gepeinigten Ruthenen erklärt, daß sie Russen seien. Ethnologisch ist das auch ganz richtig.

Die Polacken in Warschau und Lublin beklagen sich, daß die russische Regierung ihren demonstrirenden Frauen das Tragen schwarz und rother Unterröcke verbiete und daß ihre Kinder in den Schulen Russisch lernen müssen. In Lemberg decretiren die galizischen Polacken auf dem Landtage, und die

österreichische Regierung gestattet, daß die ruthenischen Kinder in den Schulen nicht mehr in ruthenischer Sprache unterrichtet werden dürfen und sie lastet ihnen polnischen Sprachzwang auf! Und diese Polacken haben die Dreistigkeit, von Europa Sympathie für ihre „unterdrückte Nationalität“ zu verlangen!!

Wir legen hier geringen Werth darauf, daß sie uns Deutsche ingrimmig hassen. Der Träge hat eine instinctmäßige Abneigung gegen den Fleißigen, der Verschwender mag den Sparsamen nicht, an welchen sein Gut und seine Habe übergeht. Wir wollen hier nur, um zu zeigen, wie die Polen gegen „slavische Brüder“ verfahren, die Erklärung mittheilen, welche von Seiten der ruthenischen Bevollmächtigten 1848 auf dem Prager Slavencongreß abgegeben wurde. Durch sie erläutern sich die heutigen Zustände in Galizien.

„Die Polen haben auf uns kein Anrecht. Zwischen uns und ihnen liegt eine Kluft, liegt ein tiefer Abgrund, welchen keine Zeit ausfüllen kann. Sie haben nur dort auf Sympathien zu rechnen, wo man ihre Sprache redet. Sie lieben allerdings ihr Vaterland und opfern sich für dasselbe, aber sie können keinen andern neben sich leiden. Liebe polnischen Nachbarn! Wundert Euch doch ja nicht, daß wir Ruthenen Galiziens nicht mit Euch sympathisiren. Wenn wir aus den Erfahrungen, welche wir gemacht, Nutzen ziehen und uns aus der Vergangenheit für die Gegenwart eine Lehre nehmen, dann schlagt an Eure Brust, die Schuld liegt an Euch! Jedes Wort von Gleichheit, das aus Eurem Munde kommt, ist eine Lüge. Noch ganz vor Kurzem habt Ihr Euch höchst wegwerfend über die ruthenische Nationalität geäußert, und doch zählt Galizien einige Millionen Ruthenen, welche von den Polen durch Sprache, Sitten und Religion völlig verschieden sind.“

Damals war der polnische Adel in Galizien revolutionair und antiösterreichisch, während die Ruthenen treu zum Kaiser hielten. Jetzt kokettirt der polnische Adel mit österreichischer Loyalität und mißhandelt die Ruthenen, die ihm von der scharfsinnigen Wiener Cabinetspolitik überantwortet worden sind. Was Wunder, wenn diese tyrannisirten Ruthenen den Polen zurufen: „Die Knute über Euch!“ Und was Wunder, wenn sie sich der Stammverwandtschaft mit den Russen erinnern und dem Wiener Cabinet erklären: „Wir sind Russen!“

Die Nemesis bleibt nicht aus; das östliche Venetien ist fertig; Europa hat ein „Schmerzenskind“ mehr, und die Völkerpsychologie ist um ein neues Capitel reicher*). **A.**

*) Die slavischen Verhältnisse sind von mir 1859 in der zu Leipzig anonym erschienenen Schrift: „Die westslavischen Völker, ihre Stellung in Europa und ihre Bestrebungen“ (Lorck's Zeithefte, Nr. 9) eingehend erörtert worden. Die Schrift entstand in Folge von Debatten mit einem der hervorragenden Männer unter den Ultratschechen. Ich habe keinen Grund, die Autorschaft zu verleugnen. A.

Der 10. Februar 1866 in Kairo.

Am Morgen des 10. Februar 1866 machten wir einen vergeblichen Gang nach dem, wie man uns sagte, trotz des öffentlichen Verbotes noch immer bestehenden Sklavenmarkte. Ein einäugiger Geselle mit schmutzigem Turban und dunkelem, fleckigem Kaftan führte uns durch die belebten, budenreichen Straßen in einen Thorweg, welcher von neugierig gaffenden Moslems belagert war. Einige traten an unsern Führer heran, wechselten einige arabische Worte mit ihm, worauf er uns bedeutete, es sei heute nichts zu machen; ein Pascha sei gekommen, die kurz erst zu Schiff aus Abyssinien angelangten Sklaven und Sklavinnen zu sehen und die Blüthe derselben sich auszulesen.

So zogen wir also unverrichteter Sache noch eine Weile im Bazar umher, sahen in die kleinen Budenräume, in welchen die Besitzer derselben neben den aufgestapelten Waaren kauerten, theils ihre Waaren musternd, theils betend, wobei sie den Kopf tactmäßig hin- und herbewegten und das Gebet aus dem Buche ablasen, theils rauchend oder Kaffee einschlürfend, theils aber auch mit prüfendem Blick die vorübergehenden Franken betrachtend und dieselben abschätzend, um wie viel sie wohl die „Giaurs“ (der Schimpfname für den Christen) vorkommenden Falls betrügen könnten, ohne sich ihr Gewissen zu sehr zu beschweren. Auch auf der dichtgedrängten Straße wurde gehandelt und Börse gehalten. Da pries der Eine seine Seidengewänder, ein Anderer hielt triumphirend Waffen aus Damaskus mit goldglänzenden Einlagen vor die Augen der erstaunten Europäer; dort zankten sich Einige um dichtwolkige Ambraspitzen (Bernstein), die Zierde des Tschibuks und das Charakteristicum häuslichen Wohlstandes. In den Auslagen der Buden sahen wir reichgestickte Goldschuhe; eine kleine Araberin, dicht verschleiert, mit kohlschwarzen Augen unter der weißen Hülle, stellte eben Versuche an, ob sie an den zierlichen Fuß paßten; faltenreiche, seidene Gewänder umhüllten die zarten Körperformen der jungen Dame.

Hier lag in Fächern Linnen geschichtet, dort sah man zahlreiche Cofias zum Schutze von Kopf und Haar; hier Rosenkränze aus Glasschmelz, andere aus wohlriechendem Sandelholz.

Dort in des Hauses offenem, budenumzogenem Hofraume sieht man zahlreiche Teppiche, groß und klein, reich an Farbenpracht und anmuthiger Zeichnung, Erzeugnisse des persischen Reichs und der Smyrnoten. Dabei saßen Tschibuk schmauchend die Kaufleute in ihren seidenen Kaftans, das weiße Tuch um den rothen Tarbusch zum Turban geschlungen; andere kauerten mit untergeschlagenen Beinen im engen, dichterfüllten Budenraum und berechneten auf einem in der linken Hand gehaltenen Stück Papier ihr „Soll und Haben“. Die Rechte führt eine braune Rohrfeder; im Gürtel steckt das Messingtintenfaß, mit welchem das Federrohr verbunden ist; einem Streithammer gleich blickt es keck aus den Falten der Umgürtung. Hier hat ein Blechner seinen Laden aufgeschlagen; an der Decke hängt eine Menge der Fanuß, d. h. Lampenlaternen, welche hier Jeder, den eine späte Stunde auf die Straße lockt, tragen muß, da Gasbeleuchtung, ja überhaupt nur eine öffentliche Beleuchtung, in der Stadt fehlt*). Außerdem hat er die beschriebenen Tintenzeuge, arabische Kaffeemühlen und Kaffeekannen, das sogenannte „Könnke“,

*) Gegenwärtig, 1867, ist man damit beschäftigt, zunächst für die Hauptstraße, Muski, Gas einzuführen, das in Alexandria schon seit 1864 brennt. Der Vicekönig hat zu Kairo in seinem Palast am Nil gleichfalls schon seit einiger Zeit Gasbeleuchtung. A.

in allen Größen; sie sind von Messing, im Innern verzinnt und haben einen langen Stiel. Dort werden Güllen, d. h. Wasserflaschen, und rothe Pfeifenköpfe verkauft und so geht es weiter. Bude an Bude, bis alle Bedürfnisse des Lebens im Bazar ihre Vertretung und Befriedigung gefunden. Eine Hauptrolle spielen natürlich auch die Tabacksmagazine; denn den Taback, den geliebten Tschibuk, die Cigaretta oder das Nargileh kann der Orientale noch weniger entbehren als Speise und Trank.

Es ist ein ungeheures Tosen und Treiben auf dem Bazar, und es befängt dies Gewühl, dies Gezank, Gehandel und Gepreise die Sinne des nüchternen Europäers.

Auch wir wandten uns von dem Lärmen, aus der sinnverrückenden, bunten Welt des orientalischen Handelslebens wieder heraus, am Bazar an auf der Straße arbeitenden und hämmernden Kupferschmieden vorüber in die „Muski", d. h. „neue Straße", in welcher die oft mit 2000 Thalern bezahlten Läden der Europäer dicht neben einander sich hinziehen.

Diese, die breiteste und gewissermaßen die Hauptstraße Kairos, uneben und, wie alle Straßen der Stadt, nicht gepflastert, ist theilweise mit schattenbereitenden Brettern und aus Palmzweigen geflochtenen Matten überdeckt. Man wird die Muski jetzt bedeutend verlängern und hat zu diesem Zweck ein großes Quartier durchbrochen; sehr malerisch sieht diese Trümmerstraße aus, welche in die zerstörten ägyptischen Häuser einen Einblick gewährt.

Auch auf der Muski ist Leben die Fülle; Reiter zu Pferde und zu Esel, letztere mit ihren Treibern, Carossen mit dem stockbewaffneten und luftig gekleideten „Seis", welcher vorherspringt, um schreiend und schlagend Platz zu bereiten, dazwischen Kameelzüge mit ungeheuern Baumwollenballen oder langen Balken beladen, außerdem die zahlreichen Fußgänger und Fußgängerinnen der verschiedensten Art, Alles das drängt sich und schiebt sich an einander vorbei, hält sich gegenseitig auf und gelangt endlich, mitunter nicht ohne kräftigen Fluch, Stock- oder Peitschenhieb, zu seinem Ziele.

Hier schreit ein Kastanienhändler, dort ein Brotverkäufer; hier ist am Spieß gebratenes Hammelfleisch auf der Straße feil, dort Zuckerwerk, da die Früchte der Banane und der Dattelpalme. Am Boden kauern blaugewandete Fellahinen, goldbehängt; sie haben riesige Körbe voll prächtiger Apfelsinen vor sich stehen. Andere Weiber ziehen mit der wassergefüllten Amphora, welche sie frei auf dem Kopfe tragen, durch die Straßen; dort trägt eine ein kleines Kind nach der hier allgemeinen Sitte rittlings auf der Schulter. Weiber aus den höheren Schichten, vielleicht Bewohnerinnen irgend eines Harems, watscheln unsichern Ganges wie Enten durch die Straßen.

Großentheils besteht ihre Tracht aus einem langen und faltenreichen, aber unförmlich die Körperformen bedeckenden Seidengewande von bunter, schreiender Farbe; rosa, tiefroth, gelb, orange, grün, blau oder kaffeebraun. Ein langer weißer Schleier, welcher nur die dunkelen Augen mit den geschmückten Brauen und Wimpern frei läßt, überzieht die Formen des Gesichts. Ein schwarzer über den Kopf genommener Seidenüberwurf fällt, vom Winde aufgebläht, über den Rücken. Gelbe oder rothe Pantoffeln dienen als Fußbekleidung, scheinen aber stets zu eng zu sein.

Die gemeinen Frauen, die Fellahinen, gehen meist barfuß und nicht verschleiert; sie tragen ihr einfaches blaues Gewand, wie die Männer den braunen Burnus.

Das Kinn haben sie tätowirt mit blauen Streifen, welche einem Barte ähneln; auf der Stirn einen blauen Stern; auch die Arme tragen blaueingeätzte Verzierungen. Die Fingernägel sind mit „Henna" roth gefärbt. Die Ohren zieren schaufelartige Goldgehänge, eine Kette von Münzen umgiebt den Hals, offene Silberspangen sind am Handgelenk eingeklemmt, schwere Silberringe tragen sie an den Fingern. Mitunter sieht man auch Silberspangen an den nackten Knöcheln der Füße und manchmal trägt eine braune Schöne einen goldenen oder silbernen Ring in einem der Nasenflügel.

Zum Frühstück kehrten wir zurück nach unserer Wohnung vor der Stadt bei den grünen Anlagen des Esbekieh-Platzes, den von Myrthengängen durchzogenen Sykomoren- und Akazienalleen mit ihrem Schatten und mit ihren Wiesen neben Schutt und Flugsand.

* * *

Nachmittags gegen drei Uhr holte uns in goldglänzender Uniform der preußische Consul Dr. Brugsch ab, um mit uns nach Schubra zu fahren, zu Halim Pascha, dem Oheim des regierenden Vicekönigs Ismael Pascha.

Wir fuhren unter Leitung des besternten Consuls aus der Stadt in die von Akazien und mächtigen Sykomoren gebildete Schubra-Allee, vorbei an den Lehmhütten der Vorstadt, bei welchen ein buntes Volksgewirr toste, vorbei an reich geschmückten Häusern, vorbei an dicht vergitterten mauerumzogenen Harems und einem Schloß des Vicekönigs Kaser el Nuß (— dem Absteigequartier der fremden europäischen Prinzen —), reich aber geschmacklos. Weiterhin wurde der Weg uneben, die Umgebung eintönig; später fuhren wir dicht am gelbfluthenden, breiten Nil, sahen die Segelstangen emportauchen, die Möven hin und wieder fliegen und erblickten in duftiger Ferne jenseits der Ufer, von Palmhainen theils verdeckt, die Pyramiden von Gizeh.

Nach etwa einer halben Stunde hatten wir das Dorf Schubra erreicht, die Besitzung des Pascha, und fuhren durch ein reich ornamentirtes maurisches Portal in die herrlich angelegten Gärten, welche in den ersten Januartagen in üppigem Grün prangten, aus dem die goldenen Orangen leuchtend hervorblickten.

Vor der Treppe des Palastes hielt der Wagen; ein Lakei öffnete den Schlag; wir stiegen aus und schritten empor, voran Fürst und Consul, in zweiter Reihe Hauptmann und Architekt.

Durch eine von grünenden Schlingpflanzen umsponnene offene Vorhalle geleitete man uns in den Empfangsalon, in dessen Mitte sich eine Glasfontaine in dem sie umgebenden Bassin spiegelte. Ringsum standen Divans an den Wänden, mit reichem, orientalischem Goldstoff überzogen. Von gelbwolkigem, orientalischem Alabaster erglänzte der Boden; lichtreiche Kronleuchter hingen von der Decke des in europäisch-orientalischen Mischmaschformen behandelten Saales.

Hier erwarteten wir den Pascha. In kurzer Zeit trat er ein, ein junger Mann, etwa 35 Jahre alt, mit nicht sehr starkem Bart, tiefer Hautfarbe und elegantem, im Gegensatze zu den sonst gesehenen Orientalen, raschem Wesen. Natürlich völlig europäisch gekleidet, nur auf dem Haupte den nationalen Tarbusch.

Er begrüßte uns sehr freundlich in französischer Sprache; wir nahmen Platz auf den golddurchwirkten Divans. Ein kleiner Hund sprang, sobald der Pascha sich niedergelassen hatte, zu ihm empor, schmeichelte ihm und er barg ihn lächelnd und streichelnd sogleich unter seinem Rock.

Dies zeugt von den freien Ansichten und der Religionsemancipation des Pascha; denn dem Orientalen ist der Hund ein unreines Thier, und die Berührung mit einem solchen befleckt ihn, so daß er sogleich die vorgeschriebenen Waschungen vornehmen muß*).

*) Gleichwohl tödtet der Orientale keinen der wilden Hunde, die in Mengen Städte und Dörfer bevölkern, in welchen sie in bestimm-

Die Unterhaltung begann und erstreckte sich namentlich über Landwirthschaft, ein Feld, in welchem der Pascha sehr viel erstrebt.

Er führt, namentlich aus England, Maschinen ein, welche ihm die Aecker seiner zahlreichen Besitzungen eggen, pflügen, welche die Saat aussäen. Andere Maschinen dienen zum Dreschen, zum Reinigen der Frucht. Ueberhaupt, was irgend brauchbar ist für ägyptische Verhältnisse von neuen Maschinen, neuen Erfindungen, das wird bei Halim nicht fehlen. Als Triebkraft werden Locomobilen in Anwendung gebracht. Auch besitzt er Dampfpflüge, die sich bewähren.

Ueberhaupt ist Halim Pascha sehr aufgeweckt, versteht seine Zeit und verträumt seine Tage nicht wie die meisten Orientalen in erschlaffendem Nichtsthun, und sollte er zur Regierung und in den Besitz des reichen Nilthales gelangen, so wird er vermöge der durchaus rationellen Behandlung und Bearbeitung dem fruchtbaren Lande noch weit mehr Schätze entlocken, als bisher aus demselben geschöpft wurden.

Auch in Oberägypten legt er auf seinen Gütern Zuckerfabriken an, und seine Thätigkeit krönt der Erfolg.

Indessen hat ihm erst kürzlich, ob aus Neid, ob aus irgend einem andern Grunde, der Vicekönig, mit welchem er in Feindschaft lebt, einen Theil seiner Besitzungen entrissen, und Halim vermag gegen solche Gewaltthat nichts zu thun.

Vor dem Portal des Gartens sahen wir eine Menge eiserner Maschinentheile liegen, welche, wahrscheinlich erst aus dem Occident angekommen, ihrer Vereinigung zu einem brauchbaren Ganzen harren.

Halim ist der jüngste Sohn des Gründers der ägyptischen Dynastie, Mohammed Ali's. Er ist der zweite Prätendent zur Regierung nach Ismael Pascha. Vor ihm kommt dessen Bruder Mustapha Pascha, welcher in der Gegend des alten Heliopolis und in Oberägypten Besitzungen hat*); Mustapha lebt aber aus Angst vor brüderlichem oder verwandtschaftlichem Gift beinahe stets im Auslande, gewöhnlich in Konstantinopel oder Paris*).

Wir waren kurze Zeit in der Unterhaltung begriffen, die sich inzwischen von der Landwirthschaft auch auf Jagd und andere Dinge verbreitet hatte, als eben so viele Diener eintraten, wie Personen sich im Saale befanden. Es nahete der landesübliche Tschibuk.

Jeder Diener trug eine solche langstielige Pfeife schon brennend — denn anders als bereits angezündet nimmt der Orientale nie eine Pfeife entgegen — vor sich in der Rechten, die Linke hatte jeder unterthänigst auf den Magen gelegt. Nun ward zunächst unserm Fürsten mit einer vortrefflich vollführten Wendung der Tschibuk geboten, dann dem Consul, dem Hauptmann und mir.

Der Pascha ließ sich eine ganz kurze Pfeife reichen, wir dagegen erhielten die Prachtpfeifen.

So bestand z. B. der Tschibuk des Fürsten aus einer ungefähr 6 bis 7 Fuß langen Jasminröhre, welche mit Email verziert und reich mit Goldfaden übersponnen war. Der besondere Werth aber lag in der großen, dichtwolkigen Ambraspitze, welche in der Mitte ein Kranz großer Brillanten umgab. Je wolkiger und dichter, desto kostbarer ist der Bernstein für den Orientalen, und es werden für diese in Konstantinopel gearbeiteten Spitzen, deren Stoff das nördliche Deutschland, größtentheils Danzig, dem Süden liefert, ungeheure Preise bezahlt, welche sich bis zu 100 englischen Pfunden und mehr steigern. Mit dem Schmucke kostbarer Steine erhebt sich der Preis natürlich ins Unglaubliche.

---

ten Vierteln leben und hausen und keinen Hund aus einem andern Viertel aufkommen lassen in ihrer Mitte.

Denn da der Orientale trotz der vielen vorgeschriebenen Waschungen doch und besonders im Haus und auf der Straße der Unreinlichkeit, dem Schutt, Staub und Kehricht, dem überall verwesenden Aase und dergl. nirgend Einhalt thut, so sind die Hunde sehr nützlich; sie üben, da Niemand sie nährt und füttert, eine Art Straßenpolizei; sie fressen eine Menge des auf die Straße geworfenen Unraths, belagern die gefallenen zu Aas verwesenden Thiere vor den Thoren der Stadt und vertilgen auf diese Weise eine Fülle von Stoffen, deren Ausdünstungen sonst leicht verheerende Epidemien hervorrufen könnten.

*) Bei Erment (dem alten Hermonthis) oberhalb Theben in Oberägypten besitzt Mustapha eine immens große Zuckerfabrik. Es ist ein langgestrecktes, steinerbautes Gebäude, mit einem leichten Polonceau-Dachstuhl und mit Wellenblech gedeckt; ein einziger Raum; vorne befinden sich in demselben die gewaltigen Stahlwalzen, drei an der Zahl, welche das Zuckerrohr zermalmen; eine sehr massive, mächtige Dampfmaschine ist die treibende Kraft. Dann folgen, auf einem höher errichteten Boden stehend, die drei verschiedenen großen Kessel, in welche der ausgepreßte Saft hinaufgepumpt, wo er geläutert, mehr und mehr gedichtet und endlich fast krystallisirt wird; an den Kesseln angebrachte und mit Glasscheiben verschlossene Oeffnungen lassen den Verlauf dieser Vorgänge beobachten.

Dann kommt der letzte Theil des Raumes, woselbst der krystallinische Zuckerbrei in eiserne, muldenartige Gefäße geschöpft wird zum Zweck der Abkühlung und völligen Verdichtung.

Hunderte von wohlgehaltenen Kameelen schleppen von den Feldern die Lasten des Zuckerrohrs den ganzen Tag über herbei; im großen Hof wird das Rohr in gewaltige Haufen aufgeschichtet, und eine Menge halbnackter, bronzefarbiger Aegypter schiebt es hastig zwischen die Walzen, wo es geräuschvoll zermalmt wird.

Wir kamen am Abende des 21. Februar 1866 nach Erment und sahen gerade die Züge belasteter Kameele von den Feldern kommen. Auf den beiden Seiten des Rückens tragen sie die Rohrbündel; bei jedem Kameel geht sein Führer, welcher es beladet.

In kurzer Zeit waren die Thiere entlastet und kehrten zurück, um von Neuem die Arbeit zu beginnen. Jetzt saßen die Führer hoch oben auf dem Tragsattel; mit leichtem Stock, womit sie auf den Hals der Kameele stachen, trieben sie die Thiere an.

In lustigem Paß ging die ganze lange Procession vorwärts; bald verwandelte sich derselbe in rasche Carriere und wir sahen mit erstaunten Augen diese Kameelreiterei über die Felder dahingalopiren, in der That ein merkwürdiger Anblick; zumal für uns, da man uns überall gesagt hatte, „die Kameele gehen nur im Schritt.“ Allerdings, dies ist eine volle Wahrheit, sobald die Thiere belastet sind, dann schleichen sie ordentlich melancholisch daher, den langen Hals und den Kopf gesenkt.

Frei, nur einen leichten Reiter auf dem Höcker tragend, eilten sie aber munter über die leeren Felder.

Ebenso hatte man uns gesagt, die Kameele ruheten nie anders, als daß sie sich auf die Kniegelenke, den Bauch und die entsprechenden Gelenke der Hinterbeine niederließen, was sie allerdings ebenfalls thun im Zustande der Belastung. Aber wir hatten späterhin zu Esneh (dem alten Latopolis) in Oberägypten Gelegenheit, junge und alte Kameele zu sehen, welche gemüthlich auf der Seite liegend des Schlafes in der lieben Sonne sich erfreuten. Und so hatten wir denn in diesen beiden Fällen wieder einmal, wie schon öfter, die Erfahrung gemacht, wie gut es ist — namentlich im fabelreichen Orient — die Augen selbst aufzuthun und die Mittheilungen Anderer nur mit Vorsicht und nach eigener Ueberzeugung aufzunehmen.

Die Zuckerfabrik Mustapha's besuchten wir spät am Abend und trafen Alles reichlich mit Gas erleuchtet, während Kairo, die Residenz, weder Oel- noch Gaslicht besitzt. Die Araber, welche nicht gerade an der Arbeit waren, lagen auf dem Boden des großen Saales schlafend umher; gänzlich verhüllt in ihre braunen Burnusse, einem Haufen elender Lumpen gleichend und so zusammengerollt, daß auch nicht eine einzige Körperform sichtbar ward. Unregsam, trotz des Maschinenlärms und des eiligen Verkehrs und Durcheinanderrennens der Arbeiter. Es war ein höchst überraschender Eindruck, auf einmal mitten im Lande der armen Fellahs diese großartige, im europäischen Stil errichtete Anstalt mit ihrer eigenen Gasfabrik anzutreffen und wir verließen sie sehr befriedigt. (— Es mag beigefügt werden, daß Ismail Pascha, der regierende Vicekönig, diese Zuckerfabrik angekauft; er hat überhaupt alle Besitzungen der übrigen Glieder seiner Familie erworben, indem er diese Verwandten durch beträchtliche Abfindungssummen entschädigte. — A.)

*) Er spielt in der türkischen Hauptstadt eben jetzt eine große Rolle als einer der Führer der jungtürkischen Partei, welche darauf hinarbeitet, dem osmanischen Reiche eine Art von Constitution zu verschaffen. Vor etwa einem Jahre wurde dieser Mustapha Fazyl Pascha solcher Bestrebungen halber vom Sultan aus Stambul fort und auf Reisen geschickt, gegenwärtig scheint er aber wieder Einfluß gewonnen zu haben. A.

Auch unsere Tschibuks waren reich verziert und hatten Ambraspitzen mit Diamantringen.

Tschibuks sind ein nothwendiges Erforderniß für einen geordneten und behäbigen orientalischen Hausstand. Denn alte Sitte gebietet, solchen dem Gastfreunde zu reichen, und je reicher der Tschibuk, desto besser und imponirender muß der Eindruck sein, welchen der Gast vom Wohlstande des Hauses empfängt.

Doch nicht nur die brennende Pfeife, aus welcher auch der Nichtraucher des Anstandes halber einige Züge thun muß, heischt die Sitte; auch der Kaffee darf nicht fehlen. Auch bei Halim Pascha trat jetzt wieder der schwarzgekleidete Dienerschwarm herein.

Der eine trug in silbernen Ketten hängend ein zierliches Kohlenbecken von demselben Metall; in der Gluth stand die Kaffeekanne mit der braunen Labung. Ein anderer hatte eine runde Silberplatte auf der Rechten, von welcher ein dritter einen blauen, reich mit Gold gestickten Sammetüberwurf entfernte, und nun zeigten sich zierlich kleine Porzellantassen ohne Henkel und goldene Untertassen, Eierbechern nicht unähnlich, auf der Platte aufgestellt.

Nun wurde die Kanne den Kohlen enthoben, der Kaffee in die Porzellanschalen gegossen und diese in die goldenen Untertassen gesetzt, damit man die heiße Obertasse halten könne. Darauf reichte die Dienerschaar dieselben dem Range nach mit der dem Orientalen bei der Bewegung eigenen Würde umher; daß dabei die Linke auf dem Magen lag, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Hauptmann und ich konnten uns beim Pathos der Kaffeereichungsceremonie, die wir nun schon so oft durchgemacht, des Lachens nicht erwehren; es geht dabei Alles so steif, so reliefartig zu, wie auf den altägyptischen Darstellungen.

Indeß der Kaffee war gut und echt arabisch zubereitet; im Grunde der Tasse blieb der Rückstand des feingemahlenen Pulvers, welchen die Orientalen zum Theil mitgenießen.

Bedächtig schlürfte man den heißen Trank; die Diener lauerten auf das Fertigwerden, stürzten, sobald Jemand die Tasse abgesetzt, rasch herbei, und mit flachen Händen oben und unten zusammenklappend nahmen sie den Gästen die Tassen ab.

Nachdem die Unterhaltung noch eine kurze Weile geführt war, begleitete der Pascha den Fürsten bis zur Treppe und entließ uns sehr freundlich.

Wir wandelten noch ein wenig durch den grünen Garten und besahen dann das in demselben erbaute große Marmor- und Alabasterbad Said Pascha's, des Vorgängers des jetzt regierenden Vicekönigs Ismael Pascha.

Durch eine von Säulen aus orientalischem Alabaster getragene Vorhalle tritt man in die ebenfalls von solchen Säulen gestützten Hallen, welche das große im Geviertraum sich ausdehnende Bassin umgeben. Ueber dem letztern lächelt der ewig blaue Himmel Aegyptens. Aus den abgestumpften Ecken des Bassins sprudeln löwenartige Alabasterungeheuer ihre Wasserstrahlen in dasselbe. In den Ecken, hinter der ringsumgebenden Halle, befinden sich reichgeschmückte mit weichen Seidendivans ausgestellte Salons.

Hier verbrachte der lüsterne Said manche Stunde seines thatenlosen Lebens. Er selbst, dick und unbeholfen, segelte im Kahn auf dem Bassin und erfreute sich am Spiel seiner vielen Odalisken, welche im Wasser, aller Hüllen entledigt, um ihn herum waren und mit ihm kosten.

Um ähnliches Vergnügen auch bei Fahrten auf dem Nil sich bereiten zu können, besaß er ein jetzt dem Zerfall entgegengehendes schwimmendes Bad von Eisen construirt, worin ebenfalls seine Frauen und Sklavinnen zu seiner Belustigung sich baden mußten.

Das Badeschiff ward seinem Nildampfer angehängt, und so konnte er jeden Augenblick seinen Wünschen Genüge leisten. Jetzt steht das Schiff, seines Schmuckes, seiner reichen Draperien beraubt, auf der Werfte des Arsenals zu Bulak und erinnert an die Zeit Said's, der ein Narr und ein willkührlicher Despot genannt wird*).

Nachdem wir das Bad, dessen Umfassungen und Bodenbelag gleich den Säulen aus orientalischem Alabaster bestehen, betrachtet, uns aber durch den Stil und die ganze Anlage, welche mehr Pracht als Schönheit zur Schau bringt, nicht sonderlich ergötzt fanden, bestiegen wir wieder unsern Wagen. Doch hielt man uns noch auf, reichte dem Fürsten einen Strauß blühender, duftender Rosen und außerdem auf Blättern zierlich geschichtet die herrlichen Jussuf-Effendi- (d. i. Herr Josef) oder Mandarinen-Orangen. Sie haben einen harzigen Geruch, die Schale löst sich viel leichter als bei den anderen Orangen, und die Frucht ist saftig und von besonders feinem und würzigem Geschmack.

Nie, außer verkümmert in Rom, habe ich diese Frucht in Europa gesehen, auch im ganzen Orient nirgends; sie scheint nur im Lande des heiligen Stromes zu gedeihen**).

Endlich traten wir die Rückkehr an, fuhren wieder durch die Lehmhütten von Schubra, dann durch die schattige Schubra-Allee mit ihren herrlichen Bäumen und verzehrten während der Heimfahrt die saftigen, erquickenden Goldfrüchte.

In der Vorstadt herrschte noch dasselbe rege Leben; hier hatte ein Zauberer und Schlangenbändiger, der unter Verdrehungen und schrecklichem Gesang die Giftschlangen vorwies, welchen er zuvor die Zähne ausgebrochen, eine Menge verschiedenartigen Volkes um sich versammelt, und durch den Schall der Tarabuka, welche er von Zeit zu Zeit anschlug, lockte er noch mehr in seine staunenerregende Nähe. Dort saß ein blinder Bettler am Wege und erbat sich singend einen Bakschisch. Hier hält eine Gruppe der blaugekleideten Fellahinweiber Orangen feil und kaut dabei gierig an den süßen Stengeln des Zuckerrohrs. Kinder, schmutzig und vernachlässigt, zum Theil in sehr ursprünglicher Kleidung, balgen sich bei ihnen im Staub. Da wird geschachert, und wegen einiger Piaster ein langwieriger Streit begonnen. Dort aber ist ein Bild der Ruhe, ein Café, dessen Gäste rauchend und schlürfend dem Getriebe mit orientalischem, vielgerühmtem Phlegma zusehen; sie lockt der Schlangenbändiger nicht, sie wollen sich ihren „Kief“, das irdische Paradies, nicht stören lassen. Dort eilen europäische Kaufleute, den einheimischen Tarbusch tragend, durch das Volksgewimmel, emsig mit einander die Geschäfte besprechend; ob es lautere sind, das steht dahin. Denn der handeltreibende Europäer im Orient ist nicht immer ein Mann von reinem Wasser, und es bezeugen dies auch die Mittheilungen der Consuln. Großentheils treibt der moralische Schiffbruch in der Gesellschaft Europas die Leute übers Meer, wo sie mit Anwendung aller Mittel Geld zu erschwindeln bestrebt sind. Hier drängt sich ein Eselreiter mit seinem anstachelnden Treiber durch die Menge; dort kommt ein Zug Kameele, sie halten die Köpfe tief gesenkt, denn lange, ungeschlachte und schwere Balken drohen nickend über denselben. Aber hier naht etwas gar Drolliges: ein großer Tisch wandelt vorüber, und wenn man recht zusieht, so wird er von einem armen Esel geschleppt. So ist das Volk der Araber;

*) Ein gewisser Zug von Gutmüthigkeit soll ihm nicht abgegangen sein, und man erzählt, wem es gelungen sei, ihn zum Lachen zu bringen, der habe gewonnenes Spiel bei ihm gehabt und in der Regel alle seine Wünsche durchgesetzt. So erfuhren wir von unserm Begleiter auf der Nilreise, Omar Effendi Magar, welcher schon zur Zeit Said's in ägyptischen Diensten stand.

**) Sie kommen, soweit sie in den Handelsverkehr gelangen, zumeist aus Malta. A.

Rücksicht, Mitleid für ein Thier besitzt es so wenig wie für den Menschen.

Dort haben sich unter dem Schatten einer Sykomore Fellahin gelagert, im braunen Burnus, ihrer fast einzigen Bekleidung, und verzehren mit Genuß ihren Knoblauch und das lederartige Brot, die karge Kost des Volkes.

Es ist ein so buntes, wechselvolles Treiben, daß man noch lange davon forterzählen könnte.

Jetzt aber fährt unsere Carosse vorüber und vereinigt Alles unter einer gemeinsamen Staubhülle.

Wir gelangten endlich an einigen mit hölzernen Erkern ausgestatteten Häusern vorüber auf den Platz und zu den Anlagen der Esbekieh und stiegen an Shephard's Gasthofe ab, wo wie unsere sehr leidliche Wohnung hatten.

Zahlreiche Eseljungen in blauen Kitteln waren noch mit ihren Thieren vor der Terrasse des Hauses versammelt und priesen dieselben den Europäern an: „gut Esel das, sehr gut Herr", hörte man hier einen rufen, und überhaupt in allen europäischen, besonders aber in der englischen Sprache wußten sie ihre Thiere zu loben.

Auch der unvermeidliche einäugige Waffenhändler mit persischer, ciselirter Stahlhaube, mit Dolchen und Klingen, mit Lanzenspitzen und Streitäxten, alle aus dem waffenreichen Damaskus, trieb sich noch auf der Terrasse umher und erwartete das Hereinfallen irgend eines Engländers.

Denn diese schreckenerregende Nation bevölkert zum größten Theile das Gasthaus, und sie ist der Grund, weshalb es so schlecht ist. Zwar hat es große Räume, aber schlechte Zimmer, die einer bequemen Einrichtung ermangeln; außerdem ein ganz entsetzliches nur halbgekochtes Essen.

Besonders gräßlich sind die Tage, wann von Alexandria die indische Post angekommen und der ganze Schwarm Theegesichter, welcher über Suez nach Indien geht, über den Gasthof und über die Tische herfällt, dem gierigen Geier nur vergleichbar. Dann hungert der länger verweilende Gast und sieht mit stummem Entsetzen dem unruhigen Bienenschwarm zu, der in Eile Alles zu vernichten droht, und erst, wenn die Söhne und Töchter des großen Culturvolkes mit der Eisenbahn dem Rothen Meere zufahren, kehrt die Ruhe einigermaßen wieder und ist ein behaglicheres Dasein möglich.

So war in reichem Wechsel wieder ein Tag verrauscht in der Stadt der Khalifen am geheiligten Nilstrom. **K.**

August Wunderwald aus Braunschweig, der Pfadfinder im brasilianischen Urwalde.

I.

In Nordamerika waren es deutsche Männer, welche als kühne Pioniere von den Gegenden am Atlantischen Ocean in die Hinterwälder und nach dem weiten Westen vordrangen. Die angloamerikanischen Schriftsteller pflegen, nur wenige abgerechnet, die Verdienste und die Thaten der ersten deutschen Einwanderer und Schanzgräber mit Stillschweigen zu übergehen und rühmen desto mehr ihre Landsleute. Aber schon 1682 waren deutsche Männer in Pennsylvanien Vollbürger; 1685 gründeten Frankfurter Mennoniten Germantown am Schuylkill, andere ließen sich am Mohawk und am Susquehannah nieder und manche zogen an den Rappahannock in Virginien. Man sieht, die Deutschen sind nicht jung und neu in dem Lande, auf welches die „Native Yankees" allein ein Anrecht zu haben vermeinen.

Nicht die Yankees waren es, welche zuerst in einem Dampfer den Ohio hinabfuhren; das waren vielmehr 1811 die drei deutschen Männer Rosenfeld, Becker und Heinrich. In dem heutigen Staat Ohio siedelten die Deutschen sich eher an als die Nordamerikaner. Es ist auch ein Deutscher gewesen, Schreve, der zuerst, und zwar mit seinem eigenen Dampfboot, die ganze Flußstrecke von Pittsburg am Ohio bis Neuorleans am Mississippi befuhr, und in solcher Weise „Bahn brach". Als noch kein englisch redender Mann Verkehr mit den Indianern im westlichen Pennsylvanien unterhielt, standen die deutschen Colonisten mit denselben in friedlichem und freundlichem Umgange und hatten sich nicht über die Rothhäute zu beklagen, weil sie dieselben wie Menschen behandelten. Jakob Kreider sagte ihnen Mondfinsternisse vorher, und war hochgeehrt unter ihnen, wie Konrad Weiser aus dem Schwarzwald auch; die Indianer wollten nicht mit Yankees, sondern nur mit diesem Deutschen Verträge abschließen, weil sie ihn allezeit als treu und wahr bewährt gefunden. Durch diesen Mann sind manche Gegenden im Westen zuerst bekannt geworden. Als er, in hohem Alter, starb, wallfahrteten die Indianer zum Grab ihres „guten Vaters" und keiner ging an demselben vorüber, ohne eine Hand voll Erde auf den Hügel zu werfen.

Die ersten Ansiedler im westlichen Virginien sind gleichfalls Deutsche gewesen, die Gebrüder Eckerlin; sie bauten sich am Monongahela Blockhäuser, schon vor 1757. Das erste weiße Mädchen, welches auf der Nordseite des Ohio geboren wurde, war Maria Heckewelder (16. April 1781), Tochter des bekannten Herrnhuters Heckewelder, dem wir ein treffliches Buch über Pennsylvanien verdanken. Die ersten Angloamerikaner kamen erst 14 Jahre später nach Ohio als die deutschen Ansiedler.

Auch in Brasilien sind es wieder Deutsche, welche in methodischer Weise in die Wälder vordringen und dieselben lichten. Auch dort gebührt ihnen der Ruhm, daß sie unter allen die tüchtigsten Ansiedler bilden. Dafür zeugen ihre Niederlassungen in den Südprovinzen Santa Catharina, Rio grande do Sul und Parana. Es wird, wir haben das schon mehr als einmal betont, eine Zeit kommen, in welcher man nicht mehr begreift, daß vom deutschen Mutterland aus nicht Jahr für Jahr zehn- bis zwanzigtausend Auswanderer nach Südbrasilien gezogen sind, wo das deutsche Element, wenn es für und für aus der alten Welt Zuzug erhält, sichere Aussicht auf ein kräftiges Gedeihen hat, wo es, in schönem, gesundem Lande mit herrlichem Klima nicht zu besorgen braucht, von einer andern Nationalität ins Gedränge gebracht oder gar aufgesogen oder, wie so vielfach in Nordamerika, corrumpirt und veryankeet zu werden. Wie ständen die Dinge in Südbrasilien, wenn statt der jetzt dort zerstreutlebenden 80,000 Deutschen deren jetzt eine Million sich angesiedelt hätten!

Doch auf diesen Gegenstand wollen wir heute nicht näher

eingehen, sondern nur auf die Thatsache hinweisen, daß die verschiedenen „Colonien" in Südbrasilien mehr oder weniger, zum Theil allerdings wegen numerischer Schwäche langsam, gedeihen. „Wir holen es aber trotz alledem und alledem durch, sind zufrieden, arbeiten fleißig und kommen wacker vorwärts." So schrieb ein Ansiedler aus Rio Grande.

Die nachstehende Skizze zeigt, in welcher Weise deutsche Männer in Südbrasilien als „Pioniere, Schanzgräber, Bahnbrecher und Pfadfinder" auftreten. Wir verdanken die Mittheilung derselben Herrn Karl v. Koseritz in Porto Alegre, einem rüstigen und unermüdlichen Vorkämpfer der deutschen Interessen, welche er nicht nur bei den Verwaltungsbehörden und bei den Gerichten als gewandter Sachwalter, sondern auch in der von ihm geleiteten „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre vertritt. Wir glauben, unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit einem südamerikanischen Hinterwälder, mit August Wunderwald, bekannt machen, der schon viele „Picaden-Expeditionen" mit Erfolg gemacht hat und recht eigentlich als Bahnbrecher bezeichnet werden kann.

* *

In Santa Catharina, einer der schönsten Provinzen des südlichen Brasiliens, giebt es bedeutende Landstrecken, welche durch deutsche Kraft und Ausdauer der urwäldlichen Wildniß abgewonnen und der Cultur zugänglich gemacht worden sind. Wie fruchtbare Oasen erheben sich diese deutschen Colonien mitten aus dem Urwalde Brasiliens, abgeschlossen und unbeeinflußt von fremden Elementen, in deutschthümlicher Weise sich entwickelnd und erweiternd, wo schon Tausende von Deutschen wohnen, unter denen so hell und lauter, wie im deutschen Mutterlande, die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Aber hat bis jetzt der Deutsche daran gedacht, dieselben sein zu nennen, sie als Glieder von des Deutschen Vaterland zu betrachten und als solche schützen und fördern zu helfen? O nein! — er kennt sie zumeist noch gar nicht, ja er hat zum größten Theile vielleicht kaum eine Ahnung davon, wie des Deutschen Vaterland im Geiste des Vater Arndt sich bereits über die südliche Erdhälfte ausgedehnt und auf derselben festen Grund und Boden gewonnen hat. Daher dürfte es wohl jedem „wackeren" Deutschen von Interesse sein, die Zustände und Verhältnisse solcher deutschen Vorposten näher kennen zu lernen, und vor Allem verdient es gewiß ein Pfadfinder — der Mann, der die äußerste Spitze jener Vorposten bildet und dessen Leben nichts wie eine Kette von Mühen und Gefahren ist, um der vordringenden deutschen Cultur durch die Wildnisse des brasilianischen Urwaldes die Bahn zu brechen —, daß er bei seinen deutschen Genossen zur näheren Bekanntschaft eingeführt werde.

Wir meinen den Pfadfinder der Colonie Dona Francisca, August Wunderwald, wie er, nach einigen im Kreise seiner Familie gehaltenen Rasttagen, auf dem bestimmten Sammelplatze mit seinen Arbeitsgenossen sich wieder zusammenfindet, um einen neuen Waldzug zu unternehmen. Er ist ein loyaler Braunschweiger von echt deutscher Natur, immer gutes Muths, zäh und ausdauernd in Verfolgung seines Plans, ein Eroberer zwar nur auf beschränktem Gebiete, aber im edelsten Sinne des Wortes, denn seinen Schritten folgen nicht Greuel und Verwüstung, sondern Cultur und neues Leben.

Von den Beschwerden und Gefahren eines solchen Waldzuges kann sich schwerlich einen rechten Begriff machen, wer den brasilianischen Urwald nicht kennt, wer bloß europäische Waldungen oder auch nordamerikanische Wälder gesehen hat. Der Urwald in dem vom Atlantischen Ocean bespülten Küstenlande der Provinzen St. Catharina und Parana hat noch ganz den tropischen Charakter; er ist nicht ein Bestand von hohen, ziemlich gleichmäßigen Bäumen, unter deren Laubdache man frei umhergehen oder Herden weiden lassen kann, vielmehr bildet er ein wirkliches Dickicht, ein wildes Wirrniß der verschiedenartigsten in- und durcheinander verwachsenen Baum- und Pflanzenformen. In ihm drängt sich dichtes Unterholz mit dem Oberholze; große, alte, starke Bäume sind gar nicht so häufig darin; denn kaum hat sich ein Baum emporgearbeitet zu größerm Umfange, so nehmen schon unzählige andere Pflanzen und Bäume auf ihm überhand; in den Poren seiner Rinde, auf seinen Aesten und Zweigen heften sich allerlei Moose und Flechten und in diesen wiederum allerlei Samen an, welche da, hoch im luftigen Gebiete, bei der steten Waldfeuchtigkeit zu keimen beginnen und lustig weiter wachsen, indem sie entweder, wie die Ananasarten, ihre Nahrung lediglich aus der Luft und vom Baume ziehen, oder sich überdies bald noch direct und selbständig mit der Muttererde in Verbindung setzen. Letzteres thun vornehmlich die Lianen, diese Schlinggewächse, welche, auf den höchsten Aesten entkeimt und ausgesprossen, von oben herab viele zähe, faserige Stränge (Cipos) nach dem Boden treiben, die, sobald sie die Erde berühren, in dieselbe einwurzeln und daraus neue Nahrung ihrer in luftiger Höhe befindlichen Mutterpflanze zuführen, oder auch neue, oft ganz andersartige Schossen und Schlinger emportreiben, zugleich das Haupt und die Krone des Baumes mit den vielfachen, sich immer straffer aufspannenden Leinen und Tauen fest an den Boden kettend. Andere Schlingpflanzen kriechen am Stamme empor und überziehen denselben, sich überall festfangend und ihn mit polypenartigen Armen weiter und dichter umschlingend. So wird jeder, zu einiger Größe sich emporarbeitende Baum alsbald wieder zum Träger einer besondern, höchst mannigfaltigen Pflanzenwelt. Mit all den Pflanzen, die ein einziger solcher Baum trägt, könnte oft die Fläche eines ganzen Morgens dicht besetzt werden.

Kein Baum dieses Urwaldes gewährt, wie unsere Eiche, ein Bild der urwüchsigen Kraft, des kühnen und freien Emporstrebens, vielmehr gleichen die meisten derselben einem geketteten Riesen, dessen Haupt durch fremdartige, zu Boden gehende Triebe gebunden und gebeugt ist, dessen Kraft in unseligen Umarmungen verkümmert und dahinsiecht, dessen Leben nicht mehr Zweck, sondern nur noch Mittel zum Zwecke, nur noch zum Lasttragen bestimmt ist, bis es über kurz oder lang unter der Wucht der auf ihm wuchernden Schmarotzer zusammenbricht. Daher finden sich im Urwalde überall gestürzte Riesenstämme, deren unverwüstlicher Kern oft noch wohlerhalten ist, während vielleicht schon neue riesige Bäume über ihnen emporgewachsen sind.

Am undurchdringlichsten wird der Urwald da, wo, anstatt des Unterholzes, Rohr (Taquara) Platz gegriffen hat. Es giebt hier verschiedene Sorten Rohr von ein halb bis 4 und 5 Zoll Durchmesser, sämmtlich inwendig hohl, manche mit einem milchigen, magnesiareichen Wasser angefüllt, mit Gliedern von 3, 4 und 5 Fuß Länge. Einige derselben sind mit langen, spitzen, hakenförmigen Dornen versehen; gegen die stärkeren Sorten, deren cylindrische Wandungen einen halben bis 1 Zoll Dicke erreichen und eine ungeheure Festigkeit besitzen, ist nur mit der schärfsten Axt etwas auszurichten. Das Rohr findet sich am meisten in Flußthälern, kommt aber auch an Bergen vor; es wächst gewöhnlich so dichtgedrängt, daß man kaum 10 Schritte weit durch dasselbe hinsehen kann und treibt gerade Stengel von so ungeheurer Länge, daß deren Spitzen noch über die höchsten Bäume viele Fuß hoch emporschießen.

Wenn man vom Küstenlande nach Westen hin vorschreitet und das mit der Meeresküste ziemlich parallel laufende

Gebirge — Serra do mar oder Serra geral genannt — übersteigt, so gelangt man auf die sogenannte Hochebene, wo weite freie Grasflächen (Campos) mit dem Urwalde abwechseln und letzterer einen ganz andern, den nordamerikanischen Waldungen ähnlichen Charakter annimmt. Da trifft man zum Theil ganz gleichmäßigen, dicht geschlossenen Hochwald von den verschiedensten Laubhölzern, mit Palmen- und Farrenbäumen vermischt, in welchem der Boden fast durchgängig rein und unbedeckt, nur hier und da mit vereinzeltem, geringem Unterholze bestanden ist (matto limpo), oder man gelangt zum größern Theil in Gegenden, wo das Nadelholz, die Brasilfichte (Pinie), vorherrschend wird, welche im Urwalde des Küstenlandes nirgends vorkommt. Diese Pinienwaldungen bilden herrliche, gleichmäßige, lichte Hochbestände, in denen der Boden entweder mit buschartigem Unterholze bewachsen (matto catanduba) oder dicht mit 5 bis 6 Fuß hohem Grase bedeckt ist (matto fachinal), welches den zahlreichen Viehherden des Hochlandes namentlich zur Winterzeit eine treffliche Weide bietet.

Das ist im allgemeinen Umrisse die Beschaffenheit der Gegenden, in welchen der Pfadfinder aus Braunschweig mit seinen wackeren Genossen seine Thätigkeit entfaltet. Die Dauer des Waldzuges, den sie eben (im December 1866) vorhaben, ist etwa auf 8 bis 10 Wochen berechnet. Während dieser Zeit sind sie von der Menschenwelt gänzlich abgeschlossen, einzig und allein auf sich selbst angewiesen. Wie der Soldat, der ins Feld zieht, sind die Leute ausgerüstet; aber ihre Last wird schwerer. Im Urwalde giebt es nichts zu leben, wenigstens ist kein Verlaß darauf, etwas zu finden, wenn es gerade gebraucht wird. Die Jagd liefert ihnen allerdings jeweilig Wildpret, besonders Federwild und Affen im Ueberfluß, bisweilen gehen sie aber auch Wochen lang, namentlich bei Regenwetter, ohne nur einen Schwanz zu sehen. Auf Früchte des Waldes ist gar nicht zu rechnen; zwar giebt es deren viele, aber die meisten haben Eigenschaften, die sie weit eher zu kräftigen Arzneimitteln, als zu Lebensmitteln tauglich machen. Nur die im Urwalde des Küstenlandes allenthalben vorkommende Kohlpalme liefert in dem Marke ihres Blätter- und Blüthenschaftes ein angenehmes, dem Spargel ähnliches Gemüse, aber der anhaltende oder ausschließliche Genuß dieses Palmenkohls erzeugt schon in wenigen Tagen die hartnäckigste Verstopfung des Unterleibes. Auf dem Hochlande sind es die Pinien, deren Samenkerne zur Zeit der Reife im gerösteten Zustande ein kräftiges, den Kastanien ähnliches Nahrungsmittel bieten, und zu diesem Behufe besonders von den Indianern (Bugres) sorgsam eingesammelt und in ausgebrannten Erdgruben aufbewahrt werden.

Unsere Waldläufer müssen sich daher mit Lebensmitteln wohl versehen, wenn sie nicht in Noth und Elend gerathen wollen, aber da sie Alles auf eigenem Rücken transportiren müssen, so beschränken sie sich auf das Unentbehrlichste. Eine knapp berechnete Quantität Dörrfleisch (Carne secca), Mandiocmehl, schwarze Bohnen, Salz und Kaffee, sowie etwas Branntwein, bilden ihren Mundvorrath, doch der schwarze Taback, Fum genannt, darf dabei niemals fehlen. Dazu kommen noch einige Arznei- und sonstige Hülfsmittel für etwa vorkommende Krankheiten und Verletzungen. Alles dies wird mit den noch übrigen Gegenständen zum Schutze gegen Regen und Nässe in Blechbüchsen verpackt und dann erst in die Tornister und Quersäcke aufgenommen. Einige Jagdgewehre und Aexte, sowie ein langes, tüchtiges Waldmesser, welches Jeder haben muß, um sich durch den Urwald Bahn zu machen, vollenden ihre Ausrüstung. So rücken sie aus, ein Jeder mit 60 bis 70 Pfund Gepäck auf dem Leibe — eine höllische Last auf den rauhen, beschwerlichen Pfaden, die zum Glück mit jedem Tage etwas leichter wird.

Nun dringen sie ein in den Urwald. Einige der Leute legen ihr Gepäck ab und nehmen ihre Messer zur Hand, um alsbald weiter vorzurücken. Voran geht der Pfadfinder, der bald kriechend, bald kletternd, möglichst schnell und leicht sich durchzudrängen und durchzuschlagen sucht, immer mit spähendem Auge das Terrain für eine künftige Weganlage musternd, bald rechts, bald links zu näherer Untersuchung abbiegend, in der Hauptrichtung aber stets seinem getreuesten Wegweiser, dem Taschen-Compaß, folgend. Hinter ihm her arbeiten die „Picadeuschläger" (— Picada bedeutet Waldpfad, Schneuse —), welche die vom Pfadfinder markirte Richtung so weit freihauen und aufräumen, daß die übrige Mannschaft mit dem Gepäck ungehindert durchkommen und nach Befinden die geöffnete Linie nach Länge und Neigung gemessen werden kann. Endlich folgt die letzte Abtheilung der Leute, welche von dem gesammten Gepäck so viel wie sie je nach den Umständen fortbringen können, aufnehmen und in der freigeschlagenen Strecke weiterschaffen, dann wieder umkehren und einen weitern Theil des Gepäckes nachholen, und so in ähnlicher Weise, wie die Katze ihre Jungen fortschleppt, das ganze Gepäck nachtransportiren.

So geht es, mit Ausnahme einer geringen Unterbrechung, während welcher „ein Happen" gefrühstückt wird, rastlos vorwärts und immer weiter, bis Nachmittags gegen 3 bis 4 Uhr, wo dann, sobald ein Bach erreicht ist, Halt gemacht, am Bache ein Lagerplatz freigeschlagen und zum Aufbau einer Hütte geschritten wird. Die Hütte besteht eigentlich nur aus einem einseitigen Dache, welches vorn an der hohen offenen Seite auf zwei in die Erde getriebenen Gabeln und einer darüber gelegten Querstange ruht und hinten unmittelbar auf die Erde stößt. Die von der Querstange nach dem Boden gelegten, mit Cipo befestigten Dachsparren werden mit den breiten Blättern der sogenannten Dachpalme (einer palmenartigen Rohrpflanze) oder gewöhnlicher mit Palmenzweigen behängt; auf gleiche Weise wird bei kaltem oder nassem Wetter auch die Windseite zugemacht und dann noch der Boden der Hütte dicht mit Palmenzweigen überbreitet, welche zur Lagerstätte dienen; somit ist die Hütte fertig. Bald prasselt vor derselben ein lustiges Feuer, rings um dasselbe brodeln die angesetzten Kochtöpfe, und von allen Seiten ragen Spieße in die Flammen, an welchen das zum Braten angesteckte Fleisch bereits wohlduftenden Geruch verbreitet.

Währenddem entledigen sich die Leute ihrer von Schweiß oder häufig auch von Regen durchnäßten Kleidung, waschen sich in dem kühlen Gewässer des Bachs, ziehen trockne Kleider an und dann geht's mit nicht geringem Appetite an die Mahlzeit, bei welcher auch die stärksten Portionen, wie sie mitunter eine reichliche Jagd darbietet, in unglaublich kurzer Zeit verschwinden. Ein „ordentlicher Kaffee" begleitet die Mahlzeit oder folgt derselben und dann werden die Fumpfeifen in Brand gesteckt, zu welchen der Wald in den verschiedenen Rohrarten die schönsten langen Rohre liefert.

Aus allen Erdtheilen.

Das allgemeine Stimmrecht in Neuyork.

Der Londoner „Economist“, bekanntlich eine entschieden liberale Zeitschrift, erhielt von einem seiner Neuyorker Correspondenten folgende Betrachtungen, die von cultur-politischem Belang sind.

Im Staate Neuyork geht man jetzt damit um, eine Convention einzuberufen, welche angemessene Vorschläge zu Abänderung der Staatsverfassung vorschlagen soll. Eine solche Revision kann allemal nach Ablauf von 20 Jahren stattfinden. In der Stadt Neuyork gilt das allgemeine Stimmrecht und die Folge ist eine allgemeine administrative Zerrüttung gewesen. Durch die Volksmasse sind Beamte gewählt worden, die es lediglich auf ihre eigene Bereicherung abgesehen haben. Bei jeder Arbeit, die vergeben wird, findet sich ein Vorwand zum Plündern, alle Contracte werden erkauft und verkauft, große Summen für ganz unnütze Ausgaben bewilligt und Besoldungen an eine Menge müßiger Leute vergeudet, damit sie bei den Wahlen richtig stimmen. Aber die Armenhäuser und wohlthätigen Anstalten werden vernachlässigt und die Polizei war bis in die neueste Zeit äußerst demoralisirt. Und während die Stadt eine erbärmliche Verwaltung hat, sind die Steuern und Abgaben immer höher geworden, so daß heute nicht weniger als 8 Pfund Sterling (etwa 56 Thaler) auf den Kopf kommen, also vierthalbmal so viel als durchschnittlich in England an Staatsabgaben auf den Kopf entfallen, und zweimal so viel als in Holland, dem am höchsten besteuerten Land in Europa. Die besitzenden Classen sind über das Unwesen so empört, daß sie schon mit einem Vigilanzcomite gedroht haben; sie möchten die bestehenden Gesetze mit Gewalt suspendiren und Neuyork mit Hülfe einer, allerdings ungesetzlichen, Militairpolizei regieren. Doch dahin kommt es nicht. Die Convention wird in den ersten Monaten des Jahres 1867 zusammentreten und die städtische Verfassung reformiren. Dafür sind zwei Pläne vorgeschlagen worden. Der erste geht dahin, das household suffrage wieder einzuführen, weil, so lange dasselbe galt, die Stadt eine wohlfeile Verwaltung hatte. Dadurch würden die Eingewanderten und Armen vom Stimmkasten ausgeschlossen. Dann werde die fortan specifisch amerikanische Wählerschaft auch nur echte Amerikaner wählen, welche die Steuern vermindern, oder wenn nicht, doch nützlich verwenden würden. (— Aber der „Economist“ sollte doch erwägen, daß die überwiegende Mehrzahl der städtischen Bewohner der Stadt Neuyork aus echten, eingeborenen Amerikanern besteht. Dasselbe gilt auch vom Congresse, und doch weiß man allgemein, wie hoch sich für die überwiegende Mehrzahl der Herren Volksrepräsentanten der Tarif für die Stimmenerkaufung stellt. Dadurch, daß Native Americans in die Aemter gelangen, würde also an und für sich rein nichts geändert werden; denn gerade diese wollen Geld machen. —)

Ein zweiter Plan ist noch radicaler, aber noch beliebter. Es handelt sich darum, der Stadt alle Selbstverwaltung zu nehmen und sie lediglich als „das Magazin, das Waarenlager des Staates“ anzusehen und demgemäß zu behandeln. Der Gouverneur soll ein Bureau von Commissarien ernennen, welche für eine bestimmte Anzahl von Jahren die Stadtverwaltung zu besorgen hätten. Eine Dictatur dieser Art sei nothwendig, um die allzupopulaire Administration zu beseitigen. (— Gewiß ist die Neuyorker Stadtverwaltung sehr schlecht; man muß aber in Obacht behalten, daß sie aus Demokraten besteht. In der Gesetzgebung des Staates aber haben, in Folge der Wahlen auf dem platten Lande, die Radicalrepublikaner eine überwiegende Mehrheit, und sie wollen diese benutzen, um ihre politischen Gegner, deren feste Burg bisher die Stadt Neuyork gewesen, aus den fetten Aemtern zu verdrängen und dieselben, sammt allen „Jobs“, die nun einmal daran hängen, ihren eigenen Anhängern in die Hände zu spielen. Das ist ganz offenbar eine Hauptmoral in dieser Geschichte und ein Hauptgrund der tugendhaften Entrüstung. —)

„Beide Vorschläge beweisen, daß das allgemeine Stimmrecht, welches seit 19 Jahren in der größten Stadt Amerikas in Uebung war, sich entschieden nicht bewährt hat. Die Verwaltung ist nicht wohlfeil, nicht glänzend (magnificent!) und bei den ansässigen Bewohnern nicht populair gewesen. Für jeden Denker springt aus diesen Neuyorker Verhältnissen eine sehr praktische Lehre hervor: die Theorie, laut welcher man das allgemeine Stimmrecht als ein unfehlbares politisches Instrument vertheidigen möchte, fällt in sich selber zusammen. In Neuyork hat jeder Erwachsene ohne Unterschied der Race und des Glaubens und ohne irgend welche Rücksichtnahme auf Besitz eine Stimme, und als Resultat stellt sich heraus, daß die Massen durch corrupte Beamten augenblicklichen Vortheil und Nutzen erstreben, nicht aber Vortheile, welche in der Zukunft liegen und die durch Beamte mit reinen Händen zu erzielen wären. Die Freiheit wirkt in Neuyork nicht so, wie Holzkohle in einem Filter; sie schlägt nicht etwa die unreinen Stoffe nieder und macht das Wasser klar, sondern der Schmutz wird in steter Bewegung gehalten und steigt oben auf. Nun sagen zwar manche vortreffliche Liberale, Neuyork bilde nur eine Ausnahme, weil sich so viele Ausländer und Einwanderer in der Stadt befänden; aber gerade dieser Grund spricht gegen sie. Wenn es überhaupt Classen giebt, die, gleichviel aus welchem Grunde, vom Stimmrecht ausgeschlossen werden müssen, dann wird die Theorie des allgemeinen Stimmrechts von selbst hinfällig und es handelt sich dann nur noch darum, zu bestimmen, welche Classen überhaupt stimmen sollen. Streicht man die, welche nicht lesen und schreiben können und die Armen aus, stellt man überhaupt verschiedene Kategorien auf, dann fällt die demokratische Regierung weg, und eine constitutionelle tritt an die Stelle. Die Meinung, daß eine demokratische Regierung auch eine wohlfeile sein werde oder müsse, hält nicht Stich.“

* * *

Wir fügen diesen Betrachtungen des „Economist“ die nachstehenden aus der „Times“ (vom 4. December) bei, die wir im Allgemeinen für vollkommen richtig halten. Sie zeigen sehr klar, welcher Ausartung das Repräsentativsystem in den Vereinigten Staaten, in Folge des Mißbrauches, welchen die Parteien damit treiben, anheimgefallen ist, und daß dabei nichts so sehr zu kurz kommt, als gerade die Freiheit. Man ist von den Ueberlieferungen und der Praxis der guten alten Zeit, von dem was Männer, wie Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Jackson &c., für ersprießlich hielten, völlig abgewichen, und ist nach und nach durch die Habsucht der Stellenjäger und das wilde Parteitreiben in die nun herrschende Verwirrung hineingetrieben worden.

Sehr richtig hebt die „Times“ hervor, daß die Repräsentativmaschinerie der Vereinigten Staaten keine repräsentativen Körperschaften liefert. Man nehme z. B. die Staatslegislaturen in Neuengland. Die Mehrheit der Bürger in diesen sechs Staaten gehört der radicalrepublikanischen Partei an, aber im Lande ist auch eine sehr beträchtliche und einflußreiche demokratische Minderheit, die noch vor wenigen Jahren in Maine die Mehrheit bildete. Die Stimmgeber gehören also zwei großen Parteien an, aber in allen sechs Legislaturen herrscht nur eine Partei. Die Legislaturen erfüllen also den Zweck, daß das Volk in ihnen vertreten sein solle, mit Nichten, es wird nur eine Partei vertreten.

Ganz dasselbe zeigt sich im Bundescongreß (— der jetzt nur ein Rumpf ist, in dem die herrschende Partei ihre Dictatur zum Ausschluß von 10 oder 11 Staaten mißbraucht, um sich an der Gewalt und im Besitze der Aemter zu halten —). Von den etwa vier Millionen Wählern in den Nordstaaten haben etwa 2,200,000 radical-republikanisch und 1,800,000 demokratisch gestimmt. (— Man sieht daraus, weshalb die Partei der nördlichen Dictatoren dem Süden unannehmbare Bedingungen für den Wiedereintritt in die Union stellte; man will sie so lange als möglich aus dem Congresse fernhalten; denn jene ausgeschlossenen Staaten würden demokratisch stimmen, und damit würden die sogenannten Republikaner, welche nur eine Minorität des gesammten Volkes bilden, sofort ihren Gegnern die Plätze zu räu-

men und die Aemter, die ja in Amerika immer als eine Hauptsache betrachtet werden, abzugeben haben. —) Von 192 Repräsentanten des Rumpfcongresses sind 143 Radicalrepublikaner und 49 Demokraten, also etwa 1 von 3. Während nun die eigentlichen Nord- und Nordweststaaten bloß radicalrepublikanische Repräsentanten in den Congreß geschickt haben, sandten die sogenannten Vorderstaaten fast nur demokratische Abgeordnete; nicht als ob in Delaware, Kentucky und Maryland keine Republikaner wären, sondern weil die Demokraten in der Mehrheit sind. Nur in den mittleren Staaten, Pennsylvanien und Newyork, sind beide Parteien einigermaßen annähernd vertreten.

Bei einer so durchaus fehlerhaften Organisation leidet der individuelle Charakter und die unabhängige Meinung. Das Votum eines Staates mag eine Zeit lang hin- und herschwanken, aber bei dieser Ungewißheit kommt der Staat zu kurz. Wer in Amerika als Politiker mit Erfolg auftritt, weiß, daß er blindlings mit der Majorität gehen muß; er hat sich unbedingt jenen schlauen Speculanten zu fügen, welche man als „Drahtzieher" bezeichnet; er darf nur den Glauben seiner Partei haben und vor allen Dingen jeder gemäßigten Auffassung entsagen. So fehlen unabhängige und gemäßigte Männer, welche ein Ding auch von zwei Seiten betrachten, im Congresse durchaus. Die Parteigänger der verschiedenen Seiten im Congreß haben nicht einmal ein nachbarliches Gefühl, das sie näher zusammenbringen könnte. In den Jahren, welche dem Ausbruche des Bürgerkrieges vorausgingen, hat sich gezeigt, welches Unheil durch eine solche Entfremdung angerichtet wird. Im Süden gab es auch Unionisten, sie fanden aber keine südlichen Vertreter im Congresse; in Neuengland waren viele Leute auf Seite des Südens, es ging ihnen jedoch ebenso. So war die Gesetzgebung in zwei feindliche Lager gespalten, und man kam nicht zusammen, um zu erwägen und zu berathen, sondern um die gegenseitige Stärke zu messen.

Es fehlt jede Vermittelung, welche ausgleichend wirken könnte; es fehlen die unabhängigen Männer mit unabhängiger Stellung. Die ganze Legislative fällt solchergestalt in die Hände eines geheimen Ausschusses, eines „Caucus", der jedesmal herrschenden Partei; derselbe beginnt seine Operationen sobald die Wahlen vorüber sind. Dieser geheime Ausschuß, welchen übrigens die Verfassung nicht kennt, bestimmt, was geschehen und was nicht geschehen soll, und wenn er besorgt, daß die von ihm eingebrachten Anträge und Vorschläge eine ihm unliebsame Beleuchtung und Erörterung erfahren könnten, dann schneidet er, vermittelst der „vorläufigen Frage", jede Discussion ab. Diese Frage bedeutet im Congresse nicht mehr und nicht weniger als jene: ob ohne weitere Berathung über eine Sache abgestimmt werden solle? Die Majorität der Partei hat sich selbstverständlich dem Willen des Caucus zu fügen, und so wird abgestimmt, ohne daß ein Gegenstand überhaupt erörtert worden wäre!

In der Theorie wird die legislative Gewalt der Union von einem Repräsentantenhaus ausgeübt, von Vertretern, welche öffentlich und vor allem Volk im Congresse sitzen; in der Praxis befindet sie sich in der Gewalt einer geheimen Macht, welche Edicte erläßt, denen unbedingt Folge gegeben werden muß. So wird, im Interesse einer Partei, welche obendrein im Gesammtvolke die Minderheit bildet, die Möglichkeit einer Wiederherstellung der Union ins Ungewisse hinausgeschoben und was in den Vereinigten Staaten nicht vorhanden ist, das ist eine Repräsentativregierung.

Steindenkmäler im Lande Hannover.

Es ist bekannt, daß das nordwestliche Deutschland reich an solchen ist, auch jetzt noch, nachdem viele derselben zerstört worden sind; man hat die Steine beim Straßen- und Hausbau benutzt. Von nun an aber werden sie vor der Zerstörung sicher sein, weil sie für den Staat angekauft werden. Wir wissen es Herrn Dr. H. Guthe Dank, daß er in seinem ausgezeichneten Werke: „Die Lande Braunschweig und Hannover" (1867, S. 615) auf einige der bedeutendsten „Hünengräber" aufmerksam gemacht hat, namentlich auf die „Sieben Steinhäuser" bei Fallingbostel (an der Böhme, im Lüneburgischen); zwei derselben sind leider schon zerstört worden. Die übrigen schildert Dr. Guthe in folgender Weise:

Sie liegen in der Nähe des Meierhofes Südbostel. Vier von ihnen, in eine gerade Linie gestellt, sind in der gewöhnlichen Weise construirt, so, daß man über eine Anzahl ins Viereck gestellter Träger einen oder mehrere granitne Decksteine gelegt hat. Die Träger ragen jetzt nur noch sehr wenig aus der Erde empor; die Decksteine sind zum Theil von bedeutender Größe, einige derselben 13 Fuß lang und 9 Fuß breit. Das fünfte und größte Denkmal dagegen ist ein wahres steinernes Haus und in seiner Vollständigkeit einzig im nordwestlichen Deutschland.

Sieben aufrechtstehende, genau in einander passende, inwendig bearbeitete, ungleiche Granitblöcke schließen mit einem einzigen, über sie gelegten, inwendig ebenfalls bearbeiteten Deckstein, einen überirdischen Raum ein, dessen Grundfläche ein Quadrat von etwa 12 Fuß Seite ist und dessen Höhe $5\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Zwei Granitblöcke stehen als Thürpfosten über dem Eingange. Der Deckstein ist 17 Fuß lang, $14\frac{1}{2}$ Fuß breit und $1\frac{3}{4}$ Fuß dick; er wiegt mindestens 150,000 Pfund.

Häufig sind mehrere solcher Hünengräber wie von einer Einzäunung von einer oder mehreren Reihen kreisförmig oder oval geordneter Granitblöcke umgeben. So liegen z. B. bei Wallhöfen, im Amt Osterholz (also nicht mehr im Lüneburgischen, sondern im Herzogthum Bremen), drei solcher oblongen Hünenbetten, von denen z. B. das erste, welches aus 25 Granitblöcken von je 6 bis 9 Fuß besteht, in einem Oval von 124 Fuß Umfang vier aus Trägern und Decksteinen aufgeführte Hünengräber einschließt. Berühmt ist ferner das sogenannte Bülzenbett bei Sievern im Amte Lehe (gleichfalls im Bremischen).

Die ausgezeichnetste Gruppe von Steindenkmälern ist aber jedenfalls die des Giersfeldes im Kirchspiel Ankum, Amt Bersenbrück (im Osnabrückischen). Es sind acht steinerne Denkmäler, sämmtlich Hünenbetten der größten Art. Sie liegen in zwei Gruppen, jede von vier Denkmälern, an und auf zwei kleinen Heidehügeln. Jedes der acht Denkmäler war ursprünglich ein geschlossener Steinkreis, innerhalb dessen sich eine bedeutende Menge, in einem Falle nicht weniger als sechszehn, Gräber befinden. Die größte Steinsetzung ist 125 Fuß lang und in der Mitte 12 Fuß breit; die sechszehn Gräber, sämmtlich mit Decksteinen auf Trägern, sind noch wohl erhalten.

Besonders reich ist auch das Arenbergische an solchen Denkmälern, besonders wohl, weil die dort so wenig dicht wohnende Bevölkerung zur Zerstörung derselben keine Veranlassung fand.

Eisenbahnbau in Algerien. Die Franzosen sind eifrig am Werke, das Bahnnetz in ihrer nordafrikanischen Besitzung zu erweitern. Man arbeitet jetzt an dem Strange, welche bis Bu Mefda, also in das Thal des Schelif führen soll; er zweigt von der Bahn ab, welche von Algier durch die Melidscha nach Blidah führt. In der Provinz Oran ist man mit dem Bau des Geleises von der Stadt Oran über St. Denis au Sig nach Relizane beschäftigt; dasselbe wird etwa 140 Kilometer lang. Abgesehen von dem Bau einiger Brücken und eines Dammes durch die Habrasümpfe bieten sich auf der ganzen Strecke keine Schwierigkeiten dar. Desto größer sind die Hindernisse bei der Bahn zwischen Constantine und Philippeville; die Strecke ist nur 80 Kilometer lang, erfordert aber nicht weniger als 10 Tunnels, in einer Gesammtlänge von 4109 Meter; etwa 2500 Meter sind vollendet. Die bedeutendsten unter diesen Tunnels sind der bei Philippeville, 828 Meter lang, und jener von El Kantur, welcher durch den Gebirgszug geschlagen wird, welcher sich zwischen dem Saffaf und dem Roumel erhebt. Er wird 1050 Meter lang. Dazu kommen noch zwei bei Constantine von 224 und 827 Meter. Man hofft im Jahr 1868 mit den Arbeiten fertig zu werden, so daß der Dampfwagen dann vom Meeresstrande bis in die alte Hauptstadt Jugurthas einfahren kann.

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. Im Frühjahr 1866 segelte von San Francisco aus eine Flottille nach dem nördlichen Großen Ocean, welche Arbeiter und Materialien für den Bau des Telegraphen an Bord hatte. Wir haben über den Fortgang des Unternehmens mehrfach Mittheilungen gemacht; jetzt lesen wir in der „Allgemeinen Zeitung" in einem Briefe aus San Francisco, daß mehrere Expeditionsschiffe im November nach

diesem Hafen zurückgekehrt waren. Ueber das Ergebniß der Bemühungen wird Folgendes gemeldet.

Die Reisen von einem Punkte der Küste bis zum andern waren glücklich, und die Erforschungen lieferten günstige Ergebnisse, obgleich man den Tod zweier der Beamten, des Herrn Kennicott und des Herrn Legard, zu bedauern hatte. Im Monat August trafen die meisten Schiffe der Flotte in Plover Bai (Kamtschatka) zusammen, wo drei große Holzhäuser gebaut wurden, denen man den Namen Kelseyville beilegte, und wo man am 21. August die erste Telegraphenstange feierlichst setzte. Die Bai ist geräumig (27 Miles tief), liegt etwas südlich von der Berings-Straße und bietet trefflichen Ankergrund. Die Bewohner der Gegend, die Tehanktschis (nach Anderen Tehanktars genannt), sind den Eskimos verwandt; sie tödten jeden der ihrigen, der nicht arbeitskräftig ist, sind sonst aber harmlos und wenig diebisch. Funfzehn Mann wurden dort zurückgelassen, um die Telegraphenpfähle nördlich nach der Berings-Straße und südlich nach der Anadyr-Bai zu pflanzen, was aber erst im Frühjahr geschehen kann. Das nöthige Holz war von Washington Territory mitgebracht worden.

Die Vegetation jener Gegend ist sehr spärlich, und liefert fast nur das nöthige Moos für die Rennthiere, an Wild, Geflügel und Fischen fehlt es aber nicht. In der Anadyr-Bai traf die Expedition mit der Abtheilung zusammen, welche dort überwintert und ihre Vermessungen vollendet hatte. Die Kälte war häufig unerträglich, hatte aber nicht verhindert, daß man in den mit Hunden bespannten Schlitten bedeutende Reisen unternehmen konnte. Die russische Niederlassung am Anadyr heißt Anadyrsk und besteht aus fünf Dörfern, von denen Mákora, Krápork und Pokovúkot die bedeutendsten sind. Die Kwickpack-Expedition erreichte ihren Zweck, obgleich ihr Chef, Herr Kennicott, im Mai gestorben war. Ein Theil derselben erreichte Fort Taukan, wodurch dargethan wurde, daß der Kwickpack-Fluß für Transportzwecke benutzbar ist; eine andere Abtheilung ging von Norton Sound nach Park Channel an der Berings-Straße, und eine dritte wird während des Winters nach Britisch Columbia aufbrechen, wodurch die ganze Kette der Vermessungen zur Vollendung gebracht werden soll. Capitain Libby hat sein Quartier in Grantley Harbor aufgeschlagen.

Zur Statistik von Britisch Birma. Dasselbe begreift bekanntlich das Land an den Mündungen des Irawaddy, das vormalige Pegu, und bildet eine Hauptexportgegend für Reis, der aus den Häfen Ranguhn und Bassein in großer Menge verschifft wird. Unter der britischen Herrschaft, welche die Sicherheit für Leben und Eigenthum gewährt und die Abgaben geregelt hat, ist ein Fortschritt unverkennbar. Im Jahr 1862 betrug die Volksmenge 1,897,897 Seelen; 1865 war sie auf 2,196,180 gestiegen. Im erstgenannten Jahre waren 1,552,563 Acres unter Anbau, im letztgenannten schon 1,767,093 Acres. Die Landtaxe wirft 2,837,255 Rupien (zu 20 Silbergroschen) ab; der Ertrag der Zölle stellt sich auf 2,055,276 Rupien; die Gesammteinnahme auf 10,255,735 Rupien; die Handelsbewegung, also Ein- und Ausfuhr, stellte sich für 1865 auf die beträchtliche Summe von 103,417,338 Rupien. Auf das Volksschulwesen verwendet die englische Regierung freilich nur 50,000 Rupien.

Die Bewegung in den Straßen von London ist in der That kolossal. Man hat berechnet, daß in dem Halbjahr vom 6. November 1864 bis zum 7. Mai 1865 täglich, im Durchschnitt, Fußgänger gewandert sind über die Southwarksbrücke 12,963; über die Westminsterbrücke 47,000, über Blackfriarsbridge 48,500 und über die Londonbridge 95,000.

Die Einwohnerzahl von Warschau betrug 211,396 Köpfe im Jahr 1863; sie stieg im folgenden Jahr auf 222,906 und hatte zu Ende 1865 die Zahl von 243,512 erreicht.

Die Gesundheitsstationen in Indien. Das heiße Klima des indischen Tieflandes wirkt bekanntlich in hohem Grad erschlaffend auf die Europäer. Deshalb wurden sogenannte Sanatarien zu einem unabweisbaren Bedürfnisse, und an geeigneten Oertlichkeiten zu denselben fehlt es im Gebirge nicht. Nach und nach sind nun sieben solcher Stationen gegründet worden: Dardschiling, Nyni-Thal, Mussuri, Dharmsallah, Dalhousie, Murri und Simlah. In dem letztern pflegt der Generalgouverneur während der Sommermonate zu verweilen, weil dann in der bengalischen Tiefebene und namentlich in der Hauptstadt Calcutta das Klima entsetzlich abspannend und erschlaffend wirkt. Der zeitweilige Hofhalt und die kühle, gesunde Lage ziehen viele Leute an, und Simlah, das 1841 ein unbedeutendes Dorf war, hatte 1866 schon mehr als 12,000 Einwohner, darunter etwa 1000 Europäer. Die Gegend ist ganz herrlich; man hat die Wohnungen nicht nach einförmigem, regelrechtem Plane aufgeführt, sondern die Häuser, von denen etwa 300 nach europäischer Art gebaut worden sind, liegen zerstreut umher, auf einem Vorsprunge des Berges Dschako und theilweise im Walde. Auf den drei Bazaren, deren jeder eine besondere Bodenterrasse einnimmt, herrscht ein buntes Leben; dort treffen die Gebirgsbewohner mit den Leuten aus dem Unterlande zusammen; man sieht dort gleichzeitig Sikhs, Afghanen, Kaschmirier und Ladakhis aus Kleintibet. Durch die Eichen und andere Bäume, welche in gemäßigten Himmelsstrichen wachsen, erhält diese etwa 7000 Fuß über dem Meere liegende Landschaft einen fast europäischen Charakter. Der Ankömmling hat die Wahl unter drei verschiedenen Gasthöfen; er findet ein Lesecabinet, eine Bibliothek und sogar ein Theater; auch für Schulen ist gesorgt worden. — Das Sanatarium Dalhousie liegt auch auf einem Vorberge des Himalaya zerstreut, in einer Höhe von 6500 bis 8000 Fuß. Der Anblick auf die schneebedeckte Kette und die weißen Gipfel des Hochgebirges ist gewaltig und macht einen feierlichen Eindruck. Aus jenem Schnee kommt der Ravi herab, der an der Gesundheitsstation vorbeifließt hinab nach Lahore. Europäer machen sich dann und wann das Vergnügen, auf dem im obern Laufe sehr reißenden Strom auf Flößen hinabzufahren, die noch heute, wie in den Tagen des Alterthums, aufgeblasene Schläuche zur Unterlage haben.

Die Wittwenverbrennungen in Indien. Es erfordert große Anstrengungen, diesen abscheulichen Brauch auszurotten, weil gerade die Frauen selber in dem Wahne stehen, daß sie sich und auch ihren verstorbenen Mann entehren, wenn sie sich nicht von den Flammen zerstören lassen. Indische Blätter berichteten neulich einen merkwürdigen Fall. Unter den eingeborenen Fürsten hatte ein Radschpute, Maharao Ram Singh, Herr des Fürstenthums Kotah, sich rühmlich dadurch ausgezeichnet, daß er mit aller Kraft jenem heillosen Brauch entgegenarbeitete. Nun hat es sich aber getroffen, daß die Wittwe gerade dieses Mannes Alles aufbot, um auf dem Scheiterhaufen zu sterben; sie wollte sich in der Hauptstadt von Kotah, die Haranti heißt, öffentlich verbrennen und war in hohem Grade empört, als der britische Resident Bruce solch ein Todtenopfer nicht dulden wollte. Er sperrte die Fürstin ein, aber sie erbrach die Thüren und wollte sich platterdings verbrennen. Man mußte sie noch einmal festnehmen und sie bleibt fortan unter strenger Ueberwachung.

Das Hinschwinden der Indianerstämme in Südamerika. Wir finden in dem soeben erschienenen zweiten Bande der „Reisen durch Südamerika, von J. J. von Tschudi" (Leipzig, Brockhaus, 1866) folgende interessante Bemerkung:

„Es ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung, daß Indianerstämme, welche durch Krieg oder Epidemien plötzlich sehr stark reducirt wurden, sich in der Regel nie wieder erholen und nur noch als wenig zahlreiche Familien gewöhnlich noch Jahrzehnte lang hinsiechen, bis sie endlich ganz aussterben. Bei ihnen tritt nicht mehr die Vermehrungsprogression ein, wie sie vor dem vernichtenden Schlage stattgefunden hatte und bei anderen unter den nämlichen physischen Bedingungen lebenden Völkern beobachtet wird. Meines Wissens ist dieses Verhältniß noch nirgends erörtert worden. Ich habe es bei einem genauen Studium der nord- und südamerikanischen Völker als Regel gefunden. Sehr verminderte Fruchtbarkeit des Weibes ist die Hauptursache; auf welchen physiologischen Einwirkungen dieselbe aber beruht, ist wohl schwer zu ermitteln."

Herr von Tschudi erläutert den Gegenstand an einem Stamme,

dessen schwache Reste er am obern Mucury traf. Dort wohnte, wenige Meilen von Alto dos Bois und Capellinha, wo ein Quartel, d. h. ein Militairposten zum Schutze gegen Angriffe der Indianer errichtet war, ein Portugiese. Vor nun etwa 80 Jahren suchte bei diesem der Stamm der Malalies, welchen von Osten her die Naknenuks-Botokuden drängten, Zuflucht und Schutz; sie siedelten sich in der Nähe des Militairpostens an. Der Commandant behandelte sie unvernünftig, preßte sie zu Soldaten, verkürzte sie in ihrer Löhnung, bestrafte auch kleinere Vergehen hart. Kein Wunder, daß sie abermals in die Wälder zogen. Dann aber fielen jene Botokuden wieder über sie her und rieben den Stamm zum großen Theil auf. Der Rest entfloh, ging wieder nach Alto dos Bois und wurde von jenem Portugiesen Antonio Gomez Leal auf der Fazenda S. Pedro freundlich aufgenommen.

Vor 1787 zählten jene Malalies mehr als 500 Individuen; sie erschienen nach dem ersten Kampfe mit den Botokuden kaum 150 Köpfe stark, und als sie nach ihrem zweiten Rückzuge bei Gomez Leal sich wieder sammelten, waren ihrer nur noch — 26! Trotzdem sie, sagt Herr von Tschudi, nun schon 70 Jahre ansässig, keinen besonderen Gefahren ausgesetzt sind und ungestört nach ihren Neigungen leben, dabei nur sehr mäßige Arbeiten verrichten und auch an keinen Nahrungssorgen leiden, ist ihre Zahl doch nicht auf mehr als einige 30 Individuen gestiegen. Ich habe mehrere von ihnen gesehen.

Geistererscheinungen in China. Diese sind jetzt allgemein Mode geworden in dem arg zerrütteten Blumenreiche der Mitte. Jede Stadt will ihren eigenen Schutzgeist haben, der Unglück von ihr abwenden soll. Die Geister lassen es auch nicht an sich fehlen; sie erscheinen wann und wie das Volk es wünscht. Der Pariser „Moniteur" enthält einen Bericht, dem zufolge der Statthalter der Provinz Schan si bei dem kaiserlichen Hof in Peking um eine angemessene Belohnung nachgesucht hat; auf diese habe der Schutzgeist der Stadt Sing tschang Anspruch, weil er im Verlaufe der letztverflossenen Jahre nicht weniger als drei Mal Verderben von ihr abgewandt. Er ist durchaus praktisch zu Werke gegangen. Als im 26sten Regierungsjahre des Kaisers Tao kuang die Rebellen jene Stadt umzingelten und sich zum Erstürmen bereit machten, wurden sie allesammt, ohne eine einzige Ausnahme, derart von Kopfschmerzen befallen, daß sie gar nicht mehr gehen konnten, sondern sich zur Erde warfen um zu schlafen. Da machten die Kaiserlichen einen Ausfall und massacrirten alle Feinde. Das Alles war so durch den Schutzgeist veranstaltet worden; natürlich haben viele Leute ihn gesehen. Derselbe Geist vertrieb bald nachher alle Wölfe, welche unter dem Vieh große Verheerung angerichtet hatten. Dafür kamen aber nachher die Rebellen, mit welchen der Schutzgeist indeß wieder fertig wurde. Er bewirkte durch Zauber, daß auf allen Hügeln weit und breit gewaltige Lagerfeuer emporloderten; die Rebellen glaubten, durch den Schutzgeist verblendet, daß bei jedem Feuer tausend kaiserliche Soldaten ständen und zogen deshalb in aller Eile ab. Nun soll der Kaiser wo möglich allen Städten einen solchen Unheil verscheuchenden Genius verschaffen. Nöthig hätten sie ihn allerdings.

Die Chinesen zu San Sacramento in Californien haben am 16. October 1866 an den Bürgermeister eine Eingabe gerichtet, in welcher sie sagen: „Die Unterzeichneten bitten eine sehr verehrliche Stadtbehörde, daß ihnen fortan gestattet werde, Feuerwerke abzubrennen und anderweite Feierlichkeiten zu veranstalten, welche zu den Sitten und Gebräuchen ihres Heimathlandes gehören, und die insbesondere zu veranstalten sind während jener drei Feiertage, an denen es sich darum handelt, den Teufel aus der Stadt zu treiben, namentlich auch aus dem Stadtviertel, in welchem die Chinesen wohnen."

Ein Ausflug auf der Insel Yeso. Im südlichen Theile dieser nordjapanischen Insel liegt der Hafen Hakodadi, welcher dem Verkehr mit den Ausländern offen steht, und dort haben sich Kaufleute verschiedener europäischer Völker niedergelassen. Sie unternehmen dann und wann Streifzüge in der Umgegend und treffen dort mit den in unseren Tagen viel besprochenen Eingeborenen, den behaarten Aïnos, zusammen. Japaner wohnen nur an der Küste und in den wenigen Städten. Ein Engländer schildert seinen Ritt in die Wälder. Etwa 4 deutsche Meilen von Hakodadi liegt das große Dorf Ono, wohin die Eingeborenen Landeserzeugnisse bringen; in der Nähe liegen mehrere Seen, an denen überhaupt die Insel nicht arm zu sein scheint. Ein anderes großes Dorf, Mauri, liegt unweit der Volcanbai und etwas landeinwärts, rings von dichtem Wald umgeben, der Volcansee. In jener Gegend leben viele Bären; die Felle dieser Thiere sind ein für die Aïnos wichtiges Handelsproduct. Der Reisende berührte noch mehrere Dörfer, z. B. Skabe, das am Fuße des Vulcans liegt. An diesem ist, namentlich auch in der Nähe von Kakuni, die Gegend weit und breit mit Lava und Bimsstein überdeckt. Vor etwa 15 Jahren hat der Vulcan einen Ausbruch gehabt und dadurch ist viel Land verwüstet worden. Man kann heute die verschiedenen Lagen von Lava und Dammerde genau beobachten; sie liegen, scharf abgeschnitten, über einander und zeigen deutlich, daß der Feuerberg im Verlaufe der Zeiten manche sehr bedeutende Eruptionen gehabt hat. Das Dorf Kakuri hat ausgezeichnet gute Schwefelbäder, die von den Japanern viel besucht und nach Gebühr gewürdigt werden.

Deutsche Landsleute in Brasilien. Die „Deutsche Zeitung" von Porto Alegre schreibt: Ueberall wohin wir auch in Brasilien sehen, sind es deutsche Männer, die an der Spitze des Fortschrittes stehen; schon oft haben wir Namen von Deutschen ehrend erwähnt, die als Pioniere der Zukunft in Wald und Fluß vorwärts dringen, um dem Verkehr neue Gegenden, fast möchten wir sagen Welten zu erschließen. Da ist der alte und unermüdliche Pfadfinder von Donna Francisca, Wunderwald, der Pique auf Pique in den Urwald schlägt; Herr v. Holleben, der die Provinzen Parana und St. Catharina durch die Serrastraße in Verbindung setzt, und jetzt wieder lesen wir, daß die Ingenieure Gebrüder Keller, nachdem sie bereits die Flüsse Ivahy, Tibahy, Paranapanema und Parana untersucht haben, eine neue Forschung auf dem Flusse Iguassu vorgenommen haben, bei der sie der Landmesser Julius Kalkmann, ein Dolmetscher und 24 Arbeiter begleiten. — So sind es überall die Deutschen, die der Civilisation neue Bahnen brechen und das Dunkel der brasilianischen Urwälder lichten, hier der Colonist mit der Axt, dort der Ingenieur mit der wissenschaftlichen Exploration. Erkennt man nun aber das Verdienst der Deutschen genügend an?

Hohes Alter in Brasilien. Blätter aus Bahia melden, daß auf dem Engenho novo (neuen Zuckerplantage) de Paraguassu eine Frau im Alter von 134 Jahren gestorben ist. Nach ihrer eigenen Aussage und zufolge der Ermittelungen des Ortsgeistlichen kam sie 1734 zur Welt. Sie war aus Ignapé gebürtig und zweimal verheirathet, hatte aber keine Kinder. Bis wenige Tage vor ihrem Ableben ist sie in ungeschwächtem Besitz aller geistigen Fähigkeiten geblieben. Bei dieser Gelegenheit wird bemerkt, daß hohes Alter bei den Bewohnern des Rio Paraguasso durchaus nicht zu den seltenen Erscheinungen gehöre.

Queensland in Ostaustralien erhielt 1865 durch Einwanderung einen Zuwachs von 14,368 Köpfen und hatte Ende Decembers 88,404 Einwohner; auf 100 Männer kamen 69 Frauen; aber das Mißverhältniß gleicht sich allmälig aus, da auf 100 männliche Geburten etwa 125 weibliche kommen. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle betrug 1770 Köpfe. Unter jenen Einwanderern waren 1771 Deutsche. Eine Zählung ergab für die noch so junge Colonie 51,000 Pferde, 15,000 Schweine, nahe an 900,000 Stück Rindvieh und 6,810,000 Schafe.

Südamerikanische Höflichkeit. In der Mitte des Septembermonats kamen Dictator Lopez von Paraguay und General Mitre, Präsident der Argentinischen Republiken, im freien Felde zusammen, um über Friedensbedingungen zu verhandeln. Als sie einander begrüßt hatten, überreichte Mitre seinem Feinde mit zierlichen Complimenten, an denen die spanische Sprache Ueberfluß hat, als Ehrengeschenk eine — Reitpeitsche. Dann verhandelten die beiden Feldherren ein paar Stunden lang und zum Abschied verehrte Lopez dem Präsidenten auch eine — Reitpeitsche. In Europa wird man das seltsam finden; wer aber weiß, welch' eine Rolle dieses Werkzeug bei den Gauchos spielt,

wird die Sache nicht auffallend finden. Es giebt keine besseren Reiter als die Argentiner, und sie halten auf eine Reitpeitsche, deren Stiel manchmal kostbar verziert ist, so viel wie ein europäischer Offizier auf seinen Degen.

Aus dem russischen Reiche.

Der Krieg der Russen gegen den Emir von Buchara ist zu Ende. Die Wuth der Usbeken und Turkomanen vermochte nichts gegen die Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst. Die Bucharen hatten im Sommer schon mehrere Niederlagen erlitten, aber sie besaßen im Flußthale des Syr Darja (Jaxartes) noch ein starkes Bollwerk, das befestigte Dschüsak. Dieses wurde von den Russen nach einer fünftägigen Belagerung am 18. October 1866 mit Sturm genommen; sie verloren dabei nicht volle 100 Mann und erbeuteten 16 Fahnen, 53 Geschütze und viele Sachen von Werth. Die Zahl der Gefangenen betrug etwa 2000. — Mit dem gleichfalls besiegten Chan von Chokand hatte man freundliche Beziehung angeknüpft und gegen Ende des Jahres war der Handelsverkehr wieder in regelmäßigem Gange; die Truppen kehrten aus Türkistan nach Westsibirien zurück.

Telegraphenverkehr nach China. Das Telegraphendepartement meldet, daß die Telegraphenagentur, welche behufs Erlangung eines regelmäßigern Telegraphen- und Postverkehrs mit China bei der russischen Gesandtschaft in Peking errichtet werden sollte, nunmehr bereits eröffnet worden ist und die Correspondenz von Kjachta nach China mit der Post in 15 Tagen, per Estafette noch schneller befördert werden kann. Die Depeschen aus Rußland und Westeuropa nach Peking und Tien-tsin werden bis Kjachta durch den Telegraphen nach dem Tarif und weiter durch die Post gegen eine Zahlung von 30 Kopeken befördert. Eine Estafette von Kjachta nach Tien-tsin kostet bei einem Pferde 98, bei zwei Pferden 147 Rubel. Die Post geht einmal wöchentlich ab und zwar aus Kjachta am 5., 12., 19. und 26., aus Peking am 4., 11., 20. und 27. jeden Monats neuen Stils. Die nach Peking und Tien-tsin bestimmten Depeschen sind an die russische Agentur in Peking zu adressiren, welche sie weiter befördert. Die aus China nach Rußland bestimmten Depeschen sind dem russischen Agenten einzureichen.

Für die Dampfschifffahrt auf dem Syr Darja ist mit dem Jahre 1866 eine neue glücklichere Epoche eingetreten. Wenn die Schifffahrt sich nicht früher in erwünschter Weise hat entwickeln wollen, so lag das an der Beschaffenheit des Flusses selbst, welche die Fahrt auf demselben erschwerte, an dem Mangel an Brennmaterial und einer ausreichenden Flottille auf dem Aralsee. Diesen Uebelständen ist durch den am 18. Juni bestätigten neuen Etat der Aral-Flottille, durch die Beschaffung von Fahrzeugen, welche den Eigenthümlichkeiten des Fahrwassers im Syr Darja besser angepaßt sind, und durch die Auffindung von reichen und guten Steinkohlenlagern durch den Generalmajor Tschernjajew abgeholfen worden.

Akmolly im Gebiete der sibirischen Kirgisen wurde im Jahre 1862 zur Stadt erhoben und dient den taschkentischen und bucharischen Karawanen zum Centralpunkte. Bei den ungünstigen politischen Verhältnissen in Taschkent und Buchara war die Zahl der ankommenden Karawanen in den beiden verflossenen Jahren sehr gering und die Preise der asiatischen Importwaaren stiegen bedeutend. Im vorigen Jahre (1866) sind im Laufe des September über 1500 Kameele angekommen, deren Ladung größtentheils aus Baumwolle bestand. Im Mai, Juni und Juli sind auf dem Markte in Akmolly 300 Pferde, gegen 3000 Ochsen, ungefähr 35,000 Schafe, Lämmerfelle, Roßhaar, Leder und andere Waaren im Betrage von 170,300 Rubel abgesetzt worden.

Colonisation am Amur. Ein Blagowjeschtschenskischer Correspondent meldet, daß der Dampfer „Admiral Korssakow" mit zwei Barken, auf welchen sich 150 Colonistenfamilien (meist aus der Wolgagegend) befanden, von Chabarowka aus den Ussuri hinaufgegangen ist. Die Ufer des Ussuri, sagt der erwähnte Correspondent, sind sehr mannigfaltig und malerisch gestaltet. Sie sind reich an ausgezeichneten Cedernwäldern und in den Thälern ist der Boden überaus fruchtbar und wohl geeignet, alle Producte des gemäßigten Himmelsstriches zu erzeugen. Leider sind zu wenig Hände und andere Mittel vorhanden, um diesen fruchtbaren Boden gehörig auszubeuten. Die hiesigen Wälder und Gebirge wimmeln von Pelzthieren; für den Zobel bezahlt man höchstens 4 Rubel in klingender Münze. Die Bewohner dieser Gegend sind vorzugsweise Russen; ihre Beschäftigung ist der Ackerbau, zum Theil auch der Handel, mit dem es jetzt etwas besser geht als früher.

Ein Schreiben des Chefs der russisch-geistlichen Mission in Peking, des Archimandriten Palladij, meldet, daß auf die Nachricht von der Rettung des Lebens des Kaisers die ganze christliche Bevölkerung in die Kirche geeilt sei, um ein Dankgebet darzubringen. Die Albasiner und christlichen Eingeborenen brachten in dem Wunsche, das Andenken an dieses Ereigniß zu verewigen, eine kleine Summe zusammen, kauften dafür einen langen Schleier aus grobem Canevas und ließen auf die eine Hälfte das Gebet für das lange Leben des Kaisers, auf die andere einen auf die Sache bezüglichen Psalmvers sticken. Am 30. August, dem Namenstage Sr. Majestät, hängten sie den Schleier dem von den Albasinern vom Ufer des Amur mitgebrachten hölzernen Bilde des heiligen Nikolaus um.

Von dem Christenthum der Jakuten giebt der „Sibirische Bote" folgende Beschreibung. Von den 48,000 Einwohnern der Ulusse Batursk und Meginsk verstehen nur 200 das Zeichen des Kreuzes mit Worten zu begleiten und das „Vater Unser" auswendig herzusagen. Die Anderen machen das Zeichen des Kreuzes ganz bewußtlos oder haben gar keine Idee von Gott und vom Gebet. Die Mehrzahl der Jakuten erkennt Nikolaus den Wunderthäter für den höchsten Gott an, von Jesus Christus haben sie nur sehr verworrene Begriffe. Vor noch nicht langer Zeit lebten und starben die christlichen Jakuten in Folge des Mangels an Geistlichen ohne Beichte, Trauung und Todtenamt. In Betreff der Ehen kommt es auch jetzt noch oft genug vor, daß der weniger bemittelte Jakute die Tochter des Nachbars in sein Haus nimmt und mit ihr wie mit der gesetzmäßigen Frau lebt.

Der japanische Golfstrom wird, wie die Zeitung „Küstengebiet von Ostsibirien" bemerkt, auch an der östlichen Seite der Insel Nippon, längs der Kurilengruppe und an dem östlichen Ufer Kamtschatkas wahrgenommen. In Folge dessen ist das Klima von Petropawlowsk, wo die Kälte nicht stärker als 30 Grad Reaum. wird, bedeutend gelinder als in Nikolajewsk am Amur, das mit jenem unter gleichem Breitengrade liegt und oft eine Kälte von 42 Grad hat. Dieselbe Kälte herrscht übrigens auch schon auf dem westlichen Ufer von Kamtschatka in gleicher Höhe mit Petropawlowsk, trotz der geringen Breite der Halbinsel an dieser Stelle.

Neue reiche Goldsandlager sind, wie der „Sibirische Bote" meldet, ganz zufällig im Nertschinskischen am Debak, Darassuk und Dschalmatschin entdeckt worden.

Der Naphthareichthum in der kaukasischen Gegend ist ungemein groß. Die „Petersburger Zeitung" meldet, daß außer dem artesischen Brunnen am Flusse Kudako, welcher täglich einige Tausend Pud Naphtha auswirft, noch viele andere Quellen entdeckt worden sind, welche zusammengenommen eine ganz ungeheure Menge liefern. Nicht alle Naphtha ist mit Schwefel versetzt; manche Arten geben ein ganz reines Gas ohne unangenehmen Geruch, die Preise sind ungemein billig.

Der Zustand der Wege im Gouvernement Kiew ist wohl deutlich genug aus der Erklärung des Kiewschen Gouvernements-Postcomptoirs zu erkennen, nach welcher seit dem 11. October wegen „neuerdings unfahrbar gewordener" Wege keine Postequipagen mehr von Kiew nach Ostrow und Moskau entsendet werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Sevilla und das Volksleben in Andalusien.

Der Alcazar in Sevilla und die Zeit der Mauren. — Erinnerungen an König Peter den Grausamen. — Die Baños de Padilla und die Gärten. — Die sevillianische Malerschule. — Die Vorstadt Triana und die Zigeuner. — Theater; die Sainetes; Darstellung von Volksscenen, Volksgedichten. — Die große Tabacksfabrik und die Cigarreras.

Wir fahren fort mit den Schilderungen aus Sevilla und aus dem Volksleben in Andalusien, das so farbig und eigenartig ist*).

Der Alcazar in Sevilla ist, nach der Alhambra in Granada, das herrlichste maurische Baudenkmal in Spanien. Er ist von einer Gartenlandschaft umgeben, die man mit vollem Recht als ein irdisches Paradies bezeichnen kann.

Sevilla stand, als Residenz der almoravidischen Sultane, im zwölften Jahrhundert in hoher Blüthe. Der Bau des Alcazar soll schon im elften Jahrhundert begonnen worden sein; der arabische Architekt stammte aus Toledo, aber von seinem Werk ist nichts übrig geblieben, denn das gegenwärtige Gebäude ist im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführt worden. Der Stil ist rein maurisch, doch sind spätere Zuthaten vorhanden. Ueber dem Haupteingange liest man in großen gothischen Buchstaben, daß der sehr edle und mächtige Don Pedro, durch Gottes Gnade König von Castilien und Leon „diese Alcazars und diese Façaden“ im Jahre 1402 aufführen ließ.

Die Araber nannten den Alcazar: Al Kasr, Palast des Cäsar, denn der Name des römischen Feldherrn war ihnen gleichbedeutend mit Macht und Majestät. Jene Inschrift aber beweist, daß Peter der Grausame einen beträchtlichen Theil des Palastes bauen ließ. Er stand mit den Mauren Granadas in gutem Einvernehmen und der Christ erhielt von ihnen mohammedanische Künstler und Werkleute. Kaiser Karl der Fünfte fügte Bauten in griechisch-romanischem Stil hinzu, deren Schwerfälligkeit einen starken Gegensatz zu der anmuthigen Leichtigkeit der moreskischen Architektur bildet. Dazu kam, daß die feinen Stucco-Arabesken zu nicht geringem Theil unter dicken Lagen von Mörtel verschwanden. Denn die spanischen Christen der letztverflossenen Jahrhunderte schätzten die maurische Baukunst nur sehr gering; auch von der gothischen Architektur hatten sie eine sehr geringe Meinung. Dem Zeitalter der Inquisition gefiel der langweilige und frostige „Jesuitenstil“ besser, der sich dann auch über das ganze spanische Amerika verbreitete.

Der Patio de las Doncellas, ein großer Hofraum im Innern, gewährt einen imposanten Anblick. Dieser Theil des Gebäudes ist in unseren Tagen durch den Herzog von Montpensier in altem Stile völlig wiederhergestellt worden, und ein Gleiches ist mit den Hauptsälen des Gebäudes der Fall. Der Hofraum „der jungen Mädchen“ (Doncellas) heißt so, weil einer alten Ueberlieferung zufolge der König zu Sevilla in jedem Jahr eine Sendung von einhundert Mädchen von einem seiner Lehnsfürsten erhielt.

Der Alcazar hat, gleich der Alhambra, auch einen „Saal der Gesandten“. Eine seiner Kuppeln hat die Gestalt einer halben Apfelsine (media naranja); sie ist von Cedern- und Lärchenholz, vortrefflich erhalten, von Werkmeistern aus Granada gearbeitet und die Farben Blau, Roth und Gold haben noch den besten Glanz. Der Eindruck wird aber dadurch gestört, daß man eine Anzahl grotesker Figuren von spanischen Königen unterhalb der Kuppel angebracht hat.

An den Alcazar knüpft sich Vieles aus dem Leben des christlichen Königs Peter, welcher mit Recht den Namen des Grausamen führt. Unweit von der Thür, welche zum Patio de las Doncellas führt, sieht man im Gesandtensaale ein paar röthliche Flecke. Der Sage nach hat auf dieser Stelle König Peter seinen Bruder, den Infanten Don Fadrique, ermorden lassen. Der eifrige und „fromme“ König hatte schon vorher drei andere Brüder, seine Gemahlin, seiner Mutter Schwester und noch einige andere Verwandte ermordet. Einige Jahre später wurde er dann, erst 34 Jahre alt, von seinem eigenen Bruder, Heinrich de Trastamare, todtgestochen. Dieser schnitt ihm den Kopf ab und schickte denselben als Siegeszeichen nach Sevilla.

Auf Schritt und Tritt wird man im Alcazar an diesen wilden und wüsten Tyrannen erinnert, der viel gebetet hat und den einige Geschichtschreiber als den „gerechten“ bezeichnen, weil er einige Mal auch Verbrecher nach Gebühr hat bestrafen lassen. Er war aber auch ein ganz gemeiner Räuber und trieb auch als solcher sein Handwerk in blutiger Weise. Einst kam, unter schriftlicher Zusicherung sichern Geleites, der König Abu Saïd von Granada zu dem christlichen Herrscher nach Sevilla. Dieser „Rey vermejo“ wurde glänzend empfangen und Peter veranstaltete glänzende Festlichkeiten, um seinen gekrönten Gast zu ehren. Der Maurenkönig hatte ein zahlreiches Gefolge mitgebracht, das, gleich ihm selber, großen Luxus entfaltete. Diese Mohammedaner waren in Sammet und Seide gekleidet; Tracht und Waffen erglänzten von Perlen und Edelsteinen. Eine Handschrift aus jener Zeit hebt besonders drei schöne Rubine hervor, die so groß gewesen seien wie Taubeneier. Der Anblick dieser Schätze regte die Habgier des christlichen Königs auf, und er erstach mit eigener Hand in einem der Säle des Alcazar seinen Gast, den mohammedanischen König Abu Saïd!

Einer dieser durch schnöden Meuchelmord erworbenen Rubine wurde von Peter an den berühmten schwarzen Prinzen aus England geschenkt, gehörte später der Königin

*) Vergleiche „Globus“ X. S. 17. 129. 225. 275.

Maurischer Bogengang im Alcazar von Sevilla.

Elisabeth und glänzt gegenwärtig in der englischen Königskrone, die man im Tower zu London sehen kann.

Die Baños de Padilla sind maurische Bäder, welche Peter für die schöne Maria de Padilla hat restauriren lassen. Sie war voll Geist und Anmuth, hatte große Gewalt über den Tyrannen und deshalb glaubte das Volk, sie habe ihn behext. Peter hatte Blanche von Bourbon geheirathet; er verließ dieselbe am Tage nach der Hochzeit und ging zu seiner Maria, welche im Alcazar zu Sevilla als Gebieterin schaltete. Der König erlaubte seinen Günstlingen, die Maria ins Bad zu begleiten, und solche Höflinge, welche sich bei ihrem Herrn recht angenehm machen wollten, trieben die Schmeichelei so weit, daß sie von dem Badewasser tranken. Einer dieser Hofleute versäumte, einen Schluck zu nehmen

Facade des Alcazar in Sevilla.

und das bemerkte der König mit großem Mißfallen. So lautet die Sage; sie zeigt wenigstens, was man dem König und seinen Höflingen zutrauete. Peter ließ seiner Buhle ein prachtvolles Leichenbegängniß halten. Sie ist in der königlichen Capelle der Kathedrale begraben, dicht neben dem „heiligen" König Ferdinand.

In einem Saale des ersten Stockwerkes wohnte Peter. An der Wand sieht man vier gemalte Todtenköpfe, der Ueberlieferung zufolge, an der Stelle, wo Peter die Köpfe von vier Richtern hatte annageln lassen; sie hatten ungerecht geurtheilt und weil Peter ihnen den Kopf abschneiden ließ, heißt er — der Gerechte!

Die Capella de Azulejos ist zum Theil mit Platten von bemalter Fayence bekleidet, welche Davillier, gewiß ein

gründlicher Kenner, für die schönsten erklärt, die es überhaupt gebe. In dieser Capelle wurde Karl der Fünfte mit Isabella von Portugal getraut.

Die Gärten des Alcazar erinnern an tropische Landschaften. Dort trägt die Banane reife Früchte, welche der Königin nach Madrid geschickt werden. Die Orangen- und Granatbäume haben einen kolossalen Wuchs und manche derselben mögen wohl in die Tage des grausamen Peter hinaufreichen. Einige unter Karl dem Fünften gebauete Lusthäuser werden von Citronenbäumen beschattet. Die Gänge sind mit Backsteinen gepflastert; diese bilden allerlei Figuren. In den Steinen sind unzählige kleine Löcher angebracht, aus welchen, sobald ein Hahn aufgedreht wird, ein feiner Staubregen emporsteigt; dieser hydraulische Scherz war bei den Mauren sehr beliebt; sie legten kupferne Röhren unter die Steine und kühlten die Luft etwas ab.

Die Stadt mit ihrem „Walde von Kirchthürmen", wie Moritz Willkomm sich ausdrückt, bildet in ihren inneren Theilen ein Labyrinth von engen Gassen und kleinen Plätzen, hat aber viele prächtige moderne Häuser, davon viele in altrömischer Art, mit fontainengeschmückten, marmorgetäfelten Höfen mit eleganten Gitterthoren. Bemerkenswerth erscheint die Cäsa de Pilatos, ein gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts gebaueter Palast, welcher dem Herzoge von Medina Celi gehört. Keine andere Privatwohnung kann sich an Pracht der Bauart und Zierlichkeit mit diesem Hause messen, in welchem der maurische Stil in sehr gelungener Weise mit dem Uebergange des Gothischen in die Renaissance gemischt ist. Der innere Hofraum ist geradezu prächtig; seine überdeckte Galerie, deren gekrümmte Bogen von weißen Marmorsäulen getragen werden, ist mit wunderschönen, vortrefflich erhaltenen Azulejos verziert; manche derselben haben einen Metallreflex und gehören zu den allerschönsten, die man sehen kann. Dagegen sind die altrömischen Statuen im Patio, wie alle die man bisher in Spanien gefunden hat, sehr mittelmäßig. Die Casa de Pilatos ist angeblich nach dem Plane des Hauses aufgeführt worden, welches Pontius Pilatus in Jerusalem bewohnte.

Unweit von derselben liegt die Juderia, das alte Ghetto, auf welches die Juden beschränkt waren, bevor die barbarische Unduldsamkeit der Christen sie aus Spanien vertrieb. Auch gab es eine Moreria, ein Quartier der Mauren, die auch aus dem Lande verjagt wurden, welches sich dadurch tiefe Wunden schlug, denn von da an begann die Zeit der Faulheit in Spanien. In der Juderia liegt das Haus, in welchem kein geringerer Mann geboren wurde als Bartolome Estevan Murillo, nach welchem jetzt die Straße benannt wird.

Unter den Provinzialmuseen ist jenes in Sevilla das einzige in Spanien, welches diesen Namen verdient. Es befindet sich im ehemaligen Kloster de la Merced; auf dem Platze vor demselben erhebt sich ein Standbild Murillos, das 1861 in Paris von Eck und Durand gegossen wurde. Die sevillianische Malerschule, deren erste Meister Velasquez und Murillo waren, ist unter den spanischen die bedeutendste. Das Museum aber besitzt von dem erstern nicht ein einziges Bild, dagegen viele von Murillo; in einem besondern Saale, el Salon de Murillo, befinden sich deren nicht weniger als zwölf. Auch von Zurbaran, von dem ältern Herrera und von Pacheco, dem Schwager des Velasquez, sind treffliche Bilder vorhanden.

Wir müssen noch einmal auf Peter den Grausamen zurückkommen. Er war Nachäffer des berühmten Chalifen Harun al Raschid, der Abends verkleidet in den Straßen von Bagdad umherging und Abenteuer aufsuchte. So dämmerte auch König Peter in den Gassen von Sevilla umher. Einst traf er in der Candilejostraße mit einem Unbekannten zusammen, gerieth in Streit und erstach den Mann. Er glaubte sich ohne Zeugen, aber eine alte Frau hatte aus ihrem Fenster Alles mit angesehen und zeigte am nächsten Morgen den Vorfall bei Gericht an. Der Mörder, sagte sie, hat Säbelbeine gehabt und als er fortging, knatterten ihm die Knie. Nun wußte in Sevilla Jedermann, daß das gerade auf den König Peter paßte, und die Richter geriethen in eine nicht geringe Verlegenheit, erstatteten aber doch Bericht an den Herrn. Dieser, so wird erzählt, erklärte sofort, daß er den Mord verübt habe und ließ der alten Frau eine Summe Geldes auszahlen. Ja, er verlangte auch, daß man den Missethäter nach aller Strenge des Gesetzes bestrafen müsse, daß er demgemäß enthauptet werden und sein Kopf an der Stelle, an welcher der Mord begangen worden sei, ausgestellt werde. Der König ließ sich demnach enthaupten, — freilich nur in effigie, und ließ dann sein Brustbild in einer Nische am Hause der alten Frau aufstellen.

Das that Peter „der Gerechte"! Die alte Büste verschwand im Verlaufe der Zeit, und wurde im siebenzehnten Jahrhundert durch eine andere ersetzt. Der wilde Peter hat auf dem Haupt eine Krone und in der Hand ein Scepter. Vor einiger Zeit hat man ein eisernes Gitter vor derselben angebracht und nun können die Gassenbuben von Sevilla die Nase Peters des Grausamen nicht mehr zur Zielscheibe ihrer Steinwürfe nehmen; die Obrigkeit hat ihnen ein Hauptvergnügen verdorben.

* * *

Die große Vorstadt Triana zählt mehr als 13,000 Einwohner und liegt am rechten Ufer des Guadalquivir; sie ist durch eine eiserne Kettenbrücke mit Sevilla verbunden. Der Name soll von Trajana herkommen; Kaiser Trajan war bekanntlich aus Italica, das ganz in der Nähe des heutigen Sevilla lag. Triana verhält sich zu dem letztern etwa so wie Trastevere zu Rom. Ein großer Theil der Bewohner besteht aus Zigeunern, welche sich hier eben so heimisch fühlen wie auf dem Sacro monte in Granada.

Alle Gassen der Triana bieten einen armseligen Anblick dar, selbst die Hauptstraße, Calle de Castilla, nicht ausgenommen. Aber die Töpferwaaren dieser Ortschaft hatten schon in der römischen Zeit großen Ruf, und die Legende will wissen, daß die beiden Schutzpatroninnen Santa Justina und Santa Rufina, welche gegen Ende des dritten Jahrhunderts den Märtyrertod erlitten, Töpferstöchter aus Triana gewesen seien. Sie stehen zu Sevilla in großer Verehrung und man hat die Giralda ihrem Schutz anvertraut. Heute freilich sind die Töpferwaaren Trianas nur ein Schatten gegen die früheren in der arabischen Zeit, aus welcher noch herrliche Azulejos vorhanden sind, und selbst im sechszehnten Jahrhundert wurden in etwa funfzig Werkstätten sehr hübsche Fayencen hergestellt, namentlich solche mit Metallreflex.

Ueber die Zigeuner, deren wir schon so oft in früheren Mittheilungen erwähnten, wollen wir uns heute möglichst kurz fassen. Sie führen auch in Triana ihr Zigeunerleben und sind arm; auffallend bleibt, daß sie hier nicht Hufschmiede sind, wohl aber Toreros. Die Mädchen und Frauen arbeiten in den Cigarrenfabriken, sind Tänzerinnen, sagen wahr, verkaufen Blutwürste oder in Oel gebackene Pfannkuchen, handeln mit allerlei Kurzwaaren und Tand und gelten keineswegs für ehrlich. Auch in Sevilla bilden die Zigeuner eine besondere Kaste, sind verachtet und der Gadjé (so nennt der Zigeuner den Spanier) verhöhnt sie und macht sich über sie lustig.

Bei den Begräbnissen haben sie eigenthümliche Gebräuche. Die Leiche wird zwischen zwei brennenden Kerzen auf einen Strohsack gelegt; die Frauen werfen sich platt zur

Leichentrauer der Zigeuner in Triana (Sevilla).

Erde nieder und raufen in ihrem dicken, schwarzen Haar herum, während die Männer zum Andenken des Dahingeschiedenen Branntwein trinken. Ein Volksgedicht sagt, daß ein Zigeuner im Testamente verordnet habe, man solle ihn in einem Weinberge begraben, damit er am Rebholze saugen könne.

Un Gitano se murió
Y dejó en el testamento
Que le enterrasen en viña
Para chupar los sarmiento.

Auch als Diebe werden sie hingestellt. Ein Zigeuner wurde ins Gefängniß gebracht, weil er gestohlen hatte. Auf die Frage eines Dritten, was er denn eigentlich genommen habe, entgegnete er: „Nur einen Strick, — an welchem sich vier Maulthiere befanden." Die Calle de la Cava wird fast ganz von Zigeunern bewohnt; daher in Sevilla das Sprichwort: „Glaubst du, ich sei in der Cava geboren worden? (Si yo nací en la Cava?) D. h. glaubst du, ich sei ein Lump, ein Mensch aus dem niedrigsten Pöbel?

Manche Gitanas gelten für Hexenmeisterinnen, stellen Horoskope und „schleudern Flüche", was in ihrer Sprache Olajaï heißt. Davillier theilt den Text eines Fluches im Caló, der spanischen Zigeunersprache, mit:

Panipen gresité terete tucue drupo! Dein Körper möge ein schlechtes Ende nehmen.

Camble ostebé sos te diqueles on as baes dor buchil, yarjulipé sata as julistrabas! Gebe Gott, daß du unter die Hände des Schinders kommest und geschleift werdest wie Schlangen.

Sos de mereles de bocata y sos ler galafres te jallipeen! Möchtest du verhungern und möchten die Hunde dich auffressen. — Dann weiter: Möchten häßliche Krähen dir die Augen aushacken! Möchte Jesus Christus dir auf lange Zeit einen räudigen Hund schicken! Möchten meine Augen dich am Galgen hängen sehen und möchte es mir vergönnt sein, an deinen Beinen zu zerren und möchten dich die Teufel mit Leib und Seele in die Hölle schleppen.

* *

Sevilla hat zwei Schaubühnen, das Teatro principal und San Fernando. Man giebt in denselben Dramen, Opern, Zarzuelas, d. h. komische Opern, Lustspiele und Sainetes. Es versteht sich von selber, daß der Baile nacional, der nationale Tanz, allabendlich den Schluß macht. Die Andalusier führen, gleich den Italienern, im Theater eine lebhafte Unterhaltung, die manchmal störend wirkt und dem Nordländer auffällt. Als Davillier und Doré einer Vorstellung im Teatro principal beiwohnten, fiel ihnen eine Gruppe auf, welche der Künstler sofort skizzirte. Zwei junge, bildschöne Sevillianerinnen saßen in ihren Mantillen da; in dem rabenschwarzen, vollen Haare prangte eine große schneeweiße Dahlia. Neben den beiden Fräulein saß ihre Mutter, welche allerdings keine Spuren von Schönheit aufzuweisen hatte. Mit ihr unterhielt sich ein Engländer, ein Tourist des bekannten Schlages, nur daß sein rother, in Gestalt einer Cotelette herabhängender Backenbart noch auffallender als gewöhnlich war. Er führte mit seiner Nachbarin das Gespräch in einem Kauderwälsch, das er selber ganz gewiß für Spanisch hielt, und da er sehr laut redete, lenkte er bald die Aufmerksamkeit auf seine werthe Person. Es konnte nicht ausbleiben, daß man Witze über ihn machte; ohnehin sind die Andalusier zu Spötteleien geneigt und gewiß entgeht diesen kein Ausländer, der es sich etwa einfallen läßt, die Kleidung eines Majo anzulegen. Dann bezeichnet man ihn als einen Franchute oder als einen Inglis-Manglis.

Die Zarzuela begann. Sie ist ein lyrisches Stück in Prosa mit eingelegten Couplets, gleichsam eine komische Operette. Dann folgte ein kleines Vaudeville: Paco y Paca, d. h. Franz und Fränzchen; es war einem französischen Stück entlehnt. In früheren Zeiten benutzten die Pariser Komödiendichter sehr oft spanische Originale, jetzt verhält sich die Sache umgekehrt. Dem Vaudeville folgte eine Sainete.

Die Sainetes sind urwüchsige spanische Stücke. Das Wort bedeutet an und für sich einen schmackhaften Bissen, welcher dem Gaumen gefällt, oder eine gewürzte Brühe. Bildlich übertrug man den Ausdruck auf kurze Theaterstücke, in welchen das Laster gegeißelt und das Lächerliche verspottet wird. Das Stück hat allemal nur einen Act und wenige Scenen; manchmal ist es ganz in Prosa, gewöhnlich aber in Versen, die mit Couplets und dann und wann auch mit einem Chorgesang abwechseln.

Das Sainete führte den Titel: El Valor de una Gitana. Die vier Personen des Stückes waren alle Gitanos, d. h. Zigeuner, nämlich Pepiya, ein hübsches, junges Mädchen; Gavirro, Vater derselben; Perico, der Novio, d. h. der Verlobte der Schönen, und Asaura, der verschmähete Liebhaber.

Gavirro tritt auf, ein alter gebräunter Zigeuner, das rechte Urbild eines Esquilador, d. h. eines Maulthierscheerers. (— Wir haben früher im „Globus" ausführlich über diesen Typus gesprochen. —) Seine Tochter erscheint; sie hat sich recht aufgeputzt und ihm schwant, daß sie verliebt sei. Er sagt ihr das, sie will's aber nicht eingestehen. Da warnt er sie: „Nimm Dich in Acht; die Liebe ist ein . . . . (Hier bedient er sich eines Ausdruckes, der sich nicht gut wiedergeben läßt.) Passe wohl auf, daß nicht Schande über dich komme, wie es deiner Mutter passirt ist; die arme Frau mußte ja ihr Leben unter den Händen des Butschi (— Zigeunersprache, des Henkers —) lassen!"

Allgemeiner Beifall von der Galerie, der Cazuela, d. h. der Kasserole, denn so wird in Andalusien das „Paradies" bezeichnet.

Der alte Gitano geht ab; hinter den Coulissen hört man ein Trällern und gleich nachher kommt Perico: „Olé salero! Deine Schönheit bringt mich um; ich kann unmöglich wieder zum Leben erwachen, wenn ich nicht ein Stückchen von deinem Strumpfbande sehe!"

„Liebst du mich wirklich so sehr wie du sagst?"

„Wie, ich? Ich ließe mir ein Auge ausschlagen, nur um dich Castiliens Königin nennen zu können. Ich würde mich mit einem Bären raufen, um dich zu beschützen. Sprich nur ein einziges Wort und ich jage alle Völker der Welt, Russen und Franzosen, in die Flucht. Willst du Schärpen und Mantillen haben? Du brauchst nur den Mund aufzuthun. Funfzehn Fregatten voll schaffe ich dir. Ach, dein Mäntlchen gleicht einem Stücke vom Himmel, und über mich kommt ein Zittern vom Wirbel bis in die Fußtatzen."

„Ich glaube am Ende, Perico, daß du mich doch ein Bischen lieb hast."

„Was, ein Bischen? Ich habe dich wahrhaftig so lieb wie meinen Esel; nein, noch viel mehr lieb als meinen lieben Esel."

Perico geht ab und sein Nebenbuhler Asaura tritt auf. Er ist zum Weinen betrübt und weiß wohl warum. Ihm ist das größte Unglück widerfahren, das einem Zigeuner begegnen kann: man hat ihm seinen Esel gestohlen. Pepiya sucht ihn zu trösten, aber Asaura, welchem jetzt nur der Esel im Sinne liegt, apostrophirt diesen und schluchzt: „O du Sohn meiner Eingeweide, was mag aus dir geworden sein? Ach, der Esel war so schön, von bester Zucht, so blond wie ein Engländer und kräftiger als das Roß des heiligen Jakob (von Compostella). Der Dieb soll in eine

Andalusische Tänzerinnen im Theater zu Sevilla.

Eidechse verwandelt werden, ein Skorpion soll ihn Stück nach Stück auffressen!“

Dann wird er ruhiger und möchte sich offenbar dadurch einigermaßen trösten, daß er der hübschen Pepiya einen Kuß geben will. Das gelingt ihm aber nicht, er bekommt vielmehr eine derbe Maulschelle. „Ei, sieh mal, du? Für dich bin ich doch viel zu hübsch. Du weißt wohl von gar nichts, darum höre zu. Vor ein paar Tagen ließ ich mein Strumpfband auf die Erde fallen, und da ist an derselben Stelle sogleich ein mit hundert Blumen prangender Rosenstock emporgewachsen. Merke wohl auf, Asaura, nicht für dich kämme ich mich, sondern für Perico.“

„Perico! Dem werde ich mit meiner Navaja (großem Messer) das Herz aus dem Leibe schneiden!“

„Nun, ich will statt seiner den Kampf bestehen. Ich sage dir: sprich dein letztes Gebet!“ Sie wickelt die Mantille um den linken Arm und ist bereit zum Gefecht. Da tritt Perico wieder auf und ruft: „Wir beiden haben die Sache mit einander abzumachen. Ich mache eine Viertelcentner-Blutwurst aus deinen Eingeweiden!“

„Nein, Perico, laß ihn leben! Beschmutze dich nicht mit dem Blute dieses abscheulichen Affen.“

„Laß uns allein, Pepiya! Ich will diesen häßlichen Strauß in zwei Theile spalten.“

„Also vorwärts!“ ruft Asaura. „Sag deine Beichte her, denn du wirst bald den Zapeado tanzen müssen.“

„Nun, zieh doch dein Eisen, du kleiner Kanarienvogel. Du sollst mehr Messerstiche bekommen als Heilige im Kalender stehen. Heute geht die Welt unter; einer von uns beiden muß auf dem Flecke bleiben!“

Im Theatro principal zu Sevilla.

So apostrophiren die beiden Zigeuner einander ein paar Minuten lang, nach Art der homerischen Helden, aber in echt volksthümlicher, andalusischer Art. Nachdem der Kampf begonnen hat, denkt Perico, daß es doch gar nicht gesund sei, etliche Messerstiche zu bekommen; er wirft sich deshalb platt auf die Erde und ruft: „Asaura, du hast mich abgemurkst; ich bin ein todter Mann!“

Jetzt kommt Pepiya wieder. Als sie den Geliebten da liegen sieht, nimmt sie sein Messer und schwört dem Asaura zu, daß sie ihm einen tüchtigen Javeque, d. h. einen langen Schnitt ins Gesicht, versetzen werde. Als sie Anstalt dazu macht, wirft sich Asaura, welchen das Messer noch gar nicht berührt hat, nieder, als ob auch er tödtlich verwundet worden sei. Jetzt ruft sie: „Perico, mein Perico, du bist gerächt!“ schleudert die Navaja (das Messer) weit hinweg und kniet bei ihrem Geliebten nieder. Sie fällt in Ohnmacht.

Gavirro erscheint wieder; diesmal treibt er einen Esel vor sich her, denselben, welcher dem Asaura gestohlen worden ist. Als der Zigeuner drei Leichen sieht, schreiet er hell auf, ist aber sogleich wieder gefaßt und geht daran, den beiden Liebhabern die Taschen auszuleeren. Als er sie ganz leer findet, giebt er gräßliche Flüche zum Besten. Er sagt seiner Tochter ein Lebewohl und tröstet sich damit, daß er zwar eine Tochter verloren, aber doch einen schönen Esel gewonnen habe.

Dieser fängt nun an zu schreien, so liebenswürdig und laut ein Esel nur yaaaen kann. Asaura erkennt die Töne

seines geliebten Grauchens, springt auf und umarmt ihn zärtlich. Nun kommen auch Perico und Pepiya wieder zu sich, geben einander die Hand und der alte Zigeuner spricht seinen Segen.

Die Darstellung solcher Volksscenen verliert natürlich viel, wenn sie bloß erzählt wird; sie wollen gesehen sein. Die Schauspieler gaben ihre Rolle so natürlich, daß man darauf hätte schwören können, sie seien Zigeuner. Diese kommen im Stücke schlecht fort, aber den andalusischen Stutzern, den Majos, geht es in den Sainetes gar nicht besser; ihre prahlerische Ruhmredigkeit und die Uebertreibungen, in denen sie sich gefallen, werden tapfer gegeißelt und dem Spotte preisgegeben, z. B. in dem Stücke Paco Mandria y Sacabuches. Diese beiden Phantasienamen gehören dem andalusischen Dialect an und bezeichnen Renommisten, die jeden Augenblick thun, als ob sie einander die Hälse brechen wollten. Davillier und Doré wohnten einer Aufführung des Stückes bei.

Paco Mandria sagt von sich selbst, daß er zum Lieben und zum Kämpfen geboren sei:

Yo he nacío por queré,
Y a luego pa peleá!

Sacabuches ist sein Nebenbuhler. Beide lügen und schneiden auf, was das Zeug nur halten will. „Ich bin ein sehr ungekochter Bursch," soy un mozo mú cruo, sagt der erste. Ungekocht will im Andalusischen so viel bedeuten wie tapfer und muthvoll, mozo cocido, ein gekochter Bursch, dagegen bedeutet einen Feigling.

„Halt's Maul! Wenn ich nur niese, müssen wenigstens zwanzig Menschen ins Spital gebracht werden."

„Du Zigeunerabschaum, packe dich fort, oder ich schlage dir mit einer Maulschelle alle Zähne aus."

„Du, Mozo cocido? Wenn ich grimmig werde, fängt selbst der liebe Gott zu zittern an; ich schmeiße eine Domkirche um, wenn ich sie nur mit dem Finger berühre!"

„Du verlogener Prahler (mentiroso fanfarron)! Wenn ich mein Messer (tajá) ziehe, dann zeichne ich dir mehr Messerschnitte ins Gesicht, als deine Großmutter graue Haare hatte."

„Ei du Gassenbube (chiquiyo) weißt also nicht, daß ganz Spanien und Frankreich vom Ruhme meiner Thaten wiederhallen?"

„Und du weißt wohl nicht, daß ich zweiunddreißig Gendarmen mit einem einzigen Schusse niedergestreckt habe?"

„Schweig still, Dummkopf (galla, necio)! Du sollst erfahren, ob ich ein Löwe, ein Tiger, eine Schlange bin."

„Ketzergesicht, bete deinen Rosenkranz, denn ich will dir das Herz ausreißen."

So geht es eine Zeit lang fort. Nachdem der Worte genug gewechselt sind, machen Beide höchst grimmige, wilde Mienen, ziehen das Messer, als ob sie einander niederstoßen wollten und — gehen Beide schweigend ab, der eine zur Rechten, der andere zur Linken.

Ergötzlich ist folgende Verhöhnung der andalusischen Prahlerei und Eisenfresserei. Ein Majo fuchtelt mit seiner Navaja (großem Messer) in der Luft umher; er hat seine Jacke um den linken Arm gewickelt und steht an der Thür des Circus, aus welcher eine Menge Leute kommen, die eben einem Stiergefechte zugesehen haben.

„Aqui hay un mozo para otro mozo!" (Hier ist ein Bursch, der einen andern erwartet.)

Ein vierschrötiger Kerl tritt vor. Man glaubt, er werde auf die Herausforderung eingehen, aber so dumm ist er nicht. Er tritt zu jenem hinan, legt ihm Arm in Arm und sagt: „Nun sind wir unserer zwei, die zwei andere erwarten." Dann erscheint ein dritter Majo, dann ein vierter und so fort, bis eine ganze Gruppe beisammen ist, die sich nun stark genug glaubt, es mit anderen Leuten aufnehmen zu können.

Es ist liebenswürdig an den Andalusiern, daß sie ihre Mängel und Fehler nicht nur gutmüthig zugeben, sondern selber darüber sich lustig machen.

In einigen Sainetes müssen die Ausländer herhalten. Die Spanier sind durchaus nicht ungastlich, aber wenn sie sich selber bespötteln, weshalb soll dann nicht auch der Fremde ein wenig mitgenommen werden. Unter den „estranji's" sind zunächst die Franzosen und nach ihnen die Engländer gemeint. Die ersteren werden vom Volksmunde als Franchutes bezeichnet, oder auch als Gavachos. Dieses Wort kommt zunächst von den Anwohnern des Flusses Gave in den französischen Pyrenäen (Gave de Pau) und ist dann auf alle Franzosen übertragen worden. Man macht sich über ihre Aussprache des Spanischen lustig und ist auf die Pariser nicht gut zu sprechen.

Cuentan en Paris que somos
Atrasados Zascandiles,
Porque escasos de cariles
Miran as er pais au'n.
Mas entiendan los muy perros
Que pá andar por esta tierra
Basta el fuego que se encierra
En el pecho é un Andalu!

Das heißt zu deutsch, aus dem Andalusischen übersetzt: In Paris sagen sie, wir seien hochfahrend, und zurückgeblieben, weil wir nur erst wenige Eisenbahnen haben. Diese Erzhunde mögen aber wissen, daß das Feuer, welches in der Brust des Andalusiers lodert, hinreicht, um durch dieses Land zu kommen.

Ein anderes Volksgedicht ist auch echt spanisch: „Die Estranjis auf der andern Seite der Pyrenäen, vom Hochmuthsdünkel aufgeschwollen, bezeichnen uns als Afrikaner, weil wir zu den Stiergefechten gehen. Wenn sie aber zufällig einmal einen Sitz in der Plaza (dem Circus) einnehmen, dann sperren sie ihr breites Maul auf und yaaau Oh, qué plaisir!"

Desde allende el Pirineo
Los estrangis muy ufanos
Nos apodan de Africanos
Porque vamos al toril.
Y si alguna vez ocupan
El tendido de la plaza,
Con un palmo de bocaza
Van graznando: Oh, qué plaisir!

* * *

Wir besuchen die weltberühmte königliche Tabacksfabrik. Sie befindet sich in einem mächtigen Gebäude, das 170 Meter Tiefe und 200 Meter Länge hat, ist 1757 von dem Niederländer van den Boer gebaut worden, auf drei Seiten von tiefen Gräben umzogen, und man könnte sie auf den ersten Anblick für eine Festung oder eine Kaserne halten.

Die Tabacksfabrikation wurde in Sevilla im Jahre 1620 von dem Armenier Johann Baptist Caraffa eingeführt. Der spanische Taback war ehemals in der ganzen Welt berühmt und gesucht, namentlich der polvo sevillano, dieser Spaniolschnupftaback. Im vorigen Jahrhundert wurde in Spanien so wenig geraucht, daß ein Raucher die Aufmerksamkeit des Publicums erregte.

Ein Capataz, d. h. Werkmeister, dient den Fremden als Führer. Der Schnupftaback wird in den vielen Sälen zu ebener Erde bereitet, und für die beste Sorte gilt el rapé. Der tabaco picado ist ein Fabrikat, das klein gehackt und zu Cigaretten verarbeitet wird. Der Capataz versicherte, daß das Gebäude nicht weniger als 80 Patios, innere Hofräume, und eben so viele Fontainen und Brunnen habe. Etwa

200 Tabacksmühlen werden von Pferden in Bewegung gesetzt. In den Sälen herrscht ein sehr scharfer, penetranter Geruch, an welchen die Arbeiter sich gewöhnt haben, der aber dem Besucher so viel Unbehagen verursacht, daß sie möglichst bald den Ausgang suchen.

Im ersten Geschoß übernimmt eine Maestra, Aufseherin, das Amt, die Fremden zu geleiten. Dort oben arbeiten die Cigarreras. Ins Ohr dringt ein immenses Gemurmel, es ist als ob man eine Menge von Bienenschwärmen summen höre. In langen Galerien sitzen Hunderte und aber Hunderte von Arbeiterinnen, welche mit großer Fingerfertigkeit Cigarren rollen und nicht minder geläufig schwatzen. Die Maestra bemerkte, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, den Arbeiterinnen Schweigen aufzuerlegen; sie würden lieber die Arbeit aufgeben, als das Plaudern unterlassen.

Ein eigenthümliches Geräusch wird durch die Hunderte von Scheeren (tijeras) verursacht, welche gleichzeitig in Bewegung sind. Diese Tijeras, mit welchen man die Spitzen der Cigarren abschneidet, sind gleichsam das Symbol der Arbeiterinnen, und ein Volksgedicht sagt: „Gott sprach: Mensch, das Brot, welches du essen wirst, sollst du im Schweiße deines Angesichts erwerben.“ Es fügte bei: „Du Cigarrenmacherin, wirst von der Scheere leben und tris, tris, tras machen.“

Dijo Dios: Hombre, el pan que comerás
Con el sudor del rostro ganarás.
Cigarrera, añadïó, tu viviras
Con la tijera haciendo: tris, tris, tras.

Recht fleißige und geschickte Arbeiterinnen liefern in einem Tage bis zu zehn Packeten oder atados, deren jedes 50 Stück Cigarren enthält, doch kann man als Gesammtdurchschnitt 300 Stück annehmen; der Lohn beträgt 5 Realen, also 10 Silbergroschen für das Hundert, und wer fleißig ist, kann schon etwas Erkleckliches erwerben; aber die meisten bringen es doch nur bis zu 20 Silbergroschen.

In der Tabacksfabrik zu Sevilla.

Aristokratien giebt es überall, auch in der Cigarrenfabrik zu Sevilla; hier wird sie gebildet von den Pureras, welche Puros, d. h. eigentliche Cigarren verfertigen, im Gegensatze zu den Cigarritos, Cigarros de papel, Cigarretten, also Papiercigarren. Die spanischen Cigarren sind zumeist sehr groß; die größten und dicksten heißen Purones. Gewöhnlich besteht die Einlage, d. h. der Wickel, la tripa, aus Virginytaback, das Deckblatt dagegen, la capa, aus Havana oder Cuba. Sie sind übrigens sehr mittelmäßig und man hat alle Mühe, in Spanien eine gute Havana aufzutreiben. Die Spanier rauchen jetzt sehr viel, aber Pfeifen findet man fast nur in Catalonien und auf den Balearen, namentlich Majorca.

Die Cigarrera beginnt als dreizehnjähriges Mädchen das Geschäft als Lehrling und arbeitet sich dann von einer Stufe zur andern empor. In den verschiedenen Abtheilungen sind ihrer etwa einhundert beisammen und jede Gruppe steht unter einer Maestra, welche die Aufsicht und Leitung hat. Bei der Fabrikation von Papiercigarren sind fast nur Zigeunerinnen beschäftigt. Doré fand vortreffliche Gelegenheit zu Skizzen und wir theilen zwei derselben mit.

Die Arbeiterinnen bringen ihr Frühstück und Mittagessen mit in die Fabrik, deren weite Räume sich zwei Mal täglich

in einen großartigen Speisesaal verwandeln. Die gewöhnlichen Speisen sind Knoblauch, rohe Zwiebeln, Sardinen, saure Häringe und geröstete Thunfische. Dazu kommt etwas Brot und ein Schluck Wasser. Im Durchschnitt sind fünftehalb Tausend Personen in der Fabrik beschäftigt, darunter nur einige Hundert Männer. Die Empepaladoras — in Spanien hat Alles einen volltönenden Namen — haben eine fast unbegreifliche Fertigkeit, die Cigarren in Packete zu bringen. Es wird sehr strenge Aufsicht geführt, damit nichts veruntreut werde. Jede Cigarrera erhält im Magazin eine Quantität Taback zugewogen, welche während des Tages aufgearbeitet werden soll. Das bezeichnet man als la data, und dieser Taback wird in die espuerta, den Korb, welchen jede Cigarrera bei sich führt, gethan. Sie muß ihn, in Cigarren verwandelt, in gleicher Gewichtsmenge wieder abliefern.

Die Mädchen sind sehr leicht gekleidet; Hemd und Röckchen gelten für ausreichend, Strümpfe gehören zu den Seltenheiten, aber im Haar steckt oftmals eine Nelke, eine Dahlia oder irgend eine andere Blume. Die Crinolinen oder Käfiche — polisones y miriñaques — haben auch bis in diese Räume Eingang gefunden und man kann sie in Menge an den Wänden hängen sehen.

Es gewährt einen interessanten Anblick, zu sehen, wie nach Schluß der Arbeit diese Tausende von Cigarrenmädchen durch

In der Tabacksfabrik zu Sevilla.

die Säle und die Treppen hinab sich drängen, um möglichst rasch ins Freie zu gelangen. Es ist wie ein Wettrennen, alle rufen, schreien, singen, und Jede sucht den übrigen vorauszukommen. Aber an der Ausgangsthür verstummt aller Lärm, denn hier wird jede Arbeiterin von einer Maestra durchsucht, ob sie nicht etwa Taback oder Cigarren mitgenommen habe. Ein Volksgesang sagt: „Die Cigarrera nimmt in ihrem Haar eine Havanacigarre für ihren Joseph mit.“

Llevan las cigarreras
En el rodete
Un cigarrito habana
Para su Pepe.

Vor dem Fabrikgebäude bilden sich Gruppen, welche dann nach ihren respectiven Wohnungen ziehen, die Zigeunerinnen nach der Triana, die übrigen zumeist nach der Macarena.

Die Cigarrera spielt in den Volksromanzen eine nicht unbedeutende Rolle. Im Allgemeinen gilt sie nicht gerade als ein Tugendmuster. Es giebt ein besonderes Werk über die Sitten, Gebräuche und Sprachweise der Cigarreras, dessen Verfasser nicht eben gut auf sie zu sprechen ist. Zu Hause seien sie lärmend und ungeberdig; manche betrügen sich allerdings, wie es ordentlichen Frauenzimmern gezieme, andere aber trieben sich wochenlang müßig umher und tränken in den Wirthshäusern Branntwein.

Manchmal ist die Cigarrera auch Maja. Das Wort läßt sich bekanntlich nicht genau übersetzen, denn „Stutzerin“ würde den Begriff nicht wiedergeben; es handelt sich eben um einen aparten andalusischen Typus. Diese Cigarrenmaja ist auf Märkten und Wallfahrten, ferias y romerias, und bei Stiergefechten zu sehen. Sie trägt eine Mantilla de tira, die mit schwarzem Sammet besetzt ist, und ein Kleid von schreienden Farben. Aber es giebt auch anspruchlosere Majas, die gebackenen Fisch und Kastanien auf der Straße verkaufen oder, was auch keineswegs selten vorkommt, gar keine Beschäftigung haben.

Die, welche sich in besseren Umständen befinden, entfalten ihren Glanz am liebsten bei großen Festlichkeiten, für welche namentlich die Kirche sorgt. Dann sind sie Mugeres de chispa, des jembras de rumbo y trueno. Auch das kann man im Deutschen nicht genau wiedergeben, es drückt aber im Spanischen vortrefflich den Hang dieser Weiber zum Vergnügen und zu lärmenden Lustbarkeiten aus. Ganz glücklich ist die Maja, wenn sie sich in eine Calesa setzen und so zum Stiergefechte fahren kann; mit Selbstgefühl und innigem Wohlbehagen blickt sie dann auf andere herab, die zu Fuße gehen. Sobald das Stiergefecht begonnen hat, giebt sie laut ihr Urtheil über Stöße und Wendungen ab, pfeift und ruft Beifall und weicht sicherlich erst vom Platze, wenn der letzte Bulle, el toro de gracia, den Gnadenstoß vom Cachetero erhalten hat. Zum Gesellschafter hat sie am liebsten einen „Mann vom Horn“, d. h. einen Stierfechter, torero, denn ihre Vorliebe für la gente de cuerno ist sehr markirt. Sie geht mit ihm aus dem Circus in die Schenke, wo beim Glase ausführlich besprochen wird, was bei dem Stiergefechte vorgekommen. Abends wird auf einem baïle de candil munter getanzt. Für das Theater hat eine solche Maja keine besondere Liebhaberei; doch geht sie wohl hin, wenn derbe Possen aufgeführt werden, oder Räuberstücke, in denen viel geschossen wird. Dann klatscht sie Beifall und lacht und lärmt nach Herzenslust.

Die Maja spricht den andalusischen Jargon in seiner ganzen Vollkommenheit. Derselbe enthält eine Menge von Ausdrücken, die sich in keiner andern Sprache genau und treffend wiedergeben lassen. So bedeutet sal, Salz, so viel wie Anmuth, und man kann einem Weibe nichts Schmeichelhafteres sagen, als wenn man sie salero, Salzfaß, nennt, oder sagt, sie sei recht gesalzen, salado. „Salzfaß meiner Seele“ bedeutet so viel als ein höchst anmuthiges, liebenswürdiges Geschöpf. Auch canela, Zimmt, sagt man von oder zu einer hübschen Frau, und Salz des Zimmtes, la sal de la canela, oder Zimmtblüthe, flor de la canela, bildet den Superlativ der Bewunderung. Der Ausdruck zandunga bedeutet hübsches Aussehen, leichtes, ungezwungenes Behaben, und paßt auf eine Frau, die muy juncal, d. h. wie der Franzose sagen würde, accomplie ist.

Im Andalusischen werden die Worte scharf betont; eigenthümlich ist demselben der cecco, ein eigenartiges Zischen, bei welchem man das s wie das französische c ausspricht, beim Reden so zu sagen etwas pfeift. Daran erkennt man sofort den Andalusier. Für ihn scheint das d gar nicht zu existiren, er wirft es aus den Wörtern heraus und sagt z. B. caliá für calidad (Qualität), enfáao für enfadado (zornig, bös), elante e mi für delante de mi (vor mir) und so weiter. Er ersetzt das h durch den (semitischen) Kehllaut j und sagt jembra für hembra (Frau), jierro für hierro (Eisen); manchmal gebraucht er statt des h auch ein g und sagt guëvos statt huevos (Eier). An die Stelle des l setzt er ein r und sagt: parpitá für palpitar (zittern), Gibrartá für Gibraltar, und Girarda für Giralda. Im Anfange der Wörter verwandelt er das b in g; er sagt guëno statt buëno (gut). Am Ende der Wörter wirft er die Consonanten fort und spricht mugé für muger (Frau); Jeré für Jerez; statt Cádiz sagt er Caï. Auch die Versetzungen der Buchstaben sind häufig; aus virgen, Jungfrau, wird vinge; aus permitir, erlauben, premitir; aus pobre, arm, probe. Dazu kommen häufige Abkürzungen; pa für para (für), seña für señora. Die Zungenfertigkeit der Andalusier ist erstaunlich und sie verschlucken die Hälfte; deshalb sagen die Spanier: los Andaluces se comen la mitad de las palabras. Wie dem Allen aber auch sein möge: dieser Dialekt hat etwas Lebhaftes, Prickelndes, Farbiges, und klingt sehr angenehm im Munde einer hübschen Frau.

Zur Karte von Deutschland.

Vor uns liegt die „Neueste Staaten-, Reise- und Eisenbahnkarte von Deutschland, der Schweiz und Oberitalien, in vier Blättern auf Grund topographischen Materials gezeichnet von L. Ravenstein; Maßstab: 1,700,000, Preis 20 Sgr. Die politische Eintheilung ist nach der jüngsten officiellen Organisation eingetragen. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1867.“

Es sind vier saubere und leckere Blätter, übersichtlich, klar, und wir empfehlen sie zur Uebersicht. Während wir diese hübschen Karten nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen durchmustern, drängen sich uns allerlei Gedanken auf, denen wir Worte geben wollen. Die geschichtliche und vergleichende Erdkunde ist ein interessantes, belehrendes und lohnendes Studium für die Völker wie für die Staatenlenker. Sie können viel daraus lernen, — vorausgesetzt, daß sie lernen wollen. Vergleichen wir eine alte Homann'sche Karte vom Jahre 1760 mit der von L. Ravenstein, dann ergeben sich Betrachtungen in Masse und Fülle, und wir brauchen nur ins Volle hinein zu greifen.

Deutschland reicht für jeden ehrlichen Patrioten von Memel bis Triest, und von der Leitha bis zur Maas, von der Königsau bis zur Etsch. Das Alles gehört zusammen, und wir bleiben dabei, „das ganze Deutschland soll es sein.“ Wir arbeiten uns jetzt aus der frühern Zerstückelung zur Einheit empor, — nicht zur mechanischen Einheitsstaatlerei, die nur ein durchaus ungermanischer Abklatsch des französischen Mechanismus sein könnte und welche das deutsche Volk nicht ertragen kann noch will, sondern zur organischen Einheit, in welcher alle Stämme, ohne daß ihre berechtigten Individualitäten gekränkt werden, die ihnen gebührende deutsche Stellung finden. Darauf arbeitet die Geschichte hin. Wir werden nicht einer öden, mechanischen, bleiernen Einheitsstaatlerei verfallen, nicht, wie man wohl spöttisch gesagt hat, einem „Waisenhauscadetten-, Gensdarmen- und Landraths-Präfectenstaate“ zur Beute und nicht lediglich „eine große Kaserne“ werden.

Die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1866 haben uns um mindestens ein Jahrhundert vorwärts gebracht. Aber

sie haben doch nur ein Provisorium geschaffen, das in sich gar keine Gewährleistung der Dauer trägt und zur letztern auch gar keine Spur zur Berechtigung in sich hat. Es ist, wie es ist, lediglich particularistisch. Geviertheilt nach der Methode des frühern Strafprocesses sind wir allerdings nicht; wir sind nur, bis auf Weiteres, gedreitheilt worden und können uns das gefallen lassen, weil darin ein Fortschritt liegt. Aber ein vergroßpreußtes Kleindeutschland von der See bis zum Main, und das ist der norddeutsche Bund, hat nur Sinn, wenn er lediglich als Kern- und Anhaltpunkt für Weiteres und Größeres aufgefaßt wird, wenn man ihn nur als eine Durchgangsphase, als eine geschichtliche Evolution ansieht. Weiter ist er nichts, und soll auch nichts weiter sein. Die übrigen deutschen Krystalle werden an ihn anschießen und sich mit ihm vereinigen, und im Fortgange der Zeit — wer könnte sagen, nach welchen Wechselfällen? — wird das ganze Deutschland eine innig verbundene Gesammtheit werden. Das liegt mit Nothwendigkeit im Zuge der Dinge; dagegen hilft kein Particularegoismus, keine dynastische Berechnung, keine diplomatische Klügelei, kein feudalistischer Tik, kein demokratisches Aufbäumen, das unser großes Gebiet in Tausende von Cantönlis eintheilen möchte. Wir wollen ein mächtiger Bundesstaat werden.

Die Geschichte hat den Ausschlag für die norddeutsche Großmacht gegeben und ihr Ausspruch ist anzunehmen. Widerstand wäre unthunlich und Schmollen hilft eben so wenig. Gleichviel ob dynastische Nebenbuhlerschaft, altenfritzische Arrondirungssucht oder patriotisch-deutsche Bestrebungen der Berliner Politik zu Grunde liegen, — es sind jetzt nahe an 30 Millionen Deutsche vorerst militairisch geeinigt. Damit ist eine starke Front nach Außen gewonnen; das Speculiren auf Zerstückelung Deutschlands von Seiten der Fremden hat nun ein- für allemal ein Ende.

Es ist zu wünschen, daß an der Spree ein Dichterwort sich bewahrheite, dem gemäß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst. Man darf und soll nicht auf einen mechanischen und soldatischen Einheitsstaat hinarbeiten, sondern das große deutsche Ziel: Nationale Einheit und staatsbürgerliche Freiheit im Auge haben. Man soll das föderative Element achten; dieses allein ist germanisch und dem Geist unserer Nation angemessen. Tüchtig organisirt und klug geleitet, befriedigt es die einzelnen Stämme unseres großen Volkes und verleiht der Centralgewalt eine unberechenbar größere, allseitig wirkende Kraft, als wenn ein aufgezwungener Mechanismus beliebt würde, der ohnehin nur von einer kleinlichen und beschränkten Auffassung zeugen könnte. Dieser trüge den Keim zu Unheil und ewigem Mißbehagen in sich und wäre, bei aller scheinbaren Straffheit, doch nur ein Element der Schwäche. Deutschland läßt sich nicht kasernenmäßig und landräthlich reglementiren.

Und noch eins, das ein umsichtiger, patriotischer und unbefangener Herrscher oder Staatsmann nicht außer Acht lassen darf.

Unsere gesammte Nation, nahe an 50 Millionen, ist in einen neuen Abschnitt ihrer Entwickelung getreten. Sie ist im Aufsteigen, im Fortschreiten, sie wird ein großes Reich werden. Dieses wird eine große Macht haben und in Europa den Ausschlag geben. Deutschland wird den Schwerpunkt bilden, stark und gewaltig in sich selbst sein. Alles drängt offenbar darauf hin, das alte Reich in neuer Gestalt in die Erscheinung zu rufen. Nun werfen wir einen Blick über unsere Grenzen. Wir finden im Westen und Süden, daß wir überall verkürzt worden sind; wir sehen drei Staaten, die einst zum „Reiche" gehörten, von demselben getrennt: die Schweiz, Belgien und Holland. Alle drei sind achtbar und ihre Selbständigkeit darf nicht angetastet werden. Aber sie sind uns stamm- und sprachverwandt: die Schweizer den Oberdeutschen, die Niederländer mit den Flamingen den Niederdeutschen. Es liegt im Gange der Nothwendigkeit, daß sie sich einem ehrlich-föderativen und starken Deutschland, welches in sich freiheitliches Leben entfaltet, gern annähern, sich an das alte, zu frischem Leben erwachte Mutterland anlehnen würden. Beide Theile können dadurch an Stärke gewinnen und das Verhältniß wird ehrlich und dauerhaft sein, wenn unsere Stammesgenossen an Schelde, Maas, Niederrhein und in den Alpen sicher sind vor Länderraub und Einverleibung. Diese Sicherheit gewährt ihnen allein ein föderatives Deutschland mit starker Bundesgewalt. Von Seiten eines solchen finden sie Schutz und Sicherheit gegen französische Bedrohungen und Uebergriffe, und ihre Selbstbestimmung wird ihnen nicht gekränkt.

Europa wird nicht eher entwaffnen, als bis das neue Reich deutscher Nation auf föderativer Grundlage zur Thatsache geworden ist. Hier liegt die große und ruhmvolle Aufgabe für Preußens Krone und für das Volk des gesammten Deutschlands.

In unserer Geschichte ist eine gewaltige Rückströmung eingetreten. Die zweihundertjährige Ebbe hat ein Ende, das Stauwasser ist vorüber, die Zeit der Fluth ist eingetreten. Die nationale Gesinnung tritt so stark heraus, wie nie zuvor; wir alle fühlen und wissen, daß wir vorwärts gekommen sind, aber auch, daß wir noch in den Anfängen, wenn auch viel versprechenden stehen. Die politische Quacksalberei mit ihren Halbheiten mag noch mehr als einen Versuch anstellen, sie ist aber nur dazu da, um zu zeigen, was am Ende als das Nothwendige und allein Mögliche sich ergeben muß: Süd und Nord freiheitlich entwickelt und in allen nationalen Beziehungen unter einer kräftigen Centralgewalt, — das allein ist das Ziel und kein anderes. Provisorien werden nicht fehlen, aber sie können eben nur Uebergänge sein.

Wir haben mit einer mehrhundertjährigen Vergangenheit gottlob völlig gebrochen. Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte einst seine großen Tage und stand als erste Macht der Welt da. Aber es ging zu Grunde an der Wählbarkeit des Kaisers, an dem dynastischen Ehrgeiz der großen Lehnfürsten, an der Selbstsucht der Habsburger, die nur auf Erweiterung ihrer Hausmacht ausgingen, und in Folge der Religionskriege. Wir Deutschen haben unsere im Uebrigen nicht hoch genug zu schätzende und auch sonst vielfach ersprießliche Mannigfaltigkeit theuer bezahlen müssen, weil uns in nationalen Dingen abging, was das Allernothwendigste war, die Einheit mit starker Leitung.

Seit dem heillosen westphälischen Frieden, und als unser Volk aus tausend Wunden blutete, ging das nationale Selbstgefühl verloren; das frühere Bewußtsein der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit aller Stämme war fast erloschen. Die Geschichte zweier Jahrhunderte zeigte, wohin Volk und Dynasten dadurch kamen. Das Reich brach zusammen und die Schmach des Rheinbundes war da, aber es folgte die ruhmreiche Erhebung von 1813 mit ihrer Feuertaufe.

Das Ausland sieht mit Mißbehagen, daß wir uns einrichten wie wir wollen, und daß wir auf eigenen Füßen stehen. Aber es verschlägt uns wenig, wenn man in Paris droht: „Ein Händedruck zwischen Frankreich und Rußland könnte die Grenzen Deutschlands um ein Beträchtliches verengen."

Es hat damit gute Wege; man ist bei uns wachsam und es könnte sich wohl treffen, daß feindliche Pläne gegen Deutschland an uns zerschellen, wie Glas an einem Granitfelsen.

Wir Deutschen machen aus unserer Landkarte was wir wollen, und holen uns dazu die Erlaubniß nicht erst vom Auslande.

Sind denn etwa unsere Grenzen früher nicht mehr als zu viel verengt und beschnitten worden? Haben wir den Ausländern Gebietstheile aberobert? Oder sind sie es gewesen, die stets danach getrachtet haben, uns zu verkleinern und zu schwächen?

Dafür ist nun die Zeit allerdings vorüber, vorüber ein- für allemal. Aber blicken wir zurück auf unsere Geschichte; es wird sich zeigen, wie wir heute ganz anders dastehen als vor zweihundert Jahren, da Ludwig der Vierzehnte in Europa das große Wort führte und sich für den eifrigen „Beschützer der deutschen Freiheit“ ausgab.

Einst war Dänemark vom deutschen Reich abhängig und Kaiser Otto warf seinen Speer in den Lymfiord in Nordjütland. Schleswig wurde Deutschland entfremdet; es ist uns nun wiedergewonnen. In Livland, wo die alten Hanseaten Städte bauten, waren deutsche Kreuzbrüder und Schwertritter Herren des Landes, dessen Urbevölkerung stets passiv gewesen ist und nie eine selbständige Geschichte zu machen verstanden hat. Aber das weite Gebiet vom Niemen bis zur Newa wurde seit dem sechszehnten Jahrhundert ein großer Fechtboden für Polen, Schweden und Russen. Den letzteren blieb der Sieg, jedoch das deutsche Culturelement ist in den baltischen Provinzen lebendig nach wie vor. Der Verlust unseres Einflusses in jenen Ostseeländern war eine Folge der heillosen dogmatischen Zänkereien und Religionskriege Deutschlands.

Diese tragen auch eine Hauptschuld an der Zerbröckelung, die im Westen begann. Im Nordosten wurde nur ein Glied abgelöst, das locker und los am Hauptkörper hing, aber im Westen wurden die Dolchstöße gegen unser Herz geführt. Die gesammten Niederlande, das heutige Belgien eingeschlossen, waren Reichsgebiet und bildeten unsern burgundischen Kreis. Auf dem Reichstage zu Augsburg verfügte Kaiser Karl der Fünfte, daß die Herzogthümer Lothringen, Brabant, Limburg, Lützenburg, Geldern, die Grafschaft Flandern, Artois, Burgund, Hennegau, Holland, Namur, Seeland, Zütphen, die Markgrafschaft des heiligen römischen Reiches Antwerpen, die Herrschaft Friesland, Utrecht, Ober-Yssel, Groningen, Falckenberg, Satin, Mecheln mit allen den mediate und immediate zugehörigen und einverleibten geistlichen und weltlichen Fürstenthümern, Prälaturen, Dignitäten, Grafschaften, Frey- und Herrschaften ꝛc. in des Reiches Schutz, Schirm, Vertheidigung und Hülfe sein sollten.

Wo sind sie alle? Frankreich, das heute von „Compensationen“ träumt, hat dergleichen in Hülle und Fülle, zu unserm Schaden und Nachtheil, längst vorweg genommen. Es riß nach und nach von uns ab: Theile von Luxemburg, halb Flandern, aus welchem das heutige Norddepartement besteht, das Artois, welches den größten Theil des Pas de Calais bildet; die Freigrafschaft Burgund, also die Departements des Doubs und der obern Saone; Theile von Namur und Hennegau, das Elsaß und ganz Lothringen. Ist das noch nicht genug gewesen? Deutschland hat nicht einmal ganz Limburg mehr und jetzt möchte man ihm auch Luxemburg streitig machen. Die armseligen Diplomaten des Wiener Congresses gaben dem deutschen Bund im Westen eine geradezu widersinnige Grenze. So reicht unsere Grenze an der Maas nicht etwa bis an den Strom, sondern läuft eine halbe Stunde diesseits des Ufers, so daß wir von unserm deutschen Boden wohl die Maas sehen können, an diesem wichtigen Strome aber auch nicht den allergeringsten Antheil haben. Bekanntlich legten Völker und Staaten allezeit großen Werth darauf, die Interessen ihres Handels und Verkehrs in Obacht zu nehmen; der Wiener Congreß dachte anders und gab auch Venlo und Mastricht aus den Händen. Auch schenkte er das uralte Reichsland Lüttich, dieses schöne Hochstift mit seinen 26 Städten und 1400 Dörfern, weg.

Was die Schweiz betrifft, der wir das beste Gedeihen, Unabhängigkeit und frische Freiheit für alle Zeit aufrichtig wünschen, so ist dieselbe auf Deutschlands Kosten einst sehr unnützer Weise vergrößert worden. Als die Eidgenossenschaft längst selbständig war, blieb doch das Hochstift Basel beim Reiche. Man hat es der Schweiz zugewiesen, welche damit einen wichtigen Zuwachs an Land zwischen dem Sundgau, Mümpelgart, Burgund, Neuenburg, Solothurn, Bern und Stadt Basel erhielt. Aehnlich verhielt es sich mit dem Hochstifte Chur und der gefürsteten Abtei St. Gallen, welche beide zum schwäbischen Reichskreise gehörten. Der Canton Aargau umfaßt Gebietstheile, die bis in unser Jahrhundert hinein Reichsland waren.

Aber Frankreich ist es gewesen, welches die schönste und reichste Beute auf Kosten Deutschlands sich aneignete. Doch wozu sollen wir der ewig brennenden und ewig schmerzenden Wunde, des Elsasses, erwähnen, des herrlichen Landes, wo man in Straßburg dem Standbilde Gutenbergs eine französische Inschrift gab? Gelüste auf Lothringen treten schon 1288 in Frankreich hervor. Karl der Fünfte sagte: „Wenn Straßburg und Wien zu gleicher Zeit vom Feinde bedroht sind, dann gebe ich im Nothfalle Wien Preis, um Straßburg zu retten!“ Das zeugt von richtiger Einsicht der Dinge.

Die abscheulichen Streitigkeiten um theologische Dogmen haben für uns das ärgste Unheil im Gefolge gehabt. Sie tragen eine Hauptschuld, daß das Reich zu Grunde ging; sie raubten ihm das beste Mark und untergruben die Macht. Seit Moritz von Sachsen und dem Passauer Vertrage von 1552 ging Alles bergab; damals konnte Frankreich die Abtretung von Metz, Toul und Verdun erzwingen, und die Zerbröckelung begann. Der westphälische Frieden gab den Reichsständen das unheilvolle Recht, Verträge mit auswärtigen Mächten zu schließen. Seitdem hörte man nicht auf, mit den Franzosen politische Unzucht zu treiben und dem Einflusse der Fremden Thor und Thür zu öffnen. Ludwig der Vierzehnte lag allzeit auf der Lauer, während man in Deutschland einer einheitlichen, nach Vergrößerung lüsternen und planmäßig erobernden Macht nichts entgegenzusetzen hatte, als ein durch den dreißigjährigen Krieg tief herabgekommenes Land mit Uneinigkeit, Zwist und elender Nebenbuhlerei der Fürsten. Die Folge war, daß 1810 der alte Napoleon alles deutsche Land bis und mit Lübeck für „eine Anschwemmung Frankreichs“ erklärte! Auf „Nationalität“ wurde begreiflicherweise keine Rücksicht genommen; man eignete sich eben an, was man haben wollte.

Die Zeiten, in welchen wir wohlfeile Beute abgeben mußten, sind vorüber. Wir in Deutschland überall wissen sehr wohl, wie viel in früheren Tagen gesündigt worden ist. Wir wissen, wie standhaft und nachdrücklich die Beherrscher Frankreichs jede Position behaupteten, wie folgerichtig sie alle Schwächen des frühern Deutschlands für sich auszubeuten verstanden, und wie sie stets darauf hinarbeiteten, zu trennen um zu siegen. Das Spiel ist ihnen früher stets gelungen. Jetzt liegen die Dinge anders; auch nicht ein deutsches Dorf wird verloren gehen; darüber ist man in dem vorläufig dreigetheilten Deutschland überall einverstanden. Dreitheilig, ja. Aber das Herz unserer ganzen Nation hat einen und denselben Schlag, das ist nicht zerstückelt und läßt sich auch nicht zerstückeln. Wir werden keinen Selbstmord begehen. Wir befinden uns in einem schweren Ringen, wir haben eine gewaltige Arbeit vor uns. Tage harter Prüfung werden uns nicht erspart bleiben, und an Tasten, Fehlern und

Mißgriffen wird auch fernerhin kein Mangel sein. Die rechten Männer für die Lösung der großen und ruhmreichen Aufgabe sind offenbar noch nicht da, aber sie werden nicht fehlen, und durch alles Volk geht ein gewaltiger Drang nach einer im germanischen Geiste durchzuführenden Gestaltung des großen und ganzen Deutschlands. Macht im Innern bunte Grenzen auf der Landkarte so viel ihr wollt, macht immerhin Experimente und Flickwerk, die ihr für Weisheit und für Nothwendigkeit ausgebt, — der Geist der Geschichte wird Sieger bleiben und wir werden ein einheitliches und freiheitliches Deutschland bekommen.

Karl Andree.

Mittheilungen über die Insel Rügen.

Von **Dr. Ernst Boll.**

III.

Zustände auf der Insel im sechszehnten Jahrhundert. Edelleute und Bauern.

Die Herrschaft der pommerschen Herzöge über die Insel währte vom Jahre 1325 bis zum endlichen Aussterben dieses Fürstengeschlechtes im Jahre 1637. Ebenso wie wir über eine Episode aus der ranischen Zeit durch die treffliche Schilderung des Saxo Grammaticus ein genügendes Licht ausstrahlen sehen, geben uns während der pommerschen Periode plötzlich im Reformationszeitalter, — in welchem auf der Insel im Jahre 1536 der Katholicismus durch die lutherische Lehre verdrängt ward, — zwei Schriftsteller sehr interessante Aufschlüsse über die insularen Zustände, wie dieselben unter der germanisirten Bevölkerung um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sich gestaltet hatten.

Einerseits geschieht dies durch Thomas Kantzow, welcher um das Jahr 1540 seine meisterhafte Chronik von Pommern schrieb. Am Schlusse der Geschichtserzählung giebt er auch noch eine Skizze von dem Lande und dessen Bewohnern, und da schildert er denn auch die Insel Rügen und ihre damaligen Zustände etwas specieller, indem er Folgendes darüber berichtet:

„Die Insel ist so stark bevölkert, daß man meint, es gebe wohl 7000 wehrhaftige Männer auf derselben (was auf eine Gesammtbevölkerung von 40,000 bis 44,000 Einwohnern hindeuten und noch um einige Tausend Seelen hinter der jetzigen Volkszahl zurückbleiben würde). Die Rügianer sind deutsch (d. h. germanisirt) und es ist schon über hundert Jahre her, daß der letzte Wende auf der Insel gestorben ist. Sie sind ein sehr zänkisch und „mortisch" Volk, so daß sich an ihnen schier das alte lateinische Sprichwort bewahrheitet: omnes insulares mali! Denn im ganzen Lande zu Pommern werden kein Jahr so viel vom Adel und anderen erschlagen*), als allein in dieser kleinen Insel. Es giebt auch bei diesem Volk so viele Rechtsstreitigkeiten, als im halben Lande zu Pommern. Denn alle Sonnabende hält der Landvogt sammt den Aeltesten vom Adel des ganzen Landes zu Bergen Gericht; da hat er von frühe Morgens bis schier an den Abend genug zu thun, und er hört auch nicht gern um des Mittagsmahles willen auf, denn so wie er sie weggehen läßt und nach dem Essen wieder bescheidet, so trinken sie sich entweder voll und richten einen neuen Lärm an, oder wenn sie wiederkommen, treiben sie eine solche Ungestümigkeit vor Gericht, daß der Herr Landvogt nirgends mit ihnen auskann. Darum bringt er die Sache gern in einer ununterbrochenen Sitzung zu Stande, oder wenn es zu lang wird, verweist er die Entscheidung auf den nächsten Gerichtstag. Es ist kein Edelmann oder Bauer im Lande so schlecht, daß er sein Wort nicht selbst redete, und daß er nicht ihr gewöhnlich Landrecht wissen sollte. Und aus solcher Vermessenheit will einer dem anderen in nichts weichen, und es kommt daraus viel Hader und Mord; sonderlich gerathen sie in den Krügen oder Wirthshäusern leichtlich an einander, und wenn einer von ihnen sagt: „dat walde Gott und een kold Isen", — so mag man ihm wohl auf die Fäuste sehen und nicht aufs Maul, denn er ist bald an einem. Und es geschieht in den Krügen so viel Schlagens und andere Injurien, daß oft ein Edelmann, der einen Krug hat, so viel an Buße und Strafgeld im Jahre daraus gewinnt, als sonst von einem halben oder ganzen Dorfe. Und wo die Rügianer gehen oder reisen, haben sie einen Schweinespieß und einen Reutling (Jagdmesser) an der Seite; wenn sie zur Kirche gehen, setzen sie die Spieße entweder vor die Kirchenthür, oder sie nehmen sie mit hinein, und es soll sich bisweilen, wenn sie aus der Kirche gehen, ein Lärm erheben. Gehen sie zur Kirche, so sind sie gewaffnet, gehen sie zur Hochzeit, so sind sie gewaffnet, bringen sie einen Todten zu Grabe, so sind sie gleichfalls gewaffnet, — kurz, man findet sie nirgends, sie haben denn ihre Wehre bei sich. Daraus kann man erachten, wenn sie die Streitlust, die sie unter sich zeigen, in Kriegen und gegen den Feind gebrauchten, daß sie ein tapferes Kriegsvolk sein müßten."

„Die Geistlichen sind hier im Lande wohl versorgt, denn es giebt reiche Pfarren mit liegenden Gründen wohl versehen, und haben zudem den Zehnten von Vieh und Korn. Es giebt auch viel Adel hierselbst, reich und arm durch einander, der aber wenig herauskommt, studirt oder in den Krieg zieht; denn das ist eine sonderbare Art dieses Volkes, auch aller anderen, die diesseits der Oder im ganzen Wolgastschen Ort (Gebiet) sitze. Etliche deuten es dahin, daß sie besser versorgt seien, als anderer pommerscher Adel, und darum nicht von Nöthen haben zu dienen, — aber es sei wie es wolle, es ist nicht allein unter dem Adel dieses Ortes, sondern auch unter Bürgern, und darum muß es eine andere Ursache haben; und es will sich dies Volk nicht so gedulden oder leiden, wie andere Leute, und so es nur irgend etwas hat, so meint es, es habe ein Königreich und will darum Niemand dienen. — Die Bauern stehen sich wohl und sind reich, denn sie haben nur bescheidenen Zins und Dienst, und

---

*) Zu Gustow steht noch jetzt ein Steinkreuz zum Gedächtniß des im Jahre 1500 dort ermordeten Predigers Thomas Norenberg; der mündlichen Ueberlieferung nach soll er von betrunkenen, aus Stralsund zurückkehrenden Bauern, die mit einander in Streit gerathen waren und unter denen er Frieden stiften wollte, erschlagen worden sein.

darüber thun sie nichts. Die meisten thun gar keine Dienste, sondern geben Geld dafür, daher es kommt, daß die Bauern sich als frei achten und dem gemeinen Adel nicht nachstehen wollen. Darin werden sie dadurch um so mehr bestärkt, daß oft ein armer Edelmann einem reichen Bauern seine Tochter giebt, und die Kinder sich hernach für halbadelig achten; diese Kinder werden dann mit dem Namen „Kneesen" (d. h. Herren, s. oben Knêse) bezeichnet."

Diese Schilderung, welche Th. Kantzow von seinen rügianischen Zeitgenossen giebt, vervollständigt der gleichzeitige Stralsunder Chronist J. Berckmann noch durch einige Bemerkungen über die rügianischen Frauen. Danach zeichneten sich dieselben gar sehr durch Ueppigkeit und Luxus aus, und als der Herzog Philipp im Jahre 1545 eine neue Kleiderordnung erließ, hätte dieselbe beinahe zu Mord und Todtschlag auf der Insel Veranlassung gegeben. Denn jene Verordnung schrieb genau vor, wie viel an Kostbarkeiten jede Frau tragen dürfe, — was sie mehr habe, solle der Vogt ihr nehmen; die Rügianerinnen aber überschritten das gesetzte Maß in allen Stücken, und als nun die Vögte zulangten, gab dies mit dem „zänkischen und mortischen Volk" natürlich viele Händel. Die Mittel, diesen Putz anschaffen zu können, erwarben sie sich dadurch, daß sie den Stralsundern ihre insularen Producte nur zu sehr hohen, ganz willkürlichen Preisen verkauften, — ein Uebelstand, den der Rath jener Stadt vergeblich abzustellen sich bemühte. „Denn (so schließt der ungalante Berckmann seinen Bericht) de Fruwen sindt noch ärger als de Manns mit Drängende, wente (denn) Gierichheit iß dar de rechte Wörtel." — Eine sehr unvortheilhafte Schilderung von den Rügianern macht einige Jahrzehnte später auch die Gattin eines schwedischen Bischofs, welche im Jahre 1594 durch die Insel reiste. Sie erzählt in der Lebensbeschreibung ihres Mannes (Peter Jonan, Bischofs von Strengnäs), daß ihr auf dem Lande Rügen alle Unbarmherzigkeit widerfahren sei, daß dort ein Volk wohne, welches nichts anderes wisse, als die Fremden und Reisenden zu drücken und zu prellen u. s. w. Die von Helmold gerühmte alte ranische Gastlichkeit scheint also damals unter den germanisirten Rügianern völlig erstorben gewesen zu sein.

Nach der Charakteristik der Bevölkerung folgen bei Th. Kantzow noch einige auf die Naturgeschichte der Insel bezügliche Bemerkungen: über die Kreidelager auf Jasmund, in denen goldglänzende Drusen (Schwefelkies) vorkämen, aus welchen man sich vergebens bemüht hätte Gold zu machen; über die wenigen Waldungen, welche auf der Insel vorhanden, weshalb die Einwohner an vielen Orten gezwungen seien, „aufgetrocknete Rasen, die sie Torf nenneten", statt des Brennholzes zu gebrauchen; daß die Herzöge auf Wittow ein sehr ergiebiges Hasengehege hätten, auf der übrigen Insel habe aber die Jagd nicht viel zu bedeuten, und erstrecke sich fast nur auf Hirsche und Rehe, nichtsdestoweniger aber zögen dort Adel und Bauern gern schöne Windhunde auf, die sie außer Landes verschenkten; Wölfe seien auf der Insel nicht mehr vorhanden, und früher hätten dort auch die Ratzen gefehlt, und alle, die man absichtlich dorthin gebracht, hätten sich sogleich selbstmörderisch im Meere ertränkt, bis sie nun endlich, nachdem man aus Fürwitz mit ihrer Uebersiedelung zu viel experimentirt habe, auch dort sich zu acclimatisiren anfingen.

„Das Land hat sonst nichts Namhaftiges (so schließt Kantzow seinen Bericht), allein daß es große und viele Gänse hat. Alles, was die Einwohner zu Kauf haben, das müssen sie zum Sunde (d. i. Stralsund) und nirgends anders zu Markte bringen. Darum sagt man zum Scherz, wenn die rügianischen Gänse aus dem Hofthore gehen, so recken sie den Hals schon auf nach dem Sunde, daß sie dahin zu Markte wollen." — Dieser frühern Handelsbeschränkung verdankt auch noch das jetzige Sprichwort, in welchem die rügianischen Gänse als die Repräsentantinnen halsstarrigen Eigensinns auftreten, seinen Ursprung: de hebben êren êgenen Kopp, as de rügianischen Göse. — „Aber solches — fährt Kantzow fort, der offenbar noch kein Freihandelspolitiker war — ist den Rügianern gut (?), denn sie können es auch so klein oder groß nicht zum Sunde bringen, es ist von Stunde an verkauft. Ehemals haben sie viel Schiffe gehabt, damit sie seewärts handelten oder kriegten; jetzt aber dürfen sie keine haben, sondern allein Boote, damit sie ihre Waare zum Sunde bringen mögen. Doch sind sie Bürger und Bauern zum Sunde, das ist, sie haben dasselbige Stadtrecht und Freiheit, welche die vom Sunde genießen. Deshalb mögen sie daselbst gleich denen vom Sunde handeln und wandeln und schiffen nach ihrem Gefallen, aber aus ihrem Lande müssen sie es nicht thun. Die vom Sunde haben auch von den pommerschen Fürsten ein Privilegium, daß gar keine ummauerte Stadt oder andere Feste, die vor Gewalt wäre, im Lande sein darf; denn so die Rügianer einige Festen hätten, auf die sie sich verlassen könnten, wäre zu besorgen, daß sie viel Wunders anrichteten, außerdem hat es aber auch noch andere Ursachen," — nämlich wohl die, damit die hochmögenden Herren vom Sunde auch desto ungestrafter auf der Insel nach ihrem Belieben schalten und walten könnten. Wenigstens erzählt Kantzow an einer andern Stelle, wie die Stralsunder im Jahre 1504 bei einer Fehde mit dem Pommernherzoge Bogeslaw X. „etliche Tausend Bürger auf das Land zu Rügen geschickt und daselbst alle Edelleute, Flecken und Bauern, so dem Herzoge gehörig, ausgeplündert und gefangen, und mit Gewalt unter sich gebracht und sich hätten huldigen und schwören lassen; nicht so sehr darum, daß sie sich an dem Herzoge rächten, sondern damit sie ihm auch ihre Macht zeigten und also die Sache desto eher zum Vertrag brächten." Einige Jahre später (1511) aber machten die Dänen einen Einfall in die Insel und plünderten und sengten dort nun in den der Stadt Stralsund gehörigen Gütern, mit welcher sie in Streit gerathen waren. — So mußten also die Insulaner, deren ranische Vorfahren einst bei allen umwohnenden Völkern gefürchtet gewesen waren, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts den Sundischen und den Dänen gleichsam als Prügelknaben dienen!

Die zweite, oben angedeutete Quelle, aus der wir unsere Kenntniß der rügianischen Zustände im Reformationszeitalter schöpfen können, hat uns Matthäus v. Normann erschlossen. Um dem durch den Mangel eines als allgemein gültig anerkannten Gesetzbuches herbeigeführten schwankenden Rechtszustande auf der Insel ein Ende zu machen, sammelte dieser Mann, der um das Jahr 1554 rügianischer Landvogt war, alles, was man damals dort für althergebrachte Rechtsgewohnheiten hielt, und stellte dies zu einem schriftlichen Gesetzbuche zusammen, welches später (erst im Jahre 1777) unter dem Titel „Wendisch-Rügianischer Landgebrauch" gedruckt worden ist. Durch diesen Titel verleitet, glaubte ich früher („Boll, die Insel Rügen", Schwerin 1858, S. 128), daß in jenen Statuten wirklich noch ein ansehnlicher Rest slavischen Rechtes stecke, allein nach dem Urtheile von Gelehrten, die in der Rechtsgeschichte gründlich bewandert sind, soll dies keineswegs der Fall sein. Die Grundlage dieses angeblich „Wendisch-Rügianischen" Landgebrauches bildet vielmehr das Westphälische (von Soest über Lübeck hierher verpflanzte) Recht, modificirt durch Römisches Recht und ergänzt durch einige eigenthümliche alte Satzungen und Gewohnheiten, die sich unter den Insulanern selbst herausgebildet hatten. Bei der Benutzung dieses Buches als Spiegel der rügianischen Zustände im Reformationszeitalter ist

freilich die Frage über den Ursprung der in ihm aufgezeichneten Rechtsgewohnheiten ziemlich gleichgültig; denn gleich viel, woher sie auch gekommen sein mögen, — sie regelten damals thatsächlich das Thun und Treiben auf der Insel.

Wir erfahren aus demselben manche für die damaligen Culturzustände interessanten Dinge. Welche große Last z. B. dem Volke damals die „nobele Passion" der hohen Herren für die Jagd bereitete, erhellt recht deutlich aus den das oben schon erwähnte Wittower Hasengehege betreffenden Verordnungen: „Up Wittow (heißt es in dem Wendisch-Rügianischen Landgebrauch) iß dat ganze Land Fürstl. Gnaden Hasenhege, alſo dat Nemand dar möth jagen, Nette stellen, Stricke na dem Hasen leggen, hitzen mit Rekeln (großen Hunden), nicht scheten edder werpen, wenn se em schon in den Kohlgarden gingen, by Poen des Halses, edder wo idt J. F. Gn. will strafen, idt sy Adel edder Unadel. — Dar möth Nemand by voriger Poen Wind- edder Jagdhunde up Wittow föden, edder up dat Land mit sick nehmen, all wenn he schon (obschon er) nichts darmede (darmit) hitzede edder grepe, he hedde denn von F. Gn. einen schriftliken Befehl, — ock nicht de Landvagt ahne F. Gn. Schîn sülvest, edder ahne Kündigent, um der Schape willen, de dar van der Jagd nichts weten. — Item, dar möthen up Wittow by Poene van 60 Mark beyde Adel und Bûren jeder männiglich synen Hunden (denn dar iß nên Wulf) den vordersten Foth afhowen mit den Klaven und Blade, de Hund sy klên edder grot." — Zur nähern Illustration dieser gesetzlichen Bestimmungen fügen wir hinzu, daß nach eben diesem Wendisch-Rügianischen Landgebrauch damals auf Rügen bei Erbtheilungen das Pferd nur zu 8, die Kuh zu 5 und das Schaf nur zu 1 Mark gerechnet wurde, und daß das Bruchgeld für einen erschlagenen Bauern nur gerade eben so viel betrug, als man Strafe zu zahlen hatte, wenn man mit einem unverstümmelten, vierbeinigen Hunde auf Wittow betroffen wurde. — Auch auf das Strandrecht, das Straßenrecht, auf den damaligen Aberglauben und noch nach vielen anderen Richtungen hin läßt dieser wendisch-rügianische Landgebrauch merkwürdige Streiflichter fallen, auf deren speciellere Erörterung wir uns aber hier, da sie zu vielen Raum beanspruchen würden, wohl nicht mehr einlassen dürfen.

Während wir die große Naturkatastrophe haben in Abrede stellen müssen, durch welche die Insel kurz vor dem Ende der ranischen Fürstenherrschaft angeblich heimgesucht worden sein soll, können wir die verderbliche Kriegskatastrophe nicht hinwegleugnen, welche den Schlußact der pommerschen Herrschaft über Rügen bildete. Im Jahre 1630 wurde nämlich die Insel in den wilden Strudel des dreißigjährigen Krieges mit hineingerissen. Kaiserliche Truppen überschwemmten dieselbe und hausten hier eben so barbarisch, wie sie dies bekanntlich in den benachbarten Ländern Pommern und Mecklenburg gethan haben. Zum Glück für die Rügianer wurden jene aber noch in demselben Jahre von den Schweden wieder vertrieben, welche sich in dem weitern Verlaufe des Krieges in dem Besitze der Insel behaupteten, und endlich in demselben auch, nachdem im Jahre 1637 der pommersche Fürstenstamm ausgestorben war, durch den Westphälischen Frieden bestätigt wurden.

August Wunderwald aus Braunschweig, der Pfadfinder im brasilianischen Urwalde.

II.

Nachdem das Feuer frisch angeschürt ist, die nassen Kleider an demselben getrocknet und die Kochtöpfe ausgewaschen und mit frischem Wasser gefüllt sind, überlassen sich alle der abendlichen Ruhe, deren Genuß um so behaglicher und süßer ist, je härter am Tage die Arbeit war. Wie erquickend weht nun die kühle Abendluft, wie wohlthuend reizt der balsamische Waldesduft, den viele der Blumen des Waldes, gleich dem Nachtschatten, erst nach Untergang der Sonne in seiner ganzen Fülle entwickeln. Wie lockend ertönen die girrenden Nachtrufe der Waldhühner und anderer Vögel, und wie wahrhaft bezaubernd ist es, wenn Hunderte und aber Hunderte von Leuchtkäfern, angelockt durch den heimelnden Schein des Feuers, heranschwirren und in ihrem blendend smaragdgrünen Glanze bald leuchtend, bald verschwindend, die Hütte und das Feuer umkreisen, bis sie ihre allzu leidenschaftliche Liebe zum Lichte mit ihrem Tode in den verzehrenden Flammen bekräftigen. Mitunter freilich erscheinen auch Schwärme von Mücken und Stechfliegen — sehr störende Gäste.

Nur unser Pfadfinder kann noch nicht sobald Ruhe finden. Während schon Mancher der Anderen auf dem Ohre liegt und mit den kräftigsten Zügen zu schnarchen beginnt, hat er sich erst ein Stearinlicht angezündet und auf einem zum Tische hergerichteten Blechkasten sein Tagebuch vorgenommen, um die Ereignisse und Ergebnisse des Tages nebst etwaigen Zeichnungen und Beschreibungen in dasselbe einzutragen. Endlich ist auch er damit fertig und die Nacht vollständig eingebrochen. Sorglos ergeben sich Alle in der offenen Hütte dem erquickenden Schlafe.

Doch plötzlich raschelt und rumort etwas an der Hütte. Unser Pfadfinder, der, ein alter Jäger, immer mit hörenden Ohren, wie der Hase mit sehenden Augen, schläft, bemerkt es am ersten; rasch aufspringend greift er nach der stets bereit liegenden Büchsflinte, mit einem Satze steht er, fast wie ihn Gott erschaffen hat, vor der Hütte und gewahrt da in dem eben noch flackernden Scheine des Feuers einen von der Hütte sich wegbewegenden dunkeln Klumpen. Er „macht Staub" auf denselben; der durch die Waldesstille erkrachende Schuß schreckt die übrigen Schläfer in die Höhe, jeder greift nach dem Messer oder nach sonst etwas, im Gebüsche schlägt es und stöhnt es entsetzlich; mit Feuerbränden springt man hinzu und da zeigt sich — eine verendende Beutelratte, welche, von den aus der Hütte duftenden Fettgerüchen angelockt, herangeschlichen war und, in Ermangelung eines Bessern, den wohlgeschmierten Schuh eines Arbeiters mit sich fortgeschleppt hatte. In gleicher Weise kommen zuweilen Tiger in die Nähe der Hütte, ohne daß sie den Leuten irgendwie gefährlich werden.

Etwas unheimlicher aber wird das Nachtquartier in solcher Hütte auf dem Hochlande in denjenigen Gegenden, wo

man ziemlich sicher darauf rechnen kann, daß während der ganzen Nacht Indianer (vom Stamme der Coroados) die Hütte umschleichen, um bei sich etwa bietender günstiger Gelegenheit einen Ueberfall zu machen. Diese Indianer sind scheu und feig, es fehlt ihnen der Muth zu offenem Angriffe. Aber wenn sie einmal die Gelegenheit zu einem Ueberfalle für günstig genug hielten, dann würde schwerlich einer unserer Waldleute mit dem Leben davon kommen. Letztere beobachten daher in solchen Gegenden stets die Vorsicht, daß sie das Feuer nicht mitten vor der Hütte, sondern an der Seite derselben anmachen, also, daß das Innere der Hütte nicht beleuchtet und von außen her nicht zu übersehen ist, daß man dagegen von der Hütte aus die Umgebung derselben möglichst genau überblicken kann. In der Regel schlafen aber unsere Leute auch unter diesen Umständen so fest und ruhig, als ob sie im sichersten Asyle geborgen wären.

Mit Tagesgrauen beginnt jedesmal wieder Leben und Rührigkeit in der Hütte. Nach eingenommenem Kaffee und einem kräftigen Imbiß geht man mit frischen Kräften wieder an die Arbeit. Aber am andern Tage bleibt das Gepäck in der Hütte liegen, höchstens einer der Leute bleibt zurück, um die wirthschaftlichen Geschäfte zu besorgen, alle Uebrigen betheiligen sich beim Picadeschlagen und kehren gegen Abend in die Hütte zurück, um noch eine zweite Nacht in derselben zuzubringen. Erst am dritten Tage wird, wie am ersten, von der einen Abtheilung der Leute die Picade weitergeführt, von der andern Abtheilung das Gepäck nachtransportirt und gegen Abend eine neue Hütte gebaut.

So rücken sie, je nach der Beschaffenheit und Schwierigkeit des Terrains, im Durchschnitt täglich 400 bis 500 Klaster (2800 bis 3500 rhein. Fuß) vorwärts ihrem Ziele entgegen und alle 800 bis 1000 Klafter bleibt auf dem zurückgelegten Wege eine Hütte stehen.

Das geht Alles gut und regelmäßig von statten, so lange günstige Witterung vorherrscht. Aber schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn zuweilen anhaltendes Regenwetter eintritt, und wahrhaft schauerlich ist es, bei einem starken Gewitter eine Nacht in solcher Waldhütte zuzubringen. Da stürzen in der Regel ungeheure Wassermassen von den dicht über dem Walde hängenden Wolken zur Erde herab, alles wird durchnäßt; von oben durch den eindringenden Regen, gegen den das leichte Dach der Hütte nicht genügenden Schutz bietet, von unten durch die von den Bergen herabströmenden, thalabwärts fluthenden Gewässer. Das Feuer verlischt und Alles ist in rabenschwarze Finsterniß gehüllt, die jedoch durch schnell auf einander folgende, grellleuchtende Blitze von Augenblick zu Augenblick von blendender Tageshelle durchzuckt wird. Unaufhörlich dröhnt der Donner, bald in kurzen, krachenden Schlägen, bald in lang hinrollendem Geknatter, das Brausen des Sturmes und das wilde Geplätscher der Gewässer übertönend. Ringsum ächzen und stöhnen die Bäume, mancher derselben bricht schon zusammen unter dem Drucke des Wassers, welches sich in all den Pflanzen und Pflänzchen, die er auf seinem Haupte trägt, ansammelt. Aber wehe, wenn der Sturm sich zum furchtbaren Wirbel gestaltet, welcher, mit unwiderstehlicher Gewalt einbrechend in den geschlossenen Bestand der Bäume, die stärksten Waldriesen im Nu wie dünne Reiser abdreht und krachend zu Boden schleudert. Da bebt wohl auch das Herz der sonst unerschrockenen Männer, die in der Hütte sich befinden, denn jeden Augenblick droht ihnen die Gefahr, daß auch über ihren Häuptern ein Ast sich ablöse und in jähem Sturze die Hütte mit Allem, was darunter lebt, vernichtend niederschmettere. Jedenfalls ist es aber auch unter weniger schrecklichen Umständen eine trostlose Lage, im Stockfinstern, durchnäßt und im Wasser sitzend, nach und nach von einem immer durchdringendern Schauerfroste geschüttelt, eine ganze lange Nacht nach anstrengender Tagesarbeit schlaflos zuzubringen.

Endlich dämmert der Morgen, aber der Himmel, in egales Grau gekleidet, sendet noch immer durchdringenden Staubregen zur Erde hernieder. Alles klatscht von Nässe; das Dach der Hütte wird schnell durch Auflegen neuer Blätter verdichtet und unter dem Schutze desselben mit vieler Mühe wieder ein Feuer angezündet. Bald brodeln auch wieder die Kochtöpfe um dasselbe und ein starker Kaffee bringt neues Leben in die Gesellschaft; die Kleidungsstücke sind wieder nothdürftig getrocknet und nebenbei zugleich geräuchert. Aber der Regen währt fort. Den ganzen lieben langen Tag in der ungemüthlichen Hütte unthätig liegen bleiben, das ist zu langweilig und unerträglich für unsere Waldleute; ohnedem tritt die Befürchtung nahe, daß der knapp zugemessene Proviant vor der Zeit alle werden möchte, wenn er im Stillliegen aufgezehrt würde. Daher geht's frisch auf und wieder vorwärts trotz des anhaltenden Regens. Die dicken blauwollenen Hemden, welche die Leute tragen, schützen eine Weile dagegen und haben die gute Eigenschaft, daß sie auch durchnäßt auf den Körper nicht kältend einwirken. Aber allzu lange vermögen sie doch nicht dicht zu halten, über kurz oder lang sind die Leute durchnäßt bis auf die Haut, und um so schärfer wird dann fortgearbeitet, um den Körper in gehöriger Wärme zu erhalten.

Noch mancherlei sind die Beschwerden und Gefahren, denen unsere Waldleute ausgesetzt sind. Bald gelangen sie an einen hochangeschwollenen, reißenden und tiefen Strom, welcher in der gefahrvollsten Weise übersetzt werden muß. Da suchen sie gewöhnlich, wenn der Fluß nicht zu breit ist, am Ufer einen hohen, starken Baum, fällen denselben, so daß er nach dem jenseitigen Ufer zu fällt, und bewerkstelligen auf diesem schwankenden und unzuverlässigen Stege den Uebergang; oder sie fertigen ein Floß an, welches natürlich nur sehr mangelhaft ausfallen kann und dem sich Keiner anvertrauen würde, wenn ihn nicht die unabweisbare Nothwendigkeit vorwärts drängte. Bald wieder ertönt beim Picadeschlagen plötzlich ein Schrei des Entsetzens und einer der Leute springt einige Schritte zurück, bleichen Angesichts und von einem fröstelnden Schauer durchrieselt. Er war auf eine fünf Fuß lange Joraraca, die größte und gefährlichste der hiesigen Giftschlangen, getreten und hatte noch eben im rechten Augenblicke deren Windung unter seinem Fuße bemerkt, um durch schnelles Zurückspringen ihrem tödtlichen Bisse zu entgehen. Zum Glück sind diese Schlangen so träge wie gefährlich, die Anderen springen rasch hinzu und durch einen Schuß oder durch einen Schlag mit einer schwanken Gerte wird dem Ungeheuer der Garaus gemacht.

Weniger gefährlich, wiewohl unheimlich genug ist es, wenn die Bugres (Indianer) in der Nähe gespürt werden. So gewahrte unser Pfadfinder bei einer Tour auf dem Hochlande eines Morgens in seiner unmittelbaren Nähe ein starkes Brechen im Rohrdickicht. In der Meinung, es sei das eine Ante (Tapir), suchte er sofort dem Dinge beizukommen, da sie schon mehrere Tage lang des Fleisches gänzlich entbehrt hatten. Aber wie schnell er auch trotz Dickicht und Dornen vorwärts dringt, so gewinnt doch das vermeintliche Thier einen immer weitern Vorsprung. Plötzlich ertönen rings um ihn herum alle möglichen Thierstimmen, sowohl von Vierfüßlern als von Vögeln. Erstaunt macht er Halt, da schweigen auch auf einmal alle die Stimmen, aber nach einer kleinen Weile erhebt sich plötzlich wie auf ein gegebenes Commando von allen Seiten wieder ein furchtbares Brüllen, ähnlich wie Ochsenbrüllen, welches nach einer Weile in gleich präciser Weise wieder abgebrochen wird. Er weiß nun, mit wem er es zu thun hat, und eilt zurück zu seinen

Gefährten. Sie rüsteten sich alsbald gegen einen möglichen Ueberfall und wählten am Abend mit ganz besonderer Vorsicht einen Platz zu ihrer Hütte, der mit Wachen umstellt wurde, die von Zeit zu Zeit Schreckschüsse abfeuerten, da diese Indianer vor den Feuerwaffen eine unendliche Scheu haben. Nach Sonnenuntergang wiederholte sich zwar das Brüllen ringsumher zu mehreren Malen, aber unsere Leute blieben unangefochten und konnten am andern Morgen ungefährdet weiterziehen.

Das bei weitem schrecklichste Loos aber, welches dieselben treffen kann, ist es, wenn ihr Fortkommen durch ungeahnte Hindernisse verzögert wird und ihnen die Lebensmittel ausgehen. So geschah es auf der ersten Untersuchungsreise, welche unser Pfadfinder im September 1861 von der Colonie Blumenau aus durch sehr wilde, bis dahin noch nie betretene Gegenden nach der Colonie Dona Francisca unternahm. Weit ausgedehnte, fast undurchdringliche Dickichte des stärksten Rohres und hoch angeschwollene, reißende Flüsse hatten ihn unterwegs länger als er geglaubt aufgehalten; dazu war anhaltendes Regenwetter eingetreten und in Folge dessen die Jagd ganz unergiebig geworden. Täglich wurden die Rationen verringert, aber endlich waren die Lebensmittel aufgezehrt und die Leute einzig noch auf Palmenkohl angewiesen, den sie, in Ermangelung selbst des Salzes, an dem ersten Tage mit einem noch vorhandenen Reste Stiefelschmiere zubereiteten! Von Tag zu Tag wurden die Leute matter und hinfälliger. Unser Pfadfinder bot Alles auf, um sie bei gutem Muthe zu erhalten, aber es wollte nicht weiter gehen; kaum hatten sie sich einige hundert Schritte über Berg und Thal fortgeschleppt, so legten sie sich, wo sie eben standen, wieder nieder und verfielen alsbald, trotz des Unwetters, in tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf. Um nicht Alle dem voraussichtlichen Untergange verfallen zu lassen, mußte Wunderwald sich endlich entschließen, die zum Tode Ermatteten zurückzulassen; von Angst und Sorge getrieben eilte er selbst weiter, zuletzt nur noch von einem Manne begleitet. Da erreichte er zum Glück eine Picade, welche durch einen ihm entgegengesandten Genossen eben frisch aufgeschlagen war, der aber wegen eingetretenen Mangels an Lebensmitteln schon wieder hatte zurückkehren müssen. Das gab ihm neue Spannkraft; seine letzten Kräfte zusammenraffend, eilte er weiter und gelangte am neunten der schrecklichen Tage zu den äußersten Häusern von Dona Francisca, von wo dann auch sofort den im Walde zurückgebliebenen Gefährten rettende Hülfe zugesendet wurde.

Alle fanden sich wieder zusammen, aber in welchen Gestalten! Fahl und hohlängig, eher Gespenstern als Menschen ähnlich, und Alle ohne Ausnahme hatten in Folge der erlittenen Strapazen und Entbehrungen eine mehr oder minder schwere Krankheit zu überstehen.

Gewiß auf keinem Gebiete ist es so schwierig, sich zurecht zu finden, als in den Gegenden, welche mit dichtem Urwalde bestanden sind. Der Schiffer auf dem weiten Weltmeere ist in vieler Hinsicht besser daran, als unser Pfadfinder. Ersterer hat nicht nur die Magnetnadel in mehreren kräftigen und zuverlässigen Exemplaren zum sichern Führer, sondern er kann auch in freiem Umblick und Aufblick zum Himmel nach dem Stande der Sonne oder der Sterne den Ort, wo er sich befindet, aufs Genaueste bestimmen. Unser Pfadfinder im Urwalde ist zumeist nur auf einen kleinen Taschencompaß angewiesen, und auch an diesem wird er zuweilen irre, wenn er sich in der Nähe stark eisenhaltiger Gebirgslager befindet; doch auf diesen allein muß er sich verlassen, um zu seinem Ziele zu gelangen, er wäre in der That sammt seinen Gefährten leicht verloren, wenn dieses kleine Instrument unterwegs durch irgend einen widrigen Zufall zu Schanden würde. Denn es fehlt ihm oft jeder andere Anhaltspunkt, um die Richtung, die er einzuhalten hat, bestimmen zu können. Tagelang bewegt er sich in dem Dickicht des Urwaldes fast wie in unterirdischen Gewölbegängen, ohne sich auf weitere Kreise umsehen und ohne irgend einen einzigen freien Aufblick zur Sonne oder zum Himmel gewinnen zu können. Will er einmal eine Aussicht gewinnen, so muß er erst einen Hügel oder Berg ersteigen und auf diesem einen der höchsten Bäume erklettern, und selbst dann, wenn er mit den mannigfachsten Mühseligkeiten und Fährlichkeiten solch luftigen Standpunkt erklommen hat, erreicht er doch sehr häufig seinen Zweck noch nicht, es müssen dann erst noch mehr oder weniger der umstehenden Bäume niedergeschlagen werden.

Unkundige, welche in den Urwald eindringen, ohne sich den zurückgelegten Weg durch umgeknickte Reiser (wie es die Indianer immer zur rechten Hand thun), oder durch Baumeinschnitte und sonstige Merkmale kenntlich zu erhalten, verlieren gar leicht jede Richtung und wissen bald nicht mehr oder täuschen sich darüber, wo Osten oder Westen, Norden oder Süden ist. Sie wollen nach Hause zurückkehren und rennen vorwärts immer tiefer in den Wald; sie glauben in schnurgerader Richtung zu gehen und laufen fortwährend im Kreise herum, so daß sie zu ihrem höchsten Erstaunen sich auf einmal wieder an einem Platze anwesend sehen, welchen sie bereits vor einigen Stunden passirt hatten. Sie trauen dann ihren Augen nicht und dünken sich wie bezaubert: eine beklemmende Angst, eine aufregende Hast bemächtigt sich ihrer, und nun laufen sie vollständig wirr, während ihre Wohnung vielleicht kaum eine halbe Stunde in gerader Richtung von ihnen entfernt liegt, oft halbe und ganze Tage irrend im Walde umher. Sie pfeifen und rufen, sie schießen mit einfacher und dann mit doppelter Ladung, aber in all dem dichten Gewirr des Urwaldes verdumpfen diese Nothsignale, bis etwa endlich der Zufall oder herbeikommende Hülfe den Irrenden aus seinem Banne erlöst. So etwas kann nun freilich dem waldkundigen Pfadfinder nicht wiederfahren, aber oft genug doch kommt er in Lagen, die um nicht viel besser sind.

Bereits über zwölf Jahre ist es nun her, daß unser Pfadfinder mit gleicher Energie und Zähigkeit seinem schweren Berufe obliegt. Schon sind Tausende von Deutschen seinen Fährten nachgegangen, und wo er vor Jahren, noch völlig abgeschlossen von der civilisirten Welt, nur von wenigen Genossen begleitet, mit den Fährlichkeiten und Schrecknissen des Urwaldes zu kämpfen hatte, da bieten heutzutage freundliche Wohnungen und fruchtbare Gefilde ein liebliches Landschaftsbild. Für drei wichtige Centralpunkte deutscher Colonisation in Brasilien — die Colonien Dona Francisca und Blumenau in der Provinz Santa Catharina und die schon in den zwanziger Jahren gegründete Colonie Rio Negro auf dem Hochlande der Provinz Parana, welche vordem völlig abgeschlossen von einander lagen — sind durch seine mühevollen Pfade bereits die verbindenden Linien zu einem Bande vorgezeichnet, welches, im Laufe der Zeit zum Verkehrswege erweitert, alle drei zu reger Wechselwirkung vereinigen und für ihre gedeihliche Weiterentwickelung von mächtigem Einflusse werden wird. („Deutsche Zeitung“ von Porto Alegre.)

Streifzüge im Nordwesten Amerikas, namentlich in Oregon.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Unruhige Geister und neue Reisepläne. — Wohin? Nach Oregon! — Der Oceandampfer „Brother Jonathan". — Seefahrt im Nebel. — Die Straße von Juan de Fuca. — Ein britischer Kriegshafen in der neuen Welt. — Die Insel Vancouver. — Spaziergang von Esquimault nach Victoria. — Was ich in Victoria Alles sah und hörte. — Eroberungspläne. — Wieder in See. — Lustige Seefahrt. — Die Columbia River Bar. — Bei Nacht auf dem Columbia. — Der Willamettefluß.

Es ist ein eigenthümliches, alle Nerven des Körpers und Geistes fieberhaft anspannendes Gefühl, ganz allein und nur auf die eigene Kraft hingewiesen in die Welt hinauszueilen und ferne Länder und unbekannte Meere zu durchstreifen, um sich unter fremden Menschen eine neue Lebensexistenz zu gründen.

Ein Reisender, der bloß zum Vergnügen reist, kann sich von solch einem Seelenzustande nur einen schwachen Begriff machen — von der aufs Aeußerste gespannten Erwartung, die solch einen heimathslosen Geschäftstouristen ergreift, welcher sich dem nächsten Ziele seiner Reise nähert. Es ist diesem ähnlich ums Herz, wie einem Soldaten zu Muthe sein mag, der einem durchs Loos zu decimirenden Regimente angehört und nun in die dunkle Urne greift, um entweder den Tod oder neue Lebenshoffnung mit zitternder Hand hervorzuziehen.

Mögen Hoffnung und Phantasie die entfernte Küste auch noch so reizend mit farbigen, sonnigen Bildern geschmückt haben, dieselben nehmen sicherlich in der Erwartung immer mehr düstere Tinten an, je näher und näher sie herankommen. Die Reize unbekannter und neu sich entfaltender Scenerien bleiben nur noch Nebensache, wenn der kalte Verstand erwägen muß, wie sich die gesellschaftlichen Zustände und Hülfsquellen des fremden Landes zum Wohl oder Wehe des Reisenden gestalten mögen. Und wenn sich alsdann, wie es bei der unruhigen Bevölkerung der Goldländer so erklärlich ist, die ganze zahlreiche Reisegesellschaft mehr oder weniger in derselben fieberhaften Aufregung befindet, indem nur Wenige derselben einem bestimmten Ziele entgegeneilen und fast Niemand weiß, was er am morgenden Tage beginnen will — so kann von einer gemüthlichen Vergnügungsreise selbstverständlich gar nicht die Rede sein.

So erging es auch dem Verfasser dieser Reiseskizze, der wie ein steuerloses Schiff auf stürmischem Meer fast willenlos von Land zu Land umhergetrieben ward — wo jede neue Küste ihm Hoffnung gab, daß sie den ersehnten Hafen der Lebensruhe ihm endlich erschließen werde. —

Das Leben in San Francisco, wo ich mich während mehrerer Monate aufhielt, gefiel mir im Allgemeinen recht gut; aber man hörte dort tagtäglich so viel von unerschöpflichen Goldminen und fabelhaften Schätzen in den „Diggings", die nur darauf warteten, gehoben zu werden, daß die verzeihliche Sehnsucht danach Einen geistig und moralisch gar nicht zur Ruhe kommen ließ und körperlich vollständig zu Grunde richtete.

Wenn ich sage, daß es meinen mit mir von Newyork gekommenen Geschäftsfreunden gerade so erging, so wird sich der mitleidige Leser wohl genügend in unsern Seelenzustand hineindenken können. Da wir — die Gesellschaft bestand aus drei republikanischen Staatsbürgern — jedoch von der Vorsehung eben nicht mit allzu viel Langmuth gesegnet waren, dagegen das Organ des Selbstvertrauens bei uns so ziemlich leidlich entwickelt war, so konnte ein solcher folternder Seelenzustand nicht lange Bestand haben. Es ward daher bei einer der fast tagtäglich vorfallenden Lebensplandebatten kurzweg beschlossen, die Goldstadt wieder zu verlassen, uns persönlich in den Goldminen nach Schätzen umzusehen und in irgend einer der zahlreichen Minenstädte an dieser Küste ein solides Geschäft zu etabliren.

Die Frage nun war — wohin? Eine äußerst kritische Frage, denn diese gebenedeiten Goldquellen lagen von San Francisco weit nach Süd, Ost und Nord entfernt, und es war eine finanzielle Lebensfrage, in einem Lande, wo man so zu sagen beim Reisen den Weg mit Ducaten pflastern muß, gleich die richtige Straße einzuschlagen, namentlich da die Wege nach den verschiedenen Gold- und Silberparadiesen Hunderte von Meilen fast schnurstracks einander entgegenlaufen und deshalb eine Veränderung der einmal eingeschlagenen Reiseroute äußerst schwierig und kostspielig machen würden.

Sollte die Reise nach den sonnigen Gefilden von Arizona gehen, wo der geschwätzige Coloradostrom so etwa tausend Miles südöstlich von San Francisco in der Gegend von Sonora über unerschöpfliche Goldlager dem Golfe von Californien entgegenmurmelt? Oder sollte man der Sonne und dem Vaterlande entgegenwandern, so an hundert Stunden über die breitgipfligen Sierras nach dem Silberlande Washoe hinüber, nach Virginia City, Aurora, Esmeralda, Humboldt, — oder noch ein paar Hundert Meilen weiter über die Wüste nach dem idyllischen Reese River? Oder wären die an den Grenzen der Civilisation gelegenen Länder Oregon, Idaho, Washington und Britisch Columbia vorzuziehen, nur so und so viele hundert Miles in nördlicher und nordöstlicher Richtung von San Francisco gelegen, wo das Gold wie Stroh — unter der Erde — liegen sollte?

Da die Temperatur in Arizona — dort am murmelnden Colorado — für eine teutonische Constitution jedoch reichlich warm sein sollte, indem das Thermometer dort im Schatten nicht selten zu hundert Graden Fahrenheit Hitze steigt; da das idyllische Washoe durch des Verfassers höchst interessante Stagereise über die Sierra Nevada bereits viel von den Reizen der Neuheit verloren hatte, und im Gegentheil die nördlichen Minen für uns noch gänzlich eine terra incognita waren und gerade deshalb doppelt viele Reichthümer versprachen, so wurde bald einstimmig beschlossen: „Nach Oregon!"

Meine Wenigkeit erhielt nun den ehrenvollen Auftrag, irgendwo in Oregon — oder da herum — einen passenden Geschäftsplatz für das wanderlustige, golddürstende Kleeblatt aufzusuchen. So begab ich mich dann nebst Gepäck an einem windigen Septembernachmittage 1863 auf den zwischen San Francisco und Portland fahrenden Dampfer „Brother Jonathan" und eilte wieder in die Welt hinaus, um einen neuen, wo möglich goldumbauten Lebenshafen zu entdecken.

Der Oceanraddampfer „Brother Jonathan", von der

„California and Oregon Steamship Company", von etwa zwölfhundert Tonnen Gehalt, eilte mit seiner lebendigen Fracht von San-Francisco-müden Abenteurern, Goldjägern, Kaufleuten und Speculanten schnell hinaus durch das goldene Thor, den lang schwellenden Wogen und endlosen Weiten des großen Stillen Oceans lustig entgegenbrausend.

Die Dampfer, welche auf dieser Linie den Verkehr vermitteln, gehören zu den schlechtesten, die nur irgendwo in der Welt zu finden sind. Es sind alte, abgedankte Schiffe, „old tubs", wie sie von den Amerikanern passend bezeichnet werden, welche mit verändertem Namen und nachdem sie von anderen Dampfschifffahrtsgesellschaften als seeuntüchtig längst verkauft worden, endlich nach diesem abgelegenen Erdenwinkel gerathen sind, wo man sie oberflächlich renovirt hat und nun in diesen gefährlichen Gewässern munter mit ihnen so lange herumfährt, bis sie untergehen, wobei es den Eigenthümern der Schiffe, die auf einer sich mit am besten rentirenden Dampferlinie der Welt fahren, auf ein paar hundert Menschenleben mehr oder weniger nicht ankommt *).

Das vorläufige Ziel unserer Reise war die Stadt Victoria, 753 Seemeilen von San Francisco entfernt, die Hauptstadt der zu den großbritannischen nordamerikanischen Besitzungen gehörenden Insel Vancouver.

Leider versperrte ein undurchdringlicher Nebel jegliche Aussicht auf die Küste, in deren Nähe wir in nordwestlicher Richtung hinsteuerten, und dabei war das Wetter dermaßen kalt und unangenehm, daß ein Spaziergang auf dem Verdeck, selbst für einen abgehärteten Seereisenden, auf welchen Namen ich nachgerade wohl mit einigem Recht Anspruch machen konnte, wenig Einladendes darbot. So begnügte ich mich damit, die Zeit mit Lesen und Essen und namentlich mit Schlafen hinzubringen, und zwischendrein den interessanten Erzählungen von einem Paar hoffnungsvoller Goldjäger zuzuhören, die einen kleinen Abstecher von etwa 1600 Meilen nach Boisé, den berühmten Goldminen im Territorium Idaho, machten und von Hunderttausenden und Millionen sprachen, als ob sie Vettern von Rothschild wären, trotzdem sie so zerlumpt aussahen, daß es Einen unwillkürlich fröstelte, wenn man durch die polizeiwidrigen Oeffnungen ihrer Kleidungsstücke den nackten Adam ganz verschämt hervorgucken sah.

Ich war herzlich froh, als wir nach einer dreitägigen höchst ermüdenden und langweiligen Fahrt in die Fuca-Straße einliefen, welche die Insel Vancouver von dem nordamerikanischen Festlande trennt.

Die Insel Vancouver, eine bergige, theilweise mit Schneegebirgen, theils mit Fichtenwaldungen bedeckte Insel, 760 deutsche Quadratmeilen groß, führt ihren Namen nach dem berühmten britischen Seefahrer Vancouver, des Mitreisenden vom Capitain Cook auf dessen zweiter und dritter Reise. Die Insel wurde vom Capitain Vancouver während seiner Erdumsegelungsreise in den Jahren 1791 bis 1794 besucht, welche den Zweck hatte, die sogenannte Nordwestpassage von Westen her zu erforschen und die bis dahin noch wenig bekannte Westküste des nordamerikanischen Continents genau aufzuzeichnen.

Von den einander nahe gegenüberliegenden Ufern des Festlandes und genannter Insel war vor lauter Nebel fast gar nichts zu sehen, ein paar sich in bedenkliche Nähe an uns herandrängende Felsspitzen ausgenommen, von denen die eine mit einem Leuchtthurm gekrönt war, dessen Licht durch den Nebel blutroth, ein feuriges Meteor, zu uns herüberleuchtete und uns vor den uns umgebenden tückischen Felszacken warnte.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fand ich unser Schiff im Hafen von Esquimault (Esquéimält), einer britischen Flottenstation und Nebenhafen von Victoria, vor welchem Hafen er den für Seeschiffe bedeutenden Vorzug größerer Tiefe hat, ruhig am Quai daliegend. Man war bereits emsig damit beschäftigt, Waarengüter auszuladen und halbentblößte Neger mit weißrollenden Augen schaufelten Kohlen aus einem Paar sich an unser Schiff anschmiegender Prahme unter wehmüthigem Gesange in den untern Raum des Dampfers.

Die uns zunächstgelegenen Ufer sahen sehr alltäglich aus und entsprachen keineswegs der Erwartung, die ich mir von einem Hafen mit fremdklingendem Namen, der am Ende der Welt liegt, gemacht hatte. Ein paar Fregatten of Her most gracious Queen, der Namensschwester der sich hinter den Waldungen vor unseren Blicken verborgen haltenden Stadt Victoria, eine Landstraße, durch gelichtete Holzungen ins Innere der Insel führend, eine Reihe hölzerner Gasthäuser, Kneipen und Stores und ein wackeliger Holzquai, auf dem eine Gesellschaft dreiviertelangetrunkener Söhne der Smaragdinsel das Commando zu haben schien, — solches waren die Hauptsehenswürdigkeiten dieses See- und Kriegshafens, eines der äußersten Vorposten des britischen Weltreichs.

Auf nähere Erkundigung erfuhr ich, daß unser Schiff bis gegen Abend hier verweilen werde, um Steinkohlen einzunehmen und Waarengüter ein- und auszuladen. Da es jedoch außer Frage stand, in solch einer interessanten Localität einen ganzen Tag über freiwillig zu verweilen, so machte ich mich sofort auf den Weg, um die nur eine gute Stunde von unserm Landungsplatze entfernt liegende Stadt Victoria mit einem Besuche zu beehren. Nebenbei war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, auf der Insel Vancouver — oder da herum — ein goldumbautes Heimathsasyl zu entdecken, da ich bereits auf der Reise von San Francisco her viel von dem fabelhaften Reichthum der „Gold Diggings" in den „British Possessions" gehört hatte, — was mich denn ziemlich nervös gemacht.

So schloß ich mich einer Gesellschaft von Cariboo- (Kerribu-) Goldjägern an, welche gleichfalls die Absicht hatten, die Namensschwester of Her most gracious Majesty heimzusuchen.

Der von uns eingeschlagene Weg führte uns theilweise durch stattliche Fichtenwaldungen, theils an geackerten Feldern hin, mit herrlichen Fernsichten auf die jenseits der Straße von Juan de Fuca gelegenen, langgestreckten Schneeberge von Washington Territory. Bald sahen wir die schmucke Stadt Victoria mit ihrem Hafen, zwei Schiffswerften und den stattlichen Speichern der Hudsonsbai-Compagnie vor uns liegen. Ein rüstiger Marsch in frischer Morgenstunde durch den duftenden Tannenwald, wo an den unter den hochstämmigen Bäumen wachsenden Büschen Millionen diamantener Tropfen an dem herbstlich-röthlichen Laube glänzten, brachte uns nach Verlauf einer kurzen Stunde über eine stattliche Brücke in ihre gastlichen Mauern, wo dem Fremdling für gutes, solides Geld — nicht für hoffnungsfarbige Staatspapiere — echtes Londoner Pale Ale, delicates Vancouver-Rauchfleisch und ausgezeichnete Havana-Cigarren verabfolgt werden.

Namentlich über die Güte letztgenannter Commodität, die einem civilisirten Californier so unentbehrlich wie das

*) Den Dampfer „Brother Jonathan" hat bereits sein Schicksal ereilt. Am 30. Juli 1865 war er bei stürmischem Wetter, das jedoch einen seetüchtigen Steamer durchaus nicht gezwungen hätte, von seinem Cours abzugehen, genöthigt, in den gefährlichen Hafen von Crescent City einzulaufen, wobei er auf einem unter dem Wasser verborgenen Felsenriff strandete. Von 259 Passagieren — die Mannschaft mitgerechnet — kamen nur 17, meistentheils Seeleute, in einem der Rettungsbote mit dem Leben davon.

Anmerkung des Verfassers.

tägliche Brot ist, wunderte ich mich außerordentlich, indem es in England fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, für nur halbwegs humane Preise eine genießbare Havana aufzutreiben. Die Stadt Victoria ist jedoch ein Freihafen, wo man die verschiedenartigsten Luxusartikel fast so billig als irgend sonst wo in der Welt kaufen kann, und bildet hierin im Vergleich zu anderen Besitzungen John Bull's eine rühmliche Ausnahme.

Die Stadt, welche etwa 4000 Einwohner zählen mag, gefiel mir im Allgemeinen recht gut. Sie ist nach moderner Art erbaut, mit reinlichen, breiten Straßen und stattlichen Gebäuden und hatte ein recht geschäftsmäßiges Ansehen. Doch konnte der Tag meines Besuchs in dieser Beziehung nicht als normal gelten, da es der sogenannte Steamertag war, d. h. der Tag, an dem der Dampfer von San Francisco anlangt, welches Ereigniß die Straßen allemal doppelt lebendig macht. Man klagte auch dermaßen über Geschäftslosigkeit und schlechte Zeiten, daß mir bald jegliche Lust verging, mich hier häuslich niederzulassen.

Im Innern des britischen Festlandes, an dem durch das „Gold Excitement“ von 1858 für manchen der damals bei Tausenden vom Goldfieber ergriffenen Franciscaner so berüchtigten Fraser River, und in dem neu entdeckten eisigen Goldlande Cariboo sollten sich allerdings noch unerschöpfliche Goldlager unter Schnee und Eis befinden und die Aussichten für einen unternehmenden Jünger des Mercur dort äußerst glänzend sein. Da der Winter jedoch dort an acht Monate anhält, und manchmal das Quecksilber in den Thermometern zu gefrieren pflegt, so daß man gar nicht einmal genau weiß, wie kalt es ist und wie viele Röcke man reglementsmäßig anziehen muß, und ich mich auch mehr zu einem sonnigen Klima als zu einer derartigen vergoldeten Auflage eines englischen Sibiriens hingezogen fühlte, so konnte ich mich nicht wohl dazu entschließen, mich in solch eisigen Goldgefilden unter den Schutz der Klauen des britischen Löwen zu begeben.

Victoria ist als Freihafen und Hauptstadt der Insel Vancouver sowie als Depot der Hudsonsbai-Compagnie, welche hier ihr Hauptwaarenlager hat, vom Red River of the North bis zum Stillen Meer, sowie als Haupthandelsstadt der am nördlichen Stillen Ocean gelegenen britisch-nordamerikanischen Besitzungen von Bedeutung. Es wird von hier aus ein sehr einträgliches Schmuggelgeschäft mit den nahen schwer zu bewachenden und ausgedehnten Küstenstrichen des Festlandes getrieben und der Handel mit den bereits früher erwähnten Goldminen im Innern von Britisch Columbia ist sehr lebhaft, obgleich die Engländer aus Nationaleitelkeit, Mißgunst und Opposition gegen Oregon, Washington und Idaho von dem Reichthum jener Minen mehr Lärm machen als Ursache dazu vorhanden zu sein scheint. Außerdem ist der Handel mit San Francisco bedeutend und auch der überseeische Verkehr mit den Sandwichsinseln und China nicht unerheblich. Auch ein bedeutender Theil des Holzhandels (Lumbertrade) vom nahen Puget Sound wird von hier aus vermittelt. Die zahlreichen Sägemühlen am Sunde liefern gegenwärtig jährlich an eine Million Dollars Werth Schiffsbauholz, das nach fast allen Seehäfen am Stillen Meer bis nach China und Australien hin und sogar ums Cap Horn bis nach Buenos Ayres verschifft wird. Die Größe der dortigen Bäume geht fast ins Unglaubliche. Bäume von 6 bis zu 7 Fuß im Durchmesser und von 200 bis zu 300 Fuß Höhe trifft man in Menge, und Mastbäume bis zu 100 Fuß Länge, ohne Knoten darin, kerzengerade und mit einem Durchmesser von 3½ Fuß 30 Fuß vom Kielende sind etwas sehr Gewöhnliches.

In früheren Jahren war der von Victoria aus vermittelte Pelzhandel der Hudsonsbai-Compagnie mit den Indianern von großer Bedeutung, und noch jetzt bildet das Rauchwerk einen nicht unansehnlichen Exportartikel dieser Länder. Diese Indianer, welche meistentheils zu den mißgestalteten Flat Heads (Plattköpfen) gehören, lungern in ganzen Schwärmen in den Straßen herum und machen in ihrer halbcivilisirten zerlumpten Kleidung einen sehr widerwärtigen Eindruck. Durch systematische Verfolgung Seitens der Weißen, durch Branntwein und die ihrer Race so verderblichen Blattern sind sie in neuerer Zeit gänzlich entartet und nur noch ein trauriger Schatten ehemaligen Nationalstolzes ist ihnen geblieben. Der Hudsonsbai-Compagnie wird sogar die monströse Grausamkeit nachgesagt, wollene Decken aus englischen Pockenhospitälern von Europa importirt und unter die arglosen, durch ihre Menge Gefahr drohenden Indianer geschenkweise vertheilt zu haben, um die lästigen Herren des Bodens schnell und sicher durch die Blattern zu vertilgen. Ob diese Beschuldigung gegründet ist, habe ich jedoch nicht ermitteln können.

Außer den Indianern spielen die emancipirten Afrikaner hier eine große Rolle und benehmen sich wo möglich noch roher als auf dem Isthmus von Panama und allen Weißen gegenüber mit der colossalsten Frechheit. Die Amerikaner ärgern sich noch besonders darüber, daß die Neger hier meistens die Stellen von Poliziſten einnehmen und in ihrer neugebackenen Würde nachsichtslos die gehaßten Yankees für die allergeringsten Verstöße, wegen fröhlicher Trunkenheit und kleiner unmoralischer Excentricitäten unter Schloß und Riegel setzen. Manche blutige Schlägereien sind schon die Folge davon gewesen, wobei insbesondere die Matrosen sich nie ein Gewissen daraus gemacht haben, ihren schwarzen Todfeinden gratis per Messerstich einen Paß ins Land ihrer Väter zu geben.

Ich wanderte den Tag über in der Stadt umher, besuchte die prachtvollen Speicher der Hudsonsbai-Compagnie, in denen die verschiedenartigsten Handelsartikel, von Nähnadeln bis zu Schiffsankern, von einer Elle Kattun bis zu Ballen von Schnittwaaren, in ungeheuren Quantitäten zum Verkauf ausgeboten sind, beehrte mehrere äußerst elegant eingerichtete Billard-, Trink- und Speisesalons mit einem flüchtigen Besuche und gerieth zuletzt ganz zufällig in ein conföderirtes Gasthaus, wo man unterm Schutze der den Vereinigten Staaten spinnefeindlichen Engländer den Yankees zum Aerger eine riesige Rebellenfahne ausgehängt hatte.

Der Wirth, ein alter Texaner Ranger, renommirte mit einigen farbenreichen Schlachtbildern von Bulls Run, dem amerikanischen Roßbach. Er behauptete in dieser interessanten Affaire auf Seiten der Conföderirten mitgefochten zu haben, und erlaubte sich allerlei anzügliche Bemerkungen, wofür die erbosten Yankees ihm blutige Rache schworen, wenn sie bei passender Gelegenheit Victoria dem ungezogenen John Bull, seinem Protector, abnehmen würden, zur Strafe für unberufene Einmischung in „unsere Nationalzwistigkeiten und hinterlistigen Seeraub unter fremden Farben“; so meinten die Yankees.

Eigentlich sollte auch der ganze Ländercomplex, den die habgierigen Herren Engländer sich an diesem Erdenwinkel zugeeignet haben, seiner natürlichen Lage nach den Vereinigten Staaten angehören. Unsere lieben nördlichen Nachbarn scheinen dieses im Allgemeinen auch sehr zu wünschen und fühlen sich weit mehr zur neuen als zur alten Welt hingezogen. Man rechnet hier bereits nach amerikanischem Gelde und lebt auch ganz nach amerikanischem Stil, so daß eine derartige politische Umwandlung ohne besondere Störung bestehender socialer Verhältnisse sich leicht bewerkstelligen ließe.

Wenn Victoria und Britisch Columbia einmal den Vereinigten Staaten sich anschließen werden, was sicherlich nur Frage der Zeit ist, und die Langsamkeit der unterm alten Zopfe lebenden Engländer dem Unternehmungsgeiste und „free and easy Go Ahead" der Yankees Platz macht, so wird sich dies an Hülfsquellen so reiche Land auch schneller entwickeln, Handel und Wandel werden einen neuen Aufschwung nehmen und ich möchte mir keinen angenehmern Wohnort als die mit einem herrlichen Klima gesegnete Stadt Victoria wünschen.

Im Allgemeinen verbrachte ich einen recht angenehmen Tag an diesem äußersten Vorposten der Civilisation. Das Wetter war wunderschön, mit einem wahrhaft texanischen Himmel, Essen und Getränke gut, Cigarren Seele und Leib erheiternd und die Gesellschaft unter Indianern, Afrikanern, Yankees und John Bulls äußerst „gewählt".

Nachmittags schlenderte ich unter der Escorte von zwei indianischen Schönheiten, mit denen ich eine höchst interessante Zeichensprache anknüpfte, zum Landungsplatze unseres Dampfers zurück und langte wohlbehalten wieder im romantischen Esquimault an, gerade als eine Rauferei auf dem Quai zwischen einem Neger und einer Irländerin zur ungemeinen Belustigung unserer gesammten Schiffsgesellschaft im besten Gange war, der Steamer bereits ungeduldig zu werden anfing und die am Lande ungebührlich lange verweilenden Goldtouristen mit heiserem Geschrei wiederholt zur Eile ermahnte.

Am 21. Abends verließen wir wieder den Hafen von Esquimault, begleitet von den Klängen eines Musikchors, die von einer im Hafen vor Anker liegenden britischen Fregatte melodisch zu uns herübertönten und denen wir höflich mit einer von den fernen Gebirgen zurückhallenden Geschützsalve antworteten.

Allmälig hüllten die Schatten der Nacht die waldigen Gebirgsufer der Straße von Juan de Fuca in ihre dunklen Schleier und bald schlummerten die zahlreichen Bewohner des schwimmenden Dampfriesen in enger Klause, unbekümmert um den gefesselten Vulcan, der unter ihnen tobte, und träumten von den Wundern des unbekannten Goldlandes, dem sie unbewußt schnell entgegeneilten, während unser stolzer Feuerrenner der schäumenden Tiefe unermüdet gen Süden sprengte, um mit der erwachenden Sonne neue Naturscenen vor unseren Blicken zu entrollen.

Herrlich stieg der Sonnenball am nächsten Morgen hinter den Gebirgen von Washington empor, unter denen die vom Fuß bis zum Gipfel ganz mit frisch gefallenem, blendendem Schnee bedeckten, über 15,000 Fuß hohen Bergriesen Mount Baker und Mount Rainier den Himmel selbst auf ihren eisigen Schultern zu tragen schienen. Die dichten Nebel, welche uns auf der Reise von San Francisco bis nach Victoria so sehr belästigt und jegliche Fernsicht auf die Küste abgeschnitten hatten, waren gänzlich verschwunden und eine muntere Brise kräuselte die Wellen des großen Oceans. Hin und wieder zeigten sich die dunkelen Rücken riesiger Walfische, welche ihre blinkenden Fontainen hoch emporspritzten, und ganze Reihen von Tummlern überschlugen sich mit gehörnten Rücken im Wasser, in possirlichen Capriolen neben uns her springend und gleichsam mit dem Dampfer um die Wette rennend, der selber lustig auf- und abtanzte, als ob es ihn freue, so bei schönem Wetter über die im lichten Sonnenstrahle blitzenden und mit weißem Silberschaume gekrönten Wogenhügel dahinzubrausen.

Bei stürmischem Wetter soll das Fahrwasser an dieser offenen Küste außerordentlich rauh und gefährlich sein, namentlich an der mit Recht berüchtigten Einfahrt in den Columbiastrom, wo die Wogen bei Nordweststürmen haushoch emporschlagen und der Schrecken aller Seefahrer in diesen Meeren sind.

Bei Sonnenuntergang näherten wir uns dieser interessanten Stelle, der sogenannten „Columbia River Bar", wo die Brandung aus der Ferne einen imposanten Anblick darbot, wie sich die schaumspeienden Wogenberge, wilden Ungeheuern gleich, donnernd und brüllend über und durch einander dahinstürzten. Unser Capitain behauptete jedoch, daß das Fahrwasser daselbst an diesem Tage ziemlich ruhig sei. Wohl Tage lang wäre er schon genöthigt gewesen, vor der Barre zu kreuzen, ehe er mit dem Dampfer die Ueberfahrt hätte wagen können.

Ich war froh, als ein Lootse uns glücklich durch dieses „ruhige" Fahrwasser gebracht hatte, wo schon manches Schiff elendiglich untergegangen und der Paß zwischen den unterm Wasser verborgenen Sandbänken stellenweise kaum eine Schiffslänge breit ist. Während dieser ruhigen Einfahrt in den großen Nordweststrom stöhnte der Steamer in allen Fugen, als ob die Wogen ihm den Dampfathem ausquetschen wollten, ein friedliches Wellenpärchen glitt kosend über das Verdeck und guckte neugierig oben in den Mastkorb, was meinen Enthusiasmus für diese romantische Brandung bedeutend abkühlte.

Schnell fuhren wir jetzt in nach meinen Landmanns-Begriffen ruhigem Fahrwasser weiter und durchkreuzten zunächst die von langgestreckten Hügelreihen und prächtigen Waldungen eingeschlossene baiartige Mündung des Columbiastromes, welche vom Cap Disappointment im Südwesten bis zum nördlichen Vorgebirge, auf dem ein Leuchtthurm erbaut ist, die stattliche Breite von drei Lieues hat. Vom Innern her gewährt diese, mit der halbmondartig den Ausgang umspannenden, wildbrandenden Barre, die sich bei Stürmen an 40 Fuß hoch emporhebt und die Höhe des dahinterliegenden Oceans öfters ganz verdeckt, einen imposanten Anblick.

Der Columbia, mit einer Stromlänge von 340 deutschen Meilen und einem Stromgebiet von 15,940 deutschen Quadratmeilen, ist der Hauptstrom des äußersten amerikanischen Westens. Alte spanische und englische Seefahrer wurden wiederholt durch die Barre abgeschreckt, in die Mündung hineinzusegeln, welche sie für weiter nichts als einen Meereseinschnitt hielten. Dem kühnen amerikanischen Capitain Gray gelang es im Jahre 1792, mit dem amerikanischen Schiffe „Columbia", nach dem der Fluß von ihm benannt wurde, den Eingang über die schreckensvolle Barre zu erzwingen und der Menschheit die Thore eines neuen Weltreichs zu erschließen.

Etwas vor Dunkelwerden langten wir bei dem von dem Newyorker Millionair Astor, einem geborenen Deutschen, im Jahre 1810 als Pelzhandelsdepot am linken Ufer des Columbia gegründeten Städtchen Astoria an. Der Plan des Gründers, der damals den Grund zu seinem später fürstlichen Vermögen legte, diesen Ort zum Haupthandelsplatz des Columbiathals zu machen, ist nicht in Erfüllung gegangen; auch ist das Stromufer daselbst durch die dicht hinter der Stadt aufragenden „Bluffs" so beengt, daß kaum der nöthige Raum zu Bauplätzen für eine größere Stadt dort gewonnen werden könnte. Das Project, eine Stadt nahe der Mündung des Columbia an dessen rechtem Stromufer zu erbauen, wo sich eine ziemlich gute Hafenstelle befindet, setzte vor ein paar Jahren manche der speculationssüchtigen Amerikaner an dieser Küste in Bewegung, um sich dort Bauplätze zu verschaffen. Diese Zukunfts-Weltstadt, welche den Namen Pacific City erhielt, existirt jedoch gegenwärtig fast nur auf dem Papier, und die weiter oberhalb im Nebenthale des Willametteflusses gelegene Stadt Portland hat bis jetzt das Geschäftsmonopol des schnell an Bedeutung gewinnenden Columbiathals behauptet.

Ohne uns lange bei dem wenig Anziehendes bietenden Millionairkinde aufzuhalten, fuhren wir die Nacht hindurch

bei klarem Mondschein weiter, den von finstern, nebelumwallten Wäldern eingeschlossenen stattlichen Columbia hinauf.

Die aufgehende Sonne schmückte mit Millionen blitzender Diamanten das saftig-dunkle Grün der nahen Riesenwälder. Mit Macht fuhren wir noch immer den prächtigen Strom hinauf, der breit und klar seine Wassermassen uns entgegenwälzte. Hin und wieder zeigten sich vereinzelt dastehende Wohnungen und cultivirtes Land, freundlich zwischen dunkelgrünen Wäldern daliegend, welche sich in üppiger Fülle bis dicht an die Ufer drängten, bis wir um sieben Uhr Morgens, in einer Entfernung von etwa 80 Seemeilen von der Barre, vor der Mündung des Willametteflusses Anker warfen, der sich zu unserer Rechten durch eine breite Niederung in den Columbia ergoß.

Sobald es die Fluth ermöglichte, welche den Strom noch bis an die 45 englische Meilen weiter oberhalb gelegenen Cascade-Fälle hinansteigt, fuhren wir in den Willamette hinein und langten Nachmittags wohlbehalten bei der 10 englische Meilen oberhalb seiner Mündung am linken Ufer liegenden Stadt Portland an.

Dragaica und Papaluga in der Moldau.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

Bei dem ungeheuern Einfluß, den das Gerathen oder Nichtgerathen der Feldfrüchte auf alle ackerbautreibenden Nationen ausübt, ist es nicht zu verwundern, daß wir bei vielen Völkern, welche noch auf einer kindlich gemüthlichen Culturstufe stehen, auch allerlei Arten von abergläubischem Feldzauber ausgeübt sehen. Interessant und wohl aus dem höchsten Alterthum stammend sind auch die Gebräuche, welche vor nicht gar langer Zeit in der Moldau noch in allgemeiner Uebung waren.

Wenn gegen das Ende Juli heiße Winde von der Donau herauf über die weiten Ebenen der grünen Moldau wehten, Tausende von Cikaden ihr eintöniges Lied schwirrten, die weithinwogenden Kornfelder gelber und gelber wurden und die fruchtschweren Aehren, wie in träumerisches Sinnen verloren, tief sich niederbeugten, dann machte wohl ein altes erfahrenes Mütterchen die schmucken, schwarzhaarigen Dorfdirnen, die sich unter der großen schattigen Linde versammelt hatten, aufmerksam: daß es nun Zeit sei, die Dragaica — Huldin — aus ihrer Mitte zu wählen. Plötzlich schien bei dieser zeitgemäßen Mahnung elektrisches Feuer in die jungen Mädchen zu fahren. Rasch constituirte sich das Wahlcomite. Flüsternd neigten sich die Köpfchen von einem Ohre zum andern. Eifrig wurde hin- und herdebattirt. Wie bei jeder Wahl zu öffentlichen Aemtern, gab es auch hier Meinungsverschiedenheiten. Endlich sprangen alle Mädchen vom grünen Rasen auf und riefen mit lauter Stimme: „Lano — Helene — soll Dragaica sein! Auf, schmückt sie zur festlichen Runde!“

Verschämt und erröthend stand die Erwählte; nur zögernd stimmte sie ein in den Jubel der Freundinnen. Kaum hatte sie 16 volle Sommer erlebt, war noch nie über die engen Grenzen ihrer Dorfflur hinausgekommen, und jetzt sollte sie plötzlich als Dragaica durch mehrere benachbarte Orte ziehen und die Blicke so vieler fremder Menschen auf sich gerichtet sehen? — Freilich wußte sie auch, daß, so hochgeehrt die Dragaica werde, und ob auch so vieler Bursche Augen verlangend nach ihr sehen mögen, sie jedenfalls noch drei volle Jahre in jungfräulichem Stande verharren müsse. So war es stets eingetroffen, wie die jetzt achtzigjährige Mutter Parasciva bestimmt versicherte. Indeß bald stand die noch immer nachdenkliche schöne Lano, von ihren diensteifrigen Freundinnen geschmückt, in dem heitern Kreise. Rasch hatten geschickte Hände aus den noch nicht ganz gereiften Kornhalmen eine Krone mit Bogen und Spangen geflochten, mit einem zierlichen Kreuze oben darauf. Andere lösten der Festkönigin die stattlichen Flechten, so daß ihr Rabenhaar in kräftigen Wellen über die Schultern bis zu den Knien floß. Seidene Halstücher wurden am Zipfel mit silbernen Spangen am Handgelenk befestigt, andere hingen vom ledernen, reich mit Glassteinen und Messingknöpfen verzierten Gürtel hernieder.

Sinnbildlich legte man in die Hände der Dragaica die Schlüssel, welche zur Eröffnung der Scheunen dienen sollten; — sonderbarer Weise haben aber die Moldauer Bauern niemals verschließbare Scheunen gehabt, sondern bewahrten ihre Feldfrüchte, wie heute noch, in unterirdischen Gruben oder taubenschlagähnlichen Körben von Weidengeflecht. Da aber Fürst Kantemir in seinem großen Werke über die Gebräuche der Moldauer ausdrücklich dieser Schlüsselübergabe erwähnt, so glauben wir, dieser Gebrauch stamme aus früherer Zeit, wo die Moldau sich größern Wohlstandes erfreute als jetzt.

Sobald alles fertig war, und auch die Begleiterinnen der Dragaica sich nach Möglichkeit mit dicken Glasperlen, seidenen Tüchern und Blumen im Haare herausgeputzt hatten, setzte sich der Zug der Mädchen in Bewegung. Beifällig lächelnd und Segenssprüche murmelnd sahen die Alten denselben sich durch das lange Dorf hinausbewegen durch die Felder. Mit lautem Jubel wurden die singend und tanzend einherziehenden Mädchen, mit ihrer ernst einherschreitenden Dragaica in der Mitte, von der benachbarten Dorfgemeinde begrüßt. Die Bursche steckten frische Sträuße von Kornblumen auf die großen breitrandigen Hüte und feuerten hier und da eine Pistole in die Luft. Auf den alten Fiedeln eifrig kratzend und die eintönigen aber eigenthümlich aufregenden rumänischen Nationalweisen spielend, schlossen sich die stets gern einige Paras verdienenden Zigeunermusikanten an.

Die Dragaica geht mit ausgestreckten Händen dem Winde entgegen, in raschem Lauf durch einige Felder, so daß sie wie fliegend dahinzuschweben scheint; die wehenden seidenen Tücher verstärken sehr diesen Anschein. Ihre Gespielinnen nennen sie in Anreden und improvisirten Gesängen nur ihre „Beherrscherin“, ihre „erhabene Schwester“ u. s. w. Mit dem Spätabend kehrt der Zug, ermüdet aber befriedigt, in seine Heimathstätte zurück. Alle die einfachen Menschen, welche die Dragaica heute besucht hat, schlafen sanft und ruhig, in dem festen Glauben, daß ihre Feldfrüchte nun vortrefflich gedeihen, und vor Hagelschlag und Mäusefraß gesichert in die Scheunen kommen werden.

Daß diese Gebräuche noch vom Cerescultus der Römer herstammen sollen, bemühten sich schon mehrere Schriftsteller zu beweisen; indeß herrschen ähnliche Gebräuche auch bei slavischen Völkern, die sich nicht rühmen, von den Römern her-

zustammen. — Es ist nicht auffallend, daß die Moldau, die nach Osten durch kein hohes, waldreiches Gebirge von den russischen Steppenländern getrennt ist, wenn von dorther heiße dörrende Winde wehen, an Regen Mangel leidet. Der einfach gläubige Sinn des Volkes sucht in dieser Noth dann auch gern Hülfe bei überirdischen Mächten. Die Mittel freilich, welche man anwendet, um den erwünschten Regen auf das dürre Land herabzuziehen, sind drollig genug, doch „was kein Verstand der Verständigen sieht — u. s. w." Auch hier folgen wir den Angaben des Fürsten Kantemir, der doch wohl sein Volk und dessen Gebräuche am Besten kennen muß. Er war selbst ziemlich aufgeklärt, doch hinderte ihn das nicht, ganz ernsthaft an einer Stelle seines Werkes zu versichern, daß einst ein altes Weib ein kostbares Pferd von einer gefährlichen Krankheit gerettet habe dadurch, daß sie dem Herrn desselben einen Trunk geweihten Quellwassers gegeben habe.

Also bei Regenmangel und Dürre muß ein Mädchen, welches aber noch nicht über 10 Jahr alt sein darf, die Rolle der Papaluga übernehmen. Es wird ihr ein Hemd, von grünen Kräutern und Blättern geflochten, angezogen, und ein grüner Zweig in die Hand gegeben. Alle anderen Mädchen und Knaben folgen der Papaluga, und so ziehen sie tanzend und singend durch die Nachbarschaft. Wo der Zug aber vorbeikommt, wird er eifrig mit kaltem Wasser beschüttet, wobei sich wieder die alten Weiber besonders thätig zeigen. Bei großer Hitze und so einfacher Kleidung hat das Begießen nicht viel zu bedeuten. Die moldauischen Bauernkinder gehen auch heute noch nur mit einem großen Filzhut und einem langen grobleinenen Hemde bekleidet umher. Die Tendenz des Liedchens, welches sie bei ihrem Umzuge singen, ist sehr einfach und lautet in freier Uebersetzung ungefähr so:

Papaluga steig' zum Himmel hinauf,
Oeffne des Regens erfrischenden Lauf;
Daß Hirse und Weizen gedeihen schön,
O, Papaluga, erhör' unser Fleh'n!

Vorahnungen wilder Volksstämme bei großen Naturereignissen.

Mitgetheilt von **Franz Becker** *).

Erdbeben kündigen sich, wie man weiß, nicht durch vorausgehende Naturerscheinungen an. Tüchtige Naturforscher, die oft genug schon Betrachtungen darüber angestellt haben, behaupten nach manchen Erfahrungen, daß weder drückende Hitze mit rasch abwechselnder Kälte, noch sonstige Luftveränderungen Vorboten jener großen Erschütterungen sind, da dieselben auch bei dem besten und regelmäßigsten Wetter stattfinden.

Um so merkwürdiger also muß folgendes Vorkommniß erscheinen, da es, wie man glaubt, ein Beweis sei, daß einige ältere Indianer die Gabe besitzen, ein im Anzuge befindliches Erdbeben schon einen Tag vorher zu verkünden. Ob nun diese Gabe ihnen durch eine sorgfältigere Beobachtung der Natur, oder durch ihre in hohem Grade ausgebildeten scharfen Sinne eigen ist, muß man dahin gestellt sein lassen.

Mendoza und San Juan sind zwei ziemlich große, ungefähr zwei Tagereisen von einander entfernte Städte der La-Plata-Republik und liegen ziemlich nahe an der östlichen Seite der Cordilleren.

Bekanntlich wurde die erstgenannte Stadt im Jahre 1861 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört. Der größte Stadttheil versank in den sich öffnenden Rachen der Erde, und die meisten Einwohner wurden lebendig begraben.

Kurz nach der furchtbaren Katastrophe machte ich eine Reise von Santiago über die Cordilleren nach San Juan. Auch diese Stadt hatte sehr gelitten und viele Häuser waren eingestürzt; aber die Einwohner waren glücklicherweise verschont geblieben.

Ich hatte schon viel von dem furchtbaren Ereignisse gehört, wünschte aber noch mehr davon zu erfahren.

Vor dem Thore der Stadt traf ich einen schon ziemlich bejahrten Indianer, der traurig auf einem Steine saß.

Neben ihm stand sein treues Pferd, das seinen Herrn, obgleich es ungesattelt und ohne Zaum war, doch nicht verlassen zu wollen schien.

Ich fragte ihn, ob er mir wohl Näheres über das Erdbeben mittheilen könne?

„Oh ja," antwortete er mir. „Ich bin aus Mendoza und einer der wenigen Uebriggebliebenen. Ich wußte es schon einen Tag vorher, daß ein Erdbeben im Anzuge sei. Ich bat wiederholt meine Angehörigen und alle übrigen Bewohner der Stadt, dieselbe mit mir zu verlassen. Aber ich wurde verlacht und verspottet. Ich mußte allein fort. Weinend kehrte ich der Stadt den Rücken. Die Befürchtung, daß alle meine großen Söhne mit ihren Frauen und Kindern und alle Bewohner der Stadt in wenigen Stunden nicht mehr sein würden, bereitete mir großes Herzeleid. Aber ich habe das Meinige gethan. Sie haben den Seherblick eines alten Indianers verspottet und haben nun dafür büßen müssen. Ich hatte noch nicht die Stadt San Juan mit meinem treuen Benkor erreicht, als sich auf einmal unter der Erde ein Donnern und Toben vernehmen ließ. Erschüttert stieg ich vom Pferde herab, welches „wie heiße Wüstenluft" zitterte, sank auf meine Knie und bat den großen Geist der Berge um Vergebung meiner Sünden. Doch er war unerbittlich. Als ich mich wieder erhob, wurde der unterirdische Donner immer lauter, so daß die Haare mir zu Berge stiegen. Mein Pferd stöhnte und schnaubte. Auf einmal hob sich der Boden entsetzlich und fiel wieder, wie ungefähr hohe Wellen auf dem Meere. Mein Benkor konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, stürzte nieder und verletzte beide Vorderknie. Ich wollte dem armen Thiere helfen, konnte aber selbst das Stehen nicht behalten und sank abermals zu Boden. So mochte in dieser schrecklichen Angst und Verzweiflung wohl eine halbe Stunde (?) vergangen sein, als endlich der unterirdische Donner nachließ und die Erschütterungen aufhörten.

„Ich war von diesem schrecklichen Naturereignisse sehr ergriffen. Endlich raffte ich mich mit meinem verletzten Thiere wieder auf, und kam auch bald darauf in San Juan an. Alle Glocken läuteten; Messen wurden gelesen. Ein Jeder dankte dem großen Schöpfer des unterirdischen Feuers, ihn vor fernerem größerem Unheil bewahrt zu haben. Ich nahm sofort ein anderes Pferd und eilte wieder zurück nach Mendoza. Es quälte mich die schrecklichste Angst und Besorgniß. Ich mußte sehen, was aus den Meinigen geworden war. Entsetzlich! Der Weg zum Thore glich einer zerstörten Festung, in welcher durch Minen, Bomben, Kugeln, Feuer und Schwert das Unterste zu Oberst gekehrt worden ist. Auf den zerstörten Dächern und Mauern sah ich die übriggebliebenen Menschen mit zitternden Händen die geliebten Ihrigen suchen; aus allen Schutthaufen wimmerten Verwundete und Sterbende hervor, und die Steine trieften vom Blute der Menschen und Thiere.

„Während dieses schauderhafte Gemälde auf der einen Seite die züchtigende Ruthe des großen Geistes darzustellen schien, eröffnete sich auf der andern Seite eine wahre Nationalversöhnungs-

*) Der Herr Verfasser lebte länger als zehn Jahre in Südamerika.

stunde. Priester segneten jetzt öffentlich Paare ein, denen man vor einigen Stunden noch fluchte; feindliche Nachbarn gelobten in friedlicher Umarmung sich treuen Beistand, und Weiber und Mädchen schwuren, die heiligen Feste unter immerwährendem Beten und Fasten zuzubringen. Ein Jeder gab der allgemeinen Sittenlosigkeit und dem Arbeiten an den heiligen Tagen Schuld, den Zorn der Kirche erregt zu haben, deren Priester diesen Augenblick benutzten, um Schenkungen und Vermächtnisse von den begüterten Einwohnern zu erlangen." — „Aber die Deinigen," unterbrach ich den alten Indianer, „was wurde aus Deinen Kindern und Großkindern?" — „Sie hatten meine Vorhersagung verlacht und verspottet. Der große Geist hat sie gezüchtigt. Der Stadttheil, der von ihnen bewohnt wurde, ist vollständig in die Erde gesunken. Alle sind lebendig begraben."

Der alte Mann wischte sich einige Thränen aus den Augen und stimmte nach Weise seines Volkes ein Todtenlied an. Ich gab ihm ein wenig Aguardiente, — ein dortiges starkes und betäubendes Lieblingsgetränk der Indianer, — welches ihn so sehr belebte und geistig kräftigte, daß er auf sein Pferd sprang und mir versprach, mich nach Mendoza zu begleiten. Ich nahm sein Anerbieten mit Dank an und freute mich, einen so erfahrenen Führer zu haben. Nach zweitägigem ziemlich schnellem Reiten kamen wir in Mendoza an.

Die Worte des Alten fand ich vollständig bestätigt. Ein Theil der Stadt war von der Oberfläche der Erde vollständig verschwunden, und die meisten Einwohner hatten unter den Trümmern ihrer Häuser ihr Leben ausgehaucht. Niemals sah ich ein traurigeres und öderes Bild der Verwüstung, als dies zerstörte Mendoza.

Nicht allein diese Voraussagung des alten Indianers ist ein Beweis, daß einige derselben große Naturkenntnisse (?) oder einen ungemein ausgebildeten Scharfsinn besitzen, sondern auch bei den furchtbaren Erdbeben von Callao und Quito sollen einige Indianer kurz vor der Katastrophe die Einwohner gewarnt und schon einen Tag vorher die Städte verlassen haben. —

Nachschrift. Wir hatten im „Globus", 1861, nach den uns zugänglichen Quellen über das Erdbeben von Mendoza ausführlich berichtet. Erst jetzt, Februar 1867, kommt uns eine Notiz des Architekten Herrn Franz Stolp in Santiago de Chile zu, welche wir dem Vorstehenden anschließen wollen.

In Ihrem „Globus", Jahrgang 1861, heißt es: „Ueber das Erdbeben von Mendoza haben wir sehr ausführliche Nachrichten u. s. w. In Santiago, der Hauptstadt von Chile, bemerkte man keine Stöße." — Der Unterzeichnete ist und war zur Zeit des Erdbebens in Santiago, und stand in dem Augenblicke, wo Mendoza einstürzte, unter der Kehre (Corridor) eines Hauses im Gespräch begriffen. Der Stoß, welchen wir also in Santiago verspürten, war so stark, daß wir alle schnell die Nähe des Hauses verließen in der Furcht, daß dasselbe vielleicht einstürzen könne. Wir alle waren darüber einig, daß diese Erschütterung wohl die Fortsetzung eines starken Erdbebens von der Cordillere her sein müßte und sahen deshalb nach der Uhr, um die Zeit mit etwa einlaufenden Zeitungsnachrichten zu vergleichen. — Leider hatten wir uns nicht geirrt, denn Mendoza war in dem Augenblicke der Erschütterung von Santiago gefallen. Die obige Angabe ist also unrichtig. Uebrigens wurde die Zerstörung Mendozas in Argentina und Chile als eine Strafe Gottes angesehen, denn die Einwohner des Ortes, welcher jetzt wieder sehr weitläufig aufgebauet wird, und zwar so, daß er nur aus einer Straße besteht, waren als das verkommenste Gesindel weit und breit verrufen."

Aus allen Erdtheilen.

Die Frauen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Sie verlangen für sich das Stimmrecht und den ihnen gebührenden Antheil am Staatsleben und an Aemtern. Sie meinen, so gut man einem Negerburschen, der nothdürftig buchstabiren könne, das Stimmrecht verleihe, so gut könne man es ihnen, den weißen, gebildeten Frauen, auch geben. Die radicalrepublikanische Partei will nun zwar den Schwarzen die Wahlurne zugänglich machen, um in ihnen Werkzeuge zum Druck auf die Weißen im Süden zu haben, da aber mit den weißen Frauen ein solcher Zweck nicht zu erreichen ist und ein weiblicher Stellenjäger einen männlichen Aemterjäger verdrängen könnte, so findet die Agitation der Frauen bei den radicalen Politikern keine Gunst. Die „Ladies" lassen sich aber nicht irre machen; dafür zeugt die „Equal Rights Convention", welche sie im November 1866 zu Albany, im Staate Neuyork, abhielten und in der viel Fractur gegen die arge Tyrannei der Männer gesprochen wurde. Ein Berichterstatter meldet:

Keine Lady trug Beinkleider. Frau Hasbrouk und ihre Mitredactrice an der „Sibylle", hatten keine Nachfolgerinnen in der Kleiderreform; Frau Stanton hat die Hosen abgelegt und selbst Frau Bloomer kleidet sich nach Pariser Mode. Frau Stanton sah recht hübsch aus; sie ist ein sehr nettes Weibchen, hat mütterlichen Ausdruck und die Korkzieherlocken lassen ihr ganz gut; sie sieht frisch und gesund aus. Das Pastor-Fräulein Olympia Brown trug ein schwarzseidenes Kleid und hatte während der Versammlung ihren Hut nicht auf dem Kopfe; sie trägt aber ihr Haar so, wie es vor zwei Jahren Mode war und sieht nicht sehr fürchterlich aus. Miß Brown hat jetzt eine Predigerstelle (pastorship) in Newburgh übernommen; sie sieht noch wie ein Backfisch aus (has a girlish look about her). Fräulein Bessie Bisbee wurde mit jenem Applaus empfangen, auf welchen eine hübsche, erst zwanzig Jahr alte Dame allezeit rechnen kann.

Frau Lucy Stone war Präsident. Mit Ausnahme des Mulatten Frederic Douglas und des Herrn Parker Phillsbury machten die männlichen Redner eben keinen besonderen Eindruck. Herr Stebbins aus Rochester las eine lange höchst prosaische Adresse in näselndem weinerlichen Tone, worüber die Zuhörer keine große Freude empfanden. Dann trat Herr Beach auf, „ein verrückter Mann" (a crazy man), welchen der Präsident mit den Worten vorstellte, daß derselbe weit hergekommen sei, um hier zu reden. Herr Beach warf alles Mögliche durcheinander: die französische Revolution, die Freiheit, die Menschenrechte, die Theologie und noch ein halbes Schock anderer Dinge, auch sprach er viel über die rothen Indianer und deren Papuses (Kinder), vergaß auch nicht zu bemerken, daß die Indianer gewaltige Jäger seien und sich auf weiten Jagdgründen herumtummelten. Er habe einmal auf offener See ein Schiff angetroffen; alle Leute am Bord seien todt gewesen und das Steuerruder habe gefehlt. Das war der Frau Anthony doch zu stark; sie fiel Herrn Beach in die Rede und er mußte abbrechen.

Jetzt verkündete die Vorsitzende, daß Herr Lawrence „einen Gesang singen" werde, welchen er expreß für diese Gelegenheit zurecht gemacht habe; der Stoff desselben sei, daß es in der Welt doch besser werden müsse. Der Singsang wurde mit Beifall aufgenommen, man vernahm aber auch da und dort Zischen. „Es war übrigens eine ganz liebliche Melodie." Derselbe Gentleman gab noch ein Lied zum Besten, in welchem die erhabene Idee durchgeführt wurde, daß es kein Uebel in der Welt mehr geben werde, wenn einmal die gute Zeit wirklich gekommen sei; Politiker, Doctoren, Advocaten rc. (mit dem rc. meinte er die Theologen) würden dann alle abgeschafft sein, abolished, gleich der Negersklaverei. — Frau Stanton vertheidigte diesen Gesang mit Lebhaftigkeit; einige Leute wollten denselben befremdlich und seltsam finden, das sei mit ihr nicht der Fall. Wenn die Frauen für ihre Dienste richtig belohnt werden, dann können sie sich auch mehr Vergnügen machen und die Weiber werden dann verhältnißmäßig reich sein. Dann würden sich auch die Männer nicht vor dem Heirathen fürchten; „es wird dann keine alten Jungfern und keine alten Junggesellen mehr geben."

Am zweiten Tage borgte Fräulein Anthony einen Herrenhut und ließ Geld sammeln. Herr Phillsbury verlas eine von ihm verfaßte Adresse an das Volk des Staates Neuyork, worin er „eine Handvoll Gründe“ gegen die obwaltenden Zustände vorbrachte. „Die Weiber werden wie überführte Verbrecher behandelt, nicht wegen eines Verbrechens, nicht wegen der Farbe, sondern wegen des Geschlechts. Sie sind durch ihre gebietenden Herren und Meister, durch Achtung vermittelst der gesetzgebenden Gewalt, nicht bloß ein klein Bischen, nicht bloß etwas Wenig, sondern unermeßlich tief herabgedrückt, unter Myriaden der menschlichen Race, herabgedrückt durch Männer, deren einziger, obwohl nicht einzusehender und gar nicht zu erforschender Grund für ein solches Verfahren darin besteht, daß sie leiblich derart beschaffen sind, als Männer in den Censustabellen Figur zu machen. Das kann und soll aber nicht ewig so bleiben. Der Engel der constitutionellen Convention wird bald herabkommen und das Wasser umrühren. Mögen Alle, welche der Heilung bedürfen, sich beeilen, um die Taufe zu empfangen. Jetzt, gerade nun, jetzt und gegenwärtig, ist die rechte Stunde da. Die große Glocke der Humanität hat die Stunden angeschlagen und ihr Schall wälzt sich fort, hinweg über die Continente, Echo rufend sowohl aus den Thälern der Alpen wie jenen der Alleghanies und süße Musik mischend in den Wiederhall beider Hemisphären. Wir in Neuyork haben diese Glockentöne vernommen und gehorchen frohen Muthes der Aufforderung. Wir kommen zu Hülfe der Gerechtigkeit und dem Recht, wir sind wacker gegürtet und gerüstet mit den Waffen einer heiligen, einer göttlichen Sache und die Allmacht selber ist für das Gelingen unserer guten Sache verpflichtet. Ja, schon stehen ganze Heerschaaren uns zur Seite und unsere Grundsätze können niemals eine Niederlage erleiden. Die Aussichten für uns sind ermuthigend, und vertrauensvoll legen wir unser Unternehmen in Hand und Herz des harrenden und erwartenden Volkes!“

Bombastischer Unsinn solcher Art hat allemal bei einem angloamerikanischen Publicum auf Beifall zu rechnen, der auch diesem Herrn Phillsbury nicht fehlte.

Der Berichterstatter fährt fort: „Pastor Olympia Brown nahm das Wort. Wenn wir alle unsere Schuldigkeit thun, dann wird man im nächsten Jahr erleben, daß die Vereinigten Staaten auch Frauenbürgerinnen haben. Mögen die alten Frauen und jene im mittlern Alter ihre Erfahrungen hier mittheilen; wir können Alles gebrauchen. Wenn der HErr kommt, muß er uns wach finden. Eine leichte Arbeit haben wir allerdings nicht, aber wir müssen das Opfer bringen.“

Eine der angenommenen Resolutionen lautet: „Beschlossen, daß das Wort männlich, welches dreimal in dem jetzt der Berathung unterliegenden Amendement zur Verfassung vorkommt, eine grobe Beleidigung für die Frauenschaft in der ganzen Welt enthält. Es ist ein beleidigender Verstoß gegen den Genius des neunzehnten Jahrhunderts und wir hoffen, daß schon aus diesem einzigen Grunde das Amendement verworfen werde.“ —

Die Radicalen suchen sich die unbequemen, wiewohl vom Standpunkte dieser selben Partei ganz richtigen und consequenten Zumuthungen der starkgeistigen Frauen, durch gute und schlechte Witze vom Halse zu schaffen. Die Weiber glaubten sich beleidigt und zurückgesetzt und daran denke doch kein Mann; ob sie aber etwa eine bewaffnete Garde bilden wollten, wie die Amazonen des Königs von Dahome? Wenn man sie in Regimenter formirte und ins Feld schickte, würden die weißen Ladies sich gewiß sehr tapfer schlagen, doch habe man bisher aus guten Gründen vorgezogen, Krieg und Waffenstreit den Männern allein zu überlassen. Die „Tribune“ sagt: „Wenn aber Frau Stanton ein Regiment Dragoner für den Dienst an der Grenze gegen die Indianer mobil machen oder eine Batterie ins Feld führen will, dann werden wir das Unsrige thun, damit ihr Vorschlag in sorgfältige Erwägung gezogen werde. Aber sie soll es bleiben lassen, uns Männern Schuld zu geben, daß wir je die Absicht gehabt haben, die Frauenwelt zu beleidigen.“

Karl Ritter's Geographie von Palästina und der Sinaïhalbinsel ist soeben, 1867, zu Edinburgh in einer englischen Ausgabe erschienen. Uebersetzer ist W. L. Gage. Wir haben an und für sich über das Buch nichts zu sagen, wollen aber auf eine Anzeige desselben im Londoner „Athenäum“ (vom 26. Januar 1867, Nr. 2018) hinweisen, weil dieselbe abermals einen traurigen Beleg dafür giebt, wie stupid und anmaßend sich manche englische Kritiker benehmen, sobald es sich um deutsche Gelehrsamkeit handelt. In dieser Stupidität leistet gerade das „Athenäum“ Ausgezeichnetes, und von dem hohen Stande der Wissenschaften in Deutschland weiß dieses Londoner Blatt nichts oder will davon nichts wissen. Neulich brachte es eine Anzeige über Oskar Peschel's Geschichte der Erdkunde, Stuttgart 1865. Dieses meisterhafte Werk des ausgezeichneten deutschen Gelehrten wurde mit einer halben Spalte abgefertigt; das „Athenäum“ wußte über dasselbe weiter nichts zu sagen, als daß das Buch manche Thatsachen und Notizen enthalte. Nun besitzen aber die Engländer so wenig wie irgend ein anderes Volk ein Werk, das auch nur annähernd einen Vergleich mit Peschel's Buche aushalten könnte; noch mehr, sie haben gar nichts derartiges in ihrer Literatur, nicht einmal in Rudimenten, denn Major's Arbeiten können doch nicht mit denen des deutschen Autors sich messen. Ueber Peschel's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, welche 1858 erschien, wird kein Wort gesagt.

Nun ist es interessant zu sehen, wie ein kritisches Organ, das in England großes Ansehen und eine weite Verbreitung hat, seine „blockishness“ — um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen, zu Deutsch müßten wir sagen „klotzköpfige Dummheit“ — zeigt in einem Urtheil über Karl Ritter. Es hat keine Ahnung davon, daß dieser große Mann der Wissenschaft eine neue Bahn gebrochen, daß er ihr weite Horizonte eröffnet, daß er Schöpfer der wissenschaftlichen und der vergleichenden Erdkunde ist. Das „Athenäum“ erklärt es für einen Mißgriff, daß man Ritter's Werk über Palästina und die Sinaihalbinsel übersetzt habe. Dann äußert der gelehrte Londoner Thebauer Folgendes: „Karl Ritter war seiner Zeit ein ganz respectabler Sammler von Thatsachen. Für eine Autorität kann man ihn nicht gelten lassen; er war ein Gelehrter, der nur in seiner Bibliothek Reisen machte, ein adventurer (also Jemand der Streifzüge macht) in seinem Lehnsessel, ein Entdecker am Professorentische. Niemand wird in Abrede stellen, daß er eine große Kraft hatte, Bücher durchzulesen und eine große Fertigkeit der Aneignung besessen habe. Er schrieb aus anderer Leute Untersuchungen eine gewaltige Bibliothek zum Nachschlagen zusammen, und weil er nun ein dickes Buch zusammencompilirt hatte, ließen seine Schüler es sich beifallen, ihn einen großen Geographen zu nennen. Seine Erdkunde von Asien ist früher einmal ein nützliches Buch zum Nachschlagen gewesen und hat noch heute Werth, insofern man aus demselben ersieht, welches der Stand der geographischen Wissenschaft vor etwa zwanzig Jahren gewesen.“ Das „Athenäum“ fügt hinzu: „Mehr Verdienst können wir Karl Ritter nicht zugestehen.“

Er geht dann auf Ritter's Palästina und die Sinaïhalbinsel über und hebt hervor, daß seit Ritter's „Compilation“ in Asien viele neue Forschungen angestellt worden seien. Das wissen wir Alle sehr wohl; aber was kann Ritter, dessen Darstellung jener Länder in die Jahre 1848 und 1850 fällt, dafür, daß er nicht jetzt sein Buch schreibt? Er ist seit Jahren todt! Es wird ihm vorgeworfen, daß er nicht persönlich in Palästina gewesen sei und kein Arabisch verstanden habe; er sei nur Robinson gefolgt, was einfach nicht wahr ist; denn was bis 1848 über jene Gegenden erschienen war, das kannte Ritter allerdings. Robinson war lange in Palästina gewesen und sein Werk galt gerade bei den Engländern für eine große Autorität! Das „Athenäum“ fügt bei: „Ritter und Robinson lebten in einer vorwissenschaftlichen Periode, das geht aus ihren Schilderungen Jerusalems hervor.“ Und: „Ritter war ein Zusammenschreiber zweiter Hand; es wimmelt in seinem Buche von Irrthümern.“

In dem frommen England ist es bekanntlich seit einiger Zeit Mode geworden, viel Geld zu geben, damit im „heiligen Lande“ jeder Klotz und jeder Stein mikrologisch untersucht werde. Nothborstige Entdecker kriechen in jede Höhle, wenden jeden Stein um, messen jede Mauer ab, trinken Thee auf dem Sinaï und essen Beefsteakes auf dem Horeb. Da sind sie denn glücklich zu dem großen Resultate gelangt, daß in Robinson und Ritter sich Irrthümer befinden und daß diese eine ganz falsche Darstellung der „heiligen Stadt“ geben. Man solle lieber eine Schilderung dersel-

ben in „Kitto's Cyclopädia“ oder den Artikel Jerusalem in „Smith's Dictionary“ lesen, als auch nur einen einzigen Tag an Gage-Ritter's Buch verlieren!

Die Franzosen in Korea.

Diese Halbinsel, über welche wir nur sehr dürftig unterrichtet sind, wird nun wohl auch dem allgemeinen Verkehr eröffnet werden; seitdem China und Japan erschlossen sind, ist die Absperrung kaum noch haltbar. Es wird etwa ähnlich gehen wie in Cochinchina. Als sich dort, den Landesgesetzen zuwider, Missionaire heimlich eingeschlichen hatten und ermordet wurden, fing Kaiser Napoleon mit dem Kaiser von Annam, welchem das Land gehörte, Krieg an; er erklärte feierlich im „Moniteur“, daß er ihn ohne irgend welche Absicht auf Eroberung führe, lediglich „im Interesse der christlichen Civilisation“, die ja überhaupt in den Redensarten unserer Tage eine so erbauliche Rolle spielt. Er vergaß aber sein feierliches Versprechen und eignete sich einen großen Theil von Cochinchina mit Saigong an. Nun sind auch in Korea Missionaire ermordet worden; über die näheren Umstände und Veranlassungen sind wir noch nicht zuverlässig unterrichtet, wir wissen aber, daß in Korea tüchtig bombardirt wurde und die „christliche Civilisation“ wieder einmal an der Arbeit war. Die „Revue des deux Mondes“ äußerte neulich: „Wie oft wähnen die Missionaire, sie brauchten nur einen Fuß irgendwohin zu setzen und dann seien die Landeseinwohner schon halb bekehrt, ließen es sich aber nicht merken, weil sie Furcht vor der weltlichen Macht hätten. Daher rühren aber auch die unaufhörlichen Eingriffe in das Gebiet der weltlichen Autorität; daher kommt das Tichten und Trachten nach Herrschaft und Einfluß, das in so bedauerlicher Weise hervortritt.“ Freilich führen die Missionaire allein das große Wort und mit salbungsreichen Floskeln, und nach ihren einseitigen Darstellungen urtheilt dann das unkritische große Publicum auch einseitig und sehr unbarmherzig über die „verstockten Heiden“, welche keinen Fürsprecher finden. Die „Times“, welche es sonst nicht gern mit dem missionsschwärmenden John Bull verderben möchte, bemerkt aber doch: „Die Ursache der Verfolgung der Missionaire hat in neun Fällen unter zehn ihren Grund darin, daß in einem Lande, wo das Volk an und für sich so sehr gleichgültig gegen religiöse Dinge ist, wie in Ostasien, insbesondere China, die weltliche Gewalt eifersüchtig auf den Einfluß ist, welchen die Geistlichen über die Neubekehrten erlangen; um die Lehre selbst bekümmert sie sich wenig. Gelegentlich, wenn die Missionaire so unverständig sind, einen im ganzen Lande üblichen Gebrauch, z. B. die Verehrung der Vorfahren, anzugreifen, erregen sie auch den Unwillen des Volkes und rufen Demonstrationen hervor. Wenn sie aber, wie das neuerdings von Seiten der französischen Missionaire in China geschieht, eine Art von bürgerlichem Protectorat über ihre Neubekehrten sich anmaßen, dann wird auch die Regierung ihnen auffässig. Was nun die Koreaner anbelangt, so haben sie bis auf die jüngste Zeit sich stets äußerst human gegen die Mannschaft von Schiffen benommen, welche an ihrer Küste scheiterten. Auch die Missionaire haben lange Zeit unangefochten und unbelästigt in Korea leben dürfen. Schon daraus kann man mit Sicherheit schließen, daß sie durch ihr Benehmen der Regierung Anstoß gegeben und die Rachehandlung hervorgerufen haben, der sie zum Opfer fielen. Die „Revue des deux Mondes“ ihrerseits bemerkt noch: „die Dinge würden wahrscheinlich besser stehen, wenn das Apostolat sich stets innerhalb der gebührenden und natürlichen Grenzen hielte, die ihm nun einmal gesteckt sind.“ Diese Ansicht ist vollkommen richtig; erst brüskirt man die „Heiden“ und wenn man zu Schaden kommt, gleichviel ob durch Aufdringlichkeit, Uebermuth oder Mangel an Klugheit, dann wird gegen die „Barbaren“ geeifert und man lehrt sie die Mores der Civilisation mit Kanonen. Wenn einmal ein buddhistischer Bonze auf den Straßen Roms gegen den Papst predigen wollte, was würde ihm geschehen? Aber unsere Civilisatoren verlangen für sich überall Privilegien, welche sie Anderen nicht gestatten! Das ist die Logik von der Geschichte!

Aus der Südsee. Zu den besten Kennern der polynesischen Inselgruppen gehört W. T. Pritchard, der soeben ein Werk über dieselben veröffentlicht hat. (Polynesian researches, or life in the South-Pacific Islands. London 1867.) Er ist Sohn des Missionairs Pritchard, der vor etwa 30 Jahren viel genannt wurde, als England und Frankreich seinethalben in diplomatische Zwistigkeit gerathen waren. Der Sohn, welcher längere Zeit Consul auf den Navigatoren und den Fidschi-Inseln war, erzählt die Veranlassung.

Am 21. November 1836 landeten zwei katholische Priester, Laval und Carret, auf Tahiti, wo damals Königin Pomare herrschte. Als sie dieser allerlei Unannehmlichkeit bereiteten, schaffte man sie fort, aber im Januar 1837 erschienen statt ihrer zwei andere Geistliche, denen aber das Landen verboten wurde. Da kam am 29. August 1838 Dupetit Thouars mit der Fregatte „Venus“, 60 Kanonen, verlangte Genugthuung für die angeblich den Franzosen zugefügte Beleidigung und 2000 Dollars Strafgelder. Auch sollte die französische Flagge auf der Insel, wo eben die Königin krank danieder lag, aufgezogen und mit 21 Kanonenschüssen begrüßt werden. Da aber auf Tahiti keine Kanonen waren, so lieh der Franzose seine eigenen Geschütze her. Von dem Tage an war Tahiti den Franzosen verfallen, sie benahmen sich als Gebieter, und als der englische Consul Pritchard Vorstellungen machte, wurde er am 3. März 1844 vom französischen „Gouverneur der Insel Tahiti“ eingesperrt. Dieser hatte, kraft angemaßter Machtvollkommenheit, schon am 7. November 1843 die Königin Pomare abgesetzt und im Namen des Königs Ludwig Philipp Besitz von dem Archipelagus der Gesellschaftsinseln genommen. Bruat hatte an jenem Tage die Flagge der Königin Pomare, in welcher eine Krone eingestickt war, zu Boden geworfen, die Krone mit Füßen getreten und dabei gesagt: „Hier liegt die Krone Englands wieder einmal im Schmutze!“ — Pritchard schildert sehr ansprechend den Archipelagus der Navigatoren, d. h. der Samoa-Inseln, wo er seit 1848 auf Apia, einem Hafen auf der Nordküste des Eilandes Upolu, wohnte. Er war Augenzeuge eines Krieges, welchen die Eingeborenen unter einander führten und in welchem einmal an 3000 Kämpfer auf jeder Seite ins Feld rückten. In einem Seetreffen rannte ein großes mit 8 Kanonen besetztes Widderschiff drei große Doppelschiffe in den Grund; sie waren je mit 150 Mann besetzt und führten einige Neunpfünder. Ein Neger aus Westindien, der nach den Navigatoren verschlagen worden war, spielte damals eine große Rolle als Häuptling, und die Engländer bezeichneten ihn als den Schwarzen Prinzen. Die Häuptlinge erfreuen sich großer Vorrechte, welche manchmal von ihnen in sehr unangenehmer Weise ausgeübt werden. Hier ein Beispiel. In Salaelua an der Südwestküste von Savaii wohnte der Engländer Fox, ein sehr ordentlicher Mann, der Kokosöl einhandelte. Eines Tages kam Saelusi zu ihm. Dieser junge Häuptling brachte Oel. Während dasselbe gemessen wurde, nahm er heimlich ein Stück Rollentaback weg. Fox kam hinter die Sache und sprach: „Du hast mir Taback gestohlen, gieb ihn wieder heraus!“ — Saelusi entgegnete: „Ich bin Häuptling, ein Häuptling kann nicht stehlen; ich nahm Deinen Taback, weil ich rauchen wollte; hier ist er.“ Dann ging Saelusi fort, lud sein Gewehr und kam wieder. Fox saß ruhig vor seiner Thür und rauchte eine Pfeife. Der Insulaner rief: „Du hast gesagt, ich hätte Dir Taback gestohlen; ich sage Dir, ein Häuptling kann nicht stehlen!“ Und dabei schoß er ihm eine Kugel in die Brust; Fox war auf der Stelle todt.

Zur Charakteristik der Hierarchie in Rom. Die päpstliche Curie und ihre Priester verlangen bekanntlich für ihren Glauben, ihre Kirche etc. in der ganzen Welt nicht nur religiöse Freiheit, sondern auch das Recht, Proselyten zu machen unter Heiden, Türken oder Christen. Sie privilegiren sich als allein berechtigt. Aber sie sind weit entfernt, Anderen mit gutem Beispiele voranzugehen und das, was sie auf dem ganzen Erdballe für sich in Anspruch nehmen, Andersgläubigen zu gestatten. Die crasseste Unduldsamkeit ist System der Curie und ihrer Hierarchie überall, wo sie herrschen kann; wo sie nicht herrschen kann, fordert sie für sich — „religiöse Freiheit“. Der biblische Ausspruch: „Was Du nicht willst, das Dir geschieht, das thu auch keinem Andern nicht,“ gehört nicht unter die Maximen der Curie. Nun streiten wir ihr das Recht nicht ab, in ihrem Staate die Aus-

übung anderer religiösen Bekenntnisse zu verbieten; dasselbe Recht haben aber auch andere souveraine Staaten, auch die heidnischen, und wer selber unduldsam ist, hat nicht die allermindeste Befugniß, sich zu beklagen, wenn man sein eigenes Princip auch gegen ihn anwendet.

Folgende Thatsachen sind charakteristisch. Seit etwa sechs Jahren hat ein Geistlicher aus Schottland, J. Lewis, Privatgottesdienst für seine presbyterianischen Landsleute gehalten und zwar in seiner eigenen Wohnung, und lediglich für britische Unterthanen, in aller Stille. Von Seiten der römischen Bevölkerung ist niemals Beschwerde darüber geführt worden.

Nun erhielt in der ersten Woche des Januars 1867 der englische Consul in Rom vom Cardinal Randi, dem Stadtgouverneur, eine Mittheilung, der zufolge der presbyterianische Geistliche Lewis „gesetzwidrige religiöse Versammlungen" abhalte; diese seien durch die römischen Gesetze ausdrücklich untersagt, und Lewis, welcher dieselben übertreten habe, sei dadurch der Gewalt der Inquisition verfallen, welche ihn verhaften und einsperren könne. Der Consul schreibt weiter: „Da aber Monsignore Randi mir gestattet, Ihnen diese Notiz zukommen zu lassen, so möchte ich Ihnen dringend anrathen, daß Sie dergleichen Neuerungen einstellen, dem Monsignore Randi einen Besuch machen und ihm versprechen, daß sie die gesetzwidrigen Handlungen niemals wiederholen werden. Im Fall dieses geschieht, hoffe ich, daß es möglich sein werde, die Ihnen zugedachte Ausweisung abzuwenden." Lewis machte bei Randi dagegen geltend, daß man bisher dem protestantischen Gottesdienste, wenn er nur für Ausländer abgehalten worden sei, keine Hindernisse in den Weg gelegt habe. Der Cardinal entgegnete, es handle sich hier einfach um eine gesetzwidrige Handlung, von der ihm Anzeige gemacht worden sei, und Lewis könne von Seiten der Inquisition verhaftet werden, falls man ihn nicht etwa ohne Weiteres aus Rom wegweisen wolle. Lewis dagegen erklärte seinerseits, daß er am nächsten Sonntage nicht umhin könne, seinen presbyterianischen Gottesdienst abzuhalten, weil es, am Sonnabend, zu spät sei, seiner Gemeinde Kunde von dem Verbote zukommen zu lassen. Er hielt auch seine Predigt.

Dann gab der englische Geschäftsträger, Odo Russell, dem Staatsminister Cardinal Antonelli Kunde von der Sachlage. Dieser Biedermann behauptete dem Engländer dreist ins Gesicht, die päpstliche Regierung wisse gar nicht, daß schon seit sechs Jahren derartige Gesetzwidrigkeiten vorgekommen seien. Er hielt dann dem Papste Vortrag, und Seine Heiligkeit erklärte, „daß er selber das Einschreiten gegen Lewis veranlaßt habe; das entspreche durchaus dem oftmals von ihm verkündeten Grundsatze, daß ketzerischer Gottesdienst in katholischen Ländern durchaus unstatthaft und platterdings nicht zu dulden sei." Antonelli hat überdies erklärt, daß er auch den protestantischen Gottesdienst, welcher bisher im Hause der nordamerikanischen Gesandtschaft abgehalten worden ist, nicht länger dulden werde. Die Schotten haben nun außerhalb der Mauern der heiligen Stadt Rom ein Haus gemiethet, um dort nach presbyterianischer Façon zu beten.

Wir registriren einfach diese Vorgänge, weil sie zur Geschichte der Uncultur in unserm Jahrhundert gehören, und weil die römische Curie allemal, wenn man in Cochinchina oder sonst wo einen ihrer Agenten ausweist, laute Klagen über Unduldsamkeit und Barbarei der „Heiden" erhebt.

Die Expedition des Herzogs von Luynes nach dem Todten Meere. Sie wurde 1864 unternommen und wir haben derselben oftmals erwähnt; sie erstreckte sich auf Syrien und Palästina bis ans Rothe Meer. Der wissenschaftliche Stab war sehr tüchtig; ihm gehörten der berühmte Geolog Lartet und der Schiffslieutenant Vigne an, Letzterer besonders als Kartograph. Er hat jüngst eine Uebersicht der Reise veröffentlicht; eine große, umfassende Arbeit, welche der Herzog selbst unter der Feder hat, wird später erscheinen.

Ein Abschnitt Vigne's behandelt das Todte Meer und den Wadi Arabah. Das erstere bildet bekanntlich eine neue ganz ungeheure Depression, eine in ihrer Art einzige Bodeneinsenkung. Nach Vigne's sehr sorgfältigen Messungen liegt der Spiegel des Todten Meeres 392 Meter tiefer als jener des Mittelländischen Meeres und 1170 Meter tiefer als Jerusalem, das seinerseits 779 Meter über dem Mittelmeere liegt. Das Wasser hat einen ungemein starken Salzgehalt, der constant ist; das einfließende Süßwasser vermischt sich mit demselben nur in den oberen Lagen. Die Zuflüsse sind: der Jordan, der Zerka Maïn, der Wadi Modscheb und der Wadi Safieh; am Westufer befinden sich mehrere süße Quellen. Fische und Muscheln dieser süßen Gewässer sterben sofort ab, sobald sie in das Salzwasser kommen; Vigne fand im eigentlichen See nicht ein einziges lebendes Wesen; nur in einiger Entfernung von den Flußmündungen, im Brakwasser, kommen noch Fische und Schaalthiere vor. Als größte Tiefe fand Vigne 350 Meter; im Süden beträgt sie dagegen an manchen Stellen nur 6 Meter. — In den Bemerkungen über den Wadi Arabah zeigt der Reisende, daß die Wasserscheide zwischen dem Todten und dem Rothen Meere von einer Hochebene gebildet wird, welche nach Osten und Süden steil abfällt. Ihr höchster Punkt liegt 346 Meter über dem Mittelmeere. Alle von dem Plateau nach Süden hin ziehenden Wasserläufe haben ihren Abfluß zum Akabahbusen, jene nach Norden hin zum Todten Meere.

Die deutschen Colonien in der Provinz Rio Grande in Südbrasilien.

Die Deutschen in jener Provinz können von sich rühmen, daß sie mit Eifer für Schulwesen und Jugenderziehung sorgen; namentlich zeigt sich unter den Lehrern das löbliche Bestreben, den Fortschritten der Pädagogik gerecht zu werden. Sie bleiben mit Deutschland in Verbindung, haben in der Hauptstadt St. Leopoldo eine Lehrerbibliothek angelegt und halten in bestimmten Zwischenräumen Lehrerversammlungen. Wir finden in der zu Porto Alegre erscheinenden „Deutschen Zeitung" die Angabe, daß im Juni 1866 auf den deutschen Colonien im Municipium von St. Leopoldo 56 deutsche Schulen vorhanden waren mit 49 Lehrern und 5 Lehrerinnen; sie zählten 1958 Schüler, wovon 699 Mädchen und 1259 Knaben. Das Curatorium jener Lehrerbibliothek steht mit dem pädagogischen Verein zu Dresden in Sachsen in brieflichem Verkehr und hat eine Zuschrift desselben beantwortet. In derselben heißt es:

„Ermuthigend und anregend ist es für uns, zu wissen, daß Freunde in der alten, lieben Heimath Theil nehmen an unseren Bestrebungen, deutsche Sitte und Bildung auf den hiesigen Colonien zu befördern. Wir haben hier mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber wir wissen, daß deutsche Nationalität und Sitte hier eine Zukunft haben, wie kaum irgend anderswo im Auslande, und daß unsere Provinz durch Boden, Klima und Lage für die deutsche Colonisation eine in der alten Heimath noch wenig anerkannte Wichtigkeit hat."

Dann folgen nachstehende Angaben über das Land.

Die Provinz Rio Grande do Sul, in der südlich gemäßigten Zone zwischen 29°25′ und 33°45′ südlicher Breite gelegen, hat einen Flächenraum von 8230 Quadrat-Leguas (1 Legua = 3/4 geographische Meilen) mit einer Bevölkerung von 420,000 Seelen.

Die Serra Geral, welche sich längs der Ostküste Südamerikas hinzieht, tritt im Nord-Osten, an der Grenze von St. Catharina, nahe der Küste, in unsere Provinz, und während der Hauptzug, von Osten nach Westen, als meistens waldloses Kampgebirge sich nach dem Uruguay hinstreckt, sendet das Hauptgebirge waldbedeckte Gebirgszweige in der Richtung von N.-O. nach S.-W. nach dem Rio dos Sinos, Cahy, Taquary und Rio Pardo.

Dieses Waldgebirge bildet das Gebiet der deutschen Colonien der Provinz Rio Grande do Sul. Diese Colonien liegen in einer ziemlich horizontalen Linie zwischen 50° und 54° w. L. (von Greenwich) und 29° und 30° s. B. Es sind:

1) Die Colonien am Rio dos Sinos oder die deutschen Colonien von St. Leopoldo.

Dieselben umfassen die Stadt St. Leopoldo mit der Landgemeinde Lomba Grande, den Hamburger Berg, Campo Bom, Estancia, die Berghammer-Schneids und deren Fortsetzung, die Kaffee-Schneids, die 48er Pikade, Neu-Schneids, Padre Eterno, Portugieser-Schneids, Baum-Schneids, Mundo Novo, Neu-Petropolis. Die deutsche Bevölkerung im Municipium St. Leopoldo beträgt 15,531 Seelen.

2) Die Colonien am Cahy, Marata, Parici, St. Benedicto, Salvador, Escadinha, Forromecco, Francez, Feliz mit 3920 Seelen.

3) Die sehr fruchtbaren aber noch wenig bevölkerten Colonien am Taquary: Estrella, Conventos, St. Emilia, Teutonia mit 550 Seelen.

4) Die Colonien am Rio Pardo und Rio Pardinho oder die deutschen Colonien von St. Cruz: das Fachinal, St. Cruz, Picado Rio Pardinho, Andreas, Dona Josepha, Ferraz, St. Johann.

Die Colonien von St. Cruz befinden sich in einem sehr blühenden Zustande und haben eine Bevölkerung von 4445 Seelen. Daran stoßen die neuen Ansiedelungen am Butucarahy und Rio Pardense.

5) Etwa 20 Leguas von St. Cruz entfernt als westlicher Vorposten der deutschen Colonien: St. Angelo mit 880 Seelen im Flußgebiete des Jakuhy und Santa Maria da Bocca do Monte mit 550 Seelen.

Abgesondert von diesen Colonien liegen im N.-O. der Provinz: Tres Forquilhas mit 605 und Torres mit 567 Deutschen, und etwa 21 Leguas von der Stadt Rio Grande entfernt an der Westküste der Lagoa das Patos die blühende Privatcolonie St. Lourenco mit 1482 Seelen.

Die deutsche Bevölkerung auf den Colonien der Provinz Rio Grande do Sul beträgt 27,980 Seelen. Hierzu kommt die in den Städten: Rio Grande, Pelotas, Porto Alegre, Rio Pardo, Cachoeira, Alegrete, S. Gabriel, Uruguayana wohnende und die in der Campagna zerstreut lebende zahlreiche deutsche Bevölkerung.

Ueberall, wo man in unserer Provinz reist, findet man Deutsche. Ueberall hat deutscher Fleiß hier den Urwald in fruchtbare Plantagen umgewandelt, dort in den Städten Handel und Gewerbe emporgehoben, dort in der Campagna mitten unter brasilianischer Bevölkerung sich eine einflußreiche und geachtete Stellung erworben. Deutsche Sprache und deutsche Sitte haben die Deutschen hier so sehr bewahrt, daß es den Reisenden in St. Leopoldo ganz deutsch anheimelt und er in unseren Waldcolonien ganz vergißt, daß er in Brasilien lebt. Mit jedem Jahre gewinnt die deutsche Bevölkerung eine sich immer mehr entwickelnde Macht. Die gesammte deutsche Bevölkerung dieser Provinz wird auf 40,000 bis 50,000 Seelen veranschlagt.

Die walisische Colonie an der Ostküste von Patagonien. Wir haben derselben schon einigemal erwähnt; jetzt liegt uns der Bericht des Geistlichen L. Humphreys vor, welcher an Ort und Stelle beobachtete. Er verweilte dort vom Juli 1865 bis dahin 1866. Seine Landung bewerkstelligte er an der New-Bai, deren Einfahrt 7 Miles breit ist; sie erstreckt sich 22 Miles landein und bildet einen trefflichen Hafen, der nur bei den übrigens nur selten eintretenden Ostwinden nicht ganz sicher ist. In dieselbe mündet der Chupat, welcher durch ein in drei Abtheilungen zerfallendes Thal fließt. Die Ansiedelung ist bis jetzt auf das untere Thal beschränkt worden; dieses hat eine Länge von 45 Miles und eine durchschnittliche Breite von 5 Miles. Die wenigen Sümpfe trocknen bei niedrigem Wasserstande aus. Stammholz ist wenig oder gar nicht vorhanden, aber viel Strauchwerk, und somit ist an Feuerungsstoffen kein Mangel. Das zweite Thal ähnelt dem erstern, aber die Bäume wachsen höher und der Sandstein liefert gutes Baumaterial. Hier sind für den zweiten Nachschub walisischer Einwanderer 200 Farmen von je 100 Acres ausgelegt worden. Die dritte Abtheilung des Thales ist nur erst theilweise erforscht worden, man weiß aber, daß es schmal und von Felsen eingeschlossen ist. Der Chupat hat klares, süßschmeckendes Wasser; gutes Brunnenwasser erhält man, wenn tief gegraben wird; das an der Oberfläche und in geringer Tiefe ist zumeist brakig. Das Klima wird als entschieden angenehm und gesund geschildert, der Boden als fruchtbar; unter den wilden eßbaren Pflanzen wird ein wilder Sellerie, eine Rübe und eine Kartoffel genannt. Mais, Gerste, Kartoffeln und überhaupt die europäischen Gemüse gedeihen gut; die Weizenernte findet um die Weihnachtszeit statt, und die Ansiedler haben bereits viele Tausend Obstbäume gepflanzt. Die Gegend ist sowohl für den Ackerbau wie für die Schafzucht geeignet, und ist jener am benachbarten Rio Negro ähnlich. An der Mündung derselben haben die Argentiner vor etwa zwanzig Jahren die Niederlassung Patagones gegründet, und dort ist der Weizen allezeit sehr gut gediehen; eine der dortigen Estancias zählt über 100,000 Schafe. Die Waliser Ansiedler am Chupat besaßen im Juli 1866 etwa 100 Stück Rindvieh, davon waren 60 Melkkühe; Zahl der Pferde 40; jede Familie besaß Hühner und Schweine. Wild ist in der Umgegend jetzt noch in Menge vorhanden: Hasen, Guanacos, Armadille, Gänse, Enten und Rebhühner; auch der Strauß läßt sich nicht selten sehen. Die Hasen sind sehr groß und werden bis zu 18 und 20 Pfund schwer; Fluß und Bai sind fischreich. In New-Bai laufen manche Schiffe ein, welche an der patagonischen Küste dem Robbenschlag obliegen, der noch immer lohnend ist. Die zuerst gegründete Ortschaft heißt Tre Rawson. Humphreys betont, daß die argentinische Regierung der Ansiedelung in ehrlicher Weise und nach besten Kräften Vorschub leiste; sie zahlte der Colonie monatlich 700 Dollars und versorgte sie reichlich mit Lebensmitteln, bis die Dinge so weit gediehen waren, daß die Colonisten alle auf eigenen Füßen stehen konnten. Diese haben mit dem Häuptling der Indianer einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen; sie geben ihm Reitsättel und Branntwein; er bringt Häute und frisches Fleisch; dann und wann versteht sich auch ein Indianer zur Aushülfe bei der Arbeit.

Die Gesellschaft der Messageries imperiales hatte am Ende des Jahres 1866 eine Flotte von 66 Dampfern. Davon wurden 15 benutzt, um den Postdienst von Marseille aus und im Mittelmeere (für die Länder am indischen Ocean) zu besorgen; davon kamen 3 auf das Mittelländische Meer für die ägyptische Fahrt und 12 auf den indischen Ocean. Die Dampfer fahren auf 6 verschiedenen Routen, von welchen 2 Hauptrouten sind, nämlich jene von Marseille nach Hongkong und von Marseille nach Mauritius. Die 4 Nebenrouten sind: von Point de Galle auf Ceylon nach Calcutta; von Hongkong nach Schanghai; von Schanghai nach Japan und von Singapore nach Batavia. Der Dienst findet bis jetzt allmonatlich statt. Die Schiffe sollen vertragsmäßig 9 Knoten in der Stunde zurücklegen, haben aber im Mittelmeere 10 bis 11 Knoten gemacht und im indischen Ocean 9¾ Knoten.

Die deutsche Kriegscorvette „Vineta“ ist auf einer Fahrt um die Erde begriffen. Sie ist von Canton aus nach den chinesischen Gewässern gefahren, um dort den deutschen Handel gegen den Seeraub zu schützen. Dieser ist, wie wir früher nachgewiesen haben, während der letzten Jahre frecher als je zuvor betrieben worden und auch einige deutsche Fahrzeuge sind gekapert worden. In den östlichen Gewässern fahren ununterbrochen 300 bis 400 Schiffe unter deutschen Flaggen.

Schiffbrüche im Jahre 1866. Die bis zum 1. Februar 1867 ermittelte Zahl derselben betrug, laut einer Veröffentlichung der Seeversicherungsgesellschaft „Veritas“ zu Paris, nicht weniger als 2932. Diese alle sind vollständig auf See verunglückt. Davon waren 2732 hölzerne, 32 eiserne Segelschiffe und 168 Dampfer. Es verunglückten davon durch Widereinanderrennen 120, durch Feuersbrunst 101, durch Explosion 4, durch Schiffbruch 2336, als fernerhin zur Fahrt untauglich geworden 160, durch Eisgang zertrümmert 15, verschollen und als verloren angesehen 186. Verunglückt sind der Nationalität nach 1461 englische, 335 amerikanische, 261 französische, 96 holländische, 56 preußische, 53 norwegische, 49 italienische, 48 hannoversche, 41 dänische, 40 österreichische, 40 spanische, 37 schwedische, 27 hamburgische, 26 russische, 24 griechische, 17 bremische, 13 oldenburgische 11 portugiesische, 10 schleswig-holsteinische, 9 belgische, 8 mecklenburgische, 8 türkische, 7 brasilische, 5 chilenische, 4 lübeckische, 3 mexicanische, 2 peruanische Schiffe und je 1 von Columbia, Hayti und der argentinischen Republik. (Also deutsche Fahrzeuge 172; ein verhältnißmäßig, bei unserer großen Handelsmarine, günstiges Resultat.)

Der arabische Hafen Dscheddah am Rothen Meere. Bekanntlich landen dort viele Mekkapilger, welche über See kamen. Der französische Arzt Daguillon fuhr im April 1866 auf einem mit wenigstens 1200 Pilgern belasteten Dampfer von Suez aus dorther. Am 1. April hatte er auf dem Deck um 4 Uhr Nachmittags 30° C. Hitze, am 2. April, um dieselbe Tageszeit,

26°, sie stieg aber bei Südost auf 31°. Die Stadt liegt auf 21° 32′ nördl. Breite, 35° 54′ östlich von Paris, im Hintergrund einer Bai. Mekka ist nur 15 Lieues entfernt. Große Schiffe müssen 2 Miles vom Lande Anker werfen, kleinere können bis ziemlich nahe an die Stadt kommen. Das ganze Jahr hindurch sieht man etwa 50 Fahrzeuge im Hafen liegen, während der Pilgerzeit ist aber die Zahl viel beträchtlicher. Der Bazar ist reich versehen, besonders mit Waaren aus Indien, von wo ohnehin jeder Wallfahrer Handelsgegenstände mitbringt. Man findet Zimmt, Weihrauch, Elephantenzähne, Pfeffer, Reis, Gewürznelken, Zucker, Alaun, Galläpfel, Kokosnüsse, Muskatnüsse, Vanille, Thee, Sandelholz, sehr schöne Seidengewebe, Baumwollenstoffe, Zinn, Gold, Perlen. Daguillon bemerkte, daß die Leute tapfer Wein und Branntwein tranken; der letztere wird in der Stadt gebrannt und man macht aus dem Genusse kein Hehl. Die Stadt ist sehr ungesund, weil sie von Morästen umgeben und ein Theil des Hafens verschlammt ist; die Miasmen sind bei Westwind sehr gefährlich. Die Pilger bringen Typhusfieber, Blattern und Cholera mit, die in jedem Jahre mehr oder weniger heftig auftreten; die Straßen bleiben unsauber. Alles könnte besser sein, wenn man die Sümpfe austrocknete, den Hafen reinigte und die Pilger außerhalb der Stadt im Freien lagern ließe. Die christlichen Engländer machen gute Geschäfte, indem sie auf ihren Fahrzeugen jährlich aus Indien und dem östlichen Archipelagus etwa 40,000 mohammedanische Pilger nach Dscheddah bringen. Manches Schiff ist mit 1000 bis 1200 Menschen belastet. Am 14. April stieg auf dem Rothen Meere während eines Gewitters die Hitze auf 38° C.

Journale in Großbritannien. Die Zahl derselben betrug zu Ende des Jahres 1866 nicht weniger als 1257; davon erschienen 226 in London, 707 in anderen englischen Städten; 43 in Wales, 139 in Schottland, 128 in Irland und 14 auf den kleineren Inseln. Nur 53 erscheinen in England täglich, Wales hat nur eine täglich erscheinende Zeitung, Schottland 12, Irland eben so viele, 1 auf den Inseln; im Ganzen nur 78. Die Zahl der Magazine, Revuen und Wochenblätter beträgt 537. Nur sehr wenige sind, nach deutschen Begriffen, geistig freigesinnt, und die Zahl der Magazine &c., welche sich ausschließlich mit dem Steckenpferde John Bulls, kirchlichen und dogmatischen Dingen, befassen, stellt sich auf die erkleckliche Zahl von 106!

Eine deutsche Zeitung in China. Sie erscheint in der Stadt Victoria auf Hongkong und führt den Titel: „Omnibus für Ernst und Scherz“, „in der deutschen Druckerei von A. Wolff.“ Den Capitainen und der Mannschaft der zwei- bis dreihundert deutschen Seeschiffe, welche fortwährend in den ostasiatischen Gewässern und namentlich an der Küste von China fahren, wird dieses deutsche Blatt gewiß sehr willkommen sein.

Kohlen in Italien. Die Apenninenhalbinsel gilt für arm an Brennstoffen; deshalb bemüht man sich jetzt, Lignit und Steinkohlen zu finden. Schon vor zwanzig Jahren gewannen einige Italiener Lignit in den Abruzzen, und 1857 erhielt ein Franzose von der neapolitanischen Regierung das Privilegium, bei Pizzo Kohlen zu fördern. Das Ergebniß war befriedigend, doch fehlte es an Capital zum großen Betriebe. Auf der Bahn zwischen Neapel und Capua heizt man mit Lignit, und zahlt für den Cantaro, also etwas mehr als 2 Centner, 10 Silbergroschen. Seit einigen Monaten hat nun ein Gelehrter in Neapel, der Geolog und Chemiker Cassola, eine „Kohlenagitation“ begonnen, welche Erfolg verspricht. Man hat ihm brennbare Stoffe aus sehr vielen Gemeinden zugeschickt, damit er dieselben prüfe, und es zeigt sich, daß zunächst Süditalien viel reicher ist als man geglaubt hat, namentlich die Provinzen Abruzzi, Capitanata, Basilicata und Calabrien. Die Kohle von Bagnara bei Benevent ist nach Cassola's und eines französischen Chemikers Versuchen so gut wie die beste von Newcastle. In großer Menge kommt das sogenannte Dissolido vor, eine Moorerde, welche bei den zu Neapel angestellten Versuchen 19 Procent Oel ausgegeben hat, und welches die Stadt Potenza zum Gase für die Straßenbeleuchtung verwenden will. Mehrere Handelskammern und Gemeinden sind thätig, um die Kohlenagitation weiter zu fördern und mehrere Ingenieure sind in verschiedenen Landestheilen mit Untersuchungen beschäftigt.

Steht unserer Erde eine neue Gletscherperiode bevor? Der bekannte Physiker Babinet hat diesen Gegenstand jüngst in einem besondern Vortrag erörtert. Zuerst entwickelte er die alte Gletscherperiode, die Eiszeit, und sprach über die erratischen Blöcke; dann führte er den Satz durch, daß eine Eisperiode zu bestimmten Zeiten wiederkehren und auf Jahrtausende alles Leben auf der Erde zerstören müsse. Unsere Sonne bewegt sich, wie man weiß, durch den Weltenraum nach einem Punkte hin, der im Sternbilde des Herkules liegt. Sie ist ihrerseits ein Planet und gehört als solcher zu einem System, dessen Centrum oder Sonne für uns zu weit entfernt liegt, als daß wir dasselbe wahrnehmen könnten. Dennoch sind die Planeten unseres Sonnensystems nur Trabanten unserer Sonne. Diese letztere beschreibt ihrerseits höchst wahrscheinlich eine Ellipse um ihre Haupt- oder Centralsonne, aber eine Ellipse, die viele tausendmal größer ist als jene, welche unsere Erde beschreibt. Eben deshalb müssen auch viele tausend Jahre vergehen, bevor unsere Sonne, beim Beschreiben ihrer Ellipse, wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkommt. Nun hängen unsere Jahreszeiten von der Entfernung unserer Erde von unserer Sonne ab und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese letztere, indem sie den Lauf um ihre Sonne vollendet, längere Jahreszeiten hervorbringt. Sie wird an einem Punkte kälter werden als an einem andern, die Abkühlung unserer Sonne wird auf der Erde eine größere Kälte zur Folge haben, es wird also wieder eine Eisperiode entstehen und dann auch umgekehrt wieder eine heiße Periode.

Fossilien und Steinwerkzeuge in Lothringen. Herr Husson hat der Pariser Akademie der Wissenschaften Bericht erstattet über seine Untersuchung der Höhlen im Bezirke von Toul. Er hat insbesondere Nachgrabungen veranstaltet am ersten Eingange der sogenannten Labyrinths (les Trous de Sainte Reine) und die Ueberzeugung gewonnen, daß der an ihrer Oberfläche liegende Thon dem nachalpinischen Diluvium angehöre. Das eigentliche alpinische Schwemmgebilde beginnt erst in 2½ Meter Tiefe. Jene obere Thonlage enthält fossile Knochen vom Bär und ist in einer vergleichweise jungen Periode von Menschen gestört worden, denn Husson fand in derselben Asche und organische Ueberreste von Moos und Blättern; sodann bemerkte er den Eindruck eines menschlichen Fußes und ein aus Hirsch- oder Rennthiergeweih verfertigtes Amulet. Seiner Ueberzeugung zufolge haben Bär und Hyäne die Periode des alpinischen Diluviums überlebt, denn Knochen dieser Thiere werden in der ungestörten Erdlage gefunden. Aber man findet in diesen Höhlen auch einige wenige Stellen, die völlig mit dem ausgefüllt sind, was Elie de Beaumont als terrains meubles sur les pentes schildert, herabgerutschtes Erdreich, das an Abhängen lag; in dem ungestörten Theile desselben hat Husson Kinnladen von Bären und Hyänen gefunden, den Rest eines Kiefers vom Pferde, und sehr viele Knochen vom Hippopotamus, Rhinoceros, Hirsch und Rennthier. Einige dieser Knochen waren der Länge nach gespalten und trugen Spuren von Zähnen und Krallen von Carnivoren. Der bei weitem wichtigste Fund besteht aber in einem Bruchstück von einem Topfe und einem Stückchen Kohle, die beide zusammen von einem Stalagmiteconglomerate umschlossen sind. Diese Thatsache liefert einen klaren Beweis dafür, daß schon während der Diluvialzeit Menschen auf Erden gewesen sind.

Die Winden oder Slowenen in Krain. Auch dieser Bruchtheil der Slawen macht seine „Nationalität“ seit einigen Jahren besonders dadurch bemerklich, daß er, nach dem Vorbilde der Böhmacken (Tschechen), gegen das deutsche Culturelement in Steiermark und Krain sich aufbäumt und so viel die Mittel erlauben gegen dasselbe Sturm läuft. Und doch ist es eine Thatsache, daß gerade in Krain „jeder Funke geistigen und jede Spur materiellen Wohlstandes, welchen man im Lande findet, deutschen Ursprungs sind. Verbesserte Landwirthschaft, Viehzucht, die wenigen Fabriken und gewerblichen Anstalten, die das Land besitzt, die geistige Belebung (des überall, wo er sich noch selbst

überlassen ist, so rohen Volksstammes der Slowenen) verdankt das Land der deutschen Intelligenz, Initiative und Thätigkeit." Und diesem deutschen Elemente erklären nun die slowenischen Agitatoren, an der Spitze ein Herr Bleiweis, den Krieg! Mit Recht erinnert ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" daran, daß die folgenden Worte, welche vor nun sechszehn Jahren geschrieben wurden, heute eine noch erhöhete Geltung haben: „Der erlogene Haß, die künstlich provocirte Abneigung der Slawen und Magyaren (— die letzteren haben sich besonnen und nun etwas gebessert —) gegen das deutsche Element in Oesterreich erscheinen wirklich ekelhaft, weil sie alles gesunden Grundes entbehren, weil sie mörderisch gegen die Zukunft und gegen die Entwickelung jener Nationen auftreten." Der Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" fügt hinzu: „Wer den slowenischen Versammlungen in der Cittavnitza (— eine Nachahmung der böhmackischen Béfedas —) beigewohnt und gehört hat, wie die Mitglieder derselben nach den ersten slowenischen Begrüßungen und Gemeinplätzen stets zur deutschen Sprache ihre Zuflucht nehmen, wenn sich ernstere politische, wissenschaftliche oder technische Discussionen entspinnen, ist keinen Augenblick im Zweifel darüber, aus welchem Born die wenige Bildung geschöpft wurde, welche heute im Herzogthum Krain zu finden ist und die man im Ultraslowenismus ersticken will." — Die Slowenen sind an sich passive Leute, welche für die Culturentwickelung gar keine Bedeutung haben, wir wollten aber nicht versäumen, die obigen Notizen mitzutheilen, weil wir demnächst die Agitationen unter den Slaven vom ethnologischen Standpunkte näher zu behandeln gedenken. Dabei müssen auch die kleineren Bruchtheile berücksichtigt werden; auch sie haben sich anreizen lassen, eine wenn auch nicht besonders rühmliche Rolle zu spielen und allerlei Lärm zu machen.

Die europäischen Staaten 1817 und 1867. Im Laufe eines halben Jahrhunderts sind verschwunden: 3 Königreiche, 1 Großherzogthum, 8 Herzogthümer, 4 Fürstenthümer, 1 Kurfürstenthum und 4 Republiken. Damals hatte Europa 59 Staaten; jetzt zählt es deren 41. Die großen Staaten haben sich durch Eroberungen und, wie der zarte Kunstausdruck im diplomatischen Rothwelsch lautet, „Annexionen" ganz ungemein vergrößert. So haben „annectirt" Rußland 567,364 englische Geviertmeilen, Frankreich 4620, Preußen 29,781, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1,968,000, Sardinien 83,041. Das britische Reich in Indien erhielt einen Zuwachs von 451,616. Der beträchtlichste Verlust kommt auf Mexico, die Türkei, Oesterreich und das Königreich der Niederlande.

Die Auswanderung aus Mecklenburg hat von 1852 bis 1866 nicht weniger als 72,906 Köpfe betragen. Auf den Besitzungen der Ritterschaft hat sich die Bevölkerung vermindert, und das steht als merkwürdige Ausnahme da, denn in allen Culturländern nimmt dieselbe zu.

Spanien geht ernstlich damit um, die Negersklaverei abzuschaffen. Die Regierung hat verfügt, daß jeder Sklav, welcher den Boden der iberischen Halbinsel betrete, ohne Weiteres ein freier Mann sei. Vortrefflich! Es wäre zu wünschen, daß nun auch den weißen Spaniern die Freiheit gegeben werde, nach einer beliebigen Façon selig zu werden; wenn aber ein weißer Unterthan der Königin Isabella eine in England gedruckte Bibel hat, dann wird er als Criminalverbrecher ins Gefängniß geworfen.

Die Hau-hau's auf Neuseeland. Wir haben früher über den Wahnglauben dieser wunderlichen Secte ausführliche Mittheilungen gegeben. Jetzt melden die australischen Blätter, daß sie im Laufe des Sommers keine weiteren Fortschritte gemacht und daß ihr Stifter, Te na, sich mit dem englischen Gouverneur Grey befreundet habe, ja denselben auf seinen Reisen begleite. „Das Entstehen und rasche Umsichgreifen, aber auch die kurze Dauer und der Verfall dieses seltsamen Fanatismus liefern den Beweis, wie unstät der Charakter der Maoris ist; sie scheinen unfähig, mit folgerichtigem Denken irgend ein religiöses System festhalten zu können. (— Ihre alte Mythologie verstanden sie wohl, aber die Dogmen der Christen werden ihnen nicht klar. —) Unter den Hau-hau's sind viele, die eine durchaus christliche Erziehung und Schulbildung erhalten hatten, aber sie sind eben nicht dazu angelegt und befähigt, die neuen religiösen Theorien in sich aufzunehmen und geistig zu bewältigen. Jetzt sind die Hau-hau's empört über den Abfall ihres Stifters Te na, und wer heute unter ihnen wieder mit einem neuen Glauben auftritt, dürfte sofort auf großen Anhang rechnen."

Die Fans oder Pahuins in der Aequatorialregion Westafrikas sind durch Du Chaillu's, Burton's und Winwood Reedes Schilderungen allgemein bekannt geworden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie Menschenfleisch genießen. Sie sind vor wenig länger als einem Menschenalter aus dem Innern bis in die Küstengegend vorgedrungen, wo sie nun, als Nachbarn der Mpongue, bis hart an die Seekante vorzudringen streben. An Thatkraft sind sie den Negerstämmen der Küste entschieden überlegen. Nun haben bekanntlich die Franzosen am Gabon eine Factorei gegründet und betrachten sich als Herren jener Gegend; zu ihnen ist im verflossenen Sommer eine Deputation der Fans gekommen und hat sich bereit erklärt, einen Handels- und Freundschaftsbund zu schließen, sobald man ihnen erlaube, ihre Wohnsitze hart an der Seekante aufzuschlagen. Das ist ihnen bewilligt worden. Zum Zeichen der Aufrichtigkeit brachten die Wilden sofort mehrere Kinder ihres Stammes mit, damit sie die von den Missionairen gegründete Schule in der Factorei besuchen möchten. Von Seiten der Küstenneger ist ein solches Anerbieten nie gemacht worden. Die Fans bringen viel Elfenbein in den Handel und unterhalten Handelsverbindungen weit nach dem Innern hin.

In dem puritanischen Neuengland greift ein Verbrechen mehr und mehr um sich, das wir nicht wohl näher bezeichnen wollen. Ein Blatt, der „Boston Pilot", ist darüber empört und zieht die Schmach ans Tageslicht, namentlich den Unfug, daß sogenannte Doctoren in den Zeitungen sich empfehlen, um Müttern behülflich zu sein, die noch nicht geborenen Kinder zu beseitigen. Er ist ferner empört, daß Zeitungen sich dazu hergeben, die lobpreisenden Ankündigungen und Empfehlungen solcher „Aerzte" in ihre Spalten aufzunehmen. Jüngst hat ein ehrenhafter Arzt, Dr. Natan Allen, zu Lowell in Massachusetts über dieses Mordsystem unter den frommen Yankees einen öffentlichen Vortrag gehalten, in welchem er sagt: „Wir sehen die Folgen dieser Scheußlichkeiten. Ich habe mich überzeugt, daß in manchen Städten die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten bei weitem übertrifft und daß das anglo-amerikanische Element sich an Zahl vermindert, während jene der Eingewanderten sich vermehrt. Die Familien dieser letzteren haben doppelt und dreifach so viele Kinder als die amerikanischen. Ich will die Bezirke Dunstable und Wilmington in Massachusetts als Beispiele anführen. Sie sind seit 200 Jahren besiedelt, und eine Prüfung der Register zeigt mir, daß die Anzahl der Kinder immer schwächer wurde. Die erste Generation hatte deren im Durchschnitt 8 auf jede Ehe; die drei nächsten Generationen hatten eben so viele; aber auf die fünfte kommen nur 4½, auf die sechste weniger als 3 und auf die jetzige kaum zwei!" — Die irisch-amerikanischen Blätter weisen nach, daß im Jahre 1860 von 35,445 Geburten in Massachusetts weit über die Hälfte auf Kinder von Nichtamerikanern kommen, daß also 250,000 Nichtamerikaner weit mehr Kinder erzeugten, als 1,000,000 eingeborene Yankees. „Such beeing the case it is not to be wondered at, that a „foreign bull" is occasionally naturalized in the advertisement columns."

Nicht weniger als siebenzehn Ehescheidungen wurden in Neuyork an einem einzigen Tage von den Gerichten ausgesprochen. Der „Tribune" zufolge waren in jener Stadt im November 1866 mehr als 800 solcher Scheidungsklagen anhängig; fast alle unter Angloamerikaneren, unter den Deutschen sehr wenige, ebenso unter den katholischen Irländern.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Sevilla und das Volksleben in Andalusien.

II.

Jahrmärkte und Wallfahrten. — Die Romeria von Rocio. — Der Barbier von Sevilla. — Kirchliche Aufzüge und Festlichkeiten. — Pasos in der Osterwoche; fromme Brüderschaften. — Das Monumento in der Kathedrale. — Die Volkstänze und ihre Geschichte. — Literatur über die Castagnetten. — Die baskische Trommel. — Der Fandango.

Weit und breit berühmt ist die Feria de Sevilla, dieser Jahrmarkt, der sich an Bedeutung mit den Messen von Santi Ponce und Mairena messen kann. Aus allen Theilen Andalusiens strömt eine große Menschenmenge zusammen, und der Handel mit Pferden und Rindvieh ist bedeutend. Nirgends hat man bessere Gelegenheit, den echten Typus des Chalan Gitano, des Roßkamms, zu betrachten, dessen Ränke und Listen sprichwörtlich geworden sind, obgleich er sich so unbefangen und unschuldig wie ein Kind stellt.

In den langen Budenreihen sind alle möglichen Waaren zum Verkauf ausgestellt, und die Zahl der Botelerias, Schenkbuden, ist kaum zu zählen. Jene, welche von Zigeunern gehalten werden, haben Schilder mit Inschriften im Caló, d. h. der Zigeunersprache. Die Tabernas sind Buden, in denen man auch speisen kann. Abends sammeln sich vor denselben verschiedene Gruppen, welche durch den Anisbranntwein (manzanilla oder aguardiente) in sehr heitere Laune versetzt sind. Natürlich fehlen Majos und Majas nicht; sie machen sich lustig über die vorbeigehenden usias und die señores del futraque, denn so werden von ihnen die Herren im Frack bezeichnet. Doré und Davillier hörten mit an, wie eine Maja einen sehr stumpfnasigen Herrn, un chato, wie die Spanier sagen, apostrophirte und ihm folgende Verse gleichsam ins Gesicht sang:

> Chato, no tienes narices
> Porque Dios no te las dió.
> A feria se va por todo,
> Pero por narices, no.

Das heißt: „Stumpfnasiger, du hast keine Nase, weil Gott dir keine gab. Auf dem Markte kann man Alles kaufen, aber keine Nase.“ An sogenannter Musik ist natürlich kein Mangel: hier klimpert einer auf einer Guitarre, und ein Anderer spielt auf der Zambomba oder Zampimpa, einem kleinen, höchst einfachen Instrumente; ein Stück Pergament ist über ein walzenförmiges Töpfergeschirr gespannt; in dem Pergament befindet sich ein Loch, in welchem der Musiker mit einem kleinen Stab herumfährt, um unangenehme Töne hervorzubringen. Das Ding ist eine Art von sevillanischem „Waldteufel“. Nachts geht es auf dem Rückwege zur Stadt lustig genug her, doch kommt dabei nur selten Streit vor.

Das bedeutendste Volksfest ist die velada de San Juan, der Johannisabend. Am 23. Juni strömen gewaltige Menschenmassen auf der Alameda de Hercules zusammen, die, man kann sagen, mit Lichtguirlanden behängt ist. Berühmt ist auch die Feria de Torrijos, welche bei Gelegenheit einer Wallfahrt (romeria) nach dem gleichnamigen kleinen Dorfe in der Nähe von Sevilla abgehalten wird. In einer Einsiedelei befindet sich ein wunderthätiges Christusbild, el Cristo de Torrijos. Die Rückwanderung findet Abends durch die Triana statt, und dann ist die Straße de Castilla merkwürdig belebt. Schon gegen Sonnenuntergang nehmen Leute aus den wohlhabenden Classen auf langen Reihen von Stühlen Platz; Fenster und Balkone sind von geputzten Frauen besetzt, die ihre Fächer spielen lassen und die Heimkehr der Pilger von Torrijos erwarten. Sie kommen endlich. Voran reiten auf stattlichen andalusischen Rossen mit lang herabwallender Mähne einige Majos; hinter jedem sitzt seine Maja, welche ihm den Arm um die Hüfte gelegt hat. Sein Anzug ist echt volksthümlich, sein Sombrero calañés, der breitkrämpige Hut, ist keck nach einer Seite hingeschoben, die Jacke reichlich mit silbernen Filigranknöpfen besetzt, und aus jeder Tasche der Jacke hängt ein von der Maja gesticktes weißes Sacktuch. Natürlich fehlt der seidene Gürtel und das kurze Beinkleid nicht. Die Majas, welche sonst so viel auf die Volkstracht halten, machen an diesem Tage eine Ausnahme und sind wunderlich genug aufgeputzt. Sie travestiren sich in Señoras, indem sie bei den Trödlerinnen allen möglichen Tand aufborgen, um pariserisch auszusehen. Bald wird das Gedränge immer stärker; nun kommt eine lange Reihe von Karren, die von mächtigen Ochsen gezogen werden; ihre Hörner sind mit Bändern und Pompons geschmückt, und zwar so, daß dieser Putz eine hohe Pyramide bildet. Jeder Karren trägt eine Schaar von jungen Mädchen, welche Nationallieder singen; dazu wird Guitarre gespielt, man klappert den Tact mit Castagnetten und paukt auf die baskische Trommel (pandero). In dem Gewühl war kein Betrunkener zu sehen; endlich aber machte man einen solchen ausfindig; ein Zigeuner war der Länge nach über seinen Esel gebunden und wurde obendrein von einigen Kumpanen gehalten. Sie hatten einen alten Mantel über ihn geworfen, aber die Stricke gaben dann und wann nach und der Betrunkene fiel zur Erde. Eine hübsche junge Frau witzelte: Debaja de una mala capa hay un buen bebedor, unter einem schlechten Mantel ist manchmal ein guter Trinker. Der Witz gefiel und wurde laut bejubelt.

Bei den Romerias (Römerfahrten, Wallfahrten) sind Tanz, Wein, Gesang und Lustbarkeiten aller Art die Hauptsache; um die Reliquien der Heiligen kümmert man sich nicht viel. Deswegen sagt ein Sprichwort, ein junger Mann solle sich auf der Romeria ja keine Braut aussuchen, und ein anderes meint, bei der Romeria werde mehr Wein als Wachs verbraucht.

Etwa zwölf spanische Meilen von Sevilla, unweit der

Andalusische Bauern auf der Heimkehr vom Jahrmarkt in Sevilla.

Stadt Almonte, liegt das kleine Dorf Rocio, wo sich ein wunderthätiges Madonnenbild befindet. Dorthin pilgern zu bestimmten Zeiten ganze Schaaren von Wallfahrern auch aus Cadiz, Jerez, Huelva und selbst aus Portugal. Auch hier ist das Fest der Heiligen mit einem großen Viehmarkt verbunden; viele Hunderte von Fuhrwerken aller Art stehen neben und durch einander, und manche bilden eine kreisrunde Wagenburg. Inmitten derselben wird gekocht, gesotten und gebraten; als Kochgeschirr dient vielfach der eiserne Eimer, aus welchem man auch das Vieh tränkt. Jeder findet sein Unterkommen im Freien, seine Bettstelle auf platter Erde und als Decke hat er für die Nacht außer dem bestirnten Himmel seinen Mantel.

Am nächsten Morgen wird das Bild der Jungfrau in großem Zuge feierlich umhergeführt. Es ist ein altes, verräuchertes Gemälde, das in einer kleinen Kapelle sich befindet. Man hat es auf einen Karren mit ungeheueren Rädern gestellt, und dieser wird von aufgeputzten Ochsen gezogen. Der kleine Tempel ist mit weißem Kattun und mit Spitzen behängt, mit Blumen geschmückt und auch Laternen fehlen nicht. Seidene von den Ecken der Kapelle auslaufende Bänder sind an die Hörner der Ochsen geknüpft. Den Zug eröffnete ein Majo, der eine schrillende Pfeife ertönen ließ und mit der linken Hand auf eine vor seiner Brust hängende Trommel schlug. Dann folgte eine Schaar von anderen Majos, welche lange Gabelstöcke trugen; die Majas rührten Castagnetten und baskische Trommeln. Hinterher kamen Karren in Menge, auch hier, wie bei Torrijos, mit zum Theil sehr hübschen Mädchen beladen, und hinterher drängte sich die lustige Menge. Bei diesem Feste werden viele Nüsse verzehrt und auch alfajores, gewürzte Zuckerkuchen, welche arabischen Ursprungs sind. Sie werden von zumeist sehr

Heimkehr von der Wallfahrt aus Rocio in Andalusien.

schönen Serranas verkauft, d. h. Frauen und Mädchen aus dem Gebirge, deren Hautfarbe tief gebräunt ist. Sie haben eine ganz andere Tracht als die Andalusierinnen, z. B. einen schwarzen Filzhut und eine Kapuze von schwarzer Wolle. Das Rocio-Fest schließt allemal mit lustigen Tänzen. Doré hat eine Skizze derselben entworfen.

* * *

Wir dürfen den Barbier von Sevilla nicht vergessen. Beaumarchais konnte nichts Zweckmäßigeres thun, als seinen Figaro einen Sevillaner sein zu lassen, denn dort ist der Barbero ein Typus, und die Zahl der Barbierstuben ist groß. Man erkennt dieselben sofort an der hellgrünen oder blauen Thür mit gelben Streifen und an einer kleinen Persienne von grüner Farbe über dieser Thür. Die Bacia, d. h. das Barbierbecken aus Blech oder Messing, fehlt natürlich nicht, es hängt, was ja auch in anderen Ländern der Fall ist, über der Thür; in Spanien erinnert es an den berühmten Yelmo de Mambrino und den tapfern Ritter aus der Mancha. Im Schaufenster befindet sich ein alter Perrückenstock neben Pomadebüchsen und Haarölfläschchen; auch kann man in der Barberia Blutegel aus Estremadura kaufen, sich die Ader öffnen lassen, und mancher Bartputzer setzt deshalb auf sein Aushängeschild, daß er „approbirter Professor der Chirurgie“ sei; manchmal ist er auch Geburtshelfer und Zahnausreißer, comadron y sacamuelas.

Wir haben es also mit einem vielseitigen Talente zu thun, das aber allemal in einem sehr bescheiden möblirten Zimmer seine Thätigkeit entwickelt. Ein Canapé, ein halbes Dutzend Stühle und ein Tisch reichen völlig aus; an den Wänden hängen einige fayencene Barbierbecken, die in Valencia oder in der sevillanischen Vorstadt Triana verfertigt worden sind,

und einige colorirte Lithographien, welche Scenen aus dem Ewigen Juden oder ein Stiergefecht darstellen. Die Guitarre fehlt niemals.

In den Barbierstuben wird viel geschwatzt und geklatscht, denn der Barbero erfährt jede Kleinigkeit und jeden Scandal des Stadtviertels, und das weiß auch alle Welt. Deshalb macht das Volk im Gesange sich über ihn lustig. Ein Mädchen singt, daß ihre Mutter von ihm nichts wissen wolle und sie auch nicht, also fort mit dem Narren von Bartputzer.

Anda vete, anda vete,
Barbere loco;
Que ni madre no quiere
Ni yo tampoco.

In einem andern Couplet kommt er noch schlimmer weg. Dasselbe räth den Mädchen, ja keinen Barbier zu heirathen; er lege sich hungrig schlafen und stehe Morgens ohne einen Heller auf:

Ne te amores, mi niña,
De maestro de barbero
Que se acuestan sin cenar
Y amanecen sin dinero.

Die Barberos der Vorstädte werden etwas wegwerfend als Barberillos bezeichnet. Diese arbeiten fast immer unter freiem Himmel, sind aber viel malerischer als ihre Genossen in der eigentlichen Stadt, denn sie tragen sich noch andalusisch. Die Straße ist ihre Bude, der Himmel ihr Dach, ein Rohrstuhl ihr Möbel; Becken und Scheermesser verstehen sich von selbst, ebenso etliche Wallnüsse. Man wird fragen, was der Barbier mit diesen anfängt? Wenn irgend ein Gallego oder Asturiano dem Künstler einen sehr borstigen Bart zum Putzen hinreicht, dann schiebt derselbe ihm eine Nuß zwischen Backe und Zahnfleisch, um richtig und glatt putzen zu können. (— Die Spanier würden also sagen: über die Nuß barbieren, wie man bei uns sagt: über den Löffel barbieren. Diese Anwendung des Löffels habe ich in einem Dorfe auf dem Schwarzwald mit anzusehen Gelegenheit gehabt. — In meinen Studentenjahren übernachtete ich einst in einem Dorfe am Osthabhange des Harzes; am Morgen fanden sich mehrere Bauern im Schenkzimmer ein und der Barbier steckte jedem einen kleinen Apfel in den Mund. Sie wurden buchstäblich über den Apfel barbiert. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß sehr oft zu gleichem Zwecke eine Kartoffel genommen werde. Das war zu lockend; ich konnte nicht widerstehen, dachte an Juvenal's: quo tondente gravis juveni mihi barba sonabat, und ließ mir mein Gesicht, den hoffnungsvollen Schnauzbart natürlich ausgenommen, über die Kartoffel barbieren! — A. —)

* * *

Die kirchlichen Aufzüge und Feierlichkeiten sind im Volksleben der Spanier und insbesondere der Andalusier von nicht geringem Belange. Unter diesen „funciones“ spielen wieder die Pasos eine hervorragende Rolle. Das Wort bedeutet eigentlich ein Jesusbild während der Passion, dann aber auch alle die hölzernen Figuren in Lebensgröße, welche in den Kirchen stehen und während der Osterwoche auf Straßen und Plätzen umhergetragen werden. In früheren Zeiten verschmäheten es die ersten Bildhauer Spaniens nicht, solche Figuren zu schnitzen und mit eigenen Händen anzumalen, und namentlich in Valladolid befindet sich eine interessante Sammlung solcher hölzernen Puppen. Jetzt hat jede größere Stadt Fabrikanten, pintores de esculturas, welche aus dem Bemalen dieser Statuen und anderer kirchlichen Sculpturen ein Gewerbe machen. Sie halten sich dabei streng an das Herkommen; die Jungfrau Maria ist allemal weiß und blau und St. Johannes trägt nur einen grünen Rock; Judas Ischarioth wird als verrätherischer Jude aufgefaßt und deshalb gelb angepinselt. Bekanntlich dictirte die unduldsame Barbarei der Christen im Mittelalter den Juden das Tragen eines gelben Kleides, und ein solches zog auch die Inquisition den Leuten an, welche auf ihren Befehl verbrannt wurden, — Alles zur größern Ehre Gottes!

Jesus Nazareno del gran poder, d. h. Jesus der Nazarener von der großen Gewalt, ist eine Holzpuppe, welche der St. Lorenzkirche in Sevilla gehört. Sie hat einen weiten Rock von schwarzem Sammt, der mit Gold- und Silberstickereien förmlich überladen ist; das große Kreuz, welches sie trägt, ist von kostbarer Arbeit, und die Gesichtsbildung der Figur, wie unser Bild zeigt, stark jüdisch markirt. Sie bildet einen scharfen Gegensatz gegen die Auffassung der modernen Nazarenerschule unter den Malern, welche ihren Christus gern mit weichen Zügen und blonden Haaren malen, was auf keinen Fall für ein semitisches Antlitz aus Palästina paßt und sich von der Lebenswahrheit entfernt. Auf jeder Seite steht ein Engel mit einer Laterne. Dieser Christus wird von Angehörigen der in Sevilla so zahlreichen religiösen Brüderschaften, cofradias, getragen; diese Leute sind aber durch herabhängende Teppiche verdeckt, so daß es aussieht, als bewege sich das schwere Gerüst von selber fort. Uebrigens müssen alle Pasos in der Kathedrale eine Station machen.

Die großen Festlichkeiten beginnen am Palmsonntage und an diesem werden alle Palmzweige in der Domkirche eingesegnet. Jedes Haus ist mit dergleichen geschmückt, denn der Volksglaube wähnt, daß es dann gegen Blitzschlag geschützt sei. Das Domcapitel von Sevilla schickt alljährlich Palmzweige an jenes von Toledo, und dieses sendet dagegen das Wachs, welches zu dem Cirio pascual, der Osterkerze, verwandt wird. Dieselbe gleicht einem Mastbaume und hat ein Gewicht von 20 Centnern, die Höhe beträgt 25 Fuß. Die Umzüge am Nachmittage des Palmsonntags werden als Volksfeste betrachtet, und malerisch genug nehmen diese Schaugepränge sich aus. Den Reigen eröffnet allemal der Paso von Christus zwischen den beiden Schächern, und große Laternen fehlen auch hier nicht. Voran geht eine Abtheilung Soldaten, dann kommt ein Fahnenträger einer Cofradia, hinterher folgen Büßer, „Nazarenos“, in langen Röcken und mit Kappen, welche das Gesicht verhüllen. Diese „caperuza“ ist anderthalb Ellen hoch, läuft spitz zu und gleicht der Kopfbedeckung, welche auf alten Bildern den Nekromanten und Geisterbeschwörern gegeben wird. Der Rock hat einen Schlepp, der auf der Straße über dem rechten Arme getragen wird. Der Nazarener zeigt gern seine sauberen weißen Strümpfe und Escarpins mit silbernen Schnallen.

Hinter den hermanos mayores, den Angehörigen der größeren Brüderschaften, ziehen die mozos del cordel, eine Art von Dienstmännern, je zwei neben einander; jeder trägt einen Korb mit Wachsstöcken. Daß die Geistlichkeit der einzelnen Pfarrkirchen bei den Pasos zugegen ist, versteht sich von selbst, eben so daß viel Musik gemacht wird; Arien und Märsche aus beliebten Opern fehlen dabei nicht. Am Montag und Dienstag finden keine großen Feierlichkeiten statt; am Mittwoch dagegen wird in der Kathedrale ein großer Vorhang zerrissen, auch werden, genau wie im Theater der Fall ist, Donner und Blitz hervorgebracht, um recht anschaulich zu zeigen, wie es einst im Tempel von Jerusalem hergegangen sei. Nachmittags ziehen wieder viele Pasos in der Stadt umher und Abends locken die tinieblas (Darstellung der Finsterniß) alles Volk in die Kathedrale; dann wird ein Miserere gesungen, das wohl eine volle Stunde dauert und sehr gut ausgeführt wird. Die Kirchenmusik der Sevillaner Domkirche ist berühmt. — Am Donnerstag noch mehr Pomp; Morgens weiht der Erzbischof das heilige Oel und die unge-

Geistliche Umzüge in der Osterwoche zu Sevilla.

mein zahlreiche Geistlichkeit starrt förmlich in ihren prächtigen, kostbaren Gewändern.

Als Prachtstück figurirt das berühmte Monumento, oder Santisimo, wie die Spanier sagen, das heilige Sacrament. Dasselbe ist im sechszehnten Jahrhundert von einem italienischen Künstler verfertigt worden und bildet einen kolossalen Tempel von Holz, der stückweis auseinander genommen werden kann; der Aufbau nimmt volle drei Wochen Zeit in Anspruch. Dieser Tempel hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes, besteht aus vier Stockwerken, die von dorischen, ionischen und korinthischen Säulen getragen werden, und hat manche Kolossalstatuen, welche Abraham, Melchisedech, Aaron, Moses und andere Juden des alten Testamentes vorstellen; dazu kommen dann viele neutestamentliche Personen und allerlei Heilige.

Dieses Monumento wird in dem Trascoro aufgeschlagen, der Stelle hinter dem Chor, genau über dem Grabe, in welchem der Sohn des Christoph Columbus ruht. Wenn alle Wachskerzen brennen, macht das Ganze einen wahrhaft magischen Eindruck. An dem Monumento werden an jenem Tage 30 Centner Wachs verbraucht, und die Zahl der Kerzen beträgt etwa achthundert.

Am Charfreitage spielen nicht Holzfiguren, sondern Menschen von Bein und Fleisch die Hauptrolle. Da sieht man den lebendigen Tod; er hat eine Sichel in der Hand und sitzt auf der Weltkugel, über welche ein Kreuz emporragt. Ihm folgen als Engel verkleidete Kinder; der heilige Michael ist als Krieger angeputzt und hat einen Säbel in der Hand; der „Schutzheilige“ führt den „Menschen“ an der Hand; diesen letztern stellt ein vierjähriger Knabe vor. Der heilige Gabriel hat eine Lilie, der heilige Raphael ein Pilgergewand; in der einen Hand trägt er einen Stab, in der andern einen Fisch. Christus liegt in einem gläsernen Sarge und dieser wird von Kriegern in römischer Tracht geleitet. Hinterher gehen die Mutter Maria, der heilige Johannes, Joseph von Arimathia, Nicodemus und andere neutestamentliche Gestalten. Das Ganze erinnert an die mittelalterlichen Mysterien.

Am Sonnabend findet eine allegorische Procession statt; sie stellt die Gründung der Kirche vor. Gott Vater sitzt auf einem Wolkenthrone, neben ihm Gott der Sohn und Gott der heilige Geist; aus den fünf Wunden des Gott-Sohnes rinnen eben so viele Blutstreifen, welche auf die Kirche fallen und ihr Leben verleihen. Die Kirche wird durch ein junges Mädchen in Priesterkleidung vorgestellt, was einen wunderlichen Eindruck macht. Der Glaube, auch ein junges Mädchen, kniet mit verbundenen Augen vor Gott den Vater. Der Glaube ist bekanntlich blind.

Davillier findet, daß alle diese Processionen und dieses Kirchengepränge sich seltsam ausnehmen und einen betrübenden, niederschlagenden Eindruck machen; man denke dabei unwillkürlich an die scheußlichen Menschenmorde, welche in so großer Masse von der Inquisition verübt worden sind. Wie stiefmütterlich wird dagegen mit armen Leuten verfahren! Die beiden Reisenden sahen un entierro de limosna, ein „Almosenbegräbniß“. Ein armseliger Sarg wurde von einem Pferde im Trabe gezogen; voran zogen einige arme Leute, die Kreuze und Laternen trugen; auch sie liefen in vollem Trabe. Doré skizzirte diese betrübende Scene.

Am Ostersonntage werden Tausende von Lämmern verzehrt; Morgens zieht Alles in die Kirchen und Nachmittags zum Stiergefecht. Man veranstaltet dergleichen auch nach portugiesischer Weise, und dabei erlegte eine junge Stierfechterin zwei Stiere mit eigener Hand. Hinterher kam ein Torero, welcher auf Stelzen lief und unter jubelndem Beifall der Menge auch etliche Bullen niederstreckte. Morgens wird gebetet und das Kreuz geschlagen; Nachmittags muß Blut fließen, sonst gilt das heilige Osterfest nicht für vollständig und gelungen.

* * *

Bei den Südspaniern greift der Tanz viel mehr und inniger ins Volksleben ein, als bei irgend einem andern Volke. Schon in den Zeiten der Römer waren die gaditanischen Tänzerinnen gesucht und berühmt, gleich den Musikanten aus Corduba, also dem heutigen Cordŏva. Auch die Basken, diese iberischen Urbewohner der Halbinsel, waren schon in den Tagen des Alterthums als leidenschaftliche Tänzer bekannt. Der Dichter Martialis, der selber aus Spanien gebürtig war (aus Bilbilis, dem heutigen Calatayud), hebt in seinen Epigrammen hervor, daß die Stutzer in Rom sich darin gefielen, Arien zu summen, die im lustigen Cadix, jocosae Gades, gesungen würden. Aus den Briefen des jüngern Plinius wissen wir, daß in Rom kein Fest für vollendet galt, wenn dabei „Austern, seltene Fische und gaditanische Tänzerinnen“ fehlten.

V. A. Huber hat in seinen Skizzen aus Spanien diese alten andalusischen Tänze als die „Poesie der Wollust“ bezeichnet, und dieselbe Bezeichnung kann man auch auf die heutigen andalusischen Tänze anwenden, die im Wesentlichen wohl denen des Alterthums gleichen. Ein englischer Kunstarchäolog hat behauptet, zur Statue der Venus Kallipygos habe wahrscheinlich die von Martial geschilderte gaditanische Ballerina Telethusa Modell gestanden.

Selbst in den Jahrhunderten der Inquisition konnten Geistliche es wagen, Bücher über die spanischen Tänze zu schreiben, z. B. ein Pater Marti in Alicante eine Abhandlung über die delicias gaditanas. Zumeist suchen sie den Zusammenhang zwischen den Tänzen des Alterthums und jenen unserer Zeit nachzuweisen; so finden sie in der crissatura der Römer den heutigen menéo wieder, im lactisma den zapateado oder den taconeo. Auch mit Castagnetten wurde beim Tanze schon vor zweitausend Jahren geklappert. Sie gehören nothwendig zum Volkstanze und die crotalia der Alten waren offenbar castañuelas, bestanden aus zwei hohlen Theilen, die man gegen einander schlug, und waren, obwohl zumeist von Bronze, doch häufig auch aus Holz verfertigt. In den Tagen des Andalusiers Trajan war das Klappern mit Castagnetten bei den vornehmen Römerinnen sehr beliebt; sie hatten Mandelform und waren nicht selten mit werthvollen Perlen geschmückt. Facere crotalia, das erfahren wir aus Plinius, war ein modischer Zeitvertreib. Auch die Castagnetten haben eine eigene Literatur und als Hauptwerk kann die zu Madrid 1792 aus der königlichen Druckerei hervorgegangene Crotalogia gelten, „oder Wissenschaft der Castagnetten; eine wissenschaftliche Anweisung über die Art, mit Castagnetten zu spielen beim Tanze des Bolero“ 2c. Der Titel füllt eine ganze Seite und Verfasser war wieder ein Geistlicher, der Licentiat Francisco Augustin Florencio. Das Buch hat fünf Auflagen erlebt! Aber der Licentiat wurde heftig von einem Herrn Lopez Polinario angegriffen, dagegen aber auch glänzend gerechtfertigt von Don Alejandro Moya, der einen Triunfo de las castañuelas herausgab. Diese Dinge wurden mit äußerstem Ernst behandelt. Florencio bringt in seinem Buche den Christoph Columbus und Galilei mit den Castagnetten in Verbindung; er stellt eine Menge Regeln auf, beschreibt eine neue Art von Castagnetten, die er selber erfunden habe; spricht von der Tänzerin Copa Syrisca, welche laut Virgils Zeugniß beim Klappern den schönen Körper anmuthig gedreht habe. Er setzt dann auseinander, daß die „Wissenschaft“ sich in folgenden Silben formuliren lasse: Tirira, tirira, tirira, tirira, ti ta ti ta. Man müsse aber dabei wohl

Geistliche Umzüge in der Osterwoche zu Sevilla.

die „drei crotalogischen Einheiten“ wahrnehmen, nämlich die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes! Das wird aus Aristoteles bewiesen.

Es giebt männliche und weibliche Castagnetten, machos y hembras; der macho giebt den tiefen, die hembra den hellen Klang. Licentiat Florencio bittet am Schlusse des Buches auf seine Gesundheit vier Seguidillas Boleras zu tanzen.

Die sogenannte baskische Trommel heißt bei den Spaniern el pandero oder la pandereta; sie ist das tympanum der Alten, und die Mosaiken aus der Römerzeit, z. B. im Museum zu Neapel, lassen darüber keinen Zweifel zu. Die spanische Pandereta ist, gleich dem italienischen Tambu-rello, sowohl auf dem Holzwerk wie auf der darüber gespannten Haut mit Pinseleien verziert. Bei diesen sind gewöhnlich grelle Farben stark aufgetragen. Da sieht man einen Majo und eine Maja, welche die Malagueña del torero, den Jaleo de Jerez oder einen andern andalusischen Tanz aufführen. Einen weitern Schmuck bilden die Moñas, Bänderknoten, und einige Sonajillas, Metallplatten. Es giebt kein Volksfest ohne Pandereta, und die Bettelstudenten, welche in Spanien noch nicht ausgestorben sind und wie vormals im Lande umherstreifen, sind manchmal große Virtuosen auf diesem Instrumente; man bezeichnet sie deshalb auch wohl als Estudiantes de la Tuna.

Die Spanier haben eine Menge von Ausdrücken für ihre Lieblingsinstrumente. Die castañuelas heißen auch castañetas und patillos; man sagt auch wohl ganz einfach: la leña, das Holz, hat aber auch castañetada, castañeteo, castañetazo, castañeteado und castañeton, und als Zeitwort für das Spielen des Instrumentes castañetear. Das letztere sagt man auch von einem Menschen, dem vor Frost die Zähne klappern. Eine lebhafte Person wird mit einer Castagnette verglichen. — Wenn mehrere Panderetas, baskische Trommeln, gleichzeitig ertönen, so ist das eine panderada; ein Schlag auf das Fell ist ein panderazo, und panderetero ist sowohl der Verfertiger wie der Spieler der Pandereta; pandereteo ist das Spielen auf der Trommel und auch eine Lustbarkeit, bei welcher dieselbe gerührt wird; davon ergiebt sich das Zeitwort panderetear von selbst. Dann kommen die Sprichwörter: Wer viele Worte macht und damit doch eigentlich nichts sagt, ist ein pandero. —

Als die Araber Spanien eroberten, fanden die alten Tänze und Balladen eine Zuflucht in den Gebirgen Asturiens; aus dem zehnten Jahrhundert kennt man noch den Tanz König Alonzo des Guten. Alt ist auch der turdion, bei welchem man viele Körperwindungen machte, und die gibadina, Tanz der Buckeligen, eben so der piedegibao, d. h. Fuß der Buckeligen. Die gibadina und die alemanda waren im sechszehnten Jahrhundert allgemein Mode neben der pavana. Diese letztere fand im übrigen Europa allgemeine Aufnahme; sie war ein ernster, gemessener Tanz und hat ihren Namen von pavo, Pfau, „weil die Tänzer vor einander gleichsam Räder schlugen, wie der Pfau.“ Wahrscheinlich ist das Menuet eine Nachahmung der Pavana; ob diese in Padova (Padua) erfunden worden ist und daher den Namen hat, bleibt ungewiß. Sprichwörter: son entradas de pavana, wenn Jemand mit gravitätischen, wie wir sagen, spanischen Schritten eintritt und den Wichtigen spielt; auch spricht man von pasos de pavana; der paspié, welcher im siebenzehnten Jahrhundert bei den Franzosen sehr beliebt war, ist eine Art der Pavane. Vor ihr war der pascacalle, Straßengänger, berühmt; die jungen Leute tanzten ihn bei Nacht auf den Gassen, und er ist auch nach Frankreich und Italien verpflanzt worden. Die folias stammen aus Portugal, kamen aber schon früh nach Spanien; dieser Tanz war sehr graciös.

Im sechszehnten Jahrhundert unterschied man zwischen danzas und bayles. Die ersteren erforderten allemal ernste, gemessene Schritte und die Arme durften dabei nicht bewegt werden; bei den letzteren war freiere Bewegung gestattet, sie waren von leichterer Art und es gab sogar „Schelmentänze“, bayles picarescos. Dahin gehörten die Sarabande, bei welcher auch Lieder allzu freien Inhalts gesungen wurden. Sie wurde 1588 zuerst getanzt und bald so beliebt, daß ein Geistlicher ernsthaft versichert, sie richte mehr Unheil an, als die Pest. Die Literatur über oder vielmehr gegen diese zarabanda ist ganz ansehnlich; aber alles Verketzern half nichts; sie hüpfte über die Pyrenäen, wurde zunächst am Pariser Hof unter Ludwig dem Vierzehnten und dann auch im übrigen Europa beliebt, während sie in Spanien eine Menge von Nachahmungen fand. Als das Land am schwersten unter weltlichem und geistlichem Drucke litt, tanzte das Volk am meisten und unzählige neue Tänze kamen auf; der escarraman und die chacona; Schelmentänze waren: la carreteria, las gambelas, el Pollo, la Japona, el rastrojo, la gorrona, la pipironda, el hermano Bartolo, el polvillo, la perra mora, el guiriguirigay, el Anton colorado, el canario, el zapateado, la gira, la danza primo, el bizarro, la paisana, la gallarda, la palmadica, la guaracho, el zapateado und wer weiß wie viele andere mehr.

Die Zapateado ist noch heute in Andalusien sehr beliebt. Auch die Araber und Mauren hatten ihre besonderen Tänze, namentlich an Festtagen und bei Hochzeiten; so die Zambras und Leylas. Auch die cañas, Volksgesänge mit schwermüthigen Weisen, mit welchen manche Tänze begleitet werden, sollen von den Morisken herstammen. Diese haben in Granada und Valencia noch lange nach der Eroberung die Tänze und Gesänge ihrer Vorfahren bewahrt, obwohl auch bis auf diese die rohe Tyrannei der Christen sich erstreckte. Durch königliche Ordonnanz wurden die Leylas und Zambras verboten, welche sie mit der Dulzayna (einem Hautbois), der Añafiles (Trompete) oder mit dem Laud, dieser moriskischen Guitarre, begleiteten. Aber noch heute kann man in den andalusischen Gebirgen von Bauern oder Serranos Arien moriskischen Ursprungs vernehmen, namentlich Rondeñas und Malagueñas.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wurde am Hofe Philipps des Vierten großer Pomp entfaltet und viel getanzt. Die früheren meist einfachen Pas machten verwickelten Tänzen und dem Ballet Platz; auch kamen die dansas habladas, diese sprechenden Tänze mit allegorischen und mythologischen Gestalten, mehr und mehr in Gunst. Einer derselben, in welchem acht Nymphen, Cupido, die Poesie, Verschwiegenheit, Freigebigkeit, Verschwendung, der friedliche Besitz und dergleichen mehr figuriren, ist von Cervantes im Don Quixote beschrieben worden.

Die alten Nationaltänze verschwanden nach und nach von der Bühne; zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts waren sogar Sarabande und Chacone so gut wie vergessen; statt ihrer kamen die Seguidillas, der Fandango und der Bolero in allgemeine Gunst. Ueber die Seguidillas haben wir die ersten Nachrichten aus der Mancha; dort sind sie aufgekommen; das Wort bezeichnet auch die Gesänge, mit welchen sie begleitet werden. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich vom Bolero, sie haben dieselben pasadas, estribillos und bien parados, d. h. Figuren, Refrains und Taktpausen. Nur ist der Bolero, welcher jetzt überhaupt nicht mehr als Volkstanz gelten kann, sondern nur auf dem Theater vorkommt, langsamer.

Ueber den Fandango sagt der Dichter Thomas de Yriarte: „Er ist unter uns der beliebteste, die Bewegungen sind voll Geschmack und Phantasie; er ist in hohem Grade anmuthig,

Begräbniß eines Armen in Sevilla.

er entzückt durch das Aufgeweckte, welches in ihm liegt, Einheimische und Fremde gleichermaßen und läßt selbst die ältesten Greise nicht ungerührt." Ein anderer Dichter ruft aus: „Ja, er ist es werth, im Tempel der Göttin Venus auf Paphos oder in Gnidos aufgeführt zu werden. Seine süßen Weisen dringen gleich elektrischen Funken ins Herz, Alles, Jung und Alt, wird durch ihn zu neuem Leben erweckt. Da treten die Tänzer auf; diese klappern mit den Castagnetten, jene schnalzen mit den Fingern; hinreißend weich, leicht und biegsam sind die wonnigen Bewegungen der Weiber, welche mit ihren Fersen den Tact stampfen. Die beiden Tanzenden suchen sich, fliehen sich, verfolgen einander. Sie will in Schmachten fast vergehen und aus ihrem feurigen Auge sprüht hinsterbende Gluth, daß sie sich ergebe; er will ihr in die Arme sinken; — da hört plötzlich die Musik auf und urplötzlich stehen beide ohne Bewegung da. Aber mit dem Wiederbeginne der Musik fängt der Fandango abermals an. Da klingen Guitarren und Geigen, da vernimmt man die taconeos (das Aufstampfen mit der Ferse), das Geklapper der Castagnetten, das Schnalzen der Finger; man sieht die weichen und anmuthigen Bewegungen der Tänzer, die in einer Atmosphäre von Freude, Vergnügen und Wonne schwimmen."

Am obern Amazonas. Der peruanische Stromhafen Nauta.

I.

Wir stellten neulich (S. 109) Betrachtungen über den Amazonenstrom an, welcher noch im Laufe dieses Jahres den Flaggen aller Völker eröffnet wird. Es kann nicht ausbleiben, daß von nun an reges Leben in diese ausgedehnte bisher gleichsam verödet und, man kann wohl sagen, unangebrochen daliegende Region einströmt. Von der Mündung bis zum Huallaga aufwärts werden nach und nach alle Nebenströme von Dampfern befahren werden, und manche derselben sind länger als Wolga, Rhein, Rhone oder Donau. Unsere Leser wissen, daß in den letzten Jahren manche derselben näher untersucht wurden, und daß alle auf weiten Strecken schiffbar sind, einige sogar bis in die Nähe ihres Quellgebietes. Auf jeden Fall eröffnen sich dem Verkehr großartige Aussichten.

Den Nordamerikanern sind die Vortheile, welche dort in Aussicht stehen, nicht entgangen, und sie waren es, welche fort und fort auf die Eröffnung des Stromriesen drangen. Der ausgezeichnete Hydrograph Maury veranlaßte schon 1850 die Washingtoner Regierung, den Amazonas durch Lewis Herndon näher untersuchen zu lassen *).

Maury ging von der nicht unrichtigen Annahme aus, daß die Stromgebiete des Mississippi und des Amazonas gegenseitige Ergänzungen bilden, indem jedes in Hülle und Fülle habe, was dem andern mangele, sie seien gleichsam Zwillinge. Als Herndon von der Mündung des Huallaga bis zu jener des Ucayali (eine Strecke von 210 Miles) auf dem Amazonas fuhr, stellte er unwillkürlich einen Vergleich mit dem Mississippi an. Er vermißte natürlich die Ansiedelungen und Plantagen, die Städte und Dörfer auf den Uferhügeln und auch den lebhaften Schifffahrtsverkehr. Aber der Eindruck war ein ungemein großartiger, die Oede und Einsamkeit bewältigend; der Strom wälzte die trüben Wogen seiner mächtigen Wasserfülle majestätisch dahin, riß ganze Wälder vom Lande ab und schwemmte sie zu Inseln zusammen. Die Wildniß erschien prachtvoll und feierlich und der ganze Eindruck war so, daß man von einer gewissen Furcht übermannt wurde. Aber wer den Amazonas in seiner ganzen Länge bis nach Para hinabgefahren ist, wird gestehen, daß er eine der herrlichsten Regionen, eine prachtvolle Landschaft gesehen hat, der eine große Zukunft sicher ist.

„In diesem Stromgebiete," sagt Herndon weiter, „findet man in den Gebirgen Silber, Eisen, Kohle, Kupfer, Quecksilber, Zink und Zinn, aus den Nebenflüssen wäscht man Gold, an Diamanten und Edelsteinen fehlt es gleichfalls nicht, und die Wälder liefern eine geradezu unerschöpfliche Fülle von werthvollen Hölzern, Gewürzen, Arzneipflanzen und Gummi- und Faserstoffen. Das Klima ist ein ewiger Sommer und die Ernte dauert das ganze Jahr hindurch. Für den Anbau aller tropischen Plantagengewächse ist unermeßlicher Raum vorhanden. In diese prächtige Waldeinöde muß der Dampf Leben bringen, aber ich glaube, daß jetzt (1850 und 1851) in der ganzen ungeheuern Provinz nicht 40,000 Dollars baren Geldes vorhanden sind!" —

Mit Ausnahme des großen Mündungshafens Para, der etwa 30,000 Einwohner zählen mag, hat das ganze Gebiet des Amazonenstroms nicht eine einzige Ortschaft, die wir in unserm europäischen Sinne als eine ordentliche Stadt bezeichnen könnten; selbst Manaos (Barra do Rio Negro) kann nicht eigentlich für eine solche gelten. Die übrigen sind lediglich Dörfer oder nur eine Anhäufung von Weilern, ohne regelmäßige Straßen. Nauta, von welchem wir eine von Paul Marcoy entworfene Zeichnung geben, kann als eine Art von Typus für diese Ortschaften gelten.

Unsere Leser wissen, daß wir diesen Reisenden den Ucayali abwärts bis zur Mission Sarayacu begleitet haben, von welcher er eine anziehende Schilderung entworfen hat („Globus" X, 353 bis 363). Bevor wir ihm in Nauta wieder begegnen, wollen wir noch Einiges über die verschiedenen Namen bemerken, welche der südamerikanische Riesenstrom führt.

Die Tupinambas-Indianer in Brasilien kennen nur den untern Lauf, und diesen bezeichneten sie als Parana Huasu, d. h. großer Fluß. Als die Gebrüder Pinzon (oder Pinçons) die Mündung entdeckten, die ihnen so gewaltig wie ein Meer vorkam, nannten sie ihn die Süße See, mar dulce, aber nach ihnen bezeichnete der Spanier Francisco Orellana ihn nach seinem Namen. Späterhin trat das Wort Amazonas an die Stelle, als Erinnerung an die weiblichen Krieger, die Amazonen, mit welchen derselbe Orellana an der Mündung des Rio Nhamundaz zu kämpfen hatte. Den obern Lauf dieses großen Stromes bezeichneten die alten Peruaner als Tunguragua, die spanischen Eroberer dagegen als Marañon. So hieß eine eßbare Frucht, Anacardium occidentale, welche zwischen San Jaen de Bracamoras und San Regis in großer Menge wächst. Die Bezeichnung Solimoens wurde dem Strome gegeben, als Pedro Texeiro

---

*) Exploration of the valley of the Amazon, by Lieutn. Wm. Lewis Herndon, U. S. Navy. Washington 1854. Es ist ein vortreffliches, sehr reichhaltiges Buch. A.

Nauta, Haltplatz der Dampfer am obern Amazonas.

von seinem Zuge nach Quito zurückkehrte. Der Name ist verderbt aus Sorimaos; so hieß ein weit verbreiteter Indianerstamm, welcher zur Zeit der Eroberung Brasiliens auf einer Strecke von etwa 150 Wegstunden am Strome verbreitet war. —

Nauta wird in unseren Tagen sehr oft genannt, weil bis dorthin die Dampfer auf dem Amazonas fahren; es ist auf diese Weise zu einer Art von Umschlags- oder Stapelort geworden, dem eine Zukunft nicht fehlt. Denn derselbe hat das ganze Gebiet des Ucayali und des Huallaga zum Hinterlande, und auch die Dampfer, welche künftig den letztern Fluß befahren, werden dort ihre Station haben.

Auf die Wichtigkeit der Lage hat vor einigen Jahren Antonio Raimondi, Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Lima, entschieden hingewiesen*). Die heutige Ortschaft, ein „pueblo", datirt, so wie sie nun ist, aus dem Jahre 1830 und hat nach Raimondi etwa 1200 Einwohner, während Marcoy in den 49 Häusern derselben nur etwa 750 Köpfe zählte, aber er bemerkt, daß außerdem etwa 250 Seelen auf die „schwimmende Bevölkerung" kommen.

Die Lage am Strome, so ziemlich der Mündung des Ucayali gegenüber, ist günstig genug. Das sahen die Jesuiten ein, welche an jener Stelle zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Mission gründeten; von derselben ist jedoch, wie von vielen anderen, keine Spur übrig geblieben. Marcoy („Le Tour du Monde" Nr. 345) bemerkt, daß auf der Stelle der Mission ein Indianerdorf entstand. Man brachte getaufte, und was man so zu nennen beliebte, „bekehrte" Indianer von den Stämmen der Cocamas und Cocamillas von der Mündung des Huallaga und aus der Umgegend von Gran Laguna dorthin. Was von diesen Stämmen am Huallaga zurückblieb, gerieth mit den spanischen Soldaten, welche in den Missionen lagen, in Fehde und zog dann auch nach Nauta hinab. Dort hatten die früheren Ankömmlinge die besten Plätze für sich genommen; die späteren aber scheuten die geringe Arbeit, Lehm- und Strohhütten zu bauen oder den Wald auszuroden. Theils wurden sie Schiffsknechte, theils Fischer und Diener bei den verschiedenen Kaufleuten, welche sich in Nauta niedergelassen hatten.

Am Strome trifft man sogenannte lomas, niedrige Hü-

Eine Egaritea auf dem Amazonenstrom.

gel, die am linken Ufer bis hinab nach Tabatinga an der brasilianischen Grenze reichen. Auf einem derselben steht das Dorf Nauta mit seinen bunt und ohne alle Regelmäßigkeit ganz nach Willkür und Belieben aufgebauten Hütten, so wie unser Bild sie zeigt. Auch die Umgebung hat nichts Anziehendes. Nauta ist Hauptort eines Districts, der an der Mündung des Huallaga beginnt und abwärts bis über Omaguas hinausreicht. Auf der ganzen Strecke von etwa dreißig deutschen Meilen liegen überhaupt nur fünf Dörfer: Urarinos, Parinari, San Regis, Nauta und Omaguas; dazu kommt dann noch Iquitos und die Strecke bis zur Mündung des Rio Napó.

Die geistliche Obhut wird vom Pfarrer zu Nauta besorgt. Dieser macht in jedem Vierteljahr einmal seine Rundreise im Sprengel und bleibt in jeder Ortschaft einen Tag und eine Nacht. Man wird gern glauben, daß sein Amt ein beschwerliches sei. Er macht die Reise auf einer Egaritea, einem jener plumpen Indianerschiffe, welche auch jetzt noch zur Beförderung von Handelswaaren benutzt werden und über welche wir bald mehr zu sagen haben.

Peru hat auf diesem Theile seiner Nordostgrenze drei Missionen: Pevas, San José de los Yahuas und Caballo cocha. Die geistliche Oberleitung derselben befand sich früher in Moyobamba, ist aber jetzt in Chachapoyas, wo ein Bischof wohnt. Marcoy fand überall die Geistlichen in einer sehr bittern Stimmung, die sich begreifen läßt, wenn man erfährt, daß ihnen gar kein Gehalt ausgezahlt wird oder daß sie doch in ungebührlicher Weise verkürzt werden. Um leben zu können, treiben sie Handel mit gesalzenen Fischen, Sassaparille, Baumwollenzeug, Angeln und Har-

*) Apuntes sobre la provincia litoral de Loreto; por Antonio Raimondi, Lima 1862. Dieses werthvolle Werk, das auf Kosten der peruanischen Regierung gedruckt wurde, enthält die ausführlichste und zuverlässigste Schilderung von Nordperu, so weit dasselbe dem Gebiete des Amazonas angehört, welche wir überhaupt haben. Die Notizen über Nauta stehen S. 91 bis 95. Sie sind auch benutzt worden in der Geografia del Perú, obra postuma del D. D. Mateo Paz Soldan, corregida y aumentada par su hermano M. F. Paz Soldan. Paris 1862. Ich kenne nur den ersten Theil, 745 Seiten, und weiß nicht, ob ein zweiter Theil erschienen ist. Auch dieses Werk, das eine gute Uebersicht von Peru giebt, ist auf Kosten der peruanischen Regierung gedruckt worden. Die Mittheilungen über Nauta S. 545 ff. A.

punen; am Sonnabend Abend schließen sie ihr Conto ab und am Sonntag Morgen legen sie das Priestergewand an.

Die Staatsbeamten stehen unter einem Corregidor, der zu Balsapuerto am Huallaga wohnt; es ist eben in diesen Gegenden Alles weit und zerstreut; der jenen vorgesetzte Unterpräfect wohnt noch weiter weg, in Moyobamba. Der Reisende hörte viele Klagen über Härte und Willkür der Beamten, welche er mit „tyrannischen Landjunkern" vergleicht; sie saugen ihre Untergebenen aus. Die peruanische Regierung hatte Jeden, der sich in einem Dorfe auf der Nordostseite der Andes niederlasse, auf 25 Jahre von jeder Abgabe befreit; trotzdem legten die Unterpräfecten solchen Leuten einen Tribut auf, der in Salzfischen und Wachs besteht. Die Regierung hatte ferner ihre Beamten angewiesen, jedem Reisenden gegen eine festgestellte Taxe ein Fahrzeug zu stellen; die Ruderer sollten aber nur verpflichtet sein, gegen einen gleichfalls festgestellten Lohn nur zehn spanische Meilen weit zu fahren, um dann von anderen abgelöst zu werden. Die Beamten fanden es aber ihrem Privatnutzen angemessen, die Stationshütten zu verbrennen und die Ruderer zu zwingen, gegen unverschämt verkürzten Lohn die Piroguen bis nach Egas an der Mündung des Teffé oder gar bis an jene des Rio Negro zu bringen, also über 100 deutsche Meilen weit. Dieser Unfug hat nun in Folge der Dampfschifffahrt ein Ende genommen. Aber die Indianer sind auch jetzt noch allerlei Mißhandlungen unterworfen; sie werden beliebig eingesperrt oder mit einer Karbatsche aus Lamantinhaut gepeitscht. Als Nauta noch Mission war, peitschte man die Neubekehrten vor dem Altar in der Kirche, zur Erinnerung an die Geißelung Christi, wahrscheinlich um ihnen die Religion der Liebe recht theuer und werth zu machen. Den Indianern wollte aber die Trefflichkeit einer so milden Behandlung nicht wohl einleuchten; die verstockten heidnischen Bösewichter zogen es vor, in die Wälder zu fliehen, und manche von ihnen bauten sich 150 spanische Meilen von Nauta und den Geistlichen entfernt das Dorf Juruparg-Tapera.

Streifzüge im Nordwesten Amerikas, namentlich in Oregon.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Portland, die Hauptstadt des Webfoot-Landes. — Geschäftskniffe. — Regenwetter in Oregon. — Wieder auf dem Columbia. — Mount Hood und Mount St. Helens. — Indianersage.

Der Willamettefluß ist reizend mit seinen von herrlichen Wäldern und saftig-grünen Wiesen eingefaßten Ufern und dem klaren, grünlichen Gewässer, das mich an den Vater Rhein erinnerte, dem er auch an Breite ziemlich gleichkommt. Stattliche Fichtenwaldungen, welche auf den höhergelegenen Bergzügen die mit dunkelgrünem Laubholz gekrönten niedrigeren Hügel überragten, gewährten mitunter herrliche Fernsichten, deren immer wechselnde Bilder ich in gemüthlicher Ruhe vom hohen Verdeck des „Brother Jonathan" herab bewunderte.

In Portland nahm ich Quartier im eleganten „Denison House", einem Hotel erster Classe, und ruhte vorläufig ein wenig von den Strapazen meiner letzten Reise aus, die mich nach einer Fahrt von ungefähr 295 Seemeilen aus den Besitzungen of Her most gracious Majesty in die Haupthandelsstadt des jungen, goldreichen Freistaates Oregon versetzt hatte.

Die Stadt Portland verdankt ihren Namen einem Würfelspiel. Die zwei ersten Besitzer des Grund und Bodens, auf dem die Stadt erbaut werden sollte, ehrsüchtige Söhne Neu-Englands, stritten sich nämlich um den Namen des neuen Karthago. Der Eine wünschte es Boston zu taufen und der Andere zog den Namen Portland vor, und fast wäre vor lauter Zanksucht die Stadt gar nicht gegründet worden. Zuletzt kam man überein, Würfel entscheiden zu lassen, und der Name Portland hatte die meisten Augen. So ist sogar das Geschick werdender Städte dem launigen Schicksal überlassen, selbst wenn es, wie in diesem Falle, nicht blind, sondern mit vielen Augen versehen ist.

Nachdem ich mich in den gastlichen Räumen des großen Speisesaales vom „Denison House" gehörig mit Speise und Trank gestärkt, bei welcher Gelegenheit ich künftigen nach Oregon reisenden Feinschmeckern die außerordentlich saftigen Portländer Bärenbraten recht angelegentlich anempfehle, machte ich einen längern Spaziergang durch die Stadt. Vielleicht, daß mir dieselbe als künftiger Wohnort zusagen würde. Das geschäftige Leben und schmucke „Go-Ahead-Aeußere" derselben machten auf mich einen sehr vortheilhaften Eindruck, so daß ich bald bedeutende Lust verspürte, in ihren Mauern meine Heimath aufzuschlagen.

Allein — „der Mensch denkt, und der liebe Herrgott lenkt!" Sogar in Oregon, am Ende der Welt.

Es nutzte zu nichts, daß ich die Hauptgeschäftsstraße von Portland Dutzende von Malen auf- und abwanderte und in fast jedem Hause nachfragte, ob dasselbe wohl zu vermiethen sei, bei welchen Fragen die Herren Ladendiener etlicher eleganten Wholesale-Geschäfte ganz erstaunt die Augen weit aufsperrten. Alle Häuser waren leider schon besetzt und Niemand schien Lust zu haben, mir seinen Platz zu überlassen. In den Nebenstraßen hätte ich vielleicht ein Asyl finden können; aber damit war mir nicht gedient. „Aut Caesar, aut nihil!" das war meine Parole — und somit sagte ich mich von dem ungefälligen Portland wieder los, um weiter in die Welt hinauszuwandern und anderswo mein Glück zu suchen.

Während ich in den mit Holz gepflasterten und mit stattlichen Häuserreihen gezierten Straßen auf- und abwanderte, fiel mir unwillkürlich das mürrische Aussehen der Einwohner auf, welches um so auffälliger war, da die Sonne goldenklar aus den unumwölkten Tiefen des blauen Himmels herablächelte und Alles zur Freude einzuladen schien. Auf nähere Erkundigung der Ursache dieser höchst seltenen psychologischen Erscheinung an den Portländern erfuhr ich, daß es eben dieser helle Sonnenschein war, der die Leute so mürrisch machte. Alt und Jung hätten sich an das sonst hier zu Lande fast unaufhörliche Regenwetter so sehr gewöhnt, daß sie sich darüber ärgerten, wenn einmal den ganzen lieben langen Tag über die Sonne scheine. Im verflossenen Winter sollen die Leute vor Freuden ganz außer sich gewesen sein, da es

— Gott sei Dank! — bloß 134 Tage lang ohne jegliche Unterbrechung Wolkenbrüche regnete.

Die glücklichen Bewohner dieses Regenlandes erniedrigen sich selten so weit, Regenschirme aufzuspannen, die hier unverkäuflich sind, sondern lieben es, beim heftigsten Platzregen wie Enten in den schwimmenden Straßen umherzuspazieren, weshalb man ihnen den Ehrentitel „Webfeet" (Schwimmfüßler) gegeben hat, auf welche Benennung sie nicht wenig stolz sind. Zu diesen sogenannten „Webfeet" gehören außer den Portländern auch noch die Bewohner des ganzen ausgedehnten Willamettethals, wo es noch mehr regnen soll als in Portland.

Ich dankte einer gnädigen Vorsehung, daß ich noch bei Zeiten die Amphibiennatur des Webfoot-Landes entdeckt hatte; sonst wäre ich sicherlich am folgenden Tage das Thal des Willametteflusses weiter hinauf gereist, um mir dort in einem schattigen Winkel ein neues Arkadien aufzusuchen. So entschloß ich mich, lieber jenseits der Berge, am obern Columbia, mir eine neue Heimath zu suchen.

Portland ist eine blühende Geschäftsstadt, die im schnellen Wachsen begriffen ist und gegenwärtig an 5000 Einwohner zählt. In seinen Mauern liegen das Irrenhaus und Zuchthaus des Staates Oregon und 21 Aerzte sorgen für das leibliche Wohl der Bevölkerung. Bedeutend ist der Handel mit dem im Innern des Landes, östlich der Cascade-Gebirge (Cascade Range) gelegenen Golddistricte, sowie mit dem productenreichen Willamettethal. Letzteres ist namentlich auch noch durch seine ungeheuer großen rothen Aepfel berühmt, die Alles ihrer Art auf Erden an Größe wenn auch nicht gerade an Feinheit des Geschmacks übertreffen und einen bedeutenden Exportartikel Portlands bilden. Zur Zeit ist die Stadt der Haupthandelsplatz des Staates Oregon und vermittelt den Verkehr dieses Goldkindes vom Oncle Sam sowie der benachbarten Territorien Washington und Idaho mit San Francisco und der äußern Welt.

Um mich den in amerikanischen Handelsverhältnissen Uneingeweihten durch Zahlen verständlicher zu machen: — In Portland werden alljährlich von 10 bis zu 12 Millionen Dollars an Waaren verkauft, meistens für den Bedarf von Oregon und Idaho. Der Handel wächst im Verhältniß wie sich jene Länder entwickeln und sich deren Einwohnerzahl vergrößert, welche (1865) etwa 160,000 Köpfe zählen mochte, die sich reißend vermehren. Ein volles Drittheil dieser Einwohnerzahl kommt auf das Territorium Idaho, welches vor wenigen Jahren noch eine menschenleere Wildniß war. Was dem Handel in diesen Ländern einen solchen Aufschwung giebt, ist der im Verhältniß zur Einwohnerzahl enorme Consum von Waaren aller Art. Namentlich der Verbrauch von Kleidungsstücken ist unter den biederen Goldgräbern, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, ein ungeheurer. Mit weniger als zwei nagelneuen Anzügen per annum und vier Mal so viel Unterzeug versteht es Keiner dieser Sterblichen seine Blöße zu decken, und ein neues Paar Stiefeln für jeden Monat oder höchstens anderthalb Monate im Jahr ist für einen dieser Herren durchaus nichts Ungewöhnliches. Der Maßstab europäischer Verhältnisse ist durchaus unpassend in einem Lande, wo eine Stadt wie Portland bei einer Einwohnerzahl von nur 5000 den Verkehr einer europäischen Handelsstadt hat, die drei oder vier Mal so groß ist. Während diese nur die Bedürfnisse der nächsten Umgebung versieht, muß jene die einer Ländermasse liefern, deren Flächenraum dem von ganz Deutschland gleichkommt und deren Einwohner durch ihre Verschwendungssucht ihre geringe Zahl gleichsam verzehnfachen.

Trotzdem Portland gegenwärtig in solcher Handelsblüthe steht, so ist seine zukünftige Größe damit noch nicht gesichert. Die Stadt liegt, wie bereits erwähnt, in einem Seitenthale der großen Verkehrsader des Landes, des Columbia, und die Schifffahrt auf den Gewässern des Willamette, namentlich an dessen Mündung, ist durch Sandbänke sehr gehindert, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß eine am untern Columbia neu zu gründende Handelsstadt in nicht gar langer Zeit Portland den Rang ablaufen könnte. Sobald sich die nöthigen Capitalisten fänden, ein solches Project thatsächlich zu unterstützen, würde die Veränderung der herkömmlichen Handelsroute in einem erst sich bildenden Staate wie Oregon binnen unglaublich kurzer Zeit zu bewerkstelligen sein. Die Portländer lächeln natürlich mit bleichen Gesichtern über eine solche Möglichkeit, welche ihre Stadt ruiniren würde, und manchem derselben läuft die bittere Galle vor gerechtem Aerger über, wenn ein Fremder solche Gedanken des Hochverraths zu äußern wagt.

Die Moral der Kaufleute dieses Entenhafens soll durch das Handeln mit ihren Landsleuten, den sprichwörtlich knauserigen Webfeet, gänzlich untergraben sein. Wer sich an die gentile Kaufweise der alten californischen Minenarbeiter gewöhnt hat, denen die Ausgabe eines Zwanzigdollarstücks nicht halb so viel Sorge macht, als einem europäischen Kleinstädtler die eines Fünfgroschenstücks, dem ist es allerdings nicht zu verargen, wenn er den sparsamen Webfeet, die besser für Buxtehude als für Californien oder Oregon passen möchten, im Handel manchen verzeihlichen kleinen Schabernack spielt. Die Webfoot-Ladies sind fast noch knauseriger, als ihre Lords. Um eine Yard Kattun wird oft halbe Stunden lang gefeilscht. In neuerer Zeit haben die das Land überfluthenden Californier diese sonst von der großen Welt abgeschlossenen in idyllischem Naturzustande lebenden Schwimmfüßler etwas verfeinert; aber einen honetten Handel abzuschließen ist heute noch für einen Webfoot ein absolutes Ding der Unmöglichkeit.

Die zahllosen Kniffe, welche die Portländer Yankee-Kaufleute sich angewöhnt haben, um ihre Landsleute trotz deren Knauserei zu übervortheilen, sind, wenn auch nicht welt-, so doch oregon-berühmt:

Beim Speckabwiegen, während der Verkäufer die Stücke von der Straße in den Store hereinschleppt, gelegentlich einen ungewogenen Schinken die Kellerluke hinunterzuwerfen, — Einem statt eines verkauften Paares Zwölfdollarhosen aus Versehen ein Paar Zweiundeinhalbdollarhosen einzuwickeln, wenn der Dampfer, auf dem der Käufer abreisen will, bereits zum zweiten Mal gepfiffen hat, — beim Eierkaufen mit einer bewundernswerthen Fingerfertigkeit die Eier zu handhaben, und anstatt eines halben Dutzends in der Regel acht oder neun Eier auf einmal zu fassen und dabei die Dutzende und Schocks mit einer solchen Geschwindigkeit falsch zusammenzuaddiren, daß der bejammernswerthe Eierverkäufer dem Rede- und Rechnungsfluß des Kaufmanns gar nicht zu folgen vermag, — von falschen Gewichten, wobei die Gewichte von großen Wagschalen auf kleineren benutzt werden und goldene statt kupferner Gewichte beim Goldstaubwiegen sehr profitabel sind und dergleichen abgedroschenen Kunstgriffen mehr, welche sogar die Portländer Zeitungen öffentlich rügen, will ich hier gar nicht reden. Ob aber mancher Webfoot, der eine Rechnung bezahlt, weiß, daß er dabei mitunter die Jahreszahl mitbezahlt, möchte ich bezweifeln!

N. N. hat z. B. seine Aussteuer zur Wanderung nach Boisé gekauft und bittet sich die Rechnung aus; da schreibt der Verkäufer oben an nach der Begrüßungsformel zunächst in möglichst nachlässiger Handschrift den Namen der Stadt Portland nebst Monats- und Jahresdatum daneben, und dicht darunter die verkauften Artikel, — z. B. wie folgt:

Rechnung für Herrn N. N.
von
Jonathan Miller u. Comp.

	Dollars.
Portland, Oregon, 1. September	18 63
1 grüne Wollendecke	8 00
1 brauner Sammethut	5 00
1 bunter Kittel	7 50
1 rothes Unterhemd und dito Hosen	3 00
1 himmelblaues Oberhemd	2 50
1 Paar genagelter Cavalleriestiefel	8 00
1 Paar Lederhandschuhe	75
1 Paar Webfoot-Socken, d. h. in Portland gestrickte Strümpfe	50
1 Paar grün- und blaucarrirter Hosen	10 50
1 Paar Drell-Oberhosen	1 50
1 Ledergurt	75
1 feingezahnter Kamm	25
1 Schlachtermesser	75
1 Revolver	21 00
1 Pfund Pulver	1 00
3 Pfund Pistolenkugeln	75
1 Kästchen Zündhütchen	37
4 Pfund Kautaback	4 00
1 Arkansas-Zahnstocher (Bowie Knife)	2 00
	96 75

Beim Addiren wird die Jahreszahl, wie bei obigem Documente, ganz einfach mitgezählt, was bei einer längern Rechnung nach dem Decimalsystem, wo die Jahreszahl 1863 für 18 Dollars und 63 Cents stände, nicht leicht auffallen wird. Sollte der Rechnungsfehler dennoch bemerkt werden, so ist er natürlich weiter nichts als ein Versehen gewesen, welches jedem ehrlichen Manne passiren könnte, und das der Verkäufer mit Vergnügen wieder gutmacht. Wie bereits erwähnt, die sprichwörtliche Rechtschaffenheit der Portländer schließt selbstverständlich jeglichen Verdacht absichtlichen Betruges aus. Der Verfasser hat diesen feinen Industriekniff auch nur als Fingerzeig für „rechtschaffene“ einwandernde Yankees mitgetheilt, damit sich dieselben vor dergleichen Schelmereien in den Goldlanden in Acht nehmen können.

Am folgenden Morgen hatte sich das Wetter bereits wieder geändert, der Himmel war mit einem undurchdringlichen Grau überzogen und es regnete, als ob Jupiter Pluvius alle seine Schleusen aufgethan, um die Versäumniß vom vorigen Tage wieder gut zu machen. Von meinem Fenster aus sah ich lange dem Regen zu, der lustig auf dem Holzpflaster herumplätscherte, und beobachtete die schirmlos in Schaaren die Straße auf und ab wandernden Portländer. Vergebens hoffte ich, daß der Regen aufhören sollte. An den vergnügten Mienen der Schwimmfüßler erkannte ich, daß dazu keine Hoffnung vorhanden sei. Ich entschloß mich daher, mich möglichst schnell in ein trockneres Land zu versetzen.

Bald erfuhr ich, daß noch an demselben Nachmittag ein kleiner Flußdampfer nach der Stadt Vancouver gehe, von wo aus ich am folgenden Morgen auf einem größern Dampfboote den Columbia weiter hinauffahren könnte, welche Gelegenheit ich denn auch sofort zu benutzen beschloß.

Ich wanderte am 24. September Nachmittags um drei Uhr unter plätscherndem Regenguß an die Landungsbrücke und begab mich an Bord eines Diminutiv-Dampfers, der ungefähr die Größe eines der Rettungsboote des „Great Eastern“ hatte; — und bald darauf ging's unter einem wahren Sündfluthsregen den Willametteſluß wieder hinunter.

Bald lag die Mündung des Willamette hinter uns und tapfer arbeitete unser kleiner Dampfer gegen die Wassermassen des großen Nordwest-Stroms. Die riesigen Waldungen an den Ufern des stattlichen Columbia, der hier ungefähr so breit ist, wie der obere Mississippi, aber weit schöner und mit hohen, schilflosen Bänken, auf denen majestätische Bäume — nicht verworren durch einander geworfene, halb verwitterte Baum- und Rohrmassen wie beim Vater der Flüsse — sich bis dicht ans Ufer drängen, wurden bei dem abwechselnden Regen und Sonnenschein prächtig beleuchtet. Von dem Augenblicke unserer Einfahrt in den Columbia, bis wir das sechs englische Meilen weiter oberhalb am rechten Stromufer gelegene Städtchen Vancouver erreichten, stand ein flammender doppelter Regenbogen über den Cascade-Gebirgen gerade vor uns am pechschwarzen Himmel und überwölbte gleichsam den breit darunter hinströmenden Columbia, indeß rechts und links von uns finstere Schatten und helles Sonnenlicht sich geisterhaft über die dunkelgrünen Wälder jagten.

Mitunter, jedoch nur selten, sahen wir die gewaltigen, mit blendend weißem Schnee bedeckten, isolirt dastehenden Kuppen des Mount Hood (nach Dana 15- bis 16,000, nach Congreve 18,316 Fuß hoch) über der Meeresfläche und nach der Angabe A. v. Humboldt's zuerst im Jahre 1853 von Lake, Travaillot und Heller erstiegen) und Mount St. Helens (etwa 14,000 Fuß hoch), die in silberner Pracht aus dem dunkeln Gewühle der Wolken hervortauchten. Wie Schildwachen, aus der Ebene bis über das Wolkengewimmel in den Himmel emporragend, stehen diese Bergesriesen etwa dreißig englische Meilen rechts und links am Eingange des Felsenthales des Cascade-Gebirges da, durch welches der Columbia dem Meer entgegenströmt, täuschen aber durch ihre riesigen Verhältnisse das Auge so sehr, daß man sie, besonders den Mount Hood, ganz in der Nähe wähnt. Diese vereinzelt dastehenden Bergriesen, denen nach Norden Mount Rainier und Baker und nach Süden Mount Jefferson, Three Sisters und Shasta Butte fast auf denselben Längengrade folgen, sind eine dieser Küste eigenthümliche, seltene Bodenformation, welche auf eine vulcanische Hebung schließen läßt. Nicht wie bei anderen Gebirgen erheben sich diese Bergriesen als höchste Gebirgszinnen mit davor liegenden Höhenzügen, die sich allmälig emporthürmen. Direct steigen sie aus der Ebene empor und gewähren dem Auge den imposanten Anblick einer ununterbrochen über 15,000 Fuß hoch isolirt aufsteigenden schnee- und eisbedeckten Gebirgsmasse.

Der einer kolossalen Schneepyramide ähnliche Hood und dessen weiter nördlich gelegener, kuppelförmig gebildeter und gleichfalls ganz mit Schnee bedeckter Schwesterberg St. Helens waren ehedem Vulcane. Letztgenannter Berg soll noch jetzt mitunter recht unruhig sein und warf, als Fremont diese Gegend im Jahre 1853 zum zweiten Male durchzog, einen feinen Aschenregen aus, welcher das Land weit und breit, bis nach Dalles hinauf, bedeckte. Auch dem friedlichern Mount Hood wird nachgesagt, daß das unterirdische Feuer in ihm nur schlummere und Manche behaupten, sie hätten Rauchwolken an seinem Gipfel gesehen. Von allen Bergsteigern, die seinen Gipfel erklommen haben, wird erzählt, daß unterhalb der höchsten Schneekuppe ein Krater liege, aus dem fast ununterbrochen Schwefeldämpfe emporsteigen*).

*) Am 8. October des Jahres 1865 wurden von einer im Fort Vancouver liegenden Militairabtheilung am frühen Morgen ganz deutlich dichte Rauchwolken gesehen, die vom Gipfel des Mount Hood rollten. Am selbigen Tage erschütterte ein heftiges Erdbeben die Stadt San Francisco, bei welchem die Erdwellen aus nördlicher Richtung kamen. Aus mehreren Black Buttes — schwarzen, nämlich kahlen Gipfeln — einer mehr östlich gelegenen Nebenkette der Cascade Range stiegen am selbigen Tage Flammen und Rauchsäulen empor, wie mir glaubwürdige Augenzeugen, die von Canyon City in Oregon kamen, auf meiner letzten Reise von Portland nach San Francisco berichteten. Der nordwestliche Abhang des Mount Hood, wie ich von Salem aus im Willamettethale bemerkte, war ganz von Schnee entblößt, der, wie man mir erzählte, um dieselbe Zeit fast plötzlich verschwunden war. Daß die vulcanische Thätigkeit dieser

Einen schrecklich schönen Anblick muß diese Gegend gewährt haben, als noch anstatt des friedlichen Columbia Mount Hood und Mount St. Helens ihre rauchenden Lavaströme durch dieses Thal wälzten und die alten Bergesriesen wie zwei ungeheure Fackeln flammend und drohend am Eingange jener Höllenschlucht dastanden.

Unter den Indianern Oregons lebt noch eine alte Sage, wonach die Stelle, an welcher der Columbia gegenwärtig die Berge durchbricht und eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen bildet, ehedem von einer kolossalen natürlichen Felsbrücke überspannt war. Mount Hood und Mount St. Helens waren Mann und Frau, lebten im besten Einvernehmen in ihren beiderseitigen Bergschlössern und pflegten sich über die Brücke hin gegenseitig Besuche zu machen, während ihre Kinder, die rothen Männer, in ihren Canoes unter der Brücke im friedlichen Columbia Lachse fingen. Aber der eheliche Friede hatte keinen Bestand. Mann und Frau erzürnten sich, schlenderten sich gegenseitig ungeheure Felsblöcke an den Kopf und machten ihrem Zorne mit göttlichen Donnerworten Luft. Die Brücke brach von den darüber hin- und herrollenden gewaltigen Felsblöcken zusammen und füllte das Bett des Stromes mit ihren Trümmern, über welche die sonst so friedlichen Gewässer sich nun brausend einen Weg suchen mußten. Mann und Frau haben sich seit jener Zeit nie wieder vertragen und stehen jetzt stumm grollend einander gegenüber.

Diese Sage ist unter den verschiedenen Indianerstämmen von Oregon und Washington so allgemein verbreitet, daß man sich des Gedankens kaum erwehren kann, es lägen naturhistorische Thatsachen derselben zum Grunde. Wahrscheinlich ist unter dem Zank der Berge eine gewaltige vulcanische Erdrevolution zu verstehen, welche das Bett des Stromes mit Trümmern und Felsblöcken bedeckte und Alles drunter und drüber warf.

Berge Oregons mit dem Erdbeben von San Francisco in engem Zusammenhange stand, ist mir sehr wahrscheinlich.

Die neuesten Forschungen über den Magnetismus des Erdganzen und die magnetischen Observatorien.

Von **Dr. H. Birnbaum.**

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erregte Dr. Godwin Knight außerordentlich großes Aufsehen durch die Anfertigung seiner Magnetnadeln, welche in Hinsicht der inwohnenden Kraft Alles übertrafen, was man bis dahin zu Stande gebracht hatte. Von allen Seiten strömten die Seefahrer nach diesem weltberühmten Magnetiker, um sich von ihm einen Compaß zu kaufen, der in Hinsicht der Empfindlichkeit und Zuverlässigkeit allen Anforderungen am besten entsprach. Das Merkwürdigste in der Sache war nun aber, daß Knight vorgab, bei der Anfertigung seiner Nadeln gar keinen eigentlichen Magnet in Anwendung gebracht zu haben. Er besitze allerdings zwei Magnetmagazine von 240 magnetischen Stahlstäben, welche den Nadeln die Kraft gäben, aber der den Stahlstäben eingeflößte Magnetismus sei ein freies Geschenk der Natur, wozu weder natürliche noch künstliche Magnete mitgewirkt hätten. Er behauptete sogar, daß er der Natur das Geheimniß abgelauscht habe, sich an jedem Punkte der Erde solche Magazine aufs Neue anfertigen zu können, ohne die geringste Beihülfe von schon vorhandenen wirklichen Magneten. Man staunte den Mann an. Das Vorgeben seiner Leistungen stieg an das Unglaubliche. Und dabei war Dr. Knight doch ein von der ganzen Welt geachteter Ehrenmann, so daß an eine Charletanerie auch kein Gedanke war. Man zweifelte nicht daran, daß er in der That ein Naturgeheimniß entdeckt haben müsse, womit er wirklich ein solches Wunder ins Leben rufen könne. Hätte damals der vielgenannte Schwabe Franz Anton Mesmer schon gelebt und geheilt, so würde man sicher in dessen thierischem Magnetismus einen befriedigenden Schlüssel der Aufklärung gefunden haben. Denn was wäre dem jugendlich kühnen und überall leicht fertigen Mesmerismus nicht alles möglich gewesen zu erklären, obgleich er in sich selbst für gewissenhafte Naturforscher stets das unerklärlichste Räthsel war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Diese Marktschreierei konnte dem Doctor Knight nicht zu Hülfe kommen, aber wenn dies auch möglich gewesen wäre, so würde er sie verächtlich von der Hand gewiesen haben, dazu besaß er einen viel zu ehrenwerthen, wahrheitsliebenden Charakter. Seine Entdeckung hatte eine viel solidere Grundlage, davon war man überzeugt; um so mehr steigerte sich nun aber die Spannung, sie selbst kennen zu lernen.

Da eine solche Erforschung der Natur des Magnetismus, wenn sie wirklich, wie Knight vorgab, auf Wahrheit und Wirklichkeit beruhte, für das gesammte praktische Seewesen von der allergrößten Wichtigkeit war, so konnten die Männer der Wissenschaft nicht gleichgültig dabei bleiben; die Societät der Londoner Gelehrten war daher auch bald entschlossen, den Doctor Knight zu einer sachverständigen Besprechung des Gegenstandes einzuladen. Er folgte dieser Einladung ungesäumt, erklärte aber unverhohlen, daß er aus mercantilem Grunde genöthigt sei, seine Entdeckung geheim zu halten. Er sähe darin eine gar wichtige Erwerbsquelle, die augenblicklich aufhören würde, in seinem Interesse zu fließen, sobald er das Geheimniß veröffentliche. Was übrigens die Kunst der Anfertigung kräftiger Magnetnadeln mit Hülfe seiner Magnetmagazine beträfe, worauf vor der Hand das praktische Leben am meisten Gewicht zu legen habe, so wäre er gern bereit, dieselbe an die Oeffentlichkeit zu bringen, und auch die beiden Magazine selbst wolle er zum Besten der guten Sache dem königlichen Museum als Geschenk hinterlassen. Dies wurde nun mit Dank entgegengenommen und dabei die Hochherzigkeit gebührend gerühmt; aber man verfehlte auch nicht zu bemerken, daß damit die Wissenschaft selbst sich noch nicht zufrieden erklären könne, für diese sei ja noch nicht einmal der Beweis geliefert, daß die Entdeckung mehr wie eine bloße Behauptung sei, daß sie in der Thatsache auch keinen Zweifel mehr zulasse. Da war nun Knight sogleich bereit, diesen Zweifel auf der Stelle zu beseitigen, und er bat sich zu diesem Zwecke ein paar unmagnetische Stahlstäbe aus. Mit diesen begab er sich in ein angrenzendes Nebenzimmer, blieb hier einige Minuten allein und kam dann mit den Stäben zurück, die ganz unverkennbar jetzt einen kräftigen polarischen Magnetismus zeigten. Damit stand nun die Thatsache fest, daß er den Stahlstäben

ohne Beihülfe von schon vorhandenen Magneten Magnetismus eingeflößt habe. Wie hatte er dies nun aber möglich gemacht? — Das war eben die Frage, welche er unbeantwortet ließ. Darin steckte das Geheimniß, womit er nicht hervortreten wollte.

Als die Männer von Fach nun die Gewißheit erhalten hatten, daß man Stahlstäbe ohne Beihülfe von schon vorhandenen Magneten magnetisch machen könne, war es ganz natürlich, daß man sich anstrengte, dieses merkwürdige Phänomen zu erklären, aber wie stark der Scharfsinn auch angespannt wurde, so dauerte es doch sehr lange, bis man der wahren Ursache wirklich auf die Spur kam. Der Zufall half zuletzt noch besser als alle gelehrten Grübeleien.

Etwa dreißig Jahre später kam nämlich ein Schieferdecker zu Réaumur, dem berühmten Naturforscher zu Paris, um sich über eine merkwürdige Erscheinung Aufklärung zu erbitten, die er soeben an der Eisenstange gemacht habe, welche die Wetterfahne und den Knopf eines Thurmes getragen hatte. Bei dem Hinabwinden dieser Stange sei es ihnen auffallend gewesen, wie sie sich mit ihrem untern Ende immer stark nach Norden gekehrt habe, so daß sie zu der Vermuthung gekommen seien, in der Stange wirke eine magnetische Kraft, wie in der frei aufgehängten Magnetnadel, und um darin noch mehr Gewißheit zu erlangen, hätten sie auch Eisenfeilspäne in die Nähe gebracht, welche dann wirklich von der Stange angezogen und festgehalten worden wären. Réaumur konnte die erbetene Aufklärung nicht sogleich geben, er unterließ es aber nicht, sich an Ort und Stelle zu begeben, damit er sich durch eigene Beobachtung und Versuche von der Richtigkeit der Wahrnehmung überzeugen konnte. Die Sache verhielt sich jedoch wirklich so, wie sie der Schieferdecker zur Mittheilung gebracht hatte. Als nun Réaumur diesen merkwürdigen Gegenstand vor der Akademie der Wissenschaften zu Paris zur Sprache brachte, erklärten einige Sachverständige, wie man schon mehrfach die Erfahrung gemacht habe, daß Eisenstangen, wenn sie Jahre lang in senkrechter Lage erhalten wären, ganz von selbst den Magnetismus angenommen hätten. Die Ursache liege sehr wahrscheinlich in dem andauernden Einflusse des Erdmagnetismus.

Der junge Akademiker Antheaulme benutzte dies nun zu einer streng wissenschaftlichen Untersuchung. Er ging von dem bekannten Erfahrungssatze aus, daß das weiche Eisen im Wirkungskreise eines kräftigen Magneten sogleich selbst polarisch-magnetisch werde. Dürfe man also die ganze Erde als einen kräftig wirkenden Magneten ansehen, so müsse eine weiche Eisenstange, sobald sie in eine Richtung gebracht wäre, die der Declination und Inclination des Ortes, oder was dasselbe sagen wolle, dem Wirkungskreise der Achse des Erdmagnetismus genau entspräche, selbst zu einem polarischen Magnet werden. Und als er dann die Sache durch einen Versuch prüfte, hatte er die Freude, Alles gerade so bestätigt zu finden, wie er es vermuthet hatte. Die aufgerichtete weiche Eisenstange zog an beiden Enden Eisenfeilspäne an, und stieß in dem untern Ende die Nordspitze und in dem obern Ende die Südspitze der Magnetnadel ab; folglich war sie polarisch-magnetisch und trug oben den Süd- und unten den Nordmagnetismus. Die weiteren Versuche Antheaulme's lehrten auch noch, daß in dem Maße als die Eisenstange weniger weich war, das Einflößen des polarischen Magnetismus durch den Erdmagnetismus langsamer vor sich ging, aber dafür auch andauernder in der Stange verblieb, und ihn dann sogar außerhalb des bezeichneten Wirkungskreises deutlich an den Tag legte. Ferner ergab sich, daß die Stange den polarischen Magnetismus in eben dem Maße geringer zeigte, als ihre Lage von der Richtung des erdmagnetischen Wirkungskreises abwich, und sogar gänzlich verschwand, wenn sie senkrecht zu dieser Richtung stand. In Paris wich die Richtung der Hauptachse des erdmagnetischen Wirkungskreises, oder die sogenannte Inclination, nur einige zwanzig Grade von der lothrechten Lage zur Erdoberfläche ab; daher zeigte die Stange in dieser lothrechten Lage wohl nie den größten aber doch immer noch einen deutlich ausgeprägten polarischen Magnetismus. Damit war nun Alles erklärt, was sich auf die Wahrnehmung des Schieferdeckers bezog, denn die senkrecht emporgerichtete Eisenstange war an sich nicht ganz weich und wurde durch den Einfluß des Wetters allmälig noch mehr gehärtet; das jahrelange Verharren in ihrer Lage mußte daher auch einen bleibenden polarischen Magnetismus in ihr erzeugen. Mit diesen Erfahrungen machte sich Antheaulme nun auch an die Erklärung des Knight'schen Geheimnisses. Er brachte gehärtete Stahlstangen in die Achsenrichtung des Erdmagnetismus; da zeigten sie allerdings einen noch kaum bemerkbaren polarischen Magnetismus, so wie er aber auf die Stangen in der bezeichneten Lage einige Hammerschläge ausübte, war auch der Zweck erreicht; sie waren durch diese Erschütterung zu wirklichen Magnetstäben geworden. Man kann sich denken, mit welchem Triumph diese wichtige Entdeckung an die Oeffentlichkeit gebracht wurde. Der Seefahrer erhielt dadurch eine Vorschrift, sich überall auf der Oberfläche der Erde mit Hülfe des Erdmagnetismus Magnetstäbe und Magnetnadeln zu Stande bringen zu können, selbst wenn es ihm an jedem andern wirklichen Magnete fehlte. In dem ganzen Gebiete der Lehre vom Erdmagnetismus war diese Entdeckung von der allergrößten Bedeutung. Sie sollte aber dennoch gar bald durch eine noch viel wichtigere Entdeckung des Erdmagnetismus übertroffen werden. Diese wurde durch das Streben der Naturforscher veranlaßt, den ursachlichen Zusammenhang zwischen dem Polarlichte und dem jedesmaligen Schwanken und Zittern der Magnetnadel aufzufinden, worauf schon in einem frühern Artikel*) — „der Magnetismus der Erde" — hingewiesen worden ist.

Im Herbste des Jahres 1828 wollte der Verein der Naturforscher und Aerzte in Berlin tagen. Alexander v. Humboldt, der damals nach langer Abwesenheit in Paris wieder nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war und hier seinen bleibenden Wohnsitz genommen hatte, wurde zum vorbereitenden Geschäftsführer und später zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Er bot Alles, was in seinen Kräften lag, auf, diese Zusammenkunft recht glänzend ausfallen zu lassen, die berühmtesten Gelehrten der gebildeten ganzen Welt wurden von ihm persönlich eingeladen und er hatte die Freude, von allen Seiten die bereitwilligste Zusage zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit wandte er sich auch an den großen Gauß in Göttingen, als den Repräsentanten der deutschen astronomischen höchsten Gelehrsamkeit. In dem durchweg liebenswürdig abgefaßten Einladungsschreiben sagte er unter Anderem: „Sie dürfen mir meine Bitte nicht abschlagen, weil sie den innigsten Wunsch der ganzen Versammlung in sich schließt, den hochverehrten Meister der calculirenden Astronomie, der das Wunder zu Stande gebracht hat, die Bahnen der Planeten und Kometen in so viel Stunden zu berechnen, als vor ihm die gewandtesten Calculatoren kaum in Monaten erreichen konnten, — der durch seine schon früh bewährte Gewandtheit den Astronomen die verlorengegangene Ceres wieder aufgefunden hat, — diesen angestaunten Meister von Angesicht zu Angesicht einmal vor Augen haben zu können. Es ist daher meine Bitte nur der Ausdruck der ganzen Versammlung, und darin liegt eine nicht zu umgehende Verpflichtung zur Gewährung. Ganz besonders bin ich dabei aber

---

*) „Globus", achter Band, zwölfte Lieferung, S. 377.

persönlich interessirt, den Mann kennen zu lernen, der mein College werden sollte bei der in Berlin nach meinem Plane zu begründenden école polytechnique, welche sich der Pariser würdig zur Seite stellen dürfte. Ist nun auch dieser Plan durch das eifrige Dazwischentreten der königlichen Regierung zu Hannover gescheitert, so hat sich doch die Gesinnung Ihrer Freunde in nichts geändert, die alle sehnlichst wünschen, Sie hier begrüßen zu können. Alle diese Gründe zusammengefaßt, rechne ich also sicher darauf, daß Sie kommen, und unter dieser Voraussetzung habe ich Ihnen auch schon eine Wohnung in meinem eigenen Hause ausgewählt. Denn wenn Sie einmal hier sind, so möchte ich Sie auch gern ganz haben und so ununterbrochen und so nahe wie nur möglich." — Einer so freundlichen Einladung zu folgen, hielt Gauß für eine unabweisbare Ehrensache. Kaum war er aber in Berlin angekommen, so erfuhr er auch, wie man bei der Erforschung der Gesetze des Erdmagnetismus und dessen Ursachen auf seine scharfsinnige Unterstützung gerechnet habe. Die Entschuldigung, daß ihm dies Gebiet der Erdkunde noch ganz fremd sei, wurde nicht angenommen, weil es dabei viel weniger auf das schon fertige Wissen über den Erdmagnetismus ankomme, als auf das erst noch zu erreichende, und in dieser Hinsicht ständen ihm geistige Hülfsmittel zu Gebote, wie sie kaum ein Anderer in seiner Gewalt habe. Durch die Vorträge des Dr. Wilhelm Weber, Privatdocenten der Physik in Halle, wurde Gauß mit dem Stande der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete des Erdmagnetismus bekannt gemacht. Sowohl diese Vorträge als die persönliche Bekanntschaft des jungen geistreichen Gelehrten hatten für Gauß außerordentlich viel Anziehendes, er erkannte darin sogleich ein Feld, auf dem er sich bald heimisch fühlen würde, und entdeckte in dem jungen Weber eine Persönlichkeit, die ihm in jeder Hinsicht zusagte, mit der er gern verkehrte; ganz vorzugsweise war es ihm lieb, in dem jungen Gelehrten auch einen tüchtig durchgebildeten Mathematiker zu erkennen. Wir werden gleich sehen, welche wichtige Folge diese zufällige Bekanntschaft nach sich zog.

Bei der Versammlung der Naturforscher in Berlin bildete der Erdmagnetismus das Hauptthema. Durch Alexander v. Humboldt und seinen Freund Franz Arago zu Paris wurde ein Verein begründet zum Beobachten der Magnetnadel in festgestellten Terminen. Für diesen sogenannten magnetischen Verein ward auch Gauß gewonnen. Es sollte dadurch zunächst die durch Arago ausgesprochene Vermuthung zur Gewißheit gebracht werden, daß bei jedem Polarlichte an allen Punkten der Erde die Magnetnadel in zuckende, zitternde und schwankende Bewegung versetzt werde. Dazu war ein gleichzeitiges Beobachten der Magnetnadel, aber auch zugleich ein genaues Feststellen des Eintreffens eines jeden Polarlichtes nöthig. Dies letztere übernahmen die für diese Beobachtung günstig gelegenen Observatorien in Upsala und Christiania. Alle übrigen Mitglieder machten sich anheischig, die Beobachtung mit einer von Gambey in Paris angefertigten Magnetnadel in den genau festgestellten Terminen durchzuführen, damit eine Gleichmäßigkeit in Hinsicht der Größenbestimmung zu Grunde läge. Diese Nadel besaß einen ganzen Fuß Länge, trug an den Enden zugleich noch Mikrometer, so daß man die Variationen bis auf eine Winkelminute genau feststellen konnte. Alexander v. Humboldt hatte damals vom Kaiser von Rußland die ehrenvolle Aufforderung erhalten, Centralasien zu bereisen, um so viel als möglich die gesammte Natur dieses Landes zu erforschen. Bei dieser Gelegenheit bildete nun das Beobachten der Magnetnadel in den festgestellten Terminen eine Hauptthätigkeit, und es ergab sich aus den gewonnenen Resultaten eine fast an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, daß die durch ein Polarlicht erzeugte Unruhe in der Magnetnadel sich ganz gleichzeitig über die ganze Erde verbreite. In Paris, Berlin, Göttingen, Kopenhagen, Mailand, Upsala, Christiania und in den durch Alexander v. Humboldt gewählten Stationen Centralasiens war zu wiederholten Malen das ungewöhnliche Zittern, Zucken und Schwanken ganz gleichzeitig beobachtet und stets bei dem Erscheinen eines im Norden wahrgenommenen Polarlichtes. Der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen war also kaum in Zweifel zu ziehen. Aber wenn man diese Thatsache auch nicht in Abrede stellen konnte, so war man doch noch sehr weit davon entfernt, die Ursache angeben zu können, welche beiden Phänomenen zur Grundlage dienten. Man kannte weder vom Polarlichte noch vom Erdmagnetismus den eigentlichen Ursprung.

Alexander v. Humboldt hat das Polarlicht ein „magnetisches Gewitter" genannt und damit zugleich eine Andeutung der Erklärung dieses merkwürdigen Phänomens gegeben. Dabei blieb es nur unbegreiflich, wie eine magnetische Thätigkeit der Erde auch mit Lichterzeugung in Verbindung stehen könne. Jetzt, wo wir in unserm Wissen bedeutend weiter vorgeschritten sind, wo wir an eine Wechselbeziehung zwischen Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus nicht mehr zweifeln können, erhält der Humboldt'sche Ausspruch eine viel höhere Bedeutung. Schon Hawksbee hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Entdeckung gemacht, daß im luftleeren oder auch nur im luftverdünnten Raume die Elektricität nicht bloß gut geleitet werde, sondern daß sie auch leuchte und zwar in flimmernden, zuckenden Strahlen, gerade wie bei dem Polarlichte. Dies Leuchten im luftleeren Raume hat man in unseren Tagen auch mit der durch Magnetismus erweckten Elektricität hervorgebracht. Man nennt dies das elektrische Ei. Bedenken wir nun, daß die Höhe der Polarlichtstrahlen durchschnittlich nahe an fünf Meilen hoch gefunden ist, so fehlt es in dieser Region auch nicht an der verdünnten Luft, welche dem Phänomen des Leuchtens nöthig ist. In der Nähe des Südpols unserer Erde hat man eben so häufig auch Südlichter beobachtet, und Dalton berichtet von mehreren Beispielen, wo er in London das Nord- und Südlicht ganz gleichzeitig wahrgenommen habe. Ja, man ist jetzt ziemlich allgemein der Ansicht, daß jedem Nordlicht auch ein Südlicht entspreche, und daß dadurch das gestörte magnetische und elektrische Gleichgewicht des Erdganzen wieder ausgeglichen werde. Die Hauptachse der Polarlichter fällt jedesmal in die Richtung der Magnetnadel, also fast immer verschieden von der Achse der Erde. Ungleiche Erwärmung erzeugt Elektricität, und nach Faraday's scharfsinniger Forschung wird immer durch Elektricität auch Magnetismus erweckt, sowie durch Magnetismus auch stets Elektricität ins Leben gerufen wird. Dies Alles zusammengefaßt führte zu der Ueberzeugung, daß die Sonnenwärme die Erde und ihre Atmosphäre fortwährend elektrisch und magnetisch mache und zwar so, daß da, wo die größte Wärme erzeugt würde, auch die stärkste Elektricität vorkomme, und daß da, wo die größte Kälte sei, auch der Magnetismus am meisten vorwalte. Das Ganze ist allerdings noch Hypothese, aber doch schon eine solche, welche sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wir wollen nun sehen, wie die weiteren Forschungen der Gelehrten die Faraday'sche Ansicht immer mehr bestätigt haben. Dazu müssen wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf Gauß und Weber lenken, welche in ihrer wissenschaftlichen Vereinigung ganz neue Entdeckungen gemacht haben, welche von der ganzen denkenden Welt angestaunt worden sind.

In Göttingen war der Lehrstuhl der Physik durch den Tod von Johann Tobias Mayer erledigt. Durch Gauß'

besondere Fürsprache ward derselbe 1831 wieder durch Wilhelm Weber besetzt. Zwischen beiden Männern bildete sich nun sogleich ein wissenschaftliches Freundschaftsband, und so innig und folgenreich, wie kaum ein anderes bestanden hat. „Eines Tages," erzählt W. Sartorius v. Waltershausen in der Biographie Gaußens, „es war noch im Winter 1832, trat ich zufälligerweise in die Sternwarte; Gauß lehrend und mittheilend, wie immer, nahm eine kleine Boussole zur Hand und zeigte mir an allen eisernen Stangen, welche die Fenster verschließen, daß sie durch die Einwirkung des Erdmagnetismus selbst zu Magneten geworden waren. So wie eine Lawine, durch einen kleinen an eine Bergwand fallenden Stein plötzlich in Bewegung gesetzt, zu ungeheurer Größe anschwillt, mächtig genug, um Thäler zu sperren und Gletscherströme aus ihrem frühern Laufe zu verdrängen, so wuchsen aus jenen einfachsten Versuchen durch Gaußens schöpferische Kraft jene bewundernswürdigen Forschungen hervor, die ganz unerwartet eine Straße verließen, die man seit Jahrhunderten zu betreten gewohnt war, um auf einer neuen Bahn der neubelebten Wissenschaft eine endlose Perspective für die Zukunft zu eröffnen. Das Magnetometer in seiner gegenwärtigen Gestalt kam sehr bald in den Gebrauch, und schon im Herbst des Jahres 1833 übergab Gauß der Societät seine Abhandlung über die Bestimmung der absoluten Intensität des Erdmagnetismus. Im folgenden Frühjahr begann man, nachdem durch Gauß' und A. v. Humboldt's Aufmunterung ein magnetischer Verein gebildet worden war, an den früher schon vom letztgenannten großen Naturforscher festgesetzten 44stündigen Terminen die Variationen der Declination zu beobachten. Die correspondirenden mit Instrumenten derselben Art angestellten Beobachtungen liefen bald von Norden und von Süden ein, und führten zu der merkwürdigen Erfahrung, daß die den täglichen Gang der Magnetnadel störenden Kräfte ganz gleichzeitig einwirkten, — ein Resultat, welches zwar schon vermuthet worden war, das aber in dieser Allgemeinheit und Präcision alle Physiker im höchsten Grade überrascht hat."

Das Gauß'sche Magnetometer, mit dessen Hülfe dies wunderbare Resultat allein hat gewonnen werden können, ist nun folgendermaßen eingerichtet. Es gehört zu demselben eine mehrere Pfund schwere parallelepipedische Stahlnadel, welche an einer ungedrehten Schnur aus Seidencoconfäden horizontal aufgehängt worden ist. Ihr eines Ende trägt einen kleinen Planspiegel, welcher senkrecht zu ihrer Achse gerichtet ist. Auf diesen Spiegel ist 15 Fuß von dem Unterstützungspunkte entfernt ein Fernrohr gerichtet, durch welches man von einer unter ihm angebrachten, in Zolle und Linien eingetheilten Scala das Spiegelbild beobachten kann, so daß also die geringste Schwankung in der Nadel auch ein merkliches Verändern der Lage des Spiegelbildes zur Folge hat; ähnlich wie bei den Schwankungen eines Stubenspiegels alle abgespiegelten Gegenstände in Bewegung versetzt zu sein scheinen. Das beobachtende Auge sieht nun nach katoptrischen Gründen und wie Jeder aus Erfahrung weiß, das Spiegelbild eben so weit hinter dem Spiegel, als der betreffende Gegenstand selbst davor liegt; daher wird man auch bei dem Magnetometer die abgebildeten Scalentheile in 30 Fuß Entfernung vom Auge sehen, wenn sie wie das Fernrohr 15 Fuß vom Spiegel abstehen. Die Winkelbewegungen der Magnetnadel werden daher im Fernrohr zwischen 30 Fuß langen Radien beobachtet, während sie bei den Gambey'schen Nadeln sich nur auf Radien von $^1/_2$ Fuß bezogen. Folglich gehören die bei den Schwingungen der Gauß'schen Nadel wahrzunehmenden Grade, Minuten und Secunden einem 60 Mal größern Kreise an, als die bei der Gambey'schen, es läßt sich daher auch 60 Mal genauer beobachten. War es also möglich, mit der Gambey'schen Nadel die Schwingungen bis auf eine Minute genau zu messen, so mußte das Gauß'sche Magnetometer die Messung bis auf eine Secunde genau geben. Das ist aber eine Genauigkeit, welche den strengsten astronomischen Beobachtungen zur Seite zu stellen ist. Außer diesem Vorzuge ist dann die verhältnißmäßig große Entfernung des Beobachters von der Magnetnadel der Sache um ebenso viel günstiger, als die gar große Nähe bei der Gambey'schen Nadel ihr ungünstig ist. Der Gauß'sche Apparat kann ohne große Vorkehrungen eben so gut bei Nacht als bei Tage gebraucht werden, während der Gambey'sche nur mit Nachtheil und Unsicherheit bei Licht seine Anwendung findet.

Zu den ersten Versuchen, welche Gauß und Weber mit diesem Magnetometer anstellten, wurde nicht weit von der Göttinger Sternwarte ein besonderes magnetisches Observatorium erbaut, wobei zur Abwehr aller störenden Nebeneinflüsse gar kein Eisen in Anwendung kam, sondern überall, wo man ohne Metall nicht fertig werden konnte, sich des Kupfers bediente. Die im Innern aufgehängte Magnetnadel war sehr kräftig, betrug aber das verhältnißmäßig sehr große Gewicht von 20 Pfund, und dies besonders aus dem Grunde, um das Drehungsmoment zu erschweren, damit zufällige kleine Luftbewegungen so wenig wie nur möglich einwirken konnten, und der Erdmagnetismus ganz allein nur auf die Nadel einwirkte. Die Beobachtungen zeigten dann eine ununterbrochene Schwankung der Magnetnadel, aber zugleich eine sehr große Verschiedenheit in dieser beständigen Bewegung, woraus also folgte, daß der Erdmagnetismus fortwährenden Veränderungen unterworfen war, denn nur durch seinen Einfluß wurde die Nadel in Bewegung gesetzt. Da sich durch Versuche ergab, daß das Vorhandensein von Eisen in der Nähe der Nadel ihren Gang nicht wesentlich störte, sobald dasselbe nur unveränderlich fest auf seinem Platze verharre, so entschloß man sich, noch ein zweites Magnetometer in dem astronomischen Observatorium einzurichten, wobei aber die Magnetnadel zu noch besserer Abwehr aller zufälligen Störungen das Gewicht von 25 Pfund besaß. Die Beobachtungen an beiden Apparaten stellten aber sogleich die wunderbare Wahrnehmung heraus, daß alle Bewegungen beider Nadeln auf das Genaueste mit einander harmonirten, daß jede Aenderung in dem Gange der einen sich in der andern ganz gleichzeitig zeigte und auf dieselbe Weise. Daraus schlossen sie nun schon, daß in beiden Nadeln der Erdmagnetismus allein, aber auf dieselben in stets veränderlicher Art thätig war. Ja es tauchte in ihnen schon die Vermuthung auf, daß die Nadeln auch in größerer Entfernung den harmonischen Gang der Variationen zeigen würden, und sie hatten keinen größern Wunsch, als daß diese Wahrscheinlichkeit durch wirkliche Beobachtung bestätigt werden möchte. Dazu war es nöthig, daß auch an recht vielen anderen Orten ähnliche Magnetometer eingerichtet und gleichzeitig mit ihnen beobachtet wurden. Hierzu bot man in Paris, Kopenhagen, Mailand, Leipzig und mehreren anderen Orten bereitwillig die Hand. Und in kurzer Zeit war der früher von Alexander v. Humboldt ins Leben gerufene Verein mit dem von Gauß und Weber begründeten neuen zu einem einzigen verschmolzen, wobei man aber statt der Gambey'schen Magnetnadel nun das Gauß'sche Magnetometer zu Grunde legte und daher auch viel genauere Resultate erzielte. Wo man nun aber auch auf der Oberfläche der Erde beobachten mochte, überall kamen in derselben Zeit ganz genau dieselben Variationen in den Schwingungen der Magnetnadel vor, alle Nadeln waren unaufhörlich in Bewegung, aber ganz harmonisch in einer und derselben Weise, als

Beobachtete Variationen der Magnetnadel in Kopenhagen und Mailand mit Hülfe des Gauß'schen Magnetometers.

1834. November 5 und 6.

Anmerkung: Auf Kopenhagen beziehen sich die obere Linie, der Scalenschlüssel links und die Uhrzeit oben, auf Mailand die untere Linie, die Scalentheile rechts und die Uhrzeit unten. Die Mailänder Uhrzeiten sind 15 Minuten kleiner als die von Kopenhagen.

wären sie stets von demselben Anstoß erzeugt.

Das war die staunenerregende Entdeckung, welche zur höchsten Verherrlichung des neunzehnten Jahrhunderts gedient hat. Hören wir jetzt, wie Gauß selbst sich darüber äußert: „Die Einführung der Magnetometer gab nun Gelegenheit, diese Erscheinungen mit größter Leichtigkeit und Schärfe zu verfolgen. Schon im Laufe des Jahres 1834 sind an vielen Orten mit ähnlichen Apparaten eine Menge gleichzeitiger Beobachtungen an verabredeten Tagen gemacht, woraus sich ergeben hat, daß nicht bloß solche große Bewegungen, wie die vorhin erwähnten bei dem Nordlichte, sondern selbst ganz kleine mit allen ihren in den kürzesten Zeitfristen wechselnden Nuancen, selbst an weit von einander entlegenen Orten, eine ganz bewundernswürdige Harmonie zeigen. Es sind davon schon mehrere Proben in graphischen Darstellungen bekannt gemacht, von welchen wir hier nur die am 5. und 6. November in Kopenhagen und Mailand während 44 Stunden ununterbrochen verfolgten Beobachtungen, und die in zwei Abendstunden des 1. April 1835 in Kopenhagen, Altona, Göttingen, Leipzig und Rom angestellten erwähnen wollen. Diesem Vereine zu magnetischen Beobachtungen, an jährlich sechs im Voraus festgesetzten Terminen, schließen sich schon immer mehr Theilnehmer an, binnen Jahresfrist wird er schon in den entferntesten Theilen des russischen Reiches Mitarbeiter haben. Es steht zu erwarten, daß solche vereinte Bestrebungen uns in Zukunft noch nähere Aufschlüsse über die räthselhaften Kräfte geben werden, deren Wirkungen sich in gleichem Augenblicke über den halben Durchschnitt von Europa verbreiten."

Um auch hier eine Probe in graphischer Darstellung von dem wunderbar harmonischen Gange der Magnetnadel zur Anschauung zu bringen, so wählen wir die am 5. und 6. November in Kopenhagen und Mailand während 44 Stunden ununterbrochen verfolgten Beobachtungen. Der Stand der Magnetnadel wurde dabei von 10 zu 10 Minuten so festgestellt, daß man zwischen den jedesmaligen Grenzen der betreffenden Schwingung das genaue Mittel der Scala nahm. Die Größe der Zeit bildete dann die absolut veränderliche Abscisse und die Größe der Scalentheile, die davon abhängig veränderliche rechtwinklige Ordinate für die magnetische Curve, welche durch den Erdmagnetismus erzeugt wurde. In unserer als Illustration beigegebenen Darstellung sind die Scalentheile für Kopenhagen nach 3/4 Zoll, dagegen die für Mailand nach 1/4 Zoll gemessen, wodurch die letztere Curve

feinere Windungen als die erstere erhalten hat. Da übrigens Mailand $3^3/_4$ Grad westlicher als Kopenhagen liegt, so war dort die Beobachtungszeit $3^3/_4$mal 4 Minuten oder 15 Minuten früher als hier, welches in unserm graphischen Bilde ebenfalls noch zu berücksichtigen ist. Der Anblick der beiden Curven gewährt aber sogleich die Ueberzeugung, daß der Hauptgang der magnetischen Variationen an beiden Orten ein ganz harmonischer ist, daß also der Einfluß der erdmagnetischen Kraft ein ganz gleichzeitiger und gleicher gewesen sein muß. Die scheinbaren kleinen Ungleichheiten sind viel weniger der Kraft selbst zuzuschreiben, als der Ungleichheit der Maßgrundlage.

Die von allen Seiten eingegangenen Beobachtungsresultate zeigten denselben harmonischen Gang, wie wir ihn für Kopenhagen und Mailand zur Anschauung gebracht haben, um so überraschender mußte es daher sein, als auf einmal von Marburg eine Beobachtungstabelle einlief, welche gar nicht mit den übrigen in Einklang zu bringen war. Gauß und Weber vermutheten sogleich, daß in dem Marburger Magnetometer irgend eine fehlerhafte Einrichtung vorkommen müsse und schrieben daher an Professor Gerling, der die Beobachtungen gemacht und das Magnetometer eingerichtet hatte. Die Antwort auf dieses Schreiben fiel nicht recht befriedigend aus, denn sowohl der Apparat als die Methode der Beobachtung war ganz genau so durchgeführt, wie es Gerling bei seinem großen Lehrer Gauß in Göttingen durch unmittelbare Anschauung zum geistigen Eigenthum gebracht hatte. Da entschloß sich Gauß zu einer Reise nach Marburg, um die Sache auf das Sorgfältigste zu untersuchen. Anfangs konnte auch er nicht den geringsten Fehler entdecken. Das Magnetometer war ganz nach Vorschrift richtig eingerichtet, und ebenso konnte man an der Beobachtungsmethode irgend etwas Fehlerhaftes finden. Gauß war schon im Begriff wieder abzureisen und den vorkommenden Fall als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel den Mitgliedern des magnetischen Vereins zu melden, zu der man bisher noch keine Ursache habe auffinden können. Da warf er zufällig noch einen prüfenden Blick in den Kasten, welcher die Nadel als Schutzhülle umgab, und entdeckte darin ein feines Spinnengewebe, welches der freien Schwingung der Magnetnadel sich behindernd in den Weg gestellt hatte. Damit war nun auf einmal das unerklärliche Räthsel gelöst, und es konnte natürlich jetzt nicht mehr von einem Ausnahmefalle der allgemeinen Regel gesprochen werden. Der Verein erhielt rasch seine beobachtenden Mitglieder in Amerika, Afrika, Asien, überhaupt auf dem ganzen Erdenrund, aber von allen Punkten führten die Beobachtungsresultate zu der festen Ueberzeugung, daß die ganze Erde nur eine einzige magnetische Kraft in sich trage, wie eine einzige Kraft der Schwere, daß ihre Wirkung auf die horizontale Magnetnadel allerdings ununterbrochenen Variationen unterworfen sei, daß aber diese Aenderungen ganz gleichzeitig und ganz harmonisch seien.

Dove in Berlin hat uns einen sehr geistreichen Schlüssel zu den Variationen der Magnetnadel gegeben. „Da die östlichen Gegenden der Erde des Morgens früher und stärker als die westlichen erwärmt sind, so müssen diese folglich eine stärkere Anziehung ausüben, und es muß daher die Nadel sich nach Westen bewegen, am Nachmittage aber, wo die entgegengesetzten Wärmeverhältnisse stattfinden, nach Osten zurückkehren. Ebenso erklärt sich nun leicht, warum die Variationen im Sommer beträchtlicher sind, als im Winter, da auch im Sommer die Wärme größeren Schwankungen, als im Winter unterworfen ist.“ — Dadurch ist nun allerdings schon Etwas zur Aufklärung der Aenderung der magnetischen Kraft des Erdganzen gegeben, aber es bleibt dabei doch noch Vieles unerklärlich, es fehlt uns noch an einem Alles aufklärenden Principe der erdmagnetischen Thätigkeit, wie wir ein Princip der allgemeinen Gravitation durch Newton haben. Dahin streben die Männer der Wissenschaft, und es fehlt uns nicht an der Hoffnung, daß dies auch noch erreicht werden wird. Dazu gehört allerdings ein zweiter Newton.

Ein neues Project zur Durchstechung der Landenge von Darien.

Seitdem Alexander v. Humboldt eine Anzahl von Punkten nachweisen zu können vermeinte, auf welchen ein interoceanischer Canal zur Verbindung der Südsee mit dem Atlantischen Weltmeer ausführbar sei, hat man den Gegenstand nicht mehr aus den Augen verloren. Der berühmte Mann blieb bis an sein Lebensende dabei, daß man schon einmal eine Depression der Gebirgskette auffinden müsse, welche der Anlage einer solchen Wasserstraße keine unübersteiglichen Hindernisse entgegensetzen werde, und er hatte sich in seinen Lieblingsgedanken so sehr hineingearbeitet, daß er selbst eine Atrato-Truandó-Linie für ausführbar hielt. So weit bis jetzt Untersuchungen und Vermessungen angestellt wurden, sind die Ansichten Humboldt's nicht bestätigt worden und die Erforschungen der Landenge durch Codazzi, Gisborne, Strain, Prévost, Bourdiol, Flachat und Andere haben zu gar keinem irgendwie praktischen Ergebnisse geführt.

Ein für große Seeschiffe fahrbarer Canal durch Centralamerika wäre allerdings für den Weltverkehr von ganz unberechenbarer Wichtigkeit, und es begreift sich, daß die seefahrenden Nationen immer und immer wieder auf die Sache zurückkommen. Die Bemühungen, einen Suezcanal herzustellen, geben ohnehin einen neuen Antrieb, obwohl die Vollendung dieser Wasserstraße noch weit entfernt liegt. Was bis jetzt dort geschehen ist, kann trotz aller französischen Anpreisungen immer nur erst als ein Anfang betrachtet werden. Ueber den Canal selbst und dessen Brauchbarkeit und Ertragfähigkeit wird sich erst ein Urtheil fällen lassen, wenn er für große Seeschiffe fahrbar ist, nachdem die weit ins Meer hinauszubauenden Hafendämme an beiden Enden hergestellt sind und sobald durch eine jahrelange Erfahrung ermittelt worden ist, daß der Canal nicht versandet. Ueber die Rentabilität läßt sich ohnehin im Voraus gar nichts Sicheres aufstellen.

Wie dem aber auch sein möge, die Anstrengungen für den einen wie für den andern großen interoceanischen Canal sind löblich. Es liegt für eine Zeit, welche sich, wie die unsere, in kolossalen Unternehmungen gefällt und manche derselben mit entschiedenem Erfolge durchgeführt hat, ein prickelnder Reiz darin, jene Schranken zu durchbrechen, die das feste Land zwischen den großen Weltmeeren aufgeworfen hat. Man steift sich nun einmal darauf, mit einem und demselben Schiffe rund um den Erdball zu steuern und eine solche Fahrt in einhundert Tagen zu machen.

Wir lesen soeben in einem Berichte der „Allgemeinen Zeitung“ aus Panama vom 23. Januar 1867, daß Nordamerikaner wieder einmal das Project eines Darien-Canals verfolgen. Der Berichterstatter, ein offenbar sehr verständiger Mann, schreibt:

„Die Nordamerikaner haben ihre Blicke zunächst wieder auf den Isthmus von Panama, nicht auf Tehuantepec oder Nicaragua gerichtet, trotz des verlockenden Vermessungsresultats, welches der französische Schwindler Felix Belly zwischen dem Nicaragua-See und der Salinas-Bai gefunden haben will. Seit einigen Tagen verweilt hier eine Expedition nordamerikanischer Ingenieure unter der Leitung Herrn Davidson's, welche im Auftrage der Regierung von Washington das Gebiet der Provinzen Darien und Panama nochmals zu dem erwähnten Zweck untersuchen und Nivellirungen zwischen den beiden Oceanen an neuen noch nicht erforschten Punkten vornehmen soll.

Nach den Instructionen des Contreadmirals Davis, der sich im Auftrage des Präsidenten Johnson sehr eingehend mit diesem wieder auftauchenden Riesenproblem beschäftigte, und eine neue Broschüre darüber veröffentlicht hat, soll die Expedition vor Allem drei Linien in Angriff nehmen: 1) die Linie über Chepo zwischen der Mündung des Rio Bayano und dem Golf von San Blas, dem schmalsten, aber am wenigsten Erfolg versprechenden Theil des Isthmus; 2) die Linie vom Golf von San Miguel an der pacifischen Seite nach der Caledonia-Bai. Dorthin locken immer wieder die schönen Naturhäfen an beiden Weltmeeren, aber die viel ersehnte Depression der Cordillere in dieser Richtung blieb bis jetzt immer mehr ein frommer Wunsch als eine wirkliche Entdeckung, obwohl einige französische und englische Abenteurer, welche das Gebirge Dariens niemals wirklich überschritten, uns von deren Existenz sehr viel vorgelogen haben. Endlich 3) die Linie vom Golf von San Miguel oder von Puerto Quemado an der äußersten Südgrenze Dariens nach dem Golf von Uraba.

Obwohl man von dieser mit bedeutenden Mitteln ausgerüsteten Forschungsexpedition neuerdings wieder große Erwartungen hegt, sind wir doch fest überzeugt, daß deren Resultate weder den Hoffnungen der Nationalökonomen und Handelsleute, noch selbst den wissenschaftlichen Anforderungen der Geographen genügen werden. Das heißfeuchte entnervende Klima, der dichte Urwald und das weglose Gebirge sind furchtbare Hindernisse, welche Europäer und Nordamerikaner, auch wenn sie vom besten Eifer beseelt den Isthmus betreten, bei diesen Expeditionen bisher noch immer unterschätzt haben. Als Vasco Nuñez de Balboa vor vierthalbhundert Jahren jenen ewig denkwürdigen Zug durch Darien unternahm, der zur Entdeckung des Stillen Weltmeeres führte, war diese Provinz noch ziemlich stark bevölkert. Jetzt ist das Innere eine menschenleere Wildniß, und man kann nicht mehr wie zur Zeit der spanischen Herrschaft Indianer als Pfadfinder und Lastthiere pressen. Unterstützung von den farbigen Ansiedlern am Golf von San Miguel, meist Mulatten und Zambos, darf die nordamerikanische Expedition selbst bei sehr hoher Bezahlung der gemietheten Leute nur in äußerst geringem Grade erwarten. Noch größere Schwierigkeiten hat eine Ueberschreitung der Landenge von Chepo, deren farbige Bewohner nicht nur große Faullenzer, sondern auch die verworfensten Gauner und Spitzbuben des ganzen Isthmusstaates sind.“

So weit der Bericht aus Panama, und wir können dem, was er in Betreff der Ausführung sagt, nur unsern Beifall geben. Er hätte an die Erfahrungen und Leiden des nordamerikanischen Lieutenants Strain erinnern dürfen, welche seinen Ausspruch durchaus bestätigen.

Er erwähnt auch französischer Untersuchungen und deutet damit wohl auf jene, die in der jüngsten Zeit von Flachat und Bourdiol angestellt worden sind; man kann aber diese beiden Männer nicht wohl als Abenteurer bezeichnen. Der erstere, Civilingenieur auf Guadeloupe, stellte seine Untersuchungen im November 1865 an und gelangte auf dem Rio Grande del Darien, der auch Tuyra heißt, zunächst nach Pinogana, das etwa mittewegs zwischen beiden Oceanen liegt. Dort konnte er keine Indianer miethen, weil sie fast alle in den Wäldern waren, um Kautschuk zu sammeln. Er begab sich dann auf die Loma (d. h. Hügel) Don Julio und ließ Bäume fällen, oder vielmehr fällte dergleichen mit eigener Hand, um in der Waldöde wo möglich einen freien Blick zu gewinnen. Nach einigen Tagen ruderte er den Tuyra wieder aufwärts; er fand in demselben viele Stromschnellen und das Wasser wuchs rasch. Dann bestieg er einen andern Hügel von etwa 87 Fuß Höhe über dem Niveau des Stromes und überzeugte sich, daß in dieser Richtung ein Canal zu den unmöglichen Dingen gehöre. Der Fluß strömte in einem äußerst unebenen Gelände; unweit vom Hügel lag eine kleine Hochebene, und von derselben, welche mindestens 300 Fuß über dem Meere liegt, stieg ein Gebirge auf. Nach Südsüdost dagegen schien die Bodengestaltung günstiger zu sein und Flachat vermuthete dort einen Einschnitt der Cordillere. Er ging nach Pinogana zurück und fuhr am 8. December wieder den Tuyra hinauf; er hatte das Fieber, kam an die Mündung des Nebenflusses Pumusa, ruderte eine Strecke weit auf demselben, mußte aber umkehren, denn die Indianer wollten nach Hause. Doch war er bis an den Fuß einer Einsenkung in der Cordillere gekommen. Was weiter hin ist oder liegt, hat er nicht gesehen. (Nouvelles Annales des voyages, October 1866. S. 96.)

Flachat schildert dann die Landschaft und die Bodengestaltung. Darien ist, ihm zufolge, ein Becken von sehr unregelmäßiger Gestalt und auf allen Seiten von Gebirgen und hohen Hügeln umschlossen. Der niedrigste Theil liegt westlich von Realo de Santa Maria und erstreckt sich am Rio grande del Chucunaque nach Javisa hin, und in dieser Richtung läuft das Thal aus zum Tuyra und in den Golf von San Miguel vermittelst der Boca chica und Boca grande. Der Strom ist sehr reißend und sein Bett ungemein veränderlich. Das Land ist nur in den niederen Theilen an den Ufern des Chucunaque und des Tuyra bewohnt. Der Golf von San Miguel ist geräumig und tief, aber die Rhede nicht geschützt und bei West und Nordwest sehr gefährlich. Vom Golf aus gelangt man in den südlichen Hafen von Darien, welcher von der Mündung des Tuyra gebildet wird, vermittelst der beiden eben genannten Bocas. Die nördliche ist durch eine Insel gesperrt, die als Barre vorliegt. Die Boca chica ist selbst bei Tiefebbe zugänglich, aber die Gezeiten sind sehr gefährlich.

Im Norden des Tuyra-Aestuariums mündet der Rio Savana, der eigentlich eine tiefe Bucht ist, in welche der Rio Lara und der Rio del Principe fallen, die über Ebbe- und Fluthbereich nicht schiffbar sind. Zwischen dem Savana und dem Chucunaque liegen hohe Hügel, welche eine Wasserverbindung zwischen beiden unmöglich machen. Bourdiol dagegen behauptet eine solche Möglichkeit. „Man kann einen Canal von der Mündung des Lara in den Savana bis zum Chucunaque graben und zwar bis etwas unterhalb des Punktes, wo der Sucubti in diesen letztern einmündet. Derselbe würde 12 Kilometer lang sein und der Niveauunterschied, der vermuthlich nur 44 Meter beträgt, müßte durch 10 Schleusen und eine Ausgangsschleuse ausgeglichen werden.“ — Man sieht leicht, daß ein interoceanischer Canal mit 11 Schleusen ein höchst unbequemes Ding

sein würde. Ein anderes Project möchte die ganze Mündung des Tuyra durch Schleusen und Abdämmungen ganz schließen. Doch wir gehen auf solche Phantasien nicht weiter ein. Man tappt eben noch immer völlig im Ungewissen; jeder will eine Depression in der Cordillere von nur 450 oder 250 Fuß Meereshöhe bemerkt haben, aber Niemand hat eine solche nachgewiesen, und darauf kommt es eben an. Wir wollen nun abwarten, was die Nordamerikaner ausrichten und ob sie glücklicher sein werden, als vor ihnen ihr Landsmann Strain. **A.**

Land und Leute im Oldenburgischen.

Von **Friedrich Ewald.**

I.

Die alten Stedinger und die freien Friesen. — Gegensatz von Marsch und Geest. — Anbau der Heide. — Moorbrennen und Höhenrauch. — Der Marschbauer, dessen Haus, Heimwesen und Dienerschaft. — Die Viehzucht im Oldenburgischen.

Als im Jahre 1853 Preußen den bekannten Kriegshafenvertrag mit Oldenburg abschloß und an dem Jadebusen die Bedingungen zu einer gedeihlichen und kräftigen Entwickelung seiner jungen Marine fand, da ward das Ländchen, an dessen Existenz man im lieben deutschen Vaterlande bislang gar wenig gedacht hatte, plötzlich zu einer ungeahnten Wichtigkeit erhoben, aber nur, um fast eben so rasch wieder der Vergessenheit anheimzufallen. Die Bauten am Jadebusen, so großartig und umfassend sie auch sein mögen, sind doch immer nur noch in ihren Anfängen begriffen und darum wenig geeignet, die Aufmerksamkeit des großen Publicums auf sich zu ziehen. Bis zur Stunde aber führen noch die Schienenstränge des deutschen Eisenbahnnetzes zur Rechten und zur Linken an Oldenburgs Grenzen vorbei und hätten nicht die neuesten politischen Ereignisse ein helles Streiflicht auf das Land geworfen, wahrscheinlich würde es denen „im Reich" immer noch die ultima Thule sein, an das man, wenn überhaupt je, mit völliger Gleichgültigkeit, wie an einen außerhalb der Welt belegenen Posten dachte.

In alten Zeiten scheint es anders in dieser Beziehung gestanden zu haben. Führten doch, wie uns die Chronisten melden, die Grafen von Oldenburg den Titel „des Heiligen Römischen Reiches Baumeister an der Seekanten", weil, wie erklärend hinzugefügt wird, „durch die Eindeichungen gleichsam ein Grund gelegt sein möchte, dem tobenden Meere einen größern Abbruch zu thun, viel mehr Lands zu gewinnen und damit dem Heiligen Römischen Reiche und der Posteriorität zu dienen;" — „indem," heißt es ferner, „an einem solchen (d. h. durch Deiche gesicherten) Orte die feisten Ochsen und muthigsten Pferde weiden, die Dörfer und Häuser auferbaut, auch die Felder begraset und bepflüget seien; ja, was noch mehr ist, an einem solchen Ort, da zuvor die ungestüme salzene See gewesen, da die Fische ihre Wohnungen gehabt, man anitzo des högsten Gottes Wort rein und unverfälscht predigen hören kan."

Zu keiner Zeit aber hat dieser Winkel des deutschen Vaterlandes mehr von sich reden gemacht, als damals, wo ein Theil des jetzigen oldenburgischen Gebietes, das Stedingerland, von dem Erzbischof Gerhard von Bremen und dem fanatischen Konrad von Marburg verketzert und verlästert, von dem Papste mit dem Interdict belegt und vom Kaiser (Friedrich II.) in des Reiches Acht und Bann gethan wurde. Die unerhörten Unterdrückungen des Bremer Erzbischofs und seiner Priester hatten die freien, keines Joches gewohnten Friesen nach langem Grollen endlich zu offener Empörung gebracht. Der Volksmund, welcher überhaupt gern das Vereinzelte, zeitlich und räumlich Auseinanderliegende zu einer concreten Gestalt zusammenfaßt, nennt als nächste Veranlassung dazu die schamlose Handlung eines Priesters, der einer Friesenfrau, als sie dem Abendmahlstische sich nahte, den von ihr gespendeten und zu gering befundenen Beichtgroschen statt der geweihten Hostie in den Mund steckte. Der Gatte der ruchlos geschmähten Frau aber erschlug den frechen Priester mit seiner Streitaxt.

Die Geschichtsforschung hat diese Erzählung nicht als vollgültig bewiesen angenommen; gewiß ist, daß die „Steder Ketter" durch ihre Widersetzlichkeit gegen den übermüthigen Clerus blutige Rache auf ihr Haupt herabbeschworen hatten. Der Erzbischof ließ gegen sie das Kreuz predigen, als ob dieser edle und tüchtige Volksstamm dem Auswurf der Menschheit gleich zu achten sei. „Wo ein jeglich Mann Fried und Gleit hat," so ließ sich die Reichsacht vernehmen, „da sollet Ihr keines haben und wir weisen euch die vier Straßen der Welt im Namen des Teufels." Ein Kreuzheer von 40,000 Mann rückte gegen die Stedinger zu Felde. Die Streitmacht der letzteren betrug nur elftausend Mann und obwohl sie wie Verzweifelte kämpften, erlagen sie doch der vereinten Macht des Bremischen Erzbischofs und des Grafen von Oldenburg. In der Schlacht von Altenesch im Jahr 1234 (im jetzigen Amte Berne) wurden ihrer sechstausend erschlagen, niedergeritten oder suchten in den Wellen der Ochtum und Weser ihr Grab, während die Uebrigen vor der gewaltigen Uebermacht der Ritter und Reisigen in wilder Flucht zerstoben. Die Unterwerfung des Stedingerlandes unter die Oldenburger Grafen, mit deren Gebiet es seitdem vereinigt geblieben ist und die lange schon nach diesen fruchtbaren Marschdistricten lüstern gewesen, ward durch die Bluttaufe von Altenesch endgültig besiegelt und des Erzbischofs geistliches Regiment hat von da ab wohl nicht eben sanft auf dem unglücklichen Volke gelastet.

Noch jetzt finden wir die Nachkommen jener alten Friesen, die sich mit Stolz die „edlen und freien" nannten und die, wenn auch erfolglos, doch so ruhmvoll ihre Freiheit verfochten, in den Marschdistricten des Herzogthums Oldenburg wie des angrenzenden Ostfrieslands. Ist auch der alte trotzige Nationalstolz im Laufe der Zeiten untergegangen, gleichwie manche Stammeseigenthümlichkeit verblaßt und verschwunden und das Geschlecht selbst ein zahmeres geworden ist, so möchte doch noch ein Rest desselben in jenem Gefühle mitleidiger Geringschätzung sich erhalten haben, mit welchem der echte Marschbauer auf den Geestbewohner herunter sieht und das schwerlich in der durchschnittlich viel größern Wohlhabenheit

des Erstern seinen alleinigen Grund hat, zu dem vielmehr wohl die Stammesverschiedenheit — die Bewohner der Geestdistricte sind fast ganz und gar sächsischen Ursprunges — ein gewichtiges Wort redet. Oder kann man etwa einen prägnantern Ausdruck dieser Geringschätzung sich denken, als die Aeußerung von jenem Mädchen, das, von einem im „Butja'rlann" (Butjadingerland, die nördlichste der Wesermarschen) verübten Morde erzählend, beruhigend hinzufügte: „Ah, 't is aber man 'n Geestkeerl wäsen!"

Wie durchschnittlich das ganze nordwestdeutsche Flachland (vergl. meinen frühern Aufsatz über dasselbe, „Globus", Bd. IX), so zerfällt auch das Herzogthum Oldenburg (denn nur mit diesem, ausschließlich seiner beiden unorganischen Anhängsel, Eutin und Birkenfeld, haben wir es gegenwärtig zu thun) in Moor-, Geest- und Marschdistricte. Unter ihnen nimmt ohne Frage das Moor mit seinen ärmlichen, am wenigsten noch von der Cultur beleckten Bewohnern den niedrigsten Rang ein, so daß z. B. in echt charakteristischer Weise ein geschmackloser, häßlicher Anzug in den Marschdistricten unendlich häufig das Prädicat „moorig" („he sütt ut, as wenn he ut 'n Moor is") — womit aber nicht etwa der Begriff von schmutzig sich nothwendig verbindet — erhält. An die „Mööre" schließen sich zunächst die ausgedehnten Heideebenen, welche mit unter den Begriff „Geest" gerechnet werden und die namentlich in dem mittlern und südlichen Landestheile sich auf stundenweite Entfernungen erstrecken. Dem Baumwuchs bietet die dünne Erdkrume keinen günstigen Boden; höchstens strecken einige vom Sturm zerzauste Kiefern dem Wanderer ihre knorrigen Aeste entgegen. Von lebenden Wesen erblickt man lange Strecken hindurch nichts als eine Schaar jener kleinen grobwolligen Schafe, die in ganz Norddeutschland unter dem Namen Heidschnucken bekannt sind, eifrig das dürftige Heidekraut abnagend, bewacht von ihrem Hirten in dem großen Wollenmantel, der, die kurze Pfeife im Munde, das grobe wollene Strickzeug in den runzligen Händen, jahraus, jahrein dieselbe einförmige, arme Existenz führt.

Gleichwohl aber macht von Jahr zu Jahr die Colonisation der Heide größere Fortschritte. Gehen auch die ersten Anbauer meistens zu Grunde über dem mühevollen Werke, sie dürften sich, wären sie überall eines abstracten Ideenganges fähig, mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen, daß sie, die unscheinbarsten wohl unter allen „Pionieren der Civilisation", einem nachfolgenden Geschlechte die Stätte bereitet und die Wege geebnet haben. Statt der einen magern Kuh, welche neben der Hütte des Vaters ihr kümmerliches Dasein fristete, hegt dann vielleicht der Sohn zwei oder drei auf der dem dürren Heideboden schwer abgewonnenen Wiese, welche unter steter Pflege und gehöriger Düngung mit einer immer dichtern Grasnarbe sich bedeckt. Oder er pflügt wohl auch mit einem Gespann Ochsen ein Feld, das anfangs nur dem genügsamen Korne des Buchweizens Nahrung gewährte, bald aber mit dem lichten Grün des Roggens sich bedecken wird, und nun seinem Eigenthümer die gewisse Aussicht auf ein weniger kümmerliches und entbehrungsvolles Dasein gewährt.

Der ersten Inangriffnahme und Cultivirung des Heidebodens verdanken wir jenen, in ganz Nord- und Mitteldeutschland bekannten und aller Orten mit Seufzen empfangenen Gast, der unter dem Namen Höhen-, Haar- oder Heerrauch den über seinen Ursprung uneinigen Gelehrten so viel Kopfzerbrechens verursacht hat und der noch heute in Mitteldeutschland vielfach mit der Erklärung „zersetzte Gewitter" abgefertigt wird.

Soll nämlich eine Heidefläche zum Buchweizenbau hergerichtet werden, so schürft man im Frühjahr, sobald nur der Erdboden den gehörigen Grad von Trockenheit erlangt hat, die obere Bodenschicht mit eigens dazu bestimmten schaufelartigen eisernen Werkzeugen ab und bringt an die solchergestalt losgeschälten „Soden" oder „Plaggen" Feuer, das zwar nicht mit heller Flamme brennt, sondern nur glimmt, oder wie man es hier nennt, „schwält", eben dadurch aber auch jene furchtbare Menge von Rauch erzeugt, die von den oldenburgischen, ostfriesischen und bremischen Moor- und Heideflächen aus fast über ganz Deutschland sich wälzt. In die Asche, welche somit als Dungmittel dient, säet man dann zunächst Buchweizen, der später in mannigfacher Gestalt, gewöhnlich als zu einem steifen Brei gekochte Grütze, wenn's hoch kommt als ein zolldicker Pfannkuchen, auf dem Tische des Heidebauern erscheint.

Mit dem Leben dieses Letztern verglichen darf dasjenige des Marschbauern als ein durchweg opulentes bezeichnet werden. Wie stattlich, behaglich und wohlhäbig aber z. B., wenn wir zunächst nur auf das Aeußere achten, die Wohnung eines solchen „Hausmannes" sich gegen die des armen Colonen auch ausnimmt, ganz unverkennbar haben beide denselben gemeinsamen Grundtypus, den der niedersächsischen Bauart nämlich, von welcher der alte Justus Möser sagt, daß sie in ihren Grundzügen vollkommen sei und zum Muster dienen könne. „Der Herd," fährt er fort, „ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht und sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen und beachtet Keller und Kammer."

Es möge mir verstattet sein, an diese meisterhafte Schilderung des kernigen deutschen Mannes noch einige Zeilen zu reihen, in denen Ludwig Eckardt, der geistvolle Aesthetiker, das niedersächsisch-westphälische Bauernhaus würdigt. „Während," sagt er, „das mitteldeutsche noch jetzt an den Nachwehen des Bauern- und dreißigjährigen Krieges zu kranken scheint, ist das westphälische das einzige organische und echte Bauernhaus, ein groß und behaglich gewordenes Zelt, das Mann und Thier unter einem Gesammtdache vereinigt; der ganze Bau ist völlige Hingabe an den Zweck des ländlichen Lebens; nur dieses im Auge habend, lebt der Westphale mit und unter seinem Vieh; es ist eine Wiege praktischer Menschen."

Ist nun auch die Grundform des niedersächsischen Bauernhauses hier und da Modificationen, immer aber nur unerheblichen, unterworfen worden, so spricht für ihre Vortrefflichkeit jedenfalls auch der Umstand, daß sie von den Marschbewohnern friesischen Ursprunges fast ausnahmelos angenommen wurde. Die wesentlichste von ihnen eingeführte Veränderung besteht in der Querwand, welche, das Gebäude in zwei ungleiche Hälften, eine vordere größere und eine hintere kleinere, zerlegend, Stallung und Wirthschaftsräume von der eigentlichen Wohnung trennt. Der zu letzterm Zwecke dienende Theil des Hauses heißt durchweg „Windfang" — ein Name, der ursprünglich wohl eben nur jener Querwand zukommt — und so wenig auch geleugnet werden soll, daß diese Absonderung ihm eine größere Bedeutung, vor Allem mehr Stattlichkeit verliehen hat, so hat er doch Eins dafür eingebüßt: die Gemüthlichkeit und Poesie, welche jenen nie-

drigen, offenen, kaum einen Fuß über den Boden erhöhten Herd des altsächsischen Geestbauernhauses umschwebt.

Kaum kann man etwas Behaglicheres, Patriarchalischeres sehen, als die abendlichen Familienversammlungen an diesem Herdfeuer, dessen flackernder Schein das ganze Innere des Hauses schwach erhellt, — ein Lichteffect, der vielleicht eines Rembrandt Pinsels nicht ganz unwerth wäre. Da sammelt sich nach des Tages Arbeit Alt und Jung, die Alten zunächst dem wärmenden Feuer, der Großvater und Vater mit der kurzen Pfeife („Däfke") im Munde, die Frauen und Mädchen Kartoffeln schälend, Bohnen und Erbsen aushülsend oder was sonst etwa der ländliche Haushalt erfordert. Hin und wieder gesellt sich ein Nachbar, ein fremder Gast dazu; dann wird in ruhig-bedächtiger Weise erzählt, politisirt, über den Preis von Korn und Vieh, von Butter und Heu, von Raps und Wolle verhandelt, — und in dem großen Kessel, der an eiserner Kette über dem Feuer schwebt, brodelt derweil die Abendmahlzeit, an der die ganze Hausgenossenschaft gemeinsam Theil nimmt.

Daß in den Marschen der Bauernstand einen durchweg vornehmern Zuschnitt hat, spricht sich allein schon in der viel strengern Scheidung von Herrschaft und Gesinde aus. So sind z. B. die gemeinsamen Mahlzeiten meines Wissens fast nur noch in dem Jeverlande (westlich vom Jadebusen) üblich, welches letztere überhaupt durch das zäheste Festhalten am Althergebrachten sich auszeichnet. In den übrigen Marschdistricten haben „de Deensten" oder „dat Volk" ihren abgesonderten Tisch. An ihm führt unausbleiblich der Großknecht den Vorsitz und keiner von den Mitdienstboten würde wagen, ihm denselben streitig zu machen. Seltsam genug, daß auch hier die Etikette ihr Wort mitzusprechen hat! So ist mir z. B. ein Fall bekannt, wo der Großknecht eines Bauernhofes in die sinnloseste Wuth gerieth, weil einer der jüngeren Knechte beim Zu-Felde-Fahren die unerhörte Frechheit gehabt hatte, mit seinem Gespann an ihm vorbeizujagen! Es gelang dem Hausherrn nur mit Mühe, den Zornigen, in seinem Rechte so schwer Gekränkten zu beschwichtigen. Jeglich Ding hat hier eben seine Ordnung, an der Keiner ungestraft zu rütteln wagen darf.

Als die hauptsächlichste Erwerbsquelle Oldenburgs und speciell der Marschen, denn die Geest hat wohl kaum nennenswerthe Ausfuhrartikel, ist ohne Frage die Viehzucht zu betrachten, während der Ackerbau erst in zweiter Linie steht. Den hauptsächlichsten Absatzmarkt für das schwere oldenburger Vieh und die fette, aromatische Marschbutter bildet England, denn der „Engelsmann" bezahlt gut und so vermitteln die zwischen London und einem Hafenorte an der Weser (Nordenhamm) fahrenden Dampfschiffe des Norddeutschen Lloyd regelmäßige und höchst bedeutende Viehtransporte. Einen wahrhaft infernalischen Anblick soll auf See das Innere eines solchen Schiffes gewähren — eine Scenerie, die man sich zur Genüge ausmalen kann, wenn man erfährt, daß das Rindvieh genau in derselben Weise, wie Menschen, der Seekrankheit unterworfen ist.

Nicht minder stark als nach Ochsen und Rindern ist die Nachfrage nach den oldenburger Pferden, um deren Veredlung schon vor Jahrhunderten die Grafen des Landes sich große Verdienste erworben haben. Noch gegenwärtig ist die Regierung unablässig bemüht, durch Ertheilung bedeutender Prämien die Zucht edler Thiere zu begünstigen. Der alljährlich am Medardustage (8. Juni) in der Residenzstadt Oldenburg stattfindende Pferdemarkt gehört zu den bedeutendsten in ganz Norddeutschland und hat fast den Charakter eines Volksfestes angenommen. Letzteres ist, nebenbei bemerkt, in noch viel höherem Grade der Fall bei den zur Spätsommerzeit an verschiedenen Orten eingerichteten „Thierschauen" — Ausstellung und „Prämiirung" von Ochsen, Milchkühen, Kälbern, Fohlen und Schafen — die sich eines ganz ungewöhnlichen Zudranges und Interesses rühmen dürfen.

Richard Brenner's Expedition in Ostafrika zur Erforschung des Schicksals des Barons K. v. d. Decken.

Im October 1865 nahm die Expedition des Herrn von der Decken auf dem Dschubstrome den bekannten unheilvollen Ausgang. Mehrere Mitglieder derselben wurden ermordet; auch von der Decken und Dr. Link wurden von den Somalis überfallen und niedergehauen. Wir haben seiner Zeit die Einzelnheiten berichtet. Eine Anzahl von Negern hat die Katastrophe mit vielen Einzelnheiten in Sansibar erzählt, und die Thatsache scheint leider nur allzuwahr zu sein. Aber auf Aussagen der Neger kann man sich nicht verlassen; es ist immerhin möglich, daß Link und von der Decken noch am Leben seien. Wer aber den Charakter und das Wesen der Somali kennt (— sie sind von Richard Burton vortrefflich geschildert worden —), wird sich über die Sache selbst kaum noch einer Täuschung hingeben.

Aber es ist brav und rühmlich, daß von deutscher Seite nichts vernachlässigt wird, um über das Schicksal jener Männer ins Klare zu kommen. Die Nachforschungen in Betreff Eduard Vogel's haben noch heute nicht aufgehört, und Gerhard Rohlfs befindet sich vielleicht jetzt in Wadai.

Richard Brenner setzt alles daran zu erfahren, welches der eigentliche Ausgang von der Decken's und Link's gewesen sei. Ueber seine Pläne und den Anfang seiner Reise brachte die „Deutsche Allgemeine Zeitung" eine Mittheilung, die wir bis auf Weiteres zurücklegten. Jetzt eben erhalten wir eine Nummer der deutschen St. Petersburger Zeitung zugesandt, in welcher Dr. Brenner, Bruder des Reisenden, weitere Mittheilungen veröffentlicht. Wir theilen beide Berichte mit, ersuchen aber unsere Leser, eine beliebige Karte von Ostafrika zur Hand zu nehmen, sie werden dann ein anschauliches Bild von dem Schauplatze der Bestrebungen Brenner's gewinnen.

* * *

Der Bericht der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" lautet folgendermaßen:

Anfang Septembers 1866 war das Commandoschiff der im indischen Ocean kreuzenden Kriegsschiffe, der „Highflyer", vor Brawa gewesen; hier hatte ein Somali-Scheich dem Commodore erzählt, daß oberhalb Brawa, fünf Tagereisen im Innern, sich gefangene Europäer befänden. Der Befehlshaber des „Highflyer" hatte darauf mit dem Scheich verabredet, daß er Anfang Novembers wieder nach Brawa kommen wollte, um nähere Nachrichten einzuholen, für die er, wenn sie von Werth wären, 100 Pf. St. Belohnung zahlen wolle. Durch jene Erzählung wurde der

Glaube, daß Baron v. d. Decken und Dr. Link noch am Leben seien, wieder angefacht.

Die Erben des Baron v. d. Decken haben gegen Ende des vorigen Jahres zwei Afrika-Reisende ausgesandt, um den Thatbestand zu constatiren. Der eine der beiden Herren ist Th. Kinzelbach, früheres Mitglied der deutschen Expedition unter K. v. Heuglin, später Begleiter von Werner Munzinger auf der Reise nach El-Obed und in jüngster Zeit als Dragoman (Dolmetscher) bei dem preußischen Generalconsulat in Kairo beschäftigt. Der andere ist einer der treuen Begleiter des beklagenswerthen Barons von der letzten Reise her, ein Mann, dessen Muth schon erprobt worden, als die Somali das Lager der Expedition des Barons am oberen Dschuba angegriffen, einer von den Männern, die von der letzten Expedition zurückgekehrt sind, Hr. Richard Brenner aus Merseburg.

Die nachfolgenden Nachrichten sind einem Schreiben des Hrn. R. Brenner, datirt Aden, 31. October 1866, entnommen.

Ende Octobers trafen die beiden Reisenden, Hr. Brenner und Hr. Kinzelbach, auf dem englischen Kriegsschiff „Highflyer" auf der Rhede von Aden zusammen. Brenner schreibt:

„Am 3. November gehen wir, Kinzelbach, ich und Ravené (ein Herr, der sich Hrn. Brenner als Begleiter angeschlossen hat) und mein Suaheli-Diener, den ich hier engagirt habe, an Bord des „Highflyer" und fahren zunächst nach Brawa; dort ist eine Stunde Halt, um die bewußte Nachricht einzuziehen. Der Capitain wünscht, daß wir dort nicht das Land betreten, weil er sonst eine große Verantwortung für unsere Sicherheit übernehmen müsse. Von Brawa aus gehen wir nach der Insel Lamu, wo ich mit Ravené, meinem Diener und dem Gepäck ans Land steige, während Kinzelbach mit dem „Highflyer" nach Sansibar weiter geht. Ich betrachte Lamu als meine Ausgangsstation, die außerordentlich günstig liegt, weil ich alle mir bekannten Punkte von hier aus leicht erreichen kann, und ich bin sehr erfreut, daß ich gar nicht nach Sansibar zu gehen brauche und unnöthiges Aufsehen vermeiden kann. Kinzelbach nimmt mir nun einen Brief an den Hamburger Consul Witt in Sansibar mit, in dem ich diesen ersuche, mir das Boot, in welchem wir uns von Berdera herab geflüchtet haben, ausgerüstet, bemannt und mit allem Nöthigen versehen, nach Lamu auf einer Dhau (einem arabischen Küstenfahrzeug) zu senden. Bevor das Boot in Stand gesetzt ist und nach Lamu kommen kann, können einige Wochen vergehen, weil Anfang Novembers der Nordostmonsun einsetzt und die Dhau schlimmstenfalls von Sansibar bis Lamu acht Tage Zeit gebrauchen wird, welche Zeit ich benutzen werde, an der Küste Erkundigungen einzuziehen. Trifft die Dhau mit dem Boot ein, so fahre ich unverzüglich nach der Formosabai herab und gehe den Danafluß mit dem Boot hinauf. Ich weiß von früher, daß von der Gallastadt Tscharra am Dana um jetzige Zeit Karawanen nach Genahneh (einem Ort am Dschuba oberhalb der Stelle, wo das Lager des Barons v. d. Decken angegriffen wurde) abgehen; einer solchen Karawane werden wir uns anschließen, und ich hoffe, so ohne Gefahr diesen Ort zu erreichen." —

Der Plan des Herrn Brenner scheint uns ein sehr wohl angelegter und ausführbarer. Aber selbst wenn es Hrn. Brenner nicht gelingen sollte, Genahneh zu erreichen, so würde er ganz im Sinne des Barons arbeiten, wenn er es versuchte, den Zusammenhang der Flüsse Osi und Dana zu erforschen und festzustellen, ob der Osi und Dana nicht einfach die Ausmündung von einem und demselben Flußgebiet bilden, was uns sehr wahrscheinlich zu sein scheint.

* * *

Das Nachstehende ist von Dr. Brenner in St. Petersburg.

Die nächste von dem Reisenden übernommene Aufgabe ist die Erforschung des Schicksals des seit dem tragischen Ende der am oberen Dschub (auch Dschuba genannt) verunglückten Expedition verschollenen Unternehmers derselben, des Barons v. d. Decken und seines Begleiters, des Dr. Link. Der Tod dieser beiden Männer ist nämlich noch keineswegs glaubwürdig festgestellt, da die bezüglichen Aussagen lediglich aus dem Munde Eingeborener stammen, welche möglicherweise ein Interesse daran haben können, daß das Schicksal jener Männer nicht zum Gegenstand weiterer Forschungen gemacht werde. Auch zeichnen sich die Eingeborenen Ostafrikas im Allgemeinen durch eine ganz außerordentliche Lügenhaftigkeit aus. Eine hierauf allein gegründete Hoffnung, daß die genannten Reisenden noch am Leben und zwar in Gefangenschaft bei ihren Feinden, den Somalis von Barderah (so, nicht Berderah, lautet der Name jener Stadt im Munde der Eingeborenen) seien, würde nun freilich auf den schwächsten Füßen stehen. Mehr Halt gewinnt dieselbe durch die von einem Somali-Häuptling dem Commodore des englischen Kriegsschiffes „Highflyer" gemachte Mittheilung, daß sich am oberen Dschub, 5 Tagereisen weit im Innern, zwischen der Küstenstadt Brawa und der Stadt Makdoschu, Europäer als Gefangene befänden, eine Angabe, welche freilich ebensowohl wie die von der Ermordung der Reisenden aus eigennützigen Gründen erdichtet sein kann. Endlich kommt hierzu noch folgender Umstand: Unter einer Partie im Frühjahr 1866 von O'Swald u. Comp. (einem mit Sansibar in lebhaftem Verkehr stehenden Hamburger Handlungshause) in Sansibar angekaufter Häute, welche von der Küstenstadt Brawa gekommen, befand sich eine Büffelhaut, auf welcher englische Buchstaben geschrieben waren, deren Sinn allerdings nicht mehr enträthselt werden konnte. Wenn hiernach die Vermuthung, daß sich gefangene Europäer in den Händen der Somalis am oberen Dschub befinden, nicht ganz ohne Grund ist, so ist endlich ferner noch zu bedenken, daß die zum Theil aus Engländern bestehende Mannschaft eines vor mehreren Jahren in der dortigen Gegend der afrikanischen Küste gestrandeten amerikanischen Schiffes („St. Abbs"?) verschollen und möglicherweise in die Hände der Somalis gefallen ist, welche dieselben als Gefangene zurückhalten.

Abgesehen nun von dieser seiner nächsten Aufgabe hat sich mein Bruder, welcher die der verunglückten Expedition zu Grunde liegende Idee als ein heiliges Vermächtniß des von allen seinen Gefährten hochverehrten und geliebten Barons v. d. Decken betrachtet, noch weitere Ziele gesteckt. Er schreibt mir hierüber in einem Briefe von früherem Datum: „Aber Du wirst es vollkommen begreifen, wenn ich mir selbst noch eine andere Aufgabe gestellt habe, die ich in ruhiger Erwägung aller Umstände und in frischer Erinnerung an die vor meinen Augen hingemordeten Gefährten entworfen habe. Es gilt, auf dem Wege, den der Baron mit ungeheuren Opfern und vielem Blute angebahnt hat, weiterzuschreiten. Specielle Pläne für Reisen in Afrika kann man nicht machen, weil man stets bereit sein muß, sie nach den Umständen zu modificiren, aber ich kann Dir im Allgemeinen mittheilen, auf welche Weise ich mein Ziel zu erreichen hoffe, und welche Garantien für das Gelingen meines Planes ich besitze. Du wirst Dich erinnern, daß ich von der Osi-Expedition*) her der einzige überlebende Europäer bin, auch habe ich Dir erzählt, daß wir am dritten Tage stromauf die Gallastadt Tscharra erreichten und dort sehr freundlich aufgenommen wurden. Damals wurde uns von dem Gallachef erzählt, daß ihm die große Handelsstadt Genahneh, oberhalb Bardera am Dschub, wohlbekannt sei, und daß jährlich einmal, am Schlusse der heißen Jahreszeit, eine Galla-Karawane nach jener Stadt ziehe. Nun, auf diese Nachricht, die damals ohne besondern Werth für uns war, weil wir Genahneh auf dem Dschub zu erreichen hofften, gründet sich mein Plan, dessen vorläufiges Ziel die Erreichung von Genahneh ist. Die Bewohner dieser Stadt liegen in ewigem Kriege mit den Barderahleuten und werden einen mit Schießgewehr bewaffneten Weißen mit offenen Armen aufnehmen. Von hier aus hoffe ich das Schicksal des Barons zu constatiren, wenn dies nicht bereits an der Küste möglich gewesen sein sollte. Außerdem verspricht der Aufenthalt in Genahneh wichtige Anhaltspunkte zu liefern für eine sei es sofort oder später zu unternehmende weitere Verfolgung des Deckenschen Planes, der bekanntlich in der Erreichung Abessiniens von Süden her bestand. In dieser Beziehung sind folgende Punkte zu bemerken:

1. Genahneh steht in lebhaftem Verkehr mit den nördlichen Gallaländern und auf dem dortigen Markte erscheinen Artikel aus Europa, die von Norden herabgekommen sind. (Also Verkehrsstraße nach Norden!)

*) Die beiden Flüsse Osi und Dana, welche in die Formosabai münden, wurden von dem Baron v. d. Decken in Begleitung einiger Expeditionsmitglieder vor der Reise auf dem Dschub eine Strecke weit nach dem Innern zu untersucht.

2. Der Dschub zweigt oberhalb Genahneh einen Arm nach Südost ab und ist erst oberhalb dieser Abzweigung Verkehrsstraße nach Nordost.

3. Die Suprematie der Somali wird in Genahneh nicht mehr anerkannt; Araber und Galla dort.

Ich begebe mich also in die Gewalt der Galla, und rechne auf die Spur von Treue und Ehrenhaftigkeit, die ich bei diesem Stamme gefunden habe, vor Allem aber auf ihre unversöhnliche Feindschaft mit den Somali, und glaube, daß ich richtig rechne."

In dem von Aden aus datirten Briefe, welcher der von der „D. A. Z." gemachten Mittheilung zur Quelle gedient hat, setzt nun der Reisende einen andern und zwar der Zeit nach ersten Theil seines Planes specieller auseinander, nämlich die von ihm vor der Expedition nach Genahneh beabsichtigte Landtour, welche im Gebiete der Somali auszuführen und offenbar mit größeren Gefahren verbunden ist als jene. Mein Bruder beabsichtigte, sich vom „Highflyer" auf der Insel Lamu aussetzen zu lassen, daselbst ein ihm von Sansibar aus ebendahin zu sendendes Boot abzuwarten und in der Zwischenzeit eine mehrwöchentliche Tour in das Innere desjenigen Gebietes zu unternehmen, in welchem diejenigen Somali wohnen, welche die (treulosen) Theilnehmer der verunglückten Expedition waren. Er schreibt hierüber:

„In Lamu (Insel unweit der Küste, nördlich von der Formosabai, südlich von der Mündung des Dschub; nördlich von dieser liegen die Inseln Tula und Kiama) werde ich unser Hauptgepäck zurücklassen in mir bekannten, sicheren Händen, nehme eine Dhau nach Tula und Kiama, die ich in acht Tagen erreichen kann. Von Kiama fahre ich in einer halben Stunde nach dem Festlande hinüber und steige in der Bai aus, in welcher wir mit dem „Welf" vor unserm Einlaufen in den Dschub gestrandet waren, und wo ich, traurigen Andenkens, genau bekannt bin. Am Meeresstrande entlang erreiche ich in vier Stunden die Mündung des Dschubs und die Somalistadt Yumbo. Vom Gallaufer aus schicke ich einen Boten hinüber und bitte um Erlaubniß, die Stadt betreten zu dürfen, was nicht verweigert werden wird. Zur größern Sicherheit erzähle ich dann beiläufig, daß ich mit einem Kriegsschiff gekommen bin und von demselben wieder abgeholt werde. Nun hoffe ich schon in Yumbo wichtige Aufklärungen über das Schicksal des Barons zu erlangen, anderenfalls gehe ich in Begleitung der Yumboleute nach Manamsunde (2 Tage stromauf), wo der Führer Barakka wohnt, der mit dem Baron in Barderah war und jedenfalls genaue Nachricht geben kann. Meine Aufgabe ist dann, ihn zu überzeugen, daß ich sonst keinen andern Zweck habe, als eben nur die Wahrheit zu erfahren.

Wenn ich einigermaßen Glück habe, kann ich nach 14 Tagen bis 3 Wochen wieder in Lamu sein. Trifft dann die Dhau mit dem Boot und der in Sansibar durch den hanseatischen Consul Witt zu miethenden Mannschaft ein, so fahre ich unverzüglich nach der Formosabai hinab und gehe den Danafluß mit dem Boot hinauf, während die Dhau mit einem Briefe von mir an Euch nach Sansibar zurückkehrt.

Wie ich Dir bereits mitgetheilt, gehen von den Galastädten Tscharra und Tschaggana am Dana um diese Zeit Karawanen nach Genahneh. Einer solchen werde ich mich anschließen.

Sollten aber Umstände eintreten, die sich der Ausführung dieses Planes entgegensetzen, dann gehe ich den Dana so weit wie möglich hinauf und muß dabei immer näher an Genahneh kommen, weil der Dana von Nordwesten kommt, und möglicherweise ein Arm des Dschub ist (?). Aeußersten Falles ist die Erforschung des Dana und Osi allein schon eine würdige Aufgabe. Wahrscheinlich komme ich auf dieser Reise auch in die Nähe der äquatorialen Schneegebirge, die man von Tscharra aus sehen kann, und hoffe den großen Kaniaberg zu besteigen.

Wenn Du demnach nach Verlauf der nächsten 6 bis 7 Wochen meiner gedenkst, so stelle Dir ein Boot vor, welches zwischen den stillen Ufern des schönen Danaflusses hinauffährt — die Neger rudern im Takt und singen ihre eintönige Weise dazu — und am Steuer sitzt ein Europäer, den Du immerhin um sein Geschick beneiden kannst."

Neuerdings habe ich nun den Auszug eines Briefes meines Bruders erhalten, welcher bei Ankunft an der Küste geschrieben ist und die Beschreibung der ersten, die Landtour einleitenden, Schritte enthält. Dieser Brief ist datirt: Am Bord des „Highflyer", 4 Grad nördlicher Breite, in Sicht der afrikanischen Ostküste. Am 16. November 1866. „Wir sind vor Brawa*) angelangt. Ein Somali, den Kinzelbach in Aden engagirt, wird mich in Brawa einführen. Ich werde mich bemühen, in der freundlichsten Weise mit den Brawa-Chefs zu verkehren. Nach einem Aufenthalt von 18 bis 20 Tagen in Brawa beabsichtige ich in einer Dhau in den Dschub einzulaufen, um bis zur Stadt Yumbo zu gelangen, von wo aus ich dann die Tour nach Manamsunde unternehme. Sollte die Stärke der Brandung mich verhindern, die Barre an der Mündung des Dschub zu passiren**), so fahre ich in die Bai bei Cap Bissel, von da zu Fuß nach Yumbo und nach Manamsunde, und kehre über Tula zurück nach Lamu.

Morgen, am 19 November, gehe ich in Brawa ans Land, mache dem Somalichef Mohammed***) meine Aufwartung, lade ihn zu einem Besuch an Bord des „Highflyer" ein, bleibe während der Zeit als Geißel am Lande und habe von Commodore Paisley das Versprechen erhalten, daß Scheich Mohammed mit allen militairischen Ehrenbezeugungen und Salutschüssen empfangen wird. Davon verspreche ich mir eine achtungsvolle Behandlung. Während der Zeit in Brawa werde ich den Fluß Wobi untersuchen, welcher auf der Karte in einem See endigt, was aber unrichtig sein soll.

Der „Highflyer" wird morgen, wenn ich in Brawa bin, noch einen Tag hier verweilen, und darauf mit Kinzelbach, von dem ich nun Abschied nehme, über die Sechellen nach Sansibar gehen. Treffe ich dann von Manamsunde wieder in Lamu ein, so hoffe ich das durch Kinzelbach bestellte und mit 8 Mann versorgte Boot vorzufinden, mit dem ich den zweiten und größern Theil meiner Aufgabe, die Dana- und Genahnehtour, antrete. Genahneh zu erreichen und das Danagebiet zu erforschen ist mit weniger sichtbarer Gefahr verknüpft, als mein Aufenthalt in Brawa und Manamsunde.

Die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit der englischen Offiziere des „Highflyer" gegen uns Deutsche ist nicht genug anzuerkennen. Wir sind mit der größten Gastfreundschaft als Gäste auf dem Schiffe aufgenommen worden.

18. November. Soeben kommt Brawa in Sicht, ich sage allen den Meinen ein herzliches Lebewohl, in der festen Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen!

19. November. Abdio ist in Brawa, ich soll zu ihm kommen. Eine Karawane von Barderahleuten ist auch in Brawa; ich werde sie sehen! In einer Stunde gehe ich ans Land. Capitain Paisley schickt so eben einen Empfehlungsbrief für mich an den Scheich von Brawa. — Ist Abdio's Einladung Frechheit oder gutes Gewissen? — Der Dragoman des Schiffes erzählt, daß in Brawa viele Sachen vom Baron seien. Lebt wohl!

So weit reichen meine Nachrichten. Der Reisende verläßt uns im Begriffe, den ersten Schritt in den Löwenrachen zu thun. Heute muß es bereits entschieden sein, ob der erste Theil seines Unternehmens ein glückliches Ende erreicht hat, in welchem Falle mein Bruder in diesen Tagen zur Insel Lamu zurückgekehrt sein wird. Sobald ich die sehnsüchtig erwarteten weiteren Nachrichten von Lamu aus erhalte, werde ich davon Mittheilung machen.

*) Die Somalistadt, von welcher die angeführte Nachricht stammt über die Gefangenhaltung von Europäern. Ebenda wohnt der später genannte Abdio, welcher vor Barderah eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat.

**) Auf dieser Barre ging das kleine Dampfschiff der frühern Expedition verloren.

***) Die Somali sind Mohammedaner, die Galle Heiden.

Aus allen Erdtheilen.

A. Göhring's Reise in Venezuela.

Wir haben am 20. Februar ein Schreiben dieses Reisenden, datirt Carúpano, 28. December 1866, erhalten. Herr Göhring aus dem Altenburgischen begleitete Herrn Professor Burmeister auf dessen erster Reise in der La-Plata-Region, verweilte später jahrelang in Leipzig, und lag dem Studium der Naturwissenschaften ob; er ist ein vortrefflicher Zeichner und Holzschnitzer und besonders auch Conservator und Ausstopfer von Thieren. Ein wissenschaftlicher Verein in seinem Heimathslande machte es dem jungen strebsamen Manne möglich, nach London zu gehen, wo er seine Studien im Zoologischen Garten fortsetzte. Man erkannte dort bald die Tüchtigkeit des jungen Deutschen, der im Auftrage der Vorsteher jenes Gartens im September 1866 nach Westindien abreiste. Der Herausgeber des „Globus" hat mit Herrn A. Göhring manchen Verkehr gehabt und sich über dessen wissenschaftlichen Eifer, über seinen Wissensdrang und seine Unternehmungslust immer gefreut. Wir werden von ihm Mittheilungen für unsere Zeitschrift aus dem Innern von Venezuela erhalten.

Wir geben aus dem oben erwähnten Briefe einige Auszüge: „Ich kam nach einer Seefahrt von 8 Wochen zu Port of Spain auf der Insel Trinidad (vor den Mündungen des Orinoco) an. Dort war keine Gelegenheit zur Weiterreise nach La Guayra, dem bekannten Hafen auf dem Festlande von Venezuela, denn der Dampfer, welcher bisher die Verbindung zwischen beiden Häfen unterhielt, war verunglückt. Also unternahm ich einen Ausflug nach Arima im Innern von Trinidad, kehrte aber bald wieder nach Port of Spain zurück, weil dort Gelegenheit nach Margarita sein sollte, aber ich wartete von einem Tage zum andern. Endlich ging ein kleines Fahrzeug von nur 27 Tonnen nach Carúpano (etwas östlich von Cumaná) ab. Auf Trinidad habe ich mit lieben deutschen Landsleuten und Engländern sehr angenehm verkehrt und schon einen Vorgeschmack der reichen südamerikanischen Natur genossen. Trinidad ist eine prächtige Insel, hat den herrlichsten Pflanzenwuchs und reiches Thierleben. Ich habe dort mehrere Landschaften gezeichnet und Ihren Rath nicht vergessen, die verschiedenen Menschentypen genau zu beobachten. Ich sah dicht neben einander Europäer, Chinesen, indische Kulis, Indianer, Neger, Mulatten und eine Musterkarte von Mischlingen. Der Weg von Port of Spain nach Arima, das ziemlich in der Mitte der Insel liegt, ist sehr schön und interessant; er führt dem Gebirge entlang, welches sich an der Nordküste hinzieht, durch prächtige Zuckerpflanzungen und üppige Wälder. Weiße Leute sah ich unterwegs nur selten. Ich werde Ihnen später über diesen Ausflug Mittheilungen machen und einige Zeichnungen beilegen. Wenn ich Ihre Antwort erhalte, werde ich schon ein gutes Stück der Provinz Cumaná durchforscht haben.

Hier in Carúpano wurde ich von Herrn Bornemann, einem der drei im Ort angesessenen Deutschen, sehr freundlich aufgenommen. Ich fand auch hier keine Reisegelegenheit nach La Guayra und entschloß mich daher, die Gegend zwischen hier, Cariaco und Caripe zu durchforschen; auch will ich die Region des Golfes von Paria näher untersuchen, und erst nach Ostern die Reise nach dem Westen von Venezuela fortsetzen. Jetzt haben wir noch Regenzeit und eine Wanderung ins Innere ist daher vor Ende Januars unthunlich.

Ich habe längere und kürzere Ausflüge gemacht. Mit meinem freundlichen Wirthe ritt ich nach Pilar, einer kleinen Ortschaft, nach dem Innern zu. Wir brauchten dazu von hier aus $4\frac{1}{2}$ Stunden. Der Weg führt zunächst in dem prachtvollen Thale von Carúpano hinauf; dann schließt das letztere, welches eigentlich als eine Tiefebene betrachtet werden kann. Die Bergketten zunächst der Küste sind mit niedriger Vegetation bedeckt, zumeist mit feinblättrigen Mimosen; über diese erhebt sich der Riesencactus und auch die Agave mericana. Je weiter von der Küste ab, um so üppiger wird der Pflanzenwuchs. Schon nachdem ich nur eine Stunde geritten war und das Aufsteigen begonnen hatte, weidete sich mein Auge an dem prachtvollen Urwalde. Ich bestieg, etwa eine deutsche Meile von hier, einen Berg, von welchem aus ich zugleich das caraibische Meer und den Golfo triste sehen konnte, ich brauchte den Blick nur von Norden nach Westen zu wenden. Wer es nicht selber gesehen hat, wird sich keinen Begriff machen können von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der hiesigen Landschaften. Ich gestehe Ihnen, daß ich jetzt im höchsten Hochgenusse schwelge. Meine Sammlung von Naturalien, Landschaftsskizzen und ethnographischen Zeichnungen wächst von Tage zu Tage an und ich glaube, daß ich einen reichen Schatz mit nach Europa zurückbringen werde.

Mich hat, wie Sie sehen, der Zufall hierher geführt. Wäre auf Trinidad eine directe Gelegenheit gewesen, so würde ich gleich nach Caracas gegangen sein. Von Carúpano habe ich früher gar nichts gewußt. Als ich aber am 12. November 1866 die Küste von Venezuela am Golfe von Paria erblickte, stieg sofort der Wunsch in mir auf, hier späterhin längere Zeit zu verweilen; nun bin ich aber jetzt schon hier. Ich gedenke Ihrer sehr oft, wenn ich die wunderbar gemischten Menschentypen sehe, oder wenn die Chaymas-Indianer hier aufmarschiren; dann wünsche ich Sie hierher, Sie fanden Stoff in Menge zur Beobachtung. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihrer Rathschläge in Bezug auf die aufmerksame Beobachtung der Racen und der Mischlinge stets eingedenk bin und ich werde Ihnen dafür die Beweise liefern. Ich lege eine kleine Karte bei, um Ihnen eine Uebersicht von meinen bisherigen Ausflügen und auch von denen zu geben, welche ich für die nächsten Monate projectirt habe. (— Diese Karte fehlt leider in dem Briefe. —) Nachschrift: Ich finde erst heute, 6. Jannar, Gelegenheit, diesen Brief nach Trinidad abzusenden. Nach einigen Monaten hören Sie mehr von mir." —

Wir dürfen also hoffen, den Lesern des „Globus" interessante Schilderungen aus einem Theile Venezuelas, der von Europäern selten besucht worden ist, mittheilen zu können.

Doctor Ori's Reisen im Sudan. Wir erhalten von einem Naturforscher, der Nordostafrika aus eigener Anschauung gründlich kennt, folgende Mittheilung: „Das Athenäum", welches uns vor Kurzem so überraschende Aufschlüsse über die wissenschaftliche Bedeutungslosigkeit Ritter's ertheilte, hat sich wieder einmal recht gründlich blamirt. Mit einer, amerikanischem Zeitungs-Gefasel entsprechenden, Naivität theilt es uns mit, daß Dr. Ori soeben von einer mehrjährigen Forschungsreise aus den „noch wenig gekannten" Ländern Dar-Sileh und Dar-Fur zurückgekehrt sei und demnächst die Welt in Erstaunen setzen werde durch die Schilderung seiner wunderbaren Erlebnisse; an welchen auch seine unerschreckene Frau thätigen Antheil genommen habe. Als bei Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges der Times-Correspondent Russell in Neuyork erschien, um sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben, verwechselten einige dortige Tages-Blätter die Person dieses Herrn mit der des bekannten englischen Premier, da sie es ganz in der Ordnung fanden, wenn ein solcher zum Zeitvertreib auch einmal das Amt eines Berichterstatters übernähme. Das genannte Journal, welches Englands Wissenschaft im Auslande vertritt, scheint jenem amerikanischen an Naivetät kaum nachzustehen. Es findet darin nichts Auffälliges, wenn die Sultane von Dar-Fur und Wadai der Frau eines italienischen Doctors die Honneurs machen, sie mit Auszeichnung empfangen und reich beschenkt wieder entlassen. Nicht einmal ein Wort des Staunens widmet das „Athenäum" dem Umstande, daß bisher noch nirgends das Geringste über diese wunderbare Reise verlautete, obgleich doch die Vorbereitungen zu einem so waghalsigen Unternehmen die Runde durch alle Zeitungen hätten machen müssen.

Doch kehren wir zu dem wackern Dr. Ori zurück, dessen Verdienste die Welt anerkennen wird, auch wenn sie nicht vom „Athenäum" ausposaunt worden wären. Dr. Ori ging vor Jahren als Arzt der ägyptischen Regierung nach Chartum, entsagte aber bald seiner Stellung, da er, als gewissenhafter Arzt, den

Intriguen des Generalgouverneurs ausgesetzt, sich in derselben nicht halten konnte. Mehrere Jahre führte er ein zurückgezogenes, nur zoologischen Beschäftigungen gewidmetes Leben, welche seine Existenz kümmerlich fristeten; den Europäern in Chartum aber entzog er seine ärztliche Hülfe nicht, und noch lange werden dieselben von seinem Geschick und seinen Kenntnissen des Lobes voll sein. Da erhielt er vor etwa drei Jahren den Auftrag, für den Turiner Zoologischen Garten Thiere im Sudan aufzukaufen, und zu dem Zwecke Reisen von Chartum aus zu unternehmen. Der König von Italien interessirte sich selbst lebhaft für die Sache, setzte große Summen aus und verschmähte es nicht, durch ein eigenhändiges Schreiben an den jetzigen Vice-König für Dr. Ori alle diejenigen Erleichterungen und Protectionen zu erwirken, welche ähnliche wissenschaftliche Unternehmungen in früherer Zeit, namentlich unter Mehemed Ali's Regierung, so fruchtbringend gemacht hatten. Zugleich wurde Dr. Ori zum Oberazt der Regierung ernannt und mit vollem Gehalt und unumschränkten Vollmachten für seine Reise versehen. Das Hauptgebiet seiner Forschungen war die Gegend am Atbara und Setit, wo er sich stellenweise ganz häuslich niederließ, um seltene Thiere aus der Umgegend herbeizuschaffen. Seine werthvollsten Errungenschaften bestanden in mehreren Elephanten und Giraffen. Die Schilderung seiner Erlebnisse und nicht weniger die Bearbeitung des reichen zoologischen Materials, zu welcher ihn jahrelange Studien an Ort und Stelle außergewöhnlich befähigen, werden mit Recht das Interesse der gesammten gebildeten Welt beanspruchen dürfen." (— Da hier vom „Athenäum" die Rede ist, so wollen wir gleich anschließen, was wir vor einigen Tagen niederschrieben, als wir die Nummer vom 16. Februar 1867 gelesen hatten. „Das „Athenäum" läßt keine Gelegenheit vorüber, gegen Deutschland auszufallen. Von dem Gange und der Entwickelung der deutschen Literatur und Wissenschaft weiß das Londoner Blatt nichts. Dann und wann greift es aber irgend ein Buch aus der großen Menge auf, um daran einen Ausfall gegen Deutschland zu knüpfen. Ein Herr L. Ehlers hat in Berlin „Römische Tage" veröffentlicht. In etwa 20 Zeilen wird gesagt, daß das Buch eben nichts Neues enthalte. Dann erzählt das „Athenäum", die römischen Zollbeamten hätten die italienischen Zeitungen confiscirt, in welche Herr Ehlers ein paar Stiefel gewickelt habe; man dürfe sich zu solchem Behufe nur römischer Zeitungen bedienen. Herr Ehlers antwortete: „Ganz recht, dafür passen allerdigs die römischen Zeitungen." Diese Worte greift das „Athenäum" heraus um beizufügen: „But even a german epigram does not justify a german book." Wir heben solche Dinge, die scheinbar als Kleinigkeiten betrachtet werden können, hervor, weil sie in das erbärmliche und verächtliche System dieser Zeitschrift gehören, und weil dieselbe in England viel gelesen wird. Sie repräsentirt den literarischen John Bull-Philister in der unliebenswürdigen Weise." A. —)

Thätigkeit der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg 1866. Unsere Leser wissen, daß wir mit großem Interesse den Bestrebungen folgen, welche diese Gesellschaft in so rühmlicher Weise verfolgt. Sie entfaltet eine in der That preiswürdige Thätigkeit, und auch ihre Arbeiten im Jahre 1866 liefern wieder dafür einen erfreulichen Beweis. In der jüngsten Jahresversammlung, welche zu Ende Januars 1867 stattfand, führte Graf Lütke, der berühmte Seemann, den Vorsitz, und Baron Th. R. Osten-Sacken, als Secretär, gab eine Uebersicht der Arbeiten im verflossenen Jahre.

In Betreff der von der Gesellschaft entsendeten Expeditionen meldete der Bericht, daß die nach dem Schwarzen Meere ihre Untersuchungen binnen Kurzem beendigt haben werde. Die türkistanische oder transtschuiische Expedition, welche für die vom Kriegsministerium gewährten Mittel unter der Leitung des Herrn Ssjewerzow entsendet worden ist, hat im Laufe des Sommers von 1866 sehr wichtige Resultate in der Erforschung der geologischen und industriellen Verhältnisse des Landes gewonnen. Die Expedition nach West-Rußland, welche wegen des polnischen Aufstandes auf unbestimmte Zeit hatte verschoben werden müssen, soll im Frühling d. J. ihre Thätigkeit beginnen. Die statistische und ethnographische Abtheilung beschäftigen sich mit den vorbereitenden Maßnahmen, die in dieser Hinsicht zu ergreifen sind. — Die Expedition zur Erforschung des Getreidehandels in Rußland wird gleichfalls noch in diesem Jahre abgehen. Dieselbe wird für die vereinigten Mittel der freien ökonomischen und der geographischen Gesellschaft unternommen.

Die Gesellschaft hat im Laufe des Jahres folgende Schriften herausgegeben: Den 1. Theil der „Memoiren der statistischen Abtheilung"; die „Arbeiten der physikalischen Abtheilung der sibirischen Expedition", den geologischen und botanischen Bericht der Herren Schmidt und Glehn enthaltend; drei Lieferungen des „Geographisch-statistischen Wörterbuches des russischen Reiches", welches jetzt bis zu dem Buchstaben P geführt ist; sieben Lieferungen der „Mittheilungen" und in einem besonderen Buche die „Beschreibung von Nowaja-Semlja". Beendigt sind: der 1. Theil der „Memoiren der ethnographischen Abtheilung", der 1. Theil der „Memoiren für allgemeine physikalische und mathematische Geographie", ein neuer Band der „Erdkunde Asiens von Ritter" und eine Lieferung des „Geographischen Wörterbuches", durch welche der 3. Band dieses Werkes beschlossen wird. Am Schlusse des Berichtes wurden noch Nachrichten über die Thätigkeit der sibirischen und kaukasischen Abtheilung der Gesellschaft mitgetheilt.

Nachdem der Bericht verlesen, erfolgte die Vertheilung der Preis-Medaillen.

Die Konstantin-Medaille wurde dem wirklichen Mitgliede N. J. Danilewski ertheilt für seine Untersuchungen und die in einjähriger Arbeit gewonnenen wissenschaftlichen Resultate an den Ufern des Asowschen Meeres und seine 15jährige unermüdliche Thätigkeit im Interesse der geographischen Gesellschaft. Kleine goldene Medaillen erhielten: das wirkliche Mitglied P. P. Ssemenow für die wichtigen Dienste, welche er der Gesellschaft und der Wissenschaft erwiesen, und für seine vieljährigen nützlichen Leistungen in seiner Eigenschaft als Präses der Abtheilung der physikalischen Geographie; das wirkliche Mitglied W. P. Besobrasow für die wichtigen Dienste, die er der Gesellschaft geleistet und für seine vieljährigen nützlichen Arbeiten im Gebiete der Statistik, unter Anderm auch bei den Beschäftigungen des politisch-ökonomischen Comités; das wirkliche Mitglied M. F. Kriwoschapkin für sein Werk „Der Bezirk Jenisseisk und sein Leben"; das correspondirende Mitglied N. A. Ssjewerzow für seine Untersuchungen im westlichen Tian-Schan und in Türkistan überhaupt.

Silberne Medaillen wurden zuerkannt: Herrn M. K. Ssidorow für seine bemerkenswerthen, mit einer Karte versehenen Aufzeichnungen über die wenig bekannten Gegenden an den Flüssen Tunguska, Kurejka und anderen Zuflüssen des Jenissei; Herrn J. F. Babkow für seinen von einer Karte begleiteten Artikel über die Untersuchung des Balchaschsees und seine beständigen interessanten Mittheilungen über die in Westsibirien und an der chinesischen Grenze ausgeführten geographischen Arbeiten; dem Secretär des statistischen Comités in Archangelsk, Herrn P. Tschubinski, für seine auf Ansuchen der Gesellschaft abgefaßte ausführliche Recension der „Beschreibung des Gouvernements Archangelsk" vom Stabscapitain Koslow und für seine anderweitigen Mittheilungen über die Statistik des Gouvernements; Herrn N. Galkin für seinen interessanten und an neuen Angaben reichen Aufsatz über die Turkmenen im 1. Bande der Memoiren der ethnographischen Abtheilung; Herrn P. A. Mullow für seine thätige Betheiligung bei Abfassung des Programms zur Sammlung volksthümlicher juridischer Gebräuche und sein Werk „Ueber die Beweise im Volksgericht".

Eine Bronzemedaille erhielt der Geistliche J. Twerischin im Dorfe Juganskoje (Kreis Beresow) für seine vieljährigen Mittheilungen über die Getreideernte in jener Gegend.

Nach der Vertheilung der Medaillen wurden der Versammlung vom General-Lieutnant Blaramberg, Chef der Abtheilung für militairische Topographie, zwei vorzügliche chartographische in vier Farben chromolithographirte Arbeiten vorgelegt: eine orographische Karte des Militärbezirks Odessa in 4 Blättern und ein Probeblatt der neuen Spezialkarte des europäischen Rußlands, beide im Maßstabe von 10 Werst auf den Zoll. Die zuletzt genannte Karte soll aus 144 Blättern bestehen.

Zur Bevölkerungsstatistik Frankreichs. Folgende Mittheilungen sind dem „Moniteur" entnommen. Die 89 Departements zählten im Jahre 1866 eine Bevölkerung von 38,067,094 Seelen, mit Ausschluß der Land- und Seetruppen, die sich am 15. Mai 1866, dem Tage der Zählung der Armee, in Algerien, Rom, Merico, in den Colonien und den auswärtigen Marinestationen befanden, und sich auf etwa 125,000 Mann belaufen mochten. Von diesen 38,067,094 gehören 19,014,109 dem männlichen und 19,052,985 dem weiblichen Geschlechte an. Für die 86 alten Departements betrug die Zunahme der Bevölkerung in dem Zeitraume von 1856 bis 1861 677,783 Seelen, von 1861 bis 1866 nur 673,797 Seelen, was der „Moniteur" durch die Abwesenheit einer größern Anzahl von Soldaten erklärt. Die drei neuen Departements haben eine Vermehrung von 7136 Köpfen, so daß also der Gesammtzuwachs der Bevölkerung Frankreichs innerhalb der letzten fünf Jahre 680,933 beträgt. In 58 Departements hat die Bevölkerung um 787,392 Seelen zu-, in 31 dagegen um 106,459 abgenommen. Die stärkste Zunahme nächst dem Seinedepartement (mit 197,256) weisen das Norddepartement (88,661), Bouches-du-Rhône (40,791), Finistère (34,735), Gironde (34,662), Pas-de-Calais (25,439), Seine-et-Oise (20,654) rc. nach. Verloren haben an Bevölkerung: Manche (17,522), Orne (8732), Var (6976), Lot (6623), Calvados (6083) rc. Die zehn bevölkertsten Departements von Frankreich sind: 1) Seine 2,150,916; 2) Nord 1,392,041; 3) Seine inférieure 792,768; 4) Pas-de-Calais 749,777; 5) Gironde 701,855; 6) Rhône 678,648; 7) Finistère 662,485; 8) Saône-et-Loire 600,006; 9) Loire inférieure 598,598; 10) Bas-Rhin 588,970.

Die Handelsmarine Frankreichs. Sie ist vergleichweise ganz offenbar im Rückgange begriffen; auf keinen Fall hält sie auch nur annähernd Schritt mit der frischen Entwickelung unserer deutschen und der englischen Rhederei. Der amtliche Bericht liefert dafür deutliche Beweise. Alle für den Handel beschäftigten Fahrzeuge, 15,259 an der Zahl, hatten eine Tragfähigkeit von 1,008,084 Tonnen, jede zu 20 Centner, zu Ende des Jahres 1865. Das waren 75 Fahrzeuge und 9565 Tonnen mehr als im Vorjahre, aber die Zahl der großen Seeschiffe ist sehr gering. Frankreich hatte nur 58 Schiffe von 800 Tonnen und darüber; 37 von 700 bis 800 T.; 53 von 600 bis 700; 116 von 500 bis 600; 253 von 400 bis 500 und 293 von 300 bis 400 Tonnen. — Keine der großen Seestädte erreicht auch nur annähernd die Rhederei von Bremen oder von Hamburg. Die von Havre hielt nur 108,591 Tonnen; von St. Malo 41,151; Nantes 111,063; Bordeaux 130,888; Marseille gar nur 92,385 Tonnen. Wir werden gelegentlich eine Uebersicht der gesammten deutschen Rhederei zusammenstellen, wollen aber hier gleich bemerken, daß die Rhederei allein der Weser und so weit die wirklichen Seeschiffe in Betracht kommen, viel beträchtlicher ist, als jene der sämmtlichen französischen Häfen am Mittelmeere, die von Algerien mit eingeschlossen. Im Jahre 1865 hat die französische Rhederei nur um 586 Tonnen zugenommen.

Ein Vergleich mit England ergiebt Folgendes: Großbritannien mit Irland besaß am 31. December 1865 nicht weniger als 27,868 Fahrzeuge mit einem Gehalte von 5,666,873 Tonnen; es hatte 1861 nur erst 3,862,384 Tonnen, die Zunahme in fünf Jahren hat also 1,804,000 Tonnen betragen. Im Jahre 1865 kamen auf Liverpool 1,556,477 Tonnen, auf London 1,126,369, auf Sunderland 247,783 Tonnen. Die Tragfähigkeit der gesammten französischen Handelsschiffe, (bei welchen jeder Flußkahn mitgerechnet wird, betrug noch nicht zwei Drittel der Rhederei Liverpools. Und was die Zahl der großen Seeschiffe anbelangt, so tritt England ganz entschieden in den Vordergrund. Es hatte ein Schiff von 13,243 Tonnen (den Great Eastern); eins von 2940; drei von 2800 und mehr; 15 von 2000 bis 2800; 108 von 1500 bis 2000; 984 von 1000 bis 1500; 592 von 800 bis 1000 Tonnen Tragfähigkeit.

Aus Neucaledonien. Diese französische Besitzung kommt nur langsam vorwärts, obwohl die natürlichen Bedingungen zur Entwickelung in vollem Maße gegeben sind. Aber die Regierung reglementirt, nach französischer Art, Alles und Jedes und deshalb mangelt das frische Gedeihen. Die Verwaltung hat jüngst einige Ziffern veröffentlicht, aus denen sich ergiebt, wie nach etwa zehnjähriger „Colonisation" die Dinge stehen; Wohngebäude 162, Rindvieh 5438, Pferde 367, Esel 31, Schafe 3140, Ziegen 810, Schweine 1174. Mit Zucker, Kaffee, Reis, Mais, Bohnen rc. waren nur 350 Hectaren bepflanzt. Die weiße Bevölkerung betrug 1060 Köpfe, wovon 202 Engländer waren; 862 Einwohner sind Katholiken, 178 Protestanten. Die Beamten, Soldaten, farbigen Einwohner und deportirten Sträflinge (230 an der Zahl) sind dabei nicht mitgerechnet.

Gesellschaftlicher Verkehr zwischen den Eingeborenen von Ostindien und den Engländern. Der Abstand zwischen beiden ist in vieler Hinsicht sehr groß und ohnehin zeichnen sich die Briten nicht durch gesellige Zuthunlichkeit oder leichte Umgangsformen aus; ihr steifes Wesen ist einer gegenseitigen Annäherung hinderlich. Indessen kann sie doch, wie das Beispiel von Bombay zeigt, stattfinden, und dann hat sie eine sehr wohlthätige Einwirkung. In jener Hafenstadt verkehren die Europäer nicht bloß im Handel, sondern überhaupt im gesellschaftlichen Leben mit den Indiern sehr freundschaftlich und im besten Einvernehmen. Das ist namentlich der Vermittelung der Parsis zu verdanken, unter denen es bekanntlich viele sehr gebildete Leute giebt, auch solche, die mit den Fortschritten der europäischen Wissenschaft sehr wohl vertraut sind. In Calcutta dagegen, der Reichshauptstadt, hatte bis vor Kurzem eine solche gegenseitige Annäherung noch nicht stattgefunden. Einige Generalstatthalter suchten sich allerdings mit einflußreichen Hindus auf guten Fuß zu stellen, die Sache blieb aber in den Anfängen. Nun scheint der Bischof von Calcutta abermals das Eis brechen zu wollen. Die Zeitung „Friend of India" meldet, daß er eine Abendgesellschaft gegeben habe, die etwa 80 Personen, und zwar zur größeren Hälfte Eingeborene, zählte. „Alle Anwesenden verkehrten auf dem Fuße völliger Gleichheit und die gegenseitige Höflichkeit ließ nichts zu wünschen übrig. Bischof und Missionaire unterhielten sich mit mohammedanischen Malayen und orthodoxen Brahminen, und die englischen Oberrichter sprachen mit den indischen über Kuchen, Rheinwein und Champagner. Englische Damen führten lebhafte Gespräche mit vornehmen Herren (Bäbus) aus Benares oder Lacknau, die ihrerseits freilich noch nicht so weit von Vorurtheilen emancipirt sind, daß sie ihre Frauen mitgebracht hätten. Dagegen hatte ein zum Christenthum übergetretener Hindu seine Ehehälfte bei sich. In Summa, man sprach von Kunst, Musik, Malerei, und Alles nahm einen so guten Verlauf, daß sich Niemand langweilte. Man discutirte im besten Hindustani über die Erziehung des weiblichen Geschlechtes; einige Bäbus betonten mit Stolz, „daß Jesus Christus nicht etwa ein Europäer, sondern ein Asiat gewesen sei." Nun sollen auch wissenschaftliche Vorträge für ein gemischtes Publicum gehalten werden, und solche können offenbar wohlthätige Anregungen geben, wenn die Engländer dabei ihrer leidigen Sucht, kirchliche Dinge einzumischen und Proselytenmacherei zu treiben, nicht fröhnen wollen.

Ausfuhr von Rio Janeiro 1866. Dieselbe stellte sich auf den Werth von 7,716,002 Pf. St. Davon kommen auf Kaffee 9,674,480 Arrobas (6,772,136 Pf. St.), Zucker 280,246 A. (88,000), Baumwolle 273,440 A. (410,166), gesalzene Häute 4,606,210 A. (58,300), getrocknete Häute 360,000 A. (9300), Hörner 3000 Pf. St., Diamanten 360,000 Pf. St. rc. Rio exportirte also nahe an 300 Millionen Pfund Kaffee. Die Baumwolleausfuhr betrug 1863 nur erst 2500 Ballen, sie stieg im folgenden Jahre auf 13,600, und 1865 schon auf 29,700 Ballen, 1866 aber auf 41,000, die zumeist aus der Provinz San Paulo kamen. Dort haben eingewanderte Nordamerikaner aus den Südstaaten dem Anbau Aufschwung gegeben. Brasilien liefert jetzt schon theilweise eine Baumwolle, welche der georgischen nahe kommt.

Die Verkehrsbewegung auf dem Amazonenstrome. Wir haben jüngst die Bedeutung dieses riesigen Binnengewässers und seiner Eröffnung für alle Flaggen geschildert. Sie erstreckt sich nicht allein auf Brasilien, sondern auf noch vier oder vielmehr fünf andere Staaten Südamerikas. Bolivia hat mit dem

Hauptstrome Verbindung vermöge des Madeira; Peru durch den Juruá, den Purús und den Javary, Venezuela durch den Rio Negro, Neugranada durch den Iça oder Putumayo und den Japoré. Auch Ecuador glaubt vermittelst des Morena eine Verbindung herstellen zu können. — Das „Diario do Rio" bemerkt, daß die brasilianischen Provinzen im Stromgebiete nur 256,480 Bewohner zählen, wovon 215,600 auf Pará, die übrigen, etwa 41,000, auf Alto Amazonas kommen. Von Peru kommen — die Provinz Loreto — 51,000 Seelen auf dieses Stromgebiet; von Bolivia — Departement Beni — 30,000; von Venezuela 16,000; von Ecuador, Neu Granada, den bolivianischen Provinzen Santa Cruz und Cochabamba etwa 600,000, so daß das ganze Gebiet des gewaltigen Amazonenstromes nur annähernd etwa eine Million Einwohner zählt! Der Handelsverkehr hat sich binnen 15 Jahren verdreifacht.

Zu Anfang des Jahres 1867 fuhren 17 Dampfer auf dem Strome, auf einer Strecke von 2450 Miles, von der Mündung bis Yurimaguas in Peru. Die brasilianischen Dampfer versehen den Dienst bis Tabatinga an der Grenze von Peru (1721 Miles von Pará, welches nun Belem heißt); dabei ist die Fahrt auf den Nebenströmen nicht mit eingerechnet.

Im Amazonasgebiete haben Tausende von Verbrechern aller Art eine Zuflucht gefunden und in abgelegenen Gegenden Niederlassungen gegründet, sogenannte Mocambos, unabhängige Gemeinden, deren einige bis zu 2000 Köpfe zählen und denen bisher die brasilianische Regierung nichts anhaben konnte. Im ganzen Gebiete kommt nur 1 Sclave auf etwa 45 freie Leute.

Colonisation in Westsibirien. Die russische Regierung scheint es mit derselben ernst zu nehmen, und sie thut recht daran. Die Hauptverwaltung von Westsibirien hat im Herbst 1866 einen Erlaß veröffentlicht, demzufolge etwa 32,000 freiwillige Einwanderer eingeladen werden, sich im Gouvernement Tobolsk anzusiedeln. Es wird ihnen freigestellt, besondere Dörfer zu bilden oder sich an die bereits vorhandenen anzuschließen.

Port d'Urban, der Seehafen des Natal-Landes, hatte nach der Zählung von 1866 schon 4991 Einwohner; die Zahl hatte sich seit 3 Jahren nur um 355 Seelen vermehrt. Die Zahl der Weißen, meist Holländer und Engländer, betrug 3187 Köpfe, der Kaffern 1349, der indischen Kulis 464. Die beiden letzteren vertragen sich sehr gut und die Kulis geben sich Mühe, die Sprache der Kaffern zu erlernen.

Zur kirchlichen Statistik Italiens. Die ungeheuren Reichthümer und Einkünfte, welche bisher im Königreiche Italien (Rom und was vom Kirchenstaate noch dazu gehört, ausgenommen) dem über die Maßen zahlreichen Clerus zu Gute kamen, sind von der italienischen Regierung specificirt worden, und die „Allgemeine Zeitung" giebt folgende Ziffern.

Die Rente der unterdrückten Klöster betrug 9,528,126 Lire. Das Personal vertheilte sich in folgender Weise: Priester und Chorschwestern 12,138; Laienbrüder und Schwestern 6030. In den bereits unterdrückten Bettelorden: Priester und Chorschwestern 7521; Laienbrüder und Conversen (Laien) 5335. In den noch bestehenden Bettelorden: Priester und Chorschwestern 4203; Laienbrüder und Conversen 3169. Gesammtzahl: 38,396.

Die Rente der männlichen Orden, welche sich mit dem Unterricht abgaben, betrug 451,732 Lire, die der weiblichen 904,313 Lire. Die männlichen Orden für die Krankenpflege hatten Einkünfte von jährlich 151,401 Lire. Die 229 (!!) Bischofssitze hatten an Gesammtrente 5,538,372 Lire. In dem Gesetzentwurf war beabsichtigt, von den Bisthümern nur 69 beizubehalten, mit einer Rente von 966,619 Lire, während die erübrigenden 4,572,372 Lire dem Cultusfonds zufallen sollten. Die Einkünfte der einzelnen Diöcesen sind natürlich sehr verschieden; wir führen einige der reicheren an: Florenz mit 52,144 Lire, Arezzo 79,466, Pisa 176,177, Bologna 79,695, Imola 99,086, Ferrara 209,581, Ravenna 105,427, Mailand 89,486, Neapel 54,789, Reggio 91,333, Palermo 139,951, Cefalù 111,850, Girgenti 109,757, Catania 158,174 Lire. Daneben giebt es wieder Diöcesen, welche kaum 6000 Lire Einkünfte haben. Die 288 Seminarien haben eine Rente von 3,225,001 Lire. Es giebt 268 Metropolitancapitel mit 4599 Canonikern und 2651 Beneficiaten, 338 Collegiatstifte mit 4046 Canonikern und 1363 Beneficiaten, deren Gesammteinkünfte 208,614 L. betragen. Die Gesammtzahl der Pfarreien beträgt 16,330, mit einer Gesammtrente von 14,563,688 Lire, Vicepfarreien und Coadjutorien 10,971 mit 3,524,439 Lire; Zahl der einfachen Beneficien 19,075 mit einer Gesammtrente von 6,588,297 Lire. Kirchenfabriken, Verwaltungen und dergleichen 9932, mit Einkünften von 11,939,661 Lire. Die Gesammtrente des Kirchenvermögens betrug bei der Gesetzvorlage (im December 1865) 67,444,656 Lire. Im Zusammenhang mit diesen Angaben geben wir die jüngst veröffentlichte Statistik des Jesuitenordens am Ende 1866: Gesammtzahl 8167 gegen 7952 im Jahre 1865. Die Jesuiten sind in 21 Provinzen vertheilt, wovon 5 in Italien mit 1588 Jesuiten.

Statistik der Priesterschaft in Oesterreich. Einem Berichte aus Wien zufolge leben im österreichischen Kaiserstaate 55,370 nicht regulirte Priester, welche vom Staate keine Besoldung erhalten. Unter denselben befinden sich ein Patriarch, 4 Primaten, 11 Erzbischöfe, 58 Bischöfe und 25 infulirte Aebte. In 720 Klöstern zählt man 6754 Priester und 1917 Mönche, in 298 Conventen 5198 Nonnen. Das geistliche Eigenthum wird, viel zu gering, auf 185,670,000 Gulden veranschlagt, aber die jährlichen Einkünfte daraus betragen mehr als 42 Millionen Gulden. Während die niedere Geistlichkeit zum Theil sehr ärmlich dotirt ist, bezieht der Erzbischof von Olmütz die Kleinigkeit von 300,800 Gulden im Jahre, und der Abt vom Kloster Neuburg 158,000 Gulden. Dieses Kloster zählt 20 Mönche.

Das Mormonenthum und Brigham Young. Es war ein echter neuengländischer Yankee, Joseph Smith, welcher die Secte der Mormonen stiftete. Sie ist einer von den manchen Ablegern des Fanatismus, deren das Puritanerthum der Yankees so manche geliefert hat und noch liefert. Das jetzige Haupt der Mormonen, „der Seher und Prophet, welcher Gottes Bibelwort befolgt und auslegt", Brigham Young, beruft sich in Bezug auf die Vielweiberei, wie wir schon neulich bemerkten, auf die Erzväter der Juden, die alle Jehova sehr angenehm gewesen seien. „Beweist mir das Gegentheil aus der Bibel, ihr könnt es nicht!" Auch beruft er sich darauf, daß die Polygamie von Anbeginn Sitte und Brauch der überwiegenden Mehrzahl der Menschen gewesen sei. Sie könne also Gott nicht unangenehm sein, sonst würde er sie nicht zugelassen haben. Ein amerikanischer Republikaner dürfe erst recht nichts gegen sie einwenden, denn er habe sich der Majorität zu fügen.

Das ist Brigham Young's Logik und er sowohl wie jeder Mormone ist von der Heiligkeit und Richtigkeit jener Ansichten überzeugt. Wir freilich wissen, daß die Secte einem plumpen Betrug ihr Entstehen verdankt und daß ihr Haften an wir möchten sagen Mosaisterei ein Anachronismus ist; aber, was hilft das Alles? Die Mormonen sind einmal da und gewiß eine interessante Erscheinung. Brigham Young hat bei der letzten halbjährlichen Conferenz in Great Salt Lake City seine Ansichten wieder einmal erläutert und in seinem amtlichen Blatte, den „Deseret News", mitgetheilt.

„Als ich zum letzten Mal in Lowell, Massachusetts, mich befand, waren dort 14,000 Frauenzimmer mehr als männliche Seelen. Sie leben und sterben als vereinzelte Personen und werden vergessen. Haben sie den Zweck erfüllt, für welchen sie geschaffen wurden, den Plan, für den sie auf die Erde gesetzt wurden? Nein, das haben sie nicht. Zweitausend gottesfürchtige Männer sollten dort hingehen und jeder sollte sich 7 Weiber nehmen (seven wives apiece). So steht in der Bibel: Und an jenem Tage sollen 7 Weiber die Hände auf einen Mann legen und ihm sagen: Wir wollen unser eigen Brot essen und unsere eigenen Kleider tragen; laß uns genannt werden nach deinem Namen und nimm unsere Schmach von uns. — Die Regierung der Vereinigten Staaten hat nicht die Absicht, dahin zu wirken, daß diese Prophezeiung erfüllt werde, aber Gott der Allmächtige ist der Meinung, daß sie sich erfüllen solle. Glaubt ihr nicht, daß Gott der Herr Sieger bleiben werde? Ich denke,

er wird Sieger bleiben und dazu wollen wir unsererseits ihm behülflich sein. Es ist Beschluß des Allmächtigen, daß am jüngsten Tage sieben Weiber sich festhalten sollen an einem Manne; er soll sie berathen und unterweisen. Sie wollen ihre eigene Wolle spinnen, ihre eigenen Kleider verfertigen und Alles thun, damit sie ihr eigenes Leben bestreiten können, wenn sie nur seinen Namen tragen und die Schmach von ihnen genommen wird. Wofür ist das Gebot gegeben worden? Nicht für diese Welt, sondern für die Auferstehung. Der Geist des Herrn ist auf das Volk gekommen und insbesondere auf die Weiber, damit der Weg zur Erfüllung des Wortes gebahnt werde. Das weibliche Geschlecht ist so lange betrogen und von den Männern unter die Füße getreten worden, daß nun der Geist über sie gekommen ist und daß sie einen Platz, einen Namen, ein Haupt verlangen; denn der Mann ist des Weibes Haupt und er soll sie einführen in das himmlische Reich unseres Vaters und Gottes."

Man sieht, daß es sich hier um einen religiösen Wahn handelt, dergleichen im Laufe der Jahrhunderte so mancher auftaucht. Die Mormonen glauben an denselben und es ist wenigstens Methode darin.

Christliche Missionaire in Ostasien. Da in jedem Jahre den Missionsgesellschaften Millionen von Thalern zufließen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß ihre Sendboten in China jetzt 55 protestantische Kirchen haben. Als Japan eröffnet wurde, war ein großer Andrang von Missionairen dorthin, und jetzt, Ende des Jahres 1866, befinden sich in Nangasaki und Jokohama nicht weniger als 95 derselben. Bekehrt haben sie kaum ein paar Seelen im Inselreiche des Sonnenaufgangs; die Japaner lassen sich auf solche Dinge nicht ein, wissen aber den Missionairen eine praktische Seite abzugewinnen, indem sie sich von denselben in europäischen Sprachen unterrichten lassen.

„Ein verschollener Pastor." Folgende Thatsache, welche in einer Zeitung zu Helsingfors in Finnland zu lesen ist, kann nur in einem Reiche vorkommen, das eine so ungeheure Ausdehnung hat wie Rußland.

Im Jahre 1863 ward in der von Schweden und Finnen bewohnten Verbrechercolonie Werchne-Sujetuk im Minusinschen Kreise des östlichen Sibiriens ein Pastorat und eine Lehrerstelle auf Kosten Finnlands eingerichtet und der Pastor Roschier nebst dem Katecheten Adamson dazu designirt. Im Sommer 1864 erfolgte die Abreise, im Herbst die Ankunft, welche Hr. Roschier in einem Briefe meldete, der außerdem eine Beschreibung des schrecklichen Zustandes enthielt, in dem er die Colonie vorgefunden. Seit jener Zeit ist ihm zwar der Gehalt regelmäßig alle Vierteljahre ausgezahlt, auch sind ihm Bücher gesandt worden, aber keine Nachricht von ihm oder Adamson ist angelangt, weder an den finnischen Senat, dem Roschier Bericht zu erstatten verpflichtet ist, noch an seine Schwester, noch an die Tochter Adamson's in St. Petersburg, noch an das Moskauer Consistorium, dem jene Pfarre zugetheilt ist. Auch eine Anfrage an den General-Gouverneur von Ostsibirien ist bis jetzt unbeantwortet geblieben. Nur einmal kam der Brief eines dortigen Ansiedlers in Finnland an, der den Pfarrer als lebend und thätig schildert und auch mit dem Petschaft desselben versiegelt war.

Aus einer Neuyorker Zeitung. In einer Nummer des „Herald" findet man die nachfolgenden „Items" verzeichnet: Eine Familie vergiftet. — Ein angeblicher Mörder verhaftet. — Ein Bruder hat seine Schwester todtgeschossen. — Einem Philadelphier 8000 Dollars gestohlen. — Ein Schwindler verhaftet. — Scheußlicher Mord an einem jungen Manne in Philadelphia verübt. — Ein Bostoner schlägt seiner Mutter das Gehirn aus dem Kopfe. — Ein Polizist in Washington von Dieben geschossen. — Ein Mann, der seine Frau todtgeschlagen hat, verurtheilt. — Ein Soldat geschossen. — Ein Mann bei einem Wettrennen geschossen. — Falschmünzer in St. Louis. — Zwei Mordthaten in Nashville. — Ein Betrüger in Washington verhaftet. — Verzweifelter Versuch eines Mörders zu entrinnen. — In Richmond ein Mann ermordet. — Lynchjustiz in Minnesota. — Ein Mann hat seiner Frau die Kehle abgeschnitten. — Ein Leichenbeschauer geschossen. — Mord durch eine Negerin verübt. — Das ist ziemlich viel für ein christlich civilisirtes Land. In Brooklyn giebt es 20,000 Weibspersonen, die Gewohnheitssäuferinnen sind. — Ein Mann in St. Louis hat sich an der Schnur der Peitsche aufgehängt, mit der seine Frau ihn durchgeprügelt hatte. — Wer Selbstmord begehen will, kann die Auslage für Strick, Dolch oder Pistole sparen; er braucht nur nach dem glücklichen Staate Missouri zu gehen, dort wird er gratis todtgeschlagen. — Manche Neger in Neuorleans trennen sich von ihren weißen Weibern, um zu zeigen, daß auch sie gebildet und vornehm seien; sie werden aristokratisch — Am Weihnachtstage fand zu Neu-Ulm in Minnesota eine eigenthümliche Festfeier statt. Zwei Yankees, Campbell und Liscomb, kamen von einem Jagdzuge, gingen in ein Trinkhaus und stachen dort zum Zeitvertreib einen Deutschen Namens Spinner todt. Neu-Ulm ist vorwiegend deutsch. Der Scheriff verhaftete die beiden Mörder und legte ihnen Handschellen an. Als sie nach dem Gefängniß unterwegs waren, fiel die wüthende Menge über sie her, schlug sie mit Knütteln und Steinen zu Boden, hing sie auf und zerhackte sie dann in Stücke. Die beiden Mörder hatten in der nördlichen „Freiheitsarmee" gedient!

Westaustralien als Deportationscolonie. Wir entnehmen einem Berichte des Gouverneurs die Angabe, daß in England 1865 nicht weniger als 556 Verbrecher zur Deportation nach Westaustralien verurtheilt wurden. Sie ist bekanntlich die einzige Colonie, welche noch Sträflinge aufnimmt. Am 31. December 1865 waren 8716 Deportirte dort; etwa 500 waren im Laufe des Jahres gestorben oder entflohen; 1066 wurden freigegeben und 2180 erhielten Straflinderung; 1347 erhielten Erlaubnißscheine und durften bei Privatleuten in Dienste treten, manche Andere wurden beim Straßen- und Brückenbau verwandt, noch Andere freigelassen, aber unter polizeiliche Aufsicht gestellt. In dem genannten Jahre ist es nur 47 Sträflingen geglückt, sich durch Flucht zu befreien. Drei andere hatten sich auf einem Holzschiffe versteckt und kamen nach Bombay in Indien, wo man sie wieder einfing. Die meisten, welche in der Colonie sich zu verbergen suchten, wurden zumeist von der aus schwarzen Australiern bestehenden Polizeimannschaft wieder eingefangen. Zur Strafe erhält der Flüchtling 50 bis 100 Peitschenhiebe, muß 6 bis 18 Monate lang Eisen tragen und wird nach vollbrachter Tagesarbeit von seinen Gefährten abgesperrt. Im Laufe des Jahres fanden 1061 Bestrafungen für leichtere Vergehen und 205 für schwerere statt. Man sieht, die Zahl ist erschreckend groß, selbst wenn man erfährt, daß je 42 von 100 Missethaten in der Trunkenheit verübt worden sind. Die Gesammtbevölkerung der Colonie betrug 20,279 Seelen.

Auf Neuseeland wendet man dem Bezirke Clutha auf der Südinsel einige Aufmerksamkeit zu. Die Bewohner desselben haben in einer Denkschrift an die Regierung hervorgehoben, daß der Fluß Molineur ungemein wasserreich sei. Derselbe ergieße in jeder Secunde 26,600 Fuß Wasser ins Meer; das sei mehr als der Nil und 16 Mal mehr als die Themse. Der Molineur sei für kleinere Fahrzeuge etwa 70 Miles weit schiffbar und man werde ihn bis zur Quelle befahren können, sobald einige Regulirungen des Strombettes vorgenommen würden. Die ganze Gegend eignet sich ganz ausgezeichnet für Ackerbau und Viehzucht.

Saint Pierre und Miquelon, die beiden kleinen Fischerinseln bei Neufundland, welche den Franzosen gehören, haben ein sehr rauhes, unangenehmes Klima, sind aber gesund. Im Jahre 1865 kamen auf je 69 Sterbefälle 100 Geburten und ein hohes Alter ist nicht ungewöhnlich. Hauptbeschäftigung ist der Fischfang. Der Verkehr wächst; während 1863 die Handelsbewegung, d. h. Ein- und Ausfuhr, 9,206,000 Francs betrug, stieg sie 1864 auf 11,271,000 und 1865 schon auf 13,660,000 Francs.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Eine Bolera mit ihrer Mutter.

Sevilla und das Volksleben in Andalusien.

III.

Volksbälle. — Eine Tanzakademie. — La Campanera. — Malagueña del Torero. — El Ole. — Der Bolero.

Im Theater kommt fast allemal nach dem Schlusse der eigentlichen Vorstellungen ein baïle nacional, der nicht selten das Beste am ganzen Abend ist. Doch sind diese Tänze im Theater bei weitem nicht so farbig als die **Volksbälle**, welche pomphaft als „Akademien" angekündigt werden. Der „Director" versendet Anschlagzettel auf Rosapapier; sie sind theils spanisch, theils französisch abgefaßt und versprechen das Menschenmögliche. Director Don Luis Botella in Sevilla ist sehr gewandt im Verfassen solcher Anschlagezettel; er verspricht grandes y sobresalientes baïles del pays in dem schönen und geräumigen „Salon du Recreo", rue de Tarifa, Nr. 1. „Doña Amparo Alvărez", von mehreren der accreditirtesten Sänger begleitet, „wird tanzen; der Director des Salons hat kein Opfer gescheut, um den Anwesenden Genuß und Entzücken zu verschaffen." Dann zeigt er an, daß nicht weniger als sechszehn verschiedene Tänze zur Aufführung gelangen. Wir wollen den Katalog hersetzen, zum Vergleichen mit dem weiter oben Mitgetheilten; man ersieht aus ihm,

was heutzutage beliebt ist. Los baïles de palillos seran los siguentes: Seguidillas, bolero, manchegas, mollares, boleras de Jaléo, la jácara, ole, polo del contrabandista, ole de la curra, jaléo de Jerez, malagueñas del torero, boleras robadas, jota, vito, gallegada y los panaderos acompañadas à la guitarra.

Davillier hat (im „Le Tour du Monde", Nr. 365) eine solche „Akademie" vortrefflich geschildert. Der Saal bildete ein höchst einfaches längliches Viereck, und von einer Ausschmückung hätte auch das schärfste Auge nichts entdecken können. An den Wänden befanden sich vier große mit Strohmatten belegte Canapes und eine Anzahl von Stühlen; die Fenstervorhänge bestanden aus weißem Kattun, die Wände waren mit Kalk geweißt; an denselben hingen mehrere illuminirte Lithographien gewöhnlicher Art und Bilder berühmter Tänzerinnen. Das Portrait des Herrn Directors in großem Costüm, in welchem er den Jaleo de Jerez tanzt, fehlte auch nicht; doch war er an diesem Abende trotz der „Akademie" keineswegs stattlich gekleidet, denn er trug nur eine ganz gewöhnliche Jacke. Trotzdem erschien dieser kleingewachsene aber doch schlanke Mann mit dem buschigen Backenbart und dem schwarzen von Pomade glänzenden Haupthaar als der wahre Typus eines andalusischen Tänzers.

Während wir uns mit ihm, dem „Herrn des Hauses" (dueño de la casa), unterhielten, wurde es nach und nach lebhaft im Saale. Die „Liebhaber", aficionados, trugen zumeist Beinkleider von schwarzem oder kastanienbraunem Tricot und die Marsille, kurze andalusische Jacke. Diese Leute waren zumeist Handwerker; aus den höheren Ständen kommt selten Jemand zu solchen Castagnettenbällen. Von Fremden waren Deutsche, Engländer, Franzosen und Russen da, auch fehlten einige ausländische Damen nicht.

Woraus bestand denn nun das Orchester? Aus einem Ciego, einem blinden Manne, der aufgeigen sollte. Don Luis Botella machte ein freundliches Gesicht, als der Saal sich nach und nach füllte; er ging dann und wann zur Casse. Der Eingangspreis ist, „je nach dem Aussehen der Personen," verschieden von 4 bis zu 20 Realen. Die Beleuchtung ließ zu wünschen übrig, da nur sechs bis acht Lampen an den Wänden hingen. Von der Treppe her vernahm man Weiberstimmen, Lachen und Castagnetten, und bald rauschten die Gewänder. Sechs in Seide gekleidete Boleras, in dem klassischen Costüm, welches unsere Bilder zeigen, traten ein; mit ihnen kamen einige alte Frauen, welche Garderobenstücke zum Umkleiden trugen. Zuletzt erschienen zwei wahrhaft typische Gestalten, welche sich von den übrigen fernhielten: eine junge, bildhübsche Tänzerin mit ihrer Mutter, die tiefgebräunt war und wohl selber keinen Anspruch auf Schönheit machte. Das war eine Dueña, wie sie nur im Buche steht, und binnen wenigen Minuten hatte Doré die prächtige, lebenswahre Skizze entworfen, welche der Leser sieht.

Dejad paso à las baïladores! Macht den Tänzerinnen Platz! rief mit gewichtigem und befehlendem Tone der maestro del baïle. Das Balletcorps schritt majestätisch einher und hielt einen Umzug durch den Saal, während Don Luis Botella nicht ohne Würde allerlei Anordnungen traf und die besten Sitze den personages de campanillas, „den Leuten, welche Schellen haben," den „Dickköpfen" anwies, denn sie hatten einen harten Thaler bezahlt. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Herr Director einigen Inglis-Manglis, welche durch ihr sehr exotisches Aussehen und ihre Ungeduld, den Ball beginnen zu sehen, auffallend genug waren. Die Andalusier hatten Stehplätze, wie es sich für Leute gebührt, die nur halbe Eingangspreise zahlen. Inzwischen kratzte der Blinde auf seiner Geige einige Noten herunter und zwei Tänzerinnen traten an. Allgemeine Aufmerksamkeit. Jetzt klapperten die Castagnetten und der Tanz begann.

Alza, Morenita! rief der Maestro der jüngsten zu, deren bräunlicher Teint und schwarzes Haar dieser Bezeichnung wohl entsprachen.

Jui, Jerezana! Anda salero! riefen die Aficionadas der andern zu. Sie war hübsch gleich dem „Mohrenmädchen" und ein recht robustes Ding.

Die solchergestalt durch Beifall aufgemunterten baïlarinas machten ihre Sache vortrefflich. Dann traten sie ab und ein anderes Paar kam an die Reihe, um bald einem dritten Platz zu machen. Man bezeichnet sie als boleras derobadas, Tänzerinnen, die sich fortschleichen, weil jede der Reihe nach sich entfernt, um gleich nachher, nachdem die anderen ein Gleiches gethan, wieder anzutreten.

Die Zuschauer machten den Tänzerinnen Complimente, während die Dueñas kamen, um jeder ein wollenes Tuch über die Schultern zu werfen, denn die Mädchen hatten sich angestrengt und holten aus tiefer Brust Athem. Dann gingen sie in ein Nebenzimmer, wo das Buffet war, und ließen sich mit Zuckergebäck und Limonade regaliren. Ihr Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Die Russen und Inglis-Manglis waren splendid und die Mädchen konnten sich nach Herzenslust eine Güte thun.

Jetzt kam die Hauptperson, la Campanera, eine schlanke, bräunliche Gestalt, die mit einer reizenden Leichtigkeit und in höchst ungezwungener Weise auftrat. „Sie war bewaffnet mit zwangloser Dreistigkeit und mit Castagnetten." Wir hatten sie schon vor etwa zehn Jahren tanzen sehen, sie war also nicht mehr neu, aber was ihr an Jugendfrische mangelte, wurde reichlich durch Kunst aufgewogen. Sie ist von sehr hoher Abkunft, Tochter des Thürmers (campanero) auf der Giralda, und sie blieb getreulich bei ihrem Vater wohnen, diese Campanera, des Thürmers Töchterlein. Jetzt tanzte sie den Jaleo de Jerez. Gleich die ersten mudanzas (Figuren) wurden vortrefflich executirt, obwohl der Blinde dann und wann falsch geigte; darüber entstand Murren, man rief: Weg mit der Geige, her mit der Guitarre! Aber der Guitarrenspieler war noch nicht da. Im Nu riß Doré dem Blinden die Violine sammt dem Bogen aus der Hand und spielte sofort einen Jaleo auf. Bekanntlich ist er ein ausgezeichneter Geiger und kein geringer Tenorsänger; Rossini hat ihm das öffentlich bezeugt. Nun allgemeiner Beifall von Seiten des Publicums und auch der Campanera, welche sich selbst übertraf und in die allerbeste Laune versetzt wurde. Sie nahm sich einen Inglis-Manglis, obwohl derselbe weder ein Adonis noch ein Apollo war, aufs Korn, tanzte vor ihm und warf ihm dann ein gesticktes Taschentuch zu. Der Inglis-Manglis mit dem langen rothen Backenbarte wußte nicht, was das zu bedeuten habe und blickte fragend umher. Nach dem Tanze wurde ihm dann zu Gemüthe geführt, daß es guter Ton sei, eine solche Auszeichnung generös zu erwiedern, indem man in einen Zipfel einen blanken Thaler knüpfe, oder noch besser ein Goldstück. Der Engländer that das letztere und die Campanera machte zum Dank dafür einige Pas vor ihm.

Endlich erschien der langersehnte Guitarrero nebst mehreren Sängern. Dieser Enrique Prado, denn so hieß er, war seines Zeichens ein Kammmacher, hatte eine hübsche Stimme, sang aber, wie fast alle Andalusier, etwas durch die Nase. Er gab manche hübsche Couplets zum Besten, welche mit Tänzen abwechselten. Im Ganzen war der Abend farbig und genußreich, doch bildete er nur eine Art von Vorspiel zu pikanteren Auftritten, wie man sie auf den baïles de candil erlebt. Diese Volksbälle werden in den Vorstädten Triana und Macarena abgehalten. Ein lustiger

Auf einem Volksball in der Vorstadt Triana zu Sevilla.

In einer Academia de Bayle zu Sevilla.

Guitarrenspieler Namens Coliron führte die beiden Touristen beim „Onkel“ Miñarro ein; dieser Zigeuner hielt in Triana ein Gasthaus, in welchem die Majos und Majas dann und wann zu tanzen pflegen.

Die baïles de candil, Tanzvergnügungen der unteren Classen, finden gewöhnlich in Schenken (tabernas oder botillerías) statt. Den Namen führen sie, weil die Beleuchtung insgemein sehr spärlich ist und nur aus einem candil, einer kupfernen Lampe, besteht, welche an der Wand hängt. Man nennt sie auch wohl Bälle mit dicken Knöpfen oder dicken Schellen (baïles de boton gordo oder cascabel gordo), weil die Leute aus dem Volke an Jacke und Hosen dicke Knöpfe aus Filigranarbeit zu tragen pflegen.

„Wir ließen uns von Coliron in das Zigeunerviertel der Triana zum Onkel Miñarro führen. Vor der Thür standen bereits einige Leute, die Papiercigarren rauchten; wir begrüßten sie und gingen ohne Weiteres in den Saal, in welchem wir einige Bekannte fanden, die wir schon in der oben

La Malagueña del Toro.

geschilderten „Akademie“ gesehen hatten. Dann begaben wir uns in den Patio, einen mit Säulen umgebenen Hofraum, der auch noch aus den guten Zeiten der mohammedanischen Morisken stammte, und in dem hundertjährige Citronenbäume und Bananen wuchsen. Die Luft war aromatisch, der Abend schön. Zwischen den Säulen standen gewöhnliche Bänke und Stühle. Die „Blüthen und Blumen“ der Cigarreras hatten sich eingefunden; bald begann das Klimpern auf den Guitarren und dann ließ sich el Barbero hören, der für einen sehr renommirten Sänger galt. Er stimmte den Polo an, welcher als Gesang und Tanz allgemein beliebt ist, gleich der, wie schon früher bemerkt, von den Morisken herstammenden Caña, die aber eine melancholische Weise hat. Diese ist der wahre Prüfstein für den andalusischen Sänger, namentlich den Maulthiertreiber, Schleichhändler und derartige Leute, denn sie erfordert sehr starke Lungen, weil sie sich viel in

Tanzende Zigeuner in Sevilla.

tiefen Tönen bewegt, und dann wieder ungemein lebhaft wird um in die höchsten Lagen überzugehen. Es möge hier ein- für allemal gesagt werden, daß die polos, tiranas, rondeñas, olés, malagueñas, tonadas und noch manche andere Volksgesänge und Tänze, gleich den cañas, arabischen Ursprungs oder doch moriskischen Weisen nachgebildet worden sind."

Der Barbero und Coliron machten ihre Sache gut. Jener begann:

La que quiera que la quieran
Con faitiga y calíá,
Busque un mozo macareno
Y lo güeno provara!

„Die, welche mit Gluth und Leidenschaft geliebt werden will, braucht sich nur einen Burschen aus der Macarena zu holen und dann hat sie das Beste, was es giebt!"

Allgemeiner Beifall und Verlangen nach einem andern Couplet. Der Barbero begann:

Ven acá, chiquíya
Que vàmos a baïlar un polo
Que se jundé medio Seviya.

Also: „Komm, Kleine, wir wollen einen Polo tanzen, daß halb Sevilla zusammenstürzt!"

Der Barbero hatte ein vortrefflich gewachsenes, robustes Mädchen zum Tanz aufgefordert, una moza rolliza, wie die Spanier sagen; man nannte sie die Candelaria und sie entfaltete nicht geringe Anmuth. Das Publicum rief, daß sie ein verführerisches, ein entzückendes Wesen sei; der Enthusiasmus steigerte sich, selbst die Frauen wurden davon ergriffen. Alza, Morena! Mas ajo al pique! (Vorwärts, Brünette, mehr Knoblauch in die Brühe!) So rief ihr ein

El Ole gaditano.

Los Panaderos, sevillianischer Tanz.

alter Zigeuner zu, dem die Tänzerin nicht lebhaft genug zu sein schien; sie lächelte und drohete ihm mit dem Zeigefinger. Da nahm der, welcher den Barbero abgelöst hatte und welchen man den Cyrenäer nannte, das Tamburin und warf es vor der Candelaria nieder. Nun war sie Feuer und Flamme und tanzte mit wunderbarer Schnelligkeit um das Instrument herum.

Endlich waren die Tänzer erschöpft und sanken nieder. Aber dem alten Zigeuner war nichts geschenkt; er hatte „mehr Knoblauch in die Brühe" verlangt und sie forderten ihn nun auf, una tonada zum Besten zu geben. Das Publicum forderte stürmisch von ihm eine Tonada. Der Alte sang:

Moza güena, tu zandunga
Vale mas que Gibrartá;
Güenos clises abiyas
Eres jembra e caliá!

„Reizendes Mägdlein, deine Anmuth ist mehr werth, als ganz Gibraltar; du hast reizende Augen und bist ein vollendetes Weibsbild!"

Noch eins, Onkel, noch eins! rief die Candelaria, welche nun den alten Zigeuner neckte, über dessen sehr abgebrauchte Stimme ohnehin allerlei Stichelreden fielen. Er aber rief: Viva la Macarena, trank ein Glas Branntwein und sang wieder ein Couplet. Dann tanzten einige Zigeunerinnen den Zarandeo und den Zorongo. Während der Pausen wurde ein allerdings sehr frugales Mahl eingenommen, das aus Brot, Sardinen und in Oel gebackenen Fischen bestand; an Wein und Branntwein war kein Mangel, aber die Spanier sind im Trinken mäßig.

Ein junger Torero, der erst vor wenigen Wochen aus Jerez nach Sevilla gekommen war, nahm die Guitarre und sang las ligas de mi morena, d. h. die Strumpfbänder

meines braunen Mädchens; dann stimmten andere Sänger die hellen und lebhaften Weisen der Caleseras de Cadiz an, oder die Tiranas mit langsamem Tacte, dann auch Rondeñas und Malagueñas mit melancholischem Accent und noch andere echt andalusische Stücke. Es war eine förmliche Blumenlese.

Nach den Gesängen abermals Tanz. Da war ein junges Zigeunermädchen, kupferbraun, mit krausem Haar und Augen schwarz wie Gagat (ojos de azabache) und begann den Tango americano mit großem Feuer. Der Tango ist ein Negertanz, die Melodie abgerissen und so zu sagen gehackt. Dann folgte der Punto de la Havana, mit welchem man die Decimas begleitet, welche man während der Pausen zwischen den Tänzen zu singen pflegt. Manche derselben enthalten bis zu dreißig Couplets. Zuletzt kam eine Rondeña mit Couplets. Der Tanz wurde von einem Guapo, Stutzer aus der Macarena, mit einer reizenden Pareja oder Partnerin aus demselben Stadtviertel entzückend schön aufgeführt. Dazu wurde gesungen: „Schöne Gottheit, weine nicht, beklage dich nicht über meine Liebe. Es ist ja den Bienen eigen, daß sie stechen, wo sie Blumen finden.“

Hermosa deïdad, no llores,
De mi amor no tomes quejas,
Que es propio de las abejas
Picar donde encuentran flores.

Auf Messen, Jahrmärkten und bei Wallfahrten zu den Heiligen führt man Tänze unter freiem Himmel auf. Der Spanier improvisirt sie überall, wo es ihm paßt; er braucht keinen Saal und die Musik ist überall zur Hand, denn in jeder Schenke ist eine Guitarre zu finden, und an blinden

Der Bolero.

Geigenkratzern ist auch kein Mangel. Die erste beste Tänzerin giebt den Zapateado zum Besten; er ist unter allen andalusischen Tänzen der lebhafteste, und wird gewöhnlich von nur einem Mädchen getanzt; sobald dieses ermattet, tritt sofort ein anderes ein. Der Name bezeichnet das Wesen des Tanzes; zapatear heißt zu wiederholten Malen mit dem Fuß auf den Boden stampfen. Die jüngste Zigeunerin setzte uns durch ihre man möchte sagen unglaubliche Beweglichkeit in Erstaunen; sie stampfte auf, während sie gleichzeitig mit unnachahmlicher Grazie ihre schwarze Sammetmantille flattern ließ und mit den Armen anmuthige Bewegungen machte.

Eine sehr heitere Melodie hat der Vito sevillano, welchen die Stutzer in der Art tanzen, daß sie ihn „zwischen zwei Gläsern andalusischen Weins“ aufführen, gewöhnlich in den Melonengärten und in den Landhäusern am Guadalquivir. Wir hatten eine Einladung erhalten, dort einem ländlichen Tanze beizuwohnen, der gleich nach dem Frühstücke begann. Auf dem Tische standen noch einige Gläser voll goldgelben Weins. Ein Mädchen, „die schöne Encarnacion“, sprang wie ein Reh auf den Tisch und sogleich begann das Spiel mit Guitarre, Castaguetten und Panderos. Sie tanzte zwischen den Gläsern, ohne eins derselben zu berühren, mit wunderbarer Leichtigkeit, gewandt und sicher. Dazu der Gesang: „O herrliche, liebliche, nahe dich mir, hier ist der Stier“ 2c. Dann ein anderer: „Die Mädchen sind Gold, die Frauen Silber, die Wittwen sind Kupfer und die Alten sind Blech.“

Las doncellas son de oro,
Las casadas son de plata;
Y las viudas son de cobre,
Y las viejas de hoja de lata.

Das Mädchen tanzte dabei immer fort. Da rief eine Stimme: Tire oste la caña! Das Glas schleudern, tirar la caña, bedeutet, daß die Tänzerin mit rascher Bewegung das Glas emporhebt und den Inhalt während des Tanzes, der nicht unterbrochen wird, austrinkt, ohne einen Tropfen zu verschütten. Encarnacion machte ihre Sache vortrefflich, trank, machte noch einige Sprünge und Wendungen und empfahl sich dann.

Olé! ist ein Zuruf, mit welchem man die Tänzer anmuntert. Davon hat der Olé gaditano den Namen, und er soll genau mit jenen gaditanischen Tänzen der Römerzeit, welcher wir weiter oben erwähnten, übereinstimmen. Er erfordert wo möglich noch mehr Gewandtheit und zwanglose Haltung als die übrigen Tänze, und wir haben ihn von der berühmten Nena vortrefflich ausführen sehen. Das Mädchen war biegsam wie ein Rohr und bog sich mit einem geradezu hinreißenden Schmachten mit Schultern und Armen bis zur Erde nieder. Da lag sie, gesenkten Hauptes wie in Exstase, man wußte nicht, ob am Boden oder frei schwebend; dann, wie von einem elektrischen Schlage berührt, erhob sie sich, tanzte wieder und klapperte mit den Castagnetten.

Jede Stadt Andalusiens hat ihren besondern Tanz, in welchem sie hervorragt; so Cadiz den Olé gaditano, Jerez seinen jaléo, Ronda die rondeña, Malaga die malagueña, aber in Sevilla werden sie alle gemodelt und gleichsam veredelt oder idealisirt. „Dort ist die Heimath unnachahmlicher Anmuth, der unwiderstehlichen Anziehungskraft, der entzückenden Attituden, der glänzenden Touren, der feinen Bewegungen vereinigt."

In früheren Zeiten wurden bei den Fiestas auch alte Romanzen gesungen, die zum Theil moriskischen Ursprunges sind. Jetzt ist der Brauch nicht mehr allgemein, aber doch noch nicht völlig in Abgang gekommen.

Die andalusischen Tänzerinnen sind denen, welche wir auf unseren Theatern sehen, bei weitem überlegen. Es ist in ihnen nichts von Abrichtung und Zwang; nichts ist gemacht, alles ist urwüchsige, freie Bewegung, Unabhängigkeit, Inspiration, ein Sichgehenlassen des ganzen Körpers, das man nur hier und nirgendwo anders findet. Man sieht, diese Mädchen tanzen aus Vergnügen, ihrer selbst wegen; die Bewegungen ihrer Arme, die ganze Haltung, der meneo, haben einen ganz andern, viel mehr packenden und fesselnden Charakter als die geometrischen Figuren und das eingelernte Behaben unserer Ballettänzerinnen. Bei den Andalusiern gewahrt man davon keine Spur, nichts erinnert an Martern der Lehrzeit und an das „Einstudiren". Alles ist ungemachte Wellenlinie, und weder das Gehüpfe des Ballets noch das ganz unschöne, weite Auseinandersperren der Beine kommt bei ihnen vor. Von den Tänzern kann man allerdings nicht mit so uneingeschränktem Lobe sprechen, aber sie sind wenigstens nicht unbedeutender als unsere Ballettänzer. Die Boleras und Baïlarinas auf den spanischen Theatern werden nur mäßig bezahlt; den Bolero und den Fandango tanzt man, wie schon angedeutet wurde, fast nur noch auf den Brettern. Der erstere kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf, und wir wissen, daß er von Don Sebastian Cerezo um 1780 erfunden worden ist; auf den Theatern wird er gewöhnlich von mehreren Parejas, Paaren, getanzt, in Privatkreisen dagegen nur von einem Paare. „Der Bolero macht trunken, der Fandango entflammt," sagen die Spanier. Der letztere war gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bekannt, und 1712 schrieb ein Dechant aus Alicante, Namens Marti, eine lateinische Abhandlung über denselben. —

Die Tänze sind, wir wiederholen es, für das Volksleben in Spanien von so großer Bedeutung, daß es angemessen erschien, näher auf dieselben einzugehen. Wir haben aber nicht einmal alle jene aufgezählt, die in Andalusien vorkommen; auch die übrigen Landschaften haben besondere Tänze.

Am obern Amazonas. Der peruanische Stromhafen Nauta.

II.

Nauta hat, wie bemerkt, eine keineswegs ansprechende Umgebung, aber am entgegengesetzten Abhange des Hügels strömt ein kleiner Fluß, der aus dem Innern der Wälder kommt. Sein Lauf ist ungemein ruhig. Die Indianer in der Pampa del Sacramento würden ihn als Ghené bezeichnen, am Ucayali, zu Sarayacu, würde man ihn Mayn nennen, hier aber macht sich schon brasilianischer Einfluß geltend und deshalb heißt er I-garapé. Der Ausdruck ist aus der Sprache der Tupinambas entlehnt und bedeutet „kleiner Fluß" oder, streng wörtlich genommen, „eingeschlossener Fluß", von i, Wasser, und garapé, Schlucht. Er ist mehrere Meilen lang, an manchen Stellen bis nahe an 100 Fuß breit und von 12 bis 30 Fuß Tiefe. Marcoy fuhr eine Strecke weit auf ihm und bereuete es nicht. Der Pflanzenwuchs an den Ufern war geradezu prachtvoll und über alle Beschreibung üppig. Dann und wann lachten der blaue Himmel und die helle Sonne in dieses Walddunkel hinein, in welchem ein seltsames, magisches Zwielicht spielte. Schade nur, daß an manchen Stellen ein gefräßiger Kaïman das Behagen störte! —

Nauta liegt am linken Ufer des Amazonas (— en la orilla izquierda del Marañon; Paz Soldan giebt, S. 545, unrichtig an, es liege auf dem rechten Ufer: „situado en el márgen derecho del rio" etc. — A. —) und alle Fahrzeuge, welche aus den oberen Flüssen kommen oder vom Amazonas aus in dieselben hineinsteuern wollen, halten dort an. Man handelt mit Strohhüten (sombreros), gesalzenen Fischen, Sassaparille, mit Lonas und Tocuyos, d. h. Baumwollenzeugen und Kurzwaaren, mit Messern, Beilen, Aexten, Waldmessern, Glasperlen und sonst noch allerlei Kleinigkeiten; aber bis heute ist Alles bloßer Tauschhandel. Zu den eben angegebenen Landeserzeugnissen kommen noch Vanille, Copaivabalsam, Copal, verschiedene Harze rc. Vor 1851 war der Platz durchaus unbedeutend, aber seitdem dann im folgenden Jahre die Dampfschifffahrt begann, fing er an sich zu heben. Die peruanische Regierung wollte auch die Nebenflüsse in ihrer Provinz Loreto mit Dampfern befahren und kaufte zwei solche mit geringem Tiefgange in Nordamerika; sie wurde aber von den Yankees betrogen und mußte 1856 die beiden Fahrzeuge als unbrauchbar außer Dienst

Ein Garapé Preto oder Schwarzer Fluß bei Nauta.

stellen. Später sind dann andere an die Stelle getreten (Raimondi S. 91). Nauta liegt nur 153 spanische Varas oder 128 Meter über dem Ocean.

Marcoy fuhr auf einer Egaritea, von welcher wir in der vorigen Nummer eine Abbildung gegeben, den Amazonas hinab bis nach Loreto, dem letzten Dorf an der peruanischen Grenze; nach diesem hat die Provinz ihren Namen erhalten. Nach einer zweistündigen Fahrt kam er an der Mündung des Ucayali vorüber; der Hauptstrom macht dort eine große Krümmung. Das Fahrzeug war in Brasilien gebaut worden und hatte Aehnlichkeit mit einem kolossalen Holzschuh. Das Schiffsvolk bestand aus sechs Ruderern, lauter Cocamas, und einem Piloten. Am Morgen ruderten sie sehr wenig und vermieden jede Anstrengung, dafür tranken sie aber desto mehr Caysuma. So heißt in diesen Gegenden das Getränk, welches man in Peru Chicha nennt und das am Ucayali Mazato heißt; die alten peruanischen Quichuas bezeichneten es als Acca und in ihrem Lande wird es aus Mais bereitet, während man zum Mazato Bananen verwendet; doch ist die Art der Verfertigung eine und dieselbe. Die gekochte Frucht wird gepreßt, man läßt sie gähren, destillirt sie ein wenig und so dient sie zugleich als Getränk und als Nahrung. Am obern Amazonas bereitet man die Caysuma aus süßen Maniocwurzeln; unterhalb der Mündung des Rio negro, abwärts bis Para, nennt man dieses anregende Getränk Macachera.

Das Schiffsvolk landete im Laufe des Tages mehrmals, lediglich um ein wenig am Ufer umherzuschweifen, denn alle diese Indianer sind von Haus aus Vagabunden. Marcoy benutzte die Gelegenheit, um Pflanzen zu sammeln und fand am linken Ufer des Amazonas auf einer Strecke von nur drei Leguas nicht weniger als elf Varietäten von Ficus; am rechten Ufer walteten Gyneriums und Cecropias vor.

Nachmittags gegen 4 Uhr begannen die Cocamas sich tüchtig hinter die Ruder zu legen und machten nun ihre Sache ganz vortrefflich. Ihre schaufelförmigen Ruder gleichen den Schwänzen des Lamantins; sie halten damit genauen Tact und der Pilot pfeift, um sie aufzumuntern. Wenn er damit aufhört, beginnen die Ruderer ihren Gesang, in dem etwas ungemein Trauriges liegt. Es sind lauter Kehltöne, und statt der Worte wiederholen sie immer und immer wieder ein Hooouh.

Die Cocamas sind seit längerer Zeit getauft und Christen, so weit derartige Indianer eben als solche bezeichnet werden können. Sie haben ihren alten Glauben verloren und dafür Beinkleider und Hemd angezogen, auch ihre alten Sitten und Gebräuche eingebüßt, so sehr, daß ihnen nicht einmal eine Erinnerung daran geblieben ist. Nur die Sprache ihres Stammes haben sie bewahrt, aber sie ist durch den Verkehr mit den Brasilianern im Osten und den Peruanern im Westen schon sehr verändert worden und wird im Fortgange der Zeit mehr und mehr zersetzt werden.

Wir haben früher aus dem Vocabularium der verschiedenen Stämme am Ucayali einige Mittheilungen gegeben; Marcoy hat etwa 80 Wörter aus der Sprache der Cocamas aufgezeichnet, aus welcher wir einige wenige anführen.

Gott, der Schöpfer: Yara; der böse Geist, Teufel: Mahi; Himmel, Sonne, Tag: Cuarachi; Kahn, Pirogue: Egara, daher Egaritea; Ruder: Apocuyta; Blasrohr, aus welchem man Pfeile bläst, also eine sogenannte Sarbacane: Punà; Gift: Huirari; Maniok: Yahuiri; Banane: Panara; Baumwolle: Hamaniu; Wachs: Mapa; Peccari-Schwein: Tahuatzu; Tiger (Jaguar): Yahuara; Kaiman: Yacaré. — Von Zahlwörtern haben die Cocamas in ihrem eigenen Idiom nur die ersten vier: 1 huipi, 2 mucuyca, 3 musaperica, 4 iruaca; darüber hinaus haben sie die Zahlwörter aus dem Quichua entlehnt, also: 5 piccho, 6 zocta und so weiter.

Gegen sechs Uhr Abends ruheten Ruderschlag und Gesang. Die Egaritea legte nun bei Omaguas an, einem der früher genannten Dörfer, welche zum District Nauta gehören. Der Ort ist geradezu widerwärtig und hat auch eine unangenehme Lage an einer Böschung von rothgelbem und braunem Thon, auf welchem hin und wieder ein Büschel Gras wächst. Die elenden Hütten bilden zwei verschiedene Gruppen; die größte unter ihnen hat ein Dach in Gestalt eines Bienenkorbes und ein Kreuz. Das ist die Kirche. Im Hintergrunde dichter Wald. Beim Einbruche der Dunkelheit sah das Dorf freilich nicht so schlecht aus, wie bei hellem Tage; aus den Hütten stieg blauer Rauch empor, welchen ein leichter Wind nach Norden hin wehete; die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten die Wipfel der Bäume.

Omaguas ist ein Missionsdorf, welches 1697 von Jesuiten aus Ecuador gegründet und unter den Schutz des heiligen Joachim gestellt wurde. Anfangs lag es am rechten Ufer des Stromes, etwa eine Meile oberhalb der heutigen Stelle. Als aber unter den Omaguas-Indianern eine Seuche ausgebrochen war, hielt man die Oertlichkeit für ungesund und sie wurde verlassen. Ein Theil der Indianer ließ sich „in der Nähe", am kleinen Fluß Ambiacu nieder, der nur 40 Leguas entfernt lag. Andere fuhren den Amazonas hinauf bis in den Huallaga, siedelten sich neben den Dörfern der bekehrten Cocamas an, wanderten später mit diesen in die Pampa del Sacramento und noch heute wohnen einige ihrer Nachkommen in Sarayacu.

Aber während diese Omaguas sich in den westlichen Gegenden niederließen, wurden ihre Stammgenossen, welche am Ambiacu wohnten, von einer bösartigen Blatternkrankheit heimgesucht. Sie verließen ihr Dorf und baueten das heutige Omaguas. Sie waren aber in Folge der Seuche so sehr zusammengeschmolzen, daß die Missionaire eine Anzahl von Cocamas bei ihnen ansiedelten. Beide Stämme vermischten sich mit einander; nach einiger Zeit bestand die ganze Einwohnerschaft nur aus Mestizen und seit etwa achtzig Jahren giebt es in Peru keinen einzigen reinblütigen Omagua mehr. Diese Art und Weise des Erlöschens von Stämmen und seine Verwandelung in Mischlinge kommt in Südamerika mehrfach vor. Aber die Omaguas-Mestizen kann ein anthropologisch geübtes Auge leicht erkennen an dem dicken Kopfe, an der eigenthümlichen Abrundung des Gesichtes, das weder Halbflächen noch Ecken zeigt, an den weichen Zügen und an einem gewissen gutmüthigen Zuge. —

Marcoy verweilte zwei Tage lang in diesem wenig angenehmen Dorfe, in einer großen Hütte, die eine Art von Karawanserei, einen Einkehrstall möchte man sagen, vorstellte; in demselben finden durchreisende Kaufleute ein Unterkommen. Die Hütten der Indianer sind höchst armselig und die Stechmücken scheinen hier ein Paradies zu haben. Sie marterten den Reisenden bis zur Verzweiflung; am dritten Morgen badete er im Strome, um die fieberhafte Aufregung, eine Folge der Mückenstiche, etwas zu dämpfen und flüchtete dann in seine Egaritea, welche gleich nachher rasch stromab schoß. Das Dorf der Omaguas-Cocamas zählt 29 Hütten und 115 Einwohner.

Das Schiff fuhr nun in der Nähe des rechten Ufers. Marcoy hätte gern einige Leute vom Stamme der Mayorunas gesehen, deren Gebiet 30 Leguas am Ucayali und etwa 75 Leguas am Amazonas einnimmt. Aber keiner kam in Sicht; das Ufergelände war bald mehr oder weniger kahl, dann und wann zeigte es auch wohl kräftigen Pflanzenwuchs und im Strome lagen sehr viele Inseln. Gegen

Iquitos-Indianer am obern Amazonas.

Abend wurde nach dem linken Ufer hinüber gerudert und bei Einbruch der Dunkelheit vernahm Marcoy das Läuten einer Glocke. Aus der Mission Iquitos vernahm er das Angelus.

Auch dieses Dorf ist armselig. Es liegt zwischen Bananen, Arum, Canacorus, Helikonien, Strelitzien und einigen Palmen hoch über dem Ufer. Man steigt eine in den Thon eingehauene Treppe etwa 60 Fuß hoch aufwärts, gelangt auf eine Ebene und dort liegen die Hütten; auf den meisten hingen die Dächer in Fetzen. Im Ganzen zählt man zweiunddreißig Wohnungen, welche sich in zwei Gruppen theilen; an Ort und Stelle bezeichnet man sie stolz genug als Barrios, Vorstädte. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf wenig über hundert Köpfe. Das Dorf lag von 1791 bis 1817 weiter im Innern und die ganze Bevölkerung bestand aus Iquitosindianern. Da traf es sich, daß in Folge von Erdbeben und vulkanischer Thätigkeit der Feuerberge von Pasto die Quellen versiechten; die Leute zogen fort und siedelten sich hier am Amazonenstrom an. Dort vermischten sie sich mit anderen Stämmen und die Reinheit der Race ging verloren. Heute sind sie so völlig geblendet mit ihren Nachbaren, nämlich den Omagnas und Cocamas am rechten und den Ticunas am linken Ufer, daß nun in ihnen das Blut von vier verschiedenen Stämmen fließt. Sie bewohnen 19 Hütten; in den übrigen hausen arme Mestizen und einige Spanier.

Streifzüge im Nordwesten Amerikas, namentlich in Oregon.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Das Fort und die Stadt Vancouver. — Wie die biederen Goldgräber wandern. — Der Steamer „Wilson G. Hunt". — Prächtige Naturbilder. — Eisenbahn im Urwald. — Deutsche Emigranten. — Die „Iris". — Glanz der Wildniß. — Herrliches Flußpanorama. — Die Central-Bergwüste. — The Dalles. — Geographisches. — Geschäftliches. — Road Agents. — Mein Musentempel.

Etwas vor Sonnenuntergang langten wir in Vancouver, dem vorläufigen Ziele meiner Reise, an, wo ich in einer erbärmlichen, den Namen Hotel beanspruchenden Spelunke mein Quartier bezog.

In der Nähe der Stadt liegt ein sogenanntes Fort, d. h. ein unbefestigter Militairposten der Vereinigten Staaten. Ehedem war derselbe von Bedeutung und gewährte der sich in seiner Nähe ansiedelnden Stadt Schutz gegen die Indianer, und noch jetzt sieht der saubere Exercirplatz mit den gelben Kasernen und Garnisonsgebäuden dabei recht gut aus, obgleich nur wenig Militair dort liegt.

Der frühere Glanz des Städtchens gehört, seit die Goldlager am obern Columbia und namentlich die von Boisé im Territorium Idaho entdeckt wurden, zu den Dingen, die da gewesen sind. Die Einwohnerzahl ist in Masse nach den Minen gewandert, und nur solche, die durch die Gewalt der Verhältnisse zurückgehalten wurden, sind dageblieben. Ein trostloseres Städtchen als dieses Vancouver war mir bis jetzt auf allen meinen Reisen in Amerika noch nicht vorgekommen. An den zusammensinkenden Häusern paradirten noch in Gold und bunten Farben gemalte Namen und Geschäftsfirmen längst verschollener Kaufleute und an allen Ecken konnte man Aushängeschilder sehen, welche Salons, Hotels und Vergnügungsorte aller Art bezeichneten. Aber außer etwa Ratten und Mäusen gab es keine lebende Wesen mehr in diesen Salons. Eher möchte man wähnen, in ein zerfallenes Dorf des classischen Italien als in eine nur wenige Jahre alte Stadt des jungen und blühenden Freistaats Oregon hineingerathen zu sein! Die meisten der hölzernen Häuser waren zugenagelt, bei vielen sowohl Fenster als Thüren eingeschlagen, auf den öden Straßen wuchs das Gras in idyllischem Naturzustande und wurde von dem frei umherlaufenden Vieh als Weide benutzt.

In Californien, wo nicht weniger als 100,000 Goldjäger fortwährend von einem Platze zum andern wandern, um nach Schätzen zu suchen, ist ein solcher Zustand der Dinge ganz an der Tagesordnung und man könnte solche zerfallene Städte, wie dieses Vancouver, schockweise aufzählen; aber hier, im sprichwörtlich soliden Oregon, hatte ich so etwas nicht erwartet!

Wenn im gesegneten Californien so ein quecksilbriger honest miner von neuentdeckten, oft hundert Stunden entfernt gelegenen Goldlagern hört, die natürlicher Weise jedesmal von fabelhaftem Reichthume sind, so nagelt er in der Regel ganz einfach sein Haus zu, da an Verkauf desselben nicht zu denken ist — indem eben Jedermann fort und Niemand dableiben will — und lustig geht's, mit Wollendecke, Schaufel und Hacke, mit Goldwäscher-Pfanne und Feuerrohr auf dem Rücken und öfters mit Weib und Kind im Gefolge, fort in die Wildnisse hinein, ohne sich viel um die verlassene Heimath zu grämen oder daran zu denken, ob man dieselbe je wiedersehen werde. Gerade in dieser Zeit, wo Zehntausende nach dem Colorado, nach Washoe, Reese River, Oregon und Boisé rennen, als ob die ewige Seligkeit davon abhinge, diese Gold- und Silberparadiese möglichst schnell zu erreichen, ist es damit ärger als je, und alte, sonst blühende Städte des wie kein anderes Land der Welt von der Natur gesegneten Californien stehen wie ausgestorben da.

Auf einem alten Springfederbette, auf dessen sanften Ruhekissen ich jede Stahlfeder fühlen konnte, verbrachte ich eine ruhelose Nacht. Froh war ich, als ich am nächsten Morgen das Dampfsignal des Steamers Wilson G. Hunt hörte und diesen Platz der Verödung wieder verlassen konnte. Angenehm überrascht war ich, diesen stattlichen Raddampfer mit dem Luxus ausgestattet zu sehen, wofür die amerikanischen Flußdampfboote mit Recht berühmt sind, was ich aber in einer so entlegenen Gegend nicht erwartet hatte. Wenn auch nicht ganz so glänzend eingerichtet als die den Sacramentostrom befahrenden californischen Dampfboote, konnte dieser durch die Wildnisse Oregons brausende Dampfer sich doch mit manchem seiner europäischen Genossen an Comfort und Eleganz messen und war ohne Frage ein schwimmender Palast zu nennen in Vergleich zu dem soeben von mir verlassenen Hotel der berühmten Stadt Vancouver.

Bald setzte sich unser schwimmendes Hotel in Bewegung und trug uns schnell stromaufwärts. Das Wetter war noch regnerisch, klärte sich jedoch immer mehr auf.

Die Uferbänke des Columbia zeigten sich dicht bewaldet, mit hier und dort von der Axt gelichteten Stellen, wo ein kühner Pionier sein Blockhaus hingebaut und der unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Cultur die erste Bahn brach. Allmälig nahm die Gegend einen wildern Charakter an. Die Spuren der Civilisation wurden seltener. Indianer in buntem Kostüm, zu dem Stamme der Tschi-nuks gehörend, glitten mit ihren leichten Canoes geräuschlos hinter Büschen und Felszacken hervor oder starrten das vorüberbrausende Dampfungeheuer von kleinen, im Strome gelegenen Felseninseln an, wo sie Lachse zum Wintervorrath auf einfachen Gerüsten gedörrt und aufgeschichtet hatten.

Dann ragten zu beiden Seiten schroffe, basaltgeformte Felssäulen auf und hin und wieder drängte sich ein kühnes mit Fichten bewachsenes Vorgebirge in den Strom hinaus und zwang denselben, sich in kurzen Windungen einen Ausweg zu suchen. Hohe Säuleninseln stiegen jäh aus dem Schooße der Wellen empor, auf einer Stelle mitten im Strome eine theilweise mit Fichten bewachsene Felsmasse, welche den Namen Castle Rock führt, die sich herrlich ausnahm und Stoff zu manch seltsamem Märchen — vielleicht einer Lorelei des Columbia — geben könnte.

Weiterhin fiel ein Bach von schwindelnder Höhe über eine Basaltwand wie ein silberner Schleier wallend in die gähnende Tiefe. Das Schauspiel erinnerte mich lebhaft an die Cascade d'Arpenaz in der französischen Schweiz, welche ich auf der Reise von Genf nach Chamouny vor ungefähr einem Jahr und gleichfalls im Regen, jedoch in etwas anderen Lebensverhältnissen bewundert hatte.

Je mehr wir uns den Cascade-Bergen näherten, um so romantischer wurden die Scenerien, namentlich in der Nähe des wegen seiner wilden Schroffheit mit Recht bewunderten Cape Horn. Graue Wolken wälzten sich an den Gebirgen hin und her und burgenartige Felspartien strebten kühn aus dem klaren Wasser des Stromes himmelan.

Wo der Columbia die sich dichter zu einander hindrängenden Berge durchbricht, ist das Fahrwasser, wie bereits erwähnt, durch eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, die jedoch nicht bedeutend sind, welche Stelle wir auf einer sieben englische Meilen langen, auf der Washington-Seite durch einen wilden Urwald gebauten Eisenbahn mit Windeseile umkreisten. Ein anderer, auf der Oregon-Seite des Stroms liegender Schienenweg wird zur Zeit nicht benutzt.

Der Unternehmungsgeist der „Oregon Steam Navigation Company", welche den Columbia zuerst durch die Kraft des Dampfes dem Verkehr eröffnete, verdient alle Anerkennung. Wer die Schwierigkeiten zu würdigen versteht, in einem jungen, spärlich bevölkerten Staate drei durch Stromschnellen von einander gesonderte Dampferlinien mit der Regelmäßigkeit, welche man in alten Staaten zu sehen gewöhnt ist, auf weitausgedehnten, gefahrvollen Wasserstraßen bis tief ins Innere des Landes auf- und abzusenden; Schienenwege durch Urwildnisse um die Stromschnellen — es giebt deren zwei, Cascades und Dalles — zu legen; Maschinenwerkstätten, Leichterprahme und Waarenhäuser zu erbauen, Quais aus den Felsenmauern zu sprengen, und alles dieses mit beschränkten Mitteln durchzuführen: — der wird jener Energie die ihr gebührende Achtung nicht versagen. Trotzdem herrscht in Oregon große Mißgunst gegen diese Gesellschaft, da dieselbe nach überwundenen Schwierigkeiten ihr zeitweiliges Monopol durch enorme Preise von Güterfracht und Fahrbillets aufs Aeußerste auszubeuten sucht. Die Frachtsätze von Portland bis nach Dalles belaufen sich z. B. auf funfzehn Dollars pro Tonne und von Dalles bis nach Wallula, dem nordöstlichen Endpunkte der Linie, sogar auf 40 Dollars die Tonne. Die Entfernung von Portland nach Celilo, dem Nordendpunkte der Eisenbahn oberhalb Dalles, beträgt 106 und nach Wallula 216 englische Meilen. Ob es im Interesse der Gesellschaft liegt, dem Geldbeutel Oregons so die Daumschrauben anzusetzen, ist allerdings wohl sehr zweifelhaft, indem Californien bereits darauf hinarbeitet, billigere Routen über Land nach den nördlichen Minendistricten herzustellen, was der Dampfschifffahrt auf dem Columbia großen Abbruch thun würde.

Ein seltsamer Anblick ist es, die Riesenschritte der Civilisation im Innern dieser Wildnisse zu betrachten. Es ist dieses ein Hauptcharakteristicum amerikanischer Scenerien. Man mag kommen wohin man will, überall über die endlose Breite dieses Continents verfolgt Einen dasselbe Bild: Urwälder, Eisenbahnen, Indianer, Dampfschiffe im nächsten Beieinander. Der freie Bürger im steten Kampfe mit der freien Urnatur, die er Schritt vor Schritt bewältigt, vor keinen Hindernissen zurückschreckend und immer vorwärts, vorwärts strebend.

Als wir auf den oberhalb der Stromschnellen uns erwartenden Dampfer „Iris" stiegen, langte ein langer Wagenzug deutscher Emigranten an der nahen Fähre an. Das Herz thaute mir ordentlich auf, als ich so ganz unvermuthet in diesem entlegenen Erdenwinkel die ehrlichen Gesichter meiner lieben Landsleute begrüßen konnte. Rüstige Männer waren es, junge Burschen, Frauen und Kinder, welche den weiten Weg vom Missouriflusse über Land durch die Wildnisse des Continents zurückgelegt hatten, um sich im Willamettethale eine neue Heimath zu suchen. Ob die guten Leute wohl eine Ahnung von den Reizen des Web-foot-Landes hatten? Schwerlich. Oft noch werden sie an das schöne Deutschland zurückdenken, wenn sie hier mit den Enten um die Wette durchs Wasser waten müssen!

Die Bergpartien wurden immer grandioser je weiter wir kamen und bildeten ohne Frage das schönste Flußpanorama, das ich noch in Amerika gesehen. Gewaltige, nackte Felsabhänge drängten sich zu beiden Seiten an den klaren grünlichen Strom und langgestreckte Basaltfaçaden spiegelten sich mauerähnlich in den blanken Wellen und thürmten sich bastionenartig hoch über uns empor. An einer Stelle trat die gewaltige Schneepyramide des Mount Hood plötzlich wie hingezaubert zwischen den Bergen hervor und verschwand eben so schnell wieder hinter den näher gelegenen Felsmauern, als ob der Herrscher des Thals erstaunt auf das seinen Lieblingsstrom peitschende Dampfungeheuer herabgeschaut hätte. Die Fernsichten in das mitunter breit sich erweiternde Thal des Columbia mit den bewaldeten Berggipfeln, den kühnen Felspartien und grünen Abhängen, waren bezaubernd; und dabei wurden diese herrlichen Scenerien durch eine prächtige Beleuchtung doppelt schön. Schwarze Wolken kamen und gingen und dunkle Schatten und helles Sonnenlicht durchkreuzten abwechselnd die reiche Urnatur. Nur die traulichen Städte und bemoosten Burgen fehlten, um uns urplötzlich aus den Wildnissen des neuen Continents auf den alten Vater Rhein versetzt zu denken. Nie hätte ich es mir träumen lassen, solch einen prächtigen Strom in diesem entlegenen Erdenwinkel anzutreffen!

Als besondere Merkwürdigkeit muß ich noch die sogenannten „untergetauchten Waldungen (submerged forests)" erwähnen, von denen bereits Fremont in seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1842 spricht. Es sind dieses auf tiefem Flußbette, mitunter ziemlich weit vom Ufer entfernt unterm Wasser stehende, halb vergangene Baumgruppen, deren

Stämme man deutlich im klaren Wasser wie am Grunde hingepflanzt sehen kann. Fremont erklärt das Dasein dieser an fünf oder sechs Stellen vorkommenden Wälder im Flusse durch das Herabgleiten mit Wald bewachsener Erdmassen von den Seiten der nahe am Ufer liegenden Berge (also Erdschlipfe, land slides). Er sah an einer Stelle Bäume im grünen Blätterschmuck unter dem gelben Laubwerk des halbvergangenen Wasserwaldes tief im Strombette stehen, wohin dieselben augenscheinlich durch einen solchen Erdschlipf von einem nahe gelegenen Berge versetzt waren. Die unter dem Volke gangbare Erklärung ist jedoch, daß diese Waldungen ursprünglich dort gewachsen, wo sie jetzt stehen, zu einer Zeit, als der Columbia noch ein niedrigeres Niveau hatte; daß der Fluß in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch eine Erdrevolution bei den Cascades aufgedämmt worden und in Folge dessen diese Waldungen überschwemmte und in sein Strombett aufnahm.

Daß in dieser Gegend einmal eine furchtbare vulcanische Erdrevolution stattgefunden, kann sogar dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen. Noch jetzt ist die Erdkruste hier herum, welche zum größten Theil aus verbranntem Gestein und basaltähnlichen Felsmassen besteht, in langsamer Senkung begriffen und macht mitunter allerlei seltsame Risse und Veränderungen sowohl an den Bergen als im Strombett. Wahrscheinlich haben verschiedene Ursachen zusammengewirkt, um diese Bäume ins Strombett zu verpflanzen, und vulcanische Hebungen und Senkungen des Bodens und Erdschlipfe werden wohl beide ihr Theil dazu gethan haben.

Plötzlich erweiterte sich das Thal und der ganze Charakter der Gegend veränderte sich. Die Basaltformationen traten weiter zurück oder verschwanden gänzlich, der Baumwuchs auf den Bergen wurde immer spärlicher und diese gewannen mehr und mehr das Ansehen der Bergwüste von Washoe. Wir hatten augenscheinlich die Grenze des großen nordamerikanischen Nordwest-Plateaus überschritten, wahrscheinlich der Boden eines abgelaufenen ehemaligen Binnenmeers, das sich nordöstlich von der Sierra Nevada und deren nördlichen Ausläufern, der Cascade Range, ausdehnte, in Folge einer gewaltigen vulcanischen Erdrevolution die Gebirgsmauern durchbrach und den Columbia bildete, indem es den aufgedämmten Wassern einen Abfluß zum Meere verschaffte, — eine schreckliche Bergwüste, die nur in langen Zwischenräumen, oft von zwanzig bis zu funfzig Stunden von einander entfernte, urbare Thäler birgt, die wie Oasen der Sahara darin zerstreut liegen.

Einen schroffern Uebergang in Scenerie und Klima habe ich nirgends sonstwo auf diesem Continent gesehen. Aus einem prächtig-romantischen, dichtbewaldeten Thale, wo der jährliche Regenfall von funfzig bis zu sechzig Zoll beträgt, wo schwere Wolken fast das ganze Jahr hindurch an den Bergen hängen und das Klima so mild ist, daß nur in seltenen Fällen im Winter der Strom gefriert, wurden wir, gleichsam um eine Bergecke tretend, plötzlich in eine trockene, von der Sonne versengte und von fast aller Vegetation entblößte Bergwüste versetzt, in ein Land, wo der jährliche Regenfall nur etwas über vierzehn Zoll beträgt, wo im Sommer fast fortwährend heftig wehende, trockene Winde die heißen Lüfte mit Staubwolken füllen und wo der Winter mit einer sibirischen Kälte auftritt. Ueppigen Baumwuchs findet man innerhalb seiner Grenzen nur auf den höheren Gebirgszügen, den Blue Mountains (blauen Bergen) und deren Verzweigungen, wahrscheinlich ehedem Inseln im großen Nordwest-Binnenmeer, dessen Wogen das Felsengebirge im Osten begrenzte, sowie in weit zerstreut liegenden Thälern und Thalkesseln und an den Flußläufen, welche hin und wieder Goldwäschereien enthalten, deren romantische Umgebungen, im Kleide üppiger Vegetation, mitunter das Auge angenehm überraschen, wie dieses namentlich in dem großen Boisé Basin der Fall ist. Alles Uebrige ist eine fast baumlose, sandige und sonnverbrannte Wildniß. Nur Wachholder und verdorrtes Gestrüpp fristen in ihr ein kümmerliches Dasein.

Aber diese Bergwüste ist reich an edlen Metallen, die sich entweder in silber- und goldhaltigen Quarzadern (ledges) keilartig, meistens mit der Spitze nach oben, tief in die Berge gesenkt haben, die sie gleichsam durchspalten, wie in Washoe, South Boisé und Owyhee (O-wei-hi), oder als körniges Gold in den Flüssen, auf Sandbänken oder unter der aufgeschwemmten Erde auf dem sogenannten Bed Rock (Grundfelsen) gefunden werden, wie im Columbia-, Salmon-, Powder- (bei Auburn), Burnt-, Malheur- (Malliuhr), John-Day-River, Canyon Creek u. s. w., oder auch in weiten und engen Thalkesseln und angrenzenden Schluchten, wie im berühmten Boisé Basin, im Mormon Basin, bei Oro Fino, Elk City, Florence und wie die Gold- und Silberparadiese alle heißen mögen, die ohne jeglichen Zusammenhang über diese Wildniß zerstreut liegen.

Auf den Beschauer macht dieses Land den Eindruck, als ob der Fluch Gottes auf ihm läge. Aber die Habgier der Menschen nach edlen Metallen bevölkert auch diese Bergwüste mit arbeitsamen Städten (mining camps), die wie Pilze aus der Erde wachsen, allerdings auch oft eben so schnell wieder verschwinden, und biedere Goldgräber in kleinen Abtheilungen, mit Hacke und Schaufel, Goldwäscher-Pfanne, wollener Decke und dem Feuerrohr auf der Schulter oder dem Revolver im Gürtel, durchstreifen dieselbe alljährlich nach allen Richtungen (go prospecting), um neue Schätze zu entdecken, umlauert von ihren Todfeinden, den Indianern, und im fortwährenden Kampfe mit den tausenderlei Gefahren der Wildniß.

Bei einer Biegung des Stromes bekamen wir plötzlich die Häuserreihen der 93 englische Meilen von Portland entfernt liegenden Stadt Dalles City zu Gesicht. Als die Sonne im Westen glänzend hinter die mit spärlichem Tannenwuchs gekrönten Berge sank, legte unser Dampfer am Dallenser Wharf Boat (Landungsprahm) an und bald darauf kutschirte ich auf einem Gepäckwagen durch die Straßen nach dem fashionablen Globe Hotel, in dessen gastlichen Räumen ich vorläufig mein Hauptquartier aufschlug. In einem diminutiven Zimmerchen, worin die für den Comfort meines Hauptes bedenklich niedrige Stubendecke à la Washoe aus ungebleichtem Baumwollenzeug bestand, machte ich es mir den Umständen nach bequem; doch hatte ich bedeutende Mühe, für meinen Reisekoffer ein Unterkommen zu finden, da das Bett allein bereits die größere Hälfte meines Logis einnahm.

Die Stadt Dalles City, nach den oberhalb des Orts das Fahrwasser im Columbia unterbrechenden Stromschnellen, welche den indianischen Namen „Dalles" führen, meistens „The Dalles" genannt, zählt etwa 1800 Einwohner. Die „Oregon Steam Navigation Company" hat daselbst ausgedehnte Maschinenbauwerkstätten errichtet und von hier aus einen Schienenweg zur Umgehung der oberen Stromschnellen erbaut. Der Geschäftsumsatz der Stadt beläuft sich auf annähernd zwei und eine halbe Million Dollars, meistens im Handel mit den weiter im Lande liegenden Minen und durchreisenden Minern. Landwirthschaft wird in der öden Umgegend, außer in den engen Thälern einiger „Creeks" (Nebenflüßchen des Columbia), nur sehr wenig betrieben. Die Stadt hat sich, wie viele der älteren Städte des entlegensten Nordwestens, in der Nähe eines Forts, ähnlich dem bei Vancouver, angesiedelt, welches den Einwohnern in früheren Zeiten Schutz gegen die feindlichen Indianerstämme gewährte.

Der Platz, welcher so gesund sein soll, daß man sprichwörtlich von ihm sagt, es sterbe Niemand dort, außer man schießt oder sticht ihn todt, was allerdings mitunter vorkommen soll, gefiel mir recht gut. Von halbe Jahre lang dauernden Regenschauern, vor denen mir noch vom Web-foot-Lande her graute, war hier nichts zu befürchten. Ich erwog daher allen Ernstes die Vortheile, welche mir Dalles City als einstweilige Heimath darbot.

Außer den soeben erwähnten klimatisch-socialen Auszeichnungen sprachen noch mehr Gründe dafür, mich in diesem Goldhafen am Ende der Welt anzusiedeln. Ein Blick auf die Landkarte überzeugte mich von der glücklichen natürlichen Lage des Platzes als Centralort, wo der Verkehr von den fächerartig im Innern des Landes zerstreut liegenden Minendistricten als nächstem Auslaß nach dem untern Columbia zusammenfließen mußte. Man erwartete hier binnen Kurzem glänzende Geschäfte, da die Goldminen im verflossenen Sommer eine reiche Ausbeute gegeben hatten. Tausende von Goldgräbern, mit Massen von „Dust“ (Goldstaub) beladen und fast kleiderlos, würden hier auf der Wintervergnügungsreise nach San Francisco demnächst durchpassiren und sich an diesem Vorposten der Civilisation mit neuen Kleidern und anderen Luxusartikeln versehen. Außerdem wäre der Herbst, zu welcher Zeit viele Minenarbeiter die Golddistricte verlassen, indem man daselbst im Winter, wenn das zum Goldwaschen unentbehrliche Wasser gefriert, nicht in den Minen arbeiten kann und folglich alsdann wenig „Dust“ dort circulirt, die allerschlechteste Jahreszeit, um in solch eingefrornen Goldparadiesen ein Geschäft zu etabliren.

Die weiter oberhalb im Thale des Columbia gelegenen Plätze Umatilla, Wallula, Walla Walla &c. hätten nicht die geschäftliche Bedeutung von Dalles, so daß nichts dabei zu gewinnen war, dorthin überzusiedeln, und die Reise über die Bergwüste nach dem vierhundert englische Meilen entfernten Boisé Basin oder nach dem eben so entlegenen Owyhee war mit allerlei Unannehmlichkeiten verknüpft, die keineswegs einladend waren. Außer der weniger angenehmen als romantischen Uebersteigung der auf der Reiseroute liegenden Blue Mountains, welche derjenigen der Sierra Nevada, die ich noch in frischem Andenken hatte, treffend ähnlich sein sollte, gab es hier noch gratis unterwegs allerlei unschuldigen Zeitvertreib, der mir wenig behagt hätte. Die Landstraße sollte z. B. gegenwärtig von Zollwächtern, roadagents (Straßenagenten) genannt, besetzt sein, die sich sehr unmanierlich aufführten. Nicht damit zufrieden, von den friedliebenden Reisenden die üblichen Abgaben in Gestalt überflüssiger goldener Uhren, Ketten, Ringe, Busennadeln, Goldstaub, Klein- und Großgeld und ähnlicher Luxusartikel zu erheben, sollten sie die Herren Goldtouristen außerdem noch äußerst grob behandeln und sich ein Vergnügen daraus machen, dieselben höchst unpassender Weise zu Zielpunkten ihrer scharf geladenen Revolver zu nehmen.

Nach reiflicher Ueberlegung entschloß ich mich, vorläufig in The Dalles meinen Wohnsitz aufzuschlagen und suchte nun zunächst eine passende Localität für unser zu etablirendes Geschäft. Ich entdeckte auch bald wie gewünscht gerade an der Hauptstraße, dem Broadway von The Dalles, ein leeres Haus, einen verlassenen Holztempel des Mercur, auf dessen geheiligte Wände die Trauer der Einsamkeit gestempelt war, den ich mir für die bescheidene Summe von funfzig Dollars pro Monat Miethzins für das nächste Halbjahr als Heimath reservirte.

Nachdem ich die nöthigen Correspondenzen über den Erfolg meiner oregonischen Entdeckungsreise an meine Geschäftsfreunde nach San Francisco geschrieben, nahm ich mir Muße, meine neuerworbene Heimath etwas genauer zu recognosciren, um den reichlich antiken Tempel des Gottes der Kaufleute und Diebe in eine heitere Musenwohnung und ein respectables modernes Geschäftshaus umzuwandeln.

Wie Marius auf den Trümmern von Karthago setzte ich mich inmitten meines Palastes, nicht auf eine gefallene poetische Marmorsäule, sondern auf eine prosaische zerbrochene Tabackskiste und inspicirte den mich umgebenden Ruin.

Bald hatte ich ein paar Handwerker angestellt, welche den Fußboden aufrissen, die fußtiefen Löcher etwas ausebneten und neue Ladentische und Börter zusammennagelten, indeß ich selber, nachdem ich nach kurzem Scharmützel die langgeschwänzten Ureinwohner meiner Burg glänzend in die Flucht geschlagen, mit eigenen Händen die hölzernen Wände meines Palastes mit herrlichen, hellgrün geblümten Tapeten behing, um meiner neuen Heimath einen idyllischen Charakter zu geben.

Um die Mußezeit nützlich anzuwenden, versuchte ich mein Genie in der Malerkunst, namentlich auch, um mich zu prüfen, ob es sich in der Zukunft lohnen möchte, in die Fußstapfen des Apelles zu treten. Ich kaufte verschiedene Töpfe mit bleichen und flammenden Farben, nebst einer Auswahl von Pinseln, und decorirte meinen Musentempel zum Erstaunen aller Dallenser „in the latest style“. Die Ladentische wurden mein Meisterwerk, mit einem saftig-glänzenden Roth wie überhaupt.

Und so war ich nun ein Geschäftsmann in The Dalles.

Land und Leute im Oldenburgischen.

Von **Friedrich Ewald.**

II.

Die Einförmigkeit der Landschaft. — Volkscharakter und Sprichwörter. — Landwirthschaft.

Von dem Felde des materiellen Nutzens, des praktischen Erwerbes, möge mich der Leser auf das ästhetische Gebiet begleiten, um eine Antwort zu erhalten auf die Frage, welche Ausbeute in Bezug auf landschaftliche Schönheit das Oldenburger Herzogthum gewähre? — Geradezu arm sind in dieser Beziehung die Marschen zu nennen. Zwar haben auch sie ihre schöne Zeit, die in den Beginn des Sommers, etwa zu Ende des Maimonats fällt. Dann weilt das Auge nicht ungern auf jenen weiten grünen Wiesenflächen, welche für diesmal die dichterische Bezeichnung von einem „blumengestickten Teppich“ vollkommen rechtfertigen, wenn buchstäblich kein Quadratfuß Bodenfläche sich findet, der nicht mit

den weißen, gelben und röthlichen Blumen des Maßliebs, des Löwenzahns und des Schaumkrautes bedeckt wäre. Aber, die Monotonie ermüdet. Da ist keine Hebung und Senkung des Bodens, keine lebendige Abwechselung von Wiese, Feld und Gehölz, nichts als Weiden und wieder Weiden, durch Gräben von einander getrennt und begrast von den Herden des stattlichen, fast ausnahmelos schwarz und weiß gefleckten Rindviehes und der glänzend braunen Pferde. Daß diese Landschaft keine Effecte, keine malerischen Motive darbietet, bedarf nicht der Versicherung. Sucht man diese, so wende man sich zu den wellenförmigen und holzreichen der Geest und man wird in einigen derselben so Eigenartiges antreffen, daß, wie man behauptet, in ganz Deutschland seines Gleichen nicht gefunden wird. Ich meine die berühmten Eichen des Hasbruch und des Neuenburger Urwaldes. Sieht man diese herrlichen Stämme, die so mächtig, so schön und stolz zum Himmel ragen, in so wundervolle Gruppen sich ordnen, so begreift man, warum schon mancher Jünger der edlen Malerkunst aus weiter Ferne herbeigepilgert kam, um diese tausendjährigen Waldriesen durch seinen Pinsel zu verewigen. — Aber auch abgesehen von diesen besonders ausgezeichneten Waldpartien bietet das Geestgebiet manches Bild voll landschaftlicher Anmuth; namentlich dürfte hier der etwa anderthalb Stunden von der Stadt Oldenburg belegene, von lieblichen hügeligen Ufern umgebene Zwischenahner See zu nennen sein. Im südlichsten Landestheile endlich, bei Damme, treffen wir auf die letzten Ausläufer der Mindener Gebirgskette, deren Profile, wenngleich nur flach geschwungen, doch das Einerlei der Ebene immerhin wohlthuend unterbrechen, so daß diese Gegend den stolzen Namen der oldenburgischen Schweiz davongetragen hat.

Fragen wir nun endlich nach dem Charakter des Volkes, welches diese verschiedenen Landestheile bewohnt, so kann ich, was das Allgemeine anbetrifft, wiederum nur auf die früher bereits von dem Bewohner des nordwestdeutschen Flachlandes gegebene Schilderung verweisen. Im Einzelnen indeß sind hier doch manche Unterschiede zu constatiren. Ich rechne dahin vorzüglich die größere Ruhe und Gelassenheit, welche als Erbtheil des stammverwandten Holländers den friesischen Marschbewohner kennzeichnet. Jede Hast, jede Ueberstürzung ist ihm in höchstem Grade zuwider und wird mit einem: „man (nur) sacht! man sacht!“ beschwichtigt. So schwer es ist, für irgend eine Sache ihn zu erwärmen oder gar zu enthusiasmiren, so wenig liebt er seinerseits alle irgendwie überschwänglichen Ausdrücke, so selten läßt er sich zum Lobe und zur Bewunderung herbei. Schon Goldschmidt in seinem verdienstlichen Buche: „Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort,“ hebt hervor, daß man auf die Frage nach Ernte, Vieh oder dergleichen selbst bei dem befriedigendsten Stande der Dinge selten eine andere Antwort erhalte, als höchstens: „Ah, billig good; ’t geiht; ’t helpt sick; ’t kunn slimmer wäsen; man mutt tosräen sien!“ — Dagegen verzagt unser Mann auch nicht leicht, wo ihn ein wirkliches Mißgeschick betrifft, sondern verfolgt ruhig und mit der ihm eigenen Zähigkeit den Weg, der ihn zum Ziele zu führen verspricht.

Der Geestbewohner, obwohl auch er seine Portion Ruhe und Gelassenheit empfangen hat*), ist im Ganzen rühriger und rascher. Viel trägt dazu natürlich der geringere materielle Wohlstand bei, der eine unausgesetztere Thätigkeit nöthig macht, wie ja überhaupt seine Hauptbeschäftigung, der Ackerbau, mannigfaltigere Verrichtungen erfordert, als die Viehzucht. — Bei der großen Vorliebe für das Althergebrachte ist es seltsam, daß es im ganzen Umfange des Herzogthums keine eigentlichen Nationaltrachten giebt; als schwacher Ueberrest einer solchen wäre wohl nur das in den Geestdistricten für Frauen und Mädchen gebräuchliche, nur den Hinterkopf bedeckende, eng anschließende bunte Mützchen zu nennen. Keine Marschbewohnerin trägt ein solches Häubchen; dasselbe wird daher immer nur schlechtweg als „Geestmütze“ bezeichnet und verräth sofort, wo seine Trägerin heimisch ist.

Daß Oldenburg vermöge seiner geographischen Lage eine nicht unbedeutende seemännische Bevölkerung hegen muß, wird Jedem, der nur einen Blick auf die Karte wirft, einleuchtend sein. Von Alters her sind auch die Friesen mit dem Meere vertraut gewesen und noch jetzt stellen die Anwohner des linken Weserufers, namentlich die Bewohner des Stedingerlandes, ein großes Contingent zu der Oldenburger und Bremer Handelsflotte. Merkwürdig ist dabei die souveraine Verachtung, mit der diese aus dem Schooße einer bäuerlichen Bevölkerung hervorgegangenen „Fahrensmänner“ auf den Bauernstand herabsehen. Dies Gefühl einer vermeintlichen Ueberlegenheit macht sich in einer Menge von drastischen Redensarten Luft und „’t regent, as wenn ’t up’n Buurn regent,“ „’n Buur un siene beiden Ossen sünd dree Beester,“ sowie ähnliche kraftvolle Aeußerungen kann man häufig genug aus dem Munde von Seeleuten hören.

Von jenem trocknen Humor, der als ein wenn auch nur untergeordnetes poetisches Element der nüchternen Verständigkeit des Niederdeutschen sich gern zugesellt, hat überhaupt der Oldenburger sein reichlich Theil empfangen. Viel trägt zur Entwickelung desselben die plattdeutsche Sprache bei, die, „nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt“, eine Fülle sinnlich-greifbarer Wendungen und Ausdrücke hat, wo manchmal das Hochdeutsche sich in etwas dürftigen Abstractionen bewegt; und wenn es wahr ist, daß der Charakter eines Volkes erkannt werde an den Sprichwörtern, die in seinem Munde leben, so hat dieser Ausspruch eine ganz besondere Berechtigung in Bezug auf die plattdeutsch redenden Bewohner des norddeutschen Flachlandes. Die hier gäng und gäben Sprichwörter haben, indem sie eine äußerst concrete Fassung erhalten, vielfach eine anekdotenartige Pointe und werden meistens mit eben so viel Glück als Geschick angewandt. So z. B.:

„De wat kann, den kümmt wat! harr de Snieder seggt, harr ’n Paar Strümpe to versahlen krägen.“

„Hier sitt ick good! harr de Katt seggt, harr bie ’t Speck säten.“

„Kiek! sä de Katt un keek in ’n Pott; do kreeg se Eenen mit ’n Sleef (großer hölzerner Löffel) up’n Kopp.“

„Wat old is, dat ritt (reißt), harr de Düwel seggt; harr siener Grotmoder dat Ohr af reten.“

„Alles mit Maten, sä de Snieder, do slog he sien Fro mit de Ehle (Elle) doot.“

Ich weiß nicht, ob ich mich darin irre, allein es will mich bedünken, als ob diese anekdotisch-sprichwörtlichen Redensarten im Munde der oldenburgischen Bevölkerung ganz vorzugsweise leben und wenn ich in Folgendem noch einige besonders drastische Ausdrücke, wie sie der Volkswitz eingegeben hat, anführe, so behaupte ich damit nicht etwa, daß dieselben nicht auch anderwärts vorkommen, sondern daß sie hier besonders lebhaft, wie kleine Münze im täglichen Verkehr, verausgabt und eingenommen werden.

*) Ueberhaupt ist der ganze Unterschied kein krasser, scharf zu markirender. Ist doch z. B. gerade die Geest auch der Schauplatz folgenden mir durchaus verbürgten Geschichtchens. Zwei Reisende kehren in einem Dorfwirthshause ein und während sie auf das bestellte Getränk warten, fällt ihnen einige Unruhe im Hause in etwas auf. Als endlich die Wirthin das Verlangte bringt, entschuldigt sie die Verzögerung mit den Worten: „Wi hefft eben ’n littget (kleines) Malheur hat. Mien Mann hett sick uphungen.“

„He kickt in een Spor (Spur, Wagengeleise, hier so viel wie: auf eine Stelle) as 'n doot Kalf."

„He hett sick bekehrt von 'n Schrubber to 'n Haidbessen (Scheuerbürste zum Haidebesen)."

„För Geld kannst 'n Düwel danzen sehen."

„He schreet as 'n Elk (Iltis) — he sütt ut, as wenn em de Düwel ut 'n Busch jagt harr — he stappt, as 'n Pogg' (Frosch) in 'n Maanschien — he sütt ut, as 'n Sack vull holten Läpels un Sleefe (letzteres von einem ungewöhnlich magern Menschen gebraucht) — das Alles sind Redensarten, denen man den Vorzug großer Anschaulichkeit nicht wird absprechen können.

„Du schast (sollst) mit up Janblievtohus (Jan bleib zu Haus) sien'n Wagen."

„Da steit em an, as 'n Hund dat Grasfräten."

„He hett twölwerlei Handwark un darteinerlei Unglück."

„Elk (jedes) Ding hett 'n Enn (Ende), man 'n Wust (Wurst) hett twee Ennen."

„Veel Köppe, veel Sinne, sä de Knecht, do smeet (warf) he mit 'n Wagen vull Buskohl (Kopfkohl) von 'n Diek (Deich) heraf."

Vielleicht hängt dieser häufige Gebrauch von Sprichwörtern eng zusammen mit der geringen Redegewandtheit des Niederdeutschen und speciell des Oldenburgers. Vielfach sind sie ihm l'esprit des autres; es ist so bequem, gleich eine fertige Redensart zur Hand zu haben, weshalb sich also noch mit unnöthigen Worten plagen? Diese geringe geistige Beweglichkeit ist es auch ganz vorzugsweise, welche in unseren Landsleuten den Widersinn gegen alle Arten von Neuerungen hervorruft. Unvergeßlich wird es mir sein, wie mir einmal ein alter Arbeiter auseinandersetzte, daß eigentlich alles Unglück und der schlechte Verdienst unserer Tage von „de Mäßigkeit" (so heißen schlechtweg die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine) herstamme. Auf meine verwunderte Frage, wie denn das zugehe, erhielt ich folgende Erklärung:

„Gewiß! van de Mäßigkeit, dat globen Se man! Fröher, do gungen de Buurn in 't Weerthshus un drunken Branwien; denn harr de Weerth 'n Verdeenst. Denn worden se hitzig un slogen Finster un Stöhle un Dische in twei — denn harr 'n de Gläscher un de Discher wat to dohn. Denn slogen se sick Löcker in 'n Kopp — denn verdeende de Docter wat. Naher, denn gung 't in Saken (kam es zur Klage), denn kregen de Affkaten wat to leben. Aberst nu? wat is 't nu up Stä? (auf der Stelle, gegenwärtig). Nu stekt se de Fööt an 'n Aben (Ofen) un les't in de Böker; se weer't jo woll noch luter Pastoren, un all de Verdeenst von de Annern, de fallt weg!"

Ob wohl unsere Nationalökonomen diese besondere Art, den Umlauf des Capitals zu vermitteln, schon der gebührenden Berücksichtigung unterzogen haben?

Verkennen läßt es sich indessen nicht, daß diese systematische Opposition gegen das Neue, eben **weil** es neu ist, im Großen und Ganzen längst einer weniger vorurtheilsvollen Auffassung Platz gemacht hat. Wohin sind z. B. die Zeiten, wo der Marschbauer echten Schlages die von den Verwaltungsbehörden an vielen Strecken angelegten, reinlich besandeten Fußpfade hartnäckig nicht benutzte, sondern statt dessen lieber wenige Schritte davon durch den fast unergründlich tiefen „Klei" (engl. clay, Thon) knetete? — Wie sehr der rationelle Betrieb der Landwirthschaft sich gehoben hat, das beweisen unter Anderem die vielen landwirthschaftlichen Maschinen, welche innerhalb der letzten Decennien unter unseren Landleuten zur bleibenden Anwendung gekommen sind. Vorzüglicher Anerkennung erfreuen sich dabei diejenigen, deren Erfindung wir unseren praktischen Vettern jenseits des Oceans verdanken. In den beiden nördlichsten Wesermarschen zumal (dem Stad- und Butjadingerlande) dürfte es kaum eine größere Bauernwirthschaft geben, in welcher nicht einige dieser außerordentlich zweckmäßig construirten, leicht zu handhabenden Maschinen und Geräthe sich eingebürgert hätten.

Daß indessen zur Hebung der heimischen Industrie nicht noch Vieles geschehen könnte, soll keineswegs geleugnet werden. Das Fabrikwesen z. B. ist noch nicht anders als in sehr schwachen Anfängen vorhanden und doch würden die Bedingungen zu seiner Entfaltung wegen des in den großen Torfmooren vorhandenen nahezu unerschöpflichen Feuerungsmateriales und der ausgezeichneten Wasserstraßen sich keineswegs ungünstig stellen. Wenn indessen der Charakter eines Volkes, ohne irgendwie indolent und träge zu sein, sich nicht geeignet zeigt, der auf die Spitze getriebenen Entfaltung industrieller Thätigkeit die Hand zu bieten, sollen wir darin unbedingt einen Grund zum Bedauern erblicken? Ich gestehe, daß ich geneigt bin, diese Frage zu verneinen und an ein, bei ähnlicher Gelegenheit von Riehl gesprochenes Wort zu erinnern: „Wo der Nationalökonom nur Grund zum Bedauern hat, da sieht der Socialpolitiker wenigstens nach Einer Seite hin Licht."

Einen Zweig fabrikmäßigen Betriebes jedoch giebt es in unserem Ländchen, welcher in solcher Blüthe vielleicht in ganz Deutschland nicht wieder angetroffen wird — die massenhafte Ziegelsteinproduction nämlich, auf welche bei dem absoluten Mangel an Bruchsteinen der Flachlands- und vor Allem der Marschbewohner wohl seit den ältesten Zeiten schon angewiesen war. Die Flußufer und Seeküsten entlang zieht sich ein ganzer Kranz solcher Ziegeleien, von weitem schon kenntlich an den grell rothen Dächern und der langgestreckten Gestalt ihrer Trockenhäuser. — Vielleicht darf ich später einmal den Leser einladen, mit mir eine Wanderung durch eine dieser Ziegelfabriken anzutreten. Es fällt während derselben dann wohl noch hin und wieder ein Streiflicht auf das Ländchen, für welches ich seine freundliche Aufmerksamkeit rege zu machen suchte. Gegenwärtig, wo, bis auf Weiteres, ganz Norddeutschland zum wenigsten als ein organisches Ganze sich fühlt, dürfte es vielleicht mehr als je an der Zeit sein, die einzelnen Glieder dieses Organismus, ihre Kraft und Leistungsfähigkeit kennen zu lernen.

Die Völker der europäischen Türkei.

Von **A. Leist.**

Indem wir die Nationalitäten, von welchen die europäische Türkei bewohnt wird, der Reihe nach vorführen und die Wohnsitze derselben besonders bezeichnen wollen, beginnen wir mit den **Griechen**, welche von den Osmanen wenigstens zum Theil zuerst unterjocht worden sind, als letztere im Jahre 1356 von Galipoli aus ihre verheerenden Eroberungszüge begannen. Diese führten allerdings erst fast 100 Jahre später den gänzlichen Untergang des griechischen Reiches herbei.

Wenn nun die Bevölkerungsverhältnisse der Griechen in den ehemaligen Provinzen ihres Reichs durch das gewaltsame Eindringen der Türken und deren besonders in den Städten erfolgten Niederlassung sich umgestaltet haben, und wenn mit dem Wechsel der Herrschaft der Glanz so vieler griechischen Städte verblichen, Wissenschaft und Kunst, Bildung und Wohlstand allmälig einem halbbarbarischen Zustande Platz gemacht haben, so ist dies zum Theil eine natürliche Folge der äußerst drückenden türkischen Regierung. Eine befremdende Erscheinung aber bleibt es, daß die Griechen, welche in der europäischen Türkei gegenwärtig 1,300,000 Köpfe zählen und sich namentlich in den Städten vor ihren Nachbarvölkern durch Betriebsamkeit, Handelsgeist und Reichthum auszeichnen, und bei aller auch durch die Unwissenheit ihrer Geistlichkeit geförderten Verwahrlosung in geistiger Beziehung doch noch namentlich den Bulgaren sehr überlegen sind, gerade von letzteren aus dem nordöstlichen Macedonien und aus den nördlichen Theilen Rumeliens immer mehr und mehr verdrängt werden, so daß nur noch Thessalien als annähernd reingriechische Provinz übriggeblieben ist mit Ausnahme des von Trikala gegen Mezzowo sich hinziehenden Gebirgszuges, wo sich noch zahlreiche macedo-wallachische (zinzarische) Hirtenansiedelungen befinden. In dem früher rein griechischen Macedonien ist jetzt, besonders im Nordosten, das bulgarische Element dem griechischen schon überlegen.

Wenn wir von dem einst griechischen Macedonien sprechen, ist es kaum nothwendig, zu erinnern, daß hier die Griechen der byzantinischen und der lateinischen Herrschaft gemeint sind, welche Nachkommen jener alten Griechen waren, die meist nur als Colonisten die großen Städte an der Küste von Macedonien und Thracien und am Ausflusse des Hebrus (der heutigen Mariza) bewohnten. Die Bewohner des Innern dieser Provinzen, wahrscheinlich auch alte Urstämme der Slaven, galten den Griechen für rohe Barbaren. Bei den schwankenden und immer noch dunklen ethnographischen Verhältnissen der europäischen Türkei ist es nicht leicht, die Lage der gegenwärtigen griechischen Wohnsitze, besonders auch wegen häufiger Vermischung der Griechen mit fremden Elementen, genau anzugeben. Außer Thessalien bewohnen die Neugriechen, nur hin und wieder mit Zinzaren, und in den Städten wie Saloniki und anderen mit Osmanen, Armeniern u. s. w. untermischt, den paradiesisch schönen Theil des südlichen Macedoniens, wo dieselben auch, wie z. B. auf der Halbinsel Athos, mit dem nur dem Sultan zinsbaren und sonst ziemlich unabhängigen Mönchsstaate ganz unvermischt auftreten, indem sich dort gar kein Muselmann niederlassen darf. Mit Ausnahme von Konstantinopel und seiner nächsten Umgebung sind die Griechen in allen Theilen des südlichen Rumeliens und den hinzugehörenden Inseln die vorherrschende Bevölkerung. Doch sind die Städte im Innern Rumeliens, wie Adrianopel, Philippopel, Eski Sagra, Tatar-Bazardschik, Selimnia u. s. w., nicht allein stark mit Osmanen, sondern auch mit Bulgaren, Armeniern und Arnauten vermischt. In Thracien, am rechten Ufer der untern Mariza — deren Benennung eine serbische ist — giebt es auch noch zinzarische Wohnsitze. Adrianopel, welches von 1361 bis 1453 die Residenz der osmanischen Sultane war, hat mit seinen zahlreichen türkischen Moscheen und den vielen industriellen Anstalten der Osmanen eine echt türkische Physiognomie, obgleich unter den 170,000 Einwohnern dieser Stadt ein Drittel Griechen sind, welche nebenbei den besten Wein in der europäischen Türkei erzeugen.

Die Lust zum Handelsgeschäft hat die Griechen nicht allein in alle Handelsstädte der europäischen Türkei, sondern auch in die Donaufürstenthümer gelockt und man findet sie gleich den Armeniern auf allen Emporien Rumäniens und auch in den wichtigsten Handelsstädten von Serbien. Daß die Pflege der Heilkunde in der ganzen europäischen Türkei hauptsächlich in den Händen der noch am meisten für die Wissenschaft eingenommenen Griechen sich befindet, ist eine bekannte Sache.

Das bulgarische Element, über dessen etwaige technische und geistige Cultur man in der Geschichte der Vergangenheit nur wenige Lichtpunkte auffinden dürfte, nimmt gegenwärtig einen sehr ausgebreiteten Raum ein. Dasselbe hat sich bei dem Mangel an geistiger Pflege und einer ihm eigenthümlichen geistigen Indolenz allmälig mit so stumpfer Willenlosigkeit an die drückende Herrschaft der Türken gewöhnt, daß es sich weniger wie seine Nachbarvölker durch Aufstände geschwächt und auch nicht, wie z. B. die Serben, den Trieb zur Auswanderung behufs der angestrebten Verbesserung seiner Lage empfunden hat. Nicht allein die Serben, sondern auch die Rumänen, Griechen und selbst die Albanesen sind vereinzelt oder in Massen in die benachbarten Staaten, die sich einer christlichen und mildern Regierung erfreuten, ausgewandert, aber der Bulgar hat sich mit Ergebenheit in die türkische Herrschaft gefügt und ist an seiner Scholle kleben geblieben, obgleich denselben der Vorwurf der Trägheit keineswegs trifft, denn es kommen nach Serbien 15- bis 20,000 fleißige Bulgaren für die Dauer der Erntezeit, welche wegen ihres bekannten Fleißes den arbeitsuchenden Wallachen vorgezogen werden.

Der Glanzpunkt der Machtentfaltung der Bulgaren und ihrer Könige fällt in das 9. Jahrhundert, in welchem dieselben den Anmaßungen der Kaiser von Konstantinopel siegreichen Widerstand entgegensetzten, nachdem die Bulgaren vorher durch die Bemühungen der beiden slavischen Apostel Cyrillus und Methodius zum Christenthume bekehrt worden waren. Auch vorher schon, im Jahre 811, blieb der Kaiser Nicephorus im Kampfe gegen die Bulgaren. Der König Simeon Meich verewigte sich durch das noch heute florirende Kloster Hilendar auf dem heiligen Berge Athos (Svetagora), welches derselbe im Verein mit dem serbischen Könige Nemanja I. 1198 bis 1199 durch ein Diplom stiftete. Die historisch wichtigen Werke des Erzbischofs Daniel, welcher in Serbien unter dem Könige Milutin 1245 lebte, befinden sich in Hilendar, wo der Sage nach auch Kraljewitsch Marko begraben sein soll. Im Jahre 1330 legte der Beherrscher von Bulgarien, Michail, sich den Titel Zar bei, doch schon 1392 machte die osmanische Uebermacht dem ganzen bulgarischen Reiche ein Ende. Im Verlaufe der spätern Zeit nahm ein großer Theil der Bulgaren die mohammedanische Religion an und dieser bildet auch heute noch, wie die Serben in Bosnien, hier die mohammedanische Bevölkerung in den Städten und auf dem Lande, so daß es eigentliche Türken oder Osmanen in Bulgarien, oder wie die an der Donau liegenden Paschaliks seit ihrer im December 1864 erfolgten Reorganisation heißen, im „Tuna Vilajeti“ (Donau-Provinz), nur wenige giebt, natürlich das Militair ausgenommen. Wenn also der ehemalige Redacteur des „Journal de Constantinople“ unlängst im „Mémorial Diplomatique“ behauptet hat, daß sich der in verschiedene Nationalitäten zertheilten Bevölkerung gegenüber in der europäischen Türkei nicht 2, sondern 6 Millionen (es sind nur 5 Millionen) „Türken“ befinden, so hat derselbe die Nationalitätsverhältnisse außer Acht gelassen, und nur auf die Bekenner des Islam Rücksicht genommen. Und daß die serbischen Mohammedaner nicht die besten türkischen Patrioten sind, beweisen die ewigen Empörungen derselben in Bosnien.

Wie überall, so nimmt aber vorzugsweise in der Tuna-Vilajeti die Verarmung der mohammedanischen Bevölkerung furchtbar überhand, und diese Verarmung ist es, welche den

gegenwärtig schon bestehenden Auflösungsproceß herbeigeführt hat, den keine reorganisirte Armee und kein Bund mit den Westmächten aufhalten kann. Die türkische Indolenz und Trägheit zieht im Strome der materiellen Interessen überall den Kürzern. Was will denn der am Alten fortdauernd hängende Türke, der nicht fördert, was in keiner Beziehung mit dem Koran steht, was will er denn im Verkehr mit den Griechen, Armeniern, Ratzen (Serben), Juden und Zigeunern, von denen es schwer zu sagen ist, wer den anderen an Schlauheit und Geldgier übertrifft? „Du kannst ja," sagt das Sprichwort, „aus einem Griechen, oder Armenier, oder Ratzen zehn Juden machen, und es bleiben dir noch drei Zigeuner übrig!"

Von dem neuerwachten Geiste, der auch schon die meisten Völker der europäischen Türkei zu beleben begonnen hat, sind aber auch die christlichen Bulgaren bisher so wenig berührt worden, daß ihre Lebensfähigkeit kaum hinreicht, um sich gegen die andringenden Elemente der Albanesen, Serben, ja sogar der Wallachen, welche schon in die Dobrudscha eingedrungen sind, behaupten zu können, so daß sich die ethnographischen Verhältnisse der bulgarischen Grenzdistricte sehr bald eben so ungestalten werden, wie manche Gegenden von Macedonien und Altserbien, wo die Serben von den Albanesen verdrängt worden sind. Doch reicht das bulgarische Element auch heute noch weit über die Grenzen des ehemaligen bulgarischen Königreichs hinaus, denn die bulgarische Sprache wird auch mit griechischer Beimischung in Philippopel, an den Quellen der Mariza und überhaupt in den nördlichen Theilen Rumeliens, sowie in den nordöstlichen Bezirken Macedoniens gesprochen. Im Westen reichen die Bulgaren noch immer bis an die Quellen des Wardar und bis zur weiten Ebene des historisch berühmten Amselfeldes — Kossowopolje —, in welchen Gegenden dieselben mit den vordringenden Albanesen, mit den Serben, Griechen und zum Theil auch mit den Zinzaren verschiedene Mischbezirke bilden, welchen jede scharfe ethnographische Abgrenzung abgeht. Bei Prischtina — nicht Pristina —, einst von Serben bewohnt, an den Ufern des Toplitzaflusses, an der östlichen Morawa und überhaupt im Paschalik Nisch ist jedoch das albanesische Element mit Verdrängung des bulgarischen schon so weit vorgedrungen, daß viele einst ganz bulgarische Dörfer gegenwärtig ganz oder zum Theil albanesisch sind.

Der neueste Bericht der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft schätzt die bulgarische Bevölkerung in den erwähnten Provinzen auf 4,000,000 Seelen, wonach also diese als die stärkste Nationalität der europäischen Türkei erscheinen, auch Rumänien mit seinen mehr als 4 Millionen Einwohnern nicht ausgenommen, denn unter diesen befinden sich viele Zigeuner, Magyaren, Armenier, Juden und selbst Deutsche. Trotz der numerischen Stärke sind im Jahre 1863 von der Bibelgesellschaft doch nur 625 Bibeln in bulgarischer Sprache abgesetzt worden, während die Rumänen der Moldau-Wallachei in demselben Jahre 4000 wallachische Bibeln gekauft haben. Diese Thatsache ist allein hinreichend, um den Mangel an Schulbildung und an jeder geistigen Pflege des bulgarischen Volkes zu zeigen. Nicht allein von den Türken, sondern auch von den griechischen Patriarchen und Bischöfen werden die armen Bulgaren gepreßt und ausgesogen, so daß sie mit allen Ansprüchen an das Leben auf die äußerste Grenze der Genügsamkeit angewiesen sind. Wenn der Einfluß, welchen die Missionaire und Bibelverbreiter auf das bulgarische Volk auszuüben versucht haben, bisher nur von geringem Erfolge gekrönt war, so liegt dies zum Theil in dem Umstande, daß der Hatti Humayum von 1856, welcher allen christlichen Völkern der Türkei Gewissens- und Cultusfreiheit verbürgt, noch immer von der Willkür der Paschas oder von der Laune der hohen türkischen Würdenträger abhängt, wozu noch der Zelotismus der unwissenden griechisch-katholischen Geistlichkeit kommt. Als eine erfreuliche und für die Civilisirung der Bulgaren wichtige Thatsache ist hier zu bemerken, daß endlich die lange Fehde hinsichtlich der bulgarischen Schriftsprache damit ein Ende genommen hat, daß in neuester Zeit der Dialect, welcher im östlichen Bulgarien gesprochen wird, der allgemein literarische geworden ist, während früher in dieser Beziehung große Willkür herrschte und die wenigen Bücher, Urkunden, Lieder u. s. w. bald im Dialecte des Westens oder im reinern des Ostens verfaßt worden sind.

Fast eben so zahlreich wie die Bulgaren sind auch die Rumänen in der den Türken tributpflichtigen Moldau-Wallachei, deren Bevölkerung auf mehr als 4 Millionen angegeben wird, unter welcher sich indeß 120,000 Zigeuner und fast eben so viele Ungarn und Deutsche befinden. Aber auch in dem nordöstlichen Theile von Serbien, zwischen der Donau und dem Mlawaflusse wohnen Wallachen, deren Zahl sich auf 125,000 beläuft und die wegen ihres rohen und trägen Wesens nicht geachtet sind und meist nur als Hirten, Tagarbeiter und Fuhrleute ihr Brot verdienen. Merkwürdiger in culturhistorischer Beziehung sind die macedonischen Wallachen, welche auch Zinzaren genannt werden, weil sie das wallachische Zahlwort tschintsch (fünf) in ihrer eigenthümlichen Mundart wie „zinz" aussprechen. Diese sind in Macedonien, Albanien, Thessalien u. s. w. zerstreut und es ist von denselben schon früher im „Globus" die Rede gewesen.

Ein erfreulicher Anfang ist in der Moldau-Wallachei jüngst in der Förderung des Volksunterrichts gemacht worden, indem der Erziehungsrath fortwährend bemüht ist, neue Volksschulen zu gründen, die schon vorhandenen zu organisiren und so viel nur möglich ist mit besseren Lehrern zu versehen. Daß die Wallachen meist sehr arm und elend sind, liegt eben in ihrer Unwissenheit und Trägheit und in dem Umstande, daß sich dieselben mehr der Viehzucht als dem mehr Fleiß und Mühe erfordernden Ackerbau widmen; da wo sich dieselben mit letzterem beschäftigen, cultiviren sie vorzugsweise nur den Kukuruz (Mais), welcher von den Rumänen in der Moldau Popuschoi, in der Wallachei aber Porumb genannt wird und die tägliche Mamaliga liefert; diese ist ein in Salzwasser gekochter Brei und vertritt das Korn- oder Weizenbrot. Auch die Vermögenden genießen die Mamaliga fast täglich, aber doch mit Butter oder Büffelsahne.

Die Grenze der wallachischen Sprache wird durch Bulgarien scharf abgemessen; nach Bessarabien, Ungarn und Siebenbürgen pflanzt sich dieselbe von der Moldau-Wallachei aus weiter fort.

Außer den Bulgaren sind alle Slaven, welche die Türkei und ihre tributpflichtigen Länder bewohnen, in Bezug auf Sprache und Abstammung ein und dasselbe Volk und es liegt nur in ihrer geschichtlichen Entwickelung und anderen Verhältnissen, daß dieselben nicht mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden. Man unterscheidet demnach im Allgemeinen Serben und Illyrier in der europäischen Türkei. Erstere bekennen sich zur griechischen Kirche und gebrauchen das cyrillische Alphabet (Asbuki), während die Illyrier (— die Bezeichnung ist, ethnologisch genommen, ganz unrichtig und obendrein modern erfunden —) in Bosnien, Türkisch-Dalmatien und Albanien Katholiken sind und sich der lateinischen Buchstaben bedienen.

Die eigentlichen Serben, welche das Fürstenthum Serbien, Türkisch-Serbien, Rascien, die Herzegowina, den östlichen Theil von Bosnien und einige Gegenden von Albanien bewohnen, zählen wenigstens 2 Millionen, wozu aber

auch die mohammedanischen Serben in Bosnien und in der Herzegowina gehören, welche sich ja auch der serbischen Sprache bedienen. Am ungemischtesten findet man allerdings die Serben im Fürstenthum, welches unter 1,100,000 Bewohnern 950,000 Serben zählt. Es darf hier die Thatsache nicht unerwähnt bleiben, daß in früherer Zeit bedeutende Landschaften Albaniens und des nördlichen Macedoniens unvermischt von Serben bewohnt wurden, wo jetzt die albanesische Bevölkerung vorherrschend ist, indem diese die Wohnsitze eingenommen hat, welche die in wiederholten großen Zügen im 16., 17. und 18. Jahrhundert nach den ungarischen Ländern ausgewanderten Serben verlassen haben. Die Landschaft Masuritza, die „berühmten" Städte Ipek, Prisren, Prischtina, Vranjan und andere mit ihrer Umgegend waren früher rein serbisch, während sie jetzt vorherrschend oder zum Theil von Albanesen bewohnt werden. Viele Ortschaften in Macedonien und Albanien erinnern durch ihre Namen an die einstigen Wohnsitze der Serben. Der serbische Weise Dositheos Obradowitsch, welcher Albanien bereiste, erklärte den Albanesen den serbischen Namen einer ihrer schönsten Landschaften „Lepa zita", d. h. „Schönes Getreide".

Die katholischen Serben, oder wie dieselben auch bezeichnet werden: Illyrer, sind in der Türkei minder zahlreich als die Orthodoxen und zerfallen in folgende Stammgenossen:

a) Bosniaken, welche den nördlichen und mittlern Theil von Bosnien, aber auch selten unvermischt bewohnen;

b) Croaten, oder die Bewohner der Herwatlick, wie die Türken ihren Antheil von Croatien nennen, etwa 60,000.

c) Morlachen, welche viel wilder und uncivilisirter als selbst die Bosniaken sind, denn sie kennen nicht einmal das Brot und begnügen sich mit Proja und Male, d. h. Mais- und Hirsefladen, mit gekochten und zu Muß gestampften Bohnen und dergl. Diese türkischen Morlachen dürften kaum mehr als 100,000 Seelen zählen.

d) Die Dalmatiner in Türkisch-Dalmatien und in der Herzegowina. Diese Katholiken haben meist Franziskaner-Ordensbrüder zu Seelsorgern, welche unter dem bosnischen Bischofe in Serajewo stehen.

Die Albanesen dürften nicht viel über anderthalb Millionen Köpfe zählen. Die Arnauten in Mittelalbanien bekennen sich zum Islam, sind daher Staatsbürger und als solche militairpflichtig und unter dem erwähnten Namen wegen ihrer Rohheit und Tapferkeit bekannt. Albanesische Räuber sind es auch meist, welche im Innern der Türkei die elenden Handelswege noch unsicherer machen und den Verkehr noch mehr lähmen. Die nördlichen Albanesen sind meist Katholiken, haben Erzbischöfe und Bischöfe und dehnen sich weithin in das slavische Gebiet aus. Die südlichen Albanesen dagegen im Epirus bekennen sich zur griechischen Kirche. Es ist bekannt, daß die Albanesen viel für ihre Unabhängigkeit gefochten haben und einige Stämme derselben leben auch heute noch ziemlich unabhängig. So die Mirditen, deren Hauptort Kroja (Ak Hissar, Weißburg) die einst berühmte Feste des Helden Skanderbeg ist. Die rohen Chimarioten, die von ihrem Hauptorte Chimara den Namen haben und gefürchtete Räuber sind. Die Sulioten mit der Bergfeste Suli, welche am griechischen Freiheitskriege sich sehr eifrig betheiligten und daher auch zu großem Theile nach Griechenland auswanderten.

Die Albanesen sind bis jetzt in den einst von Serben und Bulgaren hauptsächlich bewohnten Gebieten mit ihren Niederlassungen weit über die östliche Morawa hinaus vorgedrungen.

Eingerechnet Konstantinopel beträgt die Zahl der echten Türken, Osmanen tatarischer Abkunft, in den verschiedenen Provinzen der europäischen Türkei keine 2 Millionen, von welchen allein 600,000 in compacter Masse in Konstantinopel und dessen nächster Umgebung wohnen, die übrigen leben mehr oder weniger zerstreut in allen Provinzen, besonders in den Städten und zahlreich unter ihren slavischen Glaubensgenossen in Bulgarien und Bosnien. Daß die muselmännische Bevölkerung in neuer Zeit eher ab- als zunimmt, wie Göhlert in seinen Studien über die Bevölkerung der europäischen Türkei behauptet, wollen wir nicht in Abrede stellen, besonders wenn man die große Verarmung der Mohammedaner in der Türkei in Betracht zieht, aber die Ziffer 700,000 eigentlicher Türken oder Osmanen, welche derselbe annimmt, ist doch zu gering gegriffen. Und wenn derselbe die Osmanen zu den absterbenden Völkern in Europa zählt und meint, daß man genau den Zeitpunkt angeben könnte, bis zu welchem sie in Europa ausgestorben sein werden, falls man genaue Aufzeichnungen über die Geborenen und Gestorbenen hätte, so vergißt er doch, daß sich die Osmanen in Europa immer durch Zuwanderung aus Asien ergänzen. Daß die türkische Sprache in der Türkei die Geschäfts- und Amtssprache ist, bemerken wir nebenbei.

Inbegriffen unter den gegen 5 Millionen zählenden mohammedanischen Bewohnern der Türkei in Europa sind auch die Tataren in der Dobrudscha und in dem angrenzenden Theile Bulgariens, deren Anzahl sich aber auf keine 20,000 beläuft. Sie sind Ueberbleibsel derjenigen Tataren, deren Gebiete die Pforte nach und nach an Rußland abgetreten hat, wo ihre Stamm- und Religionsgenossen immer mehr von anderen Elementen verschlungen werden. Sie sind viel mit Türken, Wallachen, Bulgaren, Armeniern u. s. w. vermischt, da nun einmal in diesen Provinzen mit Ausnahme der Donaufürstenthümer und Thessaliens weder eine ethnographische noch kirchliche Einartigkeit vorhanden ist. Zur Vermehrung dieser Vielartigkeit sind in neuester Zeit (1864) die aus ihrem Vaterlande ausgewanderten Tscherkessen gekommen, welche von der türkischen Regierung in folgender Weise vertheilt wurden. Etwa 13,000 Familien sind in die Paschaliks von Silistria und Widdin gekommen. Fast eben so viel wurden in die Paschaliks von Nisch und Sofia dirigirt, wovon sich über 40,000 Köpfe nächst dem Amselfelde und der Stadt Prischtina sollen niedergelassen haben. Zehntausend Familien wurden gegen Sistow, Nikopol, Rustschuk und zum Theil in die Dobrudscha geschickt, so daß im Jahre 1864 und 1865 etwa 200,000, nach Anderen sogar 300,000 Tscherkessen in der europäischen Türkei als Colonisten sich niedergelassen hätten, welche Ziffer denn auch in den neuesten statistischen Berichten genau aufrecht erhalten wird. Allein es ist bekannt, daß diese Auswanderungen der Tscherkessen von der Pforte keineswegs behufs eines Colonisationsversuches angeregt worden sind, sondern letztere hat nur die Transportirung und die Aussetzung ihrer Religionsverwandten besorgt und um das fernere Schicksal derselben sich gar nicht gekümmert. So mußte es kommen, daß die Ausgewanderten in die äußerste Noth geriethen, und ein großer Theil derselben, welcher von Hunger und Krankheit nicht aufgerieben wurde, ist wieder in das Vaterland zurückgekehrt. Die Türken können demnach von diesen Niederlassungen nichts Ersprießliches erwarten.

Es giebt in der europäischen Türkei auch noch viele Armenier, Zigeuner, Juden u. s. w., allein diese wohnen nirgends in compacten Massen zusammen und es werden sich bei der unausbleiblichen Auflösung der Türkei eben nur die oben erwähnten Völker betheiligen. Ob sich die christliche Bevölkerung, je nachdem dieselbe aus Griechen oder Slaven besteht, zur Einverleibung mit Griechenland und Serbien, und die Albanesen und Bulgaren zur Gründung eigener Staaten erheben werden, dies muß natürlich erst die Zukunft lehren.

Wie die europäische Civilisation wilde Völkerstämme zu Grunde richtet.

Die Thatsache selbst unterliegt keinem Zweifel, das weiß jeder Ethnolog, und nicht bloß die Südsee liefert Beweise in Hülle und Fülle. Gewöhnlich meint man, daß Branntwein, Syphilis, Blattern und andere Krankheiten allein oder doch vorzugsweise es seien, welche so grauenvolle Verheerungen unter den „Wilden" anrichten, und ganze Völkerstämme von der Erde hinwegfegen, sie dem rettungslosen Untergange weihen. Gewiß sind es, von dem Morde durch Waffen ganz abgesehen, jene Agentien, die gleich einem Würgengel über „wilde" Völker kommen, welche das Unglück haben, mit der „Civilisation" in Berührung zu gerathen. Wir wissen, daß diese im Osten des Mississippi binnen drittehalbhundert Jahren mehr als 200 Indianerstämme völlig vertilgt hat, während jetzt das Vernichtungswerk im weiten Westen und bis zu den Gestaden des Stillen Weltmeers unaufhaltsam seinen Fortgang nimmt. Wo sind zum Beispiel die Tausende von Mönnitarries und von Mandanen geblieben, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts Lewis und Clarke und dann nach ihnen Prinz Maximilian von Neuwied am obern Missouri fanden? Sie alle erlagen den Blattern und kein brauner Mann ihres Stammes athmet heute noch, um das jammervolle Geschick zu beklagen, das über sie hereinbrach; keiner opfert mehr dem großen Geiste, welcher diese Völker untergehen ließ, blaue Tabackswolken!

Man sagt, es sei ein Gesetz des Fortschrittes, daß die „wilden Völker" zu Grunde gehen müssen, um den „civilisirten" Platz zu machen. Wir wenden dagegen nichts ein, der Gang der Geschichte von Anbeginn spricht dafür. Die Menschen führten von je, mit mehr oder weniger Raffinement oder Barbarei, und beides läuft sehr oft auf eins hinaus, einen Vernichtungskampf mit sehr verschiedenen Waffen gegen einander. Darin sind sie alle einander gleich, ob sie Heiden oder Mohammedaner, Buddhisten oder Christen seien; hier verschlagen Racenverhältnisse und Religionsformeln nichts; sie alle würgen sich unter und mit einander oder gegen einander. Die einen thun es mit nackter Brutalität, die anderen verbrämen die Sache mit Floskeln von Romantik, Heldenmuth, Ruhm, Tapferkeit und wie die schönen Ausdrücke weiter lauten.

Doch mit diesen herkömmlichen Redensarten haben wir hier nichts weiter zu schaffen und ohnehin glaubt die Welt daran. Was wir hervorheben wollen, das ist jenes tragische, dunkle, noch nicht erklärte Verhängniß, welches über so viele Stämme auch dann hereinbricht, wenn sie nicht mit der barbarischen und brutalen Seite unserer christlich-europäischen Civilisation in Berührung kommen, sondern wenn das ehrliche, redliche Wohlmeinen, die edel gedachte und väterlich geübte Fürsorge, die wahre Humanität, die echte Menschenfreundlichkeit an sie hinantritt.

Ein Walfischfahrer kommt an eine von braunen Polynesiern bewohnte Insel der Südsee. Bis dahin hat nie ein weißer Mensch das Eiland besucht oder betreten. Die Europäer oder Nordamerikaner gehen ans Land; an Bord des Schiffes herrscht keine Krankheit, alle Seeleute sind — es ist das eine Ausnahme — gesund; selbst die so verhängnißvolle Syphilis fehlt. Die weißen Männer gehen eine Woche lang mit den braunen Männern und Frauen um, der gegenseitige Verkehr ist freundlich, beide Theile sind mit einander durchaus zufrieden. Das Schiff nimmt Wasser und Nahrungsmittel ein und segelt weiter. Die Insulaner sind hoch erfreut, daß sie so manche, ihnen bisher unbekannte und doch so brauchbare Gegenstände eingetauscht haben, vortreffliche Angelhaken, blanke Messer und Scheeren, Aexte und noch allerlei andere schönen Dinge. Sie segnen ein Geschick, welches ihnen solche Männer aus weiter Ferne an ihre Küste geführt hat.

Aber nicht lange; die Freude macht bald einem Grauen und dann einer wilden Verzweiflung Platz. Die Weißen waren gesund, aber unter den braunen Leuten entstehen nach Verlauf von zwei, vier, sechs Monaten Krankheiten, die man nie zuvor gekannt. Die Kranken sterben; sie sterben in Masse, jede Familie hat ihre Opfer zu bringen. Zwar verschwindet die Seuche auf einige Zeit, aber sie kehrt nach Verlauf bald darauf wieder. Die Menschen sind von nun an verdüstert; sie wissen nicht mehr recht, was sie mit sich anfangen sollen. Sie sind — ich wiederhole die schon mehrfach im „Globus" von mir betonte Bezeichnung, weil sie mir die Sache am besten auszudrücken scheint — sie sind aus dem alten Gleichgewicht geworfen worden und können sich nicht mehr mit sich selber zurechtfinden.

Hier stehen wir einem anthropologischen Räthsel gegenüber. Es ist noch nicht erklärt worden, wie es komme, daß solche Erscheinungen ins Leben treten können und daß sie sich bei den braunen Polynesiern, nicht aber bei den schwarzen gezeigt haben. Bei jenen hat schon der bloße Contact zwischen zwei verschiedenen Racen hingereicht, um die unheilvolle Erscheinung hervorzurufen.

Doch es ist lediglich Zufall, daß der Walfischfahrer eine Insel besucht. Ihm liegen Civilisationsbestrebungen fern; er will die Ungeheuer der Tiefe harpuniren, will Thran sieden und Barten heimbringen. Dagegen kommt der Missionair, um den „Wilden", neben seiner Lehre, von welcher sie freilich nur selten und im besten Falle nur sehr dürftig einiges Wenige begreifen, seinerseits auch die „Segnungen der Civilisation" zu bringen. Das letztere ist auch durchgängig die Absicht der politischen Beamten, falls die wilden Leute Unterthanen weißer Menschen geworden sind. An dem redlichen Wohlwollen, ihnen jene „Segnungen" zu verschaffen, darf nicht im Mindesten gezweifelt werden; man meint es in der That gut und ehrlich. Jene Menschen sollen ferner keine Wilden bleiben, man will ihnen eine, wie man meint, bessere Lage verschaffen, will sie sittigen, heben, bilden, dem civilisirten Europäerthum nahe bringen; man möchte ihnen ihr Leben leichter, angenehmer, bequemer, wie man sagt, menschenwürdiger machen. Dabei geht man von wahrhaft humanen Grundsätzen aus, die Bestrebungen sind an und für sich gut und edel.

Und doch richtet man den „wilden" Menschen mit diesem ehrlich gemeinten Wohlwollen zu Grunde. Man ahnt gewöhnlich gar nicht einmal, daß dasselbe gleichbedeutend mit Vernichtung sei. Es ist ein scheinbar hartes Wort, aber es ist doch ein Wahrwort, daß unsere Civilisationsphilanthropie eine unzählige Menge von Menschen von der Erde vertilgt und ganze Völker dem Untergange geweiht hat. Sie verschlingt mehr Menschen als alle Anthropophagen unter den Negern im Nigerdelta oder sonst wo in Afrika.

In einem frühern Bande des „Globus" haben wir nach dem Bericht eines Engländers mitgetheilt, daß und weshalb die wollenen Decken, welche als „Civilisationswaare" an die Stelle der landesüblichen und herkömmlichen Bekleidung getreten sind, als ein wahres Danaergeschenk sich erweisen. Die Darstellung bezog sich auf einige Inseln der Südsee.

Jetzt finden wir in dem soeben erschienenen fünften Bande der Transactions of the Ethnological Society of London, 1867, S. 243 bis 254 einen ganz vortrefflichen Aufsatz von Gilbert Malcolm Sproat über die Indianer an der Westküste von Vancouver Island. Dieser Mann war fünf Jahre lang Beamter und Gutsbesitzer in der Niederlassung Alberni am Nitinaht-Sunde, der einen tiefen Einschnitt im Hintergrunde des großen Barclay-Sundes an der Westküste bildet. Diese letztgenannte Bucht ist auf allen Karten verzeichnet; sie liegt nördlich von dem äußern Eingange zur Juan-de-Fuca-Straße.

Im nordwestlichen Amerika ist die Zerklüftung und Zersplitterung der Stämme und Völkerschaften ungemein groß, und wir finden diese Erscheinung auch auf der Vancouver-Insel. Auf ihr leben nicht weniger als drei verschiedene Stammgruppen, deren Sprachen völlig von einander abweichen. Die eine Gruppe spricht das Quoquoulth, das man wohl auch als Fort-Rupertsprache bezeichnet; die zweite redet das Kauitschan oder Tongeith und die dritte hat die Athsprache. Die erstgenannte Sprachgruppe waltet im Norden und Nordosten vor, die zweite im Osten und Süden, die Ath an der Westküste.

Sproat's sorgfältige Beobachtungen beziehen sich auf die Ath-Indianer zwischen Pacheenah und Nespod. Er bezeichnet sie als Ath, weil alle Benennungen der einzelnen Stämme dieser Gruppe das Affixum ath haben. Die verschiedenen Stämme haben unter sich kein nationales Band, und eben so wenig eine allgemeine Bezeichnung für ihre Stammgruppe, denn der Name Mahtmahs bezeichnet nur den Begriff „die Leute“.

Diese Ath stehen in jeder Beziehung auf einer sehr niedrigen Stufe. Sie kennen keine Götzenbilder, keine Metalle, kein Hausthier und haben keine Ahnung von Ackerbau. Sie repräsentiren den eigentlichen „Wilden“, den sogenannten „Naturmenschen“ nach allen Richtungen hin. Sproat kam 1860 mit zwei Schiffen, um von dem heutigen Bezirk Alberni Besitz zu nehmen; er hatte 50 Mann Soldaten an Bord. Am nächsten Tage ließ er einen Häuptling holen, welchem er durch den Dolmetscher mittheilte, daß er, Sproat, den ganzen Bezirk der Königin von England abgekauft habe. Das mochte dem braunen Manne unverständlich sein, er erklärte seinerseits, daß er geneigt sei, das Land zu verkaufen, und Sproat gab ihm was er forderte. Hauptbedingung war, daß die Indianer sofort ihr Dorf abbrechen und fortziehen sollten. Die braunen Leute waren über das Alles unzufrieden, sie benahmen sich feindselig und nur die Furcht vor Flinten und Kanonen verhinderte einen Ausbruch. Dann zogen sie weiter ins Innere hin, wo bald nachher Sproat jenen Häuptling aufsuchte.

„Häuptling,“ sagte ich, „befindet ihr euch wohl, sind eure Frauen gesund, eure Kinder munter; habt ihr Fische und Früchte genug?“

„Ja, wir befinden uns alle gesund und haben vollauf zu essen. Aber nun wissen wir nicht, wie lange das noch dauern wird. Wir sehen eure Schiffe und hören Dinge, die unser Herz schwach machen. Man sagt, daß bald noch mehr König-Georgs-Leute (Engländer) kommen wollen; sie werden uns unser Land, unser Brennholz und unsere Fischereien nehmen. Wir sollen nur einen kleinen Fleck Landes behalten und Alles thun, wie es die König-Georgs-Leute haben wollen.“

Der alte Häuptling ahnte, was kommen werde; er war gleich von vornherein verdüstert. Eine Zeitlang benahmen sich die Indianer noch drohend, aber allmälig begriffen sie, daß sie den Fremdlingen gegenüber machtlos seien.

Wir wollen aus Sproat's Schilderung einige Züge hervorheben, um zu zeigen, wie diese „Naturmenschen“ leben. So niedrig und tief sie stehen, findet man an ihnen doch einige schätzbare Eigenschaften. Sie haben Achtung vor dem Weibe, das nicht als Sklavin betrachtet wird. Ferner zeigen sich bei ihnen gewisse, allerdings eigenthümliche Vorstellungen von Rang und Eigenthum; sodann haben sie eine Menge von Gebräuchen in Bezug auf die Stammesverhältnisse. „Ihre gesammten Zustände scheinen genau denjenigen zu gleichen, welche bei den Menschen vorkamen, die unmittelbar vor dem Steinzeitalter und dem Zeitalter der Fichte lebten, etwa dem, von welchen die Küchenabfälle in Dänemark herrühren. Mir ist klar geworden, daß die Beschaffenheit des Holzes, über welches die Menschen verfügen konnten, von großem Einfluß auf ihr ganzes Leben sein mußte. Leute in einem Knochenzeitalter, die weiches Holz besaßen, waren möglicherweise in einer bessern Lage, als jene, die nur Steine und hartes Holz zur Benutzung hatten.“

Die Ath wohnen vorzugsweise an den drei großen Sunden Nitinaht, Klaohquat und Nutka; an dem erstgenannten, also dem Barclay-Sunde, liegt die schon erwähnte Niederlassung Alberni. Auf der weiter oben bezeichneten Strecke zwischen Pacheenah und Nespod zählte Sproat mehr als 20 Stämme, die zusammen etwa 1700 streitbare Männer hatten. Während einige Stämme bis zu 100, 200, ja 400 Kriegern zählten, gab es einige, die deren weniger als 60, ja bis zu 5 herab hatten. Viele Männer sind kräftig und hübsch gebaut, manche bis zu 180 Pfund schwer; die durchschnittliche Höhe beträgt 5 Fuß 6 Zoll. Der Brauch, den Kopf platt zu drücken, ist allgemein. Hautfarbe dunkelbraun. Die Dörfer wandern, weil der Ath dem Zuge der Lachse und anderer Fische folgt; er läßt aber das Pfahlwerk der Häuser stehen und nimmt nur die Bretter mit; so kann er jene wieder benutzen, wenn er abermals an den frühern Platz kommt. Nicht selten stehen am Ufer eines Flusses Häuserreihen, die wohl eine Drittelmile lang sind; jede Wohnung hat 25 bis 40 Fuß Tiefe und 10 bis 12 Fuß Höhe. Sie werden aus Cedernholz aufgeführt.

Die Hauptnahrung sind Fische, besonders Wale, Heilbutten, Häringe, Lachs und Schalthiere. Bis vor zwanzig Jahren hatten noch wenige Handelsschiffe diese Gegend besucht und die Nahrung der Aths bestand nur in Fischen, wilden Beeren und Wurzeln; jetzt haben sie auch Mehl, Kartoffeln, Reis und Syrup.

„Dieser Wechsel in der Nahrung hat bei den Stämmen, unter welchen ich lebte, höchst nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit gehabt. Sie essen wohl auch Gänse, Enten und Hirsche, ziehen aber Fische entschieden vor.“

Die Ath haben eine sehr ausgebildete Höflichkeitsetikette, die herkömmlich ist und streng beobachtet wird. Es geht äußerst förmlich bei ihnen zu und jeder Verstoß gegen gutes Benehmen wird bemerkt; man wetteifert in Höflichkeit. „Im Vergleich zu englischen Land- und Handwerksleuten hat das Benehmen der Ath etwas Würdiges.“

Ihre Kähne sind vortrefflich gearbeitet, man möchte sagen, nach einer vollkommenen Zeichnung; das weiche und doch dauerbare Cedernholz kommt ihnen dabei sehr zu statten. Bevor sie eiserne Aexte kannten, fällten sie, ohne sich des Feuers zu bedienen, die dicksten Stämme mit einem meißelförmigen Werkzeuge, das sie aus Elenngeweihen verfertigt hatten. Sie hielten dasselbe, wie wir unsern Meißel halten, und schlugen darauf mit einem etwa zwei Pfund schweren Steine. Außerdem hatten sie eine Art von Beil und einen Bohrer, die beide noch jetzt im allgemeinen Ge-

brauche sind. Das erstere ist eine große Muschelschale, die in einem hölzernen Stiele befestigt wird. Den aus Vogelknochen verfertigten Bohrer handhaben sie anders als wir den unsrigen. Wenn man sie fragt, welche Werkzeuge sie benutzten, bevor sie die eisernen kannten, dann zeigen sie allemal dergleichen aus Knochen vor, und ihre Häuser und Kähne liefern den Beweis, was sie mit solchen Knocheninstrumenten herzustellen vermochten."

Ueber die religiösen Vorstellungen der Ath konnte Sproat wenig erfahren. Der schon erwähnte Häuptling sagte: „Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das können nur alte Indianer." Sie belügen den, welcher sie ausfragen will, um den Unbequemen loszuwerden. So viel steht indessen fest, daß sie Sonne und Mond verehren, besonders den Vollmond (hup path), und die Sonne, wenn sie im Zenith steht; doch ist der Mond die höhere Gottheit; „er antwortet auf die Gebete, welche man an ihn richtet und sieht Alles und Jedes auf der Erde." Auch Quawteaht wird verehrt; dieser hat alle Dinge gemacht und lehrte die Menschen, sich in Zeiten der Noth und Bedrängniß an Sonne und Mond zu wenden; er ist aber eine geringere Gottheit als diese beiden.

So sind die Ath. Ich komme nun auf den anfangs erörterten Gegenstand zurück und lasse den aufmerksamen Beobachter reden.

„Ich hatte früher keinen Begriff davon, wie die Civilisation auf das Verschwinden der Wilden einwirkt.

„Wir gründeten die Niederlassung Alberni. Anfangs war davon keine besondere Einwirkung auf die Eingeborenen zu bemerken; die veränderten Umstände schienen indeß ihnen gut zu thun und zu statten zu kommen. Dann und wann arbeiteten sie als Tagelöhner und kauften sich für ihren Lohn neue wollene Decken. Viele trugen auch alte Kleider, welche die Weißen abgelegt hatten und gefielen sich in solchem Staate. Man verkaufte ihnen zu niedrigen Preisen Mehl, Kartoffeln, Reis und andere Nahrungsmittel, denen sie sehr bald Geschmack abgewannen, und sie verlebten den ersten Winter nach Ankunft der Ansiedler viel bequemer und behaglicher als sie jemals vorher einen solchen zugebracht hatten.

„Erst geraume Zeit nachher zeigten sich Symptome, daß unter den Indianern, welche der Ansiedelung zunächst wohnten, eine Veränderung vorging. Ich war damals sehr beschäftigt und hatte die stufenweise, allmälige Entwickelung nicht genau verfolgt. Nun aber wurde ich aufmerksamer und fand, daß einige junge Indianer sich in widerwärtiger Weise europäisirt hatten. Die große Mehrzahl der braunen Leute betrachteten die Ansiedelung nicht mehr, wie früher, mit einer gewissen Unbefangenheit; sie hatten sich apathisch und verdüstert in ihre Dörfer zurückgezogen und brüteten offenbar über finstere Gedanken.

„Anfangs machte die Thatsache, daß sie sich von uns entfernt hielten und uns mieden, einen bedenklichen Eindruck, ich überzeugte mich jedoch bald, daß hier kein Uebelwollen im Spiele war. Die Neugier des Wilden war nun befriedigt. Jetzt war Verwirrung in seinen Geist gekommen; er fühlte seine Fähigkeiten, seine Einsicht überrascht und überwältigt, als er Dampfmaschinen, Dampfschiffe und das rastlose Treiben der weißen Menschen sah. Den civilisirten Leuten gegenüber war Mißtrauen zu sich selbst in ihn gekommen, in seine alten Gewohnheiten und Ueberlieferungen, und nun fuhr er, entsetzt und erschrocken, in sich selber zusammen, niedergeschlagen und ganz und gar entmuthigt. Er ist von Natur voller Argwohn und Mißtrauen; jetzt macht er es sich gewissermaßen zur Lebensaufgabe, Alles was die Weißen thun, scharf und prüfend zu beobachten, und besorgnißvoll darüber hin und her zu simuliren, was sie wohl eigentlich beabsichtigen. Nun verachtete er auch sein bisheriges Leben, Wesen und Treiben; auch die alten Stammesbräuche und Ceremonien wurden vernachlässigt.

„Dann stellte sich die Thatsache heraus, daß unter den Indianern Krankheiten in ungewöhnlicher Menge zum Vorschein kamen, besonders unter denen, welche in der Nähe der Niederlassungen weißer Menschen sich aufhielten. Wir konnten diese betrübende Erscheinung, für welche keine handgreifliche Ursache vorlag, nur aus der veränderten Nahrungsweise erklären, welche seit unserer Ankunft stattgefunden hatte. Branntwein, Syphilis und andere dergleichen Zerstörungsmittel waren hier nicht im Spiele.

„Die Sterblichkeit nahm zu, aber nicht etwa in Folge übermäßigen Genusses geistiger Getränke, denn ich hatte Sorge dafür getragen, daß ein solcher unmöglich stattfinden konnte. Auch geschlechtliche Liederlichkeiten kamen nicht vor. Die Wirkungen, welche eine veränderte Ernährungsweise ausübt, lagen vor, und dazu kam die stumpfe und dumpfe Verzweiflung, die gedrückte Stimmung, die Entmuthigung, welche über diese Indianer hereingebrochen ist, seitdem sie sich in der Gegenwart und in der Berührung mit einer höheren Race befanden.

„Welche Folgerungen sollen wir aus diesen Thatsachen ziehen? Es will fast scheinen, daß die Wilden verschwinden müssen." —

Es trifft sich, daß wir in demselben Bande der „Ethnological Transactions" (S. 239 bis 242) eine Mittheilung über die Eingeborenen der andamanischen Inseln finden, welche gleichfalls zur Erläuterung des eben erörterten Gegenstandes dienen kann.

Die Andamanen, ein Archipelagus im östlichen Theile des bengalischen Meerbusens, werden in unseren Tagen oft genannt, weil seit 1857 die Engländer eine Anzahl indischer Sipahis dorthin gebracht haben, deren Deportirung ihnen nach Beendigung des großen Aufstandes in Indien angemessen erschien. Sie legten bei Port Blair eine Niederlassung an und kamen nun auch in Berührung mit den schwarzen Eingeborenen, von denen man bis dahin nur sehr wenig wußte. Diese Mincopies sind in fast noch höherem oder niedrigerem Grade „Naturmenschen", als die Athindianer auf der Insel Vancouver, und sehr scheu.

Vor etwa anderthalb Jahren traf es sich, daß eine Anzahl dieser Mincopies überrascht wurden, als sie sich herangeschlichen hatten, um den Deportirten Werkzeug und Geräthschaften zu stehlen. Es gelang, sieben dieser Wilden einzufangen. Man hielt sie ein paar Wochen lang in Port Blair gefangen; einer entfloh, drei andere wurden entlassen. An den drei übrigen, die jüngere Leute waren, wollte man Studien machen, deren Ergebniß von Herrn Fytche, dem Commissair der Provinzen Tennasserim und Martaban in der eben erwähnten Mittheilung geschildert wird.

Man schaffte diese drei Wilden auf einem Dampfer nach Rangun, der Hauptstadt des britischen Pegu, stellte sie dort unter Aufsicht eines englischen Matrosen und ließ sie täglich spazieren führen. Es war aber nichts aus ihnen herauszubringen und man brachte sie dann nach Maulmän, das auf der Ostseite des Busens von Martaban liegt. Unterwegs wurden sie aufmerksam beobachtet. Den Taback liebten sie bald außerordentlich; sie zeigten auf die Tasche, in welche ein Matrose seinen Kautaback gesteckt hatte, um anzudeuten, daß sie ein Stückchen haben möchten, auch reichten sie ihre Cigarre zum Anbrennen hin.

Dem echten afrikanischen Negertypus nähern sich die Mincopies nicht so sehr an, wie man bisher wohl gemeint hat;

ihr Haar wächst in getrennten Büscheln; sie haben nicht die nach hinten hervortretenden Fußhacken des Negers, auch sind die Lippen nicht wulstig und vorstehend, die Nasenflügel nicht breit; die Haut hat Nußfarbe, nicht ein tiefes volles Schwarz. Die Verwandtschaft mit den schwarzen Völkern der hinterindischen Halbinsel und des Archipelagus und mit den Papuas auf Neuguinea ist nicht zu verkennen.

Commissair Fytche erinnert daran, wie die schwarzen Bewohner von Vandiemensland (Tasmania) nun ausgestorben seien, und wie der Erlöschungsproceß erst dann den rascheſten Fortgang nahm, als man die Ueberreste nach einer Insel in der Baßstraße gebracht hatte, um sie mit Fürsorge zu überwachen. Man gab ihnen gute Nahrung, aber andere, als sie auf Tasmanien genossen hatten, und wollene Decken. Nun stellten sich Lungenkrankheiten ein und das Aussterben ging sehr schnell. Die Tasmanier waren schwarzhäutige Menschen, die Neuseeländer sind braune Polynesier; aber auch bei ihnen ist genau dasselbe beobachtet worden. Seitdem sie unsere Nahrungsmittel genießen und wollene Decken und europäische Kleidung haben, sind auch bei ihnen in verhängnißvoller Weise Lungenkrankheiten aufgetreten, die früher bei ihnen unbekannt waren.

Auch die drei Mincopies von den Andamanen wurden lungenkrank, nachdem sie einige Monate in Maulmän mit der Civilisation in Berührung gekommen und fürsorglich behandelt worden waren. Bei dem einen trat das Leiden schon sehr deutlich hervor, bei den anderen erst in den Anfängen; dabei litten sie an Heimweh.

„Ich bin überzeugt, daß sie nicht mehr lernen, als sie bis jetzt gelernt haben, wenn wir sie auch länger bei uns behalten. Auch ist es nicht gerathen, ihre Verstandeskräfte allzu sehr anzustrengen. Sie wissen übrigens das Wohlwollen, mit welchem sie behandelt werden, zu schätzen, und es wird gut sein, wenn sie ihren Landsleuten davon Kunde geben. Wir haben sie stets gefügig und wohlgelaunt gefunden, auch zeigten sie Vorliebe für Kinder. Zu bedauern ist, daß wir kaum ein Wort ihrer Sprache ermittelt haben, deren Töne keineswegs verwirrt oder inarticulirt klingen. Es liegt das daran, daß sie jedes Wort, welches an sie gerichtet wird, nachahmen wollen; wir können von ihren eigenen Wortlauten uns nur eine Vorstellung machen, wenn sie unter sich in ihrer Sprache reden. Sie sind allerdings noch jung, aber doch schon viel zu alt, um noch etwas lernen zu können."

Der Commissair fügt hinzu, daß seine drei andamanischen Freunde in einer dunkeln, stürmischen Nacht den Versuch zum Entrinnen wagten, der ihnen auch anfangs gelang. Sie hatten am Strom einige Bretter gefunden, daraus ein rohes Floß verfertigt und waren auf demselben guten Muthes abgefahren. Als Nahrung nahmen sie eine einzige Yamwurzel mit! Man schickte drei Polizeiboote hinter ihnen her. In der zweiten Nacht war das Floß gescheitert; die drei Mincopies schwammen ans Land. Dort auf der Insel Belookwyn wurden sie von einigen Landleuten gefangen genommen und nach Maulmän zurückgebracht. Als der dortige englische Bürgermeister sie vor sich bringen ließ, klopften sie ihm vertraulich auf die Schulter, waren in der besten Laune und es fiel ihnen nicht ein, daß sie etwa unrecht gethan haben könnten. Sie waren sehr hungrig und ließen sich das Essen vortrefflich schmecken. —

Hier haben wir also Beispiele aus ganz verschiedenen klimatischen Regionen und von drei oder vier ganz verschiedenen Menschenracen, auf welche das Wohlwollen unserer Civilisation verderblich einwirkt. Athindianer in Nordwestamerika, schwarze Tasmanier, braune Polynesier und rußfarbige, papuaartige Mincopies von den Andamanen sind durch das, was bei uns zur Behaglichkeit des Lebens beiträgt, in verderblicher Weise berührt worden, und sie schreiten dem Untergange entgegen. Daran läßt sich, gegenüber dem gesteigerten Weltverkehr, der heute allerwärts hindringt, gar nichts ändern. A.

David Livingstone's Ermordung am Nyassa-See.

Es scheint kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß Afrika abermals ein Opfer gefordert hat. Livingstone soll am Nyassa-See von Zulukaffern erschlagen worden sein. Wir denken dabei unwillkürlich an Albert Roscher und Karl von der Decken, welche gleichfalls auf der Ostseite des dunkeln Erdtheils den Barbaren erlagen.

Zu Livingstone's Begleitern auf dessen frühere Reise auf dem Nyassa-See und dem Rofumastrome gehörte Dr. Kirk („Globus" X, 161 ff. und 193 ff.), welcher seit einiger Zeit britischer Viceconsul in Sansibar ist. Von ihm ist ein von dort unterm 22. December 1866 datirtes Schreiben an die Londoner geographische Gesellschaft gelangt; er sagt in demselben, daß er schon drei Wochen früher auf dem Wege um das Cap der guten Hoffnung einen Brief ähnlichen Inhalts abgesandt habe. Er meldet darin den Tod Livingstone's. „Ich gehe," so schreibt er, „auf einige Tage nach Kilwa und Mikindany, um zu ermitteln, ob hier etwas Näheres über die traurige Geschichte bekannt ist; ich will auch nachforschen, ob dort Briefe angelangt sind, die Livingstone etwa geschrieben hat, bevor er über den Nyassa ging. Am 5. December kamen neun Leute, die von Johanna gebürtig sind und zu Livingstone's Begleitern gehörten, hierher nach Sansibar. Sie berichteten, daß auf der Westseite des Nyassa-Sees, in der Zeit zwischen Ende des Juli und dem September, die Partie von einer Anzahl Mazite's plötzlich überfallen worden sei; dabei wäre Dr. Livingstone nebst etwa der Hälfte seiner Leute ermordet worden. Jenen, welche nach Sansibar gekommen sind, gelang die Flucht, weil, ihrer Angabe zufolge, sie hinter den Uebrigen etwas zurückgeblieben waren und nicht gesehen wurden. Sie alle sagen aus, daß sie dabei geholfen haben die Leiche Livingstone's noch an demselben Abende zu begraben. In den Einzelnheiten und diesem oder jenem stimmen allerdings die Aussagen der verschiedenen Leute nicht genau, aber alle ohne Ausnahme sagen aus, daß sie die Leiche gesehen haben und daß dieselbe nur eine Wunde hatte, welche von einem Axthieb in den Nacken herrührte. Ein Mann hat gesehen, wie der tödtliche Hieb fiel. Der Ueberfall geschah unvermuthet. Livingstone fand Zeit, diejenigen, welche ihm gegenüber standen, zu überwältigen; er wollte eben sein Gewehr wieder laden, als er den Hieb von hinten erhielt. Ich befürchte, daß die Geschichte wahr ist und daß wir schwerlich über nähere Einzelnheiten Kunde erhalten werden. Ich habe ausführliche Mittheilungen nach Europa abgeschickt; dieses

mein Schreiben schicke ich mit einem amerikanischen Schiffe ab, das nach Aden geht."

So weit Dr. Kirk. Wir unsererseits wollen einige Erläuterungen zu obigem Schreiben geben. Kilwa (8° 57′ südliche Breite), wohin der Viceconsul sich begeben hatte, ist die wichtigste Handelsstadt an der afrikanischen Ostküste zwischen Sansibar und Mosambik. Sie wird auch Kilwa oder Quiloa-Kibendschi genannt und von den Eingeborenen als Kitofu bezeichnet, d. h. Nabel, nämlich der Suahelikiste, weil sie den Mittelpunkt für den Handel jener Gegenden bildet. Von dort führt nach Südwesten hin eine Karawanenstraße, welche den nördlichen Rofumafluß überschreitet, nach dem Nordostgestade des Nyassa-Sees. Der Stadt Kilwa gegenüber liegt Kilwa Kisiwani, die Insel Kilwa, mit einem guten Hafen. — Das oben von Dr. Kirk erwähnte Mikindany ist eine Landungsbucht mit einem vortrefflichen Hafen. Sie liegt etwa 25 englische Meilen nördlich von der Mündung des Rofuma (Ruvuma) und ist erst durch Livingstone näher bekannt geworden („Globus" XI, S. 62).

Wir wollen kurz zusammenstellen, was bis jetzt über Livingstone's Expedition verlautete. Am 18. Mai 1866 war der Reisende am Rofuma und zwar bei der Ortschaft Ngomano, die 30 Miles oberhalb der Stelle lag, welche er auf seiner frühern Expedition von 1861 erreicht hatte. Von dort wollte er nach dem noch nicht bekannten Nordende des Nyassa aufbrechen. Das ist auch geschehen. Weiter sind von ihm selber keine Nachrichten eingelaufen. Aber im December 1866 waren nach Bombay, über Sansibar, ungünstige Berichte gekommen. Vier oder fünf der indischen Diener, welche Livingstone begleitet hatten, waren aus dem Innern an die Küste zurückgekehrt, weil das Fieber sie arg mitgenommen. Sie sagten aus, die Expedition sei zu Mataka, einer volkreichen Ortschaft, die zwei Tagereisen vom See entfernt liege, „zusammengebrochen", und alle Lastthiere, welche Livingstone aus Indien mitgebracht habe, seien gestorben. Wir fügten („Globus" XI, S. 91) hinzu, daß das in einer Gegend geschehen sei, welche Livingstone's Ansicht zufolge ein sehr gesundes Baumwollenparadies sein sollte.

Jene Ortschaft Mataka finden wir nicht auf der Karte, welche Livingstone seinem neuesten Werke (Narrative of an Expedition to te Zambesi and its tributaries; and of the discovery of the lakes Shirwa and Nyassa 1858—1861. By David and Charles Livingstone, London 1865) beigegeben hat, wohl aber ist auf derselben an der Nordostküste ein Matete mit einem Fragezeichen eingetragen und dieses wird wohl gemeint sein. An der Nordwestseite wohnen nach dem Innern hin auf dem Tafellande die Mazitu (Masitu), welche einen Stamm der weit verbreiteten Kafferngruppe bilden, die man als Zulus bezeichnet. Aus dem eben genannten Buche ersehen wir, daß Livingstone mit diesen Mazitus schon früher in unangenehme Berührung gekommen war (S. 372 ff.):

Er schildert dort die sehr stark bevölkerten Uferlandschaften, an denen dicht gedrängt ein Dorf auf das andere folge. Man staunte ihn sammt seinen weißen Gefährten wie ein Mährwunder an; man verglich die Fremden mit Chirombo, wilden Thieren, und Alt und Jung drängte sich herbei, um zu sehen, wie sie ihre Nahrung zu sich nähmen. Diese Leute waren aber keine Kaffern, sondern Neger; viele derselben sind Fischer, welchen der See reiche Ausbeute liefert. Bei Chitanda an der Westküste, zwischen 13 und 14° S., wurde er, zum ersten Mal in Afrika, bestohlen.

Dann schildert er (S. 381 ff.) den nördlichen Theil des Sees als durchaus zerrüttet und „voll von Blutvergießen". „Die Mazitu oder Masitu wohnen im Hochland und machen von dort aus Raubzüge gegen die Dörfer in der Ebene. Sie sind Zulus, kamen ursprünglich von Süden her, aus dem Binnenlande von Sofála und Inhambáne; und gehören zu derselben Gruppe, wie jene, welche alljährlich von den Portugiesen am Sambesi Tribut erheben. (Siehe „Globus" X, S. 167.) Alle Dörfer nördlich von Makambira (11° 44′ S.) waren vor einiger Zeit von diesen Räubern zerstört worden; der eben genannten Ortschaft und dem Häuptlinge von Maremba (12° S. an der Nordwestküste) hatten sie jedoch nichts anhaben können. Beide Dörfer waren mit Dickicht und Pfahlwerk umgeben, welche den Bogenschützen einen sichern Stand gewährten. Jenseit Makambira lagen manche verwesende Leichen der von den Mazitu Ermordeten. Unsere Landpartie fürchtete sich weiter zu gehen, weil sie ein Zusammentreffen mit diesen Mördern besorgte; sie hatte keinen Europäer bei sich."

Livingstone befand sich in einem Boote und unternahm einen Ausflug landein. An der Küste traf er eine Anzahl bewaffneter Mazitu, die aus dem Seeraub ein Gewerbe machten. Weiterhin fand er eine noch zahlreichere Bande solcher Leute, die das Boot verfolgten, in welchem Dr. Kirk und Livingstone's Bruder Karl saßen. Der Doctor selber hatte eine unliebsame Begegnung mit sieben Mazitus. Sie waren mit Speeren und Schilden bewaffnet und hatten phantastischen Federputz auf dem Kopfe. Ein Makololo von Livingstone's Begleitern, welcher die Zulusprache verstand, ging ihnen unbewaffnet entgegen, um ein Gespräch anzuknüpfen. Als dann auch Livingstone sich ihnen, die im Schatten saßen, näherte, verlangten sie, daß er in der Sonne sitzen solle. Als er sich darauf nicht einließ, rasselten sie mit ihren Schilden und Keulen. Dann nahmen sie wieder Platz und verlangten ein Geschenk, damit sie ihrem Häuptlinge beweisen könnten, daß sie mit Fremden, die keine Araber seien, eine Begegnung gehabt hätten. Alles was Livingstone besaß, befand sich in dem Boote; er zeigte ihnen seine leeren Taschen. Als er sein Notizbuch herausnahm, wähnten sie, dasselbe sei ein Schießgewehr und riefen, er solle es gleich wieder einstecken. Die jüngeren Leute benahmen sich sehr lästig und verlangten eine Ziege, die man ihnen nicht gab, weil man keine anderen Lebensmittel hatte. Die älteren benahmen sich vernünftiger und schienen sich vor Livingstone zu fürchten. Sie zogen dann ab und liefen die Hügel hinauf „wie schüchternes Wild." —

Das war Livingstone's erstes Zusammentreffen mit den Zulus. Wir müssen bis auf Weiteres dahin gestellt sein lassen, in welcher Weise ein feindliches Zusammentreffen mit diesen Barbaren stattgefunden hat. Livingstone's Benehmen ist oftmals nicht gerade verständig gewesen; er hatte früher schon allerlei Irrungen mit den Wilden, weil er sich in die Streitigkeiten zwischen den Mangandschas und den Ajawas am Schire mit bewaffneter Hand einmischte. Er ging von der ganz verkehrten und widersinnigen Annahme aus, daß es seine Pflicht sei, den schwarzen Sklavenhändlern so viel als möglich ihr nach europäischen Begriffen abscheuliches Handwerk zu legen. Nun sind die Greuel, welche der Sklavenraub auch in jenen südostafrikanischen Regionen im Gefolge hat, oftmals geradezu haarsträubend. Aber diese Afrikaner haben von der Sache selber eine ganz andere Vorstellung als die weißen Menschen; sie ist bei ihnen uralt und mit allen ihren Anschauungen auf das Innigste verwachsen. Wer ihnen Sklaven wegnimmt, gilt ihnen für einen Feind und Räuber, an welchem sie Vergeltung üben und Rache nehmen. Sie begreifen platterdings nicht, wie ein wildfremder Mann sich anmaßen könne und welches Recht ein solcher habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Das that aber Livingstone; er beschwor dadurch Gefahren herauf, obwohl er sich sagen konnte, daß sein Verfahren durchaus keinen praktischen Nutzen

haben werde. Die Schwarzen verstanden eben nicht, was er wollte; sie wissen nichts von „philanthropischen Grundsätzen und Pflichten“; auch lag es doch auf der flachen Hand, daß ein paar Europäer inmitten jener Barbaren an den Dingen nichts zu ändern vermochten. Aber bei dem englischen Missionspublicum machen Schilderungen solcher Vorgänge, die begreiflicherweise einseitig dargestellt und mit Humanitätsphrasen verbrämt werden, einen nicht geringen Eindruck, und von Kritik ist keine Rede. Die Mazutu sind arge Räuber und die Stämme am See werden wohl viel von ihnen zu leiden haben. Wir wollen hoffen, daß Livingstone beiden Theilen gegenüber verständiger zu Werke gegangen sei, als er bei den Ajawas und Mangandschas gethan hat. Sein Tod würde sich erklären, wenn er sich in die inneren Streitigkeiten gemischt hätte. Auf keinen Fall war das letztere die Aufgabe oder die Pflicht eines Entdeckungsreisenden. —

Wir lesen soeben, daß in der Londoner geographischen Gesellschaft am 11. März ein Schreiben des Herrn Roderich Murchison verlesen wurde; der bekannte Geolog giebt die Gründe an, aus welchen man den Tod Livingstone's bezweifeln könne. Dieselben sind im Wesentlichen folgende:

Die neun Begleiter Livingstone's, welche nach Sansibar zurückkamen, sind Mohammedaner von den Comoro-Inseln. Reisende versichern, daß solche Leute wohl ihren Chef verlassen haben können, wenn sie sich vor den wilden, heidnischen Eingeborenen am Ufer des Sees fürchteten; sie können sich dann unter einander über das verabredet haben, was sie aussagen wollten. In ihrer Erzählung ist einiges nicht recht verständlich. Sie behaupten in einem Walde versteckt gewesen zu sein und doch beschreiben sie den Angriff auf Livingstone, den sie gesehen haben wollen, umständlich. Sie wollen Livingstone begraben haben, aber sie brachten nichts von seinen Sachen zurück, kein Notizbuch, keine Haarlocke. —

Murchison vergißt hier, daß Dr. Kirk ausdrücklich betont, die Aussagen der Johannaleute stimmen in diesem oder jenem nicht genau überein; das würde also die Annahme einer gemeinsamen Verabredung mehr oder weniger ausschließen. Wenn Murchison weiter und ganz richtig bemerkt, daß schon manche Afrikareisende todtgesagt worden und doch wieder zum Vorschein gekommen seien, so läßt sich daraus nicht schließen, daß in Bezug auf Livingstone ein Gleiches der Fall sei.

Hoffen wir, daß er noch am Leben sei und daß es gelinge, über die dunkelen Vorgänge ins Klare zu kommen. Wir haben oftmals nachgewiesen, daß der Mann ein beschränktes Urtheilsvermögen hatte, daß ihm kritischer Sinn abging und daß seine wissenschaftliche Ausbildung eine dürftige war. Auch steckte er voll von Missionsgrillen und was in England damit verbunden zu sein pflegt, von Phantasien über ein afrikanisches Baumwollenparadies. Sodann kokettirte er in seinem letzten oben angeführten Buche auf eine widerwärtige Weise mit jenen Pseudophilanthropen und Patentfrommen, welche in der Exeterhalle zu London und anderwärts ihr unerquickliches Wesen treiben.

Aber bei allen diesen Fehlern hat sich Livingstone unsterbliche Verdienste erworben. Sein Unternehmungsgeist, sein Muth, seine Ausdauer und seine Begeisterung reißen uns zur Bewunderung hin. Er hat uns einen großen Theil des südäquatorialen Afrika erschlossen; er durchwanderte das große Festland in dessen ganzer Breite von San Paulo de Loanda in Angola bis nach Kilimane an der Mündung des Sambesi, nachdem er von der Capregion aus durch das Land der Betschuana-Makololos in das Gebiet der schwarzen Makalakavölker und der Lundastämme gezogen war. Durch ihn kennen wir Manches über die hydrographischen Verhältnisse jener Regionen, und auch viele seiner ethnologischen Darstellungen haben Werth, vorausgesetzt, daß man sie kritisch behandelt. Die Portugiesen bezeichnen jetzt das Land, welches der Sambesi durchströmt, als Zambezia; man könnte die ganze Region im Norden des 20° S. besser Livingstonia nennen, nach dem Manne, auf welchen, wenn er durch schwarze Barbaren gefallen ist, das Wort des Dichters paßt: Magnis excidit ausis*)! **A.**

*) Die Londoner Blätter vom 15. März bemerken, daß Dr. Gilland vom Esser County Asylum einen aus Sansibar vom 7. Januar datirten Brief erhalten habe, welcher Livingstone's beiläufig erwähnt, aber kein Wort über dessen Tod enthält. Sie wollen aus diesem Umstande den Schluß ziehen, daß die Nachricht vom Tode des Reisenden ungegründet sei.

In der „Times“ vom 19. März sagt Murchison, er habe nun Dr. Kirk's ausführliches Schreiben erhalten. „I can now scarcely kling to the hope, that my dear friend is still be alive.“ — Wir kommen in der nächsten Nummer auf den Gegenstand zurück. — An der Aussage der Johannaleute fällt uns auf, daß sie behauptet, Livingstone sei mit einer Axt erschlagen worden, während Hauptwaffe der Mazitus nicht die Axt, sondern die Hassagaye ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die gefangenen Europäer in Abyssinien.

Das Drama, welches König Theodoros in Scene gesetzt hat, spielt noch immer fort und der Schluß ist nicht abzusehen. Alle Bemühungen der englischen Regierung, die Freilassung der Eingekerkerten zu bewirken, sind vergeblich gewesen; auch der jüngste Versuch des Obersten Meriweather ist gescheitert. Die neuesten Nachrichten gehen bis zum December 1866. Der König hatte den Missionair Flad freigegeben, damit dieser ihm europäische Handwerker, namentlich Feuer- und Waffenarbeiter, schicke. Flad übermittelte nun von Massawah aus die Abschrift eines Briefes, welchen Königin Victoria an Theodoros geschrieben; er hatte demselben eine Uebersetzung in amharischer Sprache beigefügt. Am 19. December überschickte der König eine Abschrift des englischen Textes nach Amba Magdala, wo sich die Gefangenen befinden. Er ließ denselben allerlei Complimente sagen und zugleich mittheilen, daß er demnächst in Person dort erscheinen werde, um mit Herrn Rassam Rücksprache über die Antwort zu nehmen, welche er der britischen Königin zu geben gedenke. Der Brief der letztern war in sehr versöhnlichem Sinn abgefaßt, aber dabei auch so, daß ein verständiger Monarch nicht umhin gekonnt hätte, dem darin ausgesprochenen Wunsche Folge zu geben. Nach ein paar Wochen kam aber Theodoros wieder auf seine alten Grillen zurück. Am 7. Januar erhielt Rassam von ihm aus dem königlichen Feldlager ein Schreiben, das für die britische Regierung bestimmt war. Diese, so sagt er, habe ihn an die Türken verrathen und überhaupt ein Benehmen gezeigt, das ganz verschieden sei von seinem eigenen offenen Charakter und seinem rechtschaffenen Verfahren! Er erwähnt dann, daß er die Gefangenen aus ihrem frühern Gewahrsam nach Amba Magdala habe abführen lassen, wo sie sich in seinem eigenen Hause befänden und mit aller Gebühr behandelt würden, — er verschweigt aber, daß er sie in Ketten hält! Am Ende des Briefes bemerkt er dann, daß er die von der englischen Regierung für ihn bestimmten Geschenke und Handwerker möglichst bald zu bekommen wünsche. Das war naiv genug. — Gleich am folgenden Tage wechselte die Scene abermals; es kam wieder ein Schreiben aus dem königlichen Lager an Herrn Rassam, in welchem Theodoros seinen höchsten Respect vor der britischen Königin und England ausdrückt.

Aber auch hier giebt er seinen wunderlichen und verbohrten Ansichten starken Ausdruck; er vergleicht Victoria mit Hiram von Tyrus und sich selber — mit König Salomo. Hinterher recapitulirt er dann die Beschwerden, welche er gegen Rassam, Cameron und überhaupt alle gefangenen Europäer zu haben glaubt, und zuletzt folgen wieder Anschuldigungen gegen die englische Regierung und — die Türken; diese beiden macht er für Alles, was geschehen sei, verantwortlich. Bei alledem verlangt er nochmals schleunige Uebermittelung der Geschenke und der Handwerker, läßt aber kein Wort darüber verlauten, daß er die Gefangenen freilassen werde.

In einem Blatte wurde die Frage aufgeworfen, weshalb man „mit dem Barbaren nicht kurzen Proceß mache?" Wer so fragen kann, weiß von den abyssinischen Verhältnissen nichts. Ein Krieg gegen Theodoros liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit. Sobald ein solcher begönne, würde der Halbbarbar gewiß und wahrhaftig „kurzen Proceß" mit den Gefangenen machen, und ihr Leben wäre dann keinen Strohhalm werth. Es kommt aber eben darauf an, jene Unglücklichen zu retten. Mit Gewalt kann man sie ihm nicht entreißen und bei einem Krieg in einem solchen Lande wäre rein nichts zu gewinnen. Unter den Türken, das ist uns klar, versteht Theodoros die Aegypter. Diese haben mehrfach von ihrem Sudan, namentlich von der Provinz Taka aus, Ansprüche auf nordabyssinisches Grenzland erhoben, welches Theodoros als einen Zubehör seines Reiches betrachtet. Er hegt tiefes Mißtrauen gegen den Vicekönig Aegyptens, von welchem er Uebergriffe befürchtet. Dieser Argwohn hat sich in der neuesten Zeit noch gesteigert, und zwar, wie für uns gar keinem Zweifel unterliegt, aus folgenden Ursachen. Bis 1865 gehörten Suakin und Massawah, die beiden Haupthäfen an der Westküste des Rothen Meeres, dem Sultan; dieser trat sie dann an den Vicekönig von Aegypten ab. Massawah ist der einzige Hafen vor der abyssinischen Küste und nun in den Händen derjenigen Macht, welche auch von Norden her Ansprüche erhoben hat. Bei den Unterhandlungen über die Abtretung Massawahs war die englische Regierung in Konstantinopel thätig und davon ist ohne Zweifel Theodoros unterrichtet. So erklärt es sich, daß er die „Türken" und die englische Regierung zusammenwirft. In England versteht man den Orient nur sehr wenig. Man sollte Werner Munzinger's „Ostafrikanische Studien" lesen. Wir haben früher im „Globus" aus diesem vortrefflichen Buche den Abschnitt über die „Gegensätze vom Morgenland und Abendland" mitgetheilt.

Die Nordpolarreise des Amerikaners Hayes.

Dieser unternehmende Mann hat sich vergeblich bemüht, bis in das vermeintlich offene Polarmeer vorzudringen. Wir haben seiner Bemühungen im „Globus" dann und wann erwähnt; jetzt eben ist sein Werk: „The open Polar sea: a narrative of a voyage of discovery towards the North Pole, in the Schooner United States, London 1867," erschienen und in englischen Blättern angezeigt und besprochen worden.

Dr. Hayes gedachte die Entdeckungen Kane's weiter zu führen; er glaubte an das offene Polarmeer, welches Morton gesunden haben wollte; es kam also darauf an, vom Smith-Sunde aus weiter nach Norden in dieses Meer vorzudringen und wo möglich bis zum Nordpole zu gelangen. Der kleine Schooner „United States", von nur 133 Tonnen Tragfähigkeit und 14 Mann an Bord, verließ Boston am 6. Juli 1860 und kam im October 1861 dorthin zurück. Er war am 12. August 1860 zu Upernavik an der grönländischen Westküste, wo er einige Eskimos als Dolmetscher, Jäger und Hundetreiber an Bord nahm und segelte dann weiter nach Norden. Unterwegs traf er „Eisungeheuer" und unter diesen einen schwimmenden Berg, der wohl dreiviertel Miles lang und eben so breit war; derselbe hatte über dem Wasserspiegel eine Höhe von 315 Fuß und enthielt mindestens 27,000 Millionen Cubikfuß; sein Gewicht muß mehr als 2000 Millionen Tonnen, jede zu 20 Centner, betragen haben. Das kleine Schiff gerieth in manche Gefahren, denen es nur mit großer Noth entkam, und drang zum Ueberwintern bis in die Hartsteinbai vor, in den sogenannten Foulkehafen. Hinter demselben thürmten sich die Gebirge von Westgrönland auf; sie sind von tiefen Schluchten durchbrochen und in diesen fanden die Jäger viele Rennthiere. Sie zogen daraus den Schluß, daß das innere Grönland im Stande sei, Thiere zu ernähren. Von dem Winterhafen aus unternahm Dr. Hayes eine Wanderung über das „Eismeer", einen gewaltigen Gletscher, welcher mit dem Humboldtgletscher in Verbindung steht. Die Kälte war bei heftigem Sturme ungemein empfindlich, Hayes aber zog 70 Miles weit über das Eis, in einer Höhe von mehr als 5000 (?) Fuß über dem Meere. So weit sein Auge reichte sah er nichts als eine eisige Sahara. Trotz aller Schwierigkeiten stellte er Messungen und astronomische Beobachtungen an, die er im Juli 1861 wiederholte. Dieser Eismeergletscher rückt an jedem Tage um etwa 100 Fuß vorwärts, denn eine gewaltige gefrorene Fluth dringt von Westgrönland aus ununterbrochen nach abwärts.

Bemerkenswerth erschien, daß am 14. November der Wind, obwohl er 24 Stunden lang aus Nordost kam, doch eine wärmere Temperatur brachte. Das Thermometer, welches bislang 40° F. unter Null gezeigt hatte, stand nun auf $4^1/_2$°. Man will daraus günstige Schlüsse für das Dasein eines offenen Polarmeeres ziehen. Sehr unangenehm war der Umstand, daß unter den Hunden eine Seuche ausbrach und fast alle hinwegraffte. Hayes' Begleiter, der Astronom Sonntag, unternahm das Wagniß, nach der Northhumberlandinsel zu gehen, um von den dortigen Eskimos Hunde zu kaufen; er erreichte diesen Zweck, aber auf Kosten seines Lebens. Nun konnte Hayes eine Schlittenreise machen und fuhr am 16. März 1861 den Smithsund hinauf; halbwegs aber waren fast alle seine Begleiter krank und völlig abgemattet. Die Kälte drang bis in das innerste Mark hinein und sie mußten nach dem Foulkehafen zurückkehren; Hayes aber setzte mit nur drei Begleitern und vierzehn Hunden seinen Zug bis zum Grinnell-Lande fort. Das Eis erfuhr, je weiter er kam, einen starken Druck in Folge einer Meeresströmung, die nach Süden ging. An manchen Stellen lagen Eisblöcke von 30 bis 60 Fuß Höhe auf dem Ufer. Im Grinnell-Lande, also an der Westseite des Smithsundes, hat Hayes keine Gletscher gefunden. Ein weiteres Vordringen war unmöglich, weil das Eis nicht mehr Stärke genug hatte, die Schlitten zu tragen. Bevor Hayes umkehrte, bestieg er einen etwa 800 Fuß hohen Hügel, von welchem ab er ein Vorgebirge erblickte, das ihm zufolge unter etwa 82° 30′ N. liegt, also noch 450 Miles vom Nordpol entfernt. Auf dem Hügel errichtete er einen Steinhaufen (Cairn) und legte unter demselben einen Bericht nieder, mit den Angaben, daß er von seinem Winterhafen aus nach einer mühseligen Wanderung von 46 Tagen bis an die Küsten des Polarbeckens und an den nördlichsten Punkt auf dem Lande gekommen sei (81° 35′ N.), welchen jemals ein Mensch erreicht habe. Parry ist auf dem Meereise bis 82° 45′ N. gekommen.

Am 3. Juni 1861 war Hayes wieder auf seinem Schooner, den er zu sehr beschädigt fand, als daß er mit demselben eine Fahrt auf dem Polarmeere noch hätte wagen können. Er geht jetzt mit dem Plane um, am Foulkehafen eine arktische Colonie zu gründen, weil es dort an Wild nicht fehlen werde. Diese Colonie würde dann den Punkt bilden, von dem aus man durch den Smithsund in das „offene Polarmeer" dringen und dasselbe erforschen könne.

Handelsverkehr zwischen Tripolis und Inner-Afrika.

In der Oase Ghat zu Suk el Kebir wird in jedem Jahre vom September bis zu Ende Novembers ein großer Markt abgehalten, auf welchem Waaren aus vielen Gegenden der Sahara und des Sudan zusammenströmen. Im Jahre 1866 konnte aber derselbe nicht abgehalten werden, weil ein Krieg unter verschiedenen Stämmen der Tuareks ausgebrochen ist; diese aber sind Herren des Gebietes zwischen Ghat und dem Niger. Der Markt von Suk el Kebir ist von nicht geringer Bedeutung. Im Durchschnitt kommen dort in jedem Jahre an 30,000 beladene Kameele an aus Aegypten, vom tripolitanischen Hafen Bengazy am Mittelmeer, aus der Hauptstadt Tripoli, aus dem südlichen Algerien, aus der Oase Fessân, aus Marokko, Timbuktu und anderen Regionen des Sudan. Als Austauschmünze gilt der Real Ghati, der etwa 5 tunesische Piaster oder 3 Franken 30 Centimen repräsentirt. Die ganze Region nach dem Sudan hin ist auch der Räuber wegen unsicher. Hauptgegenstände dieses afrikanischen Handelsverkehrs sind: Getreide, Wolle, Baumwolle; dann In-

digo, der in manchen Gegenden des Sudan wild wächst, Goldstaub, Gold in Barren, Straußfedern, Elfenbein, Wachs, Gummi, Benzoin, trockene und gegerbte Häute und Felle wilder Thiere. Manche mohammedanische Kaufleute, welche den Handel nach Innerafrika in den Händen haben, sind mit ihren Geschäften sehr zufrieden, weil sie während der letztverflossenen Jahre große Profite machten. In vorderster Reihe stehen die Ghadamsier, Kaufleute aus der Oase Ghadames; für ihre Rechnung werden vorzugsweise die Karawanen befrachtet, welche von Tripolis nach Ghat, Kano, Tuat und Timbuktu gehen. Die europäischen Kaufleute in den Hafenplätzen geben den Ghadamsiern einjährigen Credit und werden in den eben erwähnten Landeserzeugnissen bezahlt; die definitive Abrechnung findet in türkischer Münze statt. Die Hauptartikel, welche auf solche Weise nach dem Sudan befördert werden, sind sogenannte maltesische Baumwollenwaaren, Thibets, venetianische Glasperlen, Papier, verschiedene Seidenwaaren, kleine Spiegel, deutsche Eisen- und Stahlwaaren ꝛc., und aus dem Innern bringen die Karawanen auch Elephantenzähne, Straußfedern, Kelab-Häute (d. h. von wilden Büffeln) und Sennesblätter. — Tripoli steht eigentlich unter der Herrschaft des Sultans von Konstantinopel; doch haben die Engländer auf Alles, was dort geschieht, einen entscheidenden Einfluß. Als sie besorgten, daß die Ghadamsier, denen die Franzosen große Versprechungen machten, mit ihren Waaren den Weg, statt nach Tripolitanien, nach dem südlichen Algerien nehmen könnten, bewogen sie den Sultan, den Zoll für diese Kaufleute herabzusetzen; früher mußten dieselben 13 bis 14 Procent zahlen, jetzt hat man die Transitabgabe auf 2 Procent herabgemindert und gewährt dem Verkehr alle möglichen Erleichterungen.

Die chinesische Handelsstadt Mao Tschu. Bisher hat man wenig oder nichts von derselben gehört, sie ist aber in unseren Tagen von Belang geworden. Mao Tschu liegt im südlichen Theile der Provinz Tschi li, also jener, welcher auch die Hauptstadt Peking angehört. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts rebellirten die Einwohner. Zur Strafe wurden die Mauern abgebrochen und die Stadt sollte fortan nur noch als offener Flecken gelten. Gerade dadurch wurde ihr Gedeihen befördert, denn es zogen sich nun viele Kaufleute dort hin, und heute werden auf dem Jahrmarkte zu Mao Tschu Baumwollen-, Seiden- und Posamentirwaaren in großer Menge abgesetzt. Vom 15. Mai bis 15. Juni sind alle Bazare mit chinesischen Baumwollenzeugen förmlich vollgepfropft. Die Stoffe werden derart verkauft, daß sie lange, schmale Streifen bilden, deren Muster aneinander passen. Auch Gewebe von Kameelhaar kommen in Menge auf den Markt; sie werden in der Stadt Hang tschui fabricirt; diese liegt nur wenige Meilen von Mao Tschu entfernt.

Der Hafenplatz von Massawah im Rothen Meere vor der Küste Abyssiniens, 14° 34' nördl. Breite, etwa 500 Miles von der Bab el Mandeb und 400 Miles von Aden, ist nach Dschiddah der wichtigste Seeplatz an jenem Meere und hat einen recht guten Hafen. Die jährliche Handelsbewegung beträgt etwa 6 Millionen Thaler. Aus dem Innern, also aus Abyssinien, namentlich aus Gondar, Tigre, den Gallaländern und aus noch entfernteren Gegenden her kommen Karawanen mit allerlei Landeserzeugnissen; auch unterhält der Platz Schifffahrtsverkehr mit Suez, Kosseir, Dschiddah, Aden, Bombay und der Ostküste von Afrika. Wir erwähnen Massawahs hier, weil wir eben in einem geographischen Werke lasen, daß Stadt und Insel dem türkischen Sultan gehöre; das war allerdings bis 1865 der Fall. Der Padischah sandte von Stambul eine Besatzung nebst einem Gouverneur; in dem eben genannten Jahre hat er jedoch an die ägyptische Regierung die ganze Küste zwischen Suez und Massawah abgetreten.

Die Colonie Südaustralien hatte am 26. März 1866, laut der amtlichen Volkszählung, 165,531 Seelen, davon 85,822 männliche und 78,343 weibliche; dazu kamen noch 1366 Fremde. Die Zunahme betrug gegen 1861 nicht weniger als 37,335 Köpfe.

Die Kuli-Einwanderung in Westindien dauert fort, weil die Pflanzer der fleißigen Asiaten nicht entbehren können und die freien Neger träge sind oder sich zur Arbeit nicht herbeilassen. Der „Friend of India" weist nach, daß im Jahre 1865 auf den britischen Antillen 5975 indische und 2758 chinesische Kulis eingeführt worden sind; davon kommen etwa 500 auf Britisch Honduras, 3000 auf Trinidad und die übrigen zumeist auf Britisch Guyana. Regelmäßig und in ein förmliches System gebracht ist die indische Kuli-Einwanderung nach Mauritius, der schönen Zuckerinsel im Indischen Ocean, wohin in jenem Jahre nicht weniger als 20,270 Kulis geschafft wurden, während 3621, welche ihre Vertragszeit ausgehalten hatten, mit erübrigten Geldern in ihre malabarische Heimath zurückkehrten.

Die Russen an ihrer südasiatischen Grenze entfalten bekanntlich eine preiswürdige Thätigkeit. Wir haben schon früher gemeldet, daß Mitglieder des topographischen Corps die Kirgisensteppe und überhaupt die Region der sibirisch-chinesischen Grenze aufgenommen haben. Sie verzeichneten die Karawanenstraßen, untersuchten den nördlichen Theil des Tarbagataïgebirges ꝛc. Sie haben eine Karte entworfen, und sobald dieselbe veröffentlicht worden ist, können wir die Aufnahme übersehen, welche nicht weniger als 300,000 Quadratwerst umfaßt. Die Grenze ist vom großen Weltmeer im Osten bis zum Kaspischen Meer, von Korea und dem Ussuri bis zum Usturt, bis nach Chorassan und Türkistan genau verzeichnet.

Das Grenzland zwischen Birma und China, also die Nordostgegend des erstgenannten Landes, soll im Auftrage der englisch-ostindischen Regierung genau erforscht werden. Sie hat zwei Offiziere ernannt, welche zunächst eine praktikable Straße ausfindig machen sollen. Sodann hat sie einen Offizier nach Leh, der Hauptstadt von Ladakh, gesandt; er soll dort als Resident wohnen und sich dort alle Mühe geben, Handelsverbindungen mit Khotan und wo möglich auch mit Yarkend anzuknüpfen.

Die Canadian Dominion. Mit dieser Benennung wird der Bundesstaat bezeichnet, welcher die bisherigen Provinzen West- und Ostcanada, Neuschottland und Neubraunschweig umfassen soll. Die Einkünfte betrugen im letzten Finanzjahre 15,309,840 Dollars, wovon 12,432,748 auf Canada, 1,665,071 auf Neuschottland und 1,212,021 auf Neubraunschweig entfallen; Ausgaben 14,391,367, wovon für die Miliz 1,947,476. Schulden 77,550,000, wovon auf Canada 62½, Neuschottland 8, Neubraunschweig 7 Mill. Dollars kommen. Die Schifffahrtsbewegung betrug 1866 nicht weniger als 5,316,316 Tonnen. Rhedereien: Canada 230,429, Neuschottland 403,409, Neubraunschweig 309,695 Tonnen.

Wachsthum der Stadt Neuyork. In materieller Entwickelung schreiten die Vereinigten Staaten von Nordmerika fort, während sie in politischer Hinsicht sich immer mehr von den guten Traditionen Washingtons und Jeffersons entfernen. Neuyork ist binnen wenigen Jahrzehnten die bedeutendste Stadt der westlichen Erdhälfte geworden und ihr Wachsthum hat etwas Fabelhaftes. In der historischen Gesellschaft zu Neuyork gab darüber Herr Oswood einige Notizen. Im Jahre 1801 konnte man ein sehr behagliches Haus für 200 Dollars miethen und mit 750 Dollars kam eine anständige Familie recht gut aus. Jetzt bedarf sie, um in ähnlicher Weise zu leben, 8000 bis 10,000 Dollars. In Bezug auf literarische Regsamkeit und Buchhandel waren Philadelphia, Boston und Charleston in Südcarolina voraus, doch nahmen die Dinge bald eine andere Wendung, hauptsächlich durch die Einwirkung des Dampfes und die Vollendung des Eriecanals, welche in das Jahr 1825 fällt. Im Jahre 1801 betrugen die städtischen Steuern 17,000, jetzt 17,000,000 Dollars. Die Stadt hatte zu Ende 1866 nicht weniger als 50,000 Wohngebäude; sie lieferte 1865 an Manufacturproducten für 159,000,000 Dollars und mehr als 100,000,000 Dollars wurden in den Zollhäusern bezahlt. Wenn die Bevölkerung in der bisherigen Weise anwachsen könnte, würde sie im Jahre 1900 nicht weniger als 4,000,000 Köpfe betragen. Herr Oswood gab in dem neuen, auf das Soldatenwesen gerichteten Geschmacke der Yankees noch folgende Notizen: „Wir haben in der Stadt 2½ Regimenter Kesselschmiede, 4 Regimenter Fleischer, 1½ Regimenter Mäkler, 3 Regimenter Schuhmacher, 4½ Regimenter Fuhrleute, 17½ Regimenter Hand-

lungsdiener, $1/2$ Regiment Geistliche, $9 1/2$ Regimenter weibliche Kleiderverfertiger, 1 Regiment Ingenieure und (leider) auch $1 1/2$ Regimenter Advocaten. Die Zahl der selbständigen Kaufleute beträgt reichlich 6 Regimenter, an Musikanten wäre ein vollständiges Regiment aufzustellen. Dazu kommen 33 Regimenter Dienstboten, und die Schneider können 10 Regimenter bilden. Zahl der Schulkinder 100,000; so hoch beläuft sich auch die Zahl der Armen.

Die Pensionsliste in den Vereinigten Staaten von Nordamerika figurirt im Budget mit 33 Millionen Dollars; das ist so viel, wie einst die ganze preußische Armee kostete. Der Unterjochungskrieg gegen den Süden ist theuer gewesen. Die Zahl der Pensionaire beträgt 126,722 Köpfe.

Die Neger in Philadelphia.

Die Negromanen in der Quäkerstadt geben sich alle Mühe, ihren schwarzen Lieblingen womöglich eine gewisse Art von gesellschaftlicher Gleichstellung auszuwirken, stoßen aber dabei auf ernstliche Hindernisse. Man macht im Norden viel Wesens mit human klingenden Redensarten, aber, wie Schiller sagt, „hart im Raume stoßen sich die Sachen." Als neulich in dem erzabolitionistischen Yankeestaate Connecticut eine Irländerin einen Schwarzen heirathete, that die Gemeinde diesem kund zu wissen, daß er den Ort zu verlassen habe. Man wollte solch eine „Abomination" nicht mit ansehen. In anderen Städten ist viel Streit wegen der Frage, ob man die Neger in den Omnibus und in den Wagen der Straßeneisenbahnen zulassen solle, oder ihnen wie bisher abgesonderte Coupés einzuräumen habe? Der Gründe, weshalb man die „amerikanischen Bürger afrikanischer Abkunft" gern von sich fernhält, sind mehrere; einen davon bildet jener eigenthümliche „afrikanische Parfüm", den man in Brasilien als Catinga bezeichnet, diese Hautausdünstung, welche wie ein Gemisch von verfaultem Fleisch und Knoblauch riecht. Sie ist nicht bei allen Negern gleich stark, aber sie ist vorhanden und dem weißen Menschen nicht angenehm. Diese Eigenthümlichkeit wird namentlich im Sommer und im Winter in warmen Zimmern eine Annäherung beider Racen sehr erschweren. Nun hatten im Jahre 1865 in Philadelphia etwa 20 Gleichheitsphilanthropen sich zusammengefunden, um auszuwirken, daß die Neger in denselben Wagen mit den Weißen Zulaß fänden. Sie machten den Directoren der 19 verschiedenen Omnibusse und Straßeneisenbahn-Compagnien die Aufwartung und brachten ihr Begehren vor. Diese erklärten, die Frage einer Abstimmung der Fahrgäste anheimzugeben, wie das amerikanischer Brauch ist; es stellte sich heraus, daß eine ungeheure Mehrheit die Dinge beim Alten lassen wollte. Als bald nachher ein Neger sich in einen Wagen der Weißen eingedrängt hatte, kam ein Polizeimann und holte ihn heraus. Darüber beschwerten sich die Gleichheitsphilanthropen beim Bürgermeister und verlangten von diesem Abhülfe; sie fragten ob die Polizei auf seine Anordnung so verfahre. Der Bürgermeister, obwohl der radicalrepublikanischen Partei angehörend, entgegnete trocken: „Nicht auf meine Anordnung, Gentlemen, aber mit meinem Wissen und meiner Einwilligung. Ich bin ganz und gar nicht Ihrer Ansicht, Gentlemen. Ich wünsche nicht, daß die Ladies meiner Familie in einem und demselben Wagen mit Negern fahren, Gentlemen." Diese Gentlemen brachten dann ihr Anliegen an die Staatslegislatur, welche dasselbe dem Eisenbahnausschusse übergab. Dieser wies die Bittsteller ab. Sie wandten sich dann an die Gerichte, bei denen sie sieben Fälle anhängig machten, in welchen Schwarze aus Omnibus ꝛc. hinausgeworfen worden waren. Die Gerichte alle erklärten, daß sie die Sache „ignoriren" müßten. So standen die Sachen am Ende des Jahres 1866. Die Gleichheitsphilanthropen haben eine Flugschrift herausgegeben, in welcher sie den ganzen Hergang erzählen. Sie erklären, es sei ihr ernstes Bestreben, auch schwarzen Kindern in den Schulen der Weißen Einlaß auszuwirken, doch sei dazu nur geringe Hoffnung. Auch beklagen sie Folgendes. Am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, paradirten wie gewöhnlich die Soldaten und Milizen. Die Frage, ob auch die Neger mit paradiren dürften, wurde vom Militaircommando mit 13 gegen 3 Stimmen verneint; auch erklärten die Offiziere des 71. Regimentes, wenn Negertruppen mit auszögen, würde ihr Regiment nicht ausrücken und sie würden ihre Fahne nach der Hauptstadt Harrisburg schicken. Im Invalidenhause zu Philadelphia sind 160 weiße Soldaten; sie wollen um keinen Preis mit den sieben Negerinvaliden zusammenwohnen; diese befinden sich in einem ganz abgesonderten Flügel. Die Gleichheitsphilanthropen sagen: „Ist es nicht hart, alterprobte Abolitionisten zu finden, welche sich einst alle Mühe gaben, farbige Regimenter auf die Beine zu bringen, jetzt aber uns jede Mitwirkung verweigern, den Unterschied zwischen den beiden Racen zu beseitigen. Ja, für die Abschaffung der Sklaverei, die freilich fern von ihnen im Süden stattfinden sollte, waren sie thätig, aber hier in Philadelphia handelt es sich allerdings um persönliche Berührung." In Neuyork läßt man Neger in den Omnibus ꝛc. zu, sie lassen es sich aber, aus guten Gründen, nur selten einfallen, diese Erlaubniß zu benutzen. Aber Philadelphia hat mehr Neger als irgend eine Stadt im Norden und „fürchtet jede Amalgamation mit ihnen". In Boston kommt auf $77 2/3$ Weiße nur 1 Farbiger, in Neuyork 1 auf $63 1/2$, aber in Philadelphia 1 auf $24 1/2$ Weiße. „Die Anziehungskraft des weißen Menschen zum Neger verhält sich direct wie das Quadrat der Entfernungen." Und nun will der widersinnige Radicalismus des Nordens dem Süden, wo der dritte Mensch ein Farbiger ist, nicht bloß die politische, sondern auch die bürgerliche und gesellige Gleichstellung der Neger aufzwingen!

Abzug von Edelmetallen aus Europa. Wir haben den wichtigen Gegenstand schon mehrmals in diesen Blättern erörtert; jetzt liegen uns Angaben über das Jahr 1866 vor. Der Orient verschlingt nach wie vor gewaltige Summen und giebt wenig zurück. Die Peninsular and Oriental Company versandte auf ihren Dampfern für 477,275 Pf. St. Gold und 2,374,314 Pf. St. Silber allein von England aus. Außerdem hat sie aus den Häfen des Mittelländischen Meeres nach dem Orient gebracht für 536,497 Pf. St. Gold und 3,071,135 Silber. Von dem Golde gingen 427,918 Pf. St. nach Alexandria, von dem Silber 2,363,105 nach Bombay und 453,542 nach Calcutta. Dazu kommen noch die Summen, welche von Marseille auf den Dampfern der Messageries imperiales verschifft worden sind; sie betrugen 1866 die Summe von 1,499,961 in Gold und 1,604,866 in Silber. Von dem Golde gingen 1,337,015 nach Alexandria, von dem Silber 741,350 Pf. St. nach Calcutta, 277,835 nach Hongkong und 159,822 nach Saigong in Cochinchina. — Es ergiebt sich aus einer Zusammenstellung, daß in den Jahren 1857 bis und mit 1866 aus England nach dem Oriente verschifft worden sind: Gold 16,074,938 Pf. St.; Silber 112,522,808 Pf. St. Aus den Häfen des Mittelländischen Meeres in den Jahren 1853 bis 1866: Gold 19,722,678 Pf. St., Silber 49,248,287 Pf. St., also in runder Summe für etwa 1,400,000,000 Thaler, zumeist für Thee, Seide und Baumwolle.

Die Perlmutterfischerei im Golf von Panama. Sie ist bisher in sehr roher Weise von schwarzen Tauchern betrieben worden. Seitdem der Preis der Perlmutter beträchtlich in die Höhe gegangen ist, hat sich in Neuyork eine Compagnie mit einem Capital von 1 Million Dollars gebildet, um diese Fischerei in großartiger Weise zu betreiben. Sie hat ein großes Schraubendampfboot gebaut, das als Taucherschiff dient und zunächst bei der Isla de los Reyes im Perlengolfe seine Arbeiten beginnen soll. Der Erbauer desselben ist ein Deutscher, Herr Julius Kröhl; die nautische Leitung besorgt ein Franzose, Herr Prevost. Kröhl rechnet für jeden der 250 Arbeitstage im Jahre 12 Tonnen (zu 20 Centner) Muscheln, welche 1800 Tonnen Perlmutter im Jahre ergeben würden. Da die Tonne in Neuyork etwa 650 Franken kostet, so würde sich ein Ertrag von mehr als einer Million herausstellen. Dabei sind die Perlen noch nicht gerechnet. Den Erfolg muß man allerdings abwarten.

Wohlthätigkeitsanstalten in London. Ein Herr Low hat darüber ein Buch veröffentlicht, aus dem sich ergiebt, daß in London nicht weniger als 640 solcher Anstalten mit Corporationsrechten vorhanden sind; dazu kommen dann mindestens noch eben oder gar noch einmal so viele, denen solche Rechte nicht zustehen. Low bemerkt, daß allein die ersteren eine Jahreseinnahme von $2 1/2$ Mill. Pfund Sterling haben, also reichlich 17,000,000 Thaler!

Davon wurden 1866 volle zwei Drittel durch freiwillige Beiträge zusammengebracht. In jenen $2^1/_2$ Mill. Pf. St. sind aber die Armensteuern, die Almosenbeiträge der einzelnen Kirchsprengel, manche Legate und das, was der Straßenbettel in Anspruch nimmt, nicht mit gerechnet. Man nimmt an, daß an die Armen in London mindestens 5 Mill. Pf. St. im Jahre, also nicht weniger als 34,000,000 Thaler ausgegeben werden, also mehr als bis vor 10 Jahren die ganze preußische Armee kostete. Aber trotzdem hat binnen einem Vierteljahrhundert keine Verbesserung in der Lage der Armen und Hülfsbedürftigen stattgefunden. Hat sich der Pauperismus vermindert? Ist der Straßenbettelei gesteuert worden? Sind die Zufluchtshäuser für die Armen in besserem Zustande? Sind die Armen fleißiger und fürsorglicher geworden? Herrscht weniger Schmutz und mehr Reinlichkeit unter ihnen? Ist etwas geschehen, um die verschiedenen Classen einander mehr anzunähern und wohlwollendere Gesinnungen unter ihnen zu erwecken? Diese und manche andere Fragen werden mit Nein beantwortet.

Der Nothstand und das Elend in manchen Schichten der Hauptstadt sind ungeheuer. So hat in der allerjüngsten Zeit ein Geistlicher der Mathiaspfarrkirche im Stadtviertel Bethnalgreen einen Bericht über seinen Sprengel herausgegeben, in welchem über die Seidenweber von Spitalfields Folgendes bemerkt wird:

Auf einem Raume von 400 Schritt Länge und etwa 200 Schritt Breite sind zwischen 6000 bis 7000 menschliche Wesen in Armuth, Noth und Schmutz dicht zusammengehäuft. Hinter zerbrochenen lumpenverstopften Glasscheiben, zwischen schwarzen, schmutzigen, baufälligen Wänden sitzen dort an schweren Webstühlen hagere ausgehungerte Männer, und sieche kränkliche Kinder hängen im jugendlichsten Alter über mühselige Arbeit gebückt. Es ist hier das Hauptquartier der Seidenmanufactur von Spitalfields. Diese Seidenweber sind Abkömmlinge jener Hugenotten, die zur Zeit, als Verbannte aus ihrem Vaterland, von der Königin Elisabeth die Felder um das Hospital von St. Mary, damals außerhalb der Mauern Londons, zur Niederlassung angewiesen erhielten. Der Ort, jetzt mitten in einem zahlreich bevölkerten Quartier gelegen, trägt heute noch den Namen Spitalfields, und heute noch führen die Enkel jener Ansiedler die bekannten Namen Vendome, Bavine, Lafontaine, Dupin, Blois, Le Beau, Fontaineau und Montier, und sind, obwohl in Lumpen gehüllt, noch stolz auf die Traditionen ihrer Väter. Von dem Wohlstande jener Zeit und dem kleinen Luxus besserer Verhältnisse ist den jetzigen Bewohnern dieses Orts nichts als eine traditionelle Liebe für Vögel und Blumen geblieben, die man fast allenthalben, selbst da wo der Jammer in traurigster Gestalt erscheint, mit Sorgfalt gehegt und gepflegt findet. Obgleich in nächster Nähe dieses Quartiers Raub und Mord und alle Laster ihre Zufluchtsstätte haben, ist doch die Seidenwebercolonie fast ganz frei davon geblieben, und die Hülfe des Geistlichen muß sich hauptsächlich gegen die grenzenlose Armuth wenden, die dort herrscht. Ein geschickter Arbeiter, der kostbaren Sammet und reiche Seidenstoffe webt, kann, bei 12- bis 16stündiger angestrengter Tagesarbeit, nur 12 Sch. per Woche verdienen, und es giebt manche, die es nur auf 7 bis 8 Sch. bringen. Die Frauen, die nicht im Stande sind, den schweren Balken des Webstuhles zu behandeln, sind mit der Anfertigung von Besatz in Sammet, Seide oder Baumwolle beschäftigt; sie verdienen dabei etwa $^1/_3$ des Erwerbs der Männer, und selbst bei diesen elenden Lohnsätzen ist die Arbeit nur spärlich, und oft sind für lange Zeit die Armen außer Beschäftigung. Die übergroße Noth hält die Eltern meist ab ihre Kinder zur Schule zu schicken, und die armen kleinen Geschöpfe sitzen zu Hause, mit sogenannter Kinderarbeit beschäftigt. Der Hauptindustriezweig auf diesem Gebiet ist die Fabrikation von Zündholzschachteln, die das Gros mit $2^1/_2$ P. bezahlt werden. 32 Schachteln müssen auf diese Weise für $^1/_2$ P. angefertigt werden, und aus diesem armseligen Gelde müssen die kleinen Arbeiter noch ihren Kleister selbst bestreiten. Der Berichterstatter fand ein kleines Mädchen von 4 Jahren, das nach der Aussage ihrer Mutter ihr Brot schon auf diese Weise seit einem Jahre selbst verdient hatte. Die arme Kleine, welche nie die dumpfe enge Gasse, wo sie geboren war, verlassen, nie weder Feld noch grüne Bäume gesehen hatte, trug den baldigen Tod schon auf dem ernsten blassen Gesichtchen. Solcher Fälle giebt es Hunderte, und die Sterblichkeit der Kinder in Folge der schrecklichen Ueberfüllung von Menschen und der unzulänglichen Nahrung und Kleidung ist fürchterlich. Es ist an der Tagesordnung, von einer Mutter zu hören, daß sie 6 bis 8 Kinder begraben und nur 1 oder 2 aufgebracht hat. Fast keine Familie in der Pfarre bewohnt mehr als ein Zimmer, für das sie aus dem spärlichen Erwerbe der Woche 3 bis 4 Sch. bezahlen müssen; unter 20 Familien besitzt vielleicht eine eine Decke, und unter 12 nur eine ein Betttuch. Zur Zeit der Cholera, als viele der Reconvalescenten in die Hospitäler geschafft wurden, hatte keine der betreffenden Personen ein zweites Hemd und viele kein einziges, und doch tragen diese Armen die schreckliche Bürde ihrer Armuth ohne Klage und verlassen sich auf ihre eigene Arbeit. Diesen ehrlichen Seidenwebern kommt, wie es scheint, von jenen 35 Millionen Thalern nichts zu Gute. Die Philanthropie John Bulls ist überhaupt wunderlich genug; die faulenzenden Neger haben alle Sympathien der patentirten Christen und Handwerkspseudophilanthropen der Exeter Hall, und für die Schwarzen ist immer Geld vollauf da. Zur Bekehrung von „Heiden, Katholiken und Mohammedanern“ werden jährlich 10 bis 12 Millionen Thaler zusammengebracht und zu $^9/_{10}$ nutz- und zwecklos vergeudet. Aber die weißen hugenottischen Seidenweber braucht man nicht erst zu bekehren, sie sind schon „Protestanten“, eine schwarze oder gelbe Haut haben sie auch nicht, — es ist also ganz in solcher philanthropischer Ordnung, daß sie elend verkümmern.

Homer in Louisiana ist eine kleine Stadt; in ihr erscheint eine Zeitung, welche den Titel führt: „The Homer Iliad.“

Ein birmanischer Eid. Adolf Bastian, dessen umfangreiches Werk über „die Völker des östlichen Asiens“ (Leipzig, O. Wigand, 1866) eine Fülle neuen Lichtes über die Nationen Hinterindiens verbreitet, erhielt zu Sittang von einem birmanischen Beamten folgende Eidformel, welche für Land und Volk charakteristisch erscheint.

„Ich werde die Wahrheit reden; sollte ich nicht die Wahrheit reden, so mögen die Sünden, als da sind: die Leidenschaften, der Zorn, die Thorheit, der Stolz, die Verkehrtheit, die Unzüchtigkeit, die Hartherzigkeit und der Zweifel, vermöge der unverbrüchlichen Folgen in einander geknüpfter Gesetze, es durch ihren Einfluß bewirken, daß ich und mein Geschlecht auf der Erde zu Grunde gehe durch die Thiere des Landes, durch Tiger, Elephanten, Büffel, Giftschlangen, Skorpione, die alle auf uns einstürmen werden, uns packen und zerreißen, so daß wir eines schmählichen Todes sterben. Mögen alle die Unglücksfälle, welche durch Feuer, Wasser, Tyrannen, Diebe und Feinde verursacht werden, uns treffen, uns erdrücken und vernichten, so daß wir gänzlich zu Grunde gehen. Mögen wir allen solchen Leiden unterworfen sein, wie sie im Innern und Außen den Körper quälen; mögen wir mit Wahnsinn, mit Stummheit, Blindheit, Taubheit, Aussatz und Wasserscheu geschlagen werden. Mögen Donnerkeile und Blitzstrahlen uns niederschmettern, so daß ein jäher Tod uns ereilt. Inmitten meiner Lügenreden möge ich ergriffen werden und schwarz geronnenes Blut ausbrechend todt niederstürzen vor den Augen des versammelten Volkes. Wenn ich auf dem Strome fahre, sollen die bösen Wassergeister mich verfolgen und meinen Kahn umstürzen, so daß mein Eigenthum verloren geht und ich selber eine Beute werde der Alligatoren, Delphine, Haie und anderer Ungethüme der tiefen See, die mich mit ihren Zähnen zermalmen mögen. Bei der Veränderung meiner Existenz möge ich nicht unter Menschen noch unter Göttern wiedergeboren werden, sondern ungemildert werde ich Strafe und Grauen in dem tiefsten Elend erleiden an den vier Orten der Pein: unter den Höllen, der Preta, den Bestien und der Asurakay. — Wenn ich aber die Wahrheit rede, dann werde ich nebst meinem Geschlecht durch die zehn Gesetze des Verdienstes und durch der Wahrheit wirksame Kraft von allen Leiden und Krankheiten befreit bleiben, von den äußeren und inneren des Körpers, und mögen bevorstehende Uebel immer von uns abgewehrt bleiben. Mögen die zehn Unglücksfälle und die fünf Feinde ebenfalls fern gehalten werden. Mögen mir Donnerkeile und Blitzstrahlen gnädig sein, die Geister des Wassers und alle Seethiere, so daß ich stets von ihnen beschützt bin. Möge

mein Wohlstand wachsen, gleich der aufgehenden Sonne und dem zunehmenden Monde. Mögen die sieben Besitzthümer, die sieben Gesetze, die sieben Verdienste des Tugendhaften in meiner Person fortdauernd verbleiben, und bei Veränderung der Existenz möge ich gerettet werden von den vier Zuständen der Bestrafung, aber eingehen in die glückseligen Welten der Menschen und Götter, das Verdienst verwirklichend und die letzte Belohnung empfangend."

Der Schädelknochen von Maman in Süd-Nubien. Wir erhalten darüber aus Berlin folgende Mittheilung: „Unstreitig einen der merkwürdigsten zoologischen Funde, die je in Afrika gemacht wurden, bildet der von Dr. Schweinfurth in den Gräbern von Maman (in Süd-Nubien, 13 deutsche Meilen nördlich von Kassala) aufgefundene Nagerschädel, über welchen Professor Reichert vor Kurzem ausführlich in der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin berichtete. Der Schädel fand sich in einem jener uralten heidnisch-äthiopischen Grabmausoleen, welche bis 2000 an Zahl den Fuß des isolirt aus der abwechselnd von Steppenland und dürren Geschieben bedeckten Ebene hervorragenden Dschebel Maman umgeben. Hier in den kleinen Gewölben von cyklopischer Bauart lag der mit Haut und Fleisch wohlerhaltene vertrocknete Schädel auf den großen Steinen, unter denen die Körper der Bestatteten ruhen. Mag er nun einem Thiere angehört haben, das als Beute von einem nächtlichen Räuber in diesen abgelegenen Schlupfwinkel gerieth, oder von einem Geschöpfe herstammen, das hier seine Behausung hatte, jedenfalls wäre er der lebenden Fauna Süd-Nubiens und im Speciellen der heutigen Provinz Taka beizuzählen. Dieser Schädel, welcher, oberflächlich betrachtet, einem Thiere angehörte, das dem Hamster am nächsten steht, bietet indeß Eigenthümlichkeiten dar, welche es zweckmäßig erscheinen lassen, das Urtheil über seine systematische Stellung bis zur Kenntnißnahme aller seiner Theile auszusetzen. Eigenthümlichkeiten, welche nach Professor Reichert's Ausspruch nicht allein bei keinem bekannten Nager, sondern überhaupt bei keinem Säugethiere vorkommen und in ähnlicher Form nur bei Eidechsen und Schildkröten angetroffen werden. Er ist nämlich durch ein Schläfengrubendach, durch eine vom Randknochen des Scheitelbeines einerseits bis zur Crista reichenden und andererseits bis über die Jochbögen ausgedehnten Ueberbrückung der oberen Schädelfläche ausgezeichnet, was für die vergleichende Anatomie insofern vom größten Interesse erscheint, als jetzt ein und dieselbe homologe Bildung unter zwei sehr abweichenden Umständen zur Vergleichung vorliegt, wodurch eine genaue morphologische Abschätzung der bei einem solchen Brückenbau betheiligten Schädelknochen ermöglicht wird. Außerdem trägt der größte Theil der äußern Schädelfläche dichtgestellte Höckerchen unter der Haut, welche sich von ähnlicher Bildung, doch in geringerer Anzahl, an der der Wasserkröte wiederfinden. Höchst seltsam ist auch der Atlas gestaltet; kurz, um der Schädel von Maman scheint einem Thiere angehört zu haben, welches, dem neuholländischen Schnabelthiere gleich, uns eine ganze Reihe von morphologisch-anatomischen Problemen darzubieten vermag. Daß aus Afrika uns immer etwas Neues zukomme, beweist aufs Schlagendste wieder dieser Fund."

Aus dem russischen Reiche.

In Rußland werden die inneren Reichthümer mehr und mehr erschlossen; insbesondere häufen sich die Nachrichten über neue Entdeckungen von Mineralien. So meldete im Januar das „Ssaratower Intelligenzblatt", daß 45 Werst von Taganrog entfernt Lager einer ganz vortrefflichen Anthracitkohle gefunden worden seien. — Die „Permsche Gouvernementszeitung" schreibt: Die Eisenlager bei den permischen Hüttenwerken sind so bedeutend, daß sie noch Jahrhunderte hindurch ausgebeutet werden können, und zwar stärker, als dies bis jetzt geschah. Man braucht, um dies zu beweisen, nur den Berg Blagodat bei der Kuschwinskischen und die Woskressenski-Mine bei Nischni-Tagilsk zu nennen, welche beide Lager des vorzüglichsten Magneteisensteins von 60 bis 70 Procent Metallgehalt in sich schließen. Seit anderthalb Jahrhunderten werden aus diesen Minen jährlich einige Millionen Pud Erz gewonnen, und doch bleibt noch doppelt so viel, als gewonnen worden, zurück.

Ueber den ungeheuern Naphthareichthum der Halbinsel Taman bringt die „Börsen-Zeitung" einen interessanten Artikel, in welchem der Boden der erwähnten Gegend mit einem Schwamme verglichen wird, der ganz mit Naphtha getränkt ist. Auf dem dem Oberst Nowossilzow in zeitweiligen Besitz gegebenen Terrain am Fluße Kudako ergiebt das jetzt bis auf 220 Fuß Tiefe gebrachte Bohrloch täglich 12,000 Eimer Naphtha. Der Preis beträgt an Ort und Stelle 2 R. für den Eimer gereinigter Naphtha; bei der beständigen Nachfrage giebt diese Quelle dem Obersten Nowossilzow also täglich eine Einnahme von 24,000 R., was jährlich 8,760,000 Rubel ausmacht. Werden auch 760,000 R. für die Herstellungskosten und den etwaigen Stillstand im Absatz abgezogen, so bleibt immer noch ein Reingewinn von 8 Mill. Rubel jährlich. Man hält die Gegenden unmittelbar am Schwarzen Meere, am Fuße des Berges Pekla und in der Nähe der Station Ssennaja für noch reichhaltiger an Naphtha als die vom Obersten Nowossilzow ausgebeutete.

Die Naphthaindustrie im Kaukasus, welche im Laufe mehrerer Jahrhunderte die Bewohner jener Gegend kaum das tägliche Brot gewinnen ließ, nimmt jetzt Verhältnisse an, welche für alle bis dahin verlorene Arbeit und Mühe entschädigen werden. Im Thale des Flusses Kudako ist jetzt eine so bedeutende Quantität Naphtha vorhanden, daß die Entwickelung der neuen Industrie im größten Maßstabe vollkommen sichergestellt ist. Um diese ungeheuren Vorräthe in Hunderttausende und Millionen baaren Geldes umzusetzen, ist die Naphtha nur zu reinigen und daraus die Erleuchtungsflüssigkeit und das Gas herzustellen, welches auf allen Märkten der Welt Absatz findet.

Steinkohlenlager in Ostsibirien. Nach Mittheilungen des Commandeurs der Corvette „Warjag", Capitain-Lieutenants Lund, sind unter dem 60. Grad nördl. Breite auf dem kamtschatkaschen Ufer der Penshinskischen Bucht, in der Nähe des Flusses Padkatschernaja, gute Steinkohlen entdeckt worden. (Mitth. d. geogr. Ges.)

Ueber die Thätigkeit der russischen Missionaire bringt die „Irkutsker Eparchie-Zeitung" folgende Nachrichten. Die transbaikalischen Missionaire haben im Jahre 1865 225 Buräten, Tungusen und Otschoren, und die Irkutsker 186 Buräten getauft. Außerdem sind in der Eparchie viele Eingeborene von den Kirchspielsgeistlichen getauft worden, so von dem Vater Filipp Ssawin allein 456 Buräten. Nach einer Mittheilung der „Orthodoxen Rundschau" sind am 17. Mai 1866 in der Ulalinskischen Schwestergemeinschaft der altaischen Mission 6 Eingeborene getauft worden, die zur Annahme des Christenthums so gut vorbereitet waren, daß sie ihre Lossagung vom Heidenthume in slawischer Sprache sprechen und die Glaubensartikel lesen konnten. Ueberhaupt üben die Ulalinskischen Schwestern einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die dortigen Heiden, mit welchen sie freundlich und sanft umgehen und die sie daher beständig besuchen.

Vom Amur. (Ansiedler.) Dem „Kronstädter Boten" wird aus Blagowjeschtschensk am Amur geschrieben: Am 18. Juni brachte der Dampfer „General Korssakow" neuangekommene Ansiedler aus Chabarowka am Ussuri herüber. Diese Leute hatten drei Jahre auf ihrer Wanderung aus den Wolga-Gouvernements hierher zugebracht und gehen von hier nach dem Flusse Chankai, wo ihnen beständige Wohnplätze angewiesen sind.

Im Juli war die Witterung ziemlich heiß und das Wasser im Amur hoch. Die Getreide- und Gemüseernte ist sehr gut ausgefallen; man hat sogar Getreide nach Transbaikalien ausgeführt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Aus Tremeaux' Reisen im östlichen Sudan.

I.

Vom Mittelländischen Meer aufwärts bis zu den großen Seen im äquatorialen Ostafrika hat der „heilige Nilstrom" nur noch einige wenige Mysterien. Er ist in unseren Tagen zu einer großen Fahrbahn für Vergnügungsreisende, Naturforscher, Entdecker, Elfenbeinhändler, Jagdliebhaber, Sklavenhändler und Missionaire geworden. Er wird von Dampfern befahren, und man macht „Ausflüge" in die gelbe Wüste, in welcher Telegraphenstangen sich erheben. Aegypten, Nubien und der östliche Sudan sind fast schon modern geworden und in jedem Jahre erscheinen neue Werke über jene Regionen.

Diese aber behalten nach wie vor ihren unverwüstlichen Zauber und üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Eine Fahrt auf dem Nil im Dampfer oder in einem Segelschiffe, ein Zug durch jene gelbe Wüste, ein Aufenthalt in den tropischen Wäldern am Bahr el Azrek, dem blauen Strom, rufen unvergeßliche Eindrücke hervor. Es ist Abend; der Dampfer legt an; die volle Mondscheibe verwandelt den

In der Wüste bei Korosko.

breiten „König der Ströme" in einen glänzenden Spiegel und ein linder Luftzug spielt in den Wipfeln der schlanken Palmen. Auf dem Deck des Bootes lagern Europäer verschiedener Nationen; auf der andern Seite des Markeb el nar, des „Feuerschiffes", kauern Afrikaner; einige beten, andere essen oder rauchen Taback.

Ende Januars war der Dampfer bei Korosko in Nubien. Von dort ab zieht der Nil in einer großen Biegung erst gen Süden, dann nach Osten bis Abu Hamed. Die lästige Stromfahrt macht einer anstrengenden Reise durch die Wüste der Bischarin Platz; dadurch kürzt man Weg und Zeit beträchtlich ab. Die Karawane, welcher Tremeaux sich anschloß, bestand aus siebenzig Kameelen, drei Eseln und vierzig Führern. Nicht weniger als achtzig große Wasserschläuche und eine Menge von Waarenballen wurden auf die Lastthiere geladen, und nachdem die Kameeltreiber ihre Waschungen und Gebete vorgenommen hatten, riefen sie noch Abu Hamed, den Schutzpatron der Wüste, an. Sie hofften

Korosko am Nil.

den Weg bis Berbêr in vierzehn Tagemärschen zurücklegen zu können; versteht sich: Inschallah, wenn es Gott gefiel.

Der Zug ging anfangs durch die Schluchten der Berge, welche sich als Ketten am rechten Ufer des Nils hinziehen, bald durch gewundene Engpässe, dann über Bergflächen, die ohne Pflanzenwuchs und Thierleben sind; nicht einmal Insecten sieht man dort. An allen schwer zu passirenden Stellen lagen Gerippe von Thieren, die vom Süden her gekommen aber verendet waren, bevor sie Korosko hatten erreichen können. Die Stellen, an denen Menschen verschmachtet und begraben worden sind, erkennt man an aufgehäuften Kieselsteinen. Die Gegend ist in hohem Grade einförmig, ein Engpaß, ein Berg gleicht dem andern.

Abends lagert die Karawane am Vorsprung eines Berges, der gegen den Wüstenwind Schutz gewähren kann. Von den Seiten dieser Anhöhe strömen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, lange Läufe gelben Sandes hinab, welche vom Südwestwinde dort an- und aufgetrieben worden sind. Zwischen denselben ziehen sich thalartige Vertiefungen hin, und unten vereinigen sie sich in anmuthigen Krümmungen und Schwingungen mit dem Sande der Wüste in der Ebene. Die untergehende Sonne goß ein magisches Licht über diese Landschaft. Beim Lagerfeuer, das mit Kameelmist unterhalten wurde, bereitete man das frugale Abendessen, welches für die Karawanenleute aus weiter nichts als gerösteten Durrakörnern bestand. Dann legte man sich auf dem platten Sande zum Schlafen nieder; das war zweckmäßiger als unter einem Zelte zu ruhen, weil in einem solchen die Hitze in Folge der Wärmeausströmungen des Bodens lästig zu werden pflegt.

Am andern Tage wieder eine Menge von Thierleichen, die aber nicht etwa Gerippe bilden, sondern unter dem Einflusse der heißen Luft derart vertrocknet sind, daß man den vollständigen Körper vor sich hat. Sie verbreiten keinen übeln Geruch; das Innere, von der ausgedörrten Haut in Staub verwandelt, wird durch den Wind aus Maul und Hintertheil, die offen stehen, herausgeweht, und so ist nur das vom Fell umschlossene Knochengerüst vorhanden. Diese Haut ist so fest und zäh zusammengeschrumpft, daß man die dicksten Steine gegen sie werfen kann, ohne daß ein Loch entstände. Menschen, die unterwegs sterben, werden sogleich im Sande begraben.

In dieser traurigen Sandöde bekommt man ein wahres Heimweh nach dem Nil. Doch bald drängen sich neue Eindrücke auf, denn sobald die Berge verschwinden, gewinnt die Wüste sofort einen andern Anblick und Charakter. Da liegt nun die unendliche Sandwüste mit ihrer traurigen Einförmigkeit. Die Dschellabs (eingeborenen Kaufleute) bezeichnen sie als „Fluß ohne Wasser“, seltsam genug, da jede Andeutung eines Ufers fehlt; der Ausdruck: Feuerfluß wäre wohl richtiger. Denn je höher die Sonne steigt, um so drückender wird die Hitze und die Atmosphäre lastet auf uns wie schweres Blei. Das Kameel wandert mühsam auf dem Sande, der unter dem Fuße nachgiebt, es läßt den Kopf hängen und die Lippen sind weiß von schaumigem Speichel.

Klappersteine in der nubischen Wüste.

Manchmal tritt auf diesen Ebenen die Luftspiegelung täuschend und auf mehreren Seiten zugleich hervor, und zaubert Wasser herauf, aber das Auge gewöhnt sich bald daran, diese Gaukelei von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Allmälig steigt der Boden zu einer sehr niedrigen Hochebene an; dann und wann steht Sandstein zu Tage und man gelangt an den „durchbrochenen Hügel“, „El Magduda“, der eine Landmarke für die Karawanen bildet. Weiterhin fällt die Ebene wieder ab und bildet nun das eigentliche „Sandmeer“.

Die ägyptische Regierung hat Versuche gemacht, auf der Karawanenstrecke Brunnen graben und auch Cisternen anlegen zu lassen, in welchen das obwohl nur spärlich fallende Regenwasser aufgefangen werden könnte; sie waren aber vergeblich und die Karawanen müssen ihren Wasserbedarf mit sich führen. In dieser Wüste begegnete den Reisenden ein Zug von Sklaven, welcher nach Kairo bestimmt war. Die Unglücklichen schleppten sich mühsam fort und dann und wann fiel auf den Rücken des einen oder andern ein Hieb mit dem Kurbatsch, der aus der Haut des Hippopotamus geflochtenen Peitsche. Die jungen Sklavinnen, als die werthvollste Waare, die man schonen mußte, waren je zu vieren auf ein Kameel gepackt, alle übrigen mußten den beschwerlichen Weg zu Fuße machen.

Gegen Abend stieg die Wüste wieder etwas an und die Karawane rastete bei einem kleinen Hügel. Um denselben lagen runde Steine, welche kolossalen Kugeln glichen; manche derselben hingen zusammen, andere bildeten förmliche Gruppen; es sind wahre Klappersteine von Sand mit concentrischen Lagen, so wie unsere Abbildung zeigt.

Für die Karawane ist der Zug durch die große nubische Wüste sehr anstrengend; man findet auf der ganzen weiten Strecke nur ein einziges Mal Wasser, das ohnehin schlecht ist, und keine einzige grüne Oase, wo die Kameele weiden könnten. Von elf bis gegen drei Uhr pflegen die Karawanen Rast zu machen, in Ausnahmefällen aber, z. B. wenn es darauf ankommt, einen bestimmten Punkt vor Abend zu erreichen, hält der Zug nur eine kleine Weile an. Am 8. Februar war aller Anschein vorhanden, daß ein Wüstenwind nicht mehr lange auf sich warten lassen werde; man sandte deshalb einen Dromedarreiter voraus, der in Abu Hamed die Nähe der Karawane melden und ihr Wasser entgegen-

schicken sollte. Die Hitze war furchtbar drückend; kein Luftzug ging, die sandige Ebene funkelte von Lichtglanz und die Augen schmerzten. In Südwest wurde der Himmel grau wie Blei; dann verwandelte sich diese Farbe in ein Braunroth, der ganze Horizont nach jener Richtung hin gewann ein drohendes, unheimliches Aussehen und bald kamen auch einige glühheiße Stoßwinde.

Das Unwetter rückte immer näher heran. Die Kameeltreiber erhoben die Hände und murmelten ein Gebet nach dem andern; Menschen und Thiere waren auf das Aeußerste abgespannt und erschlafft, aber trotzdem gingen die Kameele rasch vorwärts; es war als ob sie wüßten, daß jeder Schritt weiter sie der Grenze der Wüste näher bringen würde. Nach etwa zwei Stunden war fast die Hälfte des Himmels verdüstert. Erfahrene Führer riethen, den Zug nicht rasten zu lassen; es habe allen Anschein, daß das Ungewitter rechts von der Karawane vorüberziehen und dieselbe unberührt lassen werde, und sie hatten das Rechte getroffen. Man konnte deutlich sehen, wie in dem braunen Gewölk entgegengesetzte Luftströmungen auftraten und wie gewaltige Sandhosen über die weite Fläche hinwirbelten. Die Karawane zog weiter und die Gefahr ging vorüber. Dann wurde mitten in der Wüste Rast gehalten, und bald lag Alles in tiefem Schlafe. Am folgenden Tage war der Weg beschwerlicher als je zuvor; die Fläche war mit spitzen Steinen wie übersäet, die Kameele schwankten hin und her und stießen Klagetöne aus. Das Dromedar, welches vorausgeschickt worden war um Wasser zu holen, ließ sich immer noch nicht blicken, und doch wurden

Tanz der Kameeltreiber.

Alle von einem brennenden Durste geplagt. Man zog mechanisch und wie schlaftrunken weiter; am Himmel die brennende Sonne und nirgends die Spur von einer Wolke. Plötzlich vernimmt man ein Geräusch; ein Volk von Hühnern fliegt herbei, um Futter auf dem Wege der Karawanen zu suchen. Welch ein willkommener Anblick! Das Rauschen der Vögel in der Luft drang wie Musik ins Ohr. Nun mußte ja der Nil, der göttliche Nil mit seinem frischen, labenden Wasser in der Nähe sein. Allah Kerim, Gott ist groß! Kaum eine Viertelstunde nachher kam auch der Dromedarreiter in Sicht, und nun hatte die Freude keine Grenzen mehr. Die Kameeltreiber begannen zu singen, klatschten tactmäßig mit den Händen und, eben noch matt und müde und scheinbar außer Stande zu gehen, fingen sie zu springen und zu tanzen an; die Karawane war lustig geworden. Bald waren auch die gefüllten Schläuche zur Stelle. Das Wasser war lauwarm, es hatte nicht einmal ganz reinen Geschmack, aber was will aller Nectar des Olymp gegen Nilwasser bedeuten, das den Verschmachtenden labt!

Auch die Kameele wußten, daß ihnen gleichfalls der Labetrunk winke; sie schritten rasch fürbaß zum improvisirten Gesange ihrer Treiber: „Allah sei gelobt! Ihr Thiere nahet euch nun dem Ende des Sandmeeres, der Sturm hat euch verschont, der heiße Wind hat euch nicht erstickt; die Sonne hat glühende Funken auf euch herabgeworfen, indeß ihr lebt noch; eure Kehle ist trocken, aber ihr seid nicht verdurstet; eure Beine sind matt; aber Allah sei gesegnet. Wasser ist in der Nähe, gutes Wasser. Hört ihr es murmeln? Da ist auch kühler Schatten, dort könnt ihr euch ausruhen. Allah sei gelobt, Allah sei gesegnet!" So lautete der Ge-

sang der Kameeltreiber und sie klatschten dazu immerfort mit den Händen.

Ein grüner Streifen kam in Sicht; man hörte den Nil, dessen Strom gegen Granitfelsen prallt; einige Palmen ragten in die Luft empor. Die Karawane hatte die große nubische Wüste durchmessen und war zu Abu Hamed am Nil.

* * *

Wir finden den Reisenden am Blauen Nil wieder, an dem Bahr el Azrek, der aus Abyssinien kommt und sich bei Chartum mit dem Weißen Nil, dem Bahr el Abiad, vereinigt, von wo ab dann diese beiden den großen Hauptstrom bilden.

Tremeaux schildert das reiche Thierleben am Blauen Nil. Während der trocknen Jahreszeit kommen wilde und zahme Thiere in unzähliger Menge an den Strom zur Tränke.

Baumwuchs am Ufer des Nils bei Abu Hamed.

Er sah von Chartum aufwärts große Herden von Schafen, Rindvieh, Ziegen und Kameelen, die man an den Fluß zur Tränke trieb. Die Kameele erhalten auch dort nur alle drei Tage Wasser, die Schafe alle zwei Tage, weil die Weidestrecken ziemlich weit entfernt liegen. Krokodil und Hippopotamus ließen sich dann und wann im Wasser oder am Ufer blicken; die ersteren lagen zumeist auf dem Sande und sonnten sich; sobald ein Boot nahe kam, glitten sie in den Fluß hinein. Die Nilpferde steckten nur ihren gewaltigen Kopf aus dem Wasser hervor, der aber bald wieder verschwand. Die Kraniche bildeten förmliche Wolken in der Luft, am Ufer wimmelte es von Perlhühnern. Dumpalmen und Dattelpalmen treten oberhalb von Chartum nur noch bei Kamuyn und Uad Medina auf, dagegen desto mehr Akazien und Tamarinden, die letzteren in um so größerer Menge, je weiter man nach Süden kommt.

Von der Mündung des Abu Ahraz oder Rahad an wird die Vegetation immer reichhaltiger, und auch der Bao-

bab, der gewaltige Riese der Pflanzenwelt, tritt auf; man bezeichnet ihn in jenen Gegenden als Gongoleß. Das Volk der Affen wird immer zahlreicher. In den Urwäldern hausen Löwen, Panther, Hyänen und Schakals.

In Uad Medina hatte der Reisende eine unruhige Nacht; unter den Eingeborenen war eine Empörung gegen die ägyptischen Bedrücker ausgebrochen. Tremeaux mußte wachen und blieb auf dem Deck des Bootes, aber er hatte das nicht zu bedauern, denn seit vielen Wochen verspürte er zum ersten Male wieder einen kühlen Luftzug. Am andern Morgen fuhr das Schiff weiter; die Menge der Vögel im Gezweig war merkwürdig groß. Die Affen kamen, neugierig wie sie sind, aus dem Walde ans Ufer, machten allerlei Fratzen, klapperten oder knirschten mit den Zähnen und liefen dann wieder ins Dickicht. Papageyen schrien und flatterten lustig hin und her. Alles in der Natur war munter und guter Dinge, aber der Eindruck sollte nicht ungetrübt bleiben; — die Leiche eines Negers schwamm den Strom hinab.

Am 1. März kam Tremeaux vor Saba Duleb vorüber. Das Dorf soll diesen Namen führen, weil man dort auf der Fahrt gen Süden die erste Dulebpalme antrifft. Einige vom Schiffsvolk gingen ans Land, um Lebensmittel einzukaufen. Sie hatten gesehen, wie ein Löwe ein Schaf wegschleppte. Nun verließ auch der Reisende seine Barke; er wäre gern einem Löwen begegnet und drang wohlgemuth in den Wald ein. Der Wind war für die Fahrt nicht günstig; wenn also der Wanderer durch den Wald geradeaus ging, schnitt er die Krümmungen des Stromes ab und mußte

Wohnung im Wald am blauen Nil.

gegen Abend die Stelle erreichen, an welcher die Barke zum Uebernachten anlegen sollte.

Der Charakter des Waldes am Blauen Nil ist in jener Gegend folgender. Auf hohem Boden ist der Wald spärlich, hat auch viele lichte Stellen und manche völlig kahle Punkte, aber in den Niederungen erscheint er wunderbar üppig. „Ich drang hinein auf gutes Glück. Anfangs erschien mir Alles eintönig; weiterhin fand ich große freie Stellen, theils kahl, theils mit hohem aber trockenem Grase bestanden; dann und wann traten Baumgruppen auf. Das Ganze gemahnte mich an einen vernachlässigten englischen Park. Aber bald nachher trat der Wald geschlossen auf; mächtige Stämme ragten hoch empor und ihre Zweige bildeten ein grünes Gewölbe. An solchen Stellen ist der Boden ganz flach und kein Unterholz vorhanden. Manchmal kreuzen sich die Verästungen auch nach unten hin und man hat große Mühe, vorwärts zu kommen, da man sich oftmals bücken, zuweilen sogar kriechen muß.

Man findet hier Vögel in geradzu erstaunlicher Menge; aber auch Menschen wohnen in diesen Wäldern. Dann und wann trifft man auf Gruppen von Hütten, die einen sehr malerischen Anblick gewähren. Der Schwarze wählt eine Stelle, wo die Baumäste und Zweige eine Art von natürlicher Wand bilden; die Zwischenräume füllt er mit allerlei Gezweig, Binsen und Matten aus und so hat er, was man als Wand bezeichnen kann. Das Dach flicht er gleichfalls aus Gezweig zusammen. In der Nähe bietet irgend eine Lichtung fruchtbaren Boden dar, welcher keiner

Bewässerung bedarf. Diese Wohnungen gewähren erfrischende Kühle; wer lange Zeit von den glühenden Strahlen der Sonne beschienen worden ist, glaubt hier ein wahres Paradies zu finden. Aber die Kehrseite fehlt nicht. In diesen Wäldern sind die Vögel und die Affen eine wahre Plage. Die letzteren sind in solcher Menge vorhanden und so frech und zudringlich, daß sie selbst bis in die Hütten kommen, um zu stehlen; für die Ernten bleiben aber die Vögel viel mehr zu fürchten."

Man hat eine eigenthümliche Vorkehrung getroffen, um dieselben zu schützen: wir wollen bemerken, daß eine ähnliche auch in anderen tropischen Waldgegenden, z. B. in Indien und im hinterindischen Archipelagus, vorkommt. Man bringt, wie unsere Abbildung zeigt, im Felde mehrere hohe Pfähle an und diese dienen zum Herstellen eines Sitzes, von welchem aus ein Mann den Acker übersehen kann. Von diesem Gerüste sind weit und breit dünne Fäden ausgespannt, die mit allerlei Gegenständen zum Verscheuchen der Vögel behängt und an dünnere, über das Feld vertheilte Pfähle befestigt werden. Der Mann sitzt unter einem Schattendache von Zweigen auf seinem Gerüst wie die Spinne im Netze und setzt von dort aus seine Vogelscheuchen in Bewegung. Ohne das würde die ganze Ernte verloren gehen, beschädigt wird sie trotzdem allemal mehr oder weniger.

„Abends erwartete ich am Ufer unsere Barke. Ich hatte den ganzen Tag im Walde zugebracht, fühlte mich aber nicht im Geringsten ermüdet, und nahm mir vor, am andern Tag eine ähnliche Wanderung vorzunehmen. So geschah es auch.

Vorkehrung zum Schutze der Ernte.

Das Ufer steigt da, wo ich mich befand, und auch an vielen anderen Stellen, etwa sechszig Fuß hoch an; weiter aufwärts liegt eine ziemlich kahle Hochebene, wo ich der Hitze einer tropischen Sonne ausgesetzt war; es that mir fast leid, das Schiff verlassen zu haben. Doch ging ich weiter und die Hochebene fiel bald zur Niederung ab. Der Pflanzenwuchs wurde nun immer kräftiger, und bald wölbte sich über mir ein grünes Laubdach, das immer dichter wurde; nur wenige Lichtstrahlen drangen hindurch. Dieses Düster gab dem Walde einen eigenthümlich grandiosen Charakter und bald kam mir Alles zum Erschrecken wild vor. Auch hier fand ich wieder ein reiches Thierleben. Es kam mir manchmal vor, als wandle ich nicht in einem Walde, sondern in einer Grotte. In diesem Urwalde war das Durcheinander grenzenlos; Baumstämme lagen am Boden oder waren halb umgesunken und die meisten derselben mit Schmarotzerpflanzen bedeckt; Cactus hingen wie Stricke und Seile von den Zweigen herab, manchmal Schlangen vergleichbar; Kletter- und Schlingpflanzen wucherten überall. Zuweilen sind die umgestürzten Baumstämme so morsch, daß sie zusammenfallen, wenn man sie anrührt; sie werden zu Müm und Staub. In diesem Gewirr sind keine anderen Pfade als jene, welche von den Thieren getreten wurden; oftmals sieht man den Himmel nicht, wo aber Luft und Sonne eindringen können, findet man sofort Gras und Strauchwerk.

Hier ist nirgends eine Hütte, hier wohnt kein Mensch. Diese Natur zeigt eine Großartigkeit, welche erhebend, aber auch melancholisch wirkt. Manchmal wird man förmlich be-

täubt von dem Geschrei, welches sich beim Herannahen eines Menschen erhebt. Da sind wieder die unvermeidlichen Affen mit ihrem Gekreisch, ihren Fratzen und ihren Luftsprüngen; sie klettern von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, oftmals von Vögeln umflattert. Dann raschelt es am Boden, ein Kriechthier sucht einen sichern Schlupfwinkel.

Die Sonne fängt an, sich zu neigen. Nun setzen Myriaden von Thieren sich in Bewegung nach dem Strome hin, wo sie zur Tränke gehen. Auf jedem Baume nisten Turteltauben; viele flattern auf, sobald ich nahe komme. Auch Schakale und andere wilde Thiere, die ich nicht erkennen kann, fliehen vor meinen Schritten. Die gefährlichsten Fleischfresser kommen erst zum Vorschein, wenn die Dunkelheit hereinbricht. Die Töne, welche ich vernahm, waren für mich unerhört und seltsam, und oft, wenn ich um mich blickte, von wem das Geräusch komme, sah ich einen Vogel mit prächtigem Gefieder, aber wenn er den Schnabel öffnete, stieß er ein höchst widerwärtiges Gekreisch aus.

In diesem Walde, wo ich ganz Staunen und Bewunderung war und eine Ueberraschung nach der andern hatte, waren mir die Stunden wie Minuten vergangen. Indessen war es spät geworden und ich befand mich immer noch im dichten Walde, auch deutete nichts auf die Nähe des Flusses. Ich wußte, daß ich mich auf dem linken Ufer befand, ging also in der dadurch angezeigten Richtung weiter. So kam ich an eine sandige Stelle, die mir ein trockenes Regenbett zu sein schien, ein sogenannter Torrent, der bei der Regenzeit mit Wasser gefüllt ist. Hier war eine niedrige, theilweise baumlose Ebene mit hohem Gras und Binsen, die bis zu zwölf Fuß hoch waren; da und dort standen einige Tamarinden. In diesem Labyrinthe bemerkte ich zahlreiche Thierpfade, die sich aber wieder zwischen Gras und Binsen verloren oder an verschiedenen Stellen abermals theilten. Ich mußte mir oftmals mit den Armen Bahn brechen und war endlich in diesem Gewirre gänzlich verloren. Was sollte ich nun anfangen? Die Thierpfade waren nur am Boden zu erkennen und oft mußte ich fast kriechen, um sie nicht zu verlieren, zurück konnte ich nicht.

Jetzt höre ich die Tritte einer Anzahl von Thieren, die ich aber nicht sehen kann, doch meine ich, es seien wohl Antilopen, und das beruhigt mich. Ich hatte mehrere Vögel geschossen, um ein schmackhaftes Abendessen zu haben; sie werden mir aber zu schwer und ich werfe zwei Perlhühner und einige Turteltauben weg. Ich fühle mich nun recht abgemattet, muß aber vorwärts. Dann setze ich mich, um etwas auszuruhen und werfe noch einige Vögel fort. Es kommt mir vor, als vernehme ich Geräusch von Wasservögeln, aber nicht aus der Richtung her, wohin ich mich wenden muß; doch ich folge dem Anzeichen und gelange wirklich an den Strom.

Dort athme ich wieder frei auf und lösche meinen Durst; dann werfe ich mich auf den Sand hin und vergegenwärtige mir, was ich Alles an Abenteuern erlebt habe. Nachher betrachte ich mir das Wasser und überzeuge mich, daß ich nicht am Blauen Nil bin, sondern wahrscheinlich an einem Nebenarm, einer Art von Hinterwasser. Das war keine tröstliche Wahrnehmung, aber ich befand mich an einer recht behaglichen Stelle und mußte etwas ausruhen.

Nach einiger Zeit ging ich an diesem Flußarm aufwärts und fand, daß einige Stellen desselben trocken lagen; ich konnte also nach der Insel hinüber gehen und auf der andern Seite derselben die Barken abwarten, welche stromauf kommen mußten. Diese Insel war bewaldet und hatte einen breiten Saum von hohen Gräsern und Binsen. Dorthin ein durfte ich mich nicht wagen, es war kein Pfad zu erkennen und ich mußte wohl eine starke halbe Stunde weit am Ufer hingehen, um an die Stelle zu gelangen, wo die Barken anlegen sollten. Ich sah die erste derselben in weiter Entfernung und setzte mich am Strome nieder, um ihre Ankunft abzuwarten.

Mein Lagerplatz befand sich unter einigen hohen Bäumen, in deren Gezweig die Affen ihr munteres Wesen trieben. Als ich eine Weile ruhig dort saß, kamen sie ganz nahe heran, bis auf drei Schritt, und waren so frech, daß sie meine neben mir liegende Doppelflinte betasteten; einer streckte sogar die Finger in die Läufe. Sie setzten sich, betrachteten mich, und machten allerlei Grimassen und zankten mit einander. Sie wurden immer dreister; einer wollte sogar mein Gewehr fortschleppen, es war ihm aber zu schwer. Endlich jagte ich sie fort; sie kletterten schreiend auf die Bäume, warfen Holz auf mich herab und einer war so ungezogen, mir einen sehr schmutzigen Denkzettel mitzugeben, dessen nähere Beschreibung man mir wohl erlassen wird. Das Ganze machte mir vielen Spaß; nun aber erinnerte mich das Heulen der wilden Thiere daran, daß die Dunkelheit hereinbreche. Zuerst ließ ein Schakal sein langgezogenes Uau vernehmen; andere antworteten ihm und dann wurde Alles wieder still, aber nur eine kleine Weile. Bald nachher begann das Geheul abermals und nun vernahm ich auch den kräftigen, kurz abgestoßenen Schrei der Hyäne. All dieses Gethier kam jetzt aus seinen Schlupfwinkeln. Die Dunkelheit brach herein; mir wurde doch sehr unheimlich zu Muthe und ich mußte aufbrechen. Eine Wahl blieb mir nicht; ich mußte an dem Flußarme bis zu der trockenen Stelle hinauf und quer über die Insel gehen, um die Barke zu erreichen. Dabei war ich jedem Zufall wehrlos preisgegeben, weil ich auch mein letztes Zündhütchen verschossen hatte." —

Also vorwärts! Trémaux erzählt dann ausführlich, was ihm weiter begegnete. An das Geheul des Schakals und an das Geschrei der Hyänen hatte er sich schon gewöhnt, nun aber mischte sich auch der Löwe mit seinem Gebrüll in das Abendconcert. Als er aus tiefer Brust seine rauhen Töne hervorstieß, schwiegen die anderen Thiere eine Zeitlang. Der Wanderer ging weiter und kam seinem Schiffe immer näher, aber um zu demselben zu gelangen, mußte er noch einen allerdings nur schmalen Waldsaum passiren, der bis ans Ufer reichte, aber gerade diese Stelle war sehr gefährlich.

Im höchsten Grade aufgeregt und doch matt und müde, gelangte der Wanderer endlich zu der Stelle, wo das Boot am Ufer lag. Das Volk befand sich auf dem Verdeck und harrte mit Spannung auf die Ankunft des Vermißten, der gerade durch jenen Waldsaum kommen mußte, in welchem der Löwe so gewaltig gebrüllt hatte. Doch die Gefahr war vorüber, ein Neger trug den Europäer auf die Barke und die Mohammedaner sprachen ein Allah Kerim, welches jener, man kann wohl glauben, aus nun erleichterter Brust mit einem Amen beantwortete.

Betrachtungen über Mexico.

Von **Karl Andree.**

III.*)

Wir sagten am Schlusse unseres zweiten Aufsatzes, daß Präsident Arista 1852 dem mexicanischen Congresse zugerufen habe: es lasse sich nichts Traurigeres für den Vaterlandsfreund denken, als wenn er befürchten müsse, dem Leichenbegängnisse der Nation beizuwohnen.

Mexico ist seit nun siebenundvierzig Jahren unabhängig und hat sich in dieser langen Zeit nicht einen einzigen Tag in regelrechten Verhältnissen befunden. Alles ist Wechsel, Umschlag, Katastrophe; es scheint den Gemüthern der Menschen der Gedanke an normale Zustände völlig abhanden gekommen zu sein. Sie wissen in der That nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Freunden der wildesten Anarchie muß das Herz vor Wonne klopfen, wenn sie überblicken, was in Mexico seit länger als einem Menschenalter vorgeht. Alles ist aus Rand und Band; zu nicht geringem Genügen der Yankees, welche auf die weitere Zerstückelung und auf Fortsetzung der „Annexionen“, die schon 1848 begannen, klug speculiren. Von ihnen haben Juarez und die „Republikaner“ Aufmunterung und Unterstützung erhalten. Es ist zwar nicht erforderlich, daß jene Nordamerikaner die Mexicaner gegen einander aufhetzen, dafür sorgen diese von selber; sie bemühen sich nach Kräften, daß das Werk der Vernichtung seinen Fortgang nehme und dem auf der Lauer stehenden Nachbar in die Hände gearbeitet werde. Diesem liegt lediglich daran, in dem zerrütteten Lande überhaupt gar keine feste Regierung aufkommen zu lassen. Daß eine solche mit den „Republikanern“ und durch deren Führer rein unmöglich sei, wissen sie sehr wohl; eine Monarchie, welche die Zügel straff gehalten hätte, konnte ihnen nicht passen; daher bieten sie Alles auf, um den Kaiser von Napoleon's Gnaden zu stürzen. Ohne allen Zweifel erreichen sie über kurz oder lang ihre Absicht.

Der Schützling Maximilian ist vom Protector in einer, man kann wohl sagen, beispiellosen Weise im Stiche gelassen und aufgeopfert worden. In der Versammlung der mexicanischen Notabeln (im December 1866), über welche der Sitzungsbericht vor mir liegt, äußerte Napoleon's Vertreter, der vielgenannte Marschall Bazaine, dem Kaiser selber ganz trocken und mit dürren Worten ins Gesicht, daß die Monarchie in Mexico gar keine Aussicht auf Fortbestand habe; das „Volk“ wolle sie nicht und es werde wohl das Beste sein, wenn der Kaiser das Land räume. Ein paar Jahre früher hatte freilich sein Gebieter durch den Mund eben dieses Marschalls verkündigen lassen, daß das mexicanische Volk es sei, welches den Nachkommen Kaiser Karl's des Fünften gerufen habe, um den Krater der Anarchie zu schließen und eine Periode des Glücks für das schwerheimgesuchte Land zu begründen!

Auch die Geistlichkeit sprach sich damals für den Kaiser aus. Jetzt, in jener Notabelnversammlung, waren es gerade die Bischöfe, welche sich von demselben abwandten und ihm gleichfalls rundweg ins Gesicht erklärten, sie seien der Ansicht, daß Seine Majestät baldmöglichst nach Europa zurückkehre, weil die Monarchie nicht auf das „Volk“ rechnen könne.

Nie ist ein Monarch in einer peinlichern Lage gewesen. Schon im Anfange des Decembermonats 1866 erließ er eine Proclamation, in welcher er sagte, daß er „einen Congreß auf breitester und freisinnigster Grundlage“ zusammenberufen werde; an diesem würden alle politischen Parteien sich betheiligen, und die Versammlung werde entscheiden: ob das Kaiserreich fortbestehen solle. Im Bejahungsfalle gedenke er „Grundgesetze zur Kräftigung der Staatseinrichtungen“ zu entwerfen.

Wie melancholisch das lautet! Die Gegner des Kaisers ließen diese Proclamation unbeachtet, sie wollten von ihm und seinem Congresse überhaupt nichts wissen und setzten den Krieg fort. Dann berief Maximilian jene Notabelnversammlung, in welcher gerade diejenigen ihm kalt den Rücken kehrten, welche er für seine Hauptstützen gehalten. Er wird längst begriffen haben, daß man mit elegischer Wehmuth und gutem Willen in Mexico nichts ausrichtet. Ich will hier bemerken, daß selbst die Nordamerikaner der Person des Kaisers die Achtung nicht versagen; die Newyorker Blätter loben den Mann. Wenn es, sagen sie, möglich wäre, in das Chaos einiges Licht zu bringen, so sei das, falls überhaupt ein selbständiges Mexico bestehen solle, nur durch einen Monarchen ausführbar, denn mit Republik und Freiheit wisse der mexicanische, indianische und buntgemischte „rabble“ (d. h. Jan Hagel, Pöbelhanse) doch nichts anzufangen, und man müsse eingestehen, daß derselbe eine „disgrace“, also Schimpf und Schande, für die civilisirte Welt sei. Es wäre ganz zweckmäßig — so meinte der „New-York Herald“ —, wenn diese Mexicaner sich unter einander auffräßen, wie die bekannten Kilkenny-Katzen in Irland, von denen nach dem Kampfe nur die Schwänze übrig blieben. Auf ein so günstiges Resultat könne man aber nicht hoffen; es werde noch viel „vermin“, Ungeziefer, sich erhalten, und da sei es wohlgethan, wenn dasselbe durch Bürgerkriege sich selber möglichst vermindere. Nur das Eindringen eines kräftigen Volksschlages von Norden her könne reine Bahn schaffen.

Damit sind die nordamerikanischen Ansichten und Bestrebungen formulirt. Inzwischen ist das ganze Land, vom Rio Grande bis zur Grenze von Guatemala, von Sonora am Stillen Weltmeere bis zum mexicanischen Golf ein Schauplatz vernichtender Fehden. Nicht große Kriegsheere von hunderttausend Kämpfern stehen einander gegenüber, es handelt sich nicht um gewaltige Schlachten, welche eine Entscheidung herbeiführen und ein Ende des Krieges in Aussicht stellen. Vielmehr ist auch in Bezug auf den Krieg Alles zerrüttet, zertheilt, zerklüftet. Jede der beiden Parteien hat ihre Streitkräfte in eine Menge kleiner Körper aufgelöst und schwerlich zählt einer derselben fünftausend Mann. Das Ganze ist mehr oder weniger ein Bandenkrieg auf der einen wie auf der andern Seite, und man beehrt diese zusammengepreßten, an Tracht und Hautfarbe buntscheckigen Leute sehr uneigentlich mit dem Namen der Guerillas. In der kaiserlichen Armee wie in jener der Republikaner dienen auch Räuberhauptleute, Menschen, die schon früher an der Spitze von „Guerillas“ standen, unter dem Vorwande, daß sie der clericalen oder der liberalen Partei angehörten, Straßenraub im Großen trieben, Ortschaften, allemal unter politischen

*) Vergleiche S. 16 ff. und S. 52 ff.

Vorwänden, überfielen und brandschatzten und „Conductas“ wegnahmen, d. h. Mauleselkarawanen, welche Silberbarren oder Dollars aus den Bergwerken, unter Bedeckung einer Abtheilung Regierungstruppen, nach einem Seehafen zur Verschiffung bringen sollten. Unter den kaiserlichen „Generälen“ hat sich Marquez als Berauber von Conductas einen Namen gemacht; Mejia, Cobos und Andere im imperialistischen Heere sind gleichen Schlages, aber nicht schlechter oder besser als die Räubergeneräle auf republikanischer Seite. Als Heerführer setzen sie das gewohnte Handwerk fort, und vor allen Dingen erpressen sie Zwangsanleihen.

So wälzen sich diese bewaffneten Banden über die ganze Länge und Breite Mexicos hin, und jede Ortschaft, die nicht im unzugänglichen Gebirge liegt, hat bald von der einen, bald von der andern zu leiden. „Das Land ist ausgefressen.“ Natürlich. Ueber Finanzen verfügt weder der Kaiser noch die republikanische Partei; es bleibt den sogenannten Soldaten platterdings nichts anderes übrig, als sich durch Raub zu ernähren.

Und wähne man doch ja nicht, daß es sich um feste Anhänglichkeit an eine Sache, um große politische Grundsätze handle. Oben wurde gezeigt, wie der Clerus ohne Bedenken demselben Kaiser, zu dessen Berufung er so wesentlich beigetragen und mitgewirkt, den Rücken kehrte. Unter den Politikern und Generälen haben manche, wer könnte sagen wie oft, die Partei gewechselt. Das Gleiche ist mit den Städten und Provinzen der Fall. Je nach den Umständen erläßt man heute ein imperialistisches „Pronunciamiento“ und nach zwei Monaten ein republikanisches oder umgekehrt. Heute siegen irgendwo die Kaiserlichen, morgen die Republikaner, aber entschieden wird nichts. Doch geht es mit dem Kaiserthum mehr und mehr auf die Neige; die zusammengepreßten Soldaten laufen in Menge davon, ein General um den andern erklärt sich für die Gegenpartei, eine Provinz nach der andern wird verloren, und selbst in der Hauptstadt plünderte man des Kaisers Wohnung. Dabei werden auf beiden Seiten blutige Grausamkeiten verübt; der republikanische General Escobedo, auch ein munterer Räuber, läßt alle Gefangenen erschießen, die keine eingeborenen Mexicaner sind; im Januar erlagen ihm 115 Europäer durch Pulver und Blei, und seine Indianer vollzogen den Befehl um so lieber, da sie nun die Freude hatten, weiße Menschen niederzustrecken.

Das Kaiserthum hatte wenigstens ein Programm aufgestellt; es wollte versuchen, dem Lande zu bringen, was diesem vor Allem nöthig wäre: Ruhe, Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigenthums. Es fand im Lande der Montezuma und Cortez, der Geistlichkeit und des Radicalismus, der Dictaturen und der Anarchie die wildeste Verwirrung. Ein Volk ist in Mexico nicht vorhanden, man hat auf zwanzig Menschen je einen weißen; man hatte über 400 Generäle und eben so viele Obersten; es waren Räuber da in Hülle und Fülle, „Aussätzige“ (Léperos) als Pöbel in der Hauptstadt, und „Gefleckte“ (Pintos, Indianer im Staate Guerrero), sechs Millionen brauner Leute und Tausende von Handwerkspolitikern, die alle auf Kosten des Staates leben wollten. So ist Mexico.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika feiert jetzt der wahnwitzig gewordene Radicalismus tolle politische Orgien, indem er einer Million ungebildeter Neger nicht etwa bürgerliche Gleichstellung, was sich möglicherweise hören lassen könnte, sondern politische Gleichberechtigung und Stimmrecht zudictirt. Jeder Ethnolog, der die Anlagen und Begabungen der verschiedenen Racen zu würdigen weiß, versteht sofort, was das heißen will und welche Summe von Unheil und Verwirrung dadurch in das ganze öffentliche Leben kommen muß. Aber so widersinnig diese Ertheilung des Stimmrechtes von Seiten der nordstaatlichen Ultraradicalen in der von nun an auch unheilbar zerrütteten Union Nordamerikas immer sein möge, so sehr Washington, Jefferson, Jay, Madison, Jackson und alle die wahrhaft republikanischen Staatsmänner und Gründer der nun so kläglich der Entartung und Corruption preisgegebenen, ehemals blühenden und glücklichen Republik das Haupt verhüllen und bittere Thränen über das entartete Geschlecht der Gegenwart weinen würden, — in jenem Nordamerika besteht doch die Mehrzahl aus weißen Menschen, und dort ist Rettung möglich, wenn einst diesem tollgewordenen Yankee-Ultraradicalismus durch ein Erwachen des gesunden Menschenverstandes das unheilvolle Handwerk gelegt wird.

Aber in Mexico? Ich habe früher nachgewiesen, daß unter acht Millionen kaum 300,000 weiße Menschen sind; das Uebrige ist ein buntes Gewirr von Mischlingen und Indianern. Es war, ich erinnere daran, der Finanzminister Lerdo de Tejada, der da sagte („Globus“ XI, S. 53), daß jede einzelne Hautfarbe Tendenzen habe und Richtungen verfolge, welche jenen aller übrigen widerstreben; es sei unmöglich, daß sie jemals sich unter einander verständigen könnten, daß sie fähig seien, auf ein gemeinschaftliches Ziel hinzuwirken.

Die Wogenschläge der französischen Revolution von 1789 sind über den Ocean auch nach dem spanischen Amerika gedrungen und haben die Herrschaft der Madrider Bourbons untergraben. An und für sich war das gut, aber was in Frankreich und Europa und bei Culturvölkern, mit Auswahl angenommen, ersprießlich sein konnte, wurde unter den nur zum geringsten Theile civilisirten Völkern auf der westlichen Erdhalbe grundverderblich. Man gab sich dem von der Anthropologie und Völkerkunde als unwahr verurtheilten Wahne hin, daß Alles, was für gebildete Nationen gut und richtig sein kann, auf sämmtliche Menschen ohne Ausnahme Anwendung finden könne und müsse, und dann gleiche Wirkungen haben werde.

Nie ist ein Irrthum verhängnißvoller gewesen; gerade das ganze, ehemals spanische Amerika liefert dafür die handgreiflichen Beweise. Es hat in jedem Jahr, auch jetzt noch, mehr Revolutionen als Monate, ja als Wochen im Jahre sind, und das Ende ist platterdings nicht abzusehen. Man blicke auf die La-Plata-Staaten, wo die Dinge sich, soweit das europäische Element Einfluß gewinnen kann, und nur durch diesen, allerdings etwas leidlicher gestaltet haben; auf Peru, wo durchschnittlich jedes Jahr vier Revolutionen bringt; auf die Geschichte von Ecuador, Venezuela, Neu-Granada, Centralamerika und Mexico. Wer die Geschichte nicht kennt, wird es kaum glauben, daß diese Länder binnen 50 Jahren mehr als ein Tausend Revolutionen, gewaltthätige Präsidentenwechsel und „Pronunciamientos“ gehabt haben.

Was Mexico anbelangt, so ist es außer aller Frage, daß dort, wie einst in Centralamerika, zur Partei der Radicalen die besten und gebildetsten Leute des Landes gehörten. Sie standen namentlich in feindlichem Gegensatze zu der höhern Geistlichkeit, die in vierthalb Jahrhunderten so viel wie gar nichts gethan hat für die Ausbildung und Erziehung des Volkes. Sie erklärten den trägen Clerus für einen Fluch der Nationen, weil derselbe seine Pflichten völlig verabsäumt, lediglich ein kirchliches Formelwesen eingeführt und im Uebrigen nur Reichthümer zusammengerafft habe.

Aber im Hinblick auf die mehr als sechs Millionen roher, völlig ungebildeter, theils wilden, theils halbwilden Menschen in Mexico begingen diese auf dem abstracten Principe reitenden Männer einen verhängnißvollen Irrthum, indem sie das Land in eine uneingeschränkte Demokratie umschaffen und mit Freiheiten beschenken wollten, dergleichen kein Staat der

Welt jemals gehabt hat. Man denke sich bei dem buntscheckigen Gemisch in Mexico den Sprung aus der spanischen Zwangsherrschaft in die schrankenloseste absolute, uncontrolirte Demokratie, und man wird nicht mehr staunen, daß ein so unverständiger, halsbrechender Versuch mit Nothwendigkeit die wildeste Anarchie heraufbeschwören mußte.

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, ohne daß Licht und Aufklärung über die eigentlichen Ursachen des Unheils in die Köpfe gedrungen wäre. Das Verderben geht seinen Gang, obwohl man der Geistlichkeit einen großen Theil ihres Besitzthums genommen hat. Bevor man denselben antastete, besaß der Clerus, welcher noch nicht viertehalbtausend Köpfe zählt, ein Jahreseinkommen von zwanzig Millionen Silberpiastern, während die Staatseinkünfte nur die Summe von höchstens elf Millionen erreichten. Die Partei der Puros, d. h. reinen Radicalen, welche gerade durchgingen, entzog der Geistlichkeit einen beträchtlichen Theil des Vermögens, angeblich um denselben zu Gunsten der Volksbildung zu verwenden. Aber der Clerus organisirte allein im Jahre 1856 mehr als dreißig Revolutionen in verschiedenen Theilen des Landes und der Erlös aus den Kirchengütern wurde zu Kriegszwecken verwandt. Wieviel dabei und davon veruntreut wurde, ist nicht bekannt.

Vor nun gerade zehn Jahren begann recht eigentlich der politische Hexensabbath in Mexico. Die Radicalen hatten den Dictator Santa Anna vertrieben, und dabei gaben die wilden Indianer unter ihrem grimmigen Häuptling Alvarez, dem „Panther des Südens", den Ausschlag. Der Panther wies den Antrag, die Präsidentenwürde zu übernehmen, verächtlich von sich, und so gelangte sie an einen weißen Mann, Ignaz Comonfort.

Als dieser am 5. Februar 1857 die „Bundesverfassung" veröffentlichte, welche „der neuen Ordnung der Dinge einen Abschluß zu geben bestimmt ist", erließ er zugleich ein Manifest, in welchem er sagt: „Nicht einen einzigen Tag hat die Regierung Ruhe gehabt; sie muß unablässig der Unwissenheit und dem Fanatismus die Spitze bieten, und gegen eine Körperschaft ankämpfen, welche auch in weltlichen Dingen eine große Gewalt ausübt. Die Republik sah sich mit einem auswärtigen Kriege bedroht, während der unablässig erneuerte Bürgerkrieg ihre Kraft erschöpfte. Die Staatseinnahmen sind im Voraus verpfändet und werden durch die revolutionairen Zustände nur noch vermindert; ohnehin sind sie zu gering, um auch nur in Friedenszeiten auszureichen. Der Ungehorsam eines Theiles der Geistlichkeit ging so weit, daß sogar die Klöster Mittelpunkte der Verschwörungen bildeten; die geistlichen Rebellen mußten gezüchtigt werden und erlitten die verdiente Strafe."

Allem Unheil sollte durch eine neue Verfassung abgeholfen werden. Wie war dieselbe beschaffen und wie paßte sie zu den Menschen und zu den Verhältnissen? Ich muß noch einmal betonen, daß in Mexico ebensowenig gesunde liberale wie gesunde conservative Elemente vorhanden sind, und daß die bürgerlichen Bestandtheile der Gesellschaft, welche in unseren europäischen Staaten den Kern und das Mark der Gesellschaft bilden, in Mexico durchaus fehlen; Gewerbe, Handel, Landwirthschaft, Gelehrtenstand, an Ordnung und Pflicht gewöhnte Beamte, Schulmeister, Adel, Bauern mangeln oder sind nur spärlich vorhanden; es ist kein Mittelstand und kein innerer Zusammenhang vorhanden. Die Menschen leben nur neben einander; es fehlt ihnen die Cohäsion.

Werfen wir nun einen Blick auf die Verfassung vom Februar 1857, weil dieselbe, im Hinblick auf solche Verhältnisse, charakteristisch für die durch und durch unpraktischen Bestrebungen der mexicanischen Politiker ist.

Vor allen Dingen werden die sogenannten „Menschenrechte" festgestellt. In einem Lande, wo man mehr als 100,000 Barbaren zählte, die das Rauben gewerbmäßig betrieben und die Anarchie an der Tagesordnung war, wurde Jedem das Recht, Waffen zu tragen, zuerkannt. Die Todesstrafe soll abgeschafft sein, — zu größter Genugthuung aller Gauner und Mörder. Jeder männliche Mexicaner wird, falls er verheirathet ist, mit dem achtzehnten Jahre Vollbürger; ist er noch nicht verheirathet, erst mit dem einundzwanzigsten. Das Stimmrecht ist allgemein, das Volk souverain. Alle öffentliche Gewalt geht lediglich vom Volke aus und wird nur zu dessen Wohlergehen eingesetzt und ausgeübt. Die Einzelstaaten sind in dem, was ihre inneren Angelegenheiten anbelangt, vollkommen souverain. Die Gewalten sind getheilt; die gesetzgebende Gewalt übt ein Congreß, der nur eine Kammer bildet. Zum Deputirten kann jeder Bürger gewählt werden, der fünfundzwanzig Jahre alt und kein Geistlicher ist. Er muß in dem Staat oder Gebiet, wo man ihn wählt, ansässig sein. Besoldete Bundesbeamte können nicht im Congresse sitzen. Die Kammer hält alljährlich zwei Sessionen. Die erste beginnt am 10. September und dauert bis zum 15. December, die zweite, welche nicht prorogirt werden kann, wird am 1. April eröffnet und am letzten Mai geschlossen. In der Zwischenzeit sitzt ein permanenter Ausschuß, dessen Hauptaufgabe eigentlich die war, den Präsidenten zu überwachen. Dieser sollte vier Jahre im Amte bleiben; seine Befugnisse waren sehr gering und bestanden eigentlich nur darin, die Beschlüsse des Congresses zu registriren.

Neben diesen unpraktischen Bestimmungen gab es einzelne, die verständig waren. Man beseitigte alle Binnenzölle und schaffte das Paßwesen ab, welches auch in Mexico weder Revolutionen noch Raub oder Mord verhindert hat. Aber das ganze Machwerk war abstract und luftig, weil für eine solche Verfassung die Menschen nicht vorhanden waren. Die vollziehende Gewalt wurde zu einer solchen Ohnmacht herabgedrückt, daß sie sich außer Stande sah, innere Unruhen zu dämpfen und äußeren Feinden Widerstand zu leisten. Es ist als sei Alles völlig darauf berechnet gewesen, Unruhen zu erregen und den wilden Massen zu gefallen, denen sie doch rein gar nichts nützen konnte und die ohnehin von dem „erhabenen" Inhalte nichts verstanden. Für alle Demagogen, Anarchisten und jeden beliebigen säbelrasselnden Oberst und General, der etwa Präsident zu werden sich gedrungen sah, war sie dagegen wie geschaffen.

Manche Paragraphen sind geradezu albern. Der Congreß soll z. B. „für das Wohl der Arbeiter" sorgen. Aber wenn nun, wie das landesüblich in Mexico ist, die „Arbeiter" nicht arbeiten wollen? Ohnehin ist eine Arbeiterclasse in europäischem Sinne nicht vorhanden. Die Verfassung scheert die Barbaren, die Halbwilden und Gebildeten über einen Kamm, sie macht Alles, was in der Natur ungleich ist, auf dem Papiere „gleich". Ein Senat, welcher die andere Kammer im Sinne der Mäßigung hätte controliren können, fehlte.

Diese Verfassung trat in Wirksamkeit. Sie war widersinnig durch und durch und bahnte sofort eine Dictatur an, durch welche sie dann ohne Weiteres außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Nach wenigen Monaten erklärte Präsident Comonfort, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, mit einer solchen Constitution überhaupt eine Regierung zu führen. Er verlangte die Dictatur, und der aus Puros, Ultraradicalen, zusammengesetzte Congreß selber hielt eine solche für unbedingt nöthig. Mexico hatte eigentlich gar keine Regierung. Die Soldaten schrien nach Brot und Löhnung beim Präsidenten, der dann erklärte, daß ja nicht er Ober-

befehlshaber sei und ohnehin kein Geld habe, weil das Land ihm keine Mittel zur Verfügung stelle. Manche Deputirten verließen heimlich den Congreß und viele Soldaten das Heer, während die Zurückgebliebenen meuterten. Comonfort sprach offen aus, einer solchen Scheinpräsidentschaft sei er satt und müde.

Das Jahr 1857 wurde seiner Zeit von einem deutschen Kaufmann in Mexico in folgender Weise gekennzeichnet: „Von Untercalifornien und Durango bis nach Yucatan haben wir überall Revolutionen und Räuberbanden weit und breit. Niemand darf sich auf die Reise wagen. Die große Messe von San Juan de los Lagos im Staate Jalisco soll nicht abgehalten werden, weil man keine Güter dorthin schaffen kann und die Kaufleute wegen Unsicherheit ohnehin ausbleiben müssen. An wem liegt die Schuld von all dem Unheil? Lediglich an den Mexicanern selbst. *Sie lassen ihrer Natur freien Lauf, um so mehr, da sie eine starke Regierung nicht dulden; aus sich selber heraus eine solche zu schaffen, dazu sind sie unfähig.*"

Das Urtheil jenes deutschen Kaufmanns ist ganz richtig. Der Staat war bankerott, die wilden Indianer waren in einem großen Theile des Landes Meister und verübten Mord und Raub gegen ihre zahmen Blutsgenossen und gegen die Weißen. In ganz Sonora, Chihuahua und Durango war überall das platte Land den Raubhorden der Apaches preisgegeben; auch in Sinaloa und Zacatecas wagte sich Niemand aus den Städten heraus, in Yucatan ging neben der Revolution ein Racenkrieg her, in welchem die Indianer, im September 1857, in einer einzigen Ortschaft mehr als 400 Weiße und Mischlinge abschlachteten. In nicht weniger als 37 Städten hatte man der Bundesregierung den Gehorsam aufgekündigt; Abgaben zahlte Niemand. Die Geistlichkeit hatte im Laufe desselben Jahres sechszig und etliche Aufstände durch ihre Anhänger, die „Religionistas", gegen die „sacrilegienschänderische Regierung der Usurpatoren" ins Leben gerufen.

Merkwürdig, aber nicht auffallend erscheint gegenüber solchem Chaos eine Erklärung des Vorsitzenden im Congresse: „Die neue Verfassung ist ein wahres Palladium der Freiheit, durchaus *humanitarisch* und vorzüglich geeignet, die Civilisation zu befördern. Wir schütteln alte Vorurtheile ab und befinden uns im *Uebergange zur Wiedergeburt*; wir bringen die Wahrheit, gegenüber dem Irrthume, zur Geltung, wir verhelfen dem gesunden Menschenverstande zur Herrschaft und werfen blinden, veralteten Wahn fort. Auf die Vaterlandsliebe des mexicanischen Volkes und dessen guten Menschenverstand können wir uns völlig verlassen."

Dagegen verlangte der Präsident die Dictatur und zeitweilige Aufhebung der Garantien, welche die Verfassung dem Bürger gebe. Die Begebenheiten, welche dann sich ereigneten, sind einzig in ihrer Art, aber durchaus kennzeichnend für Land und Leute; wir wollen sie in einem folgenden Aufsatze zu schildern versuchen.

Farmleben am Oranjeflusse.

Schilderungen aus dem Innern der südafrikanischen Capregion von **Dr. Ludwig Hollaender.** *)

I.

Unübersehbar weite, grasbewachsene Flächen strecken sich entlang den Ufern des Oranjeflusses. So wie er sich aus den Bergen des Bassutolandes herausgewunden hat, umgiebt ihn überall dieselbe Scenerie, ist er überall von denselben Bäumen an seinen Ufern umrändert. Mimosen, Weiden, wilde Lorbeersträuche und knorrige Olivenbäume variiren wunderbar das mannigfaltige Grün, welches das schmutzige Wasser des Stroms bis an den Atlantischen Ocean begleitet. Aber das ist auch das erste Grün, das sind die ersten langgewünschten Bäume, die der Wanderer nach mancher weiten, mühsamen Tagereise, seitdem er die das Capland quer durchziehenden Gebirge überschritten hat, erblickt. Alles andere im Norden und Süden den Fluß umgebende Land ist grau und braun, und nur ein Mal im Jahre, zu Anfang des Sommers, d. h. im Monat September oder October, wenn der erste Regen gefallen ist, färben sich die weiten Flächen und einsam in die Höhe ragenden Berge mit dem erfrischenden südlichen fast tropischen Grün.

Entsetzlich heiße Tage und Nächte im Sommer folgen fast ohne allen Uebergang einem ziemlich kalten aber trocknen Winter. Dort ist kein blüthenduftender Frühling — kein Früchte tragender Herbst. Das Klima ist gleichförmig wie das Land und die Bewohner sind dem Land und Klima ähnlich geworden. Dort sind keine hohen, rauchenden Schornsteine — keine wogenden Aehrenfelder, keine lachenden Gärten, keine rauschende Musik der Ernte — keine freudigen Tänze der Jugend. Der erschlaffenden Hitze des arbeitslosen Tages folgt keine fröhliche Nacht. Kein Lüftchen regt sich und kein Baum erfrischt das Auge, das weit hinaus in unbeschreibliche Fernen durch die ewig klare und durchsichtige Luft schweifen kann. Hier und da erhebt sich ein zuckerhut- oder tafelähnlicher Berg, dessen vorspringende Basaltklippen eigenthümliche Spitzen, Zacken und Ränder bilden. Alle halbe Stunde etwa trifft man eine Herde am Grase übersättigter Schafe, die unbeweglich und schweigsam in der Sonnenhitze neben einander stehen, mitunter auch ein Rudel Ochsen oder Pferde, gierig nach Wasser lechzend oder eine sumpfige Pfütze austrinkend. Langsam schwebt in der Ferne ein Haufen Geier — die Straßenreiniger Südafrikas —, übersättigt von den Ueberresten eines gefallenen Pferdes, in die Höhe, ermattet und abgespannt von der Mühe des langen Fraßes.

Jedes Flußbett ist vertrocknet und längst schon sind die

*) Der Herr Verfasser hat eine Reihe von Jahren in der Capregion gelebt und schildert, manchmal mit niederländischer Ausführlichkeit, das Leben und Treiben der verschiedenen Volksstämme, welche in jener Region wohnen, aus eigener Beobachtung. Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß er die holländischen Bauern etwas zu sehr grau in Grau male, das ist aber nicht der Fall, obwohl die Farben etwas stark aufgetragen sind. Es ist bekannt, daß jene „Boers", abgeschieden von allem Culturverkehr und ohne frischen Zuzug von Landsleuten aus dem alten Mutterlande, sehr rückständig und einseitig geblieben sind. Aber Muth und Tapferkeit fehlt ihnen nicht, und sie haben es verstanden, sich gegen die Uebermacht der Engländer, von denen sie sehr feindlich behandelt wurden, zu behaupten. Ihre beiden Republiken: die transvaalsche und jene am Oranjeflusse, sind selbständige Staaten, die in ihrer eigenartigen Weise recht gut gedeihen. A.

Antilopen und Gnus über den Oranjefluß weiter hinein ins Innere des Landes geflüchtet. Denn Alles haben der Sommersonne versengende Strahlen ausgedörrt und Alles — Mensch, Thier und Feld — wartet auf den nächsten Regen. Hier in der That, in dieser Gegend giebt es keine Poesie. Das enorme, farblose Einerlei der Felder und der Berge, die entsetzliche, Alles erdrückende Stille, die maßlose Häßlichkeit der ganzen Gegend scheinen allen menschlichen Niederlassungen ihr Ende gesetzt zu haben.

Und dennoch, in dieser Wildniß, in dieser Negation alles dessen, was das Leben verschönt, was Gefühle erweckt, was zur Hoffnung belebt, in dieser unendlichen Armseligkeit leben Menschen mit menschlichen Gefühlen, schlagen auch Herzen, die eine verwandte Seele suchen, finden sich zufriedene Existenzen.

In diesem Lande, unter diesem Himmel lebt ein eigenthümliches Geschlecht. Zum größten Theile sind es Nachkömmlinge jener französischen Familien, die, durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben, nach Holland eingewandert und von da nach dem Cap der guten Hoffnung übergesiedelt sind. Die Namen der Beranger, du Toit, Plessie, Coussie, Vaurie, de Clerk, Joubert, Olivier, de Bruin, Roux sind nicht die ungewöhnlichsten, die wir unter ihnen finden. Aber wenn auch die Namen geblieben sind, und wenn auch die Träger dieser Namen eine gewisse Selbständigkeit, ein gewisses republikanisches Selbstbewußtsein sich erhalten haben, so haben sie doch alles Andere, was auf ihre frühere Geschichte Bezug hat, vergessen und verlernt. Wie ihre Vorfahren in dieses Land gekommen, weiß kaum noch einer von ihnen. In ihren Gesichtszügen, in ihrer Gestalt, in ihrem ganzen Betragen ist keine Spur mehr vom französischen Nationalcharakter, — auf hundertfache Weise sind sie mit Holländern, Deutschen und Dänen verschwägert, ihre eigene Sprache sprechen sie längst nicht mehr, und durch ein abscheuliches Gemengsel von Holländisch, Deutsch und Englisch verständigen sie sich untereinander. Von allen Künsten und Wissenschaften, die ihre Vorfahren getrieben, in denen diese geglänzt haben, wissen sie nichts, — sie sind Alle Viehzüchter, afrikanische Farmer, Boers (sprich Buhrs, d. h. Bauern) geworden.

Und wenn sie auch nicht immer so schlimm sind wie ihr Ruf, wenn auch der berühmte Afrika-Reisende und Missionär Livingstone manches in seinem Missionseifer schwärzer gesehen und erzählt hat, als es in der That wirklich ist, und wenn sie auch nicht solche Mordbrenner und Sklavenzüchter sind, wie er sie geschildert hat, und wenn auch alle übrigen Berichte der anderen Missionäre, die mit ihnen in Berührung gekommen, aus verschiedenen Ursachen etwas sehr stark gefärbt wurden, so sind sie doch in gewisser Beziehung so verkommen, daß die Frage dem denkenden Beobachter nahe liegt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn jene stolzen Protestanten lieber die Religion Ludwig des Vierzehnten angenommen hätten. Für den, der selber Kinder hat und seinen Stolz und Ehrgeiz darin findet, seine Nachkommen geistig sowie körperlich gleichmäßig durchgebildet zu sehen, für den muß es doch etwas Beschämendes haben, seine Kinder und Kindeskinder einem solch hohen Grade geistiger und religiöser Versumpfung anheimfallen zu sehen, als den, in welchem die jetzigen Boers von Südafrika sich gerade befinden.

Des afrikanischen Farmers Haus steht entweder halbversteckt zwischen ziemlich hohen Bergen, durch die sich schläfrig ein schnell austrocknendes Flüßchen dehnt, oder es liegt angelehnt an Berges Rand, eine weite Ebene überschauend. Entweder mit Stroh oder Schilf gedeckt oder mühsam mit einer Lage von Ziegeln und Kalk belegt, besteht es selten aus mehr als zwei Zimmern, so lange nicht auch im Hause ein verheiratheter Sohn sich aufhält. Hat sich auch zu dessen Familie ein Zuwachs gefunden, so wird ein neues Zimmer angebaut, und da Platz genug vorhanden ist, so geschieht dies mit der Verheirathung eines jeglichen Kindes — bis die Farm für die große Familie zu klein und das Haus zu enge geworden ist, und dann der jüngere Theil sich nach einem neuen Wohnsitze umsieht.

Die einzige Thür führt direct vom Freien in das Wohnzimmer, welches zugleich als Küche dient. Die Thür selbst besteht aus zwei Theilen, einem obern und einem untern, die beide unabhängig von einander geöffnet werden können, ebenso wie es bei uns in Deutschland auf manchen Bauernhöfen der Fall ist. Das andere Zimmer ist Schlafgemach für Vater, Mutter, verheirathete und unverheirathete Söhne und Töchter. Zwei Mal im Jahre werden die Zimmer geweißt, und ein Mal jede Woche wird der Fußboden, der aus Erde besteht und mit Zusatz von Ochsenblut und zerstückelten Termiten-(Ameisen-)Haufen zusammengeknetet und gehärtet ist, mit durch Wasser verdünntem Kuhmist beschmiert, um den im Laufe der Woche entstandenen Staub zu löschen und die durch die Hitze sich außerordentlich vermehrenden Flöhe etwas zu vermindern. Zwei bis drei mit einer Rücklehne versehene Bänke, sechs bis sieben Stühle, theils in der nächsten Stadt gekauft (und in diesem Falle aus Mahagoni und mit Rohr geflochten), oder selbst angefertigt, und dann sind statt des Rohres lederne Riemen quer über den Sitz gespannt, — ein langer Tisch, der in der Ecke steht und zu jeder Mahlzeit in die Mitte des Zimmers getragen wird, ein anderer kleiner Tisch, in der Nähe eines Fensters nebst zwei Stühlen, und auf dem stets eine durch glühenden getrockneten Mist warm gehaltene Kaffeekanne sich befindet, bilden meist die vollständige Möblirung des Wohnzimmers. In neuerer Zeit findet man auch wohl eine acht Tage lang gehende amerikanische Wanduhr, die aber selten länger als ein Jahr brauchbar ist.

Seine Zeit theilt der Farmer sich besser auf andere Weise ein. Lange bevor ihm der überall rege kaufmännische Geist eine Uhr verschaffen konnte, hat er gelernt, nach dem Stande der Sonne die Tageszeit festzustellen — und diese Messung ist stets richtiger als die durch die Uhr gewonnene. Auf einem Fensterbrett liegen eine alte zerlesene holländische Bibel vom Jahre 1637, mehrere Psalmenbücher, ein Kalender vom letzten Jahre, die Verhandlungen der Synode von Dortrecht, und verschiedene alte holländische religiöse Werke, die alle wunderbare Titel führen, wie „Die Trompete der Ewigkeit“, „Der Donnerschlag der Gottlosen“, „Der wunderbare Balsam von Bethlehem“ u. s. w. Von Schriftstellern sind besonders zwei Namen, Thomas a Brakel und Smytegeld, sehr beliebt, und es ist in der That erstaunlich, wie und wo man immer noch in Holland alle die alten Bücher aus dem Ende des 17. oder dem Anfang des 18. Jahrhunderts auftreibt; denn diese allein sind noch orthodox calvinistisch. Alle neueren Theologen, die nach oder zur Zeit der französischen Revolution geschrieben haben, sind bereits vom Geist der Neuerung angeweht und unbrauchbar für den starrsten aller calvinistischen Puritaner — den holländischen Boer oder Farmer vom Oranjeflusse.

Im Schlafzimmer stehen zwei doppelte hölzerne Bettstellen. Es sind in der Regel einfache, auf vier Füßen ruhende Holzrahmen, die mit ledernen Riemen verbunden sind und auf denen meist nur ein sehr dünnes Federbett liegt, durch das man stets die ziemlich harten Riemen fühlt. In manchen Farmen haben diese alten Bettstellen aber schon modernen englischen aus Eisen Platz gemacht. Das eine derselben dient den Eltern, das andere ist für den verheiratheten Sohn oder Schwiegersohn bestimmt. Die unverheiratheten Kinder schlafen auf der Erde. In der Ecke stehen

zwei Wagenkisten, die alle Kleider und Wäsche der Familie enthalten, und vor einem Fenster vielleicht noch eine umgekehrte leere hölzerne Kiste mit einem kleinen Spiegel. An den Wänden hängen mehrere geladene Gewehre, einige Pulverhörner, lederne Kugelsäckchen und mitunter einige Antilopengeweihe.

Dies ist das Wohnhaus. Natürlich sind während der letzten Jahre dem Oranjeflusse entlang auch schon bessere Häuser entstanden, die mit mehr Comfort eingerichtet und ausgestattet sind, aber selten befindet sich in einem solchen der wirkliche Boer vom alten Schlage so wohl wie in dem Hause, in welchem er selbst aufgewachsen ist. Und nun gar der verstockte Puritaner, zumal der, welcher aus seiner Kirche ausgetreten, weil die Synode des Caplandes auch Gesänge in die Liturgie eingeführt hat, würde jede Verbesserung in seinem Hause als die größte Sünde gegen Gott betrachten. Die Blumen auf den Tapeten, oder gar die paar elenden Holzschnitte an den Wänden würden seine Betrachtungen viel zu sehr auf weltliche Dinge lenken. Außerdem haben seine Eltern alles dieses nicht gehabt. So wie sein Vater und Großvater trägt er sein Haar nach vorn über gekämmt und dicht vor den Augen abgeschnitten, das Gesicht glatt rasirt, wodurch die ganze Physiognomie einen eigenen dumm-verschmitzten Ausdruck erhält — eine kurze Jacke, in deren Seitentaschen seine Hände steif aufstehen, und weite Hosen, die aber nur bis an die Knöchel reichen und die nackten, in den ungeschwärzten, selbstgefertigten Schuhen steckenden Füße sehen lassen.

Ein breitkrämpiger, aber vollständig steifer gelblich-grauer Hut, der stets mit einem schwarzen Flor umgeben ist, da der Farmer immer um irgend einen Verwandten trauert, und der mehr nach dem Hinterkopf hin gesetzt wird, vervollständigt die Bekleidung. In derselben schläft er, empfängt er seine Gäste, besucht er die Kirche, genießt er das heilige Abendmahl; mit einem Worte, diese Kleidung umgiebt ihn bei Tag und bei Nacht. Nur wenn ihm ein Ehrenposten in der Kirche übertragen ist, z. B. wenn er Kirchenrath geworden ist, wohin einzig und allein sein höchster Ehrgeiz strebt, verwechselt er zum Kirchgang die Jacke und die hellen Hosen mit einem antediluvianischen Frack und schwarzen Beinkleidern, aber die Füße bleiben schmutzig und nackt in den ungeschwärzten Schuhen. Unentbehrlich ist dem Farmer ferner eine kleine Pfeife, deren Kopf aus einer weit im Innern des Landes — am Magaliesberge — liegenden weichen Steinart geschnitten ist. Denn Rauchen bildet, nebst Argumentationen aus der Bibel, die Hauptbeschäftigung des Tages.

Die Boerfrau hat, obgleich weniger in der Bibel belesen als ihr Mann, noch weit strengere Begriffe von Religiosität. Während es in Südafrika Gebrauch ist, beim Hineintreten in ein Zimmer jedem darin Sitzenden die Hand zu reichen, entzieht die orthodoxe Farmersfrau die ihrige jedem Manne. Es gilt ihr für die größte Sünde, einem andern Menschen als ihrem Gatten die Hand zu reichen. Ihre Kleidung ist ungefähr die unserer barmherzigen Schwestern, nur daß Kleider und Wäsche nicht so reinlich sind und statt der Haube eine steife schwarze Kappe, nach Art der Helgoländer Hüte, die weit über das Gesicht herüberreicht, den Kopf, den meistens ungekämmten, bedeckt. Gegen Beinkleider, zum Schutz gegen Kälte, wie sie andere Damen tragen, hat sie ebenfalls eine religiöse Antipathie, denn in der Bibel steht es irgendwo: „die Frau soll nicht tragen die Tracht eines Mannes." Dagegen führt sie, trotz des Verbotes von Paulus, des einzigen Apostels, den sie vielfach liest, um so mehr das Wort in kirchlichen Angelegenheiten. Das alte Testament und zumal die fünf Bücher Mosis bleiben und sind die Hauptlectüre im ganzen Hause. Moses und die Altväter Abraham, Isaak und Jakob sind die Vorbilder, denen sie nachzueifern und die sie nachzuahmen sich bemühen, und stets schwärmen sie davon, wie herrlich es wäre, wenn das Gesetz von Moses überhaupt eingeführt würde. Das Leben der Altväter ist ihnen schon deshalb um so geläufiger und verständlicher, weil ihr eigenes Leben, was die Viehzucht, das Nomadenleben, die dürren und trockenen Zeiten, die in Südafrika regelmäßig wiederkehren, anbetrifft, mit dem in der Bibel geschilderten vielfache Analogien hat. Daher kommt es wohl auch, daß sehr Viele es bedauern, selbst keine Juden mehr zu sein und nicht mehr, wie sie selbst es ausdrücken, dem glückseligen Geschlechte, dem von Gott auserkorenen Volke anzugehören. Ueber die modernen Juden haben sie nicht die geringste Vorstellung. Wie überall in den außereuropäischen Ländern und überall da, wo überhaupt nur eines Weißen Fuß hingekommen ist, befinden sich auch in Südafrika viele und besonders deutsche Juden, die sich durch unternehmenden Handelsgeist und durch Intelligenz einen sehr guten Namen erworben haben; und so halten denn viele Bauern jeden Deutschen selber für einen Juden. Beim Confirmandenunterricht fragte erst kürzlich ein Pastor mehrere junge Menschen, welche Sprache die alten Juden gesprochen hätten, worauf diese ganz ernst erwiderten: „die (duitsche taal) deutsche Sprache!"

Der Boer, träge zur Arbeit, ist auch zu indolent, um starke Empfindungen zu hegen. Intoleranz in religiösen Dingen ist ihm vollständig unbekannt, aber er hat ein geheimes Grauen vor der römisch-katholischen Kirche. Der Papst ist ihm gleichbedeutend mit Teufel, an dessen persönliche Existenz er fest nach den starren Satzungen seiner Kirche glaubt, und ein Katholik ist ihm so viel wie ein götzendienerischer Amalekite oder Moabite, da er anstatt zu Gott zur Mutter Maria und zu allen Heiligen bete. Wahrscheinlich haben zu allen diesen Anschauungen die von den Vorfahren ererbten dunkeln Ueberlieferungen Veranlassung gegeben, da dem Boer selber die einfachsten historischen Kenntnisse, ja selbst die der Reformation abgehen. Aber trotzdem wird er selbst einen katholischen Priester, wenn dieser einmal sein Haus betreten, mit aller Gastlichkeit, die ihm eigen ist, empfangen und ihm sofort die gebräuchliche Tasse Kaffee vorsetzen lassen, obwohl er ihm einen Stuhl so fern wie möglich von seiner Frau und sich selbst anweisen wird.

Zur bessern Beaufsichtigung stehen gegenüber dem Hause oder zuweilen auch hinter demselben die Kraale. Es sind dies viereckige, mit vier Fuß hohen Mauern umgebene Plätze, wohinein des Nachts Ochsen, Pferde und Schafe getrieben werden. Die Mauern bestehen jedoch nicht aus regelrecht übereinandergelegten und mit Mörtel verbundenen Steinen, sondern sie werden einfach dadurch hergestellt, daß man irgend welche beliebigen Steine, und Steine giebt es genug in Südafrika, rund oder eckig ohne jegliches Bindemittel einen über den andern setzt. Schöne große Kraale, mit hohen Mauern umgeben, um die im Winter zuweilen etwas kalte Nachtluft von den Thieren abzuhalten, sind der höchste Stolz des Farmers. Hierhin führt er zuerst den Fremden, der ihn besucht. Es ist das Einzige, was er zu zeigen hat. Was kümmern ihn die etwaigen schönen Fernsichten oder Ansichten, die wunderbaren Fossilien, die sich auf fast allen Farmen in der Nähe des Oranjeflusses finden, — sein schönstes Bild ist der Kraal mit seinen Bewohnern. Nächst den Gesprächen über die Bibel und das Abendmahl bildet ein feinwolliges Merinoschaf spanischer oder französischer Race, eine gute milchgebende Kuh, ein starker Ochs, ein gelehriges Pferd seine Hauptunterhaltung. Doch sind die Merinoschafe noch nicht lange, höchstens seit 20 Jahren, eingebürgert. Lange und harte Kämpfe hat es gekostet, ehe die Boerfrau zugab, daß ihr Mann die theuren Merinoböcke unter die eingeborenen cap-

ländischen Schafe, die zwar statt der Wolle nur Haare, dafür aber einen um so breitern, oft 20 Pfund wiegenden Fettschwanz besitzen, laufen lassen durfte. Den Weibern lag mehr an dem Verluste des Fettes als an dem durch die feine Wolle zu erlangenden Gewinne. Freilich waren damals die Bedürfnisse der Boers noch nicht so bedeutend als jetzt, da sie in selbstgefertigten ledernen Jacken und Hosen gingen, und in ihrer nächsten Nähe gab es noch nicht so viele Städte, in denen alles Mögliche, Brauchbares und Unbrauchbares, dem unerfahrenen Boer zum Ankauf aufgedrungen wird.

Aber die Kraale sind nicht allein Ställe für des Farmers Vieh, sie sind die Werkstätten, in denen sein Feuerungsmaterial bereitet wird. Wenn in dem Ochsenkraale der Mist bereits 2 bis 3 Fuß hoch steht, dann werden einige Nächte lang, kurz ehe der Winter beginnt, oder wenn es einmal einige Tage geregnet hat, Schafe hineingetrieben, um den weichgewordenen Dünger zusammenzutreten und zu kneten. Nachdem dies geschehen, werden von den Kaffirn viereckige Stücke mit einem Grabscheit herausgeschnitten und diese zum Trocknen an die Sonne gelegt. Dieser so zubereitete Mist giebt ein vorzügliches Feuerungsmaterial, sehr ähnlich dem Torfe, den wir bei uns brennen, wenn auch zuweilen der nicht ganz trocken gewordene Dünger beim Brennen ganz merkwürdige Gerüche verbreitet und die auf offenem Herde gebratenen Cotelettes einen eigenthümlichen, wenn auch für manche Personen höchst pikanten Geschmack annehmen.

Zur anderen Seite des Hauses und zwar so gelegen, daß man das durch einen nahe gelegenen Damm aufgefangene Wasser, oder das kleine Flüßchen, in dessen Nähe das Haus gebaut ist, dahin zur Berieselung leiten kann, liegt der sogenannte Garten. Er enthält etwa 3 Morgen bebauten Landes, einige schlecht gepflegte Pfirsichbäume, einige junge Maulbeerbäume nebst einigen hundert Weinstöcken, die vorzügliche Trauben liefern. Äpfel- und Birnbäume giebt es wenig, und deren Früchte haben keineswegs den angenehmen aromatischen und saftigen Geschmack wie in Europa. Auf älteren Farmen sieht man jedoch große schöne Maulbeerbäume und andere Baumsorten, aber auch der Sinn für Garten- und Baumcultur scheint dem jüngern Geschlecht ganz verloren zu gehen. Das bischen Gemüse, Kohl, Selleriesträuche (die gelbe Wurzel gedeiht nicht), Melonen, Gurken, — was Alles mühsam gezogen wird, muß in der Regel zum Verkauf in die nächste Stadt wandern, wo es meist vollständig verwelkt und vertrocknet ankommt. Der Farmer selbst ißt nur Wassermelonen, eine abscheuliche geschmacklose große Gurke, und die sich den ganzen Winter über gut conservirenden fad-süßlichen Pampuna, eine dem Kürbis ähnliche Frucht, die ein Gewicht von 80 bis 100 Pfund erreicht.

Hinter dem Garten stehen einige Strohhütten, von faulen Kaffirn und deren Hunden oder schmutzigen und nichtsnutzigen Hottentoten bewohnt, der unvermeidlichen Dienerschaft in Südafrika. Die Kaffirn kommen entweder aus dem Bassutolande*), oder sind Fingoe-Kaffirn, englische Unterthanen und die eigentlichen Heloten der Kaffirn, von denen sie früher unterjocht und als Sklaven behandelt wurden, ehe die englische Regierung sich ihrer annahm und ihnen Wohnsitze im Tambukielande, zwischen der Colonie des Caps der guten Hoffnung und Natal gelegen, anwies. Sie sind meist gelehrig, wenn auch ohne den stolzen Sinn ihrer früheren Herrscher, der Kaffirn. Von letzteren unterscheiden sie sich zwar nicht durch Farbe oder Gesichtsausdruck, wohl aber durch geringere Körperstärke, schwächern Knochenbau und schlaffe Musculatur. Außerdem sind sie dadurch leichter kenntlich, daß ihnen Allen der linke obere Augenzahn fehlt, der allen Kindern bald nach dem Zahnwechsel mit einem Stein herausgeschlagen wird, und durch ein Loch im linken Ohrläppchen. Circumcision wird bei ihnen nicht verrichtet.

Der Hottentote ist das eigentliche enfant perdu von Südafrika. Aus der Reihe der selbständigen Nationalitäten ist er längst, Dank der frühern holländischen Regierung, geschieden. Eine Hottentotensprache existirt hier nicht mehr; seine Umgangssprache ist das gemeinste Holländisch mit verschiedenen Kaffirwörtern vermengt. Von Natur klein, von gelblich aschgrauer Farbe, mit schief-geschlitzten Augen, platter Nase, sehr niedlichen Händen und Füßen und einem beim weiblichen Geschlecht besonders sehr stark ausgebildeten Fettpolster rings um die Hüften, ist er für gewisse Dinge außerordentlich brauchbar. Er weiß besonders gut mit Pferden umzugehen und mit bewunderungswürdiger Schärfe die Spur eines verirrten Ochsen oder Pferdes oder eines vorbeigelaufenen Wildes zu verfolgen. Der Boden mag noch so hart oder felsig sein, daß kein Abdruck des Fußes oder Hufes für einen Europäer sichtbar werden kann, das Gras mag so sparsam oder so dicht wie möglich stehen, der Hottentote kommt niemals von der einmal ins Auge gefaßten Fährte ab. Ein umgerolltes Steinchen, ein zerknickter Halm ist oft das einzige Zeichen und genügt für ihn, um sofort angeben zu können, von welchem Thiere die gefundene Spur herrühre und nach welcher Richtung es seinen Lauf genommen. Er ist in der Regel auch ein treuer Diener, der jahrelang bei einem Herrn aushält, wenn ihm nur zeitweise die nöthige Tracht Prügel, denn ohne diese hat er vor seinem Herrn keinen Respect, verabreicht wird. Doch wird er vollständig unbrauchbar, sobald er Gelegenheit hat, sich zu betrinken. Ein Glas Cognac oder Branntwein muß ihm zwar sein Herr jeden Morgen als Anregungsmittel zur Arbeit geben, aber vollständig unlenksam wird er, sobald größere Quantitäten in seine Hände gelangt sind. Alle Leidenschaften werden dann in ihm erweckt, und Mord und Todtschlag enden gewöhnlich die erst zwar ziemlich heitere, aber späterhin ekelhaft werdende Scene, deren Beschreibung wir lieber unterlassen.

Der Hottentote erreicht selten ein hohes Alter. Syphilis, Skrophulose und Tuberkulose, nicht minder der bei ihm sehr häufige Aussatz rafft ihn in der Regel vor dem 30. Lebensjahre hinweg. Seine Kleidung besteht in den abgelegten Fetzen des Herrn, die der Hottentotin in denen ihrer Herrin. Auch hier übt die Crinoline ihre unbedingte Herrschaft aus. Obgleich die Boersfrau diese elegante moderne Garderobe vollständig ignorirt, so weiß die Hottentotin sie sich dennoch zu verschaffen, wenn sie sie auch meist über den einzigen zerfetzten Unterrock, den sie besitzt, anlegt, und die zerbrochenen stählernen Spangen durch eiserne, einem alten Weinfasse entlehnte Reifen oder grüne Weidenruthen ersetzt. Ein Hottentotenweib altert entsetzlich schnell. Mit 25 Jahren bedecken bereits dichte Runzeln das ganze Gesicht, das dann mit rother Erde und schwarzer Kohle täglich frisch bemalt wird. Ihr Haupthaar ist ebenso wollig wie das des Kaffirs, nur daß es viel dünner auf dem gelblichglänzenden Scheitel steht. Im Uebrigen ist der Hottentot von Natur ziemlich gutartig und gutmüthig und weiß besonders gut mit Kindern umzugehen, die sich in der Regel sehr zu ihm hingezogen fühlen, wenn sie auch von ihm all den ekelhaften animalischen Unrath, Ungeziefer u. s. w., mit dem jener behaftet ist, übertragen bekommen. Denn der Hottentot wäscht sich höchst selten und dicke Schmutzflecken bedecken in großen Ringen das Gesicht nicht minder wie den ganzen Körper. Er hat wie alle eingeborenen afrikanischen Völkerschaften viel Neigung und Talent zur Musik und ist manchmal ein schwär-

*) Siehe Märzheft 1866 der Illustrirten deutschen Monatshefte, Artikel: Aus dem Bassutolande. Von L. Hollaender.

merischer Fiedelspieler, wobei der Geschmack allerdings ziemlich kindlich ist. Eine einzige Melodie kann eine ganze derartige Gesellschaft die ganze Nacht hindurch in der heitersten Stimmung erhalten.

Was von dem heimtückischen Charakter und mordlustigen Neigungen der Hottentoten in früherer Zeit oder vielleicht jetzt noch erzählt wird, gehört in das Gebiet der Fabel. Wahrscheinlich haben Reisende sie mit den Buschmännern verwechselt. Aber diese finden wir an den Ufern des Oranjeflusses längst nicht mehr. Mitunter trifft man noch auf ganz von der Hauptstraße abgelegener Farm irgend ein dem Pavian ähnliches, altes, runzliches Geschöpf mit dickem Kopfe und dickem Halse, sonst aber einem Hottentoten sehr ähnlich, das einem als ein alter Buschmann vorgeführt wird, aber im Allgemeinen sind sie in dieser Gegend gänzlich ausgestorben oder weggehetzt und todtgeschossen worden.

Die Sklaverei in Brasilien.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß binnen hier und einem Menschenalter die Negersklaverei auch in Brasilien aufgehört haben wird. Man macht sich allmälig mit dem Gedanken an das Unvermeidliche vertraut und sucht nach Uebergängen. Es ist zu wünschen, daß diese so wenig schroff als möglich seien und daß es gelinge, für die Provinzen, welche Plantagenbau und tropische Producte haben, den nothwendigen Ersatz an Arbeitskräften herbeizuschaffen. Eine Einwanderung weißer Feldarbeiter kann dort gar nicht in Frage kommen; man wird also wohl Asiaten holen müssen, weil die Erfahrung lehrt, daß auf die freien Neger für anhaltende und regelmäßige Arbeit nicht gerechnet werden kann.

Im vorigen Sommer hat der Kaiser von Brasilien mehreren Hundert Staatssklaven die Freiheit gegeben. Europäische, namentlich auch deutsche Zeitungen, priesen das als eine großmüthige, edle That und knüpften daran allerlei salbungsvolle Betrachtungen. Nun ist der Kaiser von Brasilien ganz gewiß ein ausgezeichneter Mann und vortrefflicher Mensch, und wir hegen vor ihm aufrichtige Hochachtung; jene Emancipation einer Anzahl von Staatssklaven hatte jedoch mit philanthropischen Beweggründen nichts zu schaffen. Die Freigebung erfolgte nämlich unter der Bedingung, daß jene Neger sofort in die brasilianische Armee eintreten müßten, um die im Kriege gegen Paraguay stark gelichteten Reihen derselben füllen zu helfen. Unter denselben Verhältnissen haben auch manche Privatleute einen oder ein paar Sklaven freigegeben.

Burmeister hat in seiner Reise in Brasilien und in der vortrefflichen Abhandlung „über den schwarzen Menschen" die Neger und ihre Stellung in dem ausgedehnten Kaiserreiche eingehend geschildert; er beobachtete als Naturforscher und sprach unumwunden aus, was er für wahr und richtig hielt, ohne sich um europäische Vorurtheile sonderlich zu kümmern. Ein Gleiches ist der Fall mit J. J. von Tschudi, welcher in den bis jetzt erschienenen zwei Bänden seiner Reisen durch Südamerika den wichtigen Gegenstand mehrfach in Betrachtung zieht. Es ist von Interesse, die Aussprüche eines solchen Mannes zu kennen, und es verlohnt sich schon der Aufklärung wegen, daß wir sie den Lesern des „Globus" nicht vorenthalten.

In der Provinz Minas, von welcher zunächst die Rede ist, werden die Sklaven von den meisten Fazendeiros (Gutsbesitzern) schlecht behandelt. Diese sind aber nicht etwa allesammt weiße Leute, sondern zu nicht geringem Theil Mischlinge. Ueber das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven spricht sich unser Gewährsmann in folgender Weise aus.

„Wer in Europa gezwungen ist, viele Dienstboten zu halten, z. B. der Landwirth, und dabei tausendfache Gelegenheit hat, sich über Dummheit, Faulheit, Liederlichkeit, Widersetzlichkeit, Trunksucht, Unreinlichkeit, bösen Willen, Diebstahl &c. dieses Dienstpersonals freier Leute zu ärgern, und körperliche Züchtigungen, oft das einzige Mittel, um sich vor größerm Schaden zu bewahren, nicht anwenden darf, weil die Gesetze es verbieten, der wird sicherlich begreifen, daß gegen Sklaven, unfreie Menschen auf einer sehr tiefen Bildungsstufe, die alle Fehler schlechter europäischer Dienstboten im höchsten Grade in sich vereinigen und jedes Geschäft nur gezwungen verrichten, Strenge das unumgänglich nöthige Mittel ist, um Arbeit zu erzielen. Sie artet aber häufig in Härte und diese in unmenschliche Mißhandlung aus.

„Man kann sich oft eines Lächelns über europäische Philanthropen kaum erwehren, wenn sie ein Zetergeschrei über schlechte Behandlung der Sklaven erheben, obgleich sie auch nicht die geringste Idee vom Charakter und Naturell der Neger haben, und vielleicht keinen andern gesehen haben als jenen, der in Raff's unvergeßlicher Naturgeschichte Kaffeebohnen pflückt. Gleichwohl verlangen diese Philanthropen in ihrem kleinen häuslichen Kreise oft das Unglaubliche von ihren Dienstboten; sie schlagen dieselben zwar nicht, weil sie sonst Strafe zahlen müßten, aber sie wollen jeden ihnen zu zahlenden Groschen Lohn durch doppelte Arbeiten aus ihnen herauspressen. Diese Philanthropen sehen es ruhig mit an und es erscheint ihnen ganz sachgemäß, daß Tausende von Fabrikarbeitern bei übermäßiger Anstrengung physisch und moralisch dahinsiechen, und finden es am Ende auch ganz in der Ordnung, wenn ein armer Soldat wegen eines Insubordinationsfehlers zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wird."

„Strenge Behandlung der Sklaven habe ich immer begreiflich gefunden und entschuldigt, denn sie ist nothwendig; Mißhandlungen habe ich stets verdammt. Sklaverei ist ein Fluch für jedes Land, in dem sie noch besteht. Abgesehen von allen ihren schrecklichen Rückwirkungen auf Moral und ihren traurigen Einfluß auf die organische Entwickelung der Nation bedingt sie einen ununterbrochenen, vernichtenden Racenkampf, in welchem bald der Sklav, bald der Herr aggressiv vorgeht und bald der eine, bald der andere unterliegt. Mit großartigen Erfolgen für die Sklaven hat er nur einmal und zwar auf St. Domingo geendet; partielle Aufstände sind in Nordamerika wie in Westindien und Brasilien jedesmal und mit großem Verlust an Menschenleben zum Nachtheil der schwarzen Race ausgefallen. Als traurige Folge solcher Befreiungsversuche ist immer eine härtere Behandlung der Sklaven eingetreten, die weit mehr Opfer forderte als der offene Aufstand. Am häufigsten nimmt der Vernichtungskrieg den Charakter des Einzelkampfes an. Es ist nicht die ganze Sklavenbevölkerung eines Staates, es sind nicht die sämmtlichen Neger eines Districts oder einer Plantage, welche auf den Kampfplatz treten, es ist der einzelne Sklave gegen seinen Herrn. Seine Waffen sind Gift

oder eine aus dem Hinterhalte geschossene Kugel. Gegen diese Angriffe ist der harte Sklavenhalter nie gesichert, aber sein Mißtrauen macht ihn nur noch härter."

Der Rachetrieb der Sklaven bleibt selten in der engbezogenen Grenze des Hasses gegen den Unterdrücker, er erstreckt sich weiter auf unschuldige Opfer und wird dann erst zum wahren Racenkampfe. Hier nur ein Beispiel.

Herr S., ein Deutscher in Rio Janeiro, hatte eine sechszehnjährige Negerin als Köchin gemiethet und sie vortrefflich gehalten. Sie war erst wenige Wochen in seinem Hause, als eins seiner Kinder, ein kleines Mädchen, unter heftigem Erbrechen erkrankte, wie man glaubte, in Folge einer Indigestion. Am folgenden Tage überraschte die Frau des Hauses die Negerin in dem Augenblicke, als diese eine Handvoll Grünspan in die zum Mittagessen bestimmten schwarzen Bohnen warf. Sie wurde sogleich verhaftet und gestand auch unverhohlen: sie sei zwar in dem Hause zufrieden und gut gehalten, aber ihre alte Muhme habe ihr gesagt, alle Weißen müßten sterben; sie solle die Familie vergiften, und Tags vorher habe sie an „dem kleinen weißen Schnabel" probirt, ob das Gift wirke.

Vor einer Reihe von Jahren ging eine Fazenda, die früher dem Könige gehört hatte, durch Verkauf in Privatbesitz über. Der neue Besitzer, ein durchaus sanfter und menschlicher Mann, hatte seine Neger bloß im äußersten Nothfalle und auch dann nur sehr mäßig strafen lassen. Dennoch vergifteten sie sich, wahrscheinlich aus Aerger, daß sie verkauft worden waren. (Die Neger auf königlichen Landgütern hießen Negros d'El Rei; sie waren, so lange die portugiesische Königsfamilie in Brasilien regierte, niemals verkauft worden; nach der Unabhängigkeit aber ließ sie ihre Privatgüter veräußern.)

Eine ausgezeichnete Negerin, Namens Antonina, war Liebling einer Familie. Obgleich man die Gattin des Gutsbesitzers wiederholt darauf aufmerksam gemacht hatte, wie gefährlich die Sklavin sei, nahm sie das Mädchen doch immer in Schutz, bis sie dieselbe dabei überraschte, daß sie ein Giftpulver in den für die Herrin bestimmten Kaffee schüttete. Die Negerin wurde nicht bestraft, sondern nach Rio und von dort nach Rio grande do Sul verkauft. Die Aufführung Antoninas war aber dort der Art, daß sie bald darauf wieder nach Rio verkauft wurde. Hier kam sie in den Besitz eines Portugiesen, der ihr die Freiheit und einen Theil seines Vermögens schenkte und sie als Maitresse hielt. Nach kurzer Zeit starb er, höchst wahrscheinlich auch vergiftet. Als Thatsache steht fest, daß die Zahl der durch Neger vergifteten Weißen alljährlich eine sehr hohe ist, aber noch ungleich höher beläuft sich die Zahl der von ihren Herren getödteten Sklaven.

Der Vernichtungskampf nimmt einen höchst eigenthümlichen Charakter noch dadurch an, daß nicht selten die Sklaven durch ihren eigenen freiwilligen Untergang ihren Herrn pecuniär zu Grunde zu richten suchen, was für viele der letzteren weit schrecklicher ist, als ein plötzlicher Tod durch Kugel oder Gift. Der Sklave weiß, daß er einen sehr hohen Geldwerth repräsentirt, daß ohne seine Arbeit der Fazendeiro nicht bestehen kann und durch den Verlust seiner Arbeitskräfte ruinirt ist. Deshalb fassen manchmal die Sklaven einer Fazenda den Entschluß, sich selbst zu vergiften und führen ihn mit dem größten Stoicismus aus. Sie benutzen zu dieser schauerlichen Execution die Abkochung oder das Pulver der Wurzel einer Liane, des Timbo arvore oder Timbo boticario. Man hat behauptet, daß diese Pflanze von den Negern aus Afrika mitgebracht und in die brasilianischen Wälder versetzt worden sei. Man will auch diesen Timbo immer nur in der Nähe von Plantagen, nie in den entfernteren Urwäldern gefunden haben. Ich kann die Richtigkeit dieser Angaben nicht verbürgen.

Seltener wählen die Neger den Tod durch Erhängen oder Ersäufen; von Selbstentleibung durch Schießgewehr sind mir keine Beispiele bekannt geworden.

Im Juni 1861 besuchte mich in Rio de Janeiro ein befreundeter Gutsbesitzer aus der Provinz S. Paulo. Als ich mich nach einem andern Fazendeiro erkundigte, den wir im Jahre vorher auf seiner schönen Besitzung besucht hatten, lautete die Antwort: der arme Mann ist wahnsinnig geworden. Folgende Thatsache ist charakteristisch. Mehrere Tage nach einander kam während der Messe vor die Kirche der Pfarre, zu welcher die Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter, von einigen Sklaven begleiteter Wagen, auf welchem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Geistliche, erstaunt und erschrocken über die stets wachsende Zahl der Todten, fragte, ob auf der Fazenda irgend eine ansteckende Krankheit herrsche. O nein, Herr, erwiederte einer der Sklaven, wir sind alle gesund, aber, — so fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, — heute bringen wir die da, — auf die Todten zeigend, — morgen werden andere uns bringen. Und so geschah es. Am andern Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sklaven beladen, die Tags vorher ihre todten Kameraden hergebracht hatten, und so dauerte der Turnus, bis fast alle Neger der Fazenda, einige und achtzig an der Zahl, neben einander auf dem Leichenacker ruheten. Sie hatten sich selber vergiftet. Noch ehe die letzten auf den verhängnißvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr dem Wahnsinn verfallen; er hatte von Tage zu Tage seinen sichern Ruin näher rücken sehen. Das war Negerrache! Der unglückliche Mann hatte seine Neger immer durchaus milde behandelt und sehr gut gehalten. Man hat wiederholt beobachtet, daß eine derartige Selbstvernichtung gerade auf solchen Gütern vorkommt, auf welchen die Sklaven durchaus human behandelt werden. Man glaubt die auffallende Erscheinung durch die Annahme erklären zu können, daß sämmtliche Neger einer Fazenda durch Ueberredungskunst eines Einzelnen, der wahrscheinlich eine hervorragende Stellung als Zauberer oder Priester (Quiombo) einnimmt, zu einem so excentrischen Schritte bewogen werden; — daß dabei nicht gerade Rachsucht speciell gegen die Person ihres Herrn zu Grunde liege, sondern allgemeiner Racenhaß. Solche tragische Fälle seien nicht Folge einer etwaigen schlechten Behandlung, sondern abhängig von der Anwesenheit eines fanatischen Zauberers. Ein solcher übt bekanntlich eine außerordentliche moralische Macht auf die übrigen Neger.

Doch giebt es noch eine andere Erklärung. Unter den Sklaven befinden sich solche, die von königlichem Geblüte sind, und oft wissen die Fazendeiros nicht einmal, daß sie einen Prinzensklaven besitzen. Trifft es sich nun, daß der größte Theil der Neger auf einer Plantage dem Stamm angehört, aus welchem ein Prinz sich unter ihnen befindet, dann sollen sich bei dessen Ableben die übrigen freiwillig den Tod geben, um ihm zu folgen. — Das wäre allerdings in urafrikanischem Sinne gehandelt, Herr von Tschudi hält indeß die erstere Erklärung für richtiger.

In Brasilien, und wahrscheinlich in diesem Lande allein, kommt es vor, daß ein Gutsbesitzer die Sklaven eines andern aus Haß oder Rache vergiftet. Unser Gewährsmann betont, daß ihm mehrere verbürgte Beispiele dieses niederträchtigsten aller Meuchelmorde bekannt seien. In einem solchen Falle läßt der Fazendeiro durch einen seiner vertrauten Sklaven Freundschaft mit den Negern seines Gegners schließen; derselbe nimmt irgend eine Gelegenheit wahr, denselben in Speisen, Branntwein oder auf irgend eine andere Art Gift zu

reichen. Es ist sehr schwer, diesem Verbrechen auf die Spur zu kommen, wenn nicht der Thäter an sich selber zum Verräther wird.

In einem Staate mit geordneten Rechtsverhältnissen könnte ein als Vergifter bekannter Sklave dem Arme der Gerechtigkeit nicht entzogen werden, aber in Brasilien wird nur sehr selten ein envenenador dem Gericht übergeben. Der Fazendeiro hilft sich selbst, indem er den Sklaven verkauft oder ihn todtprügeln, überhaupt umbringen läßt.

Zur Charakteristik der Neger führt Herr von Tschudi folgende Thatsache an. Ein Geistlicher, Padre João Marques, besaß im Bezirke Sabará, Provinz Minas, eine bedeutende Plantage mit etwa 200 Negern. Auf seinem Sterbebette schenkte er ihnen allen die Freiheit und vermachte ihnen testamentarisch seine ganze Besitzung. Diese wurde in gleiche Theile parcellirt, damit jeder einzelne Freigelassene sich als Grundbesitzer eine behäbige Existenz gründen könne. Aber nach Verlauf von sechs Monaten saßen schon 72 als Verbrecher im Criminalgefängnisse! „Ich gebe keinen Commentar dazu, und gönne gern jenen ihr Raisonnement, welche da meinen, der Uebergang von Sklaverei zur Freiheit sei für Menschen von so geringer Bildung (und ich füge bei, von so vielen natürlichen schlechten Anlagen) ein viel zu rascher gewesen, und die darin eine Entschuldigung (!!) für den Verbrecher finden wollen. Ich meinerseits glaube nur, daß solche Beispiele der brasilianischen Regierung als außerordentlich wichtige Fingerzeige bei einer früher oder später unvermeidlichen Sklavenemancipation dienen sollten.“

Die Negerkinder werden auf den Fazendas fast ohne Ausnahme sehr gütig und mild behandelt, ja viel zu nachsichtig. Herr von Tschudi bemerkt: Während die Kinder der deutschen Colonisten schon mit 6 bis 7 Jahren ihre Eltern und älteren Geschwister auf das Feld begleiten und dort nach besten Kräften mit helfen, genießen die Negerkinder mit 12 bis 15 Jahren meistens noch fast die volle Freiheit des Nichtsthuns. Höchstens wird der eine oder andere kräftige Junge zum Pagendienst herbeigezogen und die Mädchen werden in der Küche verwendet. Nur wenn ein Negerbursch zur Erlernung eines Handwerks bestimmt wird, muß er früh in die Lehre treten; die zur Feldarbeit bestimmten Neger werden fast bis zu ihrer Mannbarkeit mit jeder harten Arbeit verschont. Man spart in der Jugend ihre Kräfte, um sie später desto besser ausbeuten zu können.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß zu Rio Preto, im Innern der Provinz Minas, Herr von Tschudi 1858 den Mann kennen lernte, welcher den ersten Pflug in jenen Gegenden eingeführt hatte. Derselbe war Pfarrer und ein gebildeter Landwirth. Mehrere Gutsbesitzer waren seinem Beispiele gefolgt; ja binnen Kurzem waren elf, sage elf Pflüge aus Rio de Janeiro angekommen!

Brasilien wurde 1500 durch die Portugiesen entdeckt; 1858 hatte man schon Pflüge im Innern der Provinz Minas!!

Oswald Heer über die Polarländer und ihre fossilen Pflanzen.

Der berühmte Naturforscher, dessen klassisches Werk: „Die Urwelt der Schweiz“ wir im vorigen Jahre angezeigt haben, wird demnächst eine „Fossile Flora der Polarländer“ (bei Schultheß in Zürich) erscheinen lassen; sie soll eine Beschreibung der in Nordgrönland, auf der Melvillehalbinsel, dem Banksland, am Mackenzie, in Island und auf Spitzbergen entdeckten fossilen Pflanzen enthalten. Diese fossile arktische Flora gewährt ein hohes wissenschaftliches Interesse, indem sie ein reiches Pflanzenkleid über Länder ausbreitet, die jetzt großentheils in Schnee und Eis vergraben sind.

Die hochnordische Welt ist in diesen Tagen wieder vielfach Gegenstand der Erörterung geworden. Wir kennen sie sehr gründlich; der hohe Norden ist kein verschlossenes Buch mehr, die Siegel sind gebrochen worden und wir wissen, daß die Regionen, welche sich um den Nordpol herumlagern, eine große Eiswüste bilden. Allerdings sind über den 82° nördlicher Breite nur einige wenige Seefahrer eine kleine Strecke weit hinausgekommen, und über das, was jenseits derselben bis zu dem noch unerreichten Pole liegt, kann man nur Hypothesen aufstellen. An diesen hat es denn auch namentlich während der letztverflossenen Jahre nicht gefehlt. Man nimmt an und möchte nachweisen, daß ein großes offenes Polarmeer anzunehmen sei. Es kommt, vorausgesetzt, daß nicht bloße offene Waken (wie unsere deutschen Seeleute ganz richtig solche eisfreien Stellen nennen) vorhanden seien, darauf an, den Zugang zu einem solchen hypothetischen „Polarocean“ aufzusuchen. Wenn man dann wirklich einen solchen gefunden hat, wird es sich darum handeln, wieder einen Ausgang zu suchen, der ohne Zweifel ebenso problematisch sein wird wie der Eingang. Denn so viel wissen wir, daß der Eisgürtel, welcher ein solches — nehmen wir einmal an wirklich vorhandenes — offenes Meer umgiebt, nicht allezeit sich gleich bleibt und die Stellen, wo heute offenes Wasser war, schon morgen oder nach einer Woche durch Eis versperrt sein können.

Man war ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Entdeckungsreisen nach dem hochnordischen Eismeere mit der Expedition Mac Clintock's ihren Abschluß gefunden haben würden. Die Polarreisen sind einer langen Epopöe vergleichbar, welche sich durch volle drei Jahrhunderte hindurchzieht und überreich an spannenden Handlungen ist. Aber die Forschung rastete nicht; aus Nordamerika zogen Hall und Hayes in die arktischen Eiswüsten und die Schweden erforschten Spitzbergen. In Deutschland und England machte das offene Polarmeer, nachdem es wieder auf das Tapet gebracht worden war, viel von sich reden, und noch immer munkelt man von Expeditionen dorthin zur Erreichung des Poles. Jetzt hat auch ein Franzose, Lambert, den Plan zu einer solchen Expedition gefaßt und sucht denselben plausibel zu machen. Nachdem so viel über das Problem hin und her erörtert worden ist, so viele Stimmen sich für und gegen die Möglichkeit der Lösung ausgesprochen haben, thun wir unsererseits wohl, den Verlauf der Dinge abzuwarten.

Dieser arktische Ocean ist ein frostiger Gegenstand. Ein Dichter hat ihn mit den Worten gekennzeichnet: „Das Eis ist hier, das Eis ist da, das Eis ist allenthalben.“ Da sind die lange arktische Nacht, die strenge Kälte, der Schneesturm, das oft wildbewegte, immer gefährliche Meer. Der wunderbare Reiz der hochnordischen Landschaften ist eigenthümlich und fesselnd, selbst die Fata Morgana zaubert in jenen öden Wüsteneien eine trügerische Welt herauf. Die Eisberge gewähren ohne Zweifel, aus ungefährlicher Ferne gesehen, einen schönen Anblick, aber immer und immer wieder spielt das Eis die Hauptrolle. Auch die Erlebnisse der arktischen Seefahrer und Entdecker gleichen einander sehr, nur daß, nach ziemlich

denselben Gefahren und Erlebnissen, die einen glücklich heimkehren und die anderen ein tragisches Ende finden.

Die Polarfahrten begannen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und etwa funfzig Jahre später glaubte schon Jonas Poole eine Fahrt über den Pol hinaus wagen zu können! Wünschen wir den neueren Bestrebungen einen bessern Erfolg.

Oswald Heer hat in dem Vortrage über die Polarländer, welchen er im December auf dem Rathhause in Zürich hielt, einen Blick auf die Geschichte der Polarreisen geworfen und einige spannende Momente aus denselben hervorgehoben, wie das dem Zwecke des Vortrages angemessen war. Wir lassen das aber bei Seite, um dem Meister auf ein Gebiet zu folgen, auf welchem er klassisch und eine Autorität ersten Ranges ist. Die arktischen Entdecker fanden im hohen Norden eine Menge fossiler Pflanzen; O. Heer hat dieselben untersucht und beschrieben; er stellt darüber folgende Erörterungen und Betrachtungen an.

Wir wollen uns diese Pflanzen etwas näher ansehen. Die reichste Sammlung stammt aus Nordgrönland. Hier liegt auf einem von Gletschern umgebenen Berge, 1080 Fuß über dem Meere und bei 70° nördl. Breite, ein ganzer vorweltlicher Wald vergraben. Stämme und Aeste liegen da in Menge und das rothbraune eisenhaltige Gestein ist mit Blättern erfüllt. Die erste wichtige Frage, die sich hier aufdrängt, ist: sind diese Pflanzen da gewachsen oder aus südlichen Ländern hergeschwemmt worden? Treibholz ist im hohen Norden an manchen Stellen häufig, aber dieses Holz ist so zerstoßen, daß es in der Regel die Rinde verloren hat und von aus südlichen Gegenden hergeschwemmten Blättern ist nirgends eine Spur zu finden. Das versicherten mir Professor Malmgren, welcher während zweier Sommer die Küsten Spitzbergens untersucht, und Sir Leop. Mac Clintock, welcher zehn Sommer und sieben Winter in der Polarzone zugebracht und die größten Schlittenreisen in derselben gemacht hat. Er schreibt aus Jamaica, wo er sich gegenwärtig befindet, daß er niemals an nordischen Küsten aus der Ferne hergeschwemmte Blätter gesehen habe, da diese einen solchen Transport nicht ertragen würden. In der That kann Niemand, der die große Masse dieser Blätter und ihre vortreffliche Erhaltung gesehen hat, daran zweifeln, daß sie in Grönland müssen gewachsen sein. Das ist um so mehr der Fall, da ich von mehreren Arten außer den Blättern auch die Früchte und Samen, ja von einer selbst die Blüthen nachweisen konnte. Ueberdies theilte uns Capitain Inglefield, welcher vor 12 Jahren die Fundstätte untersucht hat, mit, daß er daselbst einen mannsdicken aufrechtstehenden versteinerten Stamm gesehen habe. Wir haben also in der That hier die Ueberreste eines aus dicken Stämmen gebildeten Waldes vor uns, da wo jetzt kein einziger Baum, kein einziger größerer Strauch mehr zu finden ist und unermeßliche Gletscher bis in das Meer hinausreichen!

Ueber die Zeit, wann diese Bäume dort gelebt haben, geben uns die Blätter sicheren Aufschluß. Im Ganzen sind mir bis jetzt 70 Pflanzenarten aus diesem Walde zugekommen. 18 derselben finden wir auch in den Felslagern Mitteleuropas und in unserm Lande. Bei uns sind dieselben in die Sandsteine eingeschlossen, welche unser Hügelland bilden. Also haben diese Baumarten zu gleicher Zeit in Nordgrönland gelebt, als unsere Sandsteinhügel (also der Zürich- und Hütliberg) gebildet wurden. Man hat dieses Weltalter die Zeit der Molasse oder die miocene Zeit genannt und weiß aus der Art und Weise, wie diese Formation auftritt, daß sie unmittelbar der jetzigen Schöpfung vorausgegangen ist und somit einer relativ neuen Zeit angehöre.

Von jenen 70 Arten Nordgrönlands gehören 47 zu den Holzgewächsen und 28 müssen Bäume gebildet haben. Unter diesen bemerken wir 8 Nadelholzarten. Es sind die Föhren, Eiben, Salisburien und Sequoien vertreten. Der häufigste Baum dieses Urwaldes war eine Sequoia (S. Langdorfii Br. sp.), welche einer californischen Art (der S. sempervirens) täuschend ähnlich sieht. Man trifft diese in unseren Anlagen, und am Comer-See wie um Lausanne sieht man große fruchttragende Bäume; in ihrem Vaterlande aber soll sie bis 200 Fuß hohe Stämme treiben. Vom Grönländerbaume haben wir nicht nur zahlreiche beblätterte Zweige erhalten, sondern auch Fruchtzapfen und Samen, welche die nahe Verwandtschaft dieser Art mit dem lebenden Baume bezeugen.

Zu diesen Nadelhölzern gesellen sich 20 Arten Laubbäume. Unter diesen bemerken wir vier Pappelarten, von welchen zwei über die ganze Polarzone verbreitet waren, indem ich sie auch vom Mackenzie und aus Spitzbergen gesehen habe. Dazu kommen Buchen, Haselnuß, Eichen, Platanen, Ulmen, Nußbäume und Magnolien. Von Buchen und Eichen sind sogar sieben Arten zu unterscheiden. Von den Buchen ähnelt eine sehr der Buche unserer Wälder, während eine zweite Art an den Kastanienbaum erinnert. Von den vier Eichen hatte eine halb Fuß lange Blätter und eine andere besaß immergrünes Laub, wie die italienische Eiche. Ueberdies tritt auch ein Kirschbaum mit lederartigen Blättern auf wie die Lorbeerkirsche, und ein lorbeerartiger Baum hatte prächtige $\frac{4}{5}$ Fuß lange Blätter. Sie sehen, es kommt aus diesem Felsen der nordischen Eisregion ein Wald zum Vorschein, der ganz und gar von der jetzigen Vegetation jenes Landes abweicht. Wir müssen jetzt um 20 Breitengrade weiter nach Süden gehen, um ähnlichen Baumformen zu begegnen. Vergleichen wir alle Arten mit den ihnen zunächst stehenden lebenden Pflanzen und prüfen wir die klimatischen Verhältnisse, welche diese zu ihrem Gedeihen fordern, so werden wir die Ueberzeugung gewinnen, daß diese fossile Flora Nordgrönlands ein Klima voraussetze, wie wir es in unseren Breiten haben. Die Umgebung von Lausanne dürfte dasselbe am genauesten ausdrücken. Hier wachsen die Sequoien zu hohen Bäumen, welche Früchte und Samen reifen, hier haben wir in den Gärten prachtvolle Schattengänge von hohen immergrünen Prunus-Arten, und auch die Pinie und Cypresse, der Lorbeer- und Granatbaum, die immergrünen Eichen und Magnolien ertragen hier die Winter. Lausanne hat eine mittlere Jahrestemperatur von 8,5° C., bei einer Sommertemperatur von 16,6° und einer Wintertemperatur von 0,6° C., Morges (1864 und 1865) eine Jahrestemperatur von 9,4° und Genf von 9,5° C.

Das ist das Klima, welches die fossile Flora von Atanekerdluk in Nordgrönland voraussetzt. Gegenwärtig steht dort die Jahrestemperatur bei 70° nördl. Breite auf — 6,3° C. Der Unterschied von Jetzt und Einst beträgt demnach etwa 15 bis 16° C.; um so viel muß die mittlere Jahrestemperatur in Nordgrönland höher gestanden haben, als jetzt, zu der Zeit, wo dort dieser Wald das Land bekleidet hat.

Fragen wir, ob auch die anderen Theile der Polarzone zur miocenen Zeit ein viel wärmeres Klima gehabt haben als gegenwärtig, so wird uns dieses von allen Seiten bestätigt. Wir wissen, daß Island damals von einer reichen Waldflora geschmückt war, deren Ueberreste uns der Surturbrand aufbewahrt hat. Es haben nicht nur zahlreiche Nadelhölzer und unter diesen der mächtige Mammuthbaum diese Waldung gebildet, sondern auch Ulmen, Nuß- und Tulpenbäume und ein Ahorn mit spannengroßen Fruchtflügeln. Dasselbe gilt von den hochnordischen Küstenregionen Amerikas, wo Franklin und Dr. Richardson am Mackenzie bei 65° nördl. Breite eine ganz ähnliche Flora entdeckt haben. Mac Clure und seine Gefährten haben auf dem Banksland bei 74° nördl. Breite fossile Pflanzen gesammelt. Sie fanden im Innern des Landes ganze Hügel fossilen Holzes, und auch Mac Clintock hat welches dort gesammelt. Es hat Herr Prof. Cramer diese Hölzer einer genauen mikroskopischen Untersuchung unterworfen und ermittelt, daß sie von Laub- und Nadelholzbäumen herrühren und ein von Herrn Mac Clure heimgebrachter Tannzapfen (Pinus Mac Clurii Hr.) liegt hier vor uns.

Daß selbst Spitzbergen damals bewaldet war, beweisen die von den schwedischen Naturforschern dort entdeckten Pflanzen. Dieselben zwei Pappelarten, welche in Grönland so häufig sind, finden sich auch in Spitzbergen, und zeugen für die große Verbreitung der Bäume damaliger Zeit; ebenso ist die miocene Sumpfcypresse (das Taxodium dubium) nicht nur in Nordgrönland, sondern auch im Bellsund Spitzbergens (bei 76° nördl. Breite) entdeckt worden. Dazu kommen Erlen, Weiden, Haselnuß, ja selbst eine Platane und eine Linde, von welch' letzterer ein Blatt sogar bei 79° nördl. Breite in der Kingsbay gefunden worden ist. Versuchen wir nach diesen Pflanzen Spitzbergens das Klima zu ermitteln, wie es damals auf diesem nördlichsten Festlande be-

stand, so werden wir finden, daß es bei 78° nördl. Breite nicht kälter kann gewesen sein als jetzt im südlichen Schweden und Norwegen (bei etwa 60° nördl. Breite), und so führen uns auch diese Pflanzen zu ähnlichen Resultaten wie die Nordgrönlands.

Wir wissen, daß jetzt die Föhren, Pappeln und Birken um 15 Breitengrade höher nach Norden hinaufsteigen als die Platane. Zur miocenen Zeit ist es sicher auch so gewesen. Da wir in dieser die Platane bis zum 78. und die Linde bis zum 79. Grade nördl. Breite finden, so werden ohne Zweifel die miocenen Pappeln und Föhren, die wir aus Spitzbergen und Nordgrönland kennen, auch um so viel Grade weiter nach Norden gegangen sein, oder mit anderen Worten, es werden die Waldbäume bis zum Pol gereicht haben, insofern Festland da gewesen ist, und wir können sogar mit großer Wahrscheinlichkeit die Baumarten bezeichnen, welche dort gestanden haben. Es werden eben die beiden nordischen Pappeln, die Polarföhre und Mac Clurische Tanne, diesen Polarwald gebildet haben, die Bäume, deren Reste hier vor uns liegen.

Wie ganz anders muß daher damals dies Polarland ausgesehen haben als jetzt! Heute eine unermeßliche Eiswüste, welche durch die sich abtrennenden Eisberge auch auf die südlicher gelegenen Länder einen sehr erkältenden Einfluß ausübt — und einst, zur miocenen Zeit, grüne, von üppiger Waldung geschmückte Inseln, welche vom offenen Meere umspült wurden, denn das gemäßigte Klima, welches damals bis zum Pol reichte, schließt wenigstens für die Niederungen die Gletscherbildung aus.

Bestanden aber im hohen Norden solche klimatischen Verhältnisse, so müssen auch unsere Gegenden ein ganz anderes Klima gehabt haben als gegenwärtig. Dies ist auch in der That der Fall und es bilden diese Entdeckungen in der Polarzone die schönste Bestätigung für die Schlüsse, die wir aus der vorweltlichen Flora unseres Landes (der Schweiz) gezogen haben. Die immergrünen Feigen- und Lorbeerwälder, welche damals unser Land bedeckten, die herrlichen Palmenhaine, die unsere Flüsse umsäumten, die Elephanten und Nashörner, die Tapire und Affen, welche sich in diesen immergrünen Urwäldern herumtummelten, werden uns nun nicht mehr überraschen, wenn wir wissen, daß zu gleicher Zeit Platanen und Linden und Sumpfcypressen Spitzbergen bewaldet haben. In der That überzeugt uns eine Zusammenstellung der bis jetzt bekannten Thatsachen, daß damals Mitteleuropa ein subtropisches Klima gehabt hat, etwa wie Nordägypten oder der Süden der Vereinigten Staaten.

Ueber den damaligen Zustand der jetzigen Tropenländer haben wir nur unsichere Kunde. Doch wissen wir, daß damals Java eine Flora beherbergte, welche denselben Charakter hat, wie die jetzt dort lebende, und auf dem indischen Festlande sind am Fuße des Himalaya zahlreiche Elephantenarten, eine Giraffe, Gaviale, Krokodile und riesengroße Schildkröten entdeckt worden, welche uns sagen, daß die Tropenwelt zur miocenen Zeit wohl ein ähnliches Klima gehabt haben dürfte, wie gegenwärtig. Die Temperaturabnahme nach den Polen zu muß aber viel geringer gewesen sein als gegenwärtig. Nehmen wir die miocene Flora der Schweiz und Spitzbergens zum Maßstab, so betrug die Abnahme auf den Breitegrad nur 0,5° C., während sie gegenwärtig 0,66° C. beträgt.

Wie soll man sich diesen großen Wechsel des Klimas unserer Erde erklären? Denn der Mensch begnügt sich eben nicht damit, nur die Thatsachen zu wissen, er verlangt auch den innern Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen.

Die einfachste Erklärung scheint zu sein, daß dieser Klimawechsel von der andern Vertheilung von Land und Wasser herrühre. Auf dem Festlande ist der jährliche Gang der Temperatur ein anderer als auf dem Meere, und kleine im Ocean liegende Inseln erhalten daher ein ganz anderes und zwar gleichmäßigeres Klima als mitten in großen Continenten liegende Länder, wenn sie auch in derselben geographischen Breite sich finden. Bei diesen sind immer die Winter kälter und die Sommer heißer und das Klima bewegt sich in viel größeren Gegensätzen. Es ist aber ganz unmöglich, auf diesem Wege das Klima der miocenen Zeit zu erklären, denn es läßt sich gar keine Combination von Land und Wasser auf unserer Erde denken, welche im Stande wäre, die von uns besprochenen Erscheinungen der Polarländer herzuleiten. Island und Spitzbergen sind ja Inseln, welche überdies durch den Golfstrom eine höhere Temperatur erhalten, als ihnen nach ihrer geographischen Breite eigentlich zukommt — und dessen ungeachtet, welch' ein Unterschied zwischen der jetzigen Vegetation dieser Inseln und derjenigen der miocenen Zeit! Ueberdies ist es sehr wahrscheinlich, daß zur miocenen Zeit ebenso viel Festland in der arktischen Zone gewesen ist als gegenwärtig, wie aus den zahlreichen Fundstätten fossiler Pflanzen und aus den großen Verbreitungsbezirken der arktischen miocenen Bäume hervorgeht!

Es muß daher eine andere und zwar eine sehr allgemein wirkende Wärmequelle gesucht werden. Man glaubte eine solche in der höhern Temperatur der Erde gefunden zu haben. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß sie ursprünglich feurigflüssig gewesen sei und sich allmälig in der kältern Atmosphäre abgekühlt habe. Es ist wahrscheinlich, daß für die ersten Weltalter die Erdmasse wirklich einen bedeutenden Ueberschuß an Wärme abgegeben und die Temperatur der Luft erhöht hat. Wir haben aber nicht zu vergessen, daß die miocene Zeit der jetzigen Schöpfung nahe steht, derselben unmittelbar vorangegangen ist. Schon damals waren in mächtigen, zu ihrer Bildung viele Jahrtausende fordernden Felslagern zahlreiche Schöpfungen abgelagert, Schöpfungen, die durch lange, lange Zeiträume von einander getrennt sind. Da die Erkältung der Erdrinde eine allmälig fortschreitende gewesen sein muß, so würden wir für diese früheren Weltalter eine so hohe Temperatur erhalten, daß kein organisches Leben da möglich gewesen, wenn wir für die miocene Zeit noch einen so beträchtlichen Wärmezuschuß aus dem Erdinnern annehmen wollten.

Vielleicht wird man aber sagen, es seien früher die Erdpole anders gelegen gewesen und durch eine solche Poländerung sei diese Klimaänderung erfolgt. Abgesehen aber davon, daß die Abplattung der Erde an den Polen einer solchen Hypothese große Hindernisse in den Weg legt, widerspricht ihr auch die Gleichartigkeit der Pflanzenwelt in der ganzen Polarzone. Wir haben ja diese merkwürdige Waldflora nicht allein in Grönland, sondern auch in Spitzbergen und im hohen Nordamerika!

Wir müssen daher bekennen, daß alle diese Erklärungen nicht genügen und wir hier vor einem großen Räthsel stehen. Die Thatsachen sind da, sind unwiderleglich, aber wir vermögen sie noch nicht in die uns bekannten Erscheinungen einzureihen.

Das scheint uns indessen sicher zu sein, daß es sich hier nicht um locale, nur einzelne Partien unsers Planeten beschlagende Erscheinungen handelt; es muß eine allgemeine, die Stellung unseres Erdkörpers im Weltraume bedingende Ursache gesucht werden. Wir haben nicht zu vergessen, daß unser Planet nicht nur alljährlich seinen regelmäßigen Lauf um die Sonne vollendet, sondern daß er mit dem ganzen Sonnensysteme um einen größern Stern kreist. Die Erde ändert daher fortwährend mit dem ganzen Sonnensysteme ihre Stellung im Weltraume. Schon jetzt befinden wir uns nicht mehr an derselben Stelle des Weltraumes, wie vor einer Stunde. In dieser kurzen Zeit hat die Erde eine große Reise zurückgelegt, in 1000, in 10,000, in 100,000 Jahren befindet sich dieselbe in ganz anderen Regionen des unermeßlichen Weltraumes, unendlich weit von dem entfernt, in welchem sie jetzt sich bewegt. Während wir die Kreise, welche die Planeten beschreiben, genau kennen, ist von dem unermeßlichen Kreise, welchen der Allmächtige dem ganzen Sonnensysteme zu durchlaufen angewiesen hat, nur ein kleines Segment bekannt, und wir wissen nichts von den fernen Himmelsräumen, welche dasselbe durcheilt hat, nichts von denen, welchen es jetzt entgegengeht. Das aber ist uns bekannt, daß gegenwärtig unser Sonnensystem in einem relativ sternenarmen Gebiete des Weltraumes sich befindet; das bewaffnete Auge hat Gebiete des Himmels entdeckt, in welchen die Sterne dichter beisammen stehen, und es kann die Erde einst solche dichter mit Sternen besäeten Himmelsfluren durchwandert haben. Diese werden auch auf die Temperatur des Himmelsraumes von Einfluß sein, daher der Weltraum keineswegs überall dieselbe Temperatur besitzen wird. Es ist daher zu vermuthen, daß zur miocenen Zeit unser Planet in einem Gebiete des Weltraumes gewesen, welches eine höhere Temperatur gehabt hat als der Raum, in welchem er jetzt sich befindet, und daß dieser auf seine Lufthülle einen erwärmenden Einfluß ausgeübt hat. Im Laufe der Jahrtausende führte die Sonne ihre Sternenherde

in kältere Räume des Himmels, und es folgte auf die warme miocene Periode die Eiszeit, während welcher unser Flachland denselben Anblick darbot, wie jetzt die Polarzone. Dann trat sie in einen Raum des Weltalls, der ihre jetzige klimatische Constitution bedingt.

So weit die menschliche Ueberlieferung reicht, scheint im großen Ganzen allerdings keine Klimaänderung vor sich gegangen zu sein; allein diese Zeit ist im Verhältniß zur Geschichte der Erde sehr kurz, sie bildet nur einen kleinen Bruchtheil der Entwickelungsgeschichte unserer Erde, und unumstößliche Thatsachen beweisen, daß in den verschiedenen Weltaltern ihr Klima und ihr Antlitz sich gänzlich verändert haben. Jeder mag diese Thatsachen in seiner Weise sich zurecht legen, mir aber will es scheinen, daß nur ein Blick zur Sternenwelt diese, wie noch so manche anderen den Menschen tief berührenden Fragen, in befriedigender Weise zu lösen vermöge, und so müssen Sie es mir verzeihen, daß ich Ihnen zugemuthet habe, von den Eiswüsten des hohen Nordens zu den Sternen des Himmels aufzusteigen.

Stein- und Metallwerkzeuge bei verschiedenen Völkern.

Die Forschungen über das „Stein-Zeitalter" nehmen einen erfreulichen Fortgang und gewinnen eine immer größere Ausdehnung. Dabei zeigt sich, daß man mehr und mehr von der sogenannten Entlehnungstheorie zurückkommt. Wir wissen, daß der Mensch auf allen Stufen der Uncultur oder Cultur „ein Werkzeuge verfertigendes Geschöpf" ist. Mit den Händen allein kann er Vieles gar nicht beschaffen, z. B. keine Austernmuschel öffnen; er bedarf dazu irgend eines Instrumentes, und nichts ist natürlicher und erklärlicher, als daß er sich ein solches verfertigt; darauf leiten ihn Nothwendigkeit und Verstand hin. Das Material dazu nimmt er aus seiner nächsten Umgebung, wo er es gerade findet.

Wir haben neulich nachgewiesen, daß auf der Vancouverinsel, vor der Nordwestküste Amerikas, die Stämme der Ath-Indianer noch vor sechs Jahren in einem Knochenzeitalter lebten; sie verfertigten ihre Geräthschaften aus Muscheln und Knochen. Viele Insulaner der Südsee hatten bis zur Ankunft der Europäer nur Knochen, Steine und Muscheln und gar kein Metall zur Verfügung. Das Knochen- und Steinzeitalter dauert mehr oder weniger bis auf unsere Tage herab fort und ist auch heute noch nicht überall verschwunden. Selbst in manchen europäischen Gegenden, in denen Metalle seit ein paar tausend Jahren bekannt sind und zu mannigfachem Behufe verwandt werden, bleiben Steinwerkzeuge ältester Form noch da und dort im Gebrauch, obwohl man sie mit nur geringen Kosten durch Metall ersetzen könnte.

Nun sind die Geräthschaften und Waffen, namentlich auch jene aus der vormetallischen Zeit, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, in sehr verschiedenen Erdtheilen und unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen einander ungemein ähnlich und häufig gleichen sie sich man kann sagen auf ein Haar. Tylor (Researches into the early history of mankind and the development of civilization, London 1865. p. 203) bemerkt ganz richtig: „So groß ist diese Uniformität der Steingeräthschaften aus verschiedenen Gegenden und weit auseinander liegenden Zeiten, daß man sie nicht als Racenkennzeichen verwenden kann. Für die Forschungen in Betreff des Wachsthums oder der Wanderung von Stämmen kann man aus ihnen keine Schlüsse ziehen, da man weiß, daß Pfeilspitzen aus Patagonien, Sibirien, der Insel Man &c. einander gleichen, oder daß ein Streithammer aus Mexico, Tahiti oder Irland &c. keine wesentlichen Abweichungen darbietet. Auch ein Beobachter, der schon viele Steinwerkzeuge geprüft hat, wird in einer Sammlung, in welcher die Herkunft der einzelnen Gegenstände nicht näher bezeichnet worden ist, oftmals gar nicht bestimmen können, woher sie stammen. Bei manchen giebt allerdings die mineralogische Beschaffenheit die nöthigen Fingerzeige, bei vielen aber fehlt ein solches Charakteristicum."

„Wie will man nun diese Uebereinstimmung erklären? Die Annahme, daß der Mensch unter denselben Umständen dasselbe thue, wird allerdings für manches geltend gemacht werden können, es ist aber zweifelhaft, ob sie für den größern Theil der fraglichen Facta ausreiche. Man nimmt also an, daß diese Aehnlichkeit von einer Connexion herrühre, und daß bald das eine, bald das andere richtig sei; wir wissen aber nicht, in welchen Verhältnissen."

Tylor hat sich in seinem werthvollen Buche noch nicht genug von dem losgemacht, was ich weiter oben als Entlehnungs- und Wanderungstheorie bezeichnet habe, und er schwankt dann und wann im Ungewissen und hat Zweifel. Von dergleichen wird Hodder M. Westropp in einem Aufsatz über die analogen Formen der Werkzeuge bei vorhistorischen und Ur-Völkern nicht heimgesucht. (On the analogous forms of implements among early and primitive races; Memoirs read before the Anthropological society of London, 1866, Vol. II. p. 288 sqq.)

Instinct und Nothwendigkeit, so argumentirt er, treiben den Menschen an, Geräthschaften und Werkzeuge zu verfertigen, welche sein Bedürfniß erfordert. Welcher Race er auch angehören möge und in wie weiten Entfernungen von einander er auch wohne, er hat dieselben Bedürfnisse und natürlichen Antriebe, dieselbe Spontaneität der Eingebungen, welche ihn allesammt darauf hinleiten, sich das zu schaffen, dessen er nothwendig bedarf. Das ist bei der ganzen Menschenfamilie ohne Ausnahme der Fall. Dieselben allgemeinen Processe des Denkens und des Instinctes führen den Australier, Neuseeländer, Skandinavier und Peruaner darauf hin, sich eine Waffe aus Stein zu verfertigen; er geräth in Fehde und bedarf eines Werkzeuges, um sich zu vertheidigen. Ihn hungert und friert, also bereitet er sich Werkzeuge zur Jagd; mit dem Fleische der erlegten Thiere sättigt er sich und mit dem Felle bedeckt er seinen Leib.

Die Uebereinstimmung oder auch die völlige Aehnlichkeit der Werkzeuge und Waffen in allen Stadien der Entwickelung geben in hervorragender Weise ein Zeugniß dafür, wie gleichartig der Instinct und die ursprüngliche Eingebung im Geiste der Menschen wirken, und zwar bei allen Racen und in allen Zeiten. Diese Waffen und Geräthe zeigen identische Formen, je nachdem wir sie nach den verschiedenen Epochen des Feuersteins, des Steins, der Bronze oder des Eisens betrachten. Diese Folgereihe in den Formen der Geräthschaften, welche in jenen vier verschiedenen Perioden und bei verschiedenen Racen, offenbar ganz unabhängig von einander, auftreten, ist ganz sicherlich ein Ergebniß der fortschreitenden Entwickelung. Wir können ja nachweisen, daß in früheren Zeiten die Völker aus dem Flint- und Steinzeitalter durch jenes der Bronze gegangen sind und dann erst zum Eisen kamen.

Die ältesten Formen von Waffen für Krieg und Jagd finden wir im Kiesdiluvium, und es stellt sich heraus, daß diese Flintsteine überall, wo sie gefunden wurden, eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Jene in England gleichen genau denen von Abbeville und St. Acheul in der Picardie; sie sind von der allerrohesten Arbeit und rühren von einem Volke her, das sich noch auf der Stufe der Barbarei befand. Man hat sie auch neben Elephantenknochen gefunden; sie haben mit den bekannten Geräthen der eigentlichen Steinzeit keine Uebereinstimmung, rühren vielleicht von Menschen einer andern Race her als diese und sind Beweise für ein früheres und viel roheres Zeitalter. Die Verfertiger waren Zeitgenossen von nun ausgestorbenen Thieren, dem Bär, Rhinoceros, Mammuth. Diese Werkzeuge haben identische Formen, und diese sind die Folge und das Werk identischer Absichten.

Auf die Flintperiode folgt das Steinzeitalter. Die Steinwerkzeuge, welche wir in so vielen Gegenden finden, sind Zeugen für eine sehr frühe, noch sehr unvollkommene Civilisation, und so beschaffen, wie sie dem Menschen in einem noch barbarischen Urzustande durch Suggestion, durch Eingebung oder natürlichen Antrieb, sich gleichsam aufdrängen. Wir sehen Steinwerkzeuge für die Bedürfnisse des Krieges und der Jagd, zur Bereitung von Nahrungsmitteln und Wohnungen. Solche Leute verfertigen auch schon Boote oder Flöße. Die Menschen des Steinalters waren sicherlich zu nicht geringem Theil, oder wohl alle, Jägervölker, befanden sich also in einem frühen, unentwickelten Stadium. Wir können das aus der Art und Weise abnehmen, in welcher wir die Knochen der von ihnen verzehrten Thiere finden. Auch bei den Steinwaffen tritt uns eine große Aehnlichkeit und Uebereinstimmung entgegen. Eine Steinaxt der Südseeinsulaner des achtzehnten Jahrhunderts gleicht genau jenen, welche die Leute im alten Britannien verfertigten. Die Aehnlichkeit oder Einerleiheit der Form in Flint-, Stein- und Bronzegeräthen und Waffen entspricht allemal der gleichartigen Civilisationsstufe der Racen, welche begreiflicherweise in verschiedenen Regionen in sehr verschiedene Zeiten fallen kann. Die Werkzeuge sind also nicht etwa ein Beweis für ein hohes Alterthum, wohl aber für einen noch wenig entwickelten Urzustand, wie auf den Südseeinseln oder in der Quellgegend des Purús, wo Chandleß vor einem Jahre Indianer gefunden hat, die heute noch ganz und gar im Steinalter leben.

In Betreff der Bestimmung des Alters oder der Vermuthung über dasselbe müssen wir an die einzelnen Regionen nicht einen und denselben Maßstab legen. Die Flint- und Steinwerkzeuge in Indien und Aegypten werden wohl einer frühern Periode angehören, als z. B. die in Dänemark und Irland, und diese einer ältern als jene in Neuseeland. Es ist schon gesagt worden, daß wir Steinwerkzeuge über die ganze Erde verbreitet finden, daß sie nicht das Werk einer besondern Race seien, sondern Instrumente, deren Schaffung sich den Menschen auf einer noch rohen und niedrigen Stufe der Ausbildung, in den ersten Anfängen ihrer Entwickelung gleichsam von selbst aufdrängte; sie rühren von natürlicher Eingebung her: in Skandinavien, Deutschland, Britannien und Irland, in Asien, Afrika und Amerika, Japan, Teneriffa, Australien, Neuseeland und den Südseeinseln. Viele dieser Werkzeuge weisen die größte Uebereinstimmung auf, obwohl Tausende von Jahren und Tausende von Meilen zwischen ihrer Verfertigung liegen.

Die Feuersteingeräthe verfertigte der Mensch, wie gesagt, auf der niedrigsten Stufe seines Daseins; die Steingeräthe, als er Jäger geworden war; die polirten Steinwerkzeuge, nachdem schon eine gewisse Verfeinerung in ihm sich bemerklich machte, und als er vielleicht schon Hirt war; wir haben also drei Abstufungen im Steinalter; das alte, mittlere und neuere (— das „paläolithische, mesolithische und kainolithische“ —).

Der Uebergang vom Stein zur Bronze ist gewiß nur ein sehr allmäliger gewesen; auf keinen Fall hat er plötzlich stattgefunden und der Gebrauch von Steingeräthen neben Werkzeugen, die aus Metall verfertigt wurden, hat gewiß Jahrhunderte und Jahrtausende fortgedauert. Aber auch die Bronzegeräthschaften in Aegypten, Nord- und Mitteleuropa, Italien, England, Irland, Spanien, Afrika und Amerika weisen analoge Formen auf. So namentlich auch die Aexte und Streithämmer; jene von der Tiber gleichen vollkommen denen vom Mälarsee in Skandinavien. Auch diese Bronzesachen sind nicht etwa einer besondern Race oder einem besondern Erdtheil eigenthümlich und nicht entlehnt, sondern ein nothwendiges Ergebniß des innern Antriebes, aber in einem fortschreitenden Stadium der Entwickelung. Ganz richtig hat Worsaae bemerkt, daß man die Alterthümer der Bronzeperiode nicht ausschließlich den Kelten oder Griechen, Römern, Phöniciern, Slaven oder Germanen zuschreiben könne; sie gehören nicht einem besondern Volke an, sondern sind bei sehr verschiedenen Völkern auf derselben Civilisationsstufe im Gebrauch gewesen. Dabei ist aber wohl in Obacht zu nehmen, daß viele dieser Werkzeuge zwar dem äußern Anschein nach einander ganz gleich sind, daß aber der aufmerksame Beobachter, je nach Ländern und Völkern, bei denen sie vorkommen, einige, wenn auch nur leichte und geringe Abweichungen nachweisen kann.

Abgesehen von dieser Uebereinstimmung in den Formen, bleibt es bemerkenswerth, daß die Bronze fast überall so ziemlich dasselbe Verhältniß in der Metallmischung, nämlich 10 bis 12 Procent Zinn als Zusatz zum Kupfer, aufweist. So z. B. bei den Bronzegeräthen in den alten Gräbern, an den Nägeln in der Schatzkammer des Atreus zu Mykenä, an den Geräthschaften in den ägyptischen Gräbern, an den Werkzeugen der Mexicaner und Peruaner. Dieses Mischungsverhältniß ist nicht entlehnt oder gelehrt worden, die Menschen sind in spontaner Weise, aus gleichem Antriebe, gleichem Nachdenken und Bedürfniß darauf gekommen, daß ein solches Verhältniß für die beabsichtigten Zwecke das Beste und Brauchbarste sei.

Die älteste Gestalt der Bronzeaxt ist keilartig, und offenbar hat ihr jene der Steinaxt zum Muster gedient. Erst später kamen auch künstlichere Formen auf; man brachte Verbesserungen an, um den hölzernen Stiel zweckmäßiger einzulassen und zu befestigen, z. B. die „ausgeschweiften Celts“ und die „Paalstäbe“. Bei den frühesten Beilen wurde der Stiel einfach eingelassen oder auch nur festgebunden. Auch späterhin, als Eisen schon im allgemeinen Gebrauche war, behielt man die älteren Formen für die Geräthschaften noch bei; erst als die Civilisation sich rascher entwickelte und neue Bedürfnisse sich geltend machten, kamen dann andere und sehr verschiedenartige Formen auf. Das Eisen gab ganz neue Antriebe*).

Wir wollen hier Einiges aus Tylor's oben erwähntem Buch hinzufügen. Es liegen, sagt er, keine Beweise vor, daß die Bewohner Australiens, der Südseeinseln und eines

---

*) Schon in dem vortrefflichen kleinen Werke: „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, Kopenhagen 1837,“ wird S. 60 hervorgehoben: „Es ist nicht bekannt, daß man auf irgend einem Stücke, welches zum Bronzezeitalter gehört, Schrift gefunden habe, ungeachtet im Uebrigen die Art von einer Geschicklichkeit zeugt, welche vermuthen läßt, daß man zu der Zeit nicht unbekannt damit gewesen sein könne.“ A.

beträchtlichen Theils von Nord- und Südamerika jemals Metalle und deren Gebrauch gekannt haben. Deshalb ist die Annahme gerechtfertigt, daß dort das Steinzeitalter bis zur Ankunft der Europäer niemals unterbrochen worden ist. In anderen Theilen der westlichen Erdhälfte war das allerdings der Fall. Die sogenannten Mound-Builders in Nordamerika benutzten das gediegene Kupfer, aber die Kunst, dasselbe zu schmelzen oder in heißem Zustande zu schmieden, scheint ihnen nicht bekannt gewesen zu sein; sie haben dasselbe als eine Art hämmerbaren Steines behandelt. Die Europäer fanden aber das Kupfer in Amerika auch in der Gestalt von Messern, Meißeln, Aexten und Zierrathen, und bei den Eskimos sogar Meteoreisen. Im Britischen Museum sieht man eine Harpune aus Walroßzahn mit einer Spitze aus Meteoreisen, und ein Messer, gleichfalls aus einem Zahne, dessen Schärfe aus einer Anzahl von Splittern aus Meteoreisen besteht. Diese Werkzeuge sind wahrscheinlich nicht alt, aber sie gleichen denen, welche noch jetzt von den Eskimos aus Stücken europäischen Eisens hergerichtet werden, und es scheint, als ob sie erst, nachdem sie das letztere kennen gelernt, auch das Meteoreisen zu benutzen angefangen haben.

In Peru hatte zur Zeit der Entdeckung das Steinzeitalter die höchste Stufe der Entwickelung erreicht, welche es überhaupt jemals gehabt hat, aber gleichzeitig war auch Metall im Gebrauch. Man verstand Gold und Silber, namentlich zu Schmucksachen, in ganz ausgezeichneter Weise zu verarbeiten, und ein Gleiches war in Mexico der Fall. Im Berliner Museum sind mexicanische Goldornamente, die sich an Feinheit der Zeichnung und Eleganz der Arbeit mit den besten etrurischen Sachen messen dürfen. Die Bronze war im Lande der Inkas wie in jenem der Azteken im allgemeinen Gebrauche für Werkzeuge und Waffen.

Tylor sagt: „Wir wissen nicht, wie die Kunst, Gold, Silber, Kupfer und Bronze zu bearbeiten, nach Amerika gekommen ist; ebensowenig, ob ihr Auftreten im nördlichen oder südlichen Theile des Continentes von einander unabhängig war oder nicht.“ Ich meine, das erstere sei allerdings der Fall gewesen; die Entlehnungstheorie kann hier keine Anwendung finden; die Spontaneität hat auch auf der westlichen Erdhalbe gerade so ihre Wirkungen geübt, wie in der sogenannten alten Welt. Auch hebt Tylor selbst gleich nachher ganz richtig hervor, daß man eine Verbindung zwischen Mexico und den südlich von ihm liegenden Regionen nur bis Nicaragua nachweisen könne und vielleicht bis zur Landenge von Panama.

Aber es giebt auch nicht die Spur, nicht einen Schatten von Beweis für die Annahme oder Behauptung, daß zwischen Peru und Mexico irgend welche Verbindung bestanden habe; beide Theile hatten von ihrem Dasein nicht einmal eine Ahnung, und beide haben sich durchaus unabhängig von einander entwickelt. Das hätte Tylor scharf hervorheben sollen. Aber ganz am Platze, gegenüber den Phantasten, welche in luftiger Weise von einer Einwirkung von Culturen Asiens auf die Altamerikaner fabeln, ist die Frage: „Wenn die Peruaner und Mexicaner vor 1500 Jahren durch fremde Einwanderer das Verfertigen und Bearbeiten von Bronze erst gelernt haben sollen, weshalb geschah denn nicht ein Gleiches mit dem Eisen?“ Die Ansichten, welche einst Humboldt über eine Verbindung zwischen Asien und Amerika aufstellte und welche er aus Aehnlichkeiten in der Mythologie und den Kalendern herleiten wollte, sind, was Tylor recht wohl wissen könnte, nicht stichhaltig und haben keinen soliden Grund.

Als die Kosacken bis nach Kamtschatka vordrangen, fanden sie dort schneidende Werkzeuge aus Knochen und Stein; bei den Tschuktschen im nordöstlichen Sibirien findet man noch heute in verlassenen Jurten steinerne Messer. In dem in seiner Art hochgebildeten China sind Steinwerkzeuge noch im vorigen Jahrhundert verfertigt worden, namentlich in der Provinz Kuang tung (Canton), vielleicht von den alten Ursassen des Gebirges. Einer chinesischen Tradition zufolge verfertigte Fu hi Waffen aus Holz, Schin nung dergleichen aus Stein, und Tschi yu solche aus Metall. Hier haben wir in der Ueberlieferung die verschiedenen Zeitalter und ihre Uebergänge.

Die Tungusen hatten noch im vorigen Jahrhundert steinerne Pfeilspitzen; die alten Fenni, von denen Tacitus berichtet, hatten dergleichen aus Knochen. Aber die Tungusen waren bei alledem nicht ungeschickte Eisenarbeiter; sie behielten indeß auch Pfeilspitzen von Stein bei. Aehnlich war es bei den alten Aegyptern; sie hatten Bronze und Eisen in Fülle und bedienten sich trotzdem auf der Jagd steinerner Pfeilspitzen; man kann in unseren Museen dergleichen finden und dargestellt sind sie auch auf den Basreliefs von Beni Hassan. Steinerne Pfeile sind in Menge auf dem Schlachtfelde von Marathon gefunden worden, vielleicht rühren sie von den Barbaren her, welche im persischen Heere dienten. Wir wissen aus Strabo, daß die Ichthyophagen, die vorzugsweise von Fischen sich nährenden Stämme an der Küste des heutigen Beludschistan am persischen Meere, sich Wohnungen aus Walfischknochen bereiteten, die Rückenwirbel benutzten, um die an der Sonne getrockneten Fische mit etwas Getreide vermischt in denselben zu zerkneten und daß sie aus diesem Teig ein Brot backten. Eisen hatten sie nicht, ihre Mühle bestand aus Knochen und Stein. Ihre hölzernen Pfeile schärften sie an Steinen und ihre Fischnetze bereiteten sie aus Palmenfasern.

Japan hat eine große Menge alter Steinwerkzeuge; das Museum in Leyden besitzt eine schöne Sammlung und Siebold hat in seinem großen Werke viele derselben abgebildet. Die Pfeilspitzen von Obsidian, Feuerstein, Hornstein etc. gleichen vollkommen denen anderer Gegenden. Eine Sage will wissen, sie seien vom Himmel herabgeregnet. Alljährlich fliege ein Heer von Geistern unter Sturm und Regen durch die Luft; nachdem das Wetter sich wieder aufgeklärt habe, gingen die Leute aufs Feld und sammelten aus dem Sande die steinernen Pfeile, welche jenes Heer habe fallen lassen. Man findet sie in großer Menge, namentlich im nördlichen Theile der größten Insel Nippon und in dem alten Gebiete der „Wilden Männer“, also der Leute vom Stamme der Aïnos, welche noch jetzt Jesso und die südlichen Kurilen bewohnen. Alte Steinäxte werden in Japan von den dortigen Liebhabern und Antiquitätensammlern eifrig gesucht. Alte japanische Messer von Stein gleichen den ägyptischen, sind aber nicht so fein gearbeitet; manche werden in den Kamitempeln aufbewahrt.

A.

Die Bergnomaden des Altai.

Von **Dr. W. Radloff** zu Barnaul am Obi.

I.

Die Culturstufe eines jeden Volkes hängt zum großen Theil von der Beschaffenheit des Landes ab, in welchem dasselbe wohnt. Sobald die gesammte Arbeitskraft nicht im Stande ist, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Landesbeschaffenheit dem Fortschritte der Entwickelung in den Weg legt, wird diese letztere aufgehalten oder ist überhaupt unmöglich. Eine Hauptbedingung zum Culturfortschritte liegt unbedingt in bequemen Verkehrswegen zwischen den einzelnen Theilen des Volkes und mit den Nachbarvölkern, da diese den Landesreichthum flüssig machen. Ist aber die Arbeitskraft eines Volkes nicht im Stande, diese Hauptbedingungen herzustellen, vermag sie nicht eine dauernde Verbindung mit anderen Völkern zu unterhalten, so kann es wohl eine gewisse individuelle Culturstufe erringen, diese wird aber nur eine sehr begrenzte Höhe erreichen.

Nordasien giebt uns einen deutlichen Beweis für die Richtigkeit der obigen Behauptung. Nordasien oder Sibirien bietet neben unwirthbaren Eisfeldern auch große Landstrecken dar, die an Reichthum nur von wenigen Ländern übertroffen werden. Südsibirien besteht zum großen Theil aus fruchtbarem Ackerlande, das bei ganz unrationeller Bearbeitung doch einen unglaublichen Ertrag liefert; reiche, schöne Waldungen ziehen sich den mächtigen Strömen entlang; in den Gebirgen ruhen reiche Schätze an Metallen: Gold, Silber, Kupfer und Eisen; in den Wäldern wimmelt es von herrlichem Wild und in den Flüssen von den schönsten Fischen. Trotz dieses Reichthums steht Sibirien noch wenig beachtet da, sein Handel und seine Industrie sind unbedeutend und die reichen Erzeugnisse des Landes verkommen zum größten Theile unbenutzt. Viele Leute haben keine Ahnung von diesem Reichthum, sondern stellen sich Sibirien als eine öde, ewig in Eis gehüllte Wüstenei vor, in der die unglücklichen „Verschickten" kaum ihr Leben zu fristen vermögen.

Der Reichthum Südsibiriens ist aber den Einwohnern Mittelasiens längst bekannt. Mehr als ein Volk drängte sich in die reichen Steppen und herrlichen Flußthäler, und lange Kämpfe haben um seinen Besitz stattgefunden. Einige sibirische Völker hatten eine gewisse Stufe der Cultur erreicht, wie uns die von ihnen übrig gebliebenen Grabmäler beweisen; aber sie sind alle wieder in sich selbst zerfallen, da die ungeheure Ausdehnung des Landes künstliche Verkehrsstraßen verlangt, wie sie nur der Fortschritt unseres Jahrhunderts zu schaffen vermag.

Als die Russen vor drei Jahrhunderten in Sibirien eindrangen, war das Land von vielen kleinen Stämmen bewohnt, die in ununterbrochener Fehde mit einander lebten. Die Eroberer unterwarfen sich diese Stämme in sehr kurzer Zeit und nahmen natürlich die besten Landstriche für sich. Durch die ununterbrochen fortgesetzten Ansiedelungen neuer russischer Ankömmlinge haben sich die Bevölkerungsverhältnisse folgendermaßen gestaltet: In einer langen Strecke am Nordrande der Sibirien im Süden begrenzenden Bergkette ziehen sich die Wohnsitze der russischen Einwohner Sibiriens hin, außerdem an den Flüssen Jenissei, Obi und Irtisch ziemlich weit nach Norden und Süden. Diese Gegenden sind für den Ackerbau am geeignetsten und waren daher für die sich meist mit demselben beschäftigenden Russen am passendsten.

Ein großer Theil der Eingeborenen ist entweder ganz mit den russischen Bewohnern verschmolzen, oder hat sich nur in Sitte und Lebensweise diesen angeschlossen. Diejenigen, welche noch an ihrer Nationalität festgehalten, bewohnen die Steppen, Gebirge, Wälder und Tundren, welche nördlich und südlich von den Wohnsitzen der russischen Anwohner liegen. In diese unwirthsamen Gegenden verdrängt, sind diese versprengten kleinen Völkerschaften vollständig auf die spärlichen Hülfsquellen ihrer Wohnplätze angewiesen. Die Bewohner der Waldgebirge und Wälder (wie die Tungusen) sind Jagdvölker; die Anwohner der großen Ströme (wie die Jenissei-Ostjaken und anderen Ostjaken) beschäftigen sich mit dem Fischfang; die Steppenbewohner und Insassen der Felsgebirge treiben Viehzucht. Somit finden wir im heutigen Sibirien fast alle Stufen der Cultur vertreten. Am niedrigsten stehen die umherschweifenden Jagdvölker des Nordens, die mit ihren Fellzelten große Strecken durchirren und nur dort sich längere Zeit aufhalten, wo die Jagd ihnen reiche Ausbeute verspricht. Etwas höher stehen die Bergnomaden, welche sich neben der Jagd von der Viehzucht ernähren; dann folgen die Steppennomaden und die Fischervölker. Nach diesen kommen die Ackerbau treibenden angesiedelten Eingeborenen, meist Völker türkischen Stammes, und zuletzt die Vertreter europäischer Cultur, die russischen Ansiedler.

Das Land, welches die altaischen Bergkalmücken bewohnen, ist der Altai im engern Sinne des Worts; das heißt, der Theil des großen altaischen Bergsystems — wie Ritter es nennt — auf dem einer der Quellflüsse des Obistroms, die Katunja, entspringt. Im Westen erstreckt es sich bis an den Irtisch; im Osten bis an die Waldgebirge des Bijasystems — des zweiten Quellflusses des Obi —. Dies ist der einzige Theil der großen Bergkette, der von den Eingeborenen Altai genannt wird. Altai ist eine Verschmelzung von Al-Taiga und bedeutet: „erhabenes Felsgebirge". In der That ist dies eine sehr passende Bezeichnung des mächtigen Gebirgsstockes, der aus einer bunten Gruppe von riesigen Felszügen besteht. Zwischen diesen Bergzügen liegen theils schmale, mit dichtem Wald bewachsene Schluchten, theils breite, mit herrlichen Wiesenplätzen bedeckte Thäler. Diese letzteren sind die Wohnplätze der Bergkalmücken.

Nichts Schöneres kann es geben, als diese herrlichen Flußthäler des Altai. Vor unseren Augen breitet sich eine weite Ebene aus, die den ganzen Sommer hindurch mit kurzem frisch grünem Grase bedeckt ist, wie es andere Gegenden nur im Frühjahr darbieten. In den Ebenen schlängelt sich in malerischen Krümmungen der Fluß, welcher, meist von Schaum bedeckt, wie ein blendend weißer Silberstreifen sich durch die grüne Ebene zieht. Die Ufer sind mit dichtem Baumwerk in buntester Zusammensetzung eingefaßt. Hier stehen die schwarzen zuckerhutförmigen Pichten (pinus pichta) mit ihren silbergrauen Rinden und die dunkeln Edeltannen im bunten Gemisch mit hellgrün glänzenden Pappeln und den schlanken weißstämmigen Birken. Hohe Aspen ragen aus dem dichten weißlichen Weidengebüsch, den weißblühenden Faulbäumen und den gelbblühenden Akazien hervor, und von Zeit

zu Zeit erhebt sich die mächtige Zirbelfichte (pinus cembra) mit ihren buschigen Aesten hoch über dieses Blättermeer. Weiter vom Ufer und auch an vielen Stellen in der Ebene stehen gruppenweise die starren Lärchenbäume mit ihren kerzengeraden gelbrothen Stämmen und florartigem Grün. Unter diesem Baumdache, wo die Feuchtigkeit des Bodens sich länger erhält, ist die Vegetation üppig, das Gras oft Ellen hoch und aus ihm quillt ein bunter Blumenteppich hervor. Man möchte sich in künstliche Parkanlagen versetzt denken, wenn nicht die umgestürzten Bäume, welche mit Moos und Schlingpflanzen umwunden sind, und die abgestorbenen Baumriesen, die ihre kahlen Arme hoch in die Luft heben, dem ganzen Bilde den wildromantischen Charakter des Urzustandes verliehen. Zu beiden Seiten des Thales erheben sich die Felswände in mannigfaltigen Zacken und Spitzen. Bald steigen nackte Felsmassen zu riesigen Bergkegeln auf, an denen buntfarbige Moosflächen die einzige Vegetation bilden, bald steigen sie terrassenförmig empor; dann sind die kahlen Felsen von sammetgrünen Rasenflächen durchbrochen, und strahlenförmig ziehen sich an den Schluchten dichte Waldstrecken hin. In der Ferne thürmen sich die Berge immer höher und höher wie mächtige dunkle Nebelwolken, auf deren höchsten Spitzen und Gipfeln die weißen Schneefelder glänzen.

Herrlich ist die Natur im Altai, aber ihr fehlt das Leben, denn tagelang kann man umherstreifen, ohne ein lebendes Wesen zu entdecken. Zwar weiden viele Viehherden auf den terrassenförmigen Abhängen der Bergwände und in den Thälern, aber die große Ausdehnung des Landes, über das sie sich vertheilen, läßt sie vollständig verschwinden. Noch spärlicher trifft man Wohnungen der Menschen an; meilenweit von einander entfernt liegen ganz vereinzelte Filzjurten in den Uferwaldungen versteckt, so daß sie kaum von dem aufmerksamsten Beschauer wahrgenommen werden können.

Wenden wir uns vom Wege, der am Fuße des Gebirges sich entlang zieht, abwärts zum Flusse und besuchen wir eine Kalmückenansiedelung, die dort zwischen den Bäumen liegt. Sie besteht aus drei Filzjurten, welche eher einigen Ameisenhaufen als menschlichen Wohnungen ähnlich sind. Der Weg in die Thalebene ist wohl eine Werst lang, aber er ist bald zurückgelegt. Kaum haben wir uns der Waldung genähert, da ertönt schon der Warnungsruf des Führers: Akyr, akyr Patpak (langsam, langsam! Sümpfe). Der Boden wird schlüpfrig und das Gras nimmt jene braungelbe Farbe an, die als sicheres Zeichen des Sumpfes zur Vorsicht mahnt. Der Pfad verschwindet vollständig, und nur das an einigen Stellen niedergetretene Gras zeigt, daß hier Reiter passirt sind. Nachdem der Führer aufmerksam nach allen Seiten umhergespäht, folgt er einer der Spuren, und wir reiten dicht hinter ihm her. Mehrmals sinken zwar die Pferde bis zum Bauche ein, aber dennoch arbeiten sie sich glücklich hindurch.

Auf einer etwas erhöhten Stelle liegen nun die drei Jurten vor uns. Sie haben die Form abgestumpfter Kegel und sind mit von Rauch geschwärzten Filzdecken belegt. Zwei derselben sind größer, die dritte nur sehr klein. Vor der einen sind zwei Stangen aufgestellt, zwischen welchen ein mit allerlei Lappen und Bändern behangener Strick ausgespannt ist. Dies ist die dem Schutzgeist geweihte Stätte. Nicht weit von der Jurte steht ein aus vier aufrecht stehenden Stangen gebautes Gerüst, auf dem an einer schräg darüber gelegten Stange eine Pferdehaut aufgehängt ist; diese Erscheinung ist ein dem Kösmös (Teufel) geweihtes Krankenopfer. Wir finden aber keine Zeit, diese Wohnstätte genau zu mustern, denn kaum haben wir uns derselben genähert, so stürzt eine Meute halb verhungerter Hunde auf uns zu und springt bellend und heulend an den Pferden empor, so daß unsere Knuten sie kaum abzuwehren vermögen. Vom Pferde herabzusteigen dürfen wir nicht wagen, sondern Hülfe vom Hause erwarten.

Endlich hebt sich der Filzvorhang, der die Thür der Jurte bildet, und langsam steigt aus derselben eine breitschultrige Gestalt, die mit steifem Nacken sich höchst ehrerbietig vor uns verbeugt; eine ganze Menge halb nackter Kinder folgen ihr. Während die Kinder Steine und Stöcke ergreifen und mit lautem Geschrei: Tschyk, tschyk! sich auf die Hunde stürzen, so daß diese nach allen Seiten davonlaufen und die getroffenen ein klägliches Geheul erheben, führt der Herr der Jurte mein Pferd zur Thür und ist mir beim Absteigen behülflich.

Wir treten jetzt durch die niedrige Thüröffnung ein. Die Jurte ist im Innern ziemlich geräumig, kreisrund, hat etwa drei bis vier Klafter im Durchmesser und besteht aus einem Holzgestelle, das mit zerrissenen, halbverkohlten Filzdecken, die an dem Gestelle befestigt sind, bedeckt ist. Die senkrechte Wand besteht entweder aus einem Gitter, oder aus in den Boden gesteckten etwa zwei Ellen langen Stäben; auf den oberen gabelförmigen Enden derselben liegen dünne Stangen, die sich oben im Mittelpunkt der Jurte gegen einander stützen. Diese Stangen bilden das Dach.

Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Der Thür gegenüber, etwas nach links, ist das Bett, das aus Filzdecken besteht; rechts von demselben sieht man eine Reihe Packsäcke an der Jurtenwand aufgestellt; sie enthalten die bewegliche Habe der Familie. Ueber diesen dem Bette zunächst stehenden Säcken ist gewöhnlich eine Filzdecke oder ein Teppich ausgebreitet und über diesen sind an den Dachstangen die Götzenbilder aufgehängt. Zwischen den Säcken und der Thür hängen an der Wand die Utensilien des Hausherrn, Sattel, Reitzeug und die Flinte mit der Lunte. Rechts vom Bette befinden sich die Küchengeräthe, der Schlauch, in dem der Kumis gesäuert wird, einige Kessel, Schalen, Näpfe, Eimer, Dreifüße, und dazwischen hängen Fleischvorräthe. In der Mitte ist die Feuerstelle; hier brennt fast ununterbrochen ein Feuer, welches das Innere der Jurte mit Rauch erfüllt; rings um der Feuerstelle liegen gewöhnlich vier bis fünf Fellstücken, auf denen die Hausbewohner und Gäste Platz nehmen. Gegenüber der Thür zwischen Feuerstelle und Bett ist der Platz der Hausfrau, und neben ihr links nach den Säcken zu jener des Hausherrn. Rechts, zwischen der Stelle der Hausfrau bis zur Thür, sitzen die zur Familie gehörigen Weiber, an der andern Seite und in der Nähe der Thür sitzen die Männer. Dicht neben dem Hausherrn ist die Stelle für den Ehrengast, dem man gewöhnlich als Sitz eine Filzdecke ausbreitet.

So sieht ohne Ausnahme jede Jurte aus. Reich und Arm begnügt sich mit den angeführten Hausgeräthen; nur hat der Reichere größere Kessel und mehr Säcke. Der Inhalt der letzteren besteht bei den Wohlhabenden aus Zeugen, Fellen und Kleidungsstücken; bei den Armen meist nur aus Schafwolle und abgetragenen Lumpen. Unreinlichkeit und Unordnung herrscht aber in allen Jurten im hohen Grade. Die Kochgeräthe liegen zwischen alten Filzdecken und Pelzen herum. Das Bett ist ebenfalls mit altem Gerümpel überhäuft und der Boden wird nie gereinigt, sondern, wenn man es vor Schmutz nicht mehr aushalten kann, versetzt man die Jurte an eine andere Stelle!

Diese elenden Wohnungen, welche im Sommer nicht vor Regen noch Wind schützen und im Winter die Kälte nich abhalten, bewohnt der Kalmück in jeder Jahreszeit. Fü den Winter trifft er keine anderen Vorrichtungen, als da er rund um die Jurte Erde aufschüttet und an schadhaften Stellen des Daches neue Filzdecken auflegt. Um dieses Ze

nur einigermaßen erträglich zu machen, muß ununterbrochen Feuer in denselben erhalten werden, aber trotzdem müssen sich die Bewohner noch in Pelze hüllen, um nicht zu erfrieren.

Die Kleidung der Kalmücken ist eben so gleichmäßig wie ihre Wohnungen, und es wäre schwer, Reich und Arm an der Kleidung zu unterscheiden. Im Allgemeinen tragen Alle die Kleider so lange, bis sie ihnen vom Leibe fallen, so daß nur der ein stattliches Ansehen hat, welcher zufällig ein neues Gewand besitzt.

Die Kinder laufen bis zum siebenten Jahre fast nackt umher, nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen. Männer und Weiber tragen kurze Hemden und bis zum Knie reichende Hosen von blauem Daba (Baumwollenzeug), Filzstrümpfe und Stiefel aus Reh- oder anderen Fellen, mit der behaarten Seite nach außen; über dem Hemd tragen sie meist einen Pelz ohne Ueberzug. Außer dieser Allen gemeinsamen Bekleidung haben die Männer noch eine Jacke mit nach außen herabhängenden Taschen (Tschejmäk), die sie über dem Hemde tragen, und die Weiber, d. h. die verheiratheten, einen langen Rock mit weit ausgeschnittenen Armlöchern (Tschödök), der theils über dem Hemde, theils über dem Pelz getragen wird. Männer, Weiber und Kinder haben als Kopfbedeckung einerlei Mützen; diese sind dreieckig, spitz und außen mit schwarzem Lammfell besetzt; am hintern Ende hängen lange rothe Bänder herab. Diese Mützen werden von den verheiratheten Frauen niemals abgenommen, selbst dann nicht, wenn sie vor Gericht erscheinen. Die Männer scheeren den Kopf bis auf eine kleine kreisrunde Stelle am Scheitel, an der sie einen Zopf mit einem langen Zopfbehange und einer Quaste daran tragen. Die Weiber flechten das Haar in zwei lange Zöpfe, die Mädchen in viele kleine Zöpfe, an denen sie allerlei Muscheln und Glasperlen befestigen; vorn lassen sie zwei Haarbüschel zur Seite der Schläfe herabhängen. Die Männer gehen bei großer Hitze mit nacktem Oberkörper. Die Frauen hingegen haben meist alle die eben genannten Kleidungsstücke, wenn dieselben sich auch oft in einem gar jämmerlichen Zustande befinden. Unterschiede zwischen Sommer- und Winterkleidung kennt der Kalmück nicht. Im Gürtel trägt er einen Feuerstahl mit Schwammtasche und ein Messer, und in den Stiefeln Pfeife und Tabacksbeutel.

Barbarei und Fremdenhetze in der Wallachei.

Wir erhalten von Herrn Wilhelm Hausmann in Kronstadt (in Siebenbürgen) folgende Mittheilung:

Großes Aufsehen machte auch in weiten Kreisen die im December vorigen Jahres vom romänischen Pöbel verübte, sehr unmotivirte Zerstörung der ganz neu erbauten jüdischen Synagoge; ebenso die nicht lange darauf erfolgte Fremdenhetze, wobei nicht der Pöbel, sondern die Regierungsorgane die Hauptrolle spielten. Namentlich schien es dabei gerade zumeist auf die aus den benachbarten österreichischen Provinzen eingewanderten Fremden abgesehen; indeß blieben auch andere Nationsgenossen nicht verschont.

Aber die jetzt vor einigen Tagen eingelaufenen Berichte über die Willkürlichkeiten und Grausamkeiten, gegen Fremde von den romänischen Autoritäten verübt, übertreffen Alles, was wir selbst erlebt und gesehen haben bei weitem, und müssen jeden rechtlich Gesinnten mit Entrüstung erfüllen. — Diese Vorgänge bestätigen zugleich neuerdings unsere schon in einem frühern Artikel des „Globus" ausgesprochene Behauptung: daß noch bedeutende Veränderungen und Verbesserungen vorgehen müßten, bis man deutschen Auswanderern rathen könne, ihr „Glück" in den Donauländern zu suchen, und daß es nicht genug sei, nur auf die großen noch unbebauten Landstrecken hinzuweisen, ohne die politischen und socialen Verhältnisse gebührend zu würdigen.

Daß man dort nicht nur Bettler, Vagabunden und Verbrecher, die etwa dem Lande zur Last fallen könnten, verfolgt, sondern Leute, welche demselben durch ersprießliche Thätigkeit nur Nutzen bringen und an denen der indolente verfolgungssüchtige romänische Pöbel sich nur ein gutes Beispiel nehmen sollte, mögen folgende authentischer Quelle entnommene Daten beweisen.

Mitte Januars wurde ein Zimmergeselle, der am Morgen mit seinen Werkzeugen unter dem Arme zur Arbeit gehen wollte, auf offener Straße, und obgleich seine Papiere in Ordnung waren, angehalten. Er bat die rohen Schergen ihn zum Meister zu führen, welcher jede Garantie für ihn leisten würde. Alles umsonst; es hieß: Marsch Neamtz — Deutscher — Du frißt uns das Brot weg. — Als der Arme nach Weib und Kindern schrie, beruhigte man ihn mit Faustschlägen ins Gesicht, und der Sergeant rief ihm höhnisch zu: „warte nur, Weib und Kinder werden Dir schon bald nachfolgen!" — Gegen die hier ohnehin viel beneideten und gehaßten Juden wird wo möglich noch rücksichtsloser vorgegangen. Man zerrt sie am Barte unter Hohn und Spott durch die Gassen, ohne ihnen nur zu sagen, warum man sie verhaftet.

In der neugebauten Caserne Serejentitor de Orasu sind nahe an achthundert Menschen zusammengesperrt, die vor Hunger und Durst halb wahnsinnig alles um sich her zertrümmerten. Bleistiftzettel in allen möglichen Sprachen fliegen durch die zerbrochenen Fenster auf die Gasse, vollgeschrieben mit den bittersten Klagen über die Noth der Gefangenen. Viele hatten seit fünf Tagen keine Nahrung erhalten. Das von mitleidigen Menschen aus freiem Antriebe gespendete Brot muß durch die Hände walachischer Popen vertheilt werden, anders läßt man es nicht zu. Natürlich spielt bei dem feigen habsüchtigen Charakter der Gefangenwärter die Bestechung wieder eine große Rolle. Wer so glücklich ist, etwas Geld bei sich verstecken zu können, genießt, wenn er gebührend mit den Aufsehern theilt, allerlei Vortheile. Solche Gefangene bekommen auch Brot, welches die gefälligen Wärter für acht Gologan einkaufen und es für sechszehn dem Gefangenen berechnen. Ebenso bilden die Schlafstellen auf den armseligen Holzpritschen noch eine Einnahmequelle, auch dafür muß bezahlt werden, sonst mag man sich's auf dem schmutzigen Fußboden bequem machen. — Besucher, welche sich nicht genügend durch einige Silberstücke zu empfehlen wissen, die sie in die stets empfangsbereite Hand der Schließer gleiten lassen müssen, werden ganz einfach mit Faustschlägen abgewiesen.

Den Massentransport und die Abschiebung der unliebsamen Fremdlinge schildern Augenzeugen in derselben Weise und fast mit denselben Worten, wie wir in dem eingangs erwähnten Artikel es schon gethan und worauf wir verweisen. Auch heute noch wie vor zwei Jahren thut die Regierung nichts für die Pflege der Gefangenen auf dem weiten Transport durch die rauhen steilen Hochgebirge. Neu ist es aber, daß mildgesinnte Menschen, die beim Durchmarsche die armen Verschmachteten durch Speise und Trank erquicken wollen, zurückgewiesen werden, mit dem Bemerken, daß solche Speisen und Getränke viel zu gut für die Gefangenen seien!

Eine scandalöse Scene ereignete sich zu Bucharest am diesjährigen Feste der Wasserweihe, welches am Feste Johannes des Täufers, den 19. Januar, begangen wurde. Am gedachten Tage wird, gleichviel bei welchem Kältegrade, an einer gewissen Stelle an der Dimbovitza die Ceremonie der Wasserweihe vorgenommen. Die Bataillone marschiren unter den Klängen der Musik am Ufer auf. Alle Civil- und Militairbehörden nebst dem regierenden Fürsten erscheinen und nehmen die für sie bestimmten Plätze ein. Der

Metropolit, gefolgt von zahlreichen Popen, beginnt die Liturgie. Bei einer gewissen Stelle wirft der Metropolit ein silbernes Kreuz in das Wasser. Besonders strenggläubige eifrige Romänen beeilen sich sodann, das im sandigen Flußbette verschwundene Kreuz wieder herauszuholen; und trotz des eisig kalten Wassers stürzen sich Mehrere hinein, da nach ihren Glaubenssatzungen dieses Bad sie zugleich von Sünden reinigt. Den Eifer verstärken wohl auch bei profaner Gesinnten die paar Ducaten, welche dem glücklichen Auffinder des Kreuzes verabfolgt werden. Die Tausende von Zuschauern drängen sich natürlich neugierig heran, wenn der Held des Tages erscheint und triefend mit triumphirender Miene das Kreuz bringt, während alle Glocken feierlich zusammenschlagen und Kanonensalven durch das Dimbovitzathal rollen. Vom jenseitigen Ufer rufen neckend einige Stimmen: „Da sind auch Juden!“ Hier schallt es zurück: „Auch Neamtz — Deutsche — sind da, ins Wasser mit ihnen, sie müssen romänisch getauft werden!“ Mit höhnischem Gelächter treibt man die vergebens sich Sträubenden in das kalte Wasser.

Nach dem Volksglauben werden so Getaufte erst in echt romänische Kirchen- und Landeskinder umgewandelt. Wir würden den Betreffenden noch rathen, bei dieser Gelegenheit einen Stein in den Mund zu nehmen, wodurch sie, nach dem allgemein herrschenden Volksglauben, auch viel Glück im Lande erleben würden.

Wir halten jeden Commentar zu den oben geschilderten Scenen für überflüssig, sie sprechen genügend für sich selbst. Was mag aber der deutsche Fürst „Carol I.“ gedacht haben, als er in seiner Gegenwart ungescheut solche Rohheiten an deutschen Landsleuten verüben sah?

Daß die vielen Consulate dem fanatischen Treiben der romänischen Behörden so ruhig zusehen, ist sehr zu verwundern, da solche auffallende Vorgänge doch zu ihrer Kenntniß gekommen sein müssen. Eine ernste Zurechtweisung von competenter Stelle möchte, wie wir den Charakter der Romänen kennen, gewiß nicht ohne Wirkung bleiben. —

(— Es ist bemerkenswerth, daß die Halbbarbaren in Europa überall ihrem Hasse gegen Juden und gegen Deutsche einen so brutalen Ausdruck geben. Polacken, Tschechen und Wallachen stehen in dieser Beziehung auf gleicher Linie. Die Inferiorität und die Trägheit und der Bildungsmangel ärgert sich über Leute, welche fleißig und betriebsam sind, und aus diesem Aerger gehen die Gewaltthätigkeiten hervor. Bei den sogenannten höheren Classen wird die innere Brutalität wohl mit einem allerdings dünn aufliegenden Firniß überzogen, aber sobald die Leidenschaft aufwallt, wird diese Politur von der im Innern grollenden Barbarei durchbrochen. Das Wort des alten Napoleon: „Man braucht nur ein wenig an dem glänzenden Lack zu kratzen und der Barbar kommt sofort zum Vorschein“ ist sehr richtig und gilt auch heute in Bezug auf die lackirten Halbbarbaren. Bei den unlackirten tritt er natürlich ganz urwüchsig hervor. —)

Aus allen Erdtheilen.

Weitere Spuren von Leichhardt's Expedition. Aus Bowen, Port Denison, Queensland, ist folgender Brief, vom 16. November 1866, in Melbourne eingegangen.

Berichte von Burke-Town und dem Albert-River-District am Meerbusen von Carpentaria, bis zum 20. October reichend, melden unter Anderm, daß neuerdings ein Baum mit Leichhardt-Merkzeichen bei Beams-Creek, ungefähr 28 Meilen südwestlich von der Vereinigung der Flüsse Barkly und Albert entfernt, entdeckt worden ist. Knochentheile und Theile eines Schädels wurden nahe der Stelle gefunden. Die Art und Weise, wie die Bäume dort gezeichnet sind, lassen vermuthen, daß die Partie eine westliche Richtung vom Meerbusen aus eingeschlagen hat. — Walker war mit seinen Begleitern Ende Septembers in Bowen eingetroffen, nachdem er den Landstrich von Townville bis zum Meerbusen durchreist hatte. Er berichtete ungünstig über das Land, und daß das dort wachsende Holz nicht brauchbar zur Errichtung von Telegraphenstangen sei. Die Gesellschaft litt während der Reise bedeutend durch Krankheiten. Walker wollte nach Verlauf von 14 Tagen wieder aufbrechen und quer durch das Land nach Cardwell vordringen. Die Gold-Prospectirer, welche ihn begleiteten, haben günstige Meinungen über die durchzogenen Gegenden in Bezug auf dort vorzunehmendes Goldgraben geäußert.

W. H. Johnson's Reisen von Leh in Ladakh nach Chotan im chinesischen Türkistan. Alle Nachrichten aus der großen Provinz, welche die Chinesen als Thian schan nan lu bezeichnen, sind von Interesse und die ganze Region ist ohnehin für den innerasiatischen Handelsverkehr von großer Wichtigkeit. In Yarkend sowohl wie in der Hauptstadt des Chans von Chotan (Khotan) treffen russische Fabrikate mit den englischen zusammen. Johnson ist in Indien erzogen worden, lebte zumeist im Himalaya und war schon als Jüngling bei den Vermessungen thätig, welche dort Andrew Scott Waugh leitete. Während er in Kaschmir mit trigonometrischen Vermessungen beschäftigt war, lud der Chan von Chotan ihn ein, sein Land zu besuchen. Wir haben der Reise im „Globus“ schon früher erwähnt; das Folgende ist einem Berichte Rawlinson's in der Londoner geographischen Gesellschaft entnommen. Marco Polo, Benedict Goës und im vorigen Jahrhundert einige Jesuitenmissionaire haben Eltschi besucht. Die Gebrüder Schlagintweit kamen vom Karakorumgebirge her nur bis Putschia, das noch etwas südlich von Eltschi liegt. Das letztere ist schon durch seine Lage, als Knotenpunkt der Karawanen, welche den Handel mit China, Indien und Rußland vermitteln, eine Stadt von Bedeutung. Ehemals war es auch eine Art von buddhistischem Rom für Centralasien; chinesische Reisende fanden dort im 14. Jahrhundert nicht weniger als 14 Klöster, von denen keins unter 3000 Mönche zählte. Bis in die jüngste Zeit stand es unter Herrschaft der Chinesen, aber in Folge des Krieges mit England, durch welchen der Herr des Blumenreiches der Mitte so sehr geschwächt wurde, rebellirten die Türkistaner und vertrieben die Mandarinen. So bemerkte Johnson, daß Yarkend, westnordwestlich von Eltschi, sich in völliger Anarchie befand. Er erzählt, daß die angesehensten Bewohner dieser wichtigsten Stadt im Lande zu ihm nach Eltschi kamen und ihn baten, die Stadt für England in Besitz zu nehmen. Der Chan von Chotan, der früher einmal Indien besucht und dort Reisen gemacht hat, wünscht lebhafte Handelsverbindungen. Bisher war die Scheidegrenze zwischen Indien und Centralasien sowohl politisch wie geographisch. Gegenwärtig ist der Maharadscha von Kaschmir Herr der Pässe, welche nach Türkistan führen, und erhebt von den Waaren so hohe Abgaben, daß dadurch der Verkehr nahezu unmöglich gemacht wird. Johnson sagt nun, er habe eine gute, für Wagen praktikable Straße entdeckt, welche das ganze Jahr hindurch benutzt werden könne. Auf ihr werde man aus Indien nach Eltschi kommen, indem man das Gebiet von Kaschmir zur Linken liegen lasse. Diese Straße werde als Potu bezeichnet; sie führe über den Kuen lun, da wo derselbe eine beträchtliche Einsenkung habe, und gehe dann über Rudok. Auf dem directen Wege, welchen Johnson auf seiner Hinreise nahm, haben die Uebergangspässe 15,000 bis 18,000 Fuß Höhe und man muß mehrere Tage lang über eine Hochebene ziehen, welche 16,000 Fuß über dem Meere liegt.

Erforschung der Nebengewässer des Purús durch Chandleß.

Wir haben früher berichtet, daß dieser Reisende den Purús, einen der Hauptnebenströme des Amazonas, bis in dessen Quellgegend hinaufgefahren sei. Er hat jetzt der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Bericht abgestattet über die Erforschung eines Nebenflusses des Purús; es lag ihm daran, bis an die wirklichen Quellen dieses Flusses und seiner Nebenläufe vorzudringen. Diese scheinen alle verhältnißmäßig niedrig über der Meeresfläche

in undurchdringlichen Wäldern zu liegen. Chandleß faßte den Acquiry ins Auge, der in den Purús an einer Stelle fällt, welche von der Einmündung des letztern in den Amazonas etwa 1100 Miles entfernt ist. Er fuhr diesen Acquiry ungefähr 200 Miles hinauf; dann wurde der Fluß enger und schien sich in unzugänglichen Waldungen zu verlieren. Ein weiteres Vordringen war nicht möglich.

Von Interesse sind die Schilderungen über die ganz urthümlichen Zustände der Indianerhorden am Purús und Acquiry. Diese braunen Leute haben nicht einmal Bogen und Pfeile und keine Ahnung vom Gebrauche der Metalle; sie besitzen nur Steinwerkzeuge. Anfangs benahmen sie sich sehr mißtrauisch, wurden aber weniger scheu, als man ihnen Geschenke hingelegt hatte. Als sie einen Spiegel sahen, fühlten sie sich höchst beunruhigt und waren nicht zu bewegen, ihre Gestalt oder ihr Gesicht ruhig in demselben zu betrachten. Einige Stämme waren sehr kriegerisch, doch wurden von Seiten der brasilianischen Regierung die friedlichen Horden gegen Angriffe jener in Schutz genommen. — Chandleß kam bis etwa 2400 Fuß Höhe über dem Meere; doch meint er, daß auf sein Barometermessen kein genauer Verlaß sei.

In derselben Sitzung wurden Bemerkungen des Professors Raimondi in Lima über zwei der nördlichen Zuflüsse des Amazonenstromes verlesen. Wir finden dieselben in dem vor uns liegenden Berichte nicht namhaft gemacht. Der bekannte Reisende Bates erwähnte, daß in der Region des Purús auf einer Strecke von 600 Miles von Nord nach Süd, und 800 Miles von West nach Ost Alles so dicht mit Wald bestanden sei, daß man auch nicht einen einzigen Acker klaren Landes dort finden könne. Wege oder Pfade finde man nur in der unmittelbaren Nähe der wenigen Dörfer. Die Dammerde sei 20 Fuß tief.

Wir wollen hier die Notiz anschließen, daß das Decret der brasilianischen Regierung über die Eröffnung des Amazonenstromes ꝛc. für die Handelsschiffe aller Nationen vom 7. September 1867 an Folgendes feststellt:

Der Amazonas ist frei von der Mündung bis zur brasilianisch-peruanischen Grenze;
der Tocantins bis Cameta;
der Tapajoz bis Santarem;
der Madeira bis Borba;
der Rio Negro bis Manaos (Barra);
der San Francisco bis Penedo.

Wir finden in der zu Joinville erscheinenden „Colonie-Zeitung" vom 12. Januar die Notiz, daß der Dampfer Inca, welcher mit Gütern befrachtet eine Versuchsreise den Madeira aufwärts machen sollte, bei der Ortschaft Ura auf Felsen gerannt ist. — Die bahianische Dampfergesellschaft wird eine Dampferlinie auf dem untern San-Francisco-Strome zwischen Penedo in der Provinz Alagoas und der Stadt Piranhas in der Provinz Sergipe herstellen.

Aus Ecuador zum Amazonenstrom. Auch in der Republik Ecuador trachtet man dahin, die Wasserverbindung dieses Landes mit dem Amazonas nutzbar zu machen. Er erhält aus demselben mehrere beträchtliche Nebenflüsse, namentlich den Putumayo oder Iça und den Yapurá oder Caqueta; weiter nördlich fließen sodann zum Rio Negro, dem wichtigsten Gewässer, welches der Amazonas auf seiner linken Seite erhält, viele Flüsse. Aber diese atlantische Abdachung von Ecuador ist nur sehr ungenügend bekannt und für die Forscher dort noch viel zu thun übrig. Nun melden Berichte aus Quito, der Hauptstadt von Ecuador, daß die Regierung dem Obersten Proaño Unterstützung und Geldmittel für ein Unternehmen gewährt habe, das im Falle des Gelingens von großer Bedeutung für den Verkehr werden kann. Der Oberst versichert, daß er die verschiedenen Zuflüsse des Amazonas in Ecuador untersucht und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Morona bis nach Miasal hinauf schiffbar sei. Dieser Punkt liegt nur 46 Leguas von Guayaquil, also von der Küste des Stillen Weltmeeres, entfernt. Der Morona kommt aus Peru und die peruanische Regierung will dem Unternehmen Proaños auf ihrem Gebiete gleichfalls alle Unterstützung angedeihen lassen. Man geht aber höchst sanguinisch zu Werke, wenn man behauptet, daß man auf diesem Wege, also den ganzen Amazonas aufwärts und den Morona obendrein, Lima, von Europa aus, in 23 Tagen werde erreichen können.

Aus Südamerika. Die peruanische Regierung hat das Decret über Einwanderung vom 4. Januar 1865 erneuert. Demgemäß sind alle Ausländer, gleichviel ob sie das Bürgerrecht genommen haben oder nicht, von allen und jeden Abgaben befreit. — Dieselbe Regierung läßt jetzt Guano auf eigene Rechnung verschiffen. Sie will eine Eisenbahn von Callao nach Magdalena bauen. Der Telegraph von dem Hafenplatz Islay nach Arequipa ist im Januar 1867 bis Tambo de la Joya dem Betrieb übergeben worden.

Der Handel Englands mit Südamerika nimmt an Bedeutung ungemein rasch zu. Die britischen Ausfuhren stellten sich nach folgenden Ländern in Pfund Sterlingen so heraus:

	1864.	1865.	1866.
Argentinien	1,757,457	1,950,802	2,844,306
Chile . . .	1,683,580	1,601,987	1,852,436
Peru . . .	1,331,692	1,185,756	1,354,697
Uruguay .	993,951	812,861	1,402,174
Brasilien	—	—	7,223,794.

In Brasilien dauert die Einwanderung aus den Südstaaten Nordamerikas fort; die Provinzen San Paulo und Santa Catharina erhalten dadurch beträchtlichen Zuwachs an intelligenten Kräften, und der Baumwollenbau, nun rationell betrieben, gewinnt an Ausdehnung. In Buenos Ayres brachte im Januar das Schiff Galileo 48 junge Männer aus England, die alle wohl mit Capital versehen waren und Schafzucht treiben wollen. — Ochsenzungen und gepökeltes Rindfleisch werden in Buenos Ayres mehr und mehr zu einem wichtigen Ausfuhrartikel. In dem genannten Hafen hat das Zollhaus 1866 die Summe von 196 Millionen Papierdollars eingenommen, die jetzt einen Cours von 25 auf den Patacon haben. Von Buenos Ayres gingen nicht weniger als 144 Schiffe nach Antwerpen; sie hatten außer Häuten und Hörnern 50 Millionen Pfund Wolle an Bord. — Im vorigen Jahre haben sich mehrere Schafzüchter aus Australien in den La-Plata-Gegenden niedergelassen.

Einwanderung in den La-Plata-Staaten. Dieselbe ist fortwährend im Anwachsen. Es kamen an 1862: 6716 Köpfe; 1863: 10,408; 1864: 11,682; 1865: 11,767; 1866: 13,696; zusammen in fünf Jahren 54,269. Davon kommen seit 1862 auf die Italiener 31 Procent, auf die Franzosen 28, Engländer 10, Spanier 7, Deutschen nur 2 Procent. Die englische Einwanderung hat sich seit 1864 verdoppelt; sie begreift die großen Vorzüge und Vortheile Argentiniens, und das wird hoffentlich fortan auch in Deutschland der Fall sein. Unsere dort angesiedelten Landsleute befinden sich in guten Umständen. Raum und gutes billiges Land in gesundesten Gegenden ist in Menge vorhanden. Jetzt kommen auf 130,000 Quadratleguas erst etwa $1^1/_2$ Millionen Einwohner. — In der Provinz Santa Fé sind 4 „Colonien", Esperanza 1700 Seelen, San Geronimo 800, San Carlos 800, Helvetia 200 Seelen. Dazu kommen die Ansiedelungen in Gran Chaco mit etwa 600 Köpfen. In Entre Rios liegen die beiden Colonien San José 2280 und Villa Colon 400 Seelen. Buenos Ayres hat die drei kleinen Colonien: Baradero (Schweizer) 900, Patagones 100, und die Waliser Colonie Chubut 150 Köpfe. — Aus Montevideo erschallen immerfort Klagen über Mangel an Arbeitern aller Art, obwohl die Löhne ungemein hoch stehen. Man wünscht Handwerker, Dienstboten, Schäfer und Ackerbauer.

Montevideo hat im Jahre 1866 eine auswärtige Handelsbewegung von 30,150,000 Dollars gehabt. Unter den Ausfuhren zählen Wolle, Häute, Roßhaare ꝛc. mit 4,058,650 Dollars. Dazu Talg aus den Häfen Uruguays, überhaupt Talg und andere Producte mit 265,000; es wurden 1,054,766 Stück Rindvieh und 30,436 Pferde geschlachtet.

Der Hafen von Buenos Ayres war am 12. Januar 1867 so belebt wie nie zuvor. Es lagen nicht weniger als 239 Schiffe vor Anker. Davon waren 38 Deutsche, 50 Engländer, 16 Nordamerikaner, 32 Franzosen, 17 Holländer, 15 Spanier, 48 Italiener, 4 Dänen, 10 Norweger, 5 Schweden, 4 Belgier.

Die Walisische Colonie in Patagonien, am Flusse Chubut, hat eine gute Ernte gehalten. Sie steht in freundlicher Beziehung zu den Indianern, welche im Monat December nicht weniger als 3000 Pfund Straußfedern zum Verkauf dorthin gebracht haben.

Die Stadt Porto Alegre in der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul.

Das so reizend gelegene Porto Alegre, welches sich in seiner noch nicht hundertjährigen Existenz einer so blühenden Entwickelung zu erfreuen gehabt hat, ist unter vielen Gesichtspunkten besonderer Aufmerksamkeit werth.

Porto Alegre ist die größte und zukunftreichste Stadt der Südprovinzen Brasiliens, die ihrerseits wieder die lebenskräftigsten und zu den größten Erwartungen berechtigten des ganzen Kaiserreiches sind, denn nicht nur lebt in diesen Provinzen ein gesunderer, kräftigerer und thätigerer eingeborner Menschenschlag als in den nördlichen Theilen des mächtigen Reiches, sondern das deutsche Element, welches sich in ihnen concentrirt hat und in den drei Provinzen schon an 80,000 Köpfe zählt, übt auch einen bedeutenden culturgeschichtlichen Einfluß auf das eingeborene Element aus und giebt ihm eine solidere und realistischere Richtung, die nach und nach den hohlen lusitano- und hispano-amerikanischen Formalismus verdrängen und eine Umwälzung zu Stande bringen wird, bei der das Germanenthum in seiner Verschmelzung mit dem eingeborenen Elemente wieder einmal seinen belebenden und veredelnden Einfluß thatsächlich an den Tag legen wird, nicht nur in materieller, sondern auch in moralischer Beziehung.

Die Concentration des deutschen Elementes in den Südprovinzen ist naturgemäß, denn hier tritt der Einwanderer nicht an die Stelle des Sklaven, als weißer Taglöhner, sondern die Arbeit einer fleißigen Bevölkerung, selbständiger kleiner Landbesitzer, als welche die Einwanderer hier auftreten, hebt die Production und den Reichthum des Landes und drängt die Sklavenarbeit nach und nach nach dem Norden zurück.

Die wachsende Stärke des deutschen Elements in Südbrasilien übt den moralisirenden Einfluß aus, den wir oben berührten und dessen Segen Brasilien thatsächlich genießt, so sehr es sich auch gegen die Anerkennung desselben sträubt.

Der Einfluß der deutschen Arbeit öffnet dem Süden Brasiliens und hauptsächlich der Provinz Rio Grande neue Gesichtskreise, denn sie zieht die bisher hauptsächlich Viehzucht treibende Bevölkerung zum Ackerbau hin, das heißt sie schafft dieselbe um vom Hirtenvolk zum ackerbautreibenden Volk, und öffnet ihr so den Weg zur höchsten Culturentwickelung, deren Basis stets der Landbau, deren Krone aber die solide Blüthe der Industrie, des Handels, der Wissenschaften und der Künste ist.

Porto Alegre bildet nun den Mittelpunkt dieser Entwickelung; es ist nicht nur die größte und reichste Stadt der Südprovinzen, sondern ihre vorzügliche Lage, durch die sie einerseits die Lagôa dos Patos, andererseits das mächtige Flußsystem des Guahyba bis zur Serra Geral hin beherrscht, wird sie einst zum Knotenpunkte des Verkehrswesens und des Handels von ganz Südbrasilien machen, wenn die Eisenbahn uns einerseits mit Santa Catharina und Paraná, andererseits mit Montevideo in Verbindung gesetzt haben wird.

Ihrer hohen Aufgabe angemessen ist auch die Entwickelung der blühenden Stadt gewesen, die heute noch keine 100 Jahre zählt, denn noch leben Menschen, die da, wo heute Porto Alegre steht, das Fischerdorf „Porto dos Casaes“ und Rio Grande als Hauptstadt, ja als einzige Stadt der Provinz gekannt haben.

Daß die schnelle Entwickelung Porto Alegres zum großen Theile auch dem belebenden Einflusse der anliegenden deutschen Colonien zu danken ist, brauchen wir nicht zu wiederholen; ihnen dankt sein Handel die Blüthe, in der er sich befindet; ihnen dankt die Stadt ihren Reichthum und ihre Entwickelung.

Der Großhandel ist hier in deutschen Händen; Handwerk und Gewerbe sind hauptsächlich durch Deutsche vertreten, sowie der Ackerbau ebenfalls auf dem deutschen Elemente beruht.

Es ist deshalb doppelt interessant für uns Deutsche, einen Ueberblick über die Entwickelung und den Fortschritt dieser Stadt zu gewinnen, an deren Hebung die Deutschen so viel mit gearbeitet haben und die in der Zukunft des germanischen Elementes in Südbrasilien eine so bedeutende Rolle spielen wird. — Die „Deutsche Zeitung“ zu Porto Alegre, welcher wir diese Notizen entlehnen, giebt nun folgende Zusammenstellung über die verschiedenen Gewerbszweige:

Die Stadt Porto Alegre zählt gegenwärtig folgende Geschäfte: 79 Schlachtereien; 22 Schneiderwerkstätten; 19 Krämerläden; Engrosgeschäfte, die mit Stoffen handeln 17; mit Victualien 67; mit Kalk 1; mit Möbeln 1; 1 Waffenschmiederei; 2 Bankgeschäfte; 10 Kaffeehäuser; 6 Apotheken; 4 Kesselschmiede; 8 Büreaus von Gerichtsschreibern und Notaren; 1 Handlung mit importirtem Schuhzeug; 5 Feuerwerkläden; 1 Möbelgeschäft; 2 Auctionsgeschäfte; 3 Miethpferdeställe; 6 Matratzenmacher; 1 Conditorei; 7 Barbiere; 5 Zimmerleute; 2 Zahnärzte; 7 Waarendeposita; 2 Droguenhandlungen; 3 Buchbinder; 12 Advokatenbüreaus; 10 Handelsbüreaus; 6 Procuratoren; 10 Hutfabriken; 8 Cigarrenfabriken; 1 Sattelfabrik; 5 Lichtfabriken; 1 Glanzlederfabrik; 1 Oelfabrik; 1 Mattenfabrik; 1 Essigfabrik; 15 Schmiede; 9 Blechschmiede; 10 Gasthäuser; 1 Seilergeschäft; 2 Lederhandlungen; 44 Zeugläden; 15 Eisenwaarenhandlungen; 1 Blumengeschäft; 1 Instrumentenhandlung; 1 Buchhandlung; 3 Porzellanhandlungen; 2 Spielwaarenhandlungen; 9 Silberschmiede; 2 Papierhandlungen; 2 Parfümeriegeschäfte; 3 Handlungen mit fertigen Herrenkleidern; 2 Glashandlungen; 33 Tischlereien; 6 Töpfereien und Ziegeleien; 24 Bäckereien; 4 photographische Ateliers; 2 Zuckersiedereien; 5 Uhrmacher; 33 Schuhmacher; 2 Posamentirer; 1 Maler-Atelier; 171 Vendas (Victualiengeschäfte en Detail); 6 Holzpantoffelfabriken; 2 Wagenbauer; 1 Dampfsägemühle; 7 Böttcher; 3 Drechsler; 3 Buchdruckereien; 1 Glaser.

Das sind im Ganzen 794 Geschäftshäuser, was gewiß ein Zeichen schneller Entwickelung für Porto Alegre ist, wenn wir bedenken, daß die Stadt nach allgemeiner Annahme höchstens 20,000 Einwohner hat.

Leider sind unter diesen Geschäften einige Branchen vertreten, die zum Wohle des Landes wenig beitragen; wir meinen hiermit hauptsächlich die Unmasse von Vendas, die fast ausschließlich in Händen von Portugiesen sind, und dem Lande effectiv sowohl in ökonomischer wie in moralischer Beziehung Schaden bringen, da ihre Besitzer nur darauf ausgehen, so schnell wie möglich ein Paar Contos de Reis zusammenzuscharren, um damit sodann nach Portugal zurückzukehren, wodurch sie nicht nur dem Lande ein starkes Capital entziehen, sondern auch, da Vielen von ihnen alle Mittel recht sind, um schnell zu etwas Vermögen zu kommen, die schon an und für sich verderbte Classe der Sklaven gänzlich demoralisiren und zu allerhand Verbrechen verleiten.

So ist die zahlreiche Existenz solcher Kleinläden (Vendas) ein wahrer ökonomischer Krebsschaden des Landes, und unter diesem Gesichtspunkte kann man das ehemals in den Kammern empfohlene seltsame Project der Nationalisirung des Kleinhandels fast verzeihlich finden.

Unter den oben angegebenen Geschäften giebt es circa 200 deutsche, 300 brasilianische und 250 portugiesische.

Wie man sieht blühen Handel und Gewerbe in Porto Alegre, und wenn einst moderne Verbindungsmittel in genügendem Maßstabe vorhanden sein werden, wird die „Perle des Guahyba“ gewiß den Knotenpunkt des Handels und Verkehres von ganz Südbrasilien und mithin auch des hiesigen kräftig emporstrebenden Deutschthumes bilden.

Die Einwanderung von Nordamerikanern nach Brasilien ist im Anwachsen. Die Fanatiker, welche in dem Yankee-Rumpfcongresse zu Washington die Mehrheit bilden und gegen die zehn Südstaaten eine Tyrannei ausüben, dergleichen die Geschichte nicht oft gesehen hat, treiben eine Menge unternehmender Leute ins Ausland. Viele Familien aus den Südstaaten haben sich schon jetzt in der brasilianischen Provinz San Paulo niedergelassen, und die Regierung zu Rio hat schon mehr als 600,000 Milreis verausgabt, um die Staatsländereien vermessen zu lassen, auf den sich die Tausende von Nordamerikanern, welche man erwartet, niederlassen werden. Am 19. März brachte ein Dampfer 220 solcher Ansiedler nach Rio Janeiro und für die folgende Woche war wieder die Ankunft von mehr als 400 angemeldet. Bei Cananea haben die Amerikaner schon einige Dampfsägemühlen im Gange.

Australien. Wir haben nach mehrmonatlicher Unterbrechung wieder eine Nummer der zu Melbourne erscheinenden „Germania“, der wir einige Mittheilungen entlehnen.

Der Handel von Melbourne hat eine geradezu kolossale Ausdehnung gewonnen. Im Laufe des Jahres 1866 beliefen sich die Einfuhren auf den Geldwerth von 13,589,300 Pf. St., die Ausfuhren auf 11,496,778 Pf. St. Das ist also eine Handelsbewegung von mehr als 25,000,000 Pf. St. oder ungefähr 170,000,000 Thaler, und bemerkenswerth ist bei den Einfuhren, daß die von Wein, Spirituosen und Bier geringer sind als früher; ein großer Theil des Bedarfes wird durch einheimische Production gedeckt, der Weinbau ist bekanntlich sehr fortgeschritten. Wir ersehen aus der „Germania“, daß ein Herr Bruhn zu Sandhurst von seinen 5 bis 9 Jahr alten Rebstöcken folgende Sorten Weine liefert: Shepherd Riesling, Tockayer, Hochheimer, weißen Pineau, schwarzen Muskat, Chasselas Riesling, Cabinet Sauvignan, Pedro Ximenes, Schiras, Carignan, weißen Hermitage, Burgunder, Mataro und Frontignac. Er hat nun auch die Verdeilhoreben aus Adelaide nach Victoria verpflanzt.

An Sonnenschein ist freilich kein Mangel. Die „Germania“ schildert die Weihnachts- und Neujahrsbelustigungen, klagt aber, daß die Hitze sehr groß gewesen sei. Wir glauben das gern, denn sie meldet an einer andern Stelle: „Der 12. Januar war in diesem Sommer der heißeste Tag. Auf dem Melbourner Observatorium zeigte das Thermometer 108° 4′ F. im Schatten, in der Sonne war das Maximum 129° und um 1 Uhr Mittags die Hitze auf dem Erdboden 145°.“ Man klagte natürlich auch über Dürre und eine Menge verheerender Buschfeuer.

Bei einer solchen Temperatur veranstaltete der Melbourner deutsche Turnverein sein „Neujahrspicknick“. „Der Jahreszeit angemessen war der Tag ein schöner, aber die brennenden Sonnenstrahlen wirkten doch etwas erschlaffend auf alle lebenden Wesen in der Natur.“ Die australischen Deutschen erklärten an jenem Tage feierlich, daß sie den theuren deutschen drei Farben Schwarzrothgold treu bleiben und niemals eine andere Farbe als die deutsche anerkennen würden. Schwarzweiß und Schwarzgelb wollen sie weder sein noch werden.

In einem Weizenfelde bei Heathcote wurde am Weihnachtstage eine Weizenähre ausgezogen, die genau 450 Körner enthielt.

Aus Ironback im Bendigodistricte sind im December etwa 200 Chinesen größtentheils nach der Westküste von Neuseeland abgegangen, von wo sie durch ihre Landsleute günstige Nachrichten erhalten hatten. Die Chinesenstadt zu Ironback, welche vor einigen Jahren an 1000 Einwohner zählte, hat nun deren nur noch etwa 300, die zu nicht geringem Theile Spieler und Diebe sind.

In Südaustralien hat die Regierung verfügt, daß bis auf Weiteres keine Einwanderer mehr auf Staatskosten nach der Colonie befördert werden sollen. — Sie hatte vor Monaten den Major Warburton ausgeschickt, um die Gegend im Westen der Colonie zu erforschen; es war ihm aber unmöglich, vorzudringen, weil seit langer Zeit kein Regen gefallen und kein Futter für die Pferde zu finden war, deshalb kehrte er unverrichteter Dinge zurück.

Am 30. December fanden in der Umgebung der Black Springs zwischen 6½ und 8 Uhr Abends nicht weniger als 13 Erdstöße statt, in der Richtung von Osten nach Westen. Es war ein Geräusch, als ob ein schwer beladener Wagen über eine Brücke fahre. Schon am 26. December hatte man zwei leichtere Erdstöße verspürt. Allemal folgten auf jene 15 Erdstöße auch Windstöße.

Adelaide hatte auch keinen Mangel an Hitze. Sie stieg am 12. Januar auf 113° im Schatten.

Aus Neusüdwales, wie so oft, Nachrichten über Dürre. In Sydney war Wasser so spärlich vorhanden, daß die Behörden alle Wasserröhren um 7 Uhr Abends sperren ließen. Auch Nachrichten über Buschklepper fehlen nicht. „Clarke's Räuberbande ist so lästig geworden, daß die Behörden eine Prämie von 5000 Pf. St. für Einbringung derselben ausgeschrieben haben.“

Sehr ergiebig sind die erst 1865 in Angriff genommenen Kupfergruben von Currawang.

In der Provinz Queensland hat man in der Gegend von Port Bowen Kupfererz, Schwefelkies und Gold gefunden; der Anbau von Kaffee und Zucker ist im Zunehmen. — In der Colonie ereignen sich manchmal seltsame Auftritte, dahin gehört folgender, der aus Wangaratta gemeldet wird. Am Sonntag Abend den 28. October hielt der Geistliche C. Booth Gottesdienst in seiner Kirche. Er hatte soeben die Kanzel bestiegen und den Gesang bestimmt, welcher von der Versammlung gesungen werden sollte, als ein kleiner Hund, zwischen der Kanzel und den Sitzen herumlaufend, bemerkt wurde. Ein Mädchen, jedoch nicht Eigenthümerin des Hundes, suchte ihn aus der Kirche zu entfernen, indem sie ihn mit Mühe ergriff; das Thier hatte sich dabei in ihre Kleidung verwickelt, weshalb es wieder auf die Füße gesetzt werden mußte, um loszukommen. Als dies Booth sah, verließ er die Kanzel und, auf Händen und Knien zwischen den Sitzen kriechend, ergriff er den Hund und trug ihn der Kirchthür zu. Ein Herr Evans trat herbei und erbot sich, dem ehrwürdigen Herrn die Mühe zu ersparen. Booth gab Herrn Evans die Vorderbeine des Hundes, hielt jedoch die Hinterbeine und zerbrach dieselben mit aller Kraftanstrengung, worauf er das verstümmelte Thier in Herrn Evans Händen ließ und zur Kanzel zurückkehrte, um seine Predigt zu halten. Diese Scheußlichkeit hatte zur Folge, daß Viele die Kirche augenblicklich verließen, und es ist zu verwundern, daß solches nicht die ganze Versammlung gethan hat.

Zur Statistik von Neuseeland. Zu Ende des vorigen Jahres ist der Censusbericht für 1864 erschienen. Die Bevölkerung europäischer Abkunft, ohne Soldaten und deren Familien (zusammen 11,973 Köpfe), betrug 1864 in der Nacht auf den 1. December 172,158 Seelen; davon 106,580 männlich und 65,578 weiblich. Auf die Districte vertheilt ergaben sich für Auckland 42,132 Seelen; Taranaki 4374; Wellington 14,987; Hawke's Bay 3770; Nelson 11,910; Marlborough 5519; Canterbury 32,276; Otago 49,019; Southland 8085 und Chatam Islands 86. Seit 1861 hatte die Volksmenge um 75 Procent zugenommen; von 1856 bis 1861 um 67 Procent. Sie stieg in 13 Jahren von 26,707 Köpfen in 1851 auf 172,158 in 1864. — Die eingeborene Bevölkerung, die Maoris, an deren Vertilgung die Colonisten mit so unbarmherzigem Eifer arbeiten, betrug nur noch 55,336 Köpfe; doch hat sich 1865 und 1866 in Folge des blutigen Krieges ihre Zahl noch beträchtlich vermindert. — Im ganzen Lande befanden sich, außer 6742 Zelten in den Golddistrieten, 37,996 Häuser, 15,598 mehr als im Jahre 1861. Von je 100 Köpfen waren 34 Engländer, 18 Schotten, 12 aus Irland, 24 in der Colonie geboren, die übrigen Ausländer aus allen Welttheilen. — Wie die Golderzeugung auf den Handel gewirkt hat, ergiebt sich daraus, daß die Einfuhren 1864 den Werth von 7,000,655 Pf. St. betrugen, die Exporte 3,401,667. Davon kamen auf Wolle 1,070,997 Pf. St. Der Viehstand war von Jahr zu Jahr rasch angewachsen und betrug 49,409 Pferde, 249,760 Häupter Rindvieh und 4,937,273 Schafe, deren 1851 nur erst 233,043 auf den Inseln vorhanden waren.

Aus nordamerikanischen Zeitungen.

Die Ortschaft Grondequoit muß eine sehr angenehme Stadt sein. Neulich verließen zwei siebenzehnjährige Burschen das elterliche Haus. Der eine besaß ein Pistol und der andere eine Flinte. Die hoffnungsvollen Yankeejünglinge hatten sich das Wort gegeben, den ersten besten Mann, der ihnen in den Weg komme, todtzuschießen. Gesagt gethan. Als ein Herr Kraft ihnen begegnete, sprangen sie von hinten auf seinen Schlitten und jagten ihm zwei Kugeln durch den Kopf. So lautete ihre eigene Aussage. In der That: „the Yankee boys have a good deal of pluck!“

Das Stimmrecht der Frauen wurde 1866 in der Legislatur des Staates Maine beantragt und fand warme Fürsprecher; der Antrag wurde mit einer nur geringen Mehrheit verworfen. Jetzt, 1867, will der Staat Kansas den Frauen dieses Recht zubilligen. Die beiden Abtheilungen der Legislatur haben in diesem Sinn entschieden und nun soll die Bestätigung einer allgemeinen Volksabstimmung anheimgegeben werden. Es ist ganz billig, daß man gebildeten Frauen Rechte nicht vorenthält, welche

der Yankeeradicalismus dem ungebildetsten Neger zugesprochen hat. Nun bekommen aber auch die Negerinnen, die ja auch „Frauen“ sind, das Stimmrecht, und das nennt man „progress and civilization.“

Die Sterblichkeit in Neuyork ist entsetzlich. Amtlichen Berichten der Gesundheitscommission zufolge sind 1866 gestorben 21,206, oder von je 1000 Köpfen 34. Der Arzt Dr. Harris bemerkt, daß je das dritte Kind sterbe bevor es ein Jahr erreicht habe. Er klagt darüber, daß die Stadt mit jedem Jahre ungesunder werde und spricht sich scharf darüber aus, daß die Bauspeculanten auch gar nichts thun, um in den „Tenementhäusern“ für Luft und Licht zu sorgen. Diese entsetzlichen Wohngebäude sind ein wahres Elend; in ihnen hausen manchmal 30, 50 und bis 100 Familien. Solcher Tenementhäuser zählt die Stadt etwa 16,000, und in denselben wohnen etwa 600,000 Personen, also reichlich 70 Procent der Gesammtbevölkerung. Außerdem finden etwa 16,000 Personen ihr Unterkommen in Kellerwohnungen, in welche weder Luft noch Licht dringt. „Neuyork wird immer mehr zu einem ungesunden, aufgetriebenen Wasserkopfe.“

Das Repräsentantenhaus des Staates Ohio hat einen „weißen“ Entschluß gefaßt. Der Ultraradicalismus drang darauf, in der Staatsverfassung die Stellen zu streichen, vermöge deren Wahlrecht ꝛc. den weißen Bürgern zuerkannt wird, selbstverständlich und stillschweigend also die Neger ausgeschlossen bleiben. Das Haus hatte den gesunden Menschenverstand, darauf nicht einzugehen und verwarf den Antrag. Aehnliches ist von der obwohl in der Mehrzahl radical-republikanischen Assembly des Staates Neuyork geschehen. Es soll demnächst eine Convention gewählt werden, um über Verfassungsänderungen zu berathen. Zu diesem Behufe muß das Volk Delegaten ernennen. Als nun der Antrag gestellt wurde, auch den Negern das Stimmrecht zur Wahl der Delegaten zu ertheilen, sprach sich das Haus dagegen aus. — An solchen Beispielen sieht man recht klar, wie wahnwitzig und tyrannisch der nördliche Rumpfcongreß zu Washington verfährt. Er will den von ihm militairisch geknebelten und völlig geknechteten Südstaaten mit Gewalt den Zwang auferlegen, daß eine Million Neger volle politische Gleichberechtigung mit den Weißen haben sollen, während im Norden zwei radical-republikanische Legislaturen den Antrag auf Ertheilung des Stimmrechts rundweg verwerfen.

„In Illinois werden die Mörder fortan gute Tage haben. Der Staat hat die Todesstrafe abgeschafft. Darin liegt natürlich eine Prämie für die Ausübung der Lynchjustiz. Das Volk wird thun, was die Gerichte unterlassen.“

Die Schaubühne bei den Mormonen in Great Salt Lake City. Man kann nicht sagen, daß die Mormonen finstere Heilige seien; sie lieben vielmehr Scherz und Lustbarkeiten. Inmitten der Wüstenei, von welcher sie einen Theil in einen blühenden Garten umgewandelt haben, fehlt auch ein Theater nicht. Ein Herr Hepworth Dixon, welcher ein Buch über „Neu-Amerika“ geschrieben, bemerkt, daß bei den Mormonen das Theater früher fertig geworden sei, als das große Tabernakel; freilich soll das letztere ein so gewaltiger Tempel werden, wie man ihn zuvor niemals gesehen. Der Prophet und Seher Brigham Young hat nun in der That ernsthafte Anstrengungen gemacht, das Theater als eine „Bildungsanstalt“ hinzustellen; es soll mehr sein als eine Belustigungsanstalt. Das Gebäude ist einfach, im Innern hell und luftig, ohne Logen, deren nur zwei vorhanden sind, eine an jeder Seite des Prosceniums. Im Parterre sind die Sitze durchaus bequem. An jedem Spielabende kann man die Bischöfe und Aeltesten der Kirche im Theater sehen; sie kommen mit ihren Frauen und Kindern und klatschen in die Hände, was das Zeug nur halten will. In der Mitte des Parterres hat Brigham Young seinen Schaukelstuhl; dort ist er rings von den übrigen „Heiligen“ umgeben. Wenn er aber in seiner Prosceniumsloge Platz nimmt, bleibt dieser Stuhl doch nicht leer; dann sitzt statt des Propheten eine seiner Frauen dort, z. B. Eliza die Dichterin, die blasse Harriet oder Amelia die Prächtige. Neben diesem Stuhle befinden sich die Bänke der angesehensten Heiligen, als da sind Heber Kimball, der oberste Rath, d. h. Minister; Daniel Wells, zweiter Minister und General; Georg A. Smith, Apostel und Geschichtsschreiber der Kirche; Georg G. Cannon, Apostel; Eduard Hunter, präsidirender Bischof; Stenhouse, Redacteur des „Daily Telegraph“ und außerdem noch andere kleinere Lichter.

Eine Seitenloge hat Brigham Young für sich behalten, die andere ist für die jungen Damen, welche Rollen zu spielen haben; sie gehen dorthin, wenn sie Pausen haben. Brigham Young will, wie gesagt, eine Musterbühne herstellen und wird vom Oberregisseur Hiram Clawson redlich unterstützt. Alles ist sauber und das Publicum benimmt sich im höchsten Grade anständig; unsittliche Weibsbilder, Taschendiebe, zerlumpte Jungen und Mädchen, wie man sie vor oder in den Theatern zu London oder Neuyork findet, sind unbekannt. Die Mormonen trinken nie Branntwein, rauchen selten Taback, essen aber gern Pfirsiche, auch im Theater. Das Theater beginnt um 8 Uhr, ist um 10 Uhr zu Ende und am andern Morgen 6 Uhr geht man wieder an die Arbeit. In dem Garderobesaale hat jede einzelne Dame ihr besonderes Ankleidezimmer. Young hat die Reform der Bühne bei den Darstellern begonnen, und seine eigenen Töchter, wie jene anderer angesehenen Mormonen, sind Schauspielerinnen; Actricen vom Handwerk kennt man nicht und Unsittlichkeiten und Scandale, die anderwärts an den Theatern nicht fehlen, sind durchaus unbekannt. Hepworth Dixon sah drei der Prophetentöchter auf der Bühne, Alice, Emily und Zina. Alice ist eine der Frauen des Regisseurs Clawson; Miß Adams und Miß Alexander sind vortreffliche Talente. — Brigham Young hat ganz das Aussehen eines Engländers aus dem wohlhabenden Mittelstande einer Provinzialstadt; er kleidet sich einfach aber sehr sauber und dasselbe thun seine Frauen. Die Mormoninnen sind nie mit Putz und Modetand überladen. Dixon erfuhr aus Young's Munde, daß derselbe 48 lebendige Kinder habe, von denen mehrere verheirathet sind. Manche sind sehr hübsch, insbesondere Emily. „Elder Clawson macht ihr den Hof und die Flamme scheint gegenseitig zu sein. So wird es wohl nicht fehlen, daß Emily dem Manne ihrer Schwester Alice angesiegelt wird. Ich führte Frau Alice Clawson zu Tische, und nie ist mir eine Frau vorgekommen, die munterer, aufgeweckter und netter im Gespräch gewesen wäre. Während die Angloamerikanerin von ihrem Manne stets als Herr Jones, Herr Smith ꝛc. spricht, nennt die Mormonin ihren Mann beim Vornamen.“

Vancouver-Island, die britische Insel vor der Küste von Nordwestamerika, ist nun mit dem gegenüber auf dem Festlande liegenden Britisch Columbia vereinigt worden. Hauptstadt der Colonie ist New-Westminster. Britisch Columbia ist nun auch der Conföderation der „Canadian Dominion“ beigetreten.

Madagaskar. Diese „Perle des indischen Oceans“ ist nun definitiv dem Weltverkehr eröffnet worden. Am 27. Juni 1865 haben die Königinnen von England und Madagaskar einen Friedens-, Freundschafts- und, was allemal die Hauptsache ist, Handelsvertrag abgeschlossen, dessen Ratificationen am 5. Juli 1866 in der Hauptstadt Antananarivo ausgewechselt worden sind. Ihm zufolge können britische Unterthanen Häuser und Grundeigenthum auf Madagaskar besitzen, mit ihren Handelswaaren in allen Besitzungen der Königin ungehindert reisen, und nur drei Provinzen sind ihnen bis auf Weiteres noch nicht eröffnet worden. Der Verkündigung der christlichen Religion steht kein Hinderniß im Wege, britische Unterthanen können Kirchen bauen; sie haben dabei Anspruch auf Schutz der Königin und Ihrer Majestät Minister, sollen auch nicht verfolgt werden und man wird sich in ihre Angelegenheiten nicht einmischen; die Königin empfängt einen britischen Agenten in ihrer Hauptstadt und ein madagassischer Diplomat kann nach seinem Belieben sich auf der Insel Mauritius oder in London accreditiren lassen.

Ueber die Goldlager am Amur theilt der „Sibirische Bote“ Folgendes mit: Die Erlaubniß, durch welche die Privat-Goldindustrie am Amur gestattet wurde, gelangte im Herbst 1865 an Ort und Stelle. Der Herbst und Winter verhinderten keineswegs die Nachforschungen, und zum Sommer 1866 waren bereits mehrere bedeutende Entdeckungen in der Gegend am obern Amur gemacht. Die nach Goldgehalt und Ausdehnung bedeutendsten Lager befinden sich an den Zuflüssen des Oldoi, welcher sich bei der Staniza Sswerbejewa in den Amur ergießt, und des in die Seja mündenden Urkan. Außerdem sind auch

noch an der Uruga, einem Nebenflusse des Amur, Lager aufgefunden worden. Gegenwärtig hat sich die Zahl der Partien, welche am Amur nach Gold suchen, noch vermehrt, und es sind neue Entdeckungen zu erwarten. Die reichsten Lager sind von den Partien der Herren Benardaki, Kapschin, Ikonnisow und Ssolowjew entdeckt worden; die entlegensten sind 100 Werst vom Amur entfernt. Obgleich die Lager von ziemlich vortheilhaften Bedingungen umgeben sind, ist bei der Entfernung des Landes doch kaum anzunehmen, daß die Hauptarbeiten vor dem Sommer 1868 beginnen werden.

Die Kohlenminen im Lande der donischen Kosacken sind bereits seit Peter dem Großen bekannt. Als man diesem die ersten Stücke Steinkohlen zeigte, sagte er: „Dieses Material wird, wenn auch nicht uns, so doch unseren Nachkommen sehr nützlich sein." Lange wollte jedoch der Betrieb keinen Aufschwung nehmen, und erst 1770 erbot sich der Kosack Owuchschennow, 3000 Pud Kohlen nach Taganrog zu stellen. Mit der Einrichtung des Hüttenbetriebes in Lugan, zu Ende des verflossenen Jahrhunderts, begannen ernstere Nachforschungen. Von 1837 bis 1839 ließ A. N. Demidow geologische Untersuchungen anstellen. Bis 1840 erstreckte sich jedoch die Kohlenausbeute auf nicht mehr als 50,000 Pud jährlich. Seitdem hat sie beständig zugenommen, so daß sie 1864 bereits 5,500,000 Pud betrug. In dem zuletzt genannten Jahre wurde auch die Minenverwaltung am Don eingerichtet. So sind die Kohlenlager bei Gruschewka (30 Quadratwerst) die ersten in Rußland, wo die Kohlengewinnung bedeutendere Verhältnisse angenommen hat. Außer für den Verbrauch an Ort und Stelle gehen die Kohlen auch noch nach Rostow, Taganrog, den Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres, nach Astrachan und sogar nach dem Syr-Darja. Im Ganzen sind bereits 68½ Mill. Pud Anthracit gewonnen worden; in dem Gebiet, welches den Industriellen auf deren Bitten seit 1864 übergeben worden, sind noch 958½ Mill. Pud enthalten. Außerdem ist ein 16½ Quadratwerst messendes Reservegebiet da, das auch noch 2434 Mill. Pud enthält. Der allgemeine Anthracitvorrath in den Minen von Gruschewka erstreckt sich demnach auf 3392½ Mill. Pud. Die Kosacken beschäftigen sich wenig mit den Minenarbeiten; man braucht dazu Bauern, die aus den Gouvernements Tambow, Tula, Woronesch, Charkow u. s. w. kommen. Dieselben haben einen guten Verdienst, im Durchschnitt täglich 90 Kopeken. Man geht jetzt damit um, eine bleibende Ansiedlung zu gründen, den Leuten unentgeltlich Land zur Hofstelle zu überlassen und ihnen die Rechte der Städtebewohner zu geben.

Das Anwachsen des britischen Ausfuhrhandels bis ins Kolossale ergiebt sich aus folgenden Ziffern; dieselben beziehen sich auf einen je fünfjährigen Durchschnitt. Es kommen auf jedes Jahr der Periode von

Periode	Export.
1826 bis 1830 . . .	35,929,007 Pf. St.
1831 „ 1835 . . .	40,460,755 „
1836 „ 1840 . . .	50,012,994 „
1841 „ 1845 . . .	53,998,146 „
1846 „ 1850 . . .	60,888,522 „
1851 „ 1855 . . .	88,866,434 „
1856 „ 1860 . . .	124,160,913 „
1861 „ 1865 . . .	144,396,440 „

In dem erstgenannten fünfjährigen Zeitraume betrug die Bevölkerung von Großbritannien und Irland gegen 24 Millionen Seelen; im Jahre 1866 war dieselbe auf nahezu 30 Millionen gestiegen; für das letztgenannte Jahr betrugen die Ausfuhren den kolossalen Geldwerth von 188,827,785 Pf. St. oder 23,000,000 mehr als 1865!

Eine untergegangene Stadt am Jaxartes. Die russische „St. Petersburger Zeitung" meldet Folgendes über die Entdeckung derselben: „Die Kirgisen, welche die Lieferung von Ziegeln für das Fort Nr. 1 übernommen hatten, brachten auch prächtige gebrannte Ziegel, an welchen sich noch Cement befand. Der Ingenieuroffizier Besrodnow erfuhr auf Befragen, daß die Kirgisen diese Ziegel fertig in alten Ruinen finden. Eine von dem Commandanten des Forts Nr. 1, Major Jurij, ernannte Commission begab sich an die bezeichnete Stelle und nahm über die wichtigen Entdeckungen einen formellen Act auf. Wir erfahren durch denselben, daß sich 21 Werst unterhalb des Forts auf dem linken Ufer des Syr-Darja eine ganze unterirdische Stadt befindet, welche einst am Ufer des Aralsees stand, später mit Sand und Schlamm bedeckt worden und mit Steppendisteln überwachsen ist. Die Kirgisen haben die Kuppel eines Gebäudes bereits abgetragen und die Ziegel derselben aufgeschichtet. Nach dem Urtheil der Commission hat die Stadt ungefähr 5 Werst im Durchmesser. Welcher Epoche sie angehört, vermochte die Commission noch nicht zu bestimmen; so viel erkannte sie jedoch, daß Millionen von Ziegeln daselbst zu gewinnen wären. Der aufgenommene Act ist sofort dem Generalgouverneur eingesandt worden."

Vulcanische Thätigkeit auf der Insel Kadjack. Dieses Eiland liegt bekanntlich vor der Nordwestküste des russischen Amerika, im Südosten der Halbinsel Aliaschka. Die ganze Region ist vulcanisch. Aus den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg ersehen wir, daß, laut Mittheilungen des Verwalters Pawlow, welcher die Leitung des Kadjacker Comptoirs hat, am 14. März 1866, Nachts 3 Uhr, sich eine völlig undurchdringliche Finsterniß einstellte, welche etwa 15 Minuten anhielt. Während dieser Zeit fiel bei völliger Windstille ein Aschenregen. Außerdem sind Nachrichten von der Insel Afognak, nordöstlich neben Kadjack, und aus der Ansiedelung Kaimaï in der Schelechowstraße auf der Ostküste der Halbinsel Aliaschka eingetroffen. Sie melden, daß Aschenregen und Finsterniß sich nach Norden hin bewegten, und deshalb nimmt man an, daß sie von einem Auswurf eines der südlichen Vulcane auf Aliaschka herrühren. Die Asche lag etwa ¼ Zoll hoch.

In der Nacht zum 25. August 1866 hat in Paulshafen, Kamtschatka, ein ungewöhnlich starkes Erdbeben stattgefunden. Durch dasselbe ist der Landungsplatz auf der Insel Ljessny halb zerstört worden.

Erforschung von Höhlen in Belgien. Bei Furfooz in der Provinz Namur liegen sieben Höhlen. In denselben sind die Thon- und Kieslagen mit Knochen vermischt, die zum Theil ausgestorbenen Thierarten angehören. In einem gelben Thon fand man eckige Kalkblöcke neben Knochen von Thieren, Menschen und allerlei Werkzeugen und Geräthschaften, „die in eine sehr weit entfernte Zeit hinaufreichen." Die Herren Dupont und van Beneden, welche die Höhlen untersuchten, sind der Ansicht, daß diese alten Bewohner Zeitgenossen von Thieren waren, die wir jetzt nur in den Polargegenden oder auf Hochgebirgen antreffen. Die Werkzeuge und Geräthe zeugen von einer Culturstufe, die niedriger ist als jene der Menschen im Steinzeitalter. Spuren einer ähnlichen, sagen wir Civilisation des Knochenzeitalters, finden wir in den südfranzösischen Höhlen, welche von Lartet und Christy untersucht worden sind.

Polyglotte Tractate. Die Engländer, welche nun einmal nicht umhin können, kirchliche Dinge in Alles und Jedes zu mischen, haben in Paris einen großen Saal gemiethet, um während der Industrieausstellung Predigten in verschiedenen Sprachen „zu evangelistischen Zwecken" halten zu lassen; auch sollen „christliche Conferenzen" abgehalten werden. Auch die Vertheilung von Tractaten soll ins Große betrieben werden; ein polyglottes Tractätlein ist zu solchem Behufe in vier Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch und Spanisch, gedruckt worden. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die Londoner „Monatliche Tractatengesellschaft" im Jahre 1866 nicht weniger als 457,839 Tractate „vorzugsweise an die höheren und mittleren Classen" in allen Erdtheilen hat vertheilen lassen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Aus Tremeaux' Reisen im östlichen Sudan.

II.

Am Blauen Nil. — In Roseres. — Das Fasoglo. — Der Baobab als Elephant des Pflanzenreichs. — Dum- und Delebpalme. — Sklavenjagden und Sklavenhandel. — Bestandtheile und Verwaltung des ägyptischen Sudan. — Die ethnologischen Verhältnisse in der obern Nilregion.

Die Herrschaft der Aegypter reicht im östlichen Sudan nach Süden hin bis in das Land Fasoglo, fast hinab bis zum zehnten Grade nördlicher Breite. Dorthin wollte Tremeaux und bis Fasoglo hinauf ist auch der Strom für Barken fahrbar. Er durchzog also die Landschaft Sennar, wo der weiße Mensch sich niemals wird bewurzeln können; die klimatischen Verhältnisse sind für ihn zu ungünstig und er ist dort einem ausländischen Gewächse vergleichbar. Er stirbt eben hinweg; unvermischt kann er sich nicht erhalten, und die Geschöpfe, welche er mit eingeborenen Frauen zeugt, sind eben keine Weiße mehr. Die Behauptung, „daß die Natur ihn dort in einen Neger umwandle“, ist platterdings falsch und ganz widersinnig; sie steht etwa auf gleicher Linie mit der Annahme, daß „die Natur einen sudanischen Neger in Mittel- oder Nordeuropa, oder überhaupt irgendwo, in einen weißen Menschen“ umwandeln könne. In Sennar begegnen sich zwei scharf von einander getrennte Menschenracen, aber Boden und Klima sind nur für die dunkelfarbige geeignet.

Im Blauen Strome findet man Krokodile in Menge, und jeder Reisende erlebt in Bezug auf diese gefräßigen Amphibien irgend ein Abenteuer. El Timsa, el Timsa, das Krokodil! ist ein Ruf, welchen die Matrosen oftmals erheben, und sie schreien dann auch gleich nach einer Flinte. Ein Schwarzer war durch Unachtsamkeit vom Boot ins Wasser gefallen; sofort kam ein Ungeheuer, schnappte nach ihm und zog ihn in die Tiefe, wo es ihm ein Bein abriß. Als geschossen wurde, ließ es den Verstümmelten los, den man auf die Barke zog.

Bald nachher schrie ein Mann: El Baggare el Bahar, d. h. die Wasserkuh; er hatte einen Hippopotamus gesehen. Die Jagd auf diese Thiere ist oftmals beschrieben worden; wir gehen darauf nicht näher ein, wollen aber doch angeben, daß man diesen Leviathan des Stromes im Blauen Flusse auf eine eigenthümliche Weise fängt. Das Thier steigt nach Einbruch der Dunkelheit ans Land, um zu grasen und geht dabei allemal hin und zurück auf demselben von ihm ausgetretenen Pfade. Einige Jäger stellen sich in der Nähe desselben auf; sie haben mehrere Lanzen mit angelähnlichen Widerhaken, und an denselben ist vermittelst eines acht bis zehn Ellen langen Seiles ein großes hölzernes Kreuz befestigt. Andere Jäger erschrecken das Thier, indem sie schreien, trommeln oder Fackeln schwingen. Das Nilpferd eilt nun an den Fluß zurück, doch ehe es in denselben hinab gelangt, wirft ihm ein Jäger die Lanze in den Leib und läßt dieselbe los. Das Thier schleppt sie mit sich und dann auch das hölzerne Kreuz. Je rascher es sich bewegt, um so tiefer dringt, eben durch den Widerstand des Holzes, das im Wasser gezogen wird, das Eisen ein. Das Kreuz schwimmt an der langen Leine natürlich stets auf der Oberfläche, und so weiß man immer, an welcher Stelle unter dem Wasser der Hippopotamus sich befindet. Bei Nacht verliert man ihn allerdings aus den Augen, doch wird er jedesmal nach Tagesanbruch wieder aufgefunden. Er ist durch den Blutverlust abgemattet, auch hat er in jener Nacht nicht auf die Weide gehen können und so steigt er, erschöpft wie er ist, ans Ufer, um dort zu verenden, denn er muß Athem holen und kann deshalb nicht lange unter Wasser bleiben.

Am 10. März legte die Barke oberhalb Hedabat (— auf Kiepert's Karte Hedebat —) an. Abends kamen Elephanten ans Ufer, spielten, spritzten aus den Rüsseln einander Wasser zu und waren guter Dinge. Gleichzeitig machte sich ein starker Moschusgeruch bemerkbar, der von den Krokodilen herrührte.

Einige Tage später war Tremeaux in Roseres, an der Grenze des Negerlandes. Er schildert die Waldvegetation als wahrhaft grandios; Menschen und Thiere nehmen sich den Baumriesen gegenüber wie winzige Insecten aus. Die Baobabs haben dort einen kolossalen Umfang, bis zu mehr als sechszig Fuß. Dazu kommen große Bäume aus der Fucusfamilie, Tamarinden und Sterculien, welche dem Baobab ein prächtiges Relief geben.

In diesen Regionen sind die Jahreszeiten nicht von der Sonne abhängig, sondern sie werden durch die Regenzeit und die trockenen Monate bedingt. Während ihrer Bewegung nach Norden bewölkt sich der Himmel, die Sommerregen treten ein, geben dem Boden Feuchtigkeit und es ist Frühling. Den „Winter“ bildet die heiße Zeit, in der keine Wolke zu sehen ist; dann verlieren viele Bäume ihre Blätter, aber das Vegetationsleben stirbt darum doch nicht ab und manche Bäume bleiben grün. —

Man hat den Baobab als den Elephanten des Pflanzenreichs bezeichnet. Bei Roseres steht einer von 26 Meter Umfang. Wir wollen hier bemerken, daß die Flora der Regionen des Blauen Nils einen vortrefflichen Beobachter und Darsteller an Dr. Robert Hartmann gefunden hat. Wir haben aus der Feder dieses Gelehrten früher einige Vegetationsskizzen aus Sennar im „Globus“ mitgetheilt; hier wollen wir auf seine „Naturgeschichtlich-medicinischen Skizzen der Nilländer“ (Berlin 1865) verweisen, in welcher er einen Abriß der Pflanzenwelt giebt (S. 160 ff.).

Wir haben Tremeaux' Beschreibung des Baobab vor

Urwald im Fasoglo. Baobab-Bäume.

uns liegen, beachten sie aber weiter nicht, weil jene des Grafen d'Escayrac (Le désert et le Soudan, Paris 1853; deutsch: Leipzig 1855) viel besser ist. „Während, sagt d'Escayrac, die Dattelpalme für das Symbol der Oasen gelten kann und als Hauptbaum der regenlosen Gegenden erscheint, gilt mir der Baobab für das wahre Sinnbild des Sudan im Allgemeinen und insbesondere jener Zone, in welcher Sommerregen fallen. Man muß diesen Giganten des tropischen Pflanzenwuchses gesehen haben, um sich einen Begriff von ihm machen zu können; man glaubt zu träumen, wenn man ihn erblickt. Er gehört zu den Malvaceen und bildet das Geschlecht Adansonia (— die Araber nennen ihn El Hamrah —). Bei den Deutschen heißt er Affenbrotbaum. Adanson, der diese nach ihm benannte Adansonia digitata zuerst beschrieben, maß am Senegal einen Baum von 30 englischen Fuß Durchmesser, und schätzte dessen Alter auf mindestens 5500 Jahre. Ich (d'Escayrac) habe einen Baobab zu Melbes unweit von El Obeïd in Kordofan gemessen, von dem man mir viel sprach. Er hatte 15 Faden, jeden zu 5 Fuß 6 Zoll, im Umfange; dieser mochte somit $82^1/_2$ Fuß betragen; im Durchmesser hielt er etwa 26 Fuß.

In einer Höhe von 20 bis 25 Fuß endet der Stamm; dann laufen wagerecht drei, vier oder fünf ungeheure Aeste von ihm aus, die sich gegen die Erde hinneigen und derselben bis auf 10 Fuß sich nähern. Nun streben sie wieder empor und senden ihrer ganzen Länge nach eine große Anzahl starker Verzweigungen aus, die fast allesammt ihre Richtung nach oben nehmen. Das Holz ist so zart und schwammig, daß schon bei nicht sehr starkem Winde die Zweige in Bewegung gerathen, und zwar viel stärker als jene der hundertjährigen Eichen in unseren Wäldern. Die Rinde ist dünn und der Stamm glatt. Die sehr entwickelten, der Oberfläche nahe liegenden Wurzeln erstrecken sich bis in eine weite Entfernung und gewähren dem Reisenden schattige Sitzbänke. Sobald das Individuum ein gewisses Wachsthum erreicht hat, fängt der Gipfel des Stammes auf der Stelle, wo die großen Aeste sich abzweigen, zu verderben an, er geht an, wird von oben nach unten mehr oder weniger hohl. Aber die Rindenlage bleibt gesund und lebendig, schreitet in ihrer Entwickelung fort und dasselbe ist mit den Zweigen der Fall, welche durch sie ununterbrochen aus den Wurzeln die zur Nahrung erforderlichen Säfte erhalten. Der hohle Raum in der Mitte des Stammes füllt sich während der Regenzeit mit Wasser, das gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist und sich so gut hält, als wäre es in einem verschlossenen Becken. Der Baobab ist dann eine vegetabilische Cisterne, die von den Nomaden oder den Bewohnern des nächsten Dorfes benutzt wird; sie verkaufen das Wasser an die Reisenden, und derartige Wasserplätze sind im Sudan keineswegs selten. Die Araber in Kordofan klettern auf den Baum, füllen das Wasser aus demselben in lederne Eimer und lassen diese von oben hinab. In Congo bohrt man, einem portugiesischen Berichte zufolge, den Stamm an, läßt so viel Wasser herauslaufen, als man eben nöthig hat, und verstopft das Loch für die Röhre wieder. Die Portugiesen nennen deshalb den Affenbrotbaum Imbondeiro. Auf solche Weise kann freilich der erste Beste, welcher zum Baume kommt, sich Wasser verschaffen, und vielleicht aus diesem Grunde wird in Ostafrika das Anbohren unterlassen. Am Senegal wohnen manchmal Leute in dem Baobab, oder stellen Fetischbilder hinein, halten darin Berathungen, und manchmal werden auch Leichen darin begraben. — Das fingerförmige (daher digitata) Blatt hat Aehnlichkeit mit dem unserer Roßkastanie und erscheint für den gewaltigen Baum verhältnißmäßig klein. Der Baum trägt keine beträchtliche Laubmenge. Die von einer grünen Hülle umgebene Frucht ist länglich rund, mehr als einen Fuß lang und enthält Kerne, die mit einem weißlichen Brei umgeben sind; zur Zeit der Reife wird dieser hart und zerbrechlich. Die Frucht hat einen scharfen Geschmack, ist adstringirend und wird auch als Heilmittel verwandt; sie schmeckt zugleich zuckerig und scharf und man kann sie zur Bereitung von Limonade benutzen. —

Im Fasoglo und in den waldigen Niederungen Sennars tritt die Dûmpalme häufig auf. Diese Hyphaene thebaica hat einen vielfach, zuweilen 14 bis 16 Mal getheilten Stamm; bei Roseres bildet sie einen dichten Wald und erstreckt sich weit bis Centralafrika hinein, bis in die Gegend des Aequators. Ein weit schönerer Baum ist der schon mehrfach erwähnte Delêb oder Dhulêb, der in Afrika vom 4. bis 13. Grad nördlicher Breite vorkommt. Der Name dieser Palme ist Borassus Aethiopum; sie hat einen 40 bis 50 Fuß hohen Stamm und riesige Fächerblätter. Wir verweisen in Bezug anderer Charakterpflanzen auf Hartmann's Werk und wollen hier nur des Sidr erwähnen. Dieser Zizyphus Spina Christi, ein Strauch von unregelmäßigem Wuchs, hat ruthenförmige Dornzweige, die für den Menschen eine wahre Plage werden können. Es hält sehr schwer, einen Dorn, der sich einmal in der Haut angesetzt hat, zu entfernen, denn er haftet fest wie eine Harpune, und wenn man nicht sehr vorsichtig beim Herausziehen ist, packen noch neue Dornen. —

Am 12. März übernachtete Tremeaux mit seiner Karawane im Dorf Hasasa, südlich von Roseres; das Wetter war herrlich und man mochte nicht unter Zelten schlafen. Am folgenden Tage wurden die ersten Berghöhen des Sudan im Süden sichtbar. Der Weg führte ununterbrochen durch Wald, in welchem man nur bei den Dörfern Lichtungen findet. Die Gegend ist eine leicht gewellte Ebene von großer Ausdehnung.

In diesem Walde ereignete sich ein Vorfall, der kennzeichnend für das türkisch-ägyptische Wesen und Treiben ist. Der Führer war unschlüssig, welche Richtung er einschlagen solle; er überlegte eine Weile, welcher von den verschiedenen Waldpfaden der Karawane wohl die wenigsten Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Darüber ergrimmte der türkische Oberst Jussuf; er fuhr den schwarzen Mann hart an und dieser wurde darüber verlegen. Da gab ihm der Türke ein Zeichen, sich auf die Erde zu legen. Zwei Soldaten rissen ihn nieder, der Oberst setzte ihm den rechten Fuß auf den Nacken und ließ ihn auspeitschen. Das war nun allerdings ein echt türkisches Mittel, den rechten Weg ausfindig zu machen.

Die Reise auf dem Rücken eines Kameels in jenen dornigen Wäldern ist unangenehm und beschwerlich. Alle Kleidungsstücke werden zu Lappen und Fetzen. Niemand denkt daran, Wege zu bahnen, und doch ist man hier auf der Verkehrsstraße zwischen den Provinzen Sennar und Fasoglo. Sie ist eben nur ein vielfach gekrümmter Pfad, der jeden Baum und jeden Strauch umgeht, denn es wäre ja zu viel verlangt, dergleichen hinwegzuräumen. Manchmal trifft man auf tiefe Schluchten und ausgetrocknete Regenbetten mit steilen Uferwänden; dann muß man auf- oder abwärts ziehen, um für die Kameele eine praktikable Stelle zu finden. Uebrigens sind die Wälder im Fasoglo nicht so üppig, wie die weiter oben beschriebenen, wenigstens an den Stellen, welche von der Straße berührt werden. Diese zieht meistens durch hohes, trockenes und zum Theil steiniges Gelände; den eigentlichen Prachtwuchs findet man in den fetten Niederungen.

Nach dem obern Blauen Nil hin, im Sennar, und dann noch mehr im Fasoglo treten einzelne Berge auf, gleichsam

Im Wald am Blauen Nil in Sennar.

als Vorposten der sudanesischen Gebirgskette; so im Westen die Granitberge Muil und Sakadi; weiter nach Süden hin der Gule, Buk und Kokur; näher am Flusse der Kerebin, Akadi, Lengassan, Kilgu und die Tabygruppe. Die meisten waren vor nur einem Menschenalter noch von Negern bewohnt, jetzt aber sind viele ganz verödet, weil die ägyptische Regierung die Schwarzen überfiel, um sie in die Sklaverei abzuführen. Schon 1821 wurden der Kokur und der Akadi in Folge von Verrath unterworfen; die Dörfer der Ebene konnten ohnehin den Feuerwaffen keinen Widerstand entgegensetzen, aber in vielen ließen sich selbst die Frauen lieber tödten, als daß sie den Menschenräubern gefolgt wären.

In diesen endlosen Wäldern des Fasoglo begegnete (1849) dem Reisenden eine Sklavenkarawane. Sie wurde von ägyptischen Reitern geführt und von diesen nebst einer Anzahl von Fußsoldaten bewacht; jene ritten theils auf Kameelen, theils auf Eseln. Den Schwarzen hatte man eine hölzerne Gabel um den Hals gelegt und Manchem auch die Hände an derselben befestigt; an der Gabel befand sich ein Seil, das vom Sattel des Reiters auslief, und so mußte der an dasselbe gebundene Mensch mit dem Thiere Schritt halten. Da wo der Pfad eng war, ritzten und rissen ihn die Dornen und das Blut rann an Armen und Beinen herab. So gingen Menschen mit Menschen um.

Jene Schwarzen waren kürzlich in Kery eingefangen worden und sollten nach Aegypten transportirt werden; sie hatten also noch etwa 300 deutsche Meilen zurückzulegen! Die Gabel wird ihnen erst abgenommen, wenn man sie in die offene Wüste getrieben hat; dort haben sie zum Entfliehen keine

Mißhandlung eines Schwarzen.

Gelegenheit mehr. Hinter dem Zuge, welcher von Soldaten geführt und überwacht wurde, kam ein anderer, der aus Weibern und Kindern bestand und von Dschellabs (Kaufleuten) überwacht wurde. Diese Unglücklichen konnten sich freier bewegen; manche saßen sogar auf Kameelen. Aber wie viele oder wie wenige werden ihr Endziel erreicht haben? —

Auf Andringen der europäischen Mächte hat die ägyptische Regierung den Sklavenraub und den Sklavenhandel verbieten müssen; derselbe geht aber nach wie vor im Schwange, obwohl er nicht mehr so großartige Dimensionen hat wie früher. Wir wissen aus Samuel Baker's Schilderungen, wie er noch vor ein paar Jahren am obern Weißen Nil betrieben wurde; es ist eben schwer, in jenen Wildnissen eine strenge Controle zu üben, und wenn sich auch die ägyptische Regierung zu einer solchen versteht, so ist sie doch immer eine halb und halb widerwillige. Es wird lange dauern, ehe dem abscheulichen Sklavenraube gesteuert werden kann.

Derselbe war und ist noch in ein förmliches System gebracht. Tremeaux macht darüber viele sentimentale Redensarten, die überflüssig sind, wo die Barbarei selber so laut spricht. Wir lassen sie deshalb bei Seite und geben lieber einige Notizen aus dem Werke des Grafen d'Escayrac, der als Augenzeuge und gründlicher Kenner spricht.

Der Sklavenhandel der Muselmänner im östlichen Sudan hat zwei verschiedene Quellen: erstens die Ghazwas oder große Jagden, welche von einer ganzen Heeresabtheilung veranstaltet werden; zweitens die Jagd im Kleinen. Diese wird von einzelnen Arabern betrieben, welche im Lande der Schwarzen Weiber und Kinder rauben. Diese Züge bringen allemal nur wenige Sklaven in den Handel,

Sklaventransport im Fasoglo.

da sie aber tagtäglich und auf der ganzen sehr ausgedehnten Strecke der Grenzlande vorkommen, so liefern sie zusammengenommen gewiß alljährlich eben so viele Sklaven, wie die großen Raubzüge. Es wäre unbillig, die mohammedanische Religion für diese Verbrechen verantwortlich zu machen; jeder Kenner des Islam weiß, daß sie vom Standpunkte desselben verwerflich erscheinen, aber er ist leider nicht einflußreich genug, dieselben zu verhindern. Die Anstifter der Negerjagden kümmern sich gar nicht um das Gesetz. Es kommt vor, daß sie auch mohammedanische Neger rauben, wenn die Jagd auf Heiden eben nicht ergiebig genug ausfällt. Der vielgerühmte Mehemed Ali ließ Sklavenjagden im größten Stil ausführen. Alljährlich rüstete er am obern Nil, in Sennar und in Kordofan nach allen Regeln der Kriegskunst Expeditionen aus, welche nach Verlauf einiger Monate zurückkehrten und dann Tausende von Schwarzen vor sich hertrieben. Allmälig wuchs die Zahl dieser Sklaven so massenhaft an, daß ein beträchtlicher Theil unverkäuflich blieb. Aus diesen überschüssigen Leuten bildete er Regimenter, die er aber schlecht bekleidete und eben so schlecht beköstigte. So geschah es, daß sie in Menge von Krankheiten hinweggerafft wurden. Bei solchen Ghazwas donnerte das Geschütz viel, tödtete aber nur wenige Leute, denn die Waare mußte geschont werden, und jede Kugel, welche traf, verringerte den Profit; die Hauptsache war ja, Menschen zu fangen.

„Der ägyptische Feldherr ließ die Berge, auf welchen die Dörfer der Schwarzen liegen, umzingeln und nach und nach immer enger einschließen. Dann donnerten die Kanonen, die Flinten knallten, und die Neger wurden eingeschüchtert. Falls sie Gegenwehr leisteten, wurde mit dem Bayonnet Sturm gelaufen. Zuweilen flüchteten sie in Höhlen, in denen sie Vorräthe von Lebensmitteln zu bergen pflegen, und weigerten sich hartnäckig, ans Tageslicht zu kommen. Dann ließ der ägyptische Offizier einen Sack mit feingestoßenem rothen Pfeffer (Scheteta) hineinwerfen und einige Schüsse in denselben hineinfeuern. Das reichte hin, um die von dem beißenden Pfeffer gequälten Menschen willfährig zu machen. Nach einem so ruhmreichen Siege wurden die Sklaven gezählt und in die Register eingeschrieben; ein geschickter Arzt behandelte die Kranken und alle erhielten reichlich gute Speisen. Auch wurde ihnen einige Ruhe gegönnt, damit sie sich erholen und für die weite Reise stärken könnten. Etliche Paare ließ man im Dorfe, damit Nachzucht erfolge und Stoff für spätere Ghazwas nicht mangele. Die übrigen wurden in Gabeln gelegt; mit den Händen mußten sie den Stiel halten, weil dieser ihnen sonst an die Knie schlug und so war an Flucht nicht zu denken. Dann begann die Reise, auf welcher die Karbatsche eine große Rolle spielte. Nachts wurden alle Schwarzen zusammengebunden. Unterwegs unterlagen allemal viele den Beschwerden der Reise und blieben als Leichen liegen." —

Eine einfache Moschee.

Am rechten Ufer des Blauen Flusses liegt Fa Meka, dem auf der andern Seite sich erhebenden Berge Fasoglo gegenüber. Von dort aus wollte Mehemed Ali die Landschaft beherrschen und ließ zu diesem Zwecke Kasernen und einen sogenannten Palast bauen, den aber Tremeaux als ein unbedeutendes Gebäude schildert. Aber die Lage auf einer Terrasse ist gut gewählt und die Aussicht auf Strom und

Gebirge sehr gut. Eine Strecke weiter stroman liegt die Grenze Abyssiniens.

* * *

Die Länder, welche man jetzt als den ägyptischen Sudan bezeichnet, sind Kordofan, Sennar, Schendy und Dongola, obwohl die beiden letzteren zu Nubien gehören. Die Eroberungszüge begannen von Seiten Mehmed Ali's im Jahre 1820. Die heutigen Grenzen der ägyptischen Herrschaft werden nach Westen hin von der Wüstenstrecke gebildet, welche das unterworfene Kordofan von dem unabhängigen Dar-Fur scheidet. Am linken Ufer des Weißen Nil reichen sie bis an die Gebirge des Landes Tagale (Takkele oder Tegeli) und bis zu den Bakara-Stämmen. Zwischen dem Weißen und dem Blauen Flusse läuft die Grenze da, wo nach Süden hin die heidnischen Negerstämme beginnen; diese vertheidigen sich, bis jetzt mit Erfolg, auf den Bergen Dinka, Akaro und Taby gegen die Aegypter, welche früher schon einmal weiter nach Süden hin vorgedrungen waren, durch ihre Barbarei aber alles eingeborene Volk so sehr erbitterten, daß sie keine ruhige Stunde mehr hatten und eine beträchtliche Strecke Landes aufgeben mußten. Aehnliches war der Fall südlich vom zehnten Breitengrade, am Weißen Nil, wo die Grenze der ägyptischen Herrschaft bis an den Sobatfluß reichte. Dort war der Widerstand gegen die Menschenräuber ein wahrhaft verzweifelter; sie konnten im Lande selbst keine Lebensmittel erhalten, und diese mußten ihnen alle auf dem Nile zugeführt werden. So räumten sie das Land wieder und müssen sich seitdem mit vereinzelten Razzias begnügen. Auf der Seite nach Abyssinien hin zieht die Grenze in nordöstlicher Richtung bis an den Setit (Atbara), auf dem rechten Ufer desselben geht sie dann nördlich am Lande der Basen oder Kunama hin bis an den Gasch. Am rechten Ufer des letztern ist die Grenze ungewiß; die Aegypter machen zwar Anspruch auf die Länder der Barkas und der Bogos; diese aber gehören ihnen nicht und sind so wenig unterworfen, wie weiter nach dem Meeresgestade hin die Sohos, Habab und Beni Amr*).

Als die Aegypter in jenen Regionen festen Fuß gewonnen hatten, gründeten sie Chartum in dem Winkel, welchen die beiden großen Nilarme bei ihrem Zusammenflusse bilden, und dort war auch der Sitz des Generalstatthalters. Die Stadt hob sich, denn die Handelslage war günstig, und 1848 war die Zahl der Einwohner schon auf ungefähr 30,000 gestiegen. Der Gouverneur war ein Beamter von großem Einfluß und die mißtrauische Politik des Vicekönigs Saïd fand es angemessen, diese Centralgewalt zu beschneiden. Der Sudan wurde administrativ derart eingerichtet, daß fortan vier Gouverneure mit dem Titel Mudir die höchste Gewalt in ihren respectiven Provinzen ausübten und unmittelbar von der Regierung in Kairo abhängig waren. Der Mudir für Kordofan hat seinen Sitz in El Obeïd, jener für Sennar in Chartum, der für Takka in Kassala, der vierte wohnt in Dongola. Die Unterbezirke werden von Kaschefs, Präfecten, verwaltet und mit diesen verkehren in allen amtlichen Beziehungen die Ortsbehörden.

Wir können auf das, was Tremeaux über die ethnologischen Verhältnisse der von ihm durchwanderten Gegenden sagt, gar keinen Werth legen. Was er darüber äußert, ist dürftig und ungenau („Le Tour du Monde", Nr. 351) und sticht unvortheilhaft ab gegen die scharfe Beobachtung und klare Schilderung Robert Hartmann's, welcher die Ethnographie der Nilregionen vortrefflich behandelt hat (S. 209 bis 310). Er giebt die beste und vollständigste Zusammenstellung, welche wir über diesen Gegenstand überhaupt besitzen.

Südlich von Assuan, dem nubischen Nil entlang, wohnen die Berabra (Singuta Berberi); Hautfarbe bronzebraun, ins Chocoladen- und Zimmtbraun spielend, bis zu schwärzlichbraun; Nägel achatbraun; Haar fein, leichtgekräuselt, nicht wollig, Bart schwach; ein wohlgebauter zierlicher Menschenschlag mit sanften, intelligenten Zügen; Haut weich; starke Ausdünstung. Sie sind seßhafte Ackerbauer und wohnen in viereckigen Häusern. Sind heitern Gemüths, mild, gutmüthig, treu und ehrlich, religiös indifferent, alte Ursassen des Landes; nahmen früh das Christenthum an und bildeten das Reich Dongola unter christlichen Königen, welche 1320 den Mohammedanern erlagen. Die Sprache hat, nach Brugsch, verwandtschaftliche Beziehungen zum Altägyptischen. Diesen Nubiern reihen sich die Bewohner der westlich vom ägyptischen und nubischen Nilthale gelegenen libyschen Wüste an, die Temhu der alten Aegypter.

Eine große Völkerfamilie in Nordostafrika besteht aus den hellfarbigen Stämmen, deren Kern das Land Bega (der alten griechischen Inschriften von Axum), das El Bedschah der Araber bildet. Dasselbe umfaßt hauptsächlich die östlich vom Nil liegenden Gebiete der sogenannten arabischen Wüste, vom 26. Grad nördlicher Breite an südwärts, so daß es Buthanah, Dar Schukurieh, Taka und auch das Barka begreift. Sie waren einst dem alten Reiche Meroë unterthan, und im frühern Mittelalter ging aus ihnen der jakobitisch-christliche Staat Aloah hervor, dessen Hauptstadt Sobah am rechten Ufer des Blauen Nil unweit von Chartum lag. Er wurde im funfzehnten Jahrhundert von den Mohammedanern bezwungen und später wurden die Fungi Herren desselben. Die Völker des Bedscha-Typus haben schlanke Glieder, volle aber nicht negerartige Lippen, schlichtes, wenig gekräuseltes Haar; Hautfarbe gelblichbraun, kupferroth und bronzebraun überflogen, zuweilen dunkelbräunlich und in absolutes Schwärzlichbraun übergehend. Haut weich, mit starker Ausdünstung. Gesichtstypus regelmäßig, mit dem Ausdrucke roher Verschmitztheit und oft wilder Tücke „mit dem Charakter wahrer Galgenvögel". Theils seßhaft, theils nomadisch; manche Stämme verzehren geröstete Heuschrecken. Wir nennen einige Hauptstämme: Südlich von Dongola die Schekieh; die Annahme, daß sie eingewanderte Araber seien, ist irrig; ihre Sprache ist ein Mahhasi mit vielen entlehnten arabischen und Bedschawiformen gemischt. Am Nil, nach Süden hin, schließen sich die Arab-Monasir und die Robathat an, die eher Berbern als Bedschah zu sein scheinen; sie sprechen meist arabisch, seltener berberinisch; vermitteln gewissermaßen den ethnischen Uebergang von den Berabra zu den Bedschah. Hautfarbe kupferröthlich, ins Lederbraune spielend.

Die echten Bedschah finden ihre Hauptvertreter im Volke der Bischarin, südwärts vom 23. Grad nördlicher Breite. Wild und treulos, theils Ackerbauer, theils Nomaden; alle sprechen neben einem verderbten Arabisch noch das Bedhawieh, eine äthiopische Sprache, deren Beziehung zu anderen, z. B. dem abyssinischen Geez, noch nicht genügend erforscht worden ist. Der Großscheich wohnt unterm 22. Grad nördlicher Breite am Sotorbagebirge. Hartmann macht vierzehn Stämme der Bischarin namhaft. Auch die Ababde sind ein Bedschahvolk, aber gutmüthig, treu und zuverlässig. Ihr Scheich wohnt in Berber. Die Schukurieh werden irrthümlich für Araber ausgegeben; sie gleichen den Bischarin und nirgends in Ostafrika findet man so viele wüste, wilde Physiognomien, wie bei ihnen und den

*) Eine vortreffliche Uebersicht giebt die Karte über die Nilländer, von Heinrich Kiepert, in dessen neuem Handatlas sie Nr. 34 bildet. (Berlin bei Dietrich Reimer.) Wir begrüßen die neue Auflage dieses meisterhaften Werkes mit aufrichtiger Freude und werden gelegentlich mehr über dieselbe zu sagen haben.

Abu Rôf. Ihr Gebiet erstreckt sich bis zum Atbarah, etwa 17 Grad nördlicher Breite. Ihr Oberscheich wohnt gewöhnlich in Rufa, am Ostufer des Blauen Nils. Zum Bedschahtypus gehören auch noch manche Nomadenstämme im Sennar, namentlich die Abu Rôf oder Rufaï; Hautfarbe hellbronzebraun, röthlichbraun überflogen; kecke Wildheit in den Zügen. Sie sprechen ein mit Fungi, Denka, Bedschah, Berberi und selbst Bertha-Wörtern vermischtes Arabisch. Die westlich vom Weißen Nil umherziehenden Nomadenvölker der Hassanieh, Kababisch (d. h. Schafhirten) und die an beiden Ufern, 11 bis 14 Grad nördlicher Breite, wohnenden Bagara (d. h. Kuhhirten) übergehen wir hier. Sie alle gehören zu den hellfarbigen Stämmen und bilden einen Gegensatz zu den Völkern mit dunkler, schwärzlicher Hautfarbe.

Hartmann bezeichnet diese alle als „Neger", „ureingeborene Afrikaner, mit mehr oder minder dunkelpigmentirter Haut, mit im Allgemeinen dolichokephalern Schädel und prognathern Gesichtstypus, als ihn jene oben angegebenen Bewohner der Nilgebiete aufzuweisen pflegen." Aber diese „nilotischen Neger" zeigen keineswegs durchweg jene charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche den Aethiopen Blumenbach's auszeichnen. Wir finden unter jenen Menschen mit fast europäischen Zügen und dann alle Uebergänge von ihnen zu solchen äquatorialen Schwarzen, welche wir insgemein als eigentliche Träger des negerartigen Racetypus betrachten. Die Neger der Nilgegenden schließen sich durch Vermittelung mehrerer Stämme, z. B. der Nobah, Fundj, Njam njam, Kredj, Kolas ꝛc. physisch unmittelbar an Berbern und Bedschahs. Sprachlich gehören sie durchaus der großen Völkerfamilie des cisäquatorialen Afrika an, deren Grenzen nach Süden noch nicht genau bestimmt sind.

Am zahlreichsten und ausgebreitetsten unter diesen Schwarzen sind die Fungi oder Fundj. Ihr echter Typus kommt schon auf altägyptischen Wandgemälden vor. Von ihnen sind um 1530 die Bedschahvölker im Sennar bezwungen worden, und auf den Trümmern des alten Meroë und von dem oben erwähnten Aloah erhob sich das von Fungikönigen beherrschte Reich Sennar, welches 1822 von den Aegyptern unterjocht wurde. Die gemeinen Fungi vermischten sich mit den bezwungenen Stämmen, während die Vornehmern ihr Blut reiner erhielten. Das Stammland, Dar Berun, zwischen dem 12. und 8. Grad nördlicher Breite, wurde zu einer Art Militaircolonie gemacht. Der echte reine Typus tritt vorzugsweise bei den Fundj-Berun hervor; sie sind kräftig gebaute Leute, aber mit schwachen Waden; Nase leicht gebogen oder gerade, stumpfspitzig, in den Flügeln breit; Lippen fleischig aber nicht wulstig; Gesichtsausdruck mild, intelligent und nicht selten sehr angenehm. Haare starr und gekräuselt, aber nicht wollig, der gekräuselte Bart nur schwach; die Hautfarbe wechselt vom dunkeln Gelblichbraun bis in tiefes bläuliches Schwarz; am häufigsten findet man ein dunkles Schwärzlichbraun; die starkfaltigen Lippen sind bräunlichroth; Haut sammetweich, mit starker Ausdünstung. Leber und Milz sind dunkel wie das Blut; das in den sehr stark entwickelten Venen befindliche ist dick und sehr klebrig. Charakter offen, intelligent und gutmüthig; sie hängen an ihrem Lande und haben einen gewissen Nationalstolz; gegen Fremde sind sie gastfrei und zuvorkommend, und überhaupt heitern Temperamentes. Die Hamnegh, ein Zweigstamm der Berun, wohnen am Ostufer des Blauen Nils bis zur Grenze des Fasoglo. In dieser letztern Landschaft findet man die Bergbewohner (arabisch Dschebalawin); sie sind auch ein Fungistamm und vermitteln den Uebergang zu den Berthat; vielleicht sind sie ein gemischter Stamm. Die Berthat haben die Berggegenden zwischen dem Abay und Tumat inne, haben schon stumpfere Nasen und dickere Lippen, krauseres Haar und tiefschwärzere Farbe als die Fundj. —

Wir sind nicht der Ansicht Hartmann's, daß man die Fundj als Neger bezeichnen und unter diese einreihen dürfe; dazu fehlen ihnen viele charakteristische Merkmale. Die Natur spielt in jenen Gegenden mit anthropologischen Uebergängen und Uebergangsformen sowohl bei den braunen wie bei den schwarzen Menschen, und solch eine Uebergangsform tritt auch bei den Fundj hervor. **A.**

Betrachtungen über Mexico.

Von **Karl Andree.**

IV.

Santa Anna hatte bis 1855 eine Dictatur ausgeübt; er hegte die Absicht, den Verhältnissen eine Wendung zum Monarchischen zu geben. Es war ihm gelungen, den größten Theil des Landes im Zaume zu halten, nur gegen den früher schon erwähnten Gouverneur des Staates Guerrero, den alten Indianer Alvarez, vermochte er nichts. Diesem gelang es, Santa Anna zu stürzen. Er zog mit seinen Horden, vor welchen Mexico zitterte, in die Hauptstadt ein. Der Congreß übertrug dem braunen Halbwilden die höchste Staatswürde, mit der Befugniß, dieselbe seinerseits an einen beliebigen Staatsmann abzutreten. Alvarez ernannte, wie ich schon früher angedeutet, zum provisorischen Präsidenten seinen weißen Freund Comonfort. Dann berieth man ein Jahr lang über die Verfassung, welche wir charakterisirt haben. Die allerradicalsten Leute unter den Puros begriffen endlich, daß man mit ihr platterdings nicht regieren könne, und Comonfort wurde bis auf Weiteres zum Dictator erklärt. Man hatte also nach Verlauf von zwei Jahren wieder eine Dictatur.

Aber sofort brach eine Revolution aus und zwar lediglich, um dieser Dictatur gegenüber eine andere Dictatur einzuführen. Wer das Parteigetriebe in Mexico nicht genauer verfolgt hat, dem wird dergleichen vollkommen sinnlos erscheinen. Santa Anna war hauptsächlich durch die Radicalen gestürzt worden. Nun gehörte Comonfort nicht eigentlich zu denselben, sondern er war ein Mann von gemäßigten Gesinnungen, der gern ausgeglichen und versöhnt hätte. Freilich fehlten alle Elemente, welche eine solche Ausgleichung gewollt hätten. Die Geistlichkeit namentlich und die Santannisten rebellirten gegen ihn; er mußte also nothgedrungen mit den Puros gemeinschaftliche Sache machen. Man confiscirte Kirchengüter, „um der geistlichen Hydra den Kopf

abzuschlagen.“ Aber Comonfort fühlte doch, daß die Puros ihm nicht traueten, seine Lage war unhaltbar. Schon im November 1857 wollte er abtreten und machte dem Führer und Leiter der Radicalen Anträge zur Uebernahme der Dictatur. Dieser Führer war kein anderer Mann, als der Indianer Benito Juarez, welcher von da an bis heute eine einflußreiche Rolle gespielt hat und als Hauptgegner des Kaisers Maximilian dasteht.

Die Reactionaire, d. h. die Anhänger der Geistlichkeit und die Santannisten, verleiteten zwei Generäle, Payno und Zuloaga, zum Eid- und Treubruch gegen Comonfort. Am 16. December 1857 rückte Zuloaga, in der einen Hand den Säbel, in der andern den „Plan von Tacubaya“, in die Hauptstadt ein. Seine Patriotenschaar bestand aus etwa zweitausend barfüßigen Indianern. Er erklärte die Verfassung für abgeschafft; in der Stadt läutete man mit den Glocken, ließ am hellen Tage Raketen steigen, legte Sonntagskleider an und jubelte, für — den Dictator Comonfort, weil man wähnte, derselbe sei mit Zuloaga's Verfahren einverstanden! Dieser machte bekannt, daß nach drei Monaten von dem „Inhaber der öffentlichen Gewalt“ (der aber nicht namhaft gemacht wurde) ein Congreß ausgeschrieben werden solle. Der Hintergedanke war für Santa Anna.

Dieser „Plan“, welcher zu Tacubaya entworfen worden war, täuschte anfangs die Puros. Als sie dann ins Klare über die Tragweite und Bedeutung desselben kamen, erhoben sie sich. Zunächst erklärte sich der wichtige Staat Veracruz für unabhängig, weil er mit der „Gott- und Freiheitsrepublik der Pfaffen“ keine Gemeinschaft haben wolle. Am Weihnachtstage stellte Doblado, Gouverneur von Guanajuato, jenem Plan einen andern Plan (d. h. politisches Programm) entgegen, welchem vier andere Staaten sich anschlossen, und schon im Januar stand das ganze Land in Feuer und Flammen. Juarez war verhaftet worden, Comonfort sah sich betrogen. Nun trat auch er an die Spitze von ein paar Tausend Soldaten und griff in der Hauptstadt die Kasernen und Klöster an, in denen Zuloaga's braune Banden lagen. In ganz Mexico gab es keinerlei Art von Rechtszustand, kein Gesetz und keine Autorität. Der deutsche Kaufmann, dessen ich schon im vorigen Aufsatz erwähnt habe, schrieb 1858: „Diese Zustände sind bodenlos, aber doch nur ein Abbild des ganzen Landes. So arg freilich, wie jetzt, haben wir die Anarchie noch nicht gehabt, und doch weiß die Welt, daß gerade Mexico in derselben das Menschenmögliche zu leisten versteht. Nicht bloß jeder Staat hat seine besondere Revolution gemacht, sein eigenes Pronunciamiento erlassen, sondern jede einzelne Stadt. Das Ganze ist politisch und sittlich gleichsam in Staub aufgelöst.“

Der Januar 1858 war für die Hauptstadt Mexico recht eigentlich der Barricadenmonat einer dreiköpfigen Revolution. Ein paar Tage blieb Alles ruhig, dann aber brach der Sturm los. Juarez war nicht mehr in Haft und verabredete mit seinen Puros eine Erhebung gleichermaßen gegen Zuloaga und gegen Comonfort. Das Nämliche that Zuloaga mit seinen Religionistas und Santannistas gegen Juarez und gegen Comonfort. Puros und Reactionaire zumal riefen das „patriotische Volk“ zu den Waffen. Unter diesem waren insbesondere die 20,000 und mehr Leperos, Aussätzige, zu verstehen, Indianer und Mischlinge der schlimmsten Art, der niedrigste Pöbel der Hauptstadt, an welchen stets die Parteien sich wenden, weil diese Leperos schon mehr als einmal den Ausschlag in den Revolutionen gegeben haben. Ein Theil ging zu den Puros, ein anderer machte gemeinschaftliche Sache mit den Religionisten und die Geistlichkeit vertheilte Geld.

Also drei Männer und drei Parteien kämpften gegen einander: Comonfort, Juarez und Zuloaga. Ueberall wurden Barricaden der einen gegen die anderen aufgeworfen; man führte in der Stadt einen Guerillakrieg, aber weder von einem Angriffs- noch Vertheidigungsplane war eine Spur wahrzunehmen. Alle drei Parteien erklärten das Standrecht und schossen ihre gefangenen Gegner todt. Selbst nach Untergang der Sonne wurde aus den Fenstern und von den Dächern herab gefeuert. Diese Kämpfe dauerten ohne jede Unterbrechung Tag und Nacht vom 5. bis zum 15. Januar. Keine Partei war stark genug, die andere zu besiegen; sie schlossen einen Waffenstillstand, welchen sie jedoch alle sofort wieder brachen. Am 21. Januar endlich blieb Zuloaga Sieger; Comonfort entfloh; Juarez zog sich nach Guanajuato zurück, nachdem er proclamirt hatte, daß ihm allein, als dem Vorsitzenden des höchsten Gerichts, laut Bestimmung der Constitution von 1857, das Anrecht auf die höchste Würde zustehe und lediglich er und kein anderer gesetzlich Präsident sei. Zuloaga seinerseits, welcher im Auftrage der Geistlichkeit die Revolution gemacht, verkündete sofort, daß alle Privilegien des Clerus wieder hergestellt wären.

Inmitten der Revolutionen und Gassenkämpfe zeigte die Bevölkerung der Hauptstadt gar keine Theilnahme für die verschiedenen Parteien. Trotz des Kugelregens waren die Kaffeehäuser geöffnet, die geschützten Ballone und die schattigen Seiten der Straßen mit wohlgekleideten Leuten gefüllt, die kein anderes Interesse zeigten, als das der Furcht oder der Neugier.

Die unglückselige Scheinrepublik zersetzte sich immer mehr, die Zahl der Räuber wuchs an, bewaffnete Banden durchzogen Mexico von den Grenzen Guatemalas bis zu jenen von Texas; manche Strecken wurden verödet. Das ganze Land war ein großer Kampfplatz; in wirrem Wechsel, gerade wie auch heute, siegte bald die eine, bald die andere Partei, eroberte Städte, äscherte einen Theil derselben ein, erpreßte Zwangsanleihen, ermordete Gefangene, manchmal in ganzen Hekatomben, metzelte aber vor allen Dingen die verhaßten Ausländer nieder. Und aus dem grauenvollen Chaos tauchte auch nicht ein einziger Mann auf, welcher dem zerrütteten Lande als Anhaltepunkt auch nur für Hoffnungen hätte erscheinen können; kein Feldherr von Talent, kein Staatsmann mit Schärfe des Blicks oder Energie des Charakters; selbst die Besten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sind auch heute lediglich Mittelgut; „Wetteifer kennt man nur in der Unfähigkeit oder in der Niederträchtigkeit.“

Ich sagte schon, daß beide Parteien gleich sehr verrottet seien. Lasse man sich doch ja nicht dadurch täuschen, daß die eine Partei das Banner der Kirche, die andere die Fahne des Liberalismus vor sich herträgt. Jener liegt nichts an der Religion, die nur ein Aushängeschild für politische Herrschaft und Privilegien ist, und was kümmern sich die wirklichen Puros um die Freiheit? In vielen Gegenden spotten die Vollblutindianer der einen wie der andern und bethätigen ihren Eifer nur dadurch, daß sie überhaupt alle Weißen niederschlagen, deren sie habhaft werden können.

Das Land war schon damals wie heute getheilt. Während in den mittleren Staaten und in der Hauptstadt die Religionistas sich behaupteten, waren die Provinzen an beiden Meeresküsten im Allgemeinen im Besitze der Liberalen, aber Verrath und Ueberlaufen war da wie dort an der Tagesordnung.

Eigentlich wußte nur ein Mann recht, was er wollte, der „General“ Mejia, welcher auf Seiten der Clericalen focht und eben jetzt für eine Hauptstütze des Kaisers gilt. Was kümmerte diesen dunkelbraunen Indianer die Kirche? Er war von ingrimmiger Wuth gegen Alles beseelt, was

„ein weißes Fell“ trug; er konnte sich auf seine indianischen Truppen verlassen und schonte nicht einmal Mischlinge, welche in seine Gewalt fielen. Sie wurden niedergemetzelt, weil Tropfen europäischen Blutes in ihren Adern flossen! Die Regierung hatte keine Mittel, um die Truppen zu bezahlen, die Geistlichkeit gab Geld mit vollen Händen und die Soldaten gingen zu ihr schon deshalb über; ohnehin hatte die radicale Verfassung von 1857 auch die Privilegien des Militairs beseitigt. Kein Raub oder Mord wurde bestraft; „General“ Marquez, derselbe, welcher heute, gleich jenem Mejia, für Maximilian im Felde steht, durfte eine unter dem Schutz und mit Gutheißen der clericalen Regierung abgesandte und durch Regierungstruppen beschützte Silberconducta wegnehmen. Zwar sein jetziger Genosse Miramon, der nun das militairische Factotum der Imperialisten ist, eilte ihm bis Guadalajara nach, um den Raub ihm abzunehmen, aber er that es, um einem Nebenbuhler, welcher nach der ersten Stelle in der clericalen Partei strebte, nicht eine Million Silberthaler zur Verfügung zu lassen.

Ich bin mit der Schilderung der revolutionairen Wirren noch lange nicht zu Ende. Zuloaga behauptete sich fast zwölf Monate lang an der Spitze während eines der wildesten Jahre (1858), die Mexico jemals gehabt hat. Allein in der Hauptstadt fanden während eines so kurzen Zeitraumes nicht weniger als fünf Regierungswechsel statt; denn seitdem jener General mit seinen braunen und gelben Horden eingezogen war und die Rettung der Republik verkündete, blieb die Revolution an der Tagesordnung. Zuloaga dachte eine Zeitlang daran, im gemäßigten Sinne zu verfahren und den Krater zu schließen; aber gegen ihn erhob sich der fanatische Mönch Miranda, welcher ihn der Schwäche anklagte und den Haß gegen alle Fremden mit wahrem Ingrimm predigte. Der Pater ließ in Menge solche Leute einkerkern, die ihm verdächtig erschienen; am ersten Weihnachtstage 1858 sind dann mehr als eintausend solcher „verdächtiger“ Opfer des Mönches freigelassen worden.

Zuloaga wurde von der Nemesis ereilt; er war Verräther an Comonfort geworden, welchem er Freundschaft geheuchelt; jetzt erklärte sich sein „Freund“ Echeagaray gegen ihn und proclamirte sich zum Präsidenten. Aber in Mexico will Jedermann Präsident sein, und deshalb erhob sich gegen Echeagaray dessen „Freund“ General Robles, so daß Mexico binnen zwölf Monaten nicht weniger als fünf Präsidenten zählte: Comonfort, Juarez, Zuloaga, Echeagaray und Robles. Doch das halbe Dutzend mußte voll werden. Eine Junta, welche zusammengetreten war, um dem Lande ein Oberhaupt zu geben, hatte nicht weniger als sieben Candidaten ins Auge gefaßt, aber General Miramon, der von nun an in den Vordergrund tritt, machte die Berathungen überflüssig.

Die Dinge verliefen in höchst pikanter Weise und sind kennzeichnend für Mexico, sobald man die Einzelnheiten ins Auge faßt. Es war ein seltsames, durch einander geflochtenes Netz von Ränken, Bübereien und Verrath, ein Gewirr, das anderswo in solcher Weise unmöglich wäre, aber in einem so buntscheckigen, zerrütteten und durch und durch aufgewühlten Lande weiter nichts Auffallendes hat. Denn wer hätte da noch Sinn für Ehre und Ehrgefühl, Anstand, Rechtschaffenheit und Pflicht?

Jener Echeagaray war eine Hauptstütze der Clericalen; er hatte im Staate Veracruz einige Siege über die Radicalen erfochten. Das war genug, ihn in seinen eigenen Augen zum Herrscher zu qualificiren. Statt jene Vortheile zu verfolgen, ließ er den Feinden freien Spielraum und zog auf eigene Faust gegen die Hauptstadt. Unweit derselben liegt die Ortschaft Ayutla (— nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt in Guerrero, in welcher 1855 ein „Plan“ entworfen wurde, der zum Sturze Santa Anna's führte —). Dort entwarf er am 20. December 1858 seinen „Plan“, für welchen seine braunen Banden sich aussprechen mußten. Aber die Soldaten in der Hauptstadt erklärten sich gegen ihn; in ihren öffentlichen Berathungen sprachen sie es rundweg aus, daß das neue Pronunciamiento ihnen keinen Piaster einbringen werde; aber es sei möglich, daß Vortheile heraussprängen, wenn General Robles Präsident werde. Dieser berief in aller Eile etwa anderthalb hundert Leute zusammen, die als „Notable des Landes“ bezeichnet wurden und die oben erwähnte Junta bildeten. Aber Miramon, über den ich weiter unten reden werde, hatte soeben den radicalen General Degollado aufs Haupt geschlagen. Als er Kunde von jenen Berathungen erhielt, sprengte er in aller Eile mit einer verwegenen Reiterschaar nach Mexico und sprach sich ohne Weiteres dahin aus, daß ihm die Präsidentschaft gebühre. Die beiden Nebenbuhler waren im Handumdrehen zu einem überwundenen Standpunkte geworden.

Wer mit den Verhältnissen nicht näher bekannt ist, könnte meinen, daß ich Menschen und Dinge in Mexico mit zu dunkelen Farben male. Aber die Thatsachen reden laut genug. Und wie schilderte jener Echeagaray in seinem „Plane von Ayutla“ die Zustände? Ich lasse ihn selber reden; ein Verräther spricht, aber er ist Mexicaner und kennt sein Land.

„Unsere unglückliche Republik bietet der civilisirten Welt seit 37 Jahren das klägliche Schauspiel schamloser Unsittlichkeit dar. Wir haben tyrannische Parteien, welche sich die Gewalt anmaßen; wir haben unaufhörlichen Bürgerkrieg, in welchem kein Quartier mehr gegeben wird. Ueberall im Lande fließen Blut und Thränen. Die Folgen dieses brudermörderischen Kampfes sind leicht vorauszusehen; Leidenschaften, Haß und wilde Verzweiflung haben den höchsten Grad erreicht; Niemand ist duldsam, Jedermann ist ausschließlich. Die Parteien wetteifern mit einander in Uebertreibung der Principien, und machen sich, nach Blut dürstend, die Willkürherrschaft streitig. Aber keine ist stark genug, die andere zu unterjochen; beide mühen sich in gleicher Impotenz ab, und so ist nicht ein Schatten von Aussicht vorhanden, daß eine so grauenvolle und beklagenswerthe Anarchie, ein so scheußlicher und niederträchtiger Vandalismus aufhören werde, bis völlige Abmattung und Ohnmacht eintritt, die sich dann fremder Einmischung und einem Protectorate zur Beute preisgegeben sieht. Das Volk sieht sich völlig zu Grunde gerichtet und schreiet nach Ruhe und Frieden; diese erscheinen aber unmöglich, so lange die Parteien so bleiben wie sie sind. Es ist unmöglich, eine neue gute Regierung zu begründen, wenn dieselbe mit Hinrichtungen und Verbannungen beginnt und wenn die eine Hälfte des mexicanischen Volkes die andere in den Kerker sperren will.“

Alles was hier Echeagaray sagt, ist schreckliche Wahrheit; es liegt darin nicht die mindeste Uebertreibung, es ist ein Gemälde der Wirklichkeit. Aber freilich war er nicht der Mann, den Dingen eine Wendung zum Bessern zu geben. „Das Volk,“ so heißt es im Plane von Ayutla weiter, „verabscheut Zwang und Zügellosigkeit und verlangt gemäßigte Freiheit. Diese aber kann nicht anders gewonnen werden, als wenn die rechtschaffenen Männer aller Parteien gemeinsam auf denselben Zweck hinarbeiten. Vor einem Jahre verschwand die gefährliche Regierung Comonfort's, aber seitdem ist noch gar nichts organisirt worden. Wir sahen in dieser ganzen Zeit nur Brand und Mord; alle Städte wurden ausgeplündert; unbedeutende Personen ohne alle Geltung haben sich an

die Spitze von Räuberschaaren gestellt und Alles zu Grunde gerichtet. Der Staatsschatz war freilich allezeit erschöpft, aber jetzt ist er geradezu bettelhaft; er kann die Bedürfnisse der Verwaltung nicht befriedigen. Allerdings hat er dann und wann zu Wucherzinsen kleine Summen aufgeborgt, dabei haben aber nur die Speculanten gewonnen. Der gesunde Verstand des Volkes (!?) verdammt die stupiden Theorien der einen wie der andern Partei. Einerseits verkennt man, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben, andererseits trägt man unserer Eigenthümlichkeit und dem Charakter der Mexicaner keine Rechnung. Eine gemäßigte Partei muß ans Ruder kommen; deshalb veröffentliche ich diesen Plan, für dessen Durchführung ich auf die Entschlossenheit und den tapfern Muth der unter meinem Befehle stehenden Truppen und die Vaterlandsliebe aller verständigen Männer zählen kann. Ich lade sie ein, zur Gründung einer solchen Regierung mitzuwirken. Ich will dem Jammer ein Ende machen, enthalte mich aber aller hochtönenden Versprechungen, denn man hat alle Erwartungen so oftmals getäuscht gesehen, daß jeder Mexicaner vollkommen im Recht ist, wenn er Alles in Zweifel zieht, sich gar keiner Hoffnung hingiebt, sondern nur den Thaten glaubt."

Wenn diese Worte ehrlich gemeint waren, so zeugten sie wie von richtiger Auffassung der äußeren Verhältnisse, so auch vom guten Willen, aber der Mann vergaß, daß das „Volk" und die „rechtschaffenen Männer" fehlten. Er schloß seinen „Plan" mit der Ankündigung, daß er in die Hauptstadt einrücken, eine Nationalversammlung einberufen und bis zur Verkündigung der Verfassung an der Spitze der Republik bleiben werde!

Als die Nachricht von Echeagaray's Erhebung und Plan in der Hauptstadt bekannt wurde, schloß Zuloaga die Thüren seines Palastes und die „Nation" erklärte, daß man ihn absetzen müsse. Gutwillig wollte er nicht gehen, er ließ eine pomphafte Ansprache an seine „tapferen und unüberwindlichen Krieger" drucken. Leider konnten dieselben nicht lesen und verstanden auch nur zum geringsten Theile Spanisch; die Offiziere dienten als Dolmetscher. Allgemeiner Jubel und Erklärung, daß Echeagaray's Plan von Ayutla hochverrätherisch sei. Aber am andern Tage kam die Nachricht, daß die wichtige Stadt Puebla de los Angeles sich für denselben erklärt habe und der „Hochverräther" gegen die Hauptstadt anrücke.

Die Geistlichkeit ließ nun ihr Werkzeug Zuloaga fallen; sie veranlaßte dessen „Freund", den General Gual, sich gegen ihn zu „pronunciren", und stellte diesem Verräther eine Anzahl von Mönchen und Pfarrgeistlichen zur Verfügung. Robles wurde in der Acordadacaserne proclamirt; er stieg zu Pferde und führte seine Banden gegen die Citadelle, welche Zuloaga's Truppen noch inne hatten. Als er blasen, trommeln und vor allen Dingen der Besatzung Geld anbieten ließ, ergab sie sich, ließ ihren General und Präsidenten Zuloaga im Stich und dieser, seines Lebens vor den eigenen Leuten nicht mehr sicher, flüchtete in den Palast des englischen Ministerresidenten, welcher ihm Schutz gewährte. Inzwischen gab Robles die vielen Hunderte von den Mönchen als verdächtig eingesperrten „Patrioten" frei. Dafür erntete er den Haß der Geistlichkeit, die sofort unversöhnlich gegen ihn auftrat. Er aber hob den Belagerungszustand wieder auf und am Abend vor Weihnachten wurden Freudenfeuer auf allen Plätzen abgebrannt.

Am Weihnachtsmorgen hieß es, Echeagaray sei in Puebla von seinen eigenen Soldaten ermordet worden; sie hatten ihn aber nur einige Stunden lang eingesperrt und dann wieder freigelassen. Sie pflogen inzwischen Raths; ein Theil schlug vor, ihm ohne Weiteres Kugeln durch den Kopf zu jagen, ließ sich aber bereden, ihn nicht todtzuschießen, sondern lieber in aller Form als Präsidenten anzuerkennen. Diese Anerkennung währte genau vierundzwanzig Stunden, denn nach Verlauf derselben proclamirten sie den General Robles. Das waren die „patriotischen, achtbaren und rechtschaffenen Krieger", mit denen Echeagaray „dem Jammer hatte ein Ende machen wollen". Sie verlangten, Robles solle Dictator werden, aber auch, daß General Miramon an der höchsten Gewalt theilnehmen müsse. Gleich nachher forderten noch fünf andere Generäle Theil an der höchsten Gewalt. Die schon erwähnte Junta hatte für dieselbe den alten Ränkeschmied Santa Anna, den Sohn des erschossenen Kaisers Iturbide und Miramon im Auge. Zuloaga, Echeagaray und Robles wurden nicht mehr berücksichtigt. Der „Plan" des Letztern war am 24. December von nicht weniger als 42 Generälen unterzeichnet worden, und alle hatten ihm Treue geschworen, aber schon vor dem Neujahrstage hatten sich alle diese tapferen Biedermänner dem aufgehenden Sterne Miramon zugewandt.

Auch gegen diesen war von vornherein die Geistlichkeit mißtrauisch; sie gab dem Indianer, General Mejia, Geld mit vollen Händen, um seinerseits Truppen herbeizuführen und jeden Versuch zur Herstellung einer versöhnlichen Mittelpartei niederzuschlagen.

In solcher Weise wirthschafteten die „Conservativen" unter einander. Aber während diese Dinge sich in Mexico und Puebla begaben, rückten die Radicalen von Veracruz aus, und die Pintos-Indianer unter Alvarez von Guerrero, also von Westen her, gegen die Hauptstadt an. Hier nahm aber, trotz der drohenden Gefahr, die Geistlichkeit Partei, wie schon gesagt, gegen Robles, obwohl derselbe in einem öffentlichen Aufruf an die „patriotische Nation" alle Liberalen als „Banditen" gebrandmarkt hatte. Aber — in Mexico darf nichts auffallen —, trotzdem lud er diese Liberalen ein, an einer constituirenden Junta Theil zu nehmen und sandte Commissaire ab, die in Veracruz, wo Juarez im Namen der radicalen Föderalisten die Gewalt ausübte, unterhandeln sollten. Indeß ein Bandenführer der Puros hob diese „Friedensboten" auf. Während die Conservativen sich unter einander verfolgten, hielten auch die Liberalen nur locker zusammen und waren unter einander sehr uneinig. Die conservative Junta richtete nichts aus. Sie bestand aus 150 Personen und ihre Zusammensetzung ist charakteristisch; in ihr saßen 92 Geistliche und Obersten, 20 Generäle, 37 Advocaten und — ein Kaufmann! Nebenher herrschte Hungersnoth.

Miramon, der auch jetzt so oft genannte, blieb oben auf. Die Geistlichkeit konnte nicht umhin, sich mit ihm in ein gewisses Einvernehmen zu setzen. Die napoleonische Politik hatte sich diesen jungen, kecken Mann zum Werkzeug ausersehen und gründete auf ihn ihre Pläne. Er fand eine Stütze an dem damaligen französischen Ministerresidenten Herrn v. Gabriac, welcher den Clerus für ihn zu stimmen suchte. Von da an gewannen die französischen Pläne, welche heute in so schmachvoller Weise gescheitert sind, eine festere Gestalt. Miramon wurde in jeder Weise ausgezeichnet; die Pariser Blätter, ich erinnere mich dessen sehr genau, mußten ihn für „den Löwen auf der Hochebene Anahuac und für einen würdigen Sohn im Lande Montezumas" erklären. Er sollte behülflich sein, das lateinisch-amerikanische Programm durchzuführen.

Wer war dieser Miramon? Im Anfange der funfziger Jahre zählte man im Gebiete der „Republik" Mexico neunzig und etliche größere Räuberbanden, die kleineren ungerechnet. Diese gewannen eine politische Bedeutung, weil die Räuberhauptleute sich an die Parteiführer ver-

mietheten. Junge, unternehmende Leute finden in Mexico kein leichteres Mittel zum Emporkommen, als wenn sie Räuber werden. Sie bringen eine Schaar von Gesindel zusammen, welches sich als Guerilleros und Patrioten bezeichnet. Während der ewigen Bürgerkriege hat das Handwerk viel von der Anrüchigkeit verloren, mit welcher wir in Europa dasselbe betrachten; die Hauptleute sehen in dem mexicanischen Brigandaccio einen Hebel, um in irgend einer Partei, gleichviel welcher, politisch in die Höhe zu kommen. Nun war Miramon ein junger Lieutenant, der unter den Fahnen Santa Anna's diente. Nachdem dieser Dictator im Sommer 1855 aus Mexico entflohen war, ging Miramon unter die „Guerilleros“ und bekämpfte unter dem Bandenführer Osollos die Liberalen; auf seiner Fahne stand: „Religion und Privilegien!“ Als Zuloaga seinen Plan von Tacubaya aufstellte, trieben diese beiden Bandenführer sich gerade in den Gebirgen des Staates Mexico umher. Sie vermutheten, daß man in der Hauptstadt sie werde verwenden können, zogen dorthin und entschieden mit ihrer Bande in den Straßen den Kampf gegen Comonfort. Osollos wurde zum Oberbefehlshaber der conservativen Armee ernannt, Miramon wurde sein Unterbefehlshaber und als jener starb, oberster General. Er zeichnete sich besonders dadurch aus, daß er namentlich in San Luis Potosi die Häuser der englischen Kaufleute ausplünderte. Des französischen Schutzes sicher, kümmerte er sich nicht darum, daß der britische Ministerresident Mathews protestirte, und was verschlug es ihm, daß er im Londoner Parlament als gemeiner Straßenräuber gebrandmarkt wurde, der auch Zwangsanleihen erpresse, um zu stehlen!

Inzwischen war Juarez von der Regierung der Vereinigten Staaten als gesetzlicher Präsident anerkannt worden; sie unterhielt nur mit ihm diplomatischen Verkehr. Ihr waren die wilden Wirren durchaus genehm; sie sah nicht ohne Behagen, wie Mexico sich immer mehr zerfleischte und abmattete; sie wollte zuwarten, bis eine reifende Frucht ihr in den Schooß falle. Die Radicalen verlangten von ihr Geld, um den Krieg mit mehr Nachdruck führen zu können, und sie forderten dafür den Transit über die Landenge von Tehuantepec. Ich habe schon im ersten Aufsatze über diese Verhältnisse gesprochen. Inzwischen schwankte in Mexico das Kriegsglück hin und her. Juarez machte „im Namen des Vaterlandes“ dem Gegenpräsidenten Miramon Vorschläge zur Ausgleichung; er wollte sogar der Geistlichkeit die alten Privilegien zurückgeben. Aber der Clerus ließ sich auf nichts ein, er wollte die Vernichtung seiner Gegner.

Doch genug. Es kam mir darauf an, nachzuweisen, wie bodenlos zerrüttet die Zustände in Mexico sind, wie in Folge der unheilvollen Blutvermischung, der ethnischen, sittlichen und staatlichen Anarchie, des Mangels an Bildung und Zucht in den Geistern, der Feigheit und der Selbstsucht das Land zu Grunde gerichtet wurde. Jenes „Flibustiervolk der Yankees“, das sich rühmt, von angelsächsischer Abkunft zu sein, das auch zum Theil nicht glücklich gemischt, aber wenn auch zügellos doch thatkräftig ist, — dieses Yankeevolk wird die Ernte einthun, welche ihm entgegenreift. Und es ist der Kaiser der Franzosen gewesen, der ihm so trefflich mit einer zugleich zaghaften und abenteuerlichen Politik in die Hände gearbeitet hat, — einer Politik, welche von der Geschichtschreibung die allerschärffste Beurtheilung erfahren muß.

Ich gehe auf die Wirren, welche nach Miramon's Erhebung folgten, hier nicht weiter ein. Drei europäische Mächte: Spanien, England und Frankreich, intervenirten bewaffnet in Mexico. Die beiden ersteren zogen sich rechtzeitig aus der Schlinge und erklärten, daß ihnen Genugthuung geworden sei; die dritte verwickelte sich und ließ nachher das von ihr improvisirte Kaiserthum im Stiche. Ohnehin hatten die Yankees gedroht. Die Folge der napoleonischen Einmischung ist eine chaotische Anarchie, wie im Jahre 1858 und wie 1853. Darüber nur noch einige Worte, damit der Leser sehe, daß in Mexico sich immer dasselbe wiederholt.

Präsident war Arista, derselbe, von welchem ich angeführt habe, daß er im Congresse schon 1852 hervorgehoben, wie traurig es sei, dem Leichenbegängnisse des Vaterlandes beizuwohnen. Er wurde vom General Uraga gestürzt, rechtmäßiger Nachfolger hätte aber Ceballos sein müssen. Diesen beseitigte derselbe Robles, welcher 1858 wieder auftauchte; er arbeitete mit dem Mönche Miranda daran, den verbannten Santa Anna, der auf St. Thomas den Verlauf der Dinge abwartete, wieder zum Präsidenten zu erheben. Nachdem Robles und der Mönch den Präsidenten Ceballos beseitigt hatten, erhoben sie den General Lombardini zur höchsten Würde, aber nur zum Schein; er wurde sofort beseitigt, als Santa Anna erschien. Dieser hielt sich bis in den August 1855, dann verjagten ihn die Radicalen, welche auch bald wieder unterlagen.

Ich denke, daß die vorstehenden Schilderungen und Thatsachen zeigen können, wie chaotisch die Zustände Mexicos sind. Es ist ein Hexensabbath, der seit nun einem halben Jahrhundert seine Walpurgisorgien feierte, ein geschlossener circulus vitiosus. Wer wüßte Mittel und Wege, um aus demselben einen Ausgang zu finden?

Farmleben am Oranjeflusse.

Schilderungen aus dem Innern der südafrikanischen Capregion von **Dr. Ludwig Hollaender.**

II.

Mit Sonnenaufgang beginnt das Leben auf der Farm. Zugleich mit der Sonne erheben sich die Bewohner von ihren Lagerstätten, die stets und besonders im Sommer von allerhand Ungeziefer wimmeln. Aber weder Flöhe noch Wanzen, weder Ameisen noch Mosquitos sind im Stande, den gesunden Schlaf unserer Freunde zu beeinträchtigen. Da Mann und Frau in vollen Kleidern mit Ausnahme der Schuhe sich zu Bette legen, braucht man wenig Zeit zur Toilette. Schnell sind die Schuhe angezogen und noch schneller hat der Mann seinen Hut, die Frau ihre schwarze Kappe auf das ungekämmte Haupt gesetzt. Eine ein Mal gefüllte Waschschüssel dient der gesammten Bevölkerung, um eben damit Gesicht und Hände naß zu machen, die dann mit einem Lappen, der von Hand zu Hand gereicht wird, abgerieben werden. Der Luxusartikel Seife wird nur bei gewissen festlichen Gelegenheiten gebraucht.

Der ersten Tasse Kaffee folgt ein allgemeines Absingen eines Psalms; die Mutter des Hauses leitet den Chorus, und dann beim Manne eine Pfeife Taback, während die Frau, nachdem sie die für das Frühstück bestimmten Fleischstücke einer Kafferin zum Kochen übergeben hat, sich mit den zwischen die Beine geklemmten Kleidern an das am Fenster stehende Tischchen setzt und in ihren beschaulichen Gedanken und Betrachtungen sich ergeht. Um 9 Uhr folgt die Hauptmahlzeit. Da giebt es gekochtes Schaffleisch, Milch und Brot. Mittags um 1 Uhr Kaffee, und um 5 Uhr Thee. Indessen sind kurz vor Sonnenuntergang die am Morgen auf die Weide gesandten Schafe zurückgekehrt. Jetzt beginnt des Bauers wichtigstes und schwierigstes Geschäft, d. h. jetzt stellt er sich vor den Eingang des Kraals und beginnt die schnell hineinspringenden Schafe zu zählen, eine Arbeit, die außerordentliche Uebung erfordert und nicht so leicht ist, als es Manchem beim ersten Anblick vorkommen dürfte. Zwischen 6 und 7 Uhr ist die letzte Mahlzeit. Da giebt es wieder Schaffleisch, Milch und Brot mit zwei Psalmen und einem zwanzig Minuten lang dauernden Gebet, das der Herr des Hauses höchst salbungsvoll und weinerlich-pathetisch, oft mit eigenthümlichen Gesten extemporirt. Nachdem dies vorüber, erscheint eine Hottentotin mit einer Schüssel warmen Wassers und beginnt der Frau vom Hause die Füße zu waschen, wozu natürlich wieder keine Seife verwendet wird. Die Schüssel wird dann, wie schon am Morgen, mit demselben Wasser herumgereicht zur allgemeinen Fußwäsche für die übrige Familie. Dann aber geht es schnell zu Bett. Mit dem letzten Huhne schläft der letzte Bewohner des Farmhauses, schläft auch der letzte Hund und Ruhe herrscht auf dem ganzen Platze.

So geht es fort, Jahr ein, Jahr aus. Wenn die Kinder 13 Jahre alt werden, beginnt die schreckliche Zeit des Lesen- und Schreibenlernens, die Zeit der herannahenden Confirmation, zu welcher die Kinder besondern Religionsunterricht genießen. Zu diesem Zwecke muß ein gelehrter Schulmeister (Meester) angeschafft werden und in der Regel kommt auch um diese Zeit irgend ein Deserteur von einem englischen Regimente, oder von der ehemaligen deutschen Legion, oder irgend ein verkommener Commis voyageur, oder ein von einem holländischen Schiffe weggelaufener Kellner oder Matrose seines Wegs daher, der die große Aufgabe, Lesen, Schreiben und Religion innerhalb sechs Monaten zu lehren, übernimmt. In neuerer Zeit sind jedoch für derartige Posten besonders die deutschen Legionäre sehr beliebt geworden, nicht weil sie gar zu taktfest in der Bibel sind, denn das versteht sich ja von selbst, sondern weil sie meist einige Uebung im Singen haben, und durch ihre größere Lebhaftigkeit und ihr schlechtes Holländisch der Frau vom Hause, die auch hier wie überall stillschweigend das Scepter führt, besser gefallen, als die aus Holland eingewanderten Jünglinge, deren Phlegma ihnen unangenehm ist und deren Sprache sie mit Mühe und Noth verstehen können. So ein „Meester“ hat natürlich keine Zeugnisse. Wegen Liebe zum Trunk oder zur Faulheit ist er wahrscheinlich von seinem letzten Herrn fortgeschickt worden; aber was thut's, der Mann kann gut lesen, schön schreiben, singt gut, sieht sonst auch wie ein anständiger (vatzoenliker) Mensch aus, denn so erscheint dem Dopper — d. i. der Spottname der altorthodoxen Boers — beim ersten Anblick jeder weiße Mann, zum Unterschied von den Schwarzen, die er nie anders als Schepsel, Geschöpfe, nennt, und so wird jener ohne weitere Umstände angenommen und im Hause untergebracht.

Der „Meester“ weiß aber auch noch andere Dinge, und wenn er gar noch Etwas von Napoleon oder Friedrich dem Großen, Namen, die auch bis in das entlegenste Bauernhaus von Südafrika gedrungen, mittheilen kann, dann ist er ein sehr beliebter und gelehrter Mann, und schon in den nächsten Tagen erzählen sich die benachbarten Farmer staunend und kopfschüttelnd, welch wunderbare Acquisition der Nachbar Abraham oder Jacobus gemacht habe. Und meist weiß sich auch solch ein Schulmeister, den des Lebens wunderbare Wechselfälle in der Regel sehr hart mitgenommen haben, der vielleicht schon in Schleswig-Holstein gefochten, dann in Australien oder Neu-Seeland Gold gegraben hat oder als Matrose auf dem Walfischfang gewesen, in der zwar leichten, aber doch sehr monotonen Arbeit seines neuen Berufes für die kurze Zeit, für die er angenommen worden ist, zu behaupten. Mitunter ist er des Herumstreichens müde, die Tochter des Hauses findet an ihm Gefallen, und so heirathet er, und seine Kinder sehen gerade so aus wie alle anderen Boerkinder, wenn er auch selbst noch im späten Alter stolz auf seine eigene europäische Erziehung ist und in seiner Kleidung, Haltung und Gedankenrichtung immer noch etwas affectirt, was mehr an europäische Sitte und Bildung erinnert.

Sobald die Zeit der Confirmation glücklich vorüber, und der Jüngling als Glied der wahren Kirche angenommen ist, dann denkt er an die Heirath. Er ist allmälig unter Tabackrauchen, Herumreiten und Bibellesen 19 Jahre alt geworden, und besitzt ungefähr 300 Schafe, da er von seiner Geburt an sofort mit Schafen beschenkt wird, die unter der Aufsicht des Vaters oder des ältern Bruders sich alljährlich vermehren. Ferner hat er vier oder sechs Pferde und einige Ochsen. Dies ist genug, um mit der gleichen Anzahl Vieh, die ihm seine zukünftige Frau als Mitgift bringen wird, für sich selbst das Leben zu beginnen. Aber der ersten Liebe süßes Hoffen erregt in ihm kein wehmüthiges Gefühl. Er muß sich eine Frau oft lange auf weiten und beschwerlichen Wegen suchen. Er findet sie nicht auf einem Balle, auf einem Picknick in freier Natur, nicht im Theater und nicht bei freudigem Familienfeste; manche vergebliche Woche muß er die benachbarten Höfe besuchen, ehe er ein ihm zusagendes heirathsfähiges Mädchen gefunden hat. Diese Mühe wird ihm jedoch erleichtert, wenn er eine 15- bis 16jährige Cousine unter seinen Verwandten zählt. In einem solchen Falle ist die Heirath schon lange vorher zwischen den Eltern abgemacht; viele Farmer sind mit irgend einer Verwandten verheirathet. Nichtsdestoweniger hat er auch dann noch gewisse für ihn fürchterliche Formalitäten durchzumachen.

Am Sonnabend Morgen muß der Hottentot das beste Pferd aus dem Felde holen, es bürsten und striegeln, damit es so glänzend wie möglich aussehe. Dann wird es mit ganz neuem Sattelzeug gezäumt; das Satteltuch ist von bunter Farbe, grün oder gelb, und ringsherum mit rothen oder weißen Troddeln besetzt. Das Pferd selbst ist lange vorher gewöhnt, allerhand Sprünge zu machen und stolz mit dem Kopfe zu spielen, d. h. denselben von unten nach oben zu werfen. Wenn Alles in Ordnung, schwingt sich der Jüngling im besten Sonntagsanzuge, die Haare wohlgekämmt und parfümirt, zwar ohne Handschuhe, aber doch mit glanzledernen Stiefeln, die ganz neue Reitpeitsche in der rechten Hand, auf dasselbe und fort geht es im rasenden Galop zum Besuch der Auserkorenen. Glücklich, wenn an demselben Tage kein anderer Jüngling dort seine Aufwartung gemacht hat, glücklicher, wenn keiner noch nach ihm an demselben Tage dort eintrifft. Ist dies der Fall, dann kommt es zu keiner Unterredung oder er muß „still und bewegt“ den entsetzlichen Verdacht unterdrücken, daß ihm der Andere zuvorgekommen sei und die Schöne vor ihm um eine Unterredung unter vier Augen gebeten habe. Ist er jedoch allein, so raucht er stillvergnügt sein Pfeifchen und wartet ruhig ab, bis die Eltern

nachdem das Abendbrot und das allgemeine Fußwaschen vorüber und das Abendgebet mit den obligaten Psalmen beendet ist, sich ins Schlafzimmer zurückziehen. In demselben Augenblick zupft er die Schöne, mit der er vorher nicht ein einziges Wort gewechselt, ja die er kaum verstohlen von der Seite anzublicken gewagt hatte, am Kleide und fragt sie, „ob sie nicht mit ihm zusammen aufbleiben wolle". Das ist Alles, was er spricht. Schweigend mit dem angezündeten Pfeifchen setzt er sich nieder, und schweigend sitzt sie neben ihm. Allmälig, nachdem er lange bald auf seine Stiefel, bald ihr ins Gesicht geblickt hat, und die einsame Talgkerze bereits ziemlich heruntergebrannt ist, ohne auch nur ein einziges Mal geputzt worden zu sein, wird er jedoch wärmer und nachdem er in seine Gesichtszüge durch ein fragendes Lächeln eine liebegrinsende Physiognomie hineingedreht, und die unterdessen ausgerauchte Pfeife an seinem Fuße ausgeklopft hat, rückt er seinen Stuhl dem der Angebeteten näher. Endlich faßt er Muth, endlich faßt er ihr Kleid, faßt er ihre Hand, und endlich spricht er und seinem Munde entströmen die bedeutungsvollen Worte: „Wollen wir nicht unsere Schafe zusammen weiden lassen?" Das ist genug, um der Schönen die intensivste Röthe auf die Wangen zu zaubern. Es sind dies die Worte, auf die sie bereits den ganzen Tag gelauert und die ihr die kundige Mutter vielleicht schon lange vorher vorgesprochen hat. Noch ein Mal muß der Jüngling die große Frage wiederholen, und dann erwiedert sie, wie aus einer Ohnmacht aufwachend, daß der Neef (Neffe), die gewöhnlichste Anrede unter den jungen Leuten, zuerst bei Vater oder Mutter anfragen müßte. Sie haben Beide gesprochen, und ohne Händedruck, ohne Kuß sucht jede Partei ihr Lager auf: das Mädchen im Zimmer der Eltern, der Jüngling auf einer der im Vorzimmer stehenden Bänke, auf die bereits vorher von der sorgsamen Hausfrau ein Federbett und eine wollene Decke gelegt worden war.

Der erste Schritt ist gethan. Vater hat am andern Morgen nichts gegen die am vorigen Abend geschlossene Verlobung einzuwenden. Den Sonntag über verbleibt der glückliche Bräutigam noch bei den Schwiegereltern, singt mit ihnen noch die unausbleiblichen Psalmen, raucht mit seinem Schwiegervater noch ein Pfeifchen, erzählt, wie trocken es auch wieder in diesem Jahre wäre, daß sein Papa wieder den Rheumatismus und seine Mama Schmerzen im Magen und im Kopfe hätte — die ewig wiederkehrenden und täglich besprochenen Krankheiten der Bauern — und sieht sich gegen Abend noch die Schafe seiner Zukünftigen an, die ja jetzt gewissermaßen schon sein eigen sind. Aber zu einer Unterhaltung mit der Braut kommt es nicht mehr. Beide Theile sind zufrieden und glücklich, — was hätten sie miteinander noch zu besprechen! Am Montag Morgen nimmt er unter Grüßen an die Eltern und „die ganze Familie" Abschied, um in die nächste Stadt zu reiten und dort beim Geistlichen wegen des Aufgebots und der Trauung und beim Notar wegen seines Testamentes Rücksprache zu nehmen. Denn das vergißt kein Ehemann und am Tage der Trauung muß ebenso wie das Kirchenbuch auch das gegenseitige Testament unterzeichnet werden.

Kein Mädchen bringt ihrem Manne mehr Kleider oder Wäsche ins Haus, als sie am Leibe trägt; deshalb hat die Mutter keine große Mühe, eine Ausstattung zusammenzustellen. Aber nichtsdestoweniger ist die Besorgung des Hochzeitsstaates, d. h. der Kleidung, in der die Braut in der Kirche zur Trauung erscheinen muß, keine geringe Arbeit. Die schwierige Frage ist nicht die, woher man die zu der feierlichen Handlung nöthigen seidenen Kleider, Hüte u. s. w. kaufen, sondern, woher man sie am billigsten auf andere Weise sich verschaffen solle? Denn was sollte eine Farmersfrau mit einem seidenen Kleide, Brautschleier u. s. w. nach der Hochzeit anfangen? Und doch muß die Braut in Seide gekleidet, so will es die Sitte, vor den Traualtar treten. Der überall erfinderische Geschäftsgeist, der besonders am Cap der guten Hoffnung mitunter wunderbare Blüthen treibt, Geschäftszweige erfindet und Reclame versteht, die einen Daubitz oder Hoff tausendfach beschämen würde, hat auch für solche Fälle Rath geschafft. Förmliche Hochzeitskleider mit allem dazu nöthigen Zubehör werden für Hülfsbedürftige, die darin in das süße Joch der Ehe treten wollen, von gewissen Leuten in jeder Stadt zum Verleihen vorräthig gehalten, die in der Regel nicht wenig Geschmack und geniale Auffassung der gegebenen Verhältnisse entwickeln müssen, um ein solches Kleid der betreffenden Braut passend zu machen. Natürlicher Weise sitzt die Taille nicht stets genau dem Körper an, der mitunter zu lange Rock muß mit Stecknadeln eingeschlagen werden, der Hut ist entweder zu groß oder zu klein und hängt entweder nach vorn oder nach hinten über, vielleicht ist die Mutter oder doch die älteste Schwester schon in demselben Kleide, das man jeden Montag, dem Trauungstage, schleppen sieht, getraut worden, der Schleier ist schon längst vergilbt und der künstliche Myrthenkranz vielleicht gar nicht mehr grün, aber was schadet das Alles! Daß die Kleider passen, ist vollständig Nebensache, aber Seide erfordert die Mode und der Mode ist wenigstens insoweit genügt. Die Dame, welche solche Kleider verleiht, meist eine frühere Putzmacherin, ist jedoch noch in manchen anderen Beziehungen eine sehr nützliche Person für die Braut. Von ihr lernt sie, wie sie ihr Taschentuch und die weißen Glacéhandschuhe, beides besitzt sie jetzt zum ersten Male in ihrem Leben, da es für die Hochzeit gekauft werden muß und nicht verliehen wird, in Händen halten müsse; von ihr erfährt sie, wie sie ihren Arm in den ihres Bräutigams beim Kirchgang legen solle, und von ihr wird sie unterrichtet, wie sie vor dem Geistlichen, wenn er die heiligen Ceremonien verrichtet, zu stehen oder zu knien habe, ohne daß sie das theure seidene Gewand beschmutzt oder ruinirt. Und wirklich sieht man während der feierlichen Handlung es leicht der zitternden Braut an, daß sie mehr an die seidenen Kleider als an die Trauung selber denkt.

Aber nicht allein für die Braut, sondern auch für den Bräutigam ist die Kleiderverleiherin eine höchst wichtige Person. Auch seinen äußern Menschen muß sie elegant mit Hut und Frack, die jedoch schon vor zehn Jahren in London ihre Rolle ausgespielt haben, ausstaffiren. Das ist in seinem Falle noch nicht genug. Sie muß ihm vollständig nicht nur die Anfangsgründe des guten Tones, sondern die ganze Etikette im Benehmen seiner Braut gegenüber beibringen, eine Arbeit, die bei den geringen Ansprüchen, welche gestellt werden, nicht schwierig ist. Doch ist die Kleiderverleiherin nicht allein mit allem Obigen beschäftigt, sondern sie übernimmt auch, da die Eltern wegen unbedeutender Festlichkeiten wie Hochzeiten nie in die Stadt kommen, zu gleicher Zeit Mutter- und Vaterpflichten für den ziemlich guten Preis des Verleihens, der für Braut und Bräutigam in der Regel 2 bis 3 Pfund Sterling (14 bis 20 Thaler) beträgt.

Nun ist das Brautpaar im Hause der Dame und wo möglich noch zusammen in demselben Zimmer hinlänglich costümirt. Dann geht es von dort aus mit ziemlich schnellen Schritten in die Kirche, deren Glocke längst alle die glücklich Erwartenden und Hoffenden eingeladen hat. Meist befinden sich dort bereits die anderen Brautpaare, die ebenfalls in einem andern Hause ausstaffirt worden sind. Alle messen sich mit erstaunten Blicken, denn Alle sehen sich vielleicht zum ersten Male, die Damen im Hut und die Herren im schwarzen Frack mit

weißen Glacéhandschuhen. Aber es ist jetzt keine Zeit, lange Betrachtungen anzustellen. Denn zur bestimmten Minute tritt der Pastor herein. Das erste Gebet ist schnell beendet, Allen zusammen wird das Hochzeitsformular vorgelesen, die Ringe werden gewechselt und der ganze feierliche Actus ist in ungefähr zwanzig Minuten beendigt. Doch da giebt es keine Gratulationen; wie beschämt eilt jedes Paar dem Ausgange der Kirche zu und Arm in Arm, das letzte Mal in ihrem Leben, schreiten die Neuvermählten durch die Straße, angestaunt von der schwarzen Bevölkerung und besonders allen Hottentotinnen des Dorfes, die sich unterdessen versammelt haben, um die prachtvollen Toiletten zum hundertsten Male zu bewundern, dem Hause der Garderobiere zu. Schnell sind die ungemüthlichen Kleider aus- und die gewöhnlichen Werktagskleider angezogen und schnell ist das Geld dafür entrichtet. Jetzt gilt's vor Allem, die schon bereit stehenden acht Pferde an den Wagen zu schirren; durch des Bräutigams Beihülfe können die Hottentoten rasch das Werk vollenden, und kaum eine halbe Stunde nach der Trauung ertönt vom vordern Sitze des Wagens das weithin schallende Wort „Treck" (Zieh), dann ein schriller Knall mit der 30 Fuß langen Peitsche und im vollen Galop gehen die Pferde zum Dorfe hinaus, der Heimath zu. Im Fond des Wagens, auf einer Kiste oder auf einem Stuhle, sitzt die junge Frau, vielleicht an einigen Bonbons, dem Hochzeitsgeschenk ihres jungen Gatten, sich labend, während der glückliche Ehemann zufrieden seine Pfeife raucht und vom Vordersitze herab die Pferde lenkt. Am Farmhause angekommen — das junge Paar bleibt in der Regel die ersten drei bis vier Jahre bei Vater oder Schwiegervater — geht es an den Hochzeitsschmaus, und anstatt gekochten Schöpsenfleisches wird jetzt gebratenes auf den Tisch gesetzt. Vorläufig ist nur ein einziges Schlafzimmer vorhanden; deshalb wird den Neuvermählten die erste Nacht in dem großen und sehr bequemen Wagen ein Bett zurecht gemacht. Die nächste Nacht ist jedoch Alles so, wie es früher gewesen, und Vater, Mutter, Sohn und Schwiegertochter, große und kleine Kinder, Alle schlafen zusammen in demselben Zimmer!

Die junge Frau bleibt wie früher, so lange sie sich mit ihrem Manne im Hause der Eltern aufhält, die gehorsame Tochter und muß dieselben Leistungen verrichten, an die sie vor der Hochzeit gewöhnt war, bis sie selbst Mutter wird und dann andere Pflichten zu erfüllen hat. Hiermit beginnt für sie die traurige Zeit; es endet ihre Jugend, die sie eigentlich niemals empfunden, viel weniger genossen hat, es beginnt eine Zeit schwerer körperlicher Leiden und Drangsale, die nur ein frühzeitiger Tod beendet. Wenige Frauen ertragen die Anstrengungen schnell hinter einander folgender Wochenbetten und alle die ungünstigen Verhältnisse der schlechtesten Behandlung und Verpflegung, die man sich denken kann und denen diese Armen während dieser Zeit aus Aberglauben und Dummheit ausgesetzt sind. Von allen Frauen werden wohl keine leichter entbunden, als die südafrikanischen, aber wenige Frauen haben gerade während dieser Zeit so viel Ungemach zu erleiden, als sie. Da eigentliche Hebammen weder am Oranjefluß und darüber hinaus, noch überhaupt irgendwo im Caplande existiren und alte ungebildete Weiber, die von irgend einer Hottentotin ihre Künste gelernt haben, deren Stelle vertreten und auch diese nur auf ihrem eigenen Hofe die nöthige Hülfe leisten, so müssen die Frauen, welche der Niederkunft entgegen sehen, in der Regel erst von ihrer eigenen Wohnung auf eine andere, manchmal entfernt liegende Farm gebracht werden, wo solch eine kundige Frau eine Entbindungsanstalt unterhält. Vor dieser Fahrt sind zu Hause eine Menge Biscuits zum Mitnehmen gebacken worden, denn Brot verkauft die Hebamme nicht und aufbewahrt würde es ungenießbar werden, und diese werden nebst verschiedenen anderen nöthigen Gegenständen, Tassen, Teller, Gabel und Löffel, Betten und Decken u. s. w. in den großen, 16 Fuß langen und 5 Fuß breiten Ochsenwagen gepackt. Mit 16 vorgespannten Ochsen geht die Reise über Stock und Stein. Alle 2 Stunden wird ausgespannt, die Thiere grasen ruhig, während die Hottentoten Ochsenmist herbeiholen, ein Feuer anzünden und eine Kaffirin den Kaffee, den unvermeidlichen in ganz Südafrika, darüber kocht. Erreicht man die bewußte Farm des Abends nicht, so wird, falls in der Nähe keine verwandte oder bekannte Familie wohnt, im Freien campirt und man gelangt am anderen Tage vergnügt bei der erfahrenen Frau an.

Diese eigenthümliche Art des Reisens mit dem Ochsenwagen hat viel Angenehmes, wenn man sich erst an sie gewöhnt und eine gewisse Uebersicht aller derjenigen Artikel erlangt hat, die man mitnehmen muß. Wer mit Kaffee, Thee, Zucker, Bier, Wein u. s. w., mit Pulver, Blei und einigen guten Gewehren sich wohl versorgt hat, dem ist eine längere Reise mit dem Ochsenwagen weiter nichts als ein fortwährendes Picknick, dessen Reize erst durch die längere und öftere Wiederholung erhöht werden. Durch das langsame Vorwärtskommen hat man hinreichend Gelegenheit, die wechselnde Scenerie genügend zu betrachten und einen für immer bleibenden Eindruck des ganzen Landes in sich aufzunehmen. Jedes Rudel Antilopen, jeder schnell davonjagende Strauß, jedes stumpfsinnig grasende Gnu, jeder merkwürdig gestaltete Berg und alle die wunderbaren Vögel und die in prachtvollen Farben schillernden Blumen, die dem Capland besonders eigenthümlich sind, bringen Abwechselung genug in die Monotonie des ewig blauen Himmels, den kein Wölkchen trübt und der ebenso langweilig werden kann, als das öde Einerlei der ganzen Gegend. Und obgleich man sicher ist, vielleicht auf der ganzen weiten Fläche und auf den sie auf einige Meilen umgebenden Bergen vollständig allein zu sein, so überkommt Einen doch nicht das Unbehagen einer drückenden Einsamkeit, sondern man fühlt sich gewissermaßen gehoben und mit durstiger Wollust athmet man in verdoppelten Zügen die freie, frische, elastische Luft, die noch keines anderen Menschen Wange berührt hat. Hat man außerdem noch, was man bei längeren Reisen stets thut, ein Zelt mitgenommen, dann wird dies jeden Abend am Halteplatz aufgespannt und wunderbar eigenthümlich wird Einem zu Muthe, wenn man in stiller Nacht ruhig neben den braunhäutigen Leuten vor dem angemachten Düngerfeuer sitzt und mitunter hinaufschaut zu den glänzend leuchtenden Sternen der südlichen Hemisphäre, oder wenn der Mond strahlend herunterblinkt und die ganze Gegend mit seinem penetrirenden Lichte magisch beleuchtet. Dieser Anblick allein entschädigt für alle die Mühen und Beschwerden der südafrikanischen Reise vollauf.

Johann Jakob v. Tschudi's Reisen durch Südamerika.

Ouro Preto, Hauptstadt von Minas geraes. — Die Goldgruben. — Der Itacolumi. — Camargos; die Mulatten. — Die Diamantenstadt Cerro. — Die Roças; Degeneration der Baumwolle und des Zuckerrohrs; unverständiger Ackerbau; der Kaffeebaum. — Die Stadt Diamantina. — Geschichte des Diamantendistrictes. — Diamantenlager; Vorkommen und Methode der Gewinnung. — Bemerkungen über Schwurgerichte und Wahlen in Brasilien. — Parteigeist.

Wir haben den ersten Band dieses gediegenen und inhaltreichen Werkes schon früher („Globus" X. S. 173 ff.) eingehend besprochen; nun ist vor Kurzem der zweite Band (Leipzig, Brockhaus) erschienen und auch über diesen haben wir dasselbe günstige Urtheil zu fällen. Er giebt eine ganz vortreffliche Schilderung einer der wichtigsten Provinzen Brasiliens, Minas geraes, und der Urwälder am Mucury. Die Schilderung ist lebendig und frisch, der Blick des berühmten Reisenden klar, seine Beobachtung scharf. Die Darstellung geht theilweise sehr ins Einzelne und wird fast monographisch, aber sie ist immer belehrend. Minas ist nie zuvor so umfassend beschrieben worden. Dort in dem Hauptdistricte der berühmten brasilianischen Diamanten, hat sich ein eigenthümliches Leben gestaltet, das von jenem in anderen Provinzen des ausgedehnten Kaiserreichs vielfach abweicht und dem Beobachter manches Interessante darbietet.

Der Band enthält fünf Capitel: Reise von Ouro Preto nach Diamantina, — Diamantina, — Reise von dort nach den Urwäldern des Mucury, — Aufenthalt in Philadelphia, — Rückreise nach Rio de Janeiro.

Die Hauptstadt der Provinz, Ouro Preto, unter 20° 24′ 6″ südl. Breite und etwa 3760 Fuß über dem Meere, recht inmitten der Goldgruben, in einer gesunden Gegend; am 29. Juni 1843 — man hat den Tag als eine Seltenheit verzeichnet — ist Schnee in großen Flocken gefallen; im Winter bedecken sich die stehenden Gewässer manchmal mit einer dünnen Eiskruste. Der alte Glanz der Stadt, die man auch als Villa rica bezeichnete, ist dahin; die Tage, in denen „das schwarze Gold" ohne Mühe und in Massen gefunden wurde, sind längst nicht mehr. Die Geschichte dieser Goldgruben unterscheidet sich wesentlich von jener in Californien oder Australien. Im Jahre 1699 entdeckten Abenteurer aus der Provinz San Paulo an der Gebirgsstrecke des Itacolumi reiche Lager des edlen Metalles und während sie dieselben ausbeuteten, wurde von ihnen gleichzeitig eine Kirche gebaut. Eine zweite ist bald nachher errichtet worden. Gebetet wurde sehr viel, aber die Ansiedler waren ein „böses Gesindel", Diebstahl, Raub und Mord an der Tagesordnung, kein Gesetz galt und zwei Parteien führten einen wahren Vernichtungskrieg gegen einander, welcher von den Jesuiten angefacht worden war. Erst im Jahre 1720 konnte die Regierung ihr Ansehen geltend machen; sie löste das neue Gebiet von San Paulo ab und organisirte dasselbe als Generalcapitanerie Minas geraes, d. h. allgemeine Minen. Gegen Ende des Jahrhunderts, 1789, wurde durch Verrath eine Verschwörung entdeckt, welche die Unabhängigkeit des Landes zum Zweck hatte. Man deportirte manche Theilnehmer nach Angola in Westafrika, andere wurden geviertheilt. Um diese Zeit wurde auch die Goldausbeute schwächer; die Stadt verarmte, der Verfall schien unaufhaltsam. Herr von Tschudi fand für 6- bis 9000 Seelen noch 15 Kirchen, aber die öffentliche Bibliothek war bis zum Jahr 1853 im höchsten Grade vernachlässigt; der öffentliche Unterricht liegt sehr danieder, so weit die höheren Lehranstalten in Betracht kommen. Eine Art von botanischem Garten soll als Musterschule für den Anbau des Thees dienen; man liefert aber nur geringe Quantitäten; die Blätter werden schlecht getrocknet und haben kein kräftiges Aroma.

Von Ouro Preto aus erblickte Herr von Tschudi den berühmten Berg Itacolumi mit dem nackten zerklüfteten Gestein, das nur spärlich mit Pflanzenwuchs bedeckt ist; der Felsenkegel ist zugespitzt, seitlich stark geneigt und von seiner Basis steht ein zweiter kleinerer, fast säulenförmiger Felsen in entgegengesetzter Richtung ab. Nach Spix und Martius liegt die höchste Spitze 5368 französische Fuß, nach von Eschwege 5720 englische Fuß über dem Meere. Der Name ist indianisch und bedeutet: der Stein mit seinem Sohne. Der deutsche Geolog Dr. Heusser hat 1859 den Gipfel erstiegen.

Herr von Tschudi ritt von Ouro Preto über Marianna (5000 Einwohner) nach Camargos. „Mein Hauswirth, von etwas mehr als gewöhnlicher Bildung für seinen Stand, war mit Leib und Seele ein „Zerlumpter", ein Farrapo. Mit diesem Namen bezeichnet die conservative oder Regierungspartei ihre liberalen Gegner, während diese von jenen Cascudos genannt werden, d. h. Hartschädel, Dickköpfe. Er klagte über die hohen Steuern und das Protectionswesen." In Camargos fand eine Hinrichtung statt, die kennzeichnend ist. Der Mörder gehörte einer Familie lichter Mulatten an (pardos claros), die aus drei Brüdern und einer Schwester bestand. Einer der Brüder starb vor wenigen Jahren am Galgen, auf den zweiten wurde als Mörder gefahndet, die Schwester hatte einem Kinde den Kopf an einem Steine zerschellt und war zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt; der, welcher eben hingerichtet werden sollte, hatte einen jungen Mann aus den besseren Ständen verrätherisch überfallen, ihn mit Riemen an einen Baum gebunden, ihm dann die Haut stückweise vom Körper geschunden und erst nach unsäglichen Qualen das Messer in die Brust gestoßen. Wir wollen daran erinnern, was Herr von Tschudi („Globus" X. S. 174) über die Mulatten sagt: „Sie sind im Allgemeinen äußerst sinnlich, leichtfertig, leichtsinnig, meist arbeitsscheu, dem Spiel und Trunk ergeben, rachsüchtig, hinterlistig und verschlagen. Sie sind zu Allem zu gebrauchen und liefern auf die Anklagebank, in die Gefängnisse und das Zuchthaus das größte Contingent."

Die Diamantenstadt Cerro, welche einst Villa do Principe hieß, hat jetzt nur etwa 3500 Einwohner; als der Diamantengewinn beträchtlicher war, zählte sie das Doppelte. Sie hat aber nicht weniger als sechs Kirchen. „Nicht etwa christlicher Sinn, sondern die Hoffnung, durch Gründung einer Kirche die besondere Gunst des Heiligen, dem sie geweiht wurde, und durch diese heilige Vermittelung einen reichen Segen bei den Minenarbeiten zu erlangen, bewog so viele Mineiros zur Erbauung von Gotteshäusern. Der Minensegen blieb aber gewöhnlich aus, der Kirchenbau hingegen verschlang bedeutende Summen, welche zumeist die Kräfte der Einzelnen oder ganzer Ortschaften überstiegen. Daher so viele Kirchen und unter diesen so manche unvollendete."

Die großen Landgüter werden in diesem Theile von Minas nicht, wie sonst in Brasilien, als Fazendas, sondern als Roças bezeichnet und der Besitzer ist ein Roçeiro; anderwärts bedeutet Roça den kleinen Grundbesitz oder nur den

Theil einer Fazenda, der zuletzt dem Urwald abgewonnen und in angebautes Feld verwandelt wurde. Man klagte Herrn von Tschudi, daß der Baumwollenstrauch und das Zuckerrohr auszuarten angefangen hätten, was auch in den Provinzen Bahia und Pernambuco der Fall sei. Die Regierung ließ deshalb aus Mauritius und anderen Ländern Pflanzen bringen, um durch sie das entartete Rohr wieder zu ersetzen. Das wird aber nicht viel helfen. „Man will nun einmal nicht zu der Einsicht kommen, daß diese sogenannte Degeneration nur die Folge eines irrationellen Ackerbausystems und der dadurch bedingten Bodenerschöpfung ist. Beim Kaffeebaum wird diese Entartung wohl nicht eintreten, weil derselbe große Bodenkraft verlangt und, nach brasilianischer wirthschaftlicher Routine, einzig und allein in frischgeschlagenem Urwalde seinen richtigen Platz findet. Eine Pflanzung, die so lange gestanden hat, daß die Kaffeepflanzungen erschöpft sind, wird verlassen; der Boden aber, welcher einmal eine solche Pflanzung getragen hat, trägt nach dem gegenwärtigen brasilianischen Wirthschaftssystem keine wieder. Der Kaffeebau geht Hand in Hand mit dem Urbarmachen des Urwaldes und entfernt sich mit diesem naturgemäß mehr nach dem Innern des Landes. Es wird eine Zeit kommen und für manche Provinzen ist sie nicht sehr entfernt, in der die jetzt reichen Kaffeedistricte nur noch den traurigen Stempel trostloser Sterilität tragen und Kaffeeplantagen fast ausschließlich weit von der Küste weg, tief im Innern werden getroffen werden.“ Bisher haben Unverstand, Eigensinn und Nachlässigkeit hartnäckig einen landwirthschaftlichen Betrieb festgehalten, welcher von der Erfahrung und von der Wissenschaft gleichermaßen verdammt wird.

Sehr gründlich und umfassend sind die Angaben des Herrn von Tschudi über den Diamant, dessen Districte und Gewinnung und über den Handel mit demselben. Er erstaunte über das arglose Vertrauen, mit welchem die Diamantenhändler ihre Edelsteine aus der Hand geben. Einer derselben schickte dem Europäer, welchen er niemals gesehen hatte, etwa ein Viertelpfund (570 Karat) Diamanten, — auf den bloßen Wunsch Tschudi's hin, daß er gern eine größere Partie roher Steine untersuchen möchte. „Der Besitzer derselben wußte von mir weiter nichts, als daß ich beim Baron de Diamantina abgestiegen sei; das war ihm Garantie genug, und er ließ mir sagen, daß ich die Steine nach Belieben bis zum nächsten Tage behalten könne.“

Diamantina liegt 139 Legoas von Rio de Janeiro entfernt, in einer an Edelsteinen reichen Gegend. Das Datum der Gründung ist nicht genau bekannt, fällt aber wahrscheinlich zwischen 1710 und 1720. Man fand beim Goldsuchen im Kies des Rio Manso und im Rio dos Murinhos weiße glänzende Steinchen, welche einige Jahre hindurch als Spielmarken benutzt wurden. Einige davon kamen durch Zufall nach Lissabon, wo sie vom holländischen Consul als Diamanten erkannt wurden. Schon 1730 erhielt der Gouverneur der Minendistricte Anweisung, die Diamanten auf eine für die Krone vortheilhafte Art auszubeuten. Es wurde eine Abgabe auf jeden Sklaven gelegt, der Diamanten wusch, und man erhöhete nach und nach dieselbe von 5 Milreis auf 230 Milreis. Alle Diamanten über 20 Karat Gewicht mußten der Krone abgeliefert werden; kein freier Neger oder Mulatte durfte sich im Bezirk der Comarca do Serro do Frio aufhalten, Abends durfte keine Branntweinschenke offen sein ꝛc. Man bestimmte ganz genau die Grenzen des Diamantendistrictes, umstellte sie mit Wachtposten und übergab den Oberbefehl einem Generalintendanten. Ohne dessen Erlaubniß sollte Niemand das Gebiet betreten; nur in Tejuco, dem Centrum des Districts, durften Diamanten verkauft werden. Aus diesem „Kothdorfe“, denn das bedeutet der Name im Indianischen, entstand dann allmälig die Stadt Diamantina. Wegen jener hohen Abgabe wollte kein Privatmann mehr nach Diamanten graben lassen; deshalb gab die Krone das Unternehmen in Pacht; sie wurde aber von jedem Pächter betrogen und bestohlen. Dann nahm sie 1771 den Bergbau in eigene Regie und gab ungemein strenge Gesetze für den District. Seitdem Brasilien unabhängig ist, hat natürlich das königliche Privilegium der Diamantenwäscherei keine Geltung mehr und nun kann Jeder nach Belieben Edelsteine suchen. Dem Fiscus zahlt jeder Besitzer einer Diamantenwäscherei (Serviço) von der Braza (Klafter) des von ihm bearbeiteten Territoriums nur 1 Reis, d. h. den tausendsten Theil von 22 Silbergroschen, an jährlicher Abgabe; von den außer Landes gehenden Diamanten erhebt die Regierung an Exportzoll nur ein halbes Procent vom Werthe.

Die strengen portugiesischen Gesetze konnten begreiflicherweise den Schleichhandel mit Edelsteinen nicht verhüten, und die Regie wurde entsetzlich betrogen. Ein Mann hatte, wie er späterhin, als keine Gefahr mehr dabei war, selber erzählte, einen Diamanten von mehr als 25 Karat in den Stiel seiner Reitpeitsche eingeflochten. Ein anderer hatte in seinen Kessel von Eisenblech einen doppelten Boden gemacht und in einer fest eingestampften Schicht feinen Sandes für mehrere hunderttausend Thaler Diamanten verborgen. Heute verfällt in Diamantina die Casa de Contadoria, in welcher sich früher das königliche Diamantendepot befand; man hatte die Ziegel von den Dächern genommen. Die Stadt zählt etwas über 1000 Häuser; das Leben und Treiben ist heiter und gastfrei, wie denn in allen südamerikanischen Bergwerksstädten ein gewisser leichter Sinn unter der Bevölkerung vorherrscht. Die Läden sind mit allen Luxuswaaren eben so wohl versehen, wie jene in Rio de Janeiro, und der Verbrauch von englischem Bier, Champagner, Wein und Liqueuren ist bedeutend; sucias, lustige Gelage, sind häufig. Die Mineiros sind sehr höflich unter sich, und selten wird ein Neger vor einem Reisenden vorübergehen, ohne sein Louvado zu sagen. Er grüßt mit halbausgestrecktem Arme, den Handteller nach oben gekehrt, mit den Worten: „Gelobt sei unsere Jungfrau und Jesus Christus.“

In Diamantina lernte Herr von Tschudi einen sehr geschickten Arzt kennen, den Dr. Mariano dos Santos. „Seine Hautfarbe nähert sich sehr jenes des importirten afrikanischen Negers, aber er ist ein feiner Beobachter und auch ein geistreicher und gebildeter Mann.“ Hier ist also eine der wenigen glücklichen Ausnahmen. Dr. dos Santos hob hervor, daß in keinem andern Theile der Provinz so viele Herzkrankheiten vorkommen. Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung soll die eigenthümliche Beschaffenheit des Diamantenhandels sein. Die Diamanten sind großen Preisschwankungen unterworfen, und stets sind größere Capitalien in Bewegung, der Händler ist also fortwährend in großer Aufregung. Aber dasselbe ist ja auch mit den Geldleuten der Fall, welche auf den europäischen Börsen spielen, und doch hört man nicht, daß diese vorzugsweise von Herzkrankheiten heimgesucht würden. — Wir wollen nicht vergessen zu bemerken, daß Herr von Tschudi in Diamantina noch einen zweiten dunkeln Mulatten traf, der ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen ist. Dieser Dr. Lucindo Ferreira dos Passos hatte eine höhere Lehranstalt begründet, die aber aus Mangel an Theilnahme wieder einging. Die Stadt zählt etwas mehr als 10,000 Einwohner, zumeist weiße und hellfarbige; neben manchen reichen Leuten ist ein stark vertretener wohlhabender Mittelstand vorhanden; auch die Zahl der Armen ist sehr gering, und so lange die Diamantenausbeute eine beträchtliche ist, wird sich das günstige Verhältniß des Geldumlaufes so ziemlich gleichbleiben.

Wir können, des Raumes wegen, aus der sehr eingehenden Beschreibung der **Diamantenlager** nur einige Bemerkungen über das Vorkommen und die Gewinnung herausheben. Der Ort, wo die Diamanten gewonnen werden, wird als lavra (d. h. Grube, Steine, Bergwerk im Allgemeinen, aber in Brasilien bedeutet das Wort ausschließlich Gold- und Diamantenlager) oder serviço bezeichnet; das letztere Wort gebraucht man nie für Goldlager, sondern nur für Diamantengruben. Lavras dorio befinden sich in Flußbetten mit Wasser oder auch solchen, die jetzt trocken liegen, oder an den Uferniederungen, taboleiras, der Flüsse. Man legt den Boden trocken und räumt zuerst das neue taube Geschiebe, cascalho bravo, weg; unter diesem finden sich verschiedene Gesteinslager, die allemal aus mehr oder weniger verwittertem Schiefergestein bestehen, und auf dem Diamant führenden Gestein, dem cascalho virgem, lagern. Dieses besteht größtentheils aus rundlichem oder flachem, glattgeschliffenem Geschiebe, eigentlichen Rollsteinen. Die Arbeiten sind schwierig und kostspielig; man benutzt zum Ausgraben des cascalho virgem die trockene Jahreszeit. Die Neger fassen das diamantführende Geschiebe in hölzerne Gefäße, carombés, und tragen es auf dem Kopfe an einen bestimmten Platz, wo es in Haufen geschlagen und während der Regenzeit gewaschen wird.

Fast in jeder Diamantenlavra findet man in größerer oder geringerer Menge auch **Gold** und nicht selten auch **Platina**. In den Flußgeschieben kommen die Diamanten immer in Begleitung von Halbedelsteinen: Anatas, Cyanit, Chrysolith, Jaspis, Chalcedon, Turmalin rc. vor; ferner von Quarzkieselschiefer, Eisenglanz und Brauneisenstein; der letztere ist fast sein unzertrennlicher Begleiter. Auf der ganzen Hochebene (chapada) von Diamantina nach S. Joaõ sind an unzähligen Stellen kleinere und größere Diamantlager gefunden worden, die früher reiche Ausbeute gaben; jetzt werden die Arbeiten zumeist nur von **Faiscadores** ausgeführt, ärmeren Diamantensuchern, die mit geringen Kräften das Geschäft betreiben. Sie führen zumeist ein armseliges Leben und plagen sich schwer für eine geringe Ausbeute.

Für ein ungeübtes Auge ist es äußerst schwer, einen kleinen Diamanten aus der großen Menge von glänzendem und flimmerndem Quarz und den Schieferfragmenten herauszufinden; aber dem an diese Arbeit gewöhnten Auge des Negers entgeht auch nicht ein Edelstein von der Größe eines Stecknadelkopfes. Die Schwarzen veruntreuen viel; sie wissen mit großer Behendigkeit einen Diamanten in den Mund zu werfen und unter der Zunge oder zwischen Zahnfleisch und Lippen zu verstecken; oft verschlucken sie sogar die Steine und suchen sie später aus den Excrementen wieder hervor. Als Herr von Tschudi die Lavra von S. Joaõ besuchte, waren dort etwa 120 Neger beschäftigt, zumeist Miethssklaven. Für einen solchen zahlt der Unternehmer wöchentlich 4 Milreis, zu je 22 Silbergroschen; er muß aber den Mann beköstigen und im Krankheitsfalle ärztlich behandeln lassen. Die Arbeit in den Serviços ist anstrengend, wird aber von den Negern jeder andern vorgezogen, weil sie Gelegenheit haben, beim Waschen und Umarbeiten Diamanten zu stehlen, und an Sonn- und Festtagen für sich selber an Stellen, die keinen Besitzer haben, Diamanten zu suchen; dabei wird manchmal ein recht lohnender Fund gemacht. „Der Erlös wird gewöhnlich in der Gestalt von Branntwein durch die Gurgel gejagt; nur in den allerseltensten Fällen spart sich ein Sklav Geld zusammen, um sich die Freiheit zu erkaufen. Harte Züchtigungen kommen, wegen Diebstahls und Trunkenheit, häufig vor; denn daß der Sklav auch während der Arbeitstage sich besäuft, kann nicht geduldet werden." In früheren Zeiten erhielt jeder Neger, der einen Diamanten von 17½ Karat und darüber fand, die Freiheit; damals kostete freilich ein Neger nur 150 bis 200 Milreis, heute aber 2000 und darüber.

Unter den vielen Tausend Diamanten, welche Herr von Tschudi untersuchte, entdeckte er nur ein einziges Mal einen **Zwilling** aus zwei in der Richtung einer ihrer Achsen mit einander verwachsenen Octaedern. Zu den allergrößten Seltenheiten, sagt er, mag **ein schön krystallisirter Diamant gehören, in dessen Kern sich ein Goldblättchen befindet.** „Dr. Mello Franco, der mir von diesem merkwürdigen Steine sprach, behauptet, daß eine Täuschung nicht möglich sei, da in dem wasserklaren Steine das Gold so deutlich erkannt werde, als wenn es ganz frei vor dem Beschauer liegen würde. Dieses eigenthümliche Exemplar spricht sehr gegen die Hypothese jener, die den Diamanten unmittelbar aus Kohlenstoff oder Kohlensäure durch Hitze entstanden betrachten."

Im Welthandel werden die Juwelen gewöhnlich nach einem Einheitsgewichte verkauft, das man als **Karat** bezeichnet. Diese Benennung kommt von dem Worte **Kuara**, einer afrikanischen Schlingpflanze, Erythrine, die rothe, mit einem schwarzen Punkte versehene Samenkörner hat; nach diesen wiegt man in Afrika den Goldstaub, in Ostindien die Diamanten ab. In Diamantina dagegen nimmt man die **Oitava** als Einheitsgewicht an; sie enthält 17½ Karat oder 70 Gran und wird in 32 **Vintems** oder in 4 **Quartas** eingetheilt; in Bahia und in den Diamantenwäschen Sincorá rechnet man aber auch nach **Kilates**, d. h. Karaten.

Nach einer Aufstellung des Herrn von Eschwege hat die Diamantenausbeute in den Jahren 1730 bis 1808 geliefert 2,983,691⅓ Karat, im mittlern Preise von 8000 Reis, was einen Geldwerth von etwa 160,000,000 Francs vertritt. Herr von Tschudi dagegen nimmt von 1730 bis 1822 wenigstens 5 Millionen Karat an. Man hat ferner das Gewicht aller im Kaiserreiche bis 1850 gefundenen Diamanten auf 10,169,586 Karat oder etwa 44 Centner mit einem annähernden Werthe von 450,000,000 Francs berechnet. Es liegt aber in der Beschaffenheit der Sache selbst, daß von einer annähernd genauen Angabe gar nicht die Rede sein kann. In dem Jahre 1861/1862 wurden aus Brasilien exportirt 10,294 Oitavas im Werthe von 4,241,248 Milreis. Im Jahre 1850 soll sich die Ausbeute in ganz Brasilien auf 300,000 Karat, im folgenden Jahre nur auf 130,000 belaufen haben, 1858 und in den nächsten Vorjahren auf etwa 90,000. **Allgemein wurde über Abnahme der Diamanten in Folge der Erschöpfung der Lager geklagt.** Herr von Tschudi meint indeß, daß in der Provinz Goyaz, in den südwestlichen Theilen von Pernambuco und Bahia noch große Diamantenschätze verborgen liegen. Merkwürdigerweise sind dergleichen bis jetzt in den eigentlichen Diamantendistricten von Minas geraes **nur westlich von der großen Serra do Espinhaze gefunden worden,** und zwar in den Stromgebieten des Rio do Jequitinhonha und des Rio do S. Francisco (im Rio Abaeté und Rio Indiaiá). Darauf hat schon Herr von Eschwege vor 40 Jahren aufmerksam gemacht.

So viel von den Diamanten. Wir wollen heute Herrn von Tschudi auf seiner Wanderung von Diamantina nach Philadelphia, an den Mucury und dessen Urwälder nicht begleiten, gehen auch auf seine beherzigenswerthe Darstellung der dortigen deutschen Ansiedelungen und ihrer Leidensgeschichte nicht ein. Aber es ist angemessen, daß wir die Ansichten eines so vorurtheilsfreien Beobachters über manche Staatseinrichtungen in Brasilien nicht unbeachtet lassen. Schon im ersten Bande war von ihm mit vollem Recht hervorgehoben worden, daß „**die unheilvolle, tief greifende Ra-**

cenmischung, welche über das ganze Land verbreitet ist und vier Fünftel der Bewohner umfaßt, der Bildung einer gesunden Nationalität und eines Nationalcharakters entgegentritt"; ein solcher existirt nicht.

Die Gesetzgeber des jungen Kaiserreiches wollten dasselbe mit allen schönen Einrichtungen beschenken, welche die gebildetsten Nationen Europas genießen. Aber sie nahmen dabei keine Rücksicht „auf die traurigen Elemente", aus welchen das Volk zum großen Theile zusammengestellt ist. Die Folgen davon waren zahlreiche Mißgriffe und unter diesen war einer der allerschlimmsten die Einführung von Schwurgerichten. Fast nur Verbrecher, die keinen Einfluß durch Freunde oder Gevattern auf die Geschworenen nehmen können, werden verurtheilt, und häufig wirkt Mitleid mit dem Verbrecher bestimmend auf das Urtheil der Jury. Der gemeinste Verbrecher, welcher mit Ketten beladen ist, der ruchlose Mörder auf dem Gange nach dem Galgen wird bemitleidet, aber nicht das Opfer, welches seiner Grausamkeit gefallen ist, und nicht dessen Hinterbliebenen. Ein Pferd, ein Maulthier, das durch Krankheit oder einen Unfall rettungslos verloren ist, wird mit Futter versehen oder auf einen Grasplatz getrieben; der Europäer aber, welcher aus wahrem Mitleid demselben eine Kugel durch den Kopf jagt, läuft Gefahr, gefänglich eingezogen und hart bestraft zu werden.

Die Brasilianer sind im Allgemeinen sehr sorglos. Im Jahre 1853 wurde die 9 Legoas lange Straße zwischen Diamantina und Cerro gebaut, kostete 85,000 Francs und war anfangs gut. Zur Unterhaltung bestimmte man jährlich für je 3 Meilen 200 Milreis, also noch nicht 150 Thaler Unterhaltungskosten! Mehr wollte der Provinziallandtag nicht bewilligen, und schon 1858 fand Herr von Tschudi die Straße verlassen und im erbärmlichsten Zustande. „Man weiß in der That nicht, ist es geistige Beschränktheit, Blindheit, Leichtsinn oder bloß Parteileidenschaft, die in den Provinzialkammern jede Rücksicht für das öffentliche Wohl unterdrückt und durch widersinnige Beschlüsse dem Aerar die empfindlichsten Wunden schlägt." In der Nähe von Conceicaõ sah der Reisende eine Brücke, die zu einem Drittel eingestürzt war: sie befand sich schon seit Jahren in diesem gänzlich unbrauchbaren Zustande.

Die Parteien, Liberale und Conservative, halten sich streng geschieden; sie verkehren nur mit einander, wenn das unumgänglich nothwendig ist. Bei den Wahlen steigert sich diese Abneigung zu leidenschaftlichem Hasse. „Es grenzt ans Unglaubliche, mit welchem Aufwande von unredlichen Mitteln die Wahlen betrieben werden; kein Verfahren ist der einen wie der andern Partei zu schlecht, zu verächtlich, um nicht in Anwendung gebracht zu werden. Ueberredung, directer Stimmenkauf, Bestechung, Betrug, Lüge, Verleumdung, Diebstahl, Gewaltthätigkeiten, Todtschlag, Meuchelmord und wie der ganze Apparat von Niederträchtigkeiten heißen mag, sind willkommen, wenn sie nur den Zweck erreichen helfen. Die Ministerien üben den größten Einfluß auf die Wahlen; die untergeordneten Beamten, nur zu folgsam den Winken von oben, erlauben sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die gröbsten Ueberschreitungen ihrer Amtsgewalt; alle Beamten und Behörden wirken mit Hintansetzung des Diensteides und der Pflicht nur auf das einzige politische Parteiziel hin. Recht und Gerechtigkeit, die im Innern des Landes auch unter normalen Verhältnissen mit der allergrößten Willkürlichkeit gehandhabt werden, scheinen während der Wahlperiode gänzlich verschwunden zu sein und die absoluteste Autokratie ihre Stelle einzunehmen. Es ist ein tolles, trauriges Treiben, einer der größten Krebsschäden, die sich aus Brasiliens constitutionellem Leben entwickelt haben, und die vollständigste Untergrabung der Volksmoral, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Selbst in Rio wiederholen sich bei jeder Wahl Unordnungen und Willkürlichkeiten in scandalöser Weise, und nun gar in den Provinzen! Kein Wahlberechtigter kann und darf sich bei der fast fanatischen Jagd nach Stimmen seiner Wählerpflicht entziehen, und auch der ruhigste Mann läuft Gefahr, in solcher Zeit den tiefsten Haß und vielfältige Verfolgungen auf sich zu ziehen. Mancher Reiche läßt es sich Tausende kosten, um seiner Partei den Sieg zu verschaffen; die Begriffe von Ehre, Recht, Gesetz verschwinden. Selbst die heißblütigen Spanier in den südamerikanischen Republiken, die ebenfalls in erbitterter Parteistellung die Wahlen durchkämpfen, wahren doch den Anstand und setzen nicht den letzten Funken von Achtung bei Seite. Brasilien steht in dieser Beziehung fast einzig da, höchstens können ihm die Unionsstaaten Nordamerikas die Palme streitig machen. Wer nach den Neuwahlen den Sitzungen der Deputirtenkammer, in denen die Wahlen geprüft werden, beiwohnt oder die Reden in den amtlichen Blättern nachliest, begreift kaum, daß nicht die ganze Nation schamroth wird über die Wahlvorgänge; es ist ein düsteres Bild. Daß eine fortschreitende Civilisation in diesem Verhältniß eine günstige Wendung hervorbringen könne oder werde, ist kaum zu erwarten, da in Brasilien das politische und bürgerliche Leben zu eng mit einander verschmolzen sind und die durch jenes aufgestachelten, sich stets erneuernden Leidenschaften so tief in dieses eingreifen, daß sie sich in steigendem Maße durch Generationen fortsetzen. Nur politischer Reife und bürgerlicher Tugend wäre es möglich, hierin einen günstigen Umschwung zu bewirken. Werden aber jemals diese beiden Factoren bei einem aus so traurigen Racenelementen zusammengesetzten Volke zu voller Geltung gelangen?"

Die Bergnomaden des Altai.

Von **Dr. W. Radloff** zu Barnaul am Obi.

II.

Wir sind in die Jurte eingetreten und haben auf der Filzdecke, welche man am Ehrenplatz für uns hingelegt, Platz genommen. Unsere Begleiter sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu unserer Rechten, und der Wirth sitzt uns zur Linken; uns gegenüber kauern die Frauen auf einem Knie. Zuerst herrscht allgemeines Schweigen, denn sämmtliche Anwesende sind damit beschäftigt, die Pfeifen aus den Stiefeln heraus zu ziehen, sie zu stopfen und anzuzünden. Aber bald beginnt ein allgemeines Ueberreichen der Pfeifen mit der gewöhnlichen Begrüßungsformel: „nä tabysch bar" (was

giebt's Schlechtes?), worauf die stehende Antwort: „tabysch-jogula“ (nichts). Eine Weile hört man nichts als diese Worte, denn ein Jeder ist damit beschäftigt, die Pfeife des Andern auszurauchen und neu zu stopfen, selbst die Frauen thun dies, ja auch die Kinder; die Mutter steckt sogar dem Säugling die Pfeife in den Mund. Allgemeiner als bei den Kalmücken ist wohl nirgends das Tabackrauchen verbreitet.

Jetzt wird dem Gaste Speise (Kumiß und Milch 2c.) gereicht, und zuletzt setzt man Milchbranntwein vor. Der letztere erfrischt die ins Stocken gerathene Unterhaltung und vernichtet die letzten Spuren von Ehrfurcht vor den hohen Gästen. Ist der Branntweinvorrath ein auch noch so bedeutender, so ruht doch die Gesellschaft nicht eher, als bis der letzte Tropfen ausgetrunken wurde, ja man macht im Falle des Mangels an diesem Getränke sofort Anstalt, einen neuen Kessel Branntwein überzudestilliren. Zuletzt sinkt einer nach dem andern auf der Stelle um, wo er sich gerade befindet, und diejenigen, welche nicht abgefallen sind, machen durch Geplauder einen schrecklichen Lärm. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, die keine erwachsene Kinder haben, dürfen sich nicht betrinken.

Die Kalmücken sind meist mittelgroß aber untersetzt und breitschulterig; ihre Gesichtszüge tragen den mongolischen Typus, etwas schief liegende Augen, breite Backenknochen, nach hinten liegende Stirn und flache Nase. Ueber ihre Gesichtsfarbe vermag man auf den ersten Blick nicht gut zu urtheilen, da der immerwährende Rauch der Jurte die Haut gelbbraun färbt und außerdem (da der Kalmück sich nur selten wäscht) sich auf der Haut ein schwarzer Ueberzug bildet, der nichts erkennen läßt. Die Gesichter sind häßlich, aber es liegt in ihnen ein kindlich gutmüthiger Zug, der Jedem Vertrauen einflößen muß.

Der Kalmück ist zu Fuß schwerfällig, seine lange dicke Pelzkleidung und der schleppende Gang trägt nicht wenig dazu bei; aber nicht wieder zu erkennen ist er, wenn er sein Pferd besteigt; er scheint auf dem hochwandigen Sattel und in die kurzen Steigbügel sich stemmend, wie verwachsen mit seinem Pferde. Im schnellsten Galop sprengt er auf den schrecklichsten Wegen dahin, die steilsten Felsen erklimmt er zu Pferde und reitet mit diesem die abschüssigsten Abhänge hinunter. Im gestreckten Galop und bei den gefährlichsten Wegen holt er seine Pfeife aus dem Stiefel hervor, schlägt Feuer an und raucht ohne des Weges und der Gefahr zu achten.

Das Leben der Kalmücken ist so einförmig wie ihre Jurte und ihre Kleidung. Sie wohnen zwischen den mächtigen Gebirgszügen ganz vereinzelt, zerstreut; das Flußgebiet, das sie mit ihren Nachbarn bewohnen, bildet die Welt, in der sie aufwachsen und bleiben. Mit seinen nächsten Nachbarn fühlt der Kalmück sich eins, aber schon seine Stammgenossen an anderen Flüssen sind ihm Fremde, denn es ist in ihm noch nicht das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit mit ihnen wach geworden. Ja er besitzt nicht einmal einen Namen für sein Volk, denn Kalmak oder Tatar ist von den Russen ihm überkommen und er wendet diese Benennung nur an, um sich vom Russen zu unterscheiden. Die Benennung Altai Kischi (Altai-Mensch), die er zum Unterschiede von den benachbarten Stämmen der Tuba 2c. gebraucht, ist auch nur eine Benennung nach dem Wohnplatze. Gewöhnlich nennt er sich nach dem Flusse, an dem er lebt: Tschui-Kischi (Tschuja-Mensch); Urusul-Kischi (Urusul-Mensch) u. s. w., und giebt dadurch am deutlichsten zu erkennen, wie er sich nur mit seinen engsten Nachbarn als ein gewisses Ganzes fühlt.

Da das Leben der Kalmücken im wahren Sinne des Wortes ein Familienleben ist, so hat auch nur das weibliche Geschlecht, die Triebfedern und das Erhalten des häuslichen Lebens, hier Pflichten und Beschäftigungen. Die Frauen bereiten die Speisen, nähen die Kleidungsstücke für die Familie und besorgen das Vieh, besonders die Kühe und Schafe, die allabendlich von den Bergen ins Thal zur Jurte zurückkehren, um gemolken zu werden. Die Männer bringen den Tag mit Nichtsthun in der eigenen Jurte oder bei den Nachbarn zu; essen, trinken, rauchen und schlafen. Nur im Herbst hängen sie die Flinten um und streifen mehrere Wochen auf Schneeschuhen in den Gebirgen umher, um die für die Abgaben nöthigen Felle herbeizuschaffen. Im Sommer besucht er seine Freunde und Bekannte und labt sich an dem edlen Milchbranntwein. Man kann als gewiß annehmen, daß während des Sommers fast die ganze männliche Bevölkerung des Altai nur selten nüchtern wird. Im Winter sitzt der Kalmück, wenn er nicht der Jagd nachgeht, daheim in seiner Jurte, wärmt sich am Feuer, raucht seine Pfeife oder verschläft die Zeit. Er führt seiner Meinung nach ein herrliches Leben. Von seinem Standpunkte aus hat er recht, denn keine Sorge drückt ihn und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Hat er keine Kleidung oder keine Speise, so erhält er sie vom reichern Nachbar, denn die sämmtlichen Bewohner der Gegend bilden ja gleichsam eine Familie, und der Reiche ist nur reich, um alle ihn umgebenden ärmeren Faulenzer mitzufüttern. Dies wird ihm auch nicht schwer, denn seine bessere Lage ist nicht durch mühevolle Arbeit errungen, Nein! er war nur glücklicher als der ärmere, seine Herden vermehrten sich und blieben gesund, während Seuchen dem ärmern Nachbar das letzte Vieh hinrafften. Dieser im höchsten Grade ausgebildete Communismus ist es aber, der diesem Volke jedes Streben nach Fortschritt unmöglich macht.

Nur da, wo die Nähe russischer Besitzungen einigen Einfluß auf die benachbarten Kalmücken ausgeübt hat, wo der Wunsch nach Besitz und das Streben nach Standesunterschied anfängt Wurzel zu schlagen, sieht man auch größere Rührigkeit in das einförmige Leben der Bergbewohner eindringen. Dort beginnen die Männer Handel zu treiben und auch den Acker zu bebauen. Zwar dringen mit diesem Fortschritt auch viele Uebel ein; Leidenschaften und Laster werden erregt, die der „wilde Naturmensch“ nicht kannte; dies ist indeß eine unabänderliche Folge der beginnenden Civilisation und zugleich ein Schritt zur Vervollkommnung, denn dadurch scheidet sich das Gute vom Bösen und es entsteht dadurch ein wahrhaftes Sittlichkeitsgefühl und ein gewisses Selbstbewußtsein, das dem ganz im sogenannten Naturzustande lebenden Volke abgeht.

Der Kalmück stiehlt nicht, weil er keine Bedürfnisse hat; kennt weder Lug noch Trug, weil es in seinen Bergen nichts zu verheimlichen giebt und er viel zu träge ist, sich zu verstellen, doch kann man dies Nichtvorhandensein der bedeutenden Laster mehr civilisirter Völker nicht als Sittlichkeit bezeichnen, die dem Kalmücken beiwohne; es ist dies nicht etwa das fest gewordene Bewußtsein des Guten in ihnen, denn die leiseste Berührung mit anderen Elementen würde die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieses Volksstammes augenblicklich in das Gegentheil verwandeln.

Allmälig beginnt durch russische Kaufleute, die sich schon an vielen Stellen im Altai niedergelassen haben, und durch Ansiedler und Missionen, die europäische Civilisation in die Felsenthäler des Altai zu dringen, und nur an wenigen Punkten haben sich die Ureinwohner noch im reinen „Naturzustande“ erhalten. Dies letztere ist besonders in den Thälern des Tscholyschman und Baschkaus, den Quellflüssen des Teletzker-Sees, der Fall, die rundum durch un-

wirthsame Gegenden von den übrigen Theilen des Altai getrennt sind. Hier herrscht vollständige Standesgleichheit und ein ausgebildeter Communismus; aber mit Schrecken möchten sich wohl die Communisten neuerer Zeit von ihrem Ideale abwenden, wenn sie hier die Folgen der Gütergemeinschaft beobachten würden; es würde ihnen nicht anders ergehen, wie den deutschen Junkern, die so sehnlichst das Mittelalter herbeiwünschen, wenn sie doch die Genüsse einer Civilisation, die sie verabscheuen, entbehren sollten. Sicherlich würde aber jeder Communismus zu derselben Unthätigkeit, zu denselben Versumpfungen führen, wie wir ihn bei sogenannten Naturvölkern finden. Den Menschen zwingt nur die Noth oder der Wunsch nach Eigenthum zum Arbeiten und Fortschritt.

Nachdem ich in wenigen Zügen ein Bild des Lebens und Treibens unserer altaischen Bergnomaden entworfen habe, will ich schließlich ihrer religiösen Anschauungen und der Verwaltung erwähnen.

Die innere Zufriedenheit und die durch diese hervorgebrachte geistige Trägheit hält den Bergnomaden auch ab, sich viel Kopfbrechens um religiöse Verhältnisse zu machen. Wenn man es so eigentlich betrachtet, dann kümmert er sich, wie man zu sagen pflegt, herzlich wenig „um Gott und die ganze Welt". Die Kalmücken bekennen sich zwar zum Schamanismus, ob aber dieser überhaupt den Namen Religion beanspruchen kann, scheint mir sehr zweifelhaft. Die Priester des Schamanismus sind die Schamanen (Kam); sie sind die Kaste der Eingeweihten, welche durch Zauberformeln die Geister beschwören, und von ihnen durch dargebrachte Opfer Glück und Gesundheit für die Opferbringer herbeiflehen. Die Gäbe des Schamanisirens wird ihnen angeblich durch die Gottheit selbst verliehen, aber, wie sie behaupten, erweist Gott diese hohe Gnade nur den Kindern eines Schamanen. Es hat jedoch den Anschein, als ob die Schamanen selbst wenig an die Offenbarungen der Gottheit glauben und meist nur von ihren Vätern erlernte, ihnen selbst unverständliche Gebetformeln auswendig lernen, um von den Leuten beschenkt zu werden.

Ueber ihre Gottheit haben sie selbst nur eine ganz unklare Vorstellung und nur wenige konnten mir von dieser Rechenschaft geben. Ihrer Angabe nach giebt es bei ihnen zwei Hauptgottheiten, eine gute, den Ulgän, von Manchen Tängiri-Kan (Himmelsfürst) oder Pajana genannt, und eine böse Gottheit, Erlik, Kösmös oder Schaitan genannt. Die Namen dieser Hauptgottheiten sind den Nachbarvölkern entlehnt (Erlik ist von den Mongolen, Schaitan von den mohammedanischen Türken zu ihnen gekommen). Neben diesen Hauptgottheiten existiren viele Nebengottheiten, die ebenfalls von Nachbarvölkern zu ihnen gekommen sind. Außerdem verehren sie noch die Berge und Flüsse als Herren des sie ernährenden Landes, und die Seelen der Vorfahren. Aber alle diese höheren Wesen sind ein dunkles Chaos von Vorstellungen, die ins Ungewisse in einander verschwimmen. Selbst die Principien der guten und bösen Gottheit sind nicht streng von einander geschieden, denn Erlik erscheint bald als Vater der Menschen, bald als Vernichter derselben.

Im Allgemeinen kümmert sich das Volk wenig um die überirdischen Wesen und ihr ganzer Cultus besteht darin, daß man in jeder Jurte rechts am Bette eine den Göttern geweihte Stelle hat, wo verschiedene Götzenbilder aufgehängt sind. Auch vor der Jurtenthür ist zwischen zwei Stangen ein Strick mit bunten Lappen und Bändern zur Ehre der Götter aufgehängt. Nie habe ich einen altaischen Kalmücken beten sehen; er denkt genug gethan zu haben, wenn er die Götterbilder in seiner Jurte aufgehängt hat. Erst wenn Unglück, Krankheit oder andere Leiden an ihn herantreten, wendet er seine Aufmerksamkeit den Göttern zu; dann läßt er den Schamanen kommen, der mit Hülfe der Schamanentrommel die Geister beschwört und den Urheber des Mißgeschicks zu erkennen sucht. Nachdem er diesen angeblich erfahren hat, beredet er sich mit seinen Geistern über die Abhülfe des Uebels, welche durch Opfer von Pferden oder Schafen bewerkstelligt wird. Entweder opfert man dem guten Geiste, den man um seine Hülfe anfleht, oder dem bösen, um durch die Gabe sich loszukaufen. Dem Ulgän opfert man weißes Vieh, dem Erlik schwarzes. Das Fleisch der Opferthiere wird von den versammelten Gästen, die der Ceremonie beiwohnen, verzehrt, und nur die Haut mit den Knochen des Kopfes und den unteren Extremitäten wird an der Stange des Opfergerüstes aufgehängt.

In einigen Gegenden des Altai wird den Göttern von jeder Speise ein Opfer dargebracht, indem man, ehe man den Napf mit Speise an den Mund setzt, ein wenig davon nach allen Seiten hinspritzt.

Noch einer Sitte dieses Volksstammes will ich Erwähnung thun. Bei Bergpässen, die mit Gefahr zu passiren sind, und bei gefährlichen Flußübergängen sind Steinhaufen (Obo) errichtet, bei denen der Passirende dem Schutzgeiste ein Opfer darbringt, indem er ein Steinchen, einen Zweig oder einige Haarbüschel aus der Mähne seines Pferdes auf den Steinhaufen wirft. An einigen Stellen werden solche Opfer an einem Baume aufgehängt. Alle diese religiösen Handlungen verrichtet der Kalmück, aber ohne jegliche Andacht, ja selbst beim Beschwören der Geister durch die Schamanen sieht man die Anwesenden rund um im Kreise scherzend und plaudernd sitzen, als ob die Handlung sie gar nicht berühre. Auch die Schamanen selbst scheinen die Sache nicht sehr ernsthaft zu nehmen, denn sie sind für kleine Geschenke gern erbötig, jedem Reisenden ihre Künste mit der Zaubertrommel vorzumachen.

Was die Beziehungen der altaischen Bergkalmücken zu der russischen Regierung betrifft, so blieben sie, da sie durch die Lage ihrer Wohnsitze von allen Nachbarn getrennt sind, in ihren inneren Angelegenheiten fast ganz autonom gestellt. Sie zerfallen in zwei Bezirke: erstens die eigentlichen Kalmücken und zweitens die Dwojedaner. Die ersteren sind schon seit einem Jahrhundert der russischen Krone unterworfen, die letzteren dagegen erst seit einigen Jahren russische Unterthanen; bis dahin waren sie der chinesischen Krone unterthan und zahlten der russischen Regierung nur für das Land, das sie bewohnten, eine Abgabe an Maralfellen, da das Land zum russisch-chinesischen Grenzbezirk gehört; daher die Benennung „Doppeltzinspflichtige" (Dwojedanzen).

Die Altai-Kalmücken zerfallen in sieben verschiedene Abtheilungen (Tülschin) und die Dwojedaner in zwei. An der Spitze jeder Abtheilung steht ein Saisan; diese Würde ist in der Familie erblich, kann aber auch auf Wunsch des Volks einem andern übertragen werden. Unter jedem Saisan stehen einige Temitschi, meist vier bis fünf, deren Würde ebenfalls erblich ist, und unter jedem Temitschi stehen mehrere Schülängü. Die Pflicht dieser Beamten ist, der russischen Krone die Abgaben, welche in Fellen gezahlt werden, einzusammeln, und in der Kreisstadt Biisk abzuliefern; außerdem die Verbrecher, die vom „Kopfgericht" gerichtet werden müssen, dem Biisker Kreisgerichte zuzuführen und zu überweisen. Im Lande selbst gehört es zu ihren Amtsgeschäften, in ihrem Bezirk (Saisanschaft) Ruhe und Frieden zu erhalten, und über Streitigkeiten und kleine Verbrechen oder Vergehen in einer Versammlung der Temitschi zu richten.

Sollte das Urtheil des Saisans und der Temitschi dem Betheiligten nicht gerecht und billig erscheinen, so steht ihm die Befugniß zu, an das Biisker Kreisgericht zu appelliren, und der Fall wird dann in einer großen Versammlung der Saisane und vieler angesehenen Kalmücken, die unter Vorsitz eines Beamten des Biisker Kreisgerichts alljährlich einmal im Altai stattfindet, entschieden. Mit Ausnahme schwerer Verbrechen, die nach den russischen Gesetzen in Biisk abgeurtheilt werden, richten die Saisane nach ihren hergebrachten Sitten; das russische Gericht darf sich nur dann einmischen, wenn ein Russe bei einer Streitigkeit betheiligt ist, oder wenn die Kalmücken es selbst wünschen.

Die Saisane werden in ihrem Amte von der russischen Regierung bestätigt, erhalten aber keine Abzeichen ihres Ranges wie die chinesischen. Jene der Dwojedauer wurden früher von der chinesischen Regierung ernannt und trugen chinesische Mützen mit den Knöpfen der Beamten, die ihnen auf den chinesischen Grenzpikets übergeben wurden. Sie tragen dergleichen noch jetzt, obgleich sie sich von den Chinesen losgesagt haben. Ehrfurcht vor dem Saisan habe ich nur bei den Dwojedauern bemerkt.

Was die Abstammung der altaischen Kalmücken betrifft, so sind sie zum größten Theil Türken von den verschiedenartigsten Stämmen, die während vieler Jahrhunderte den Altai berührt haben; dies beweisen ihre Geschlechtsregister. Ihre Sprache ist ein sehr rein türkischer Dialekt, in den aber viele mongolische Elemente durch den Lauf der Zeit und Geschichte sich eingemischt haben.

Russische Ansiedler dringen fortwährend mehr und mehr in den Altai ein, und das Häufchen der Kalmücken schmilzt mit jedem Jahre mehr zusammen, da auch sie sich allmälig mit den Eindringlingen vermischen. Die riesigen Felswände, durch welche sie von den gefährlichen Nachbarn getrennt sind, werden diese nicht mehr lange zurückhalten und die Bergkalmücken werden nach wenigen Jahrzehnten zu den untergegangenen Stämmen gehören, wie die zahlreichen Tatarenstämme, welche vor zwei Jahrhunderten den Nordrand des Altai bewohnten.

Das magyarische Volk*).

Von Dr. cam. **Heinrich Ditz.**

Als der Magyar seine heutigen Wohnsitze einnahm, vertrieb er die slavischen Völker dort, wo er die Gegend sich zusagend fand, auf der Ebene nämlich, da, wo er wohl Herr sein, aber nicht selbst wohnen wollte, im Gebirge, unterjochte er sie.

Das hat nun wohl jedes einwandernde Volk ähnlich gemacht; jedoch bleibt der Unterschied, daß die übrigen Wandervölker sich im Laufe der Zeit mit den alten Einwohnern vermischten, die Magyaren aber noch heute, nach tausend und mehr Jahren, sich scharf von den übrigen Einwohnern des Landes unterscheiden. Nicht nur, daß sie ihre eigene Sprache, ihre besondere Sitte und Lebensweise, ihren specifischen Volkscharakter aufrecht erhalten haben, auch ihre sociale, ja selbst ihre politische Stellung ist bis in die neueste Zeit eine besondere geblieben. Der Magyar war der Herr im Lande und in der Gemeinde, und den übrigen Nationen blieb nur das Dienen. Der Magyar leitet daraus ein historisches Recht her, sich als die erste Nation und als die edelste des Landes zu fühlen; der einzige „Schwab" ist es, den er sich einigermaßen gleichstellt — während der „Deutsche" (in Deutschland wohnhaft) von dem Unbefangenen für viel höher gehalten wird — und dieser Schwab ist es auch einzig, welcher in allen politischen Kämpfen auf Seite des Magyaren steht, während die Slaven immer gegen beide Front machen. Der Magyar, sagten wir, habe ein historisches Recht, sich als die edelste Nation in Ungarn zu fühlen, und wir können hinzufügen, daß er dieses Gefühl noch nie unterdrückt hat, ja daß er es gegen die slavische Bevölkerung in einer oft nicht zu rechtfertigenden Weise äußert. Der Magyarismus wird seiner Zeit dem Slaventhum viel gefährlicher werden, als das deutsche Element in Oesterreich es je gewesen ist.

Im Alföld fragte ich einmal meinen Kutscher, was das für Leute seien, welche uns mit einem Ziehkarren begegneten. „Herr," sagte er, „das sind sehr arme Leute, wir Ungarn nennen sie Tot" (Slaven). Es waren slovakische Glashändler. Ich begriff nicht sogleich, warum mein Kutscher diese Leute so arm nannte; denn allem Anscheine nach waren sie reicher als er, der nach seiner eigenen Aussage nichts als sich und eine zahlreiche Familie besaß. Erst nachher fiel es mir ein, daß der Ungar ohne alles Vermögen sich für reicher, jedenfalls für vornehmer halten mochte, als die Slovaken, wenn sie auch etwas im Besitz hatten.

Wenn sich der Ungar eine edle Nation nennt, so hat er nicht Unrecht. An Ritterlichkeit im äußern Auftreten steht er gewiß keiner andern nach. Nobel in allen seinen Bewegungen und Reden, fast nie gegen den guten Ton verstoßend, könnte der Ungar vielleicht eher ein Lehrmeister des Anstandes und des geselligen Benehmens sein, als die hohe Schule zu Paris. Man muß aber erst die Ungarn selbst sehen und sie selbst ihre geharnischte Sprache sprechen hören, ehe man im gebildeten Westeuropa den asiatischen Ungarn als einen Meister in der geselligen Bildung anerkennt.

Eben so wenig kann man dem Magyaren den innern Adel bestreiten. Sein Edelmuth, sein Idealismus und seine Opferwilligkeit, seine seltene Herzensgüte und was man mehr will, man findet es bei demselben in einem Grade vertreten, der ihn vor den meisten europäischen Völkern vortheilhaft auszeichnet.

Der Ungar ist mit einem einzigen Wort ziemlich vollständig charakterisirt. Er ist Student. Wir wollen im Folgenden die Parallele durchführen.

Beim Ungar hat oft nicht der tiefe Verstand, sondern das Herz die Oberhand. Er ist Poet, aber nicht mehr der steifernste patriarchalische Nomade, sondern eher der unbesorgte, immer gemüthsruhige Wirthschafter. Deshalb sagt ihm auch die Landwirthschaft am meisten zu, seitdem er die reine Viehwirthschaft hat aufgeben müssen; denn hier bleibt die Gemüthlichkeit noch am längsten, und wenn der Landwirth im Frühling für die Saat und im Herbst für die Ernte gesorgt hat, so ist es in Ungarn noch möglich, während der übrigen Zeit alle Sorge dem lieben Herrgott anheim zu geben. Der

*) Vergleiche „Globus" XI. S. 49 u. 75.

Landwirth sieht seine Ernte mehr als Mittel an, um zu leben; bei ihm ist das Leben nicht das Mittel, welches den Zweck hat zu ernten. So ist es aber nahezu bei der Industrie und den Gewerben: ein Ringen ohne Rast und Ende, um am Ende des Jahres auf dem Gewinnconto ein Plus zu erzielen, und das ist dem poetischen Ungar ein Graus. Er liebt wie Jedermann den Gewinn, aber er verachtet den, der hinter demselben jagt, und er würde mit sich selbst unzufrieden sein, wenn er dem „unedlen" Gewinn zu Liebe zum Gewerbe griffe. Das Gewerbe ziemt sich nicht für die „edle Nation"; das überläßt man den Uebrigen. Der Ungar ist Student: er ist das bemooste Haupt, dem die Sorge nicht ziemt; zu sorgen braucht nur der Philister; der Student will nur leben.

Auf der ersten ungarischen Gewerbeausstellung zu Pesth, 1842, waren unter 80 Ausgezeichneten: 50 Deutsche, 9 Slaven, 13 größtentheils von Deutschen geleitete Fabriken und nur 8 Magyaren. Es fehlt Ungarn überhaupt an den Vorbedingungen zum Gewerbe und Fabrikbetriebe, besonders auf der Ebene: es mangelt an Wasser, an Kohlen und Baumaterial, wie nicht weniger an gebildeten und billigen Arbeitern; aber wo die Natur des Landes nicht hindert, da giebt der Charakter des Ungarn den Gewerben und der Industrie den Rest.

Der Ungar lebt ganz für Ideale. Hat er sich ein solches gebildet, so sucht er es um jeden Preis zur Durchführung zu bringen. Um das Wie kümmert er sich nicht. Er steuert immer gerade auf das Ziel los und wenn es über Felsen und Abgründe geht. Die Felsen sollen sich öffnen und die Abgründe sich schließen, damit er das schöne Ziel um so eher und leichter erreiche. Da sie dieses aber nicht auf sein Geheiß thun, so leidet er eben deshalb so häufig Schiffbruch. Das Terrain zu studiren versteht er nicht und er verschmäht es; die Verhältnisse kann er deshalb nicht benutzen, wie der Realpolitiker, im Gegentheil stehen sie ihm allenthalben im Wege*).

Ungarn hat nur einen großen Realpolitiker gehabt, Stephan Széchenyi. Er war es, der das oft gehörte Wort sprach: Ungarn ist noch nicht gewesen, es wird erst sein. Was aber noch mehr ist, er that mehr als alle seine Zeitgenossen zusammen, diese Prophezeiung in Erfüllung zu bringen. Aber er that es nicht so, wie die Ungarn zu arbeiten gewohnt sind; er setzte sich nicht das Ideal und zog dann eine gerade Linie, um den einzuschlagenden Weg zu bezeichnen, sondern er benutzte den Weg, wo er ihn geebnet fand, und wenn derselbe auch noch so große Krümmen hatte, und dabei kam er jederzeit am sichersten und ehesten aus Ziel. Széchenyi wollte die Nationalität und die Selbständigkeit Ungarns kräftigen und heben. Was that er zu diesem Zwecke? Drang er in die österreichische Regierung und erbat oder forderte er Zugeständnisse von derselben? Nicht das. Er baute eine schöne Brücke über die Donau, um Pesth und Ofen dadurch zu einer großen Stadt zu verschmelzen, indem er die Verbindung zu jeder Jahreszeit sicherstellte, was vordem nicht der Fall war. Er sorgte dafür, daß nach der großen Ueberschwemmung, welche vom 13. bis 18. März 1838 das alte Pesth fast ganz zerstörte, aus dem Schutt eine schönere neue Stadt wieder erstehe. Und Széchenyi hat sich nicht geirrt, wenn er damit die ungarische Nationalität und Selbständigkeit zu kräftigen glaubte, indem er auf alle mögliche Weise Pesth-Ofen zu einer großen und zu einer schönen und wohnlichen Stadt machte, durch den Bau einer Brücke und schöner Häuser, durch Gründung einer nationalen Akademie und eines guten nationalen Theaters. Durch alles dieses zog er den ungarischen Adel von Wien nach Pesth, und erst seit dieser Zeit nahm der hohe Adel den gebührenden Antheil an den Angelegenheiten des Vaterlandes, ein Adel, der sich vordem darin gefiel, durch geistigen und leiblichen Absenteismus zu glänzen, und der kaum einen höhern Wunsch hatte, als den, der reichste und vornehmste Hofadel des österreichischen Kaiserstaates zu sein. Erst Széchenyi hat in dem neuen Pesth den Ungarn einen festen Mittelpunkt gegeben; das alte Pesth, von dem ein alter Schriftsteller, Salomon Schweizer, sagt, daß innerhalb der hohen Mauern „schlechte, niderträchtige Gebaü und liderliche Haüßlein, auch sehr kothige und wüste Gassen" seien, jenes alte Pesth hat nie die Centripetal-, sondern die Centrifugalkraft ausgeübt.

Sonderbar; durch eine Brücke und durch schöne Paläste konnte man eine Nation kräftigen! Doch wir sind abgeschweift und knüpfen wieder an unsere Charakteristik an, indem wir darauf hinweisen, daß diese Art nicht die Politik des Ungarn ist, sondern die einzige große Ausnahme in der Person Széchenyi's. Wie wir oben sagten, ist der Ungar nicht Real-, sondern Idealpolitiker.

Wie sich der Idealist nicht um die Mittel und Wege bekümmert, wie er sein Ideal zur Wirksamkeit bringt, so ist er auch unbekümmert um die Nebenresultate seines verwirklichten Ideals. Wenn er für die Freiheit schwärmt, so ist es ihm genug, daß die Freiheit eine schöne Idee ist; ob sie zum Untergange oder zur Hebung des Volkes führt, danach fragt er weniger. Der Idealpolitiker ist Principienreiter. Für eine nur fingirte Verletzung der Ehre setzt so der Student im Duell sein Leben ein — nicht um die Ehre, sondern um seine Idee zu retten. Gerade so tritt der Ungar für seine Ideen auf: bei ihm ist das fiat justitia pereat mundus kein verschrieenes Wort. Ihn kümmert das Resultat seines Strebens nicht, nur die Idee. Der Ungar vertheidigte Jahrzehnte lang seine avitische Verfassung mit einem Eifer und einer Hartnäckigkeit, die man anderwärts nicht begreifen konnte, denn die Verfassung war augenscheinlich für unsere Zeit unbrauchbar geworden. Aber er vertheidigte sie deshalb, weil sie rechtmäßig war und die gegenwärtigen Zustände in seinen Augen es nicht waren. Er verweigerte so lange die Steuer, bis man ihn mit Gewalt zum Zahlen zwang; aber nicht deshalb verweigerte er sie, weil er zu sehr am Gelde hing oder weil er nicht zu den Bedürfnissen des Staates beisteuern wollte, sondern deshalb, weil die Steuergesetzgebung nicht auf verfassungsmäßigem Wege ins Leben getreten war. Er trat für die Idee des Rechts in die Schranken; wohin sein Arbeiten führte, daran dachte er nicht, und wenn sie zum offenbaren Ruin des Staates geleitet hätte, es verschlug bei ihm nichts; die Idee des Rechts mußte gerettet sein, wenn auch das Recht noch so knöchern und noch so wenig lebensfähig war.

Die Freiheitsliebe des Studenten ist bekannt; aber nicht weniger bekannt ist, wie sehr er seinen eigenen Willen aufheben, wie sehr er der Sklav Anderer sein kann. Als Mitglied einer Corporation giebt es keinen gehorsamern und bereitwilligern Unterthan gegenüber den Corporationsgesetzen. Der Student ist hier eben nur Sklave jener Ideen, welche die Corporation vertritt, er ist auch hier Idealist.. Wie ganz stimmt dazu das Bild des Ungarn! Ihm hat sich auf der unbegrenzten freien Pußta die Freiheit in einem so verlockenden Bilde gezeigt, daß er auch in der Politik sein höchstes Ideal in der Freiheit sieht, und er hat gezeigt, daß er für dieselbe einzustehen wußte. Aber gerade wie der Student, hat auch er einen Corpsgeist, dem zu Liebe er sich gern zum Sklaven des Ganzen macht. Er erträgt es am ehesten, daß man sich in seine innersten Angelegenheiten mischt, und er ist

*) In unseren Tagen haben aber doch die Magyaren den Beweis geliefert, daß sie sich auch auf Realpolitik sehr gut verstehen. A.

willig; nur muß es einer Idee willen sein. Der eben seines Freiheitssinnes willen so ungezogene und polizeiwidrige Ungar gehorcht dann wie ein Kind. Er spricht nicht mehr deutsch in seiner Familie wie sonst, weil die Nation beschlossen hat, die ungarische Sprache zu Ehren zu bringen. Er wagt nicht, die ungarische Literatur gänzlich außer Acht zu lassen, und wenn er sie auch nicht liest, so sucht er doch wenigstens zu kaufen, um die Literatur dadurch zu heben, denn es ist Mode. Der Ungar spricht nicht seine Sprache, wie sie ihn der Gebrauch gelehrt, sondern wie die Akademie der Wissenschaften sie ihm vorgeschrieben hat.

Wer es noch nicht weiß, dem sei es hier mitgetheilt, daß die Akademie der Wissenschaften einige Hundert, vielleicht einige Tausend neue Wörter gemacht hat, um sie an Stelle abgedankter oder vielmehr abzudankender fremdländischer zu setzen. Wenn bei uns Jemand auf den Einfall käme, und wären es auch alle Gelehrten zusammen, anstatt Apotheke zu schreiben „Heilmittelniederlage", oder „Fernschreiber" anstatt Telegraph, so würde man solche Einfälle im allergünstigsten Falle belachen und bespotten; wahrscheinlicher aber wäre es, daß Niemand Notiz davon nähme. In Ungarn aber und nur in Ungarn ist es möglich gewesen, diese Vorschläge zur Geltung zu bringen.

Der Ungar trägt seine Nationalkleidung, nicht, weil sie ihm an und für sich behagt; denn er hatte sie aus freien Stücken vollständig bei Seite gelegt. Sie scheint auch unserm Auge recht unbequem. Aber als es im Jahre 1861 plötzlich wieder hieß, daß wer Ungarns Wohl und Gedeihen wolle, auch ungarische Tracht tragen solle, da wurde rasch über Nacht das ganze Ungarn wieder in die enge Hose gezwängt, in den alten ungarischen Rock geschnürt und in die hohen Nationalstiefeln gesteckt. Der Modeconvent hatte beschlossen, daß alle Burschen in Farben und Cerevis erscheinen sollten, und sie erschienen darin. Und wer will schließlich behaupten, daß es jenem Magyaren nicht Ernst war, als er, scheinbar im Scherz, zum Schreiber dieser Zeilen sagte: „Wir Ungarn essen den Rettig sehr gern; er ist auch Nationalessen bei uns, weil er die ungarischen Farben trägt: grün das Laub, weiß der Kopf und roth die Wurzel?"

Wenn der Philister politisirt, so thut er es, um besser zu verdauen und sich gut zu unterhalten: er kannegießert. Der Student dagegen betrachtet das Politisiren als einen selbständigen Zweck; er lebt ja ganz in Politik und geht darin auf, wenn er überhaupt einmal Politik treibt. Ich glaube, es giebt auch unter den Völkern Philister- und Studentenpolitiker; und dann gehört der Ungar zu den letzteren. Es giebt kein Volk in Europa, welches mehr Politik treibt, als das ungarische, leider verlegt es sich oft nur auf die „höhere" Politik; für eine gesunde Wirthschaftspolitik fehlt ihm der Sinn. In Ungarn spricht man beständig von Staatsangelegenheiten; das thut man mehr oder weniger auch anderwärts; allein es bleibt doch immer ein Unterschied gegen Ungarn. Hier politisirt man um seine und seiner Rechte Existenz, anderwärts häufig, um mit der Unterhaltung über das Wetter einmal abzuwechseln. Wenn wir Politik ins Gespräch bringen, so können wir ruhig dabei bleiben, und wenn wir gute Speisen vor uns haben, so lassen wir uns den Appetit nicht verderben, denn wir — ich meine nicht den Politiker von Beruf, sondern das Volk — wir sprechen quasi über eine fremde Angelegenheit. Der Ungar dagegen wird gleich aufgeregt, sobald er in einen politischen Discurs hineingeräth, und so sehr er Gourmand ist, in diesem Falle vergißt er Alles; denn die Politik, die ihn beschäftigt, ist seine eigene und Herzensangelegenheit, nicht eine fremde. Die Nüance zwischen dem ungarischen und dem deutschen politischen Discurse läßt sich nicht immer in Worten geben; aber uns scheint der hauptsächlichste Unterschied der zu sein: Erzählt man dem Ungarn z. B. ein politisches Ereigniß, so liest man auf seinem Gesichte die Frage: Was sollen wir denn da thun? während der Deutsche etwa denkt: Was wird man denn dabei wohl anfangen? Der betreffende Ungar ist eben so unfähig, auf den Gang der Dinge einen Einfluß auszuüben, wie sein deutsches Gegenstück, aber er fühlt stärker den natürlichen Beruf des Individuums, am Leben des Staates den regsten Antheil zu nehmen.

Man kann dem Ungarn nicht das Zeugniß geben, daß er ein unbefangener Politiker sei; vielmehr ist er im höchsten Grade schroff und einseitig. Dieses hängt eben mit seinem Idealismus aufs Engste zusammen, der in den Tendenzen kein Maß, sondern nur das Extrem kennt. Eben weil z. B. der Ungar die ungarische Nationalität als Idealist auffaßt, nur deshalb kann er so exclusiv nationalistisch sein, wie es außerhalb Ungarns nur selten möglich ist. Kosmopoliten findet man in Ungarn wenige. Und es ist keine andere Auffassung für den Stockungarn möglich, als die, daß Ungarn gerade mitten auf der Welt liege, daß vor den Magyaren keine Zeit gewesen und daß sie mit ihnen einst auch aufhören werde. Es giebt sehr viele Ungarn, welche glauben, der civilisirte Westen habe in der Geschichte nur den Zweck, für Ungarn vorzuarbeiten. Wenn Ungarn einmal das Nothwendige von dieser Cultur in sich aufgenommen habe, so sei auch die historische Bedeutung des Westens erloschen. Der Student singt anstatt dessen das Lied: Wir sind die Könige der Welt. —

Unsere Parallele zwischen Magyaren und Studenten paßt noch weiter. Der Ungar ist durchaus Lebemann; ungeheure Heiterkeit ist auch seines Lebens Regel, und wenn ein deutscher emeritirter Student mit einem sechszigjährigen Ungarn in Gemüthlichkeit zu rivalisiren hat, so kann ihm diese Concurrenz schwer werden. Gute Tafel und volle Gelage füllen keinen kleinen Theil vom Leben und Wirken des Ungarn aus. Wenn Essen und Trinken, wenn das Amüsement und die Pflege des Körpers das Leben wäre, so wäre der Spruch vollständig wahr: Extra Hungariam non est vita; si est vita, non est ita. Leider kann man es nicht in Abrede stellen, daß bei vielen Ungarn ein höherer Lebenszweck nicht bekannt ist.

In einer Hinsicht jedoch müssen wir die Parallele in eine Antithese umwandeln; und wir fühlen uns um so mehr dazu bewogen, weil in Deutschland da und dort irrige Ansichten in diesem Punkte herrschen. Schreiber dieser Zeilen ist mit einer Vorstellung von ungarischer Unreinlichkeit ins Land gekommen, welche an die Grenze des Möglichen streifte. Er verdankte aber diese Vorstellung nur vielen Büchern über Ungarn und dem landläufigen Vorurtheil. Er ist aber nie mehr enttäuscht worden, als gerade in dieser Beziehung. Wohlgemerkt ist hier nur von den eigentlichen Ungarn, den Magyaren, die Rede, und es soll hier keineswegs der Slovak, Wallache und Serbe, am wenigsten der Scholaz das gleiche Prädicat der Reinlichkeit erhalten. In Ungarn selbst kennt man übrigens die Sauberkeit des Magyaren zur Genüge, und wenn man keine ethnographische Karte zur Hand hat, so kann man es der fast holländischen Reinlichkeit mit Bestimmtheit ansehen, daß dieses und jenes Dorf ein magyarisches ist. Daß man im Wohnhause des Ungarn so wenig Schmutz und so viel Nettigkeit sieht, wäre wohl dadurch zu erklären, daß er all seinen Wirthschaftsschmutz auf der Tanya lasse, wenn nicht die Tanya selbst eben so geputzt wäre. Und das ist das beste Zeichen, wenn auch dort die Reinlichkeit herrscht, wo ein fremdes Auge fast nie hinkommt.

Der Magyar trägt mit Vorliebe weiße Kleider. Das ist entweder ein Zeichen von höchster Schmutzigkeit, wenn

nämlich die so leicht in die Augen springende Verunreinigung nicht genirt, oder aber ein Zeichen von hoher Reinlichkeit, wenn jede Beschmutzung gescheut und gleich wieder weggewaschen wird. Beim Ungarn ist das letztere der Fall. Und wie an seinem Kleide, so duldet er auch keinen Fleck an den Wänden seines Hauses und seiner Zimmer. Was wird man von der Unreinlichkeit des Ungarn noch denken, wenn man hört, daß er jede Woche oder wenigstens alle vierzehn Tage seine Küche von Grund aus und das ganze Haus nach außen und innen an den beschmutzten Stellen weißt? Es ist freilich wahr, daß der Ungar gern sein Kopfhaar mit Speck einschmiert und sein Hemd mit Fett; allein das ist nur in unseren Begriffen unreinlich oder wenigstens unappetitlich; der Ungar aber sieht es als ein Conservirungsmittel gegen das Klima an. Warum sollte denn der Speck im Kopfhaar unreinlicher sein, als die Wichse im Schnurrbart? Und diese ist doch auch bei uns salonfähig. Daß wir übrigens so ungünstige Begriffe von der Sauberkeit des Ungarn haben, mag von der Verwechslung des Ungarn mit dem Slovaken herrühren; denn diesen sehen wir in Deutschland häufiger, besonders als Händler mit Mausefallen; der Magyar selbst geht nur selten aus seiner Heimath, und ihn in Deutschland zu sehen, haben wir selten oder nie Gelegenheit.

Auch die Ordnungsliebe und Präcision ist eine Seite des ungarischen Volkscharakters, die ihn vom Studenten zu seinem Vortheil unterscheidet. Es ist Regel der Gutsherren in Ungarn, zu Arbeiten im Tagelohn vorzüglich die deutschen, zu Accordarbeiten dagegen die ungarischen Arbeiter zu verwenden. Denn der Deutsche ist fleißiger und arbeitstüchtiger, aber er übereilt die Arbeit gern; wogegen der Ungar zwar langsamer, aber ängstlich sorgfältig und pünktlicher als Arbeiter ist. Der Ungar leidet bei Accordarbeiten meistens Schaden, weil der Preis der Arbeit für eine mittelmäßige Leistung bemessen ist, wie man sie eben gewöhnlich von dergleichen Arbeiten erwartet, der Ungar aber die möglichste Mühe anwendet, um die Leistung gut zu machen. —

Wir wollen aber die Parallele zwischen Ungarn und Studenten nicht bloß auf die Schattenseiten beschränken, sondern wollen auch eine gute und angenehme Seite derselben zeigen. Dem Studenten gehört die Zukunft; er ist demnächst dazu berufen, in die Geschicke seines Vaterlandes bestimmend einzugreifen, von ihm hängt gar die Zukunft seines Vaterlandes ab, wir meinen natürlich nicht vom Studenten als solchem, sondern als dem späteren Beamten und Repräsentanten der Bildung seines Landes. Und wir hoffen auch, daß sich das oben angeführte Wort Széchenyis vollständig bewähren wird, daß Ungarn nicht gewesen ist, sondern daß es erst sein wird, und daß das jetzige Ungarn noch in seinem Jünglingsalter ist.

Die Liebe zu den Kindern und Thieren soll das Zeichen eines kindlich guten Herzens sein. Ist dieses wahr, so hat der Ungar gewiß das beste von der Welt. Seine Gutherzigkeit sieht man bei dem Umgange mit den Thieren im höchsten Glanze; hier muß man ihn beobachten, um ihn lieb zu gewinnen. Man darf lange mit einem ungarischen Kutscher fahren, ohne je zu sehen, daß er die Peitsche zum Schlagen anwendet; das Höchste, wozu sich der ungarische Kutscher versteigt, ist, daß er blind mit derselben in die Luft schlägt. Sonst muntert er seine Pferde durch seine Unterhaltung mit denselben auf. Er spricht beständig mit ihnen, erzählt ihnen auch mancherlei von dem, was zu einem guten Pferde gehöre, das seinem Herrn Freude mache, von dem schönen Futter, welches sie zu erwarten haben, er giebt ihnen schöne Namen, und spickt seine Unterredung immer durch Benennungen wie Freund, Täubchen, Engel, und bittet dann sein Gespann, sich dieser Namen nicht unwürdig zu machen. Ein ungarisches Volkslied führt den zum Liebchen reitenden Bräutigam vor, wie er sein Pferd zum Eilen anspornt. „Friß nicht das Gras," sagt er, „das am Wege so üppig steht, und saufe nicht vom See, den der Mond so silberfarben scheinen macht; denn das Gras ist giftig und das Wasser faul und stinkend. Säume nicht hier in der Wüste, sondern eile zum Liebchen, das für dich in der Krippe schweres Korn und fetten Trank bereitet hat." Das ist Poesie, aber eine solche, die alltäglich zur Wirklichkeit wird.

Selbst der Schweinehirt auf der Pußta erzählt seiner Herde, daß es sein und ihr Freund sei, der sich jetzt gerade der Herde nähert. Und das Schwein versteht seinen Hirten. Wie er die Herde aufruft, den Wolf und den Dieb in Stücke zu reißen, sobald sie sich der Herde nähern, und wie sie sich dann ihres Auftrags nach Kräften entledigt, so beruhigt sich dieselbe augenblicklich, wenn sie, in dem Ankömmling den Betyáren (Dieb) vermuthend, sich in Schlachtreihe aufstellt, um ihn in geschlossenen Reihen zu erwarten und ihn dann in Stücke zu reißen. Das ist Sitte bei den Pußta-Schweinen. Die Herde beruhigt sich, wenn sie das Wort ihres Hirten hört, daß ein guter Freund sich nähere.

Fortdauer der vulkanischen Ausbrüche auf Santorin.

Seit länger als einem Jahre hat die vulkanische Thätigkeit bei der Insel Santorin keine Unterbrechung erfahren. In einem Schreiben vom 5. März 1867 meldet Herr Fouqué, welcher im Auftrage der Pariser Akademie der Wissenschaften die Erscheinungen beobachtet, daß die Eruptionen noch so heftig sind als je zuvor; die Detonationen sind ungemein stark und die Lava fließt ununterbrochen in fünf verschiedenen Richtungen ins Meer, so daß der Raum, welchen sie bedeckt, seit dem vorigen Jahre beträchtlich zugenommen hat.

Bevor wir den gegenwärtigen Stand der Dinge nach Fouqué's Mittheilungen schildern, wollen wir darauf hinweisen, daß, gleich nachdem die ersten Ausbrüche im vorigen Jahre stattgefunden hatten, drei deutsche Geologen, die Herren Alfons Stübel, K. von Fritsch und W. Reiß gemeinschaftlich eine Expedition nach der Insel unternahmen und ihre Beobachtungen an Ort und Stelle bis gegen den Juni hin fortsetzten. Als erste Frucht ihrer Forschungen liegt uns eine Arbeit vor, die im Kreise der Fachgelehrten sicherlich die eingehende Würdigung finden wird, welche sie verdient.

„Santorin, die Kaimeni-Inseln, dargestellt nach Beobachtungen (von den drei eben genannten Gelehrten), Heidelberg, Bassermann 1867." Wir wollen zunächst auf die beigegebenen Tafeln hinweisen, welche an Uebersichtlichkeit besonders gewinnen, da sie nach Reliefkarten, die an Ort und Stelle, zur Erläuterung der geologischen Verhältnisse, aufgenommen wurden, photographirt sind. Dadurch wird der möglichste Grad von Treue erreicht und die Anschaulichkeit ganz ungemein gefördert. Zunächst finden wir, in Farbendruck, eine Uebersichtskarte der Inselgruppe von Santorin und der Meerestiefen. Santorin umschließt gleichsam im Hufeisen zwei

Drittel einer Bucht; das übrige Drittel wird von der kleinen Insel Therasia und der noch kleinern Insel Aspronisi gebildet. Auf diese Weise sind drei Einfahrten zur Bucht vorhanden, in welcher sich, bei den drei Eilanden Paläa-, Nea- und Mikra-Kaimeni, der eigentliche Herd der vulkanischen Thätigkeit befindet. Ein zweites Blatt giebt eine Uebersichtskarte der allmäligen Vergrößerung von Nea-Kaimeni, also der mittlern in dieser vulkanischen Gruppe; Mikra-Kaimeni liegt, nur durch einen schmalen Sund getrennt, östlich von ihr und Paläa-Kaimeni südwestlich. Von den vortrefflich ausgeführten Photographieen giebt die erste eine Verticalansicht dieser Inseln und des Meeresbodens, nach Eintritt der Eruption von 1866, und zwar so wie die Gestaltung am 30. Mai war, während das zweite Blatt jene vor Eintritt der Eruption und dann auch den Stand der vulkanischen Neubildung in perspectivischen Ansichten zeigt.

Den Tafeln ist ein erläuternder Text beigegeben, der sich durch Klarheit und Bestimmtheit empfiehlt. Da es nicht unseres Amts ist, auf das speciell Fachwissenschaftliche einzugehen, so können wir nur einiges Wenige herausheben. Die halbmondförmige Insel Thera (Santorin), welche, wie eben bemerkt, mit Therasia und Aspronisi ein Meerwasserbecken von über 5 englischen Meilen Durchmesser einschließt und in dessen Mitte die in geschichtlicher Zeit gebildeten Kaimeni-Inseln gelegen sind, gleicht in ihrem innern Bau und hinsichtlich der Beziehung, in welcher sie zu den noch stattfindenden vulkanischen Reactionen steht, vollkommen den berühmtesten Vulkanen Europas und vielen des amerikanischen Continentes. Das Verhältniß von Thera zu den Kaimeni-Inseln ist dasselbe, welches auch zwischen Somma und Vesuv, zwischen der Serra auf Fogo und einem 9000 Fuß hohen Aschenkegel besteht, und sich am Pik von Teneriffa und den ihn einschließenden Cañadasbergen wiederfindet. (Diese Vulkane hat Dr. Stübel an Ort und Stelle längere Zeit erforscht und genau beobachtet.) Die Theorie Leopolds v. Buch, daß es sich bei Santorin um einen Erhebungskrater handle, wird von den Verfassern keineswegs getheilt. Wir müssen für die Begründung dieser Ansicht auf das Werk selbst verweisen. Doch mag folgende Stelle herausgehoben werden: „Während am Vesuv die vulkanischen Kräfte den vorhandenen Kraterschacht immer wieder benutzten und kein dem Eruptionskegel an Größe vergleichbares Werk an die Seite stellte, ist im Golfe von Santorin jedes zeitweilige Erwachen der vulkanischen Thätigkeit durch ein besonderes Gebilde charakterisirt, das sich als solches, auch unter dem Wasser, bis herab zu einer gemeinschaftlichen Basis kennzeichnet. Diese Gebilde entstehen durch langsames Hervorquellen großer Lavamassen, welche ruhig an den Ausbruchsstellen überquellen, die Unebenheiten des Meeresbodens erfüllen und sich allmälig als Inseln über die Wasserfläche erheben. Dagegen zeichnen sich die Eruptionen des Vesuv meist dadurch aus, daß die ergossene, glühend flüssige Materie, indem sie von einem höher oder tiefer gelegenen Punkte über die Abhänge des Kegelberges fließt, sich zu langen, schmalen Strömen ausdehnt. Was auch die Ursache sei, — ob sie in der Beschaffenheit des flüssigen Gesteins oder nur in dem Stadium und in der Art und Weise der Eruption gesucht werden müsse, — höchst bemerkenswerth bleibt die Thatsache, daß kein durch Aufschüttung entstandener Schlackenberg, wie er den thätigen Vulkanen fast ohne Ausnahme eigen ist, bis jetzt im Golfe von Santorin gebildet wurde.“ Nachdem die Verfasser ihre Beobachtungen eingehend geschildert haben, sagen sie: „Wir dürfen gewiß von der Erhebungshypothese, zu der immer wieder zurückzugreifen so äußerst bequem gefunden wird, in diesem Falle sowohl für die Inseln selbst als auch für den zunächst gelegenen Meeresboden gänzlich absehen.“ —

Fouqué meint, daß die Eruption auf Santorin eine ganz ungewöhnlich umfassende sei. Flammen stiegen (Anfang März 1867) nur noch von der Georgsinsel auf und zwar, wenn Explosionen erfolgten, bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe. Die nach Süden, Osten und Westen abfließende Lava kommt aus dem Krater der Georgsinsel und nicht von der Basis derselben, so daß der ganze vulkanische Kegel, der nur 108 Meter (also etwa 330 Fuß) hoch ist und auf der Südseite sanft abfällt, ganz mit einem breiten Lavastrom überdeckt ist, der sich aber in die oben erwähnten fünf Ströme erst dann theilt, wenn er nahezu die Basis erreicht hat. Der Krater war im August 1866 vermöge eines gewaltigen Ausbruches nahezu von Schlacken und Lava gereinigt worden; gegenwärtig hat er wieder eine pilzförmig gestaltete Kappe von dergleichen. Die Bewegung des Erdbodens ist nicht sehr beträchtlich, doch ist der Quai von Nea-Kaimeni wieder um etwa 1 Meter gesunken und die Südküste von Mikra-Kaimeni liegt jetzt einen Fuß tiefer als früher. Dagegen hat der Sund zwischen Paläa- und Nea-Kaimeni beträchtlich an Tiefe verloren und an manchen Stellen ist nun der Meeresboden bis zu 60 Faden (360 Fuß) höher geworden. Der nördliche Theil der Georgsinsel wird wohl sehr bald mit Mikra-Kaimeni sich vereinigen, denn der Canal zwischen beiden ist nur noch 3 Meter tief und 6 oder 7 Meter breit.

Aus allen Erdtheilen.

Die Nachricht von Livingstone's Ermordung bestätigt. Nach Bombay kamen in der ersten Hälfte des März Berichte aus Sansibar, aus denen sich ergiebt, daß die früher von uns mitgetheilten Aussagen der „Johannaleute“ nicht aus der Luft gegriffen waren. Im December 1866 nämlich war der Araber Musa, ein treuer Begleiter Livingstone's, nebst einigen anderen Mitgliedern der Expedition aus dem Innern an die Küste zurückgekommen. Seine Aussagen sind, den Bombayer Zeitungen zufolge, ganz bestimmt. Aus denselben geht hervor, daß Dr. Livingstone in der Mitte des Septembers auf das westliche Ufer des Nyassasees hinübergegangen und einige Tagereisen landeinwärts vorgedrungen war. Er traf dort mit einer Horde wilder Mafite zusammen, als er wie gewöhnlich dem übrigen Zuge seiner Leute eine kleine Strecke weit voraus war und nur etwa acht oder neun junge Leute zur unmittelbaren Begleitung hatte. Die Wilden griffen ihn ohne Veranlassung seinerseits an und überraschten ihn gleichsam. Seine Leute gaben Feuer, aber noch bevor der Pulverdampf sich gänzlich verzogen hatte, war Livingstone durch einen Hieb mit einer Streitart zu Boden geschlagen worden, und dann wurden auch seine Begleiter niedergehauen. Musa war Augenzeuge des Vorgangs, er stand hinter einem Baume und sah, wie der Doctor den Todesstreich erhielt. Er kehrte sofort um, entfloh mit den übrigen Leuten der Expedition in den dichten Wald, gelangte dann an den See und kehrte von dort mit einer Karawane an die Küste zurück. Als das tragische Ereigniß in Sansibar bekannt wurde, flaggten die Consulate und die Schiffe im Hafen, auch jene des Sultans, zum Zeichen der Trauer am halben Mast. Livingstone selber hat eine Ahnung gehabt, daß er von dieser Expedition nicht zurückkommen werde. Er sprach darüber mehrmals mit den Offizieren des englischen Kriegsschiffes „Penguin“; diese waren die letzten Europäer, mit welchen er zusammengetroffen ist.

Wir wollen hier hinzufügen, daß der bekannte Geograph Desborough Cooley im „Athenäum" hervorhebt, daß Livingstone in seinen Schilderungen sich mancher Irrthümer schuldig gemacht habe. Es sei z. B. höchst auffallend, daß er Zulus (Amazulus), deren Land an der Nordgrenze der Colonie Natal liege, an beiden Seiten des Nyassasees gefunden haben wolle. Während er in seinem Reisewerke hervorhebt, daß die Ufer der südlichen Gegenden am See ungemein dicht bevölkert seien; er sagt, daß das Hochland am nördlichen Theile desselben theilweise von einem Zulustamm eingenommen werden sei, der erst vor ein paar Jahren dorthin gekommen wäre. Er schreibt über dieses Volk: „Die Mazitu leben auf dem Hochlande und sie sind ursprünglich aus dem Süden gekommen, aus dem Binnenlande von Sofala und Inhambane." Nun sind diese beiden Gegenden gut bevölkert und haben friedliche Zustände. Wie läßt sich aber annehmen, daß eine Horde wilder Krieger durch diese Gegenden und die portugiesischen Besitzungen nach dem stark bevölkerten See gekommen sei, ohne daß man etwas davon gehört hätte? Wanderzüge wilder Völker kommen, in Folge von Hungersnoth, in Afrika allerdings vor, aber dieselben werden immer weit und breit bekannt. Livingstone's Meinung, daß die Mazitus zu den Zulus gehören, scheint sich auf die Gestalt und Größe ihrer Schilde zu stützen; aber er selber war doch seiner Sache nicht recht sicher; er sagt: „So groß war der Schrecken vor diesem Schilde, daß wir manchmal zweifelten, ob diese Mazutu hier wirklich Zulus seien; wir vermutheten, daß die Leute im Lande sich diese Furcht zu Nutze machten, die Schilde annahmen und dann behaupteten, Zulus zu sein." Als er dann mit Mazitus zusammentraf, konnte er aus ihren Zähnen (— die spitz gefeilt sind —) abnehmen, daß sie Landeseingeborene waren, welche man den Zulus einverleibt habe. „Der Zweck ihrer Raubzüge geht dahin, Weiber und Kinder einzufangen, welche dann in den Zulustamm aufgenommen werden." Er giebt also zu, daß die Mazitus Landeseingeborene seien, „und was ihre Einverleibung unter die Zulus anbelangt, so ist das nur eine Phrase, welche, gleich jener von den Schrecken einflößenden Schilden, nur das hartnäckige Festhalten an einer grundlosen vorgefaßten Ansicht bezeugt. Wenn die Leute am See sich so leicht in Zulus verwandeln können, so braucht man ja gar keine Wanderung von Süden her anzunehmen. Das Wort Mafitu ist gar kein Volksname und Livingstone selber nennt sie einmal Azitu. Die große zingische Sprachfamilie hat örtliche Verschiedenheiten; Livingstone aber nahm den corrumpirten Namen entweder von seinen Makololo-Begleitern oder von den portugiesischen Creolen an, welche letztere die Inflexionen weglassen. Das Wort Mazitu bedeutet Wälder; Wa Mazitu wären Leute in den Wäldern oder Buschmänner, d. h. herumstreifende Banden, welche sich der Autorität der Dorfältesten entzogen haben. Dergleichen Banditen findet man in allen Theilen Afrikas. Aber ein Volk der Mazitus ist nicht vorhanden, und eben so wenig ist Grund zu der Annahme, daß Amazulus irgendwo nördlich von der Delagoabai wohnen. In seinem letzten Briefe aus Ngemano am Rofuma äußert Livingstone selbst weitere Zweifel, indem er sagt, daß die Mazitu vielleicht Zulus seien." (Weiteres in der folgenden Nummer.)

Der Afrikareisende Le Saint. Dieser kühne Infanterielieutenant will bekanntlich ein großartiges Wagniß unternehmen. Er schiffte in der ersten Hälfte des März 1867 von Suez nach Suakin. Sein Reiseplan ist folgender. Zunächst begiebt er sich von Suakin, dem bekannten Hafen am Rothen Meer, nach Chartum und von dort geht er den weißen Nil hinauf und nimmt die Reiseroute von Grant, Speke und Baker. Die geographische Gesellschaft in Paris, welche ihn unterstützt, hat ihn ersucht, diese Region genau zu erforschen, namentlich aber, ob, was sehr wahrscheinlich ist, die wirklichen Nilquellen landeinwärts zurückliegen, als Speke rc. annehmen. Le Saint will dann weiter „das große Centralplateau von Afrika" von Osten nach Westen durchwandern; er gedenkt den Atlantischen Ocean bei der französischen Niederlassung am Gabon zu erreichen. Die ganze Wanderung meint er binnen zwei Jahren machen zu können, doch läßt sich darüber natürlich gar nichts Genaues bestimmen. Niemand kann sich verhehlen, daß er den größten Gefahren entgegen geht, um so mehr, da er die Reise ganz allein macht. Wir wollen hier bemerken, daß unser Landsmann Adolf Bastian, der so viel von den fünf Erdtheilen gesehen hat, wie irgend ein lebender Mensch und der auch Afrika kennt, einst mit dem Plane sich trug, den Continent in der entgegengesetzten Richtung vom Gabon aus nach der Ostküste zu durchwandern, und zwar gleichfalls ohne Begleitung irgend eines Europäers; er hielt ein solches Unternehmen für ausführbar. Hoffen wir, daß Le Saint's Kühnheit zu einem glücklichen Ausgange führe.

Die Christen auf der Halbinsel Korea.

Wir haben über dieselbe nur unvollständige Nachrichten. Sie liegt, so weit die eigentliche Halbinsel in Frage kommt, zwischen dem 40. und 35. Breitengrade, hat etwa 4000 Quadratmeilen und angeblich an 9 bis 10 Millionen Bewohner. Den Missionairen war der Zugang von Seiten der Regierung verboten, sie schlichen sich aber ein und bekehrten. Bis zum Jahr 1857 sollen etwa 15,000 Koreaner zum Katholicismus bekehrt worden sein. Ein Missionair (in den „Annales de la propagation de la foi", Januar 1867) meint, man könne wohl jährlich 10,000 Proselyten machen, wenn die „religiöse Freiheit" gestattet wäre. Man verlangt diese, während man sie selber nicht gewährt! Im Jahre 1865 sind 907 Koreaner getauft worden. Ein anderer Missionair bemerkt eben daselbst, daß 1862 die Regierung sich um die Missionaire und ihre Bekehrten scheinbar gar nicht bekümmert habe; aber es scheint, als ob das Volk von ihnen nichts habe wissen wollen. „In der schönen Provinz Tilung sang haben die Heiden sich gegen uns verschworen und bei den Mandarinen den Antrag gestellt, daß man uns aus dem Lande fortschaffen möge. Derartige Schritte sind fast überall günstig aufgenommen worden, und nun wissen unsere Christen nicht, wohin sie sich wenden sollen; sie irren hülflos umher. In der Provinz Tieng kei, in welcher die Hauptstadt (Han iang) liegt, sind die Trabanten ohne Befehl von Seiten der Obrigkeit in sechs oder sieben Dörfer eingedrungen, haben geplündert, gesengt, die Leute geprügelt und ins Gefängniß geschleppt. In der Provinz Hoang haï practisirten einige Frauen die christliche Religion, verheimlichten das aber vor ihren Männern; dort haben wir nun auch 15 Männer getauft. — In manchen Bezirken hat der Mandarin die Neubekehrten fortgejagt und das heidnische Volk ihre Häuser demolirt. Viele Edelleute sind unserer Religion günstig, ebenso manche Beamte. In der Hauptstadt ist die Polizei sehr wachsam; auf anderen Punkten dagegen hat man es sich herausgenommen, den christlichen Cultus öffentlich zu halten."

„Im Januar 1864 starb der König, der sein Volk sehr geliebt hatte. Er hinterließ keine Nachkommen und so ging die Regierungsgewalt auf die Königin Tsio über, Wittwe eines frühern Königs. Sie adoptirte sofort einen zwölfjährigen Knaben, Sohn eines Prinzen, und dieser erhielt die Zügel der Regierung. Er ist der Religion und den Missionairen nicht feindlich gesinnt; er weiß, daß unserer acht Europäer im Lande sind. Einige Russen baten brieflich, in Korea Handel treiben zu dürfen. Da sagte der Prinz einem Mandarinen, er möge nur dem Missionair Berneux mittheilen, daß er uns religiöse Freiheit gewähren wolle, wenn ich machen könne, daß er diese Fremden los werde. Ich ließ ihm sagen, daß ich nicht zum Volke der Russen gehöre und mich nicht zu ihrer Religion bekenne, ich vermöchte also nichts über diese Leute. Dazu bemerkte ich, daß ich mehr als irgend Jemand die Gefahr beklage, von welcher das Königreich von Seiten dieser Leute ausgesetzt sei, denn sie würden über kurz oder lang auf koreanischem Gebiete sich festsetzen. Es gebe kein Mittel, die Gefahr zu beschwören, da ja die Regierung sich standhaft weigere, mit den europäischen Mächten in Verbindung zu treten." Man sieht, daß der Missionair der Regierung Besorgniß vor russischen Uebergriffen einflößen wollte.

„Die Frau des Prinz-Regenten hat einen Theil des Katechismus auswendig gelernt und sagt an jedem Tage ein paar Gebete her. Aber die Königin gehört zur Familie der Tscho, welche stets dem Christenthum abgeneigt war und sich auch bei der Verfolgung vom Jahr 1839 auszeichnete. Die Königin hat die Kim entfernt, welche unter der vorigen Regierung allmächtig waren und die Dinge gehen ließen wie sie wollten; das kam uns sehr zu statten. Es gelangten statt derselben Männer ans Ruder, die uns feindlich sind. Was sollen wir von einem solchen Durcheinander feindlich und freundlich gesinnter Personen erwarten?"

„Es sind bei der Regierung Bittschriften eingelaufen, in welchen verlangt wird, daß man die alten Landesgebräuche in ihrer Reinheit wieder herstelle und die abendländische Lehre mit der Wurzel ausrotte. Gleichzeitig ging das Gerücht, es werde nun eine Verfolgung ausbrechen. Dadurch kam großer Schrecken in die Mission, und viele Katechumenen, die noch schwach im Glauben waren, sind vor der Gefahr zurückgescheucht. In der Provinz Tilung sang haben 1864 die Christen viel zu leiden gehabt; sie sind von Satelliten (— der Missionair meint damit die Regierungstruppen —) und Räubern schlecht behandelt worden; man hat ihre Häuser geplündert und niedergebrannt. Das Jahr 1865 ging in trügerischer Ruhe vorüber." Das nächste Jahr war dann stürmisch.

Wir wollen diesen Missionairberichten, die natürlich einseitig sind, hinzufügen, daß sich in Korea eine Erscheinung wiederholt, die wir mehrfach dort finden, wo die abendländische Religionslehre verkündigt wird. Die Leute anderer Racen fassen dieselbe eigenthümlich auf, und da ihnen Vieles an jener unverständlich bleibt, so machen sie sich in ihrer Art ein Amalgam wunderlicher Vorstellungen zurecht. So die Taiping in China, auf Neuseeland die Paï Marire oder Hau haus. Wir ersehen aus den Berichten der Missionaire, daß auch in Korea eine neue Secte sich gebildet hat, jene der Tonghac, d. h. Lehre des Morgenlandes. Sie hat diese Benennung angenommen, um sich von dem Christianismus zu unterscheiden, der als Söhac, Lehre des Abendlandes, bezeichnet wird. Vermittelst der fremdartigen, von Außen zugebrachten, dem Geiste der mongolisch-koreanischen Race nicht adäquaten Dogmen, Begriffe und Vorstellungen kommt Verwirrung in die Köpfe jener Leute. Sie nehmen von dem Neuen das eine oder andere an und legen es sich in ihrer Weise zurecht. In Korea hat die Regierung auch die Anhänger der Tong hac verfolgen lassen und dabei nebenher manche Christen rauh behandelt.

Es wäre von Interesse zu erfahren, welches die Lehren der neuen Secte sind; wir haben aber darüber noch nichts gelesen, während wir die wunderlichen Vorstellungen der Taiping und der Paï Marire einigermaßen genau kennen. Es ist zu bemerken, daß oftmals da, wo die christlichen Missionaire ihre Lehre verkündeten, derartige Secten auftauchen und die Völker durch Rebellionen und Verfolgungen beunruhigt wurden. Die Missionaire gehen den Dingen nicht tiefer auf den Grund, sonst würden sie sich sagen müssen, daß z. B. die Vertreibung der Christen aus dem östlichen Tibet sich sehr einfach erklärt. Der Buddhismus ist an sich nichts weniger als verfolgungssüchtig, er ist im Gegentheile sehr duldsam. Das haben gerade in Tibet die katholischen Missionaire Huc und Gabet erfahren. Aber man weiß in Tibet sehr wohl, welche Folgen in China die Verkündigung der abendländischen Lehre im Gefolge gehabt hat, und deshalb bietet man Alles auf, um ein solches Geschenk von sich fern zu halten. Ohnehin tritt hier eine Hierarchie der andern gegenüber, und wer da weiß, was das bedeutet, wird sich das Verfahren der Tibetaner erklären können. Uebrigens hat man Unrecht, über die „Heiden" zu klagen, so lange z. B. in Spanien die dortige „christliche" Regierung alle Christen ausschließt, welche nicht römisch sind. Es scheint beinahe unbillig zu sein, von „Heiden" zu verlangen, was man den „Christen" selber vorenthält.

Der Völkergeschmack auf der Pariser Ausstellung. Das Folgende entnehmen wir einem Berichte der „Allgemeinen Zeitung". — Interessant ist die Erscheinung des Völkergeschmacks, wie solcher sich in der Einrichtung der Säle und Abtheilungen, in Rahmen, Ornamenten, Farben und Stilweisen bekundet. Zuvörderst haben die Franzosen, welchen der allgemeine Anstrich zugefallen war, alle Schattirungen ihrer Lieblingsfarbe, roth, erschöpft. Die Hauptmauern sind alle braunroth, die Geschichte der Arbeit ist dunkelroth, die Säle der modernen Kunst sind granatroth; die Installationen ihrer Industrie trompeten in allen Tönen von Roth. Hier und da eine grüne Loge wirkt höchst wohlthuend, wie eine Oase in dem allgemeinen rothen Meer. Vielleicht aus nationaler Eifersucht, jedenfalls mit feinerer coloristischer Wirkung, haben die Engländer vielfach zu grün gegriffen; ihr Kunstsalon, den sie äußerst sorgsam behandelt haben, trägt diese Farbe; der steinerne Boden ist mit Strohmatten belegt, breite Divans laden zur Beschauung ein, die unteren Gemälde sind an die Wände festgeschraubt. Solidität, Vorsicht und Comfort. Die französischen Salons, weitaus die größten und bestgelegenen, strotzen von Kunstobjecten, in dichten Reihen übereinander geschichtet. Sonst lassen die Etalagen der Franzosen in Geschmack der Anordnung, in graziösem Schwung und kühnem Wurf nichts zu wünschen übrig. Aber ihr traditioneller Vorrang hierin wird bereits stark bestritten. Der Geschmack macht die Runde um die Welt, und er lehnt sich glücklicherweise an die Eigenthümlichkeiten der Völker an. Es entwickeln sich sichtlich nationale Stilweisen. Deutschland bleibt keineswegs zurück. Die Großstaaten, sowie auch die „Secundären", treten in glücklichen Formen und wohl gewählten Farben auf. Preußen z. B. hat für seine Säle helle, glänzende, feinabgestufte Töne gewählt; plastische Friese geben den Wänden Halt und Solidität; es tritt auf wie in einer festen glänzenden Rüstung, auf der seine schwarzen Adler einen vornehmen, stolzen, für den jetzigen Moment fast drohenden Charakter entfalten. Oesterreich erscheint in sehr ernsten, würdigen, nahezu melancholischen Farbenaccorden; durchgängig dunkelgelbe Wände mit schwarzem Laub, schwarzes Holzwerk mit tiefrothen Fonds, goldenes Ornament — unbestritten eine der schönsten und einheitlichsten Gesammtwirkungen im ganzen Palast erzielend. Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen glänzen in einer dem preußischen Geschmack sich nähernden Heiterkeit. Unter aller Würde sitzen die Südamerikaner da, in den Farben und der Ornamentik eines Provinzialtheaters. Von großer Pracht sind die Orientalen: Türken, Aegypter, Tunesen; nur darf man nicht glauben, daß diese schimmernden Einrahmungen von den betreffenden Völkern selbst herrühren. Diese Formen, Malereien, Vergoldungen, Embleme u. s. w. sind alle gegen schweres Geld in Paris von den besten Künstlern geliefert, und übertreffen an Geschmack weitaus die Stoffe, welchen sie zur Einfassung zu dienen haben; sie lassen die Technik jener Völker in einem durchaus erlogenen Glanz erscheinen. Nur Moldau und Wallachei scheinen nach eigenen Heften und Mustern gearbeitet zu haben, und sind deshalb von einer wahrhaft komischen Geschmacklosigkeit; alles erinnert an Kümmel, und man ist geneigt wie jener Wiener zu fragen: „Haben's kein Türken g'sehn?" Man betrachte nur die beiden schief gewickelten Thürme auf dem Pont mit den vergoldeten Zwiebeln auf dem Kopf! Rußland tritt in schwerer mongolischer Pracht auf; ein größerer Gegensatz existirt im Palast nicht als der Contrast zwischen der russischen Façade und der italienischen; sie stehen sich gegenüber diese Fronten zweier Racen, so verschieden an Blut, Herkunft und culturgeschichtlichem Gange. Hier das uralte Asien in seinen melancholischen, grotesk-majestätischen Formen; dort eine glückliche Wiedergeburt der Renaissance, der graziösen Erbschaft der Griechen und Römer und des Cinque-Cento! Fast alle Radialwege im Palast bieten solche für die Vergleichung des Völkergeschmacks höchst fruchtbare Gegensätze. Großartig sind die Fronten von Frankreich und England, die sich auf dem Diametralwege gegenüberstehen, und in Entfaltung von Glanz und Macht gewaltig zu ringen scheinen.

Die Eisenbahnen in Kleinasien. Das neue Verkehrsmittel ist bekanntlich auch schon in die asiatische Türkei eingedrungen. Die Bahn von Ephesus nach Aïdin wurde am 22. Juli 1866 eröffnet, jene von Ephesus nach Smyrna im Herbst 1866. An sie schließt sich jene, welche von Smyrna aus in nordöstlicher Richtung nach Manisa, dem alten Magnesia, führt, sie ist 70 Kilometer lang und schon am 25. October 1865 eröffnet worden. Von Manisa läuft ein Schienenweg in der Ebene des Hermus, 27 Kilometer, nach Kassaba am Fuße des Sipylusgebirges hin. Eine Abzweigung, an der man gegenwärtig baut, wird von Manisa über Sardes nach Akhissar gehen, wo ausgiebige Steinkohlengruben in Angriff genommen worden sind. Die längste kleinasiatische Bahn aber wird von Kassaba nach Alaschehr, Kula, Uschack (Teppichfabriken), Karahissar (Opiumbereitung), Kutahieh, Brussa und Ismid und weiter am Marmorameer hin bis Scutari am Bosporus gehen. Einem preußischen Consulatsberichte zufolge ist Kassaba ein wichtiger Stapelort für die Producte der Thäler des Hermus und des Koganus und unterhält lebhaften Verkehr mit Smyrna.

Die Stadt hat jedoch im vorigen Jahre durch Cholera und Brand viel gelitten; vor denselben hatte sie etwa 10,000 Einwohner in 2200 Häusern; von diesen gehörten ungefähr 350 Griechen, 80 Armeniern, 120 Juden und die übrigen den Türken. Magnesia zählt 32,000 Einwohner; unter den 8000 Häusern kommen 2000 auf die Griechen, 300 auf die Armenier, 300 auf die Juden und die übrigen auf die Osmanen, welchen auch der größte Theil des Grundeigenthums in der Umgegend gehört. Man sieht, wie bunt die Völkermischung ist und wie schon deshalb die Leute alle Ursache haben, friedlich neben einander zu leben.

Wir wollen hinzufügen, daß auch in Transkaukasien eine Bahn von Tiflis in Georgien nach Poti am Schwarzen Meere demnächst in Angriff genommen werden soll. Man hat zu Anfang des Jahres 1867 mit den Vorarbeiten begonnen.

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. Die russische „Börsenzeitung" bringt einen Bericht über das Unternehmen. Derselbe rührt vom Director der Arbeiten, Herrn Abasa, her.

Alle nothwendigen Untersuchungen zur Feststellung des Weges, auf welchem der Telegraph von der Mündung des Amur bis zu der des Anadyr geführt werden soll, sind im verflossenen Winter ausgeführt worden. Die Richtung dieses Weges ist von Herrn Abasa unter Mitwirkung dreier amerikanischer Ingenieure festgesetzt worden und geht größtentheils durch Gegenden, welche zum ersten Male durchforscht worden sind.

Im Küstengebiet von Ostsibirien giebt es keine Wege. Fahrten sind nur in gewissen Richtungen möglich und werden größtentheils mit Hunden ausgeführt. Der Weg, auf welchem einmal im Jahre die Post aus Ochotsk über Gischiga nach Kamtschatka befördert wird, erwies sich als untauglich zur Führung des Telegraphen. Es wurde daher ein etwas von der Küste entfernt liegender Weg gewählt, welcher zwischen der Hauptkette des Stanowoi- oder Jablonoigebirges und den Küstenzweigen desselben liegt. Diese Linie hat den Vorzug, daß sie die tiefen Einschnitte bedeutender Gebirgsketten vermeidet und durch die Küstengebirgszüge vor den Nebeln bewahrt wird, welche das Ochotskische Meer während ganzer neun Monate des Jahres bedecken. Südlich von Ochotsk ist auch ein neuer Weg gewählt worden, der in möglichst gerader Linie über Ajan durch die Gegend am Flusse Ud nach Nikolajewsk am Amur führt.

Nördlich von Gischiga wurde der Weg bis zum ehemaligen Fort Anadyrsk, welchen die wenigen Bewohner von Gischiga benutzen, die sich mit dem Tauschhandel mit den Eingeborenen beschäftigen, gleichfalls unbrauchbar gefunden, und es wurde daher beschlossen, die Linie längs der Flüsse Aklan, Penschina und Main zu führen. Weiter wird sie anfangs längs des südlichen, dann längs des nördlichen Ufers des Anadyr bis zu dessen Mündung fortgehen, wo der unterseeische Telegraph beginnt.

Bei Organisation dieser Expedition zu Ende des verflossenen Jahres (1865) hielt die öffentliche Meinung nicht nur in Rußland und Amerika, sondern auch in Petropawlowsk und Nikolajewsk den Bau eines Telegraphen im Küstengebiet für unmöglich. Viele waren überzeugt, daß die Expedition entweder gar nicht zurückkommen und in den ungangbaren Schluchten und Schneeeinöden zu Grunde gehen, oder beim Anblick des ganzen Schreckens dieser Gegenden bald das Unternehmen aufgeben werde. Unter Anderm wies man auch auf den Widerstand hin, welchen die wilden Bewohner der nordöstlichen Ecke Ostsibiriens der Expedition entgegensetzen würden. Aber ungeachtet die Partie, welche nach der Anadyrmündung geschickt wurde, nur aus fünf Personen bestand und vom October bis zum Februar in einer schnell erbauten Hütte zubrachte, haben die Tschuktschen, welche sich oft in der Stärke von 500 Mann um sie versammelten, den Leuten nicht nur keinen Schaden zugefügt, sondern sich in beständigem freundschaftlichen Verkehr mit den Amerikanern befunden, welche sie mit warmer Kleidung, Schuhwerk und frischem Renntierfleisch versahen. Man suchte ihnen den Plan so gut wie möglich zu erklären, aber dies gelang anfangs nur schwach; sie glaubten, daß es sich um Aufführung eines Zaunes handle, und das gefiel ihnen nicht, weil sie fürchteten, daß sie in ihren Nomadenzügen von dem Eismeere nach dem rechten Ufer des Anadyr gehindert werden könnten. Später begriffen sie die Sache besser, und Hr. Abasa glaubt auf ihre Mithülfe rechnen zu können.

Da die Vorarbeiten durch den Besuch des Anadyr im April beendet waren, konnten die Arbeiten zum wirklichen Bau am Main und Anadyr in bedeutenderem Maßstabe als an den anderen Punkten begonnen werden. Der Oberingenieur, der im Juli in Petropawlowsk angekommen war, entsendete große Vorräthe von Materialien und einen Flußdampfer nach dem Anadyr, und so gehen denn die Arbeiten im nördlichen Abschnitt dieser Abtheilung gedeihlich vorwärts. (— Wir lesen soeben, daß die Nordamerikaner den Telegraphenbau aufgegeben haben, weil ihnen die Concurrenz mit dem atlantischen Kabel unmöglich erscheint. Demnächst Näheres. —)

Handelsverhältnisse von Nikolajewsk am Amur. Während der Schifffahrt von 1866 sind 25 ausländische Schiffe angekommen, davon 14 mit Provisionen des Staates und 11 mit Waaren; diese letzteren hatten einen Werth von 820,000 R., von welchen 250,000 R. auf Wein und starke Getränke kamen. Den Amur hinab wurden Waaren aus Rußland im Werthe von 100,000 R. herbeigeführt; aus Blagowjeschtschensk kamen Lebensmittel, Hornvieh, Pferde, Taback u. s. w. im Werthe von 59,000 R. an. Nach nördlichen und südlichen Häfen wurden Waaren für 63,000 R. und den Amur hinauf solche für 118,000 R. ausgeführt. Der Werth der mit der Post versendeten Capitalien steigt mit jedem Jahre. Während derselbe 1859 nur 171,355 R. betrug, belief er sich für 1866 (bis zum October) auf 1,435,775 R.

Abgeordnete aus Türkistan in Moskau. Aus der neu unterworfenen Provinz waren am zweiten Sonntage des März 17 Abgeordnete in der alten Hauptstadt der Czaren eingetroffen, um dem neuen Herrscher an der Newa ihre Huldigung darzubringen. Die „Moskauer Zeitung" schreibt: Diese Männer haben zwei Monate auf ihre Reise verwenden müssen, weil sie beinahe auf jeder Station durch Mangel an Pferden aufgehalten wurden und in jeder Stadt die zurückgebliebenen Reisegefährten erwarten mußten. Einer Mittheilung der „Moskauer Zeitung" entnehmen wir über die neuen Landsleute folgende Einzelnheiten. Die Deputation wird von dem Heeresältesten (Major) Essjerow vom uralischen Kosakenheere begleitet. Der Anblick Rußlands und der Städte, durch welche die Deputirten gekommen, hat einen starken Eindruck auf sie gemacht. Trotz der Ermüdung von der Reise eilten sie, sich Moskau zu besehen. Sie staunten über die kolossale Größe der Gebäude und die Bequemlichkeit der Wohnungen. Der Besuch des Kremlpalastes machte einen so starken Eindruck auf sie, daß sie ihrem Entzücken erst Luft machen konnten, als sie bereits hinausgegangen waren. Alle Einzelnheiten der städtischen Organisation interessiren sie. Es ist ein schweigsames Volk und doch gehen die Fragen ohne Ende. Die Kirgisen haben mehr ihren Typus bewahrt als die Sarten; ersteren wächst kein Bart, während die Bucharen und Sarten große Bärte tragen. Sie tragen orientalische Röcke von Halbseide in heller Farbe oder von Sammet mit Pelz gefüttert. Das Hemd und die weiten Beinkleider bestehen aus farbigem Baumwollenstoff. Die rasirten Köpfe sind mit der goldgestickten Kappe bedeckt. Diejenigen, welche die Reise nach Mekka und Medina gemacht haben, tragen weiße Turbane. Thee ist das Lieblingsgetränk der Bucharen; sie trinken denselben beständig. Ihren Tisch bereiten ihre eigenen Köche, welche dabei weder Reis noch Rosinen sparen. Sie rauchen stark und bedienen sich der gewöhnlichen Pfeifen, weil ihr Kaljan unterwegs zerschlagen wurde. Zu Hause nehmen sie auch Opium und Haschisch; aber nicht alle und in sehr mäßiger Weise. Die Bucharen sind thätige Handelsleute und nicht mit den schläfrigen, für das Leben abgestorbenen Türken zu vergleichen, welche durch künstliche Mittel ihre Phantasie zu entflammen suchen. Die Sarten haben gewöhnlich zwei Frauen, aber nie mehr als vier; die Kirgisen haben deren bis sieben. Beide Volksstämme zeichnen sich durch eine strenge Erfüllung ihrer religiösen Pflichten aus. Zu bestimmten Stunden, auch bei Sonnenuntergang, halten sie ihre Gebete. Sind sie auf Reisen, so steigen sie vom Pferde oder aus dem Schlitten und verrichten ihr Gebet. Dies thaten sie sogar in den Waggons der Eisenbahn, wobei sie aufstanden und beteten, sich sehr verwundernd, daß die Züge beim Sonnenuntergang nicht anhielten.

Zwischen Suez und Bombay fahren vom Januar 1866 an monatlich vier Dampfer der Peninsular and Oriental Company.

Einwanderung in Nordamerika. Von Europa aus fährt man unablässig fort, dem Lande der Yankees eine ungeheure Menge von Menschenkraft und Capital in den Schooß zu werfen, und die ohnehin schon übermächtige und übermüthige „Union" mit neuen, noch gesunden und noch nicht corrumpirten Elementen zu beschenken. Spätere Zeiten werden sich wundern, daß die Millionen Europäer gerade nach jenem Lande strömen, während manche andere Regionen zum Mindesten gleiche Vortheile bieten. Im Jahre 1866 sind nun, amerikanischen Blättern zufolge, in der Union 286,496 Einwanderer angekommen. Zu diesem Contingent lieferten: Großbritannien 107,308 Köpfe, Deutschland 86,675; die nordamerikanischen Provinzen Englands 29,189; Norwegen 8175; Frankreich (zumeist aus dem Elsaß und Lothringen, also aus deutschredenden Gegenden) 4950; Schweden 4523; Schweiz 2704; China 2278; Dänemark (zumeist Mormonen) 1769; Holland 1314; Belgien 1185; Italien 1028; Westindien 704; Spanien 528; Polen 391; die Azoren 348; Portugal 238; Südamerika 233; Rußland 152; Mexico 118. In Bezug auf 32,539 war die Nationalität noch nicht ermittelt worden.

Behandlung der Soldaten in der Armee der Vereinigten Staaten. Daß dieselbe in jener Republik weit barbarischer ist, als sie jemals in irgend einem andern Lande gewesen, gehört zu den allbekannten Thatsachen. Folgenden Beitrag zur Kennzeichnung der christlich-amerikanischen Civilisation finden wir in einem Blatte, das durch Dick und Dünn mit der Partei der Oligarchen und Monopolisten des Washingtoner Rumpfcongresses geht. Wir meinen die „Newyorker Abendzeitung". Sie schreibt in ihrer Nummer vom 10. November Folgendes:

Es hat uns von jeher befremdet, daß es in der Bundesarmee noch so viele Offiziere giebt, welche ihre Soldaten grausamen und barbarischen Strafen unterwerfen. Vor dem Kriege war das Unwesen nicht so gar arg, es entwickelte sich aber während des Krieges bis zu einem Grade, vor dem sich das Gefühl empört. Man sollte glauben, daß die während des Krieges eingerissene Barbarei nunmehr im Frieden wieder verschwinden würde. Dem aber scheint nicht so zu sein, denn ein vom 12. September datirter Bericht von Fort Jefferson auf Dry Tortugas beklagt sich über die an Soldaten und Gefangenen auf Befehl der Offiziere verübten Grausamkeiten. Ganz ohne Grund ist der Bericht nicht, aus welcher Quelle er auch immer herstammen mag.

Wir haben das Treiben einer gewissen Classe Westpointer Offiziere zu beobachten Gelegenheit gehabt, und der Bericht stellt nur in größeren Verhältnissen und etwas grelleren Farben dar, was wir früher selbst gesehen haben. Der Berichterstatter erzählt, wie am 10. August die Gefangenen auf Dry Tortugas den Dampfer „St. Mary" und die Brigantine „Rebecca Sheppard" auszuladen hatten, daß dieselben von der gutmüthigen Mannschaft der Schiffe mit Branntwein tractirt worden waren, und daß sie im Rausch sich lärmend und ungehörig betragen haben. Zwei Soldaten und zwei Gefangene wurden deshalb an den Daumen aufgehängt. Es ist das eine schreckliche Strafe, und diejenigen, die sie zu erdulden haben, werden oftmals ohnmächtig. Der Gefangene James Dunn schwebte auf solche Weise zwei Stunden lang in der Luft, man hatte Sorge getragen, daß seine Füße den Boden nicht berühren konnten. Die Stricke zerrissen und er stürzte herunter, und im Fallen schlug er den Hintertheil seines Kopfes so stark auf, daß er besinnungslos liegen blieb. Der wie leblos und blutend daliegende Mann wurde sofort an seinen bereits verwundeten Daumen abermals aufgehängt; man würde ihn bis Sonnenuntergang haben hängen lassen, wenn nicht um 4 Uhr der Platzcommandant, Brigadegeneral Hill, vorübergegangen wäre und den Befehl gegeben hätte, den Mann herabzunehmen. Um 9 Uhr Abends hatte sich Dunn wieder etwas erholt, aber nun kam der die Jour habende Offizier, und auf seinem Befehl wurde Dunn wieder ergriffen und beordert, eine 40pfündige Kugel herumzutragen. Das war für den bereits höchst geschwächten Zustand des Gefangenen zu viel, er konnte die Kugel nicht mehr halten, aller seiner Bemühungen ungeachtet entschlüpfte sie seinen Fingern. Jetzt hing man ihn zum dritten Mal an den Daumen auf und so ließ man ihn eine volle Stunde in Todesqualen hängen. Als man ihn herabnahm, mußte er in das Hospital getragen, und in Folge der über ihn verhängten grausamen Strafe ihm der rechte Daumen und die linke Hand abgenommen werden. Capitain C. McConnell war Offizier des Tages. Er und Sergeant Donnelly, beide dem 5. Bundes-Artillerie-Regiment angehörig, sind für die barbarische That verantwortlich.

Der zur Compagnie des 5. Artillerie-Regiments gehörige Soldat Johann Friedenbach war auch einer von denen, die sich betrunken hatten. Er wurde an den Handgelenken aufgehängt, und als er flehentlich bat, daß man ihn doch herabnehmen möchte, sagte Sergeant Donnelly: „wenn Du Dein verdammtes Maul nicht hältst, dann will ich es Dir mit einem Bayonnett stopfen." Er wurde geknebelt, und der Sergeant sagte, er habe den Soldaten geknebelt, weil er um Barmherzigkeit gefleht habe. Bei der Operation hatte ihm der Sergeant den Mund aufgeschlitzt und ihm eine klaffende Wunde beigebracht.

John Brown, der wegen Desertion gefangen gehalten wurde, hatte sich ein kleines Disciplinarvergehen zu Schulden kommen lassen, und mußte eine eiserne 40pfündige Kugel herumtragen. Er that es mehrere Stunden lang. Der Mann litt an der Diarrhöe und war sehr schwach, er warf zuletzt die Kugel weg und wollte sie nicht mehr tragen. Die Sache wurde dem General Hill gemeldet. Derselbe befahl, dem Widerspenstigen die Hände auf den Rücken zu binden, ihn nach der Werfte zu führen und in das Meer zu werfen. Major Ritterhouse führte den Befehl aus. Nachdem die Soldaten dem Gefangenen die Hände auf den Rücken gebunden hatten, warfen sie ihn von der Werfte hinunter in das Wasser, und hielten ihn unter demselben zwei Minuten lang. Sie zogen ihn dann heraus. Der Mann war halb erstickt und sprachlos; und nun sollte er die Frage beantworten, ob er die Kugel wieder tragen wolle. Als keine Antwort erfolgte, wurde er abermals in die See geworfen. Als man ihn zum zweiten Mal heraufgezogen und dieselbe Frage gestellt hatte, konnte er bloß durch ein Kopfnicken andeuten, daß er sich in alles ergebe.

Was man nur erfinden kann, um Qualen zu erzeugen, wird gegen die Soldaten und Gefangenen in Anwendung gebracht. Der Sergeant Murphy hieb dem Gefangenen Kelly mit dem Degen den Finger ab, weil er seine Hand nicht an dem gehörigen Platze hatte. Einen Mann fällte er mit dem Schlag seiner Muskete zu Boden. Der 17jährige Gemeine Gosnie mußte fortwährend mit einer Muskete auf der Schulter und seinem mit Steinen angefüllten Tornister im Kreis herummarschiren; als er zusammenbrach, wurde er braun und blau geprügelt. Außerdem wirft der Correspondent den Offizieren vor, daß sie Unterschleif mit den Soldaten- und Gefangenen-Rationen treiben und die armen Soldaten auf gewissenlose Weise bestehlen. Das ist weder etwas Eigenthümliches noch etwas Neues. Das ist ein altes Uebel, das allenthalben in der Armee der Vereinigten Staaten in größerer oder geringerer Ausdehnung besteht, je nach dem Charakter und dem Grad der Ehrenhaftigkeit der Offiziere. Darüber wäre noch sehr viel zu sagen. — „Wir leben in einem freien Lande!"

Die Indianer in Florida. Sie halten seit etwa einem halben Jahrhundert eine Anzahl Neger, die sich auch den Rothhäuten unterordnen, als Sklaven. Seitdem die Unionsregierung die Sklaverei in Abgang decretirt hat, verlangt sie auch die Freigebung der Schwarzen von jenen Indianern. Diese aber erklären, daß die Gesetze, welche die weißen Leute für sich geben, sie nichts angingen, da man ohnehin ihnen die Rechte der Weißen nicht zuerkenne; sie wollen ihre Neger behalten. Die Regierung der Vereinigten Staaten würde einen schweren Kampf zu bestehen haben, wenn sie die Indianer, obwohl diese keine 2000 Köpfe zählen, mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zwingen wollte. Das hat vor 30 Jahren der berühmte Floridakrieg gezeigt, der von Seiten der Weißen mit so großer Barbarei geführt wurde, viele Jahre lang dauerte und mehr als 50 Millionen Dollars kostete. Dann schaffte man die Mehrzahl der Seminolen und Mickasöckies aus

Florida über den Mississippi und nur ein Rest blieb auf der Halbinsel zurück. Dieser haust in den Theilen Floridas, welche man als die Everglades bezeichnet, eine weite Region, die überall von 6 bis zu 10 Fuß unter Wasser steht und in welchen Hammocks, mit Buschwerk und Cedern bewachsene Inseln, zerstreut liegen. Auf diesen wohnen die Indianer, welche man nur schwer wird erreichen können.

Vorgeschichtliche Menschenspuren und Alterthümer in Obercanada. In der anthropologischen Gesellschaft zu Manchester legte Herr Plant eine Anzahl von „vorhistorischen Gegenständen" vor, die ihm aus Perytown von Seiten des bekannten Alterthumsforschers Wilson zugeschickt worden sind. Sie lagen unter der Dammerde im Walde, der in Ackerland umgewandelt wurde. Man findet solche Alterthümer nur im Frühjahr, wenn der Schnee fortgegangen und der Boden aufgeleckert ist; es sind Scherben von Töpfen, Waffen rc. Sehr bemerkenswerth erscheinen die Fundstätten. Dieselben kommen vor auf der ebenen Fläche alter Terrassen oder Uferlinien, die bis zu 600 Fuß über der Meeresfläche liegen, und zwar rund um die großen canadischen Seen oder um das Hochland des St. Lorenzbeckens. Solcher Terrassen findet man drei über einander bis hinab zu der gegenwärtigen Küstenlinie der Seen. Die höchste ist auch die älteste und sie gehört einer weit zurückliegenden Zeit an, in welcher der Raum, den gegenwärtig die großen Süßwasserseen einnehmen, eine große Meeresbucht bildete, die vermittelst einer breiten Straße mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung stand. Diese gewaltige Bucht war nicht bloß der Einwirkung des von der Landseite her vordringenden Gletschereises ausgesetzt, sondern auch den Eisbergen, welche die Strömung aus Nordosten herbeitrieb. Die höchste Terrasse ist also, wie aus allen hier in Betracht kommenden Umständen hervorgeht, so zu sagen oceanischen Ursprungs; die Alterthümer, welche man in ihr findet, zeugen dafür, daß die Lebensweise der auf ihr wohnenden Menschen vollkommen ihren Umgebungen angemessen war. Sie sind Fischer gewesen, welche vom Fleische der vielen Walfische, Walrosse, Haifische und überhaupt vorzugsweise von Seethieren sich nährten, außerdem aber auch von Rennthieren und anderen arktischen Geschöpfen. Seit jener weit zurückliegenden Zeit hat sich (wie der Bericht annimmt) jene ganze Region an den heutigen Seen von 600 bis 1000 Fuß über den Ocean erhoben und zwar sehr allmälig und während eines langen Zeitraumes. Zweimal hat bei dieser Erhebung eine Pause, eine Ruhezeit stattgefunden, die hinreichend war, um die zwei unteren Terrassen zu bilden; jetzt bildet sich nun an der Küstenlinie der Seen eine vierte. Die Thongeschirre kommen in großer Menge vor und sind von der rohesten Arbeit; außerdem findet man Pfeilspitzen aus Quarz, Meißel und Aexte aus „black stone", scharfe zugespitzte Knochensplitter, Zähne, die als Bohrer dienten, Nadeln von Knochen und Pfeifenköpfe mit sechs Zoll langen Stielen. Diese sind ganz besonders bemerkenswerth; sie kommen nur allein in Nordamerika vor. Wir haben hier wieder einen Beweis, daß die Menschen bereits in den allerfrühesten Zeiten, in der Periode, welche unmittelbar auf die Gletscherzeit folgt, das Bedürfniß empfanden, irgend eine narkotische Pflanze zu rauchen. So viel ist bis jetzt über jene Alterthümer veröffentlicht worden; näher eingehende Mittheilungen werden wohl nicht ausbleiben.

Vorgeschichtliche Bauwerke auf der Inselgruppe von Santorin. Der Pariser Gelehrte Fouqué, welcher dort die vulkanischen Erscheinungen beobachtet, hat auch die uralten Bauwerke auf der Insel Therasia untersucht. Sie sind, ihm zufolge, viel älter als die Tuffablagerung über ihnen; es müssen also hier Menschen gelebt haben, bevor die Bai von Santorin sich bildete. Fouqué hat zwei ähnliche Gebäude auf Santorin selbst, bei Akrotiri, aufgefunden. Auch sie unterscheiden sich wesentlich von denen der griechischen Zeit, sind aus unbehauenen Steinblöcken, verbunden mit Holzbalken aufgeführt, ohne Mörtel und mit einem Ueberzug von gekneteter vulkanischer Asche beworfen.

Feuersteinwerkzeuge in einer Höhle bei Aix in der Provence. Ein Herr Marion hat eine Höhle untersucht, welche in der Nähe von Aix in der sogenannten Colline des Pauvres liegt und durch die Unregelmäßigkeit der Gesteinslagen gebildet wird. Er fand in derselben eine große Menge von Feuersteingeräthen aller Art und ist zu der Ansicht gelangt, daß jene Höhle während des Steinzeitalters eine Art von Stelldichein gewesen sei, wo die Leute sich versammelten, um das von ihnen erlegte Wild zu kochen. Darauf deuten sehr viele Stellen hin, an welchen Feuer gebrannt hat.

Anpflanzung der Fieberrinde in Australien. Einer unserer deutschen Landsleute, Dr. Müller, ein um die Naturwissenschaften vielfach verdienter Gelehrter, ist in Melbourne Director des botanischen Gartens und „governments naturalist"; ähnlich wie Ferdinand Appun, ein sehr gediegener und unternehmender junger Naturforscher im Demerara. Dr. Müller hat nun in der australischen Colonie Victoria nicht nur den Anbau des Ingwers und der Arrowroot versucht, sondern auch jenen der Chinchona, peruanischen Fieberrinde, welche bekanntlich auch nach Indien durch Clements Markham verpflanzt worden ist und am Himalaya wie in den Nilgherries vortrefflich gedeiht. Müller's Versuche im Kleinen scheinen gelungen zu sein; die Colonialregierung wird die Gelder zur Anlage größerer Pflanzungen im Berglande bewilligen.

Gold im französischen Guyana. Seit dieser Besitzung von auswärts wieder einige Arbeitskräfte zugeführt worden sind, hat sich der Anbau des Zuckerrohres und der Rumfabrikation wieder etwas gehoben, dagegen will es mit der Viehzucht nicht recht vorwärts. Das Goldgraben zieht viele Leute ins Innere, und das edle Metall scheint über ganz Guyana verbreitet zu sein. Man gräbt es an den Flüssen Aprouage, La Comté und Orapu, sodann auch mit günstigem Erfolge im Thale von Sinamary und am Oyapok. Von Aprouage sind 1866 schon 65,444 Grammes Gold nach Cayenne gekommen.

Gold in Canada. Einem Berichte zufolge, welchen die „Newyork Tribune" aus Belleville mittheilt, hätte Obercanada nun sein „Klein Californien" im Bezirke Madoc, Hastings County, in der Nähe der Eisengruben von Marnora. Erfahrene Goldgräber, die in Californien und Nevada Erfahrungen gemacht haben, verkündeten laut, daß sie noch nie Diggings gesehen hätten wo Gold in solcher Menge vorhanden sei, wie in Madoc, und zwar von einer Feinheit, die sich mit jener des australischen messen könne. Die Ergiebigkeit neuer Fundstätten wird insgemein sehr übertrieben und man wird abwarten müssen, wie es sich mit jenem Madoc verhält; gewiß ist, daß die Gegend reich ist an Quarz, Kupfer, Eisen, Blei, Marmor und Schiefer.

Steinkohlen in Chile. Das Land ist reich an Kohlen; man bemüht sich, die Lager zu erschließen und neue aufzusuchen. Im Auftrage der Regierung hat Professor Larroque von der Universität Santiago eine wissenschaftliche Reise nach den Südprovinzen Arauco, Valdivia und Chiloe unternommen, wo jüngst eine ganze Anzahl von Kohlenlagern entdeckt worden ist. Diese sollen nun genauer untersucht werden.

Der Walfischfang wird jetzt theilweise nach einer neuen Methode betrieben, die wesentlich dazu beitragen wird, die Zahl dieser Riesenthiere noch mehr zu vermindern, als in Folge der bisherigen Art des Fanges ohnehin schon der Fall gewesen ist. Ein Chemiker Thiercetin liefert ein Gift, das aus Strychnin und Curare, also aus zweien der heftigsten Gifte besteht, und das er in Patronen einführt. Solch eine Patrone enthält eine Unze Gift und der durch sie verwundete Walfisch muß unfehlbar rasch sterben. Ein Walfischjäger hatte 1866 auf seinen Fangreisen zehn Thiere angeschossen, alle starben 4 bis 18 Minuten nachdem sie die Wunde erhalten hatten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Am obern Amazonas.

III.

Charakter des Lebens am obern Amazonas. — Wirkung der Berührungen zwischen Europäern und Indianern. — Hinwegsterben der letzteren; Erlöschung der Stämme. — Der Rio Napo und die Orejones oder Langohrigen. — Die Mission Pebas und ihre Geschichte. — Ein Erde fressendes Mädchen; Verbreitung der Geophagie. — Mythologie der Orejones. — Eine gefährliche Wanderung nach der Mission San José. — Vergebliche Bemühungen, die Wilden zu bekehren. — Die Yahuas. — In Santa Maria. — Die weißen, blauen und schwarzen Flüsse im Gebiete des Amazonenstroms.

Wir hoffen, es werde unseren Lesern angenehm sein, wenn wir die Schilderungen aus der Region des obern Amazonas fortsetzen. Dieser „Riese der Ströme" ist wieder auf die Tagesordnung gekommen, seitdem der Naturforscher Agassiz ihn neuerdings erforscht und die brasilianische Regierung ihn für den Schifffahrtsverkehr aller Völker eröffnet erklärt hat. Ohne alle Frage wird frisches Leben in diese bisher vernachlässigten Regionen eindringen, und schon deshalb erscheint es von Interesse, zu erfahren, wie die gegenwärtigen Zustände sind. Es ist dort Alles noch in den Uranfängen; man findet kaum erst einige Keime und Ansätze zu einer Culturentwickelung, das ganze, an Naturerzeugnissen überschwenglich reiche Land ist so zu sagen noch unangebrochen. Hier und da, allemal in weiter Entfernung von einander, liegen armselige Dörfer, die Zahl der Weißen und der Mischlinge ist äußerst gering, auch ist keiner der Hunderte von Indianerstämmen zahlreich. Alles ist vereinzelt, zerklüftet, ohne Zusammenhang. Diese Ureingeborenen werden schwerlich lange an- und ausdauern können, sobald die Civilisation mit ihren guten und schlimmen Seiten in diese Waldeinöden vordringt; es kann nicht fehlen, daß sich dieselben Erscheinungen wiederholen, welche der Contact zwischen den Europäern und den Wilden anderwärts hervorruft.

Wir haben neulich („Globus" XI, S. 214) nachgewiesen, wie derselbe auf die Indianer der Vancouverinsel gewirkt hat. Für eine ähnliche Erscheinung am Amazonenstrome wollen wir heute auf den trefflichen Naturforscher H. W. Bates verweisen (The Naturalist on the river Amazons, London 1864). Er verweilte längere Zeit in Ega, das am rechten Stromufer unterhalb der Mündung des Rio Teffé liegt. In jener Ortschaft besteht die Dienerschaft der Bewohner aus indianischen Kindern, die von den Nebenflüssen des großen Stromes, namentlich vom Japurá und Iça (Issa, d. h. dem Putumayo) geholt werden. Man kauft sie von den Häuptlingen, obwohl die brasilianische Regierung einen derartigen Handel verboten hat; die Behörden dulden ihn aber, weil es sonst rein unmöglich wäre, sich Dienstboten zu verschaffen. Bates (S. 312) sah in Ega dergleichen von nicht weniger als sechszehn verschiedenen Stämmen. Sobald sie erwachsen sind, bekommen sie ihre Freiheit, bleiben aber nicht am Orte, sondern ziehen das unstäte Leben der Ruderknechte vor.

Der Naturforscher stellt folgende Betrachtungen an: „In Ega findet unter diesen eingefangenen Kindern eine große Sterblichkeit statt. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die Indianer vom Japurá und anderen Nebenflüssen des Solimoens (so heißt der Amazonas in seinem obern Laufe bis zur Mündung des Rio Negro) allemal krank werden, sobald sie auf dem Solimoens herabkommen, während dasselbe auch mit den Anwohnern des letztern stattfindet, sobald sie jene Nebenflüsse hinauffahren; sie bekommen intermittirende Fieber, die sich verlieren, wenn sie wieder in Ega zurück sind. Die beiden Indianerstämme bei Ega sind die Juris und die Passés, aber beide sind schon fast ausgestorben und es existiren von ihnen nur noch einige wenige Familien an den Nebengewässern des Teffé und des Jutahí. Die Hauptursache dieses Hinwegsterbens scheint in einer Krankheit zu liegen, die allemal unter ihnen erscheint, wenn ein Dorf von Leuten besucht wird, die aus den civilisirten Niederlassungen kommen. Es stellt sich ein schleichendes Fieber ein, mit allen Anzeichen einer gewöhnlichen Erkältung (defluxo) und dann folgt Auszehrung. Die Krankheit stellt sich auch dann ein, wenn jene, die zum Besuche kamen, völlig gesund waren. Die bloße Berührung mit civilisirten Menschen ist in irgend einer mysteriösen Weise hinreichend, die Krankheit hervorzurufen. Bei den Juris und Passés hat sie allgemein den Tod zur Folge, und wenn ein Nachen sich dem Dorfe nähert, ist die erste Frage der armen Indianer: Bringt Ihr Defluxo?"

Das Erlöschen der Stämme wird außerdem dadurch befördert, daß die Wilden in der Amazonasregion immer nur wenige Kinder haben; vier sind für eine Familie schon eine Seltenheit. Insgemein glaubt man (und das ist auch eine von den irrigen Annahmen, welche durch die Anthropologie zu beseitigen sind), daß die Bewohner heißer Gegenden das heiße Klima überall gleich gut vertragen. Dagegen sagt Bates, der als Naturforscher länger als zehn Jahre scharf beobachtete: „Wer eine geraume Zeit unter den Indianern am obern Amazonas gelebt hat, findet leicht heraus, wie nachtheilig die Hitze auf sie wirkt. Ohne Frage widerstehen Europäer der hohen Temperatur besser als die Ureingeborenen. Ich meinerseits konnte Sonne und ungewöhnlich starke Hitze mindestens so gut wie ein Indianer ertragen, obwohl ich als Nordländer für ein heißes Klima nicht geschaffen bin. Die Haut der Indianer fühlt sich stets heiß an und sie haben nur wenig Schweiß. Kein indianischer Bewohner von Ega kann dazu vermocht werden, manche Tage ohne Unterbrechung im Orte zu verweilen; er fühlt dort die Einwirkung der Hitze mehr als im Walde oder auf dem Flusse. Sobald der Indianer irgend kann, sucht er den schattigen

Orejones Indianer vom Stamme der Ecotos am Rio Napo.

Wald auf. Bei schönem, trockenem Wetter ist er unruhig und mißvergnügt, aber an kühlen Tagen, wenn der dicke Regen auf und über seinen nackten Leib hinabströmt, wird er heiter. Er ist Leberkrankheiten, Dysenterien und anderen Krankheiten der heißen Klimate unterworfen, und sobald eine Seuche ausbricht, leidet er mehr und unterliegt ihr schneller als der Neger oder selbst der Weiße. Wie ganz anders ist das Alles beim Neger, dem echten Kinde tropischer Klimate. Mir hat sich allmälig mehr und mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß dieser Indianer hier in diesen heißen Gegenden ein Fremdling oder ein Einwanderer sei, und daß sich seine ganze Beschaffenheit dem Klima nicht hat anpassen wollen."

Durch diese Bemerkungen des englischen Naturforschers erklären sich wohl auch manche Erscheinungen, welche Paul Marcoy beobachtete. Wir haben diesen Reisenden, wie unsere Leser sich erinnern, zu Iquitos, zwischen Nauta und der brasilianischen Grenze, verlassen und wollen ihn nun auf einigen seiner folgenden Ausflüge begleiten. Die in jener Ortschaft wohnenden Iquitosindianer sind mit Omaguas, Cocamas und Ticunas gemischt. Doch leben einige Wegstunden von dort, am Nanay und am Tigre, noch einige unvermischte und ungetaufte Leute des Stammes, denen man Menschenfresserei zum Vorwurfe macht. Dessenungeachtet stehen ihre christlichen Landsleute mit ihnen auf recht gutem Fuße; beide Theile besuchen sich und zechen mit einander. Der Heide ist sehr glücklich, wenn er gegen Sassaparille, die in seinen Wäldern wächst, Beinkleid und Hemd von Baumwolle eintauschen kann; diese trägt er mit unverkennbarem Stolz, aber nur selten. Insgemein geht er durchaus unbekleidet, bestreicht seinen Körper mit Rocou (Orleansroth) und bindet ein Stück Baumbast vor die Stirn. Als Waffe führt er eine Lanze, deren Spitze er vergiftet.

Die Hangmatten der Iquitos sind sehr hübsch und machen der Geschicklichkeit der Frauen alle Ehre. Den Stoff liefern die Blätter der Chambirapalme, und das ganze Handwerksgeräth besteht in vier spitzen Dornen einer Mimose. Die einzelnen Fäden werden verschieden gefärbt. Diese Hangmatten sind weit und breit, bis nach Para hin, gesucht und werden mit schwarzen Kügelchen und Porzellanperlen bezahlt, welche in den Missionen statt des Geldes circuliren. Aus diesen Perlen bereiten dann die Frauen einen kleinen Schurz, etwa von der Größe eines Weinblattes, und dieser bildet, außer einigem Schmuck, der aus Tukanfedern besteht, ihre alleinige Bekleidung.

Sieben spanische Meilen unterhalb Iquitos, gleichfalls am linken Ufer, liegt die Ortschaft Pucallpa, d. h. rothe Erde (von puca, roth, und ualpa, Boden, Erde); von den Omaguas wird der Ort Tuyuca puëtani genannt, was genau dasselbe bedeutet. Dort hausen Mayorunas, deren Stammgenossen zum größern Theil am rechten Ufer wohnen, und Orejones, deren Sitze eigentlich am Rio Napo sind. Von den achtzehn Hütten, aus welchen der Ort besteht, haben sie acht inne, die übrigen werden von Mayorunas bewohnt. Als Marcoy sich dort befand, war man seit fünf Jahren mit dem Bau einer Kirche beschäftigt, die doch nur aus einer großen Hütte bestehen sollte. Zwei Leguas weiter abwärts mündet der Rio Napo.

Dieser Zufluß des Amazonas entspringt am Abhange des berühmten Vulcans Cotopaxi in Ecuador und nimmt viele beträchtliche Gewässer auf, z. B. den Azuela oder Aguarico, den Coca und den Curaray, welche allesammt Gold führen.

An diesem Rio Napo glaubten die Spanier das berühmte Goldland, El Dorado, finden zu können. Im Jahre 1539 fuhr der Spanier Francisco Orellana den Fluß hinab, um die fabelhafte Stadt Manoa, das Dorado, den Parime-See und die vermeintlichen von Gold starrenden Königreiche Enim und Païtiti aufzusuchen. Einhundert Jahre später, 1637, sollten die Grenzen zwischen den Besitzungen der Spanier und Portugiesen bestimmt werden. Zu diesem Zwecke fuhr der Portugiese Pedro Texeira den Napo hinauf, ging dann nach Quito und bestimmte auf der Rückreise das rechte Ufer des Aguarico als Grenze. Dagegen wollten die Spanier das Gebiet Perus am Amazonenstrome bis nach Ega hinab ausdehnen und rissen die portugiesischen Grenzpfähle nieder.

Ohr eines Orejon-Ecoto.

Die Indianer am Napo gehören zum Orejona-Volke, das sich in drei Stämme theilt: die eigentlichen Orejones, die Ecotos und die Angteros. Seit etwa einem halben Jahrhundert sind die ersteren als Mansos, d. h. zahme Leute, in die Dörfer am Amazonas gekommen und tragen, wie es sich für Christen gebührt, nun Hemd und Hosen. Die Ecotos wohnen nach dem Innern zu am rechten Ufer des Napo, die Anguteros am linken. Die Leute behaupten, daß jene beiden Stämme Diebe, Mörder und Menschenfresser seien. Sie wagen sich, so lange es Tag ist, nicht an den Napo, weil sie sich vor den Sassaparillehändlern fürchten, welche diesen Barbaren sofort Kugeln zuschicken. Aber bei Nacht sind sie auf den Beinen und wehe dem, welchen sie überraschen! Sie rennen ihm sofort ihre Lanze in den Leib und fressen ihn nachher auf. Das letztere wird wenigstens von den zahmen Indianern versichert. Der Name Ecoto kommt daher, daß diese Indianer den Ruf oder Schrei der Ecoto, d. h. des Brüllaffen, nachahmen, um den Jäger tiefer in den Wald zu locken.

Alle drei Orejonastämme sind hoch und kräftig gewachsen; das Gesicht erscheint beinahe viereckig, die kleinen Augen stehen etwas schräg, die Nase ist an der Wurzel breit, der Mund mit den etwas aufgeworfenen Lippen sehr groß. Das Haar wird langherabhängend getragen; in den Nasenflügeln ist ein Stück Palmenholz etwa von der Dicke eines Federkiels angebracht, an dessen beiden Enden sie eine Muschel befestigen. Am meisten fallen die Ohren auf, deren künstlich verlängerter Lappen bis auf die Schulter herabhängt und einem unförmlichen Fleischklumpen gleicht. Die Ecotos und Anguteros durchbohren das Läppchen, vergrößern das Loch allmälig und stecken Holzpflöcke von einer Cecropia hinein, die manchmal eine kolossale Größe haben. Die Orejones verlängern die Ohren gleichfalls, befestigen aber keinen Schmuck in denselben. Die beifolgenden Illustrationen sind von Marcoy an Ort und Stelle gezeichnet worden.

Bekannt ist, daß auch die ersten peruanischen Inkas von Manco Capac bis Mayta Capac sich die Ohren verlängerten. Dieser Brauch war ihnen ohne Zweifel von ihren Vorfahren überkommen, von denen wir aber nichts wissen. Nach dem vierten Inka ließen die Kaiser diesen Brauch für ihre Person fallen, er ging dann über auf die Curacas oder Kaziken, welche die Leibgarde der Sonnensöhne bildeten. Daher der Beiname der Orejones oder Langohrigen, mit welchem die spanischen Eroberer den peruanischen Adel belegten.

Die Ecotos und die Anguteros stehen in gutem Einvernehmen und besuchen einander; über den Napo fahren sie in großen Flößen, welche sie aus dem porösen Holze der Cecropia bereiten. Ihre Kähne verfertigen sie aus dem Stamme der Tarapotepalme (Acrocomia); sie spalten denselben der Länge nach, nehmen Mark und Fasern heraus und das Schiff ist fertig. Ihre Waffen sind Keule, Blasrohr und Lanze.

Unweit vom Ufer des Napo liegt Bellavista, ein Weiler, der aus fünf Hütten besteht. Dort traf Marcoy fünf Ecotos, drei Männer und zwei Frauen, welche Hängmatten gebracht hatten, um dafür Messer und Puyas, d. h. Harpunen zum Fange der Schildkröten, einzutauschen. „Ich konnte mich in aller Muße an ihrer monströsen Häßlichkeit erfreuen; der eine Mann hatte einen ungeheuer breiten Mund und sein kolossaler Ohrlappen war ihm in irgend einem Gemenge auseinander gerissen worden. Die Fleischzotteln bummelten dem braunen Inhaber am Halse herum, wenn ihm das aber lästig wurde, dann knüpfte er sie (wie die Abbildung zeigt) zusammen und sie bildeten dann eine Art von Rosette."

Von der Mündung des Napo fuhr Marcoy stromab nach der Mission Pevas (oder Pebas), wo er Abends anlangte und an die Klosterthür pochte. Ein Indianer öffnete. In einem großen Gemache, das einer Höhle glich, saßen zwei Männer im Hemd und mit rother Mütze, die auf ein Haar catalonischen Schleichhändlern glichen. Der Klostersaal war ein großes Waarenmagazin, das mit allerlei Handelsartikeln reichlich versehen war; jene beiden Männer stellten sich als Laienbrüder vor.

Diese Mission ist 1685 von Jesuiten aus Quito bei den Pehuas-Indianern gegründet worden, welche in dieser Gegend wohnten. Der Wechsel, welchen die Mission erfuhr, ist kennzeichnend für die Verhältnisse und für die Resultatlosigkeit der Bemühungen, den Waldindianern Civilisation beizubringen. Die Mission lag anfangs an der Mündung des Rio Ambiacu, der einen aus dem Napo abfließenden Canal bildet. Dort bestand sie 103 Jahre lang. Aber 1788 ermordeten die christlichen Indianer den Vorsteher der Mission, verließen das Dorf, welches dann in Trümmer zerfiel, und streiften wieder in den Wäldern umher.

Missionsdorf Pevas am Amazonenstrom.

Andere Missionaire brachten abermals einige Indianer zusammen und bauten ein neues Dorf östlich von dem vorigen. Etliche jener Mörder vom Stamme der Pehuas fanden sich wieder ein; dazu kamen dann einige Catahuichi, Orejones, Yahuas, Ticunas und Yuris. Das neue Dorf hatte einen Bestand von 23 Jahren; dann zogen alle Neuchristen wieder in den düstern Wald, aber diesmal ohne einen Missionair ermordet zu haben. Darauf kamen einige Zeit nachher Franziskanermönche und gründeten das dritte Dorf an der gegenwärtigen Stelle von Pevas. Sie schafften Indianer von verschiedenen Stämmen dorthin, Leute, die in anderen Missionen schon für bekehrt galten. Die Pehuas waren durch eine Seuche hinweggerafft worden; die Catahuichis hatten sich weit weg am Juruaflusse Hütten gebaut und wollten nicht wiederkommen. So fanden sich nur Bastarde von Pehuas, Orejones, Yahuas und Ticunas ein. Nachdem die neue Mission ein halbes Jahrhundert alt ist, zählt sie nun in 23 Hütten 45 Familien, zusammen 270 Köpfe.

Die Laienbrüder waren junge, sehr aufgeweckte Leute. Ihr apostolisches Waarenmagazin strotzte von Sassaparille, Lamantinöl, gesalzenen Fischen, Kattun, Beilen, Messern und allerlei Tand. Auch Blasröhre und Töpfe mit Pfeilgift fehlten nicht. Der geistliche Vorsteher war in den Wäldern zum Besuche bei den Yahuas, und die Laienbrüder hatten so vollauf mit dem Handelsgeschäft zu thun, daß sie sich um die geistliche Pflege ihrer braunen Herde nicht viel kümmerten.

Am folgenden Tage führten sie den Reisenden in eine Hütte, in welcher eine interessante Erscheinung zu beobachten war, ein Mädchen von etwa fünf Jahren, das eine leiden-

schaftliche Geophagin war. Das kleine Monstrum hatte einen unwiderstehlichen Hang, Erde zu fressen, und zwar eine Hand voll nach der andern. Man hatte ihr deshalb die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Die Laienbrüder hoben sie auf einen Tisch, auf welchem sie, so wie unsere Abbildung zeigt, mit untergeschlagenen Knien und fast unbeweglich saß. Man müßte sie stets überwachen, denn sobald man sie allein ließ, rutschte sie auf den Knien bis an den Rand des Tisches, ließ sich hinabfallen und leckte dann die Erde mit einer unbeschreiblichen Gier. Die Haut war gelb und wie Pergament, die Arme und Beine waren völlig abgemagert und der Bauch entsetzlich aufgetrieben. Das bedauernswerthe Wesen, über welchem sich bald das Grab schließen mußte, glich einem indischen Götzenbilde*).

Am rechten Ufer der Ambiacamündung liegt, einige Büchsenschuß vom Amazonas entfernt, das Dorf Orejon. Es besteht aus neun armseligen, runden Hütten. Alle Bewohner, bis auf eine aus vier Köpfen bestehende Familie, waren in die Wälder gezogen, um Sassaparille zu sammeln. Jene Familie verstand das Quichua, welches durch die Missionaire an manchen Punkten gleichsam naturalisirt worden ist, aber jene vier Leute wollten nur in ihrer Stammessprache antworten und benahmen sich überhaupt sehr lauernd und mißtrauisch. Die Orejones zählen bis zu vier. Nayhay 1; nenacome 2; feninichacome 3; ononocomere 4; für die übrigen Zahlwörter haben sie Ausdrücke aus der Quichuasprache. Die Seele, so glauben sie, stirbt mit dem Menschen, erscheint aber nach einiger Zeit in der Gestalt des weißen Urubugeiers (Vultur papa). Es giebt ein Wesen, welches die Dinge geschaffen hat, Omasoronga; ein anderes, Iqueydema, welches dieselben erhält, und einen beseelenden Geist, Puyuayama. Auch haben sie eine Sage von einer großen Fluth; ihre Vorfahren hatten sich, als dieselbe hereinbrach, in eine große Kiste eingeschlossen und blieben mit dieser im Boden vergraben, bis das Wasser abgelaufen war. Ob das eine ursprüngliche Vorstellung ist, oder ob derselben die von den Missionairen erzählte Sage von der Arche Noäh zu Grunde liegt, mag unentschieden bleiben. Sicher ist, daß die Franziskaner trotz aller Bemühungen mit ihrem langjährigen Bekehrungswerke auch hier gescheitert sind. Einmal

Ein Geophage in der Mission San José.

haben diese wilden Orejones einen ehrwürdigen Pater todtgeschlagen, ihn aufgefressen und aus seinen Beinknochen Flöten verfertigt.

Von Pevas begab sich Marcoy landein nach der Mission San José. Die Wanderung war ungemein beschwerlich, denn sie ging durch den dichten, pfadlosen Urwald, in welchem vom Morgen bis zum Mittag nicht weniger als elf Bäche zu durchwaten waren. Der Führer, ein Yahua-Indianer, hatte erklärt, der Weg sei nicht weit, und der Reisende war so unvorsichtig gewesen, sich nicht genügend mit Lebensmitteln zu versehen. Er war froh, daß er etwas Coca kauen konnte, die von den Yahuas gebaut und Ipadu genannt wird. Gegen Sonnenuntergang hatte er schon neunzehn Bäche durchwatet. Jetzt brach die Nacht herein, es war sehr dunkel, und um den Führer nicht zu verlieren, band dieser sich eine lange Liane um, deren anderes Ende Marcoy hielt. Es war sehr unheimlich in jenem Urwalde, besonders als die wilden Thiere angefangen hatten, sich bemerkbar zu machen. Die Indianer machen sich daraus nichts, und wenn man sie fragt, was ein eigenthümliches Geräusch bedeute, das man eben hört, antworten sie: „Es ist weiter nichts; der Puma (der ungemähnte amerikanische Löwe) schnarcht."

Bedenklich war die Wanderung immerhin. Dann und wann raschelte es im Gesträuch und gleich nachher plumpte

*) Das Erdefressen kommt auch an anderen Punkten der Amazonasregion vor. Bates (The naturalist on the river Amazons, p. 314) beobachtete in Ega einen zwölfjährigen Geophagen. Der Knabe hatte die dunkle Farbe eines Cafuso (— wie der Mischling von Indianer und Neger in Brasilien genannt wird, während man ihn in den spanischen Republiken als Zambo bezeichnet —). Er war am Japura von einem Handelsmanne gekauft worden und gehörte einem völlig wilden Stamme an. Seine Gesichtsbildung war ziemlich regelmäßig und oval, aber sein glänzendes schwarzes Auge hatte einen durchaus mißtrauischen Ausdruck und glich dem eines wilden Raubthieres. Hände und Füße waren klein und sehr hübsch geformt. Er bekam das Wechselfieber, Leber und Milz waren ungemein stark angeschwollen, und es hielt schwer, ihn zu curiren, da er einen unbesiegbaren Hang hatte, Erde, Lehmsteine, Pech, Wachs und ähnliche Substanzen zu verschlingen. „Diesen abnormen Hang findet man bei sehr vielen Kindern am Amazonas, und zwar nicht allein bei Indianern, sondern auch bei Negern und Weißen. Die Geophagie ist also nicht auf die von Humboldt geschilderten Otomaken am Orinoco beschränkt und nicht auf Menschen indianischer Abkunft allein. Ein Hauptgrund scheint in der magern Kost zu liegen, die aus Fisch, wilden Beeren und Maniokmehl besteht."

eine schwere Masse in den Fluß, ein Kaïman, der sich ins nasse Element begab. Der Geruch im Walde war betäubend und griff die Nerven an. Der Kaïman haucht einen Dunst aus, der stark mit Moschus geschwängert ist; die Bäume, welche zur Familie Cerdana gehören, verbreiten einen scharfen Knoblauchsduft, und wer hungrig, mit leerem Magen auf einem nächtlichen Streifzuge begriffen ist, fühlt sich doppelt unwohl.

Nun ging der Mond auf und bald nachher fand man eine Art von Pfad, der zu einer Lichtung führte. Dort lagen verkohltes Holz und einige unbehauene Bäume umher, und man sah schwarze Maulwurfshügel, die aber ein Dutzend Fuß hoch waren. „Hier sind die Wohnungen der Neubekehrten; das ist die Mission San José." So sprach der Yahuaführer, als er an eine Hütte pochte. Von innen heraus wurde geantwortet, die Thür ging auf und ein Mann in geistlichem Gewande trat mit einem Licht heraus. Der Empfang war freundlich. Als Marcoy eingetreten war und sich setzen wollte, verdüsterte sich sein Blick, die Ohren fingen zu brausen an, die Knie wankten und er sank ohnmächtig und bewußtlos zu Boden. Das lange Fasten und die scharfen Gerüche im Walde waren also nicht ohne Folgen gewesen. Der biedere Missionair hatte aber zur Sättigung oder Erquickung des Reisenden weiter nichts in der Hütte, als einige Ananas, welche der Reisende gierig verschlang. Dann schlief er ein, als er aber am andern Morgen erwachte, hatte der gute Pater schon ein Mahl bereitet, das aus einem gebratenen Hokko, gebackenen Bananen und in der Asche gebackenem Maniok bestand.

Der Missionair war aus Chachapoyas, dem Bischofssitz

Orejones-Indianer in der Quebrada de Ambiacu.

in der peruanischen Provinz Maynas, ein kleiner Mann, nervös, mager, ohne Bart, mit vorstehenden Backenknochen und einer Adlernase und schwarzblauem Haar. Der Quichuatypus war nicht zu verkennen; auch redete er das Quichua geläufig und rein. Er mochte zwischen 36 und 40 Jahre alt sein, war gutmüthig, von sanftem aber ungleichem Temperament, in seinen Ideen hartnäckig, und seine Intelligenz reichte eben aus, um die vulgaire Seite der Dinge aufzufassen. Er war, gleich den meisten Geistlichen in Peru, äußerst dürftig unterrichtet; das Leben im Walde gefiel ihm; er sang seinem Schöpfer Loblieder und bemühte sich, seinen Nebenmenschen nützlich zu sein. Diese bestanden in einer kleinen Herde Yahuas, die früher in der Mission Santa Maria gewohnt hatten; sie lag etwa zwölf Meilen weiter landein, war aber aufgegeben worden, weil man die Entfernung von der Centralstation Pebas zu groß fand.

Eifrig waren die Neubekehrten auf keinen Fall, denn binnen Jahresfrist hatten sie von der zukünftigen Kirche nur die vier Wände und das aus Blättern bestehende Dach zu Stande gebracht; Sakristei, Kloster, Häuser warteten noch auf den Bau und die Yahuas wohnten bis auf Weiteres in den oben erwähnten Maulwurfshügeln. Unser Bild zeigt, wie es in einer derselben und wohl auch mehr oder weniger in den übrigen aussah. Marcoy trat ein und sah eine Scene, die ihn menschlich rührte. Ein Yahua von etwa 30 Jahren wiegte sich in einer Hangmatte mit einer Sicherheit und Ungezwungenheit, wie man sie nur beim Indianer findet, der auf solch einem schwebenden Lager zur Welt kommt, schläft

und auch stirbt. Der Vater spielte mit seinem jüngsten Kinde, einem für einen Indianer allerliebsten Knaben, der rund, voll und wohlgenährt war und laut lachte, wenn er in die Höhe gehoben wurde. Unter der Hangmatte saß die Mutter, eine recht hübsche, fast unbekleidete Frau; sie war bekannt dafür, daß sie aus den Fasern der Chambirapalme sehr schöne Hangmatten verfertigte. Beide, Mann wie Weib, waren prachtvoll gewachsen, und jener hätte zu einem Gladiator, diese zu einer Niobe Modell stehen können. Dem guten Pater Rosas verursachte es eine ungemeine Freude, daß der Europäer von diesen braunen Neuchristen eine Skizze entwarf und obendrein versprach, dieselbe drucken zu lassen. Er sprach: „Ich habe wohl gehört, daß man in der alten Welt sich viel um die Generäle Bolivar und Santa Cruz bekümmert hat, die doch nur Zambos waren und krauses Haar hatten; weshalb sollte man sich nicht auch für meine Yahuas interessiren, die doch reinblütige, unvermischte Indianer sind.“

Die Yahuas scheeren das Haar des fast kugelrunden Kopfes sehr kurz, und dadurch gewinnt der Ausdruck ihres Gesichts etwas Naives, das gegen den finstern Ausdruck der Physiognomie, welchen man bei vielen anderen Stämmen findet, sehr vortheilhaft absticht; auch ist ihre Haut heller als bei allen übrigen Indianern, welche der Reisende bis dahin gesehen hatte. Manche erinnern an das Gesicht einer ägyptischen Sphinx. Sie bemalen sich nicht schwarz mit Genipahu, sondern reiben sich vom Kopfe bis zum Fuße mit Achiote (d. h. Rocou, Orleansroth) ein. So sehen sie aus wie gekochte Hummer und natürlich, von unserm Standpunkt aus, sehr originell.

Im Urwalde; von Pebas nach San José.

Es lag dem Reisenden daran, die oberwähnte Mission Santa Maria zu besuchen, in welcher nur noch Abtrünnige und Heiden hausten. Er wollte dort nachforschen, ob ein auf den Karten nicht verzeichneter Fluß sich in den Putumayo ergieße, welchen die Brasilianer als Iça (Issa), nach einer so genannten Affenart, bezeichnen. Der gute Pater Rosas begleitete ihn dorthin. Diesmal war er besser daran, als auf der weiter oben geschilderten Wanderung. Vier Indianer bildeten den Vortrab, zwei andere waren mit Lebensmitteln beladen und auch einige Diener fehlten nicht.

Jene dichten Urwälder machen auf das Gemüth eines Europäers einen eigenthümlichen Eindruck. Anfangs wird er aufgeweckt sein und eine sehr lebhafte Unterhaltung führen. Aber nach und nach, wenn er weiter eindringt, empfindet er unwillkürlich und beinahe unbewußt die Einwirkungen, welche die Waldöde mit ihrer Majestät auf ihn übt; er fühlt sich überwältigt, in ihm wogt ein Gefühl zwischen Bewunderung und Schrecken hin und her; er empfindet einen heiligen Schauder, und die Zunge wird ihm gleichsam gefesselt. Das gilt aber nicht bloß vom Europäer; selbst der Indianer, welcher doch von Jugend an mit dem Walde vertraut ist, verspürt den geheimnißvollen Einfluß.

Auch auf dieser Wanderung waren viele Waldbäche zu passiren, obwohl mit weniger Beschwerde, denn die Indianer trugen den Pater wie den Europäer auf den Schultern durch das Wasser. Diese Flüsse werden von keinem Sonnenstrahle berührt und sind sehr kalt, dabei aber von einer wunderbaren Klarheit und Durchsichtigkeit.

Die Reisenden mußten im Walde übernachten. Der Pater ließ ein großes Stück Baumwollenzeug ausspannen, das zum Schutze gegen den Thau diente. Dann wurde ein Feuer angezündet, theils zur Erwärmung, theils um die wilden Thiere abzuhalten, und dann hüllte sich Jeder in seine Decke, um zu schlafen. Als Marcoy am andern Morgen an den siebenundzwanzigsten Waldbach kam (von Pebas aus gerechnet), fand er eine Lichtung und sah den blauen Himmel und die Sonne wieder. Es war ihm zu Muthe, wie einem Gefangenen, der freigelassen worden ist. Dieses Wasser war aber mehr als ein Waldbach, denn es hatte eine Breite von etwa 200 Fuß und konnte nicht durchwatet werden. Als man etwas über eine Stunde lang am Ufer hingezogen war, kam man an eine sandige Stelle, auf welcher einige Hütten standen. Das war die Mission Santa Maria.

Dieser Fluß mit schwarzem Wasser ist der Rio de los Yahuas, welcher sich etwa 12 Leguas von hier in den Putumayo ergießt. In der Mission fand man nur einige Greise, Frauen und Kinder; alle anderen Bewohner waren schon am Morgen auf die Jagd und den Fischfang gegangen. Es standen nur noch zwölf Hütten in bewohnbarem Zustande da; die übrigen waren eingestürzt, selbst die Kirche war zu einem Trümmerhaufen geworden, und auf der Stelle, welche einst ein Altar eingenommen hatte, kräheten Hähne. In einem so kläglichen Zustande befindet sich diese Mission Santa Maria, die von den Jesuiten gegründet und dann von den Franziskanern weiter fortgeführt wurde.

Bekanntlich haben viele Zuflüsse des Amazonas sogenanntes schwarzes Wasser. Man hat diese Erscheinung aus sehr verschiedenen Gründen erklären wollen; das Wasser fließe über Torflager oder durch Steinkohlen oder über Anthracit, oder es nehme seine Farbe von den vielen Blättern und überhaupt im Wasser sich zersetzenden vegetabilischen Stoffen an. Humboldt schrieb, daß die Mückenplage an den schwarzen Gewässern nicht vorkomme und daß in diesen weder Fische noch Kaïmans leben. Die von ihm beobachteten Flüsse Atabapo, Temi, Tuamini und Guainia seien kaffeebraun und im Schatten so schwarz wie Tinte, aber in Glasgefäßen hätten sie eine schöne goldgelbe Farbe. Marcoy seinerseits bemerkt, daß er zwei schwarze Flüsse ersten Ranges

Mission San José.

genau beobachtet habe, deren jeder 1 Legua breit und 300 Leguas lang sei; sodann zwei vom zweiten, elf vom dritten Range, also funfzehn Flüsse und dazu noch neun flußartige Seen von 10 bis 12 Leguas im Umfange und außerdem noch 37 kleinere Seen; somit stehe ihm wohl ein Urtheil zu. Auf die Ursachen der dunkeln Färbung geht er nicht ein; die Temperatur hat er stets auf gleichem Höhestande mit jenem der weißen Flüsse gefunden, mit welchen sie sich vereinigen. Was die Bodenbeschaffenheit anbelangt, so hat er weder Torf- noch Steinkohlenlager an denselben bemerkt, und dieselbe sehr wechselnd und mannigfaltig gefunden; so z. B. am Jutahy und Jandiatabu feldspathaltigen Porphyr, am Japura Kalkstein, Sandstein am Rio Negro, und in den Seen Sandablagerungen, Oker, Mergel und thonigen Schlamm, welchen man im Land als Tijuco bezeichnet.

Wenn man, so fährt der Reisende fort, das schwarze Wasser in ein durchsichtiges Gefäß thut, dann ist dasselbe nicht, wie Humboldt behauptet, goldgelb, sondern so vollkommen klar und farblos, daß man es für reines Quellwasser halten könnte; auch giebt es einen vortrefflichen Trunk ohne allen Bei- oder Nachgeschmack. Sein geheimer Einfluß verscheucht nicht bloß die Stechmücken, sondern auch alle anderen derartigen Insekten. Aber die Lamantins, Delphine und Fische mit Schuppen kommen sehr gern aus den weißen Gewässern in diese schwarzen, klaren Flüsse, eben so giebt es in denselben Kaïmans in Menge, aber Schildkröten gehen allerdings nie dorthin. Damit sind Humboldt's falsche Angaben berichtigt.

* * *

Ich will die Angaben Marcoy's durch das vervollständigen, was Alfred R. Wallace über die verschiedene Farbe der Gewässer im Gebiete des Amazonas sagt*). Er theilt sie in Weiß-, Blau- und Schwarz-Wasserflüsse. Der Hauptstrom gehört zu den weißen, d. h. er hat eine mattgelbliche Olivenfarbe. Diese hängt nicht völlig von aufgelösten erdigen Substanzen ab, sondern von irgend einem fär-

*) A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro, with an account of the native tribes etc. London 1853; im achten Capitel: the physical geography and geology of the Amazon valley, p. 406 ff.

benden Stoffe, denn in Seen und Inlets, wo das Wasser ungestört ist und wo sie alle in ihnen enthaltenen Sedimente ablagern können, bewahren sie doch dieselbe Farbe. Der Amazonas behält die Olifenfarbe aufwärts bis zur Mündung des Ucayali; von da ab wird er blau oder durchsichtig und der Ucayali hat weißes Wasser. — Die Verschiedenheit der Farbe des Wassers zwischen den blauen und den weißen Flüssen rührt offenbar von der Beschaffenheit des Landes her, durch welches sie fließen. Eine felsige und sandige Gegend wird stets klare Flüsse haben, und Alluvial- oder Thonboden gelbe oder olivenfarbige. Ein Strom, der in einem felsigen District entspringt, wird seine Farbe verändern, sobald er in eine Alluvialregion kommt.

Der Içа (Putumayo) und Japura haben ähnliches Wasser wie der Amazonas. Der Rio Branco (weiße Fluß), ein Zweig des Rio Negro vom Norden her, zeichnet sich durch eine eigenthümliche Färbung aus. Die Indianer und die Handelsleute hatten mir immer gesagt, er sei wirklich weiß, viel mehr als der Amazonas. Als ich 1852 den Rio Negro hinabfuhr, kam ich an seiner Mündung vorbei und fand das Wasser milchfarbig mit Olivengelb gemischt. Es schien, als ob Kreide aufgelöst worden sei, und ich zweifle nicht, daß an seinen Ufern beträchtliche Lager reinen weißen Thones vorhanden sind, dergleichen in manchen Theilen des Amazonas vorkommen. Der Madeira und Purus haben in der nassen Jahreszeit auch weißes Wasser, weil dann ihre gewaltige Strömung eine Masse Alluvialboden von den Ufern abreißt. In der trockenen Jahreszeit dagegen sind sie dunkel, transparent olivenbräunlich.

Alle Flüsse, welche in den Gebirgen Brasiliens entspringen, haben blaues oder helles Wasser; so der Tocantins, Xingú und Tapajóz. Ich sah die ersten großen Schwarzwasserflüsse zuerst oberhalb des Madeira; der größte unter ihnen ist der Rio Negro. Er entspringt unter etwa 2° 30′ nördl. Br., und dort ist sein Wasser viel dunkler als im untern Theile seines Laufes. Alle seine oberen Zuflüsse, namentlich die kleineren, sind sehr dunkel, und wenn sie über weißen Sand fließen, geben sie demselben eine Goldfarbe; da wo das Wasser tief ist, erscheint es geradezu tintenschwarz. Die kleinen Gewässer, welche in derselben Region entspringen und dem Orinoco zufließen, sind gleichfalls dunkel; der Cassiquiare ist der erste, welcher dem Rio Negro etwas weißes oder olivenfarbiges Wasser zuführt; weiter unten ist dasselbe mit dem Cababuris, dem Marahivá und einigen kleineren Flüssen der Fall, und weiterhin mündet dann der Rio Branco ein. Trotz alledem ist der Rio Negro an seiner Mündung noch tintenschwarz.

In einer Hütte der Yahuas, Mission San Jose.

Von Süden her empfängt der Amazonas gleichfalls einige Flüsse mit schwarzem Wasser: den Coary, Teffé, Juruá und noch einige andere. Sie alle sind von der Moskitoplage frei, weil man Mücken an den schwarzen Gewässern nur selten findet.

Die Ursache der Farbe rührt, meiner Ueberzeugung nach, von der Auflösung von Blättern, Wurzeln und anderen sich zersetzenden vegetabilischen Stoffen her. Die meisten dieser Flüsse entspringen in Urwäldern und sind vielfach mit abgefallenen Blättern und todten Baumzweigen förmlich angefüllt. Dadurch bekommt das Wasser eine verschiedenartige

Färbung. Wenn nun mehrere solcher Bäche einen Fluß bilden, haben sie begreiflicherweise eine tiefbraune Färbung, ähnlich wie das Wasser in unseren Torfmooren, falls nicht Umstände eintreten, welche modificirend wirken, wie z. B. wenn sie durch weichen Alluvialthon fließen, durch welchen das Braun überwältigt wird; daraus würde sich wohl erklären, weshalb derselbe Fluß in verschiedenen Gegenden verschiedenes Wasser hat. **A.**

Farmleben am Oranjeflusse.

Schilderungen aus dem Innern der südafrikanischen Capregion von **Dr. Ludwig Hollaender.**

III.

Abgesehen von allem Poetischen oder Romantischen, regt Einen eine längere Reise im Ochsenwagen und der damit verbundene Aufenthalt in freier Natur ganz merkwürdig an. Nachdem man einige Tage unterwegs gewesen, bedarf man keiner Gewürze, keiner Delicatessen, keiner pikanten Gerichte mehr, um den Appetit anzuregen; mit Heißhunger verschlingt man das trockenste Antilopenfleisch, und einige Tropfen Cognac machen das schlechte Pfützenwasser zum schmackhaften Getränk. Hat man sich am Tage trotz der entsetzlichen Hitze stets hinlänglich Bewegung gemacht, ist man mitunter einer leichtfüßigen Antilope gefolgt oder hat man sich bemüht, einem Strauß, deren es leider am Oranjeflusse jetzt nur noch sehr wenige giebt, auf Schußweite nahezukommen, dann thut eine solche Reise dasselbe, was bei uns eine Sommerbadekur, wobei man noch den Vortheil hat, von den strengen Anforderungen einer Badetoilette nicht belästigt zu werden. Es mag in der That erstaunenswerth klingen, wenn Livingstone in seiner Reisebeschreibung erzählt, daß er mit Frau und Kindern seine Reise bis an den See N'gami im Innern Südafrikas gemacht hat; für den aber, der wochenlang auf dem Ochsenwagen gereist ist, bietet eine solche Wanderung durchaus nichts Staunenswerthes und die Erinnerung daran wiegt alle Hochgenüsse auf, die Einem das Reisen in civilisirten Landestheilen bereitet hat.

Doch zurück zu unserer Bauerfrau. Bei der Hebamme muß sie vielleicht noch einige Tage mit ihrem Manne im Freien campiren; denn die Behausung besteht vielleicht nur aus mehreren schlecht gegen Wind und Wetter geschützten, mit Ungeziefer erfüllten Häuschen, deren jedes nur ein bis zwei Zimmer enthält. In der Regel sind diese Häuschen, trotz vorheriger Bestellung, alle noch besetzt, und dies ist immer noch das Beste. Denn dann wird neben dem Wagen ein Zelt aufgeschlagen, und nichts ist gesunder, als der Aufenthalt in einem südafrikanischen Zelt. Kaum wird aber eine solche Wohnung leer, so kehrt man sie höchstens oberflächlich aus und hinein in die sehr übel riechende Luft wird ohne Weiteres die arme Frau gepackt. Die Fenster werden niemals geöffnet.

Nachdem Alles glücklich vorüber ist, erhalten Mutter und Kind Medicin, in der Regel Ricinusöl; und da von diesem Tage an Mutter und Kind, wie nicht anders zu erwarten, stets kränkeln, wird täglich eine ungeheure Menge von allen Sorten Arzneien verordnet. Eine sogenannte Hausapotheke fehlt auf keinem Hofe. Dieselbe enthält, nebst einer Menge höchst drastischer Purgirmittel, sämmtliche Präparate des Halleschen Waisenhauses, alle die wunderbaren süßen und bitteren Tropfen und rothen, grauen und weißen Pulver, die dort fabricirt werden. Man findet diese Mischungen da wo nur immer ein Boer sich ansässig gemacht hat, bis weit hinein ins Innere, bis zum 22. oder 21. Grade südlicher Breite, — so viel aber steht fest, daß diese abscheulichen Arzneien unter Kindern wie Erwachsenen großes Unheil angerichtet haben. Aerzte würden staunen, wenn sie sähen, wie viele Tropfen Opium Kindern „zur Beruhigung“ in diesen Mischungen gegeben werden, oder wie diese Menschen die wirksamsten Arzneien zusammenmengen und womöglich alle halbe Stunde davon gebrauchen. Besonders die Boerweiber sind so sehr an den Gebrauch von allerhand Medicinen gewöhnt, daß sie bei dem geringsten Unwohlsein zur Hausapotheke ihre Zuflucht nehmen, Aether jedoch und Opium sowie ihre Schnupftabacksdose stets in ihrer Tasche tragen.

Am sechsten oder siebenten Tage nach der Entbindung wird die Frau in der obigen Weise nach Hause gefahren und Niemand kümmert sich darum, ob sie auch kräftig genug sei, eine solche Reise zu ertragen. Da die afrikanischen Frauen sich auch nicht der geringsten körperlichen Anstrengung unterziehen, indem sie die größte Zeit des Tages am Tische sitzend zubringen, und niemals oder höchst selten einen Spaziergang machen, so sind sie außerordentlich verweichlicht und äußerst empfindlich gegen die geringste Temperaturveränderung. Dazu kommt, daß die orthodoxen Boers, die bereits oben genannten „Doppers“, niemals ein Bad nehmen. Vor dem Gebrauch von Wasser jeglicher Temperatur haben sie eine große Scheu. Selbst Kinder werden niemals gebadet, ja in manchen Familien werden die neugebornen Kinder nach Hottentotenart einfach mit Fett oder Oel eingerieben, das sich im Laufe der Zeit von selbst an den Kleidern abreiben muß.

Durch alle diese Dinge, die sitzende Lebensweise, Unreinlichkeit im Hause, das ewige Einerlei der Speisen, den vollständigen Mangel jeder Hautpflege, ist es sehr leicht erklärlich, daß trotz des außerordentlich gesunden Klimas am Cap der guten Hoffnung, trotz der ewig gleichmäßig trocknen Temperatur im Sommer wie im Winter dennoch so viele Krankheiten, und besonders chronische, unter den Frauen vorkommen. Da die Männer trotz ihrer Faulheit doch sehr viel in freier Luft sich bewegen, sehr viel zu Pferde sitzen und doch meist täglich ein Mal zu ihren ziemlich entfernt grasenden Schafherden hinreiten, so sind sie Krankheiten, welche nicht gerade in Folge von Ueberfüllungen des Magens entstehen, weniger unterworfen. Im Trinken sind sie äußerst mäßig.

Aber ein Boerweib kränkelt immer und muß täglich irgend eine Arznei gebrauchen. Wird sie jedoch einmal ernstlich krank und bettlägerig, dann spielt eine neue Scene in dem sonst ziemlich stillen Farmhause. Zuerst kommen die nächsten Nachbarn auf einem zweirädrigen Wägelchen zum Besuch, der einige Stunden dauert. Bei längerer Dauer der Krankheit erscheinen dann auch die entfernter wohnenden Verwandten zum „knixen“ — so heißt der Kunstausdruck —

d. h. zum Besuch, und richten sich bald auf der Farm häuslich ein, um entweder die Genesung oder den Tod abzuwarten. In einem Lande, wo es keine Jahrmärkte, keine Volksfeste, keine öffentlichen Lustbarkeiten giebt, wo jeder Tanz verpönt ist und jeder fröhliche Gesang für Sünde gilt, bleibt keine andere Erholung übrig als solche Besuchsreisen. Zu welchem Zwecke diese unternommen werden, ob zum Krankenbesuch oder bei sonst einer andern Gelegenheit, ist gleichgültig. Hier ist man sicher, auch die entfernter wohnenden Verwandten zu treffen; man bewirthet sich mit dem Besten, das eben vorhanden ist, erzählt sich alle Sterbefälle und Geburten, die in der Familie vorgekommen sind, und fängt die Unterhaltung an einsilbig zu werden oder gar zu stocken, dann giebt eine gemeinschaftliche Andachtsübung, das Absingen einiger Psalmen, das Gebet für den Patienten, die gewünschte Beschäftigung. Vielleicht ist auch aus der nächsten Stadt der Prädikant (Pastor) angekommen. Dann wird schnell ein größerer Gottesdienst mit Predigt improvisirt und Oper und Schauspiel wird keine Gesellschaft in Europa so beschäftigen, anregen und erbauen, als eine in dem Bauernhause gehaltene Predigt, die während des „Knixens“ improvisirt wurde.

Da die Boers, wie schon früher bemerkt wurde, meist mit ihren Verwandten sich verheirathen und stets viele Kinder haben, und die Verwandten der ersten, zweiten und dritten Frau auch noch als volle Verwandte gerechnet werden, so kommt es, daß sich bei irgend welcher bedenklichen Krankheit eine große Anzahl Leute auf einer Farm zusammenfinden. Sie campiren des Nachts mit ihren Kindern (die keine Boerfrau zu Hause läßt, wenn sie verreist) vor dem Hause und schlafen in ihren eigenen Betten auf dem großen Ochsenwagen. Den Tag über sind sie jedoch allemal im Zimmer des Kranken.

In diesem Zimmer wird großes Lever gehalten. Jeder Händler, der zufällig kommt, um einige Hämmel gegen Leinwand oder sonstigen Kram einzuhandeln, der Reisende, den sein Weg vorbeiführt, jeder wandernde Geselle oder desertirte Matrose oder Soldat, Alle, welche in die Wohnung kommen, um an der Gastfreundlichkeit des Hausherrn theilzunehmen, d. h. zu fechten, — Jeder wird in das Krankenzimmer, das den Tag über von Personen wimmelt und in dem niemals die Fenster geöffnet werden, hineingeführt. Und so wie im alten Rom und Griechenland kranke Personen auf der großen Heerstraße ausgestellt wurden, damit die Vorübergehenden, die einmal vielleicht an einer ähnlichen Krankheit gelitten hatten und davon genesen waren, ihre Rathschläge ertheilen konnten, ebenso wird hier jeder Fremde oder Bekannte sofort aufgefordert, in das Krankenzimmer zu treten, um da seinen Rath zu geben, der sofort gewissenhaft befolgt wird. Nachdem sämmtliche Flaschen aus der Hausapotheke verbraucht, nachdem bereits mehrere Töpfe einer Abkochung von Bockdünger (eine sehr gebräuchliche Arznei) ausgetrunken wurden, auch mehrere Mal schon Hundeblut, vom Ohre eines alten Hundes genommen, vergeblich angewendet worden, und wenn auch bereits Dachsharn nichts geholfen hat und alle die verschiedenen Umschläge von frisch gelegtem, noch warmem Kuhmist oder den Eingeweiden eines eben geschlachteten Ziegenbocks die Schmerzen nicht gelindert haben, gegen die sie in so vielen Fällen früher erprobt gewesen, wenn auch schon sämmtliche Quacksalber, die besonders in Südafrika glänzende Geschäfte machen, alle Menschenkunst für ohnmächtig erklärt haben, dann erst wird der Arzt aus dem nächsten Dorfe geholt.

Schwierig genug ist seine Stellung all dem entsetzlichen Aberglauben und all dem unendlichen Wissen sämmtlicher im Krankenzimmer versammelten Weiber gegenüber, und ganz andere als auf Universitäten erworbene Kenntnisse hat er nöthig, um sich die Achtung zu verschaffen, welche er zur Ausführung seiner Anordnungen bedarf. Der Boer hält nur dann einen Arzt für vollständig in seiner Kunst bewandert, wenn derselbe im Stande ist, sofort, nachdem er den Patienten gesehen, eine Diagnose der Krankheit zu formuliren. Nach des Boers Idee ist der gar kein rechter Arzt, der erst den Patienten lange hin und her befragen und erst genau untersuchen muß. Ja die richtige Doppersfrau reicht dem Arzte einzig und allein ihren Arm, um den Puls sich fühlen zu lassen, wenn sie die Zunge zeigt, dann muß sie bereits großes Vertrauen gefaßt haben.

Unter all den verschiedenen chronischen Krankheiten, denen die Boerfrauen unterworfen sind, spielt die „Benawdheit“ eine große Rolle. Damit werden alle die wunderbaren Symptome bezeichnet, die eine vollständig ausgebildete Hysterie zu erzeugen im Stande ist. Ueberhaupt wird wohl von allen Worten der südafrikanisch-holländischen Sprache keines so vielfach gebraucht als das Wort „benawd“. „Benawd“ (— wir haben im Plattdeutschen das Wort **benaut** gleichfalls —) ist Alles, was unangenehm ist. Ein übelriechendes Zimmer, in dem sich viele Menschen aufhalten, ein Kopfschmerz, ein übervoller Magen, Stiche in der Brust, Alles wird „**benawd**“ genannt. Das Wort „Benawdheit“ bezeichnet jedoch ganz allein alle die verschiedenen Vapeurs und hysterischen Affectionen. Für diese „**Benawdheit**“ giebt es aber ganz besondere Mittel und das „Abdrücken der Benawdheit“ ist eine Kunst, welcher nicht wenig afrikanische Männer sich rühmen. Es ist dies ein vollständiges Kneten und Reiben des ganzen Körpers mit der flachen Hand, das der Frau, die mit den Vapeurs geplagt ist, oft um so angenehmer zu sein scheint, je jünger und kräftiger der Mann ist, der dies Kunststück auszuführen im Stande ist. Da aber nicht allein Vapeurs und verwandte Zustände für Benawdheit gehalten werden, sondern da auch das Todesröcheln zu dieser Krankheitskategorie gehört, so ist schon manche Boerfrau in ein besseres Jenseits hinübergeknetet worden.

Sobald Besserung eintritt, entfernen sich allmälig Verwandte und Freunde. Wer stirbt, wird sofort, nachdem er seine Augen geschlossen, vielleicht noch halbwarm, in weiße Laken gehüllt, in einen Sarg gelegt und hinaus in einen leeren Schuppen oder in ein altes Wagenhaus gebracht. Im Hause selbst bleibt nie ein Todter bis zur Beerdigung liegen.

Wegen der weiten Entfernung der Einzelhöfe von den Städten ist entweder stets ein Sarg vorräthig oder man hat zurecht gemachte Bretter, um einen solchen rasch anfertigen zu können. Wegen der sehr bedeutenden Hitze im Sommer, 32 bis 34° Réaumur im Schatten, kommt es häufig vor, daß Personen, die am Morgen gestorben sind, bereits am Nachmittag begraben werden müssen. Darum setzt sich auch sogleich, nachdem der Patient seinen letzten Athemzug gethan, der Hausvater oder irgend ein anderes des Schreibens kundiges Familienglied nieder, um mit steifen Fingern so schnell wie möglich eine Todesanzeige aufzusetzen, die dann durch einige Hottentoten zu Pferde den nächsten Nachbarn zugesendet wird. Diese halten es für ihre Pflicht, die Anzeige sofort zu ihren Nächstwohnenden weiter zu befördern, und so gelangt die Nachricht des Todesfalls in unbeschreiblich schneller Zeit bis in weit entfernte Farmen, die auch stets am nächsten Tage wenigstens einen ihrer Bewohner als Vertreter zum Begräbniß entsenden. Im Zimmer wird ein Psalm gesungen, ein Gebet von irgend einem Kirchenrath, der niemals fehlt, verrichtet, und nun werden sämmtliche Anwesende, die vorher aufgeschrieben worden sind, laut verlesen; damit ist ihnen gewissermaßen der Platz angewiesen, den sie hinter der Leiche einnehmen sollen. Dieselbe ist indessen von mehreren

Boers auf einen mit vier Ochsen bespannten Wagen gehoben worden — „Treck“ schreit auch hier der Wagenlenker wieder und langsamen Schritts setzt sich der Zug, der nur von Männern gebildet wird, zum nahen Begräbnißplatze in Bewegung. „Anhau“ — „Anhalten“ ertönt es bald darauf wieder und ohne alle Ceremonien wird der Sarg der Erde übergeben. Dann erhält Jeder, der bei der Bedienung des Sargs behülflich gewesen, seine Bezahlung, meist eine halbe Krone (25 Sgr.), und wohlgefällig steckt selbst der reichste Boer dies Honorar in seine Tasche.

Im Hause ist indessen eine große Tafel aufgestellt worden. Da für so viele Personen weder Messer noch Gabeln vorhanden sind, zieht der Boer ruhig das an seiner Seite matrosenartig hängende Messer hervor und bedient sich dessen, während seine Finger leicht die Dienste der Gabel vertreten. Nachdem die Herren fertig sind, wird das übrig gebliebene Schöpsenfleisch oder Rindfleisch, vielleicht hat man wegen der vielen Menschen eine Kuh geschlachtet, von den Damen vertilgt, denn diese essen stets nur dann, wenn die Herren selber von der Mahlzeit aufgestanden sind. Und dieses ist der allgemeine Gebrauch in ganz Südafrika selbst bei den schon etwas mehr civilisirten holländischen Bauern. Das eigentliche Regiment des Hauses führt zwar stets die Frau, sie hat das letzte Veto in allen Angelegenheiten, aber trotzdem werden die weiblichen Glieder des Hauses den männlichen bei dem Essen und ähnlichen Angelegenheiten stets den Vorrang lassen. Nachdem Alle sich gesättigt haben, sucht Jeder nach allseitigen Begrüßungen und Händedrücken seinen Weg nach der Heimath auf. Nachbarn reiten oder fahren zusammen und das ergiebigste Thema der Unterhaltung ist die zukünftige Frau des Wittwers, wenn eine ähnliche Conversation nicht bereits schon im Trauerhause im Beisein des Leidtragenden stattgefunden hat, der während des entsetzlichen Heulens und Wehklagens, das er ausstößt, immer noch Gelegenheit findet, dem Gespräche der um ihn Herumstehenden zuzuhören.

Der schrecklichste Ort für den Europäer in Südafrika ist der Platz, auf dem die Todten beerdigt werden. „Mit den Todten soll man nicht leben“ ist das gang und gäbe Wort der orthodoxen Puritaner, und daraus erklärt sich wohl zum Theil die entsetzliche Nichtachtung, in der die Grabstätten gehalten werden. Meist einige hundert Schritt vom Farmhause, auf einem für Menschen wenig zugänglichen Orte, finden sich einige durch roh übereinander geworfene Steine gebildete Haufen. Dies sind die Zeichen, daß darunter ein Mensch, ein naher Verwandter, eine geliebte Frau, eine theure Mutter, ein gutes Kind begraben liegt. Keine Mauer umgiebt die Stätte. Schweine, Hunde, Schafe und Ochsen wälzen sich lustig zwischen den Steinhaufen herum. Kein Kreuz, kein Baum deutet an, wer dort gebettet ist. Niemand denkt daran, das Grab eines Todten zu besuchen, niemals wird das Kind den letzten Ruheort seiner Eltern betreten. Wer todt ist, ist vollständig vergessen. Mit den Todten soll man nicht leben.

Dies ist die fromme Entschuldigung für Alles, und dies ist auch der Grund, warum der Boer bereits acht Tage nach dem Tode seiner Frau in die Stadt hineinreitet, sich einen neuen Sattel und neues Pferdezeug kauft und eilig hinausgalopirt auf irgend eine Farm, auf der ein Mädchen des Freiers harrt. Sechs Wochen nach dem Begräbniß ist der Boer wieder verheirathet, ist Alles wieder wie zuvor auf dem alten Farmhause und der Gattin, der Mutter wird niemals wieder gedacht. Schnell findet sich auch die junge Frau, so wie in die alten Kleider der Verstorbenen, auch in allen den anderen neuen Verhältnissen zurecht. Je älter des Boers erste Frau geworden ist, um so jünger wird stets die Nachfolgerin sein. Aeltere unverheirathete Mädchen existiren in einem Lande nicht, wo es keine alten Junggesellen giebt und wo so entsetzlich viel Weiber frühzeitig sterben, und eine Wittwe mit mehreren Kindern als Gattin heimzuführen in sein Haus, das ohnedies damit gesegnet ist, paßt dem trauernden Wittwer durchaus nicht. Darüber macht er sich jedoch nicht die geringsten Skrupel, eine Frau zu heirathen, die bedeutend jünger als seine ältesten Kinder ist; das kommt so gewöhnlich vor, daß man sich gar nicht mehr wundert, bei einem Besuch auf einem Hof eine ganz junge Person von weit älteren Menschen als „Mutter“ anreden zu hören. Aber es ist nicht nur nicht sehr gewöhnlich, daß des Vaters Frau bedeutend jünger als die Gattin des ältesten Sohnes ist, sondern auch das kommt häufig vor, daß Vater und Sohn mit Schwestern verheirathet sind, von denen die jüngere stets das Weib des Vaters ist.

Der südafrikanische Farmer gehört von Natur einem außerordentlich kräftigen und gesunden Menschenschlag an. Hohe und stämmige Gestalten, mit sonngebräuntem Gesicht, von gerader Haltung, würden sie Jedem, der sich ihnen nähert, sofort Achtung einflößen, wenn nicht fast jede einzelne Physiognomie einen unangenehm-pfiffigen und zu gleicher Zeit bigott-stupiden Charakter trüge. Die Frauen würden vermöge ihrer Gesichtsbildung und ihres blendend weißen Teints zu den schönsten ihres Geschlechts gehören, wenn sie nicht durch allzufrühes Heirathen ihre Gesundheit zu schnell ruiniren würden, und vermöge ihrer sitzenden und unthätigen Lebensweise nur darauf hinzielen wollten, um „recht moii fett“ — sehr schön fett — zu werden. Denn Wohlbeleibtheit gilt dem Boer als Ausdruck der höchsten Schönheit. Für seine Ochsen, Pferde und Schafe hat er nur eine Bezeichnung, wenn er sie schmunzelnd seinen Besuchern zeigt. Er nennt sie dann „moii fett“ und fragt seine Begleiter, ob ihr Vieh auch so wäre. Ebenso hat seine Frau das höchste Ideal der Vollkommenheit und Schönheit erreicht, wenn er auch von ihr sagen kann, sie ist „moii fett“. Und in der That wird man solche Monstrositäten von Wohlbeleibtheit kaum noch in einem andern Lande wiederfinden. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, dort Weiber anzutreffen, deren Oberarme z. B. so dick sind, daß ihr Durchmesser 7 bis 9 Zoll beträgt. Mehr anzuführen ist nicht nöthig, um auf die Entwickelung des ganzen übrigen Körpers zu schließen. Die Milde des Klimas, die animalische Nahrung und die wenig anstrengende häusliche Beschäftigung haben übrigens hier denselben Einfluß auf europäische Damen, ja die zartesten jungen Frauen, die in Europa dem Worte „spindeldürr“ Ehre gemacht hätten, erhalten selbst nach verhältnißmäßig sehr kurzem Aufenthalte von zwei Jahren in Südafrika die schönsten vollen und runden Contouren.

So also sind die südafrikanischen Boers und so ist das gewöhnliche Leben und Treiben auf den Farmen am Oranjeflusse. Hier lebt der Boer zufrieden, unbekümmert um den Lauf der Welt und unbeirrt durch weit hinaus schweifende Gedanken. Weib und Kind, Kaffir und Hottentot sind ihm unbedingt unterworfen und gehorchen ohne Widerrede seinen Anordnungen und Befehlen. Eine 6000 Morgen große Farm ist immer schon groß genug, um ihm das Bewußtsein eines kleinen Herrn zu erhalten, und 2000 Schafe, 50 Ochsen und ebenso viel Pferde sind wohl hinreichend, ihn vollständig unabhängig zu machen. Er ist mit dem Einen, das ihm die Natur in reicher Fülle bietet, seinem Lebensunterhalt, vollständig zufrieden, um das, was sie ihm entzieht, macht er sich keine Sorge. Darin besteht gerade sein Glück, daß er den Werth der Güter nicht kennt, die ihm fehlen. Die einfachen Verhältnisse, in denen er auferzogen wird, das monotone Leben, in dem sich sein Dasein bewegt, die wenigen Gedanken, die ihm der puritanische Katechismus seiner

Religion darbietet, dünken ihm das Höchste, Schönste und Großartigste, das der Mensch besitzen kann. In fast bewußtloser Geistesruhe, ohne Thaten, ohne wohlthätiges Wirken auf einen größern Menschenkreis jenseits des kleinen, den seine Familie um ihn bildet, verlebt er seine einsamen Tage und wird so das, was er ist. Man mag ihn bedauern, aber man kann ihn nicht schelten. Denn der Charakter seines Volkes ist ihm nicht durch sich selbst gegeben, sondern die Natur des Landes, das er bewohnt, die socialen Verhältnisse, in denen er sich bewegt, die Beschäftigung oder Beschäftigungslosigkeit, zu der er von Geburt an angeleitet wurde, die bedeutende Entfernung von aller europäischen Cultur haben ihn nothwendiger Weise also umgestalten müssen. Vielleicht ist er glücklicher als Millionen bessere und gebildete Menschen! Er bedauert den armseligen Europäer, der sich zurücksehnt in die gekünstelten, überverfeinerten Verhältnisse seines Landes und fragt, wenn ihm der Reisende aus fernen Welttheilen, der vielleicht zufällig seine Farm besucht, von all den verschiedenen Verbesserungen in Ackerbau oder Viehzucht erzählt, vielleicht noch halb zweifelhaft über Alles, was er gehört, ob es denn ebenso schön in Europa wie in Südafrika wäre, und ob es denn auch dort so schöne und fette Ochsen und Schafe wie hier gäbe?

Ist es wahr, daß Einfalt glücklich macht, so hat er sicher das höchste Glück erreicht; jedenfalls hat er Alles, was er dazu gebraucht: er ist zufrieden.

Die Israeliten in Mekka, das altmekkanische Heiligthum und der Islam.

Die Simeoniten oder Ismaeliten. — Der Jehovismus und die Schriftgelehrten. — Die Geschichten von den Erzvätern, namentlich von Abraham. — Stein- und Baumcultus. — Baalscultus, Stiftshütte und Bundeslade. — Der göttliche Felsblock als Ursprung des israelitischen Volkes. — Baal-Saturn und Sabbath. — Die zehn Gebote, Moses und die eherne Schlange. — Das Heiligthum und das große Fest in Mekka. — Die Gorhum. — Ursprung der Festgebräuche. — Jüdischer Einfluß auf die Stiftung des Islam.

Unter dem Titel: „Die Israeliten zu Mekka," hat einer der ersten Orientalisten unserer Zeit, R. Dozy, Professor der Geschichte und der morgenländischen Sprachen an der Universität zu Leyden in Holland, eine grundgelehrte Schrift herausgegeben. Dieselbe umfaßt den Zeitraum von David's Zeit bis hinab ins fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung; sie ist „ein Beitrag zur alttestamentlichen Kritik und zur Erforschung des Ursprungs des Islams". Dozy steht zu nicht geringem Theil auf dem Boden deutscher Gelehrsamkeit, er ist aber außerdem ein durchaus selbständiger Forscher, ein originaler Denker und ein freier Kopf. Sein Buch enthält wichtige Beiträge zur historischen Völkerkunde und zur Culturgeschichte, es wirft in merkwürdiger Weise helles Licht über manche dunkle Partien und sucht Annahmen zu beseitigen, welche bisher in weiten Kreisen als richtig angenommen wurden. Es wird angemessen sein, die Ermittelungen eines in der Wissenschaft so hervorragenden Gelehrten auch unserem Leserkreise mitzutheilen.

In Bezug auf das Heiligthum zu Mekka stellt sich, Dozy zufolge, als Ergebniß heraus: 1) Dasselbe ist zur Zeit David's von Israeliten aus dem Stamme Simeon gestiftet worden. Diese Simeoniten sind die sogenannten Ismaeliten, welche von den Arabern auch die ersten Gorhum genannt werden. 2) Das mekkanische Fest wurde von diesen eingesetzt; die dabei stattfindenden Feierlichkeiten erklären sich aus der israelitischen Geschichte; auch sind viele Wörter, wodurch dieselben bezeichnet werden, hebräischen Ursprungs. 3) In der babylonischen Periode kamen Juden, welche aus der babylonischen Gefangenschaft entronnen waren, nach Mekka, welcher Name ursprünglich keine Stadt bezeichnete. Diese Juden sind die sogenannten zweiten Gorhum.

Die ethnographische Frage steht hier mit der religiösen Frage in innigster Verbindung. Dozy wendet sich gegen die insbesondere auch von Renan ausgesprochene Meinung, daß die Eingötterei ein hervorstechender und kennzeichnender Zug im Naturell der semitischen Völker sei. Diese Vorstellung ist gar nicht haltbar; der Monotheismus, der reine Jehovismus ist nicht, wie es der Pentateuch (die sogenannten fünf Bücher Moses') erscheinen lassen will und möchte, seit Moses' Zeit die Religion der Israeliten gewesen. Dozy geht, um seine Beweise zu führen, auf eine streng kritische Untersuchung des Textes der hebräischen Bücher ein; er hebt hervor, daß der gelehrte Rabbiner Dr. Geiger in seinem „herrlichen Werke": „Urschrift und Uebersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der innern Entwickelung des Judenthums", gezeigt habe, daß die Juden den alten Text an manchen Stellen absichtlich geändert haben. Dafür werden Schriftstellen angeführt, namentlich aus Jeremias, der (VIII, 8) seinen Zeitgenossen zuruft: „Was sagt ihr: wir sind weise, denn das Gesetz Jehova's ist bei uns? Fürwahr, sehet, der trügerische Stift der Schriftgelehrten hat es verfälscht." Derartiges ist auch später und zwar bis gegen das zweite Jahrhundert mit den alten hebräischen Büchern geschehen, und, nach Geiger, wußten die Schriftgelehrten recht gut, weshalb sie den alten Text in ihrem Sinne änderten.

Man fragt, wann die sogenannten fünf Bücher Moses' redigirt, d. h. aus älteren und neueren Bestandtheilen zusammengestellt worden seien? Nach Dozy erst nach dem babylonischen Exil, und auch später sind noch Zusätze hinzugekommen. Wir können, des Raumes wegen, nicht auf das eingehen, was (S. 4) über die Redaction bemerkt wird, welche Esra mit dem, was vom „Gesetz" noch übrig war, vorgenommen, und wie er niedergeschrieben, „was von Anbeginn der Welt geschehen ist". Auch der Kirchenvater Augustinus weiß, daß Esra, ein Priester Jehova's, das Gesetz wieder hergestellt habe, welches im Tempelarchiv vorhanden gewesen, aber von den Chaldäern verbrannt worden war, und andere Kirchenväter schreiben ihm eine Ueberarbeitung des ganzen Alten Testamentes zu. Richtig ist, daß Männer der großen Synagoge „nicht bloß die noch heute vorliegende Sammlung der nationalen Schriften veranstalteten, sondern derselben auch ihre eigenthümliche Fassung und Anlage, ja ihren ganzen Zuschnitt gaben." So sagt der jüdische Gelehrte Dr. Popper in seinem 1862 erschienenen Werke: „Der biblische Bericht über die Stiftshütte."

Esra stand bei den Juden im höchsten Ansehen, er war für sie ein zweiter Moses geworden, mit welchem er im Talmud auch verglichen wird. Sie lassen ihren Gott auch zu

Esra aus einem Dornbusche reden; auch ist er vierzig Tage abwesend, um das Gesetz zu empfangen, ähnlich wie Moses bei seinem Jehova auf dem Sinaï; beide Männer fließen in der Ueberlieferung des Talmud gleichsam zusammen; Esra wurde noch höher gestellt als Moses, zu Mohammed's Zeit nannten ihn die Juden, wie wir aus dem Koran ersehen, den Sohn Gottes. — Esra war Redacteur der alten Schriften; das „Gesetz" war nicht verbrannt worden, denn Ezechiel hatte es in Babylonien und Esra mit seinen Helfern hatte ohne Zweifel geschriebene Documente vor sich. Sie fügten vieles Neue ein; sie wollten die Väter hinstellen als ein Vorbild; aber die historische Wahrheit, z. B. jene vom Götzendienst der Vorfahren, paßte nicht in ihr System, und ohnehin hatten sie ein ganz anderes Ziel im Auge, als Erzählungen der geschehenen Dinge zu liefern; sie behandelten die Geschichte eben so wie das Gesetz. So wurde die Geschichte von Abraham und Isaac erdacht, um zu zeigen, daß es nicht mehr nöthig sei, die menschliche Erstgeburt zu opfern, und das anstößige Gesetz, 2 Moses 13. 12, wurde modificirt durch den Zusatz: „Aber alle erste Menschengeburt unter deinen Kindern sollst du lösen," während man bei Ezechiel stehen ließ: „Du sollst Alles, was den Mutterschooß öffnet, für Jehova verbrennen." Zu Ezechiel's Zeit, während des babylonischen Exils, stand jene Clausel nicht im Gesetze. — Auch die Einsetzung des großen Versöhnungstages, jîm ha kippurim, ist erst in oder nach dem Exil entstanden.

„Die Geschichten von Abraham, Sara, Hagar und Ismael sind nicht älter als die Zeit Esra's."

Nöldecke hat in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft ganz richtig gesagt: „Kein Volk und kein großer Stamm hat seinen Stammvater gekannt." Eben so richtig äußerte Redslob: „Die Hypothese von der Entstehung der Völker durch directe Abstammung von Nationalvätern ist gerade diejenige, welcher die Erfahrung, so weit sie reicht, durchaus widerspricht."

Wir werden bald sehen, wie diese Ansicht sich zu Abraham ꝛc. verhält. Im Reiche Juda, dem südlichern Palästina, wurde erst, 100 Jahre nach dem Falle des Reiches Israel, unter Josua ein jehovistisches Gesetzbuch eingeführt; im nördlichern Reiche, also in Israel, galt niemals ein sogenanntes mosaisches Buch als Gesetzbuch. Keiner der dort regierenden Könige bekannte sich zum reinen Jehovismus, sondern alle begünstigten den jehovistischen Stiercultus und zuweilen auch die Verehrung Baal's und Astarte's. Die jüdischen späteren Reformatoren stellten die Sache anders dar und den reinen Monotheismus als ursprüngliche Religion der Israeliten hin. Sie stellten das Neue als das sehr Alte hin, gleichviel ob mit oder ohne Absicht. Auch Mohammed schlug in dieser Hinsicht denselben Weg ein; auch er behauptete, der Monotheismus sei die ursprüngliche Religion jener Bundesgenossenschaft gewesen, welcher er angehörte, und daß erst im dritten Jahrhundert nach Christus der Götzendienst eingeführt worden sei. Aber „der Monotheismus ist das Ergebniß einer schon fortgeschrittenen Kenntniß der Natur und Welt, des entwickelten Denkens, des feinern Religionsgefühls; der ungebildete Naturmensch erkennt geheime Kräfte an, die ihm Gutes und Böses thun können, und die er fürchten und verehren, denen er dienen muß. Aber sein Geist ist zu beschränkt, als daß er sich zu der Vorstellung eines einzigen, allmächtigen Gottes erheben könnte. Selbst der Jehovismus konnte sich nur mit Mühe zu der Vorstellung eines Weltgottes emporschwingen, denn sehr lange ist Jehova nichts weiter als der Stammgott Israels gewesen."

Die Forscher haben durch eine Menge von Beispielen erwiesen, daß die „Bücher der Chronik" von einem Leviten verfaßt worden seien, der um 300 oder 260 vor Christus schrieb und die Quellen seiner Erzählung nach seinem Belieben bearbeitete; Vieles was ihm sonderbar oder anstößig erschien, modificirte oder veränderte er. Aus seinem Verfahren läßt sich ein Schluß darauf machen, wie die früheren jehovistischen Ueberarbeiter wohl gehandelt haben mögen. Noch Jeremias hat gesagt: „So viele Städte ihr habt, so viele Götter habt ihr!" (II, 28.) Aber die Ueberarbeiter der Quellen gaben die dem Baal geweihete Stiftshütte für ein Heiligthum Jehova's aus! Einige Mitarbeiter an der Genesis haben, im Widerspruche mit der bestimmten Tradition, welche den Jehovadienst in Aegypten seinen Anfang nehmen läßt, denselben als viel älter und als vor der Sündfluth schon bestehend dargestellt.

„Die Wahrheit ist Folgendes: Als Cultusformen hatten die alten Israeliten: 1) die Verehrung gewisser Steine und Bäume; 2) den Baalcultus; 3) den Jehovismus, welcher Jehova darstellt in der Gestalt eines Stiers oder Bockes."

Der Stein- und Baumcultus war die älteste Religion der semitischen Völker überhaupt. Er hat im Charakter derselben so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie denselben auch nach dem Uebergange zum Monotheismus nicht vergessen können. Als Christen unterließen sie, trotz Päpsten und Kirchenversammlungen, weder in Palästina noch in Karthago, das Anbeten gewisser Bäume eben so wenig, als die, welche dem Islam gewonnen wurden. Jene alte Cultusform hat auch heute nicht aufgehört. (Die Tamariske in den Ruinen von Babylon; der Oelbaum in Damaskus ꝛc.) Bei den Hebräern durften die heiligen Steine von keinem Meißel berührt werden. Selbst das monotheistische Gesetz hat Ehrfurcht vor solchen. „Wenn du mir einen Altar von Steinen bauen willst, so sollst du ihn nicht von behauenen Steinen bauen; wenn du deinen Meißel darüber bewegt hast, so hast du ihn entheiligt." Das Wort çur, Felsblock, war ein Synonym zu El, Gott.

Nach 5 Mose 32, 18 sind die Israeliten einem göttlichen Felsblock entsprossen, und das ist in der That die echte, alte Vorstellung von der Entstehung des Volkes, die noch zur Zeit des Jeremias die allgemein herrschende war; II, 27 spricht er von den Königen, Fürsten, Priestern und Propheten Israel's: „die zu dem Baume sagen: du bist mein Vater, und zu dem Steine: du hast mich erzeugt." So ist auch in der skandinavischen Mythologie das erste Menschenpaar aus einem Eschen- und einem Erlenbaume geschaffen; die Mythe von Deukalion und Pyrrha weist auf ein Hervorgehen aus Steinen hin. Beim zweiten Jesaias, also in der Zeit aus dem Ende des Exils, heißt es Cap. 51, 1 und 2 nach Luther's Uebersetzung:

„Schauet den Fels an, davon ihr gehauen seid, und des Brunnen Gruft, daraus ihr gegraben seid. Schauet Abraham an, euern Vater, und Sara, von welcher ihr geboren seid." Statt Fels sagt Dozy richtiger Felsblock (denn das ist, wie schon angedeutet, die Bedeutung von çur), und statt Brunnen: gehöhlte Grube. Die Worte sind nicht bildlich zu nehmen.

„Abraham ist in der That nicht der Name eines Mannes (kein Hebräer hat diesen Namen im alten Testamente), sondern der eines Gottes. Die ältere Form, Abram, bedeutet hoher Vater, ein Titel, wie er einem Gotte zukommt, und der auch der höchsten Gottheit zu Byblos in Phönicien beigelegt wurde. Saraï kann nichts Anderes als Grube oder Höhle bedeuten." — Die jüdischen Legenden wissen auch noch, daß Abraham in einer Höhle gewesen ist; sie erzählen, Nimrod habe in den Sternen gelesen, daß die Geburt eines Menschen bevorstehe, der ihn und seinen Glauben besiegen würde; darum hätte er alle neugebo-

renen Knäblein tödten lassen. Terach's Frau aber wäre in eine Höhle geflüchtet und hätte dort den Abraham geboren, der lange in dieser Höhle verborgen geblieben sei. Von den Juden kam diese Ueberlieferung auch zu den Arabern, und man zeigt noch jetzt zu Orfa, dem alten Edessa, welches man mit dem Ur der Chaldäer identificirt, die Höhle, in welcher Abraham geboren sei.

Bei den älteren Propheten ist Abram eben so wenig eine Person; sie bezeichnen durch ihn, eben so wie durch Israel und Jakob, das ganze israelitische Volk, wie denn auch der Name Assur, der in einem andern Lande jener des „Vaters der Götter“ war, das Volk bezeichnet, welches wir Assyrer nennen. Ezechiel 33, 24 sagen die Israeliten, welche im verwüsteten Judäa zurückgeblieben: „Abraham war ein Einzelner und hatte das Land im Besitz, und wir sind Viele, uns ist das Land in Besitz gegeben.“ Auch in dieser Stelle ist er keine historische Person. Der Stein, der Felsblock war einzeln im Lande, und doch ist daraus ein großes Volk entsprungen. Der alten Vorstellung zufolge dachte man ihn sich als einen beseelten Stein, denn dies war der diesen Bätylen eigenthümliche Name, *Λίθοι εμψύχοι*, und gerade dieser Umstand erleichterte es später, Abraham als Menschen hinzustellen *).

Wenn die Erzählungen über Abraham und Sara etwa schon gegen Ende des babylonischen Exils bestanden, so hatten sie doch für die Propheten noch keine Autorität. Die Verfasser der Genesis, welche sonst auch Länder, Städte, Ereignisse 2c. als Namen historischer Personen darstellen, gehören zu der zahlreichen Classe von Schriftstellern, welche wir nach Euhemerus, dem bekannten Philosophen der cyrenischen Schule, Euhemeristen nennen, und die nach dem Verfalle der alten Religionen danach strebten, die alten Götter als Menschen darzustellen, die früher wirklich gelebt und verdienstvolle Thaten verrichtet hätten. Sobald man dem Jehova eine ausschließliche und unbedingte Herrschaft zuschrieb, mußte der Gott Abram ausgeschlossen werden. Man ersetzte den Mythus, nach welchem die Israeliten einem Felsblock entsprossen waren, durch eine andere Darstellung des Ursprungs der Menschheit. Der Verfasser des Anfangs der Genesis hat seine Erzählung anderen Völkern entlehnt, und außerdem sind seine Darstellungen erst sehr spät zu den Hebräern gelangt.

Nachdem man zum Monotheismus übergegangen war, fanden die Priester die Erinnerung an die Baum- und Steinverehrung unangenehm; sie suchten zu mildern. Die heiligen Steine werden zu Denkmälern und Altären; das letztere waren sie auch, denn auf den Steinen wurde geopfert, obwohl nicht dem Jehova, sondern dem in dem Steine wohnenden Gotte. Dieser Cultus ist nicht etwa ein grober Fetischdienst gewesen. Die Steine und Bäume waren nur Wohnort der Götter, von dem diese sich nach Belieben trennen und in den sie wieder zurückkehren konnten, etwa wie der Mensch wieder nach seiner Wohnung zurückkehrt. Daher denn auch der Name Beth-El, d. h. Haus Gottes bei den Hebräern für solche heiligen Steine; bei den Griechen Bätylos. Jakob sagt 1 Mose 28, 22: „Dieser Stein, den ich als eine Maççéba (das ist die gewöhnliche Benennung für einen heiligen Stein) errichtet habe, soll ein Haus Gottes sein.“ Im alten Testamente kommen heilige Steine und Bäume in großer Menge vor, und Dozy (S. 28 ff.) führt eine Anzahl derselben auf. Oft kommen Baum, Stein und Brunnen zumal als heilig an derselben Stelle vor, z. B. bei Berseba, und eine ähnliche Verbindung trifft man auch in Arabien. Die Verehrung des heiligen Steins ist erst in später Zeit untersagt worden. Noch Hosea betrachtet als das größte Unglück, welches den Kindern Israels widerfahren könne, „daß sie viele Tage dasitzen werden ohne König und ohne Fürsten, ohne Opfer und ohne Maççébas.“ Die letzteren hatten damals etwa dieselbe Bedeutung, wie später bei den Christen die Heiligenbilder; sie wurden von den Jehovisten geduldet und erst viel später verboten.

Mit dem Namen Ha Baal, d. h. der Herr, im Gegensatze zu den Menschen, die seine Diener sind, bezeichnete man in einem großen Theile Vorderasiens das höchste göttliche Wesen, welches zugleich die Sonne und die Planeten Saturn und Mars vorstellte, also, wie Movers urtheilt, die erzeugende, erhaltende und zerstörende Kraft. Den Karthagern und Phöniciern galt er als Saturn für die höchste Gottheit, als El im höchsten Sinne des Wortes, dem alle übrigen Elohim unterthan waren. Auch bei den Israeliten in der Wüste, die nach Ezechiel's Zeugnisse stets den Götzen dienten, wurde Baal als höchster Gott angesehen. Das Volk war nach ihm genannt, denn Israel war, wie Sanchuniothon bezeugt, einer der Namen des Saturn, und das tragbare Heiligthum, die Stiftshütte, war diesem Baal-Saturn geweiht. Die Priestersagen möchten es scheinen lassen, als sei die Stiftshütte ein Heiligthum Jehova's gewesen, aber Amos, einer der ältesten Propheten, der zwischen 811 und 784 v. Chr. schrieb, legt Jehova Folgendes in den Mund: „Hast du mir Opfer und Gaben dargebracht in der Wüste vierzig Jahre lang, o Haus Israel? Du trugest das Zelt deines Königs und Kijun, dein Götzenbild, den Stern deines Gottes, den du dir gemacht hattest.“ Kijun ist der Planet Saturn, Baal; auch die Karthager hatten für ihn ein tragbares Heiligthum. Kijun-Baal war also während des ganzen Aufenthaltes in der Wüste die Nationalgottheit der Israeliten, ihr König im theokratischen Sinne; ihm war die Stiftshütte geweiht und ein öffentlicher Jehovadienst bestand nicht mehr.

Die Bundeslade, welche sonst gewöhnlich im Allerheilig-

*) Nachdem wir das Obige geschrieben, kam uns das ganz ausgezeichnete, grundgelehrte, scharf kritische und vortreffliche Buch von Julius Braun in München, „Historische Landschaften“ (Stuttgart, Cotta 1867) in die Hände. In demselben werden „die erlesensten Theile“ der alten Historie landschaftlich illustrirt in Scene gesetzt. Wir werden auf das auch geschmackvoll geschriebene Werk zurückkommen, und wollen hier nur aus dem Abschnitt über Moses eine Stelle hervorheben, in welcher, wie auch sonst noch häufig, die Ansichten des deutschen Gelehrten mit jenen des holländischen Orientalisten zusammentreffen, obwohl beide ganz unabhängig von einander dastehen. S. 13: „In Wahrheit ist Jehova ursprünglich kein anderer als der auch von den Babyloniern höchst verehrte Gott. Dort heißt er El, wie bei den Hebräern, und Jao, wie gleichfalls bei den Hebräern, denn der Name Jehova ist anerkanntermaßen nur aus falscher Vocalsetzung entstanden und seine richtige Aussprache ist Jahoh, Jao. Nach griechischer Ueberlieferung bei Diodor 2c. hieß der Hebräergott Jao und nicht umsonst erklärten schon die Alten den babylonischen Jao und Sebaoth für eins mit dem hebräischen. Jener babylonische Gott war ursprünglich ein Saturn, Gott der Urzeit. Auch vom Gotte der Hebräer wußten die fremden Völker nicht anders als daß er Saturn sei (Tacitus, Historien V. 2.). Der hebräische Prophet Amos selber (V. 26) nennt den Gott, den die Hebräer in der Wüste vor sich hertrugen, Chijun (Kevan), was einer der verbreitetsten Saturnnamen ist. Und wenn die Phöniker, dieses nächste Nachbarvolk der Hebräer und dem gleichen babylonischen Culturkreis angehörig, ihren Saturn auch Eljon und Israel nannten, so sind dies Namen, die bei den Hebräern auch den Hebräergott bezeichneten. Diesem Hebräergott war der siebente Wochentag, der Sabbath, heilig; dies ist aber der Tag, der in der ganzen übrigen Welt dem Saturn gehört.“

Auch Braun erklärt (in dem Abschnitt: Jerusalem S. 129) gleich Dozy den Abraham für eine mythische Figur: „Abraham, welcher Dank der biblischen Darstellung so rein menschlich und so sehr menschlich vor uns da steht, ist in Wahrheit so durchdrungen von Niederschlägen aus der Kronos- oder Saturnsage, daß eine historische Existenz, auch wenn sie vorhanden gewesen wäre, unter der Last dieser Niederschläge zergangen ist.“ Für die Begründung dieser Ansicht müssen wir auf das Buch selbst verweisen. A.

sten der Stiftshütte stand, befand sich zur Zeit David's zu Girjath-Jearim in Juda; dieser Ort wurde auch Girjath-Baal oder kurzweg Baal genannt. David ging nach Baal in Juda, um von dort die Bundeslade zu holen. Dem Baal-Saturn war auch der siebente Tag der Woche heilig, der Sabbath. Bei den Aegyptern war der Saturnstag der erste in der Woche. Von den Rabbinern ist Saturn bis in sehr späte Zeiten herab Sabbethai genannt worden; noch 1492 hieß er bei den spanischen Juden „der Stern Israels".

Als der Jehovismus triumphirt hatte, mochten begreiflicherweise die Schriftgelehrten nicht mehr zugeben, daß der Sabbath der dem Baal-Saturn geheiligte Tag gewesen sei; deshalb brachten sie den Sabbath mit der Dienstbarkeit in Aegypten in Verbindung; so 5 Mose 5, 15. „Aber bis zur Zeit des Exils hatte man für den Sabbath noch keine passende Veranlassung ersonnen, indeß Esra fand eine solche," denn man darf unbesorgt annehmen, daß er es war, der die persische Schöpfungsgeschichte verbunden mit der persischen Paradiesgeschichte in den Anfang der Genesis setzte. Denn wer hatte bessere Gelegenheit, die persischen Sagen zu kennen als er, der lange im persischen Reiche gelebt hatte und vom persischen Könige nach Judäa gesandt war „mit dem Gesetze seines Gottes, den er in Händen hatte." Nun wurden auch die Stiftshütte und die Bundeslade, welche ursprünglich dem Baal gehörten, mit Jehova in Beziehung gebracht. Das war auch nicht schwierig, denn man hatte, wie Movers nachweist, allmälig eine Anzahl Attribute und Symbole von Baal auf Jehova übertragen. Die Schriftgelehrten verfuhren mit Baal eben so wie mit den Steingöttern, denn auch diese wurden von ihnen mit Jehova, dem Gotte des Moses und Anderer, identificirt, obgleich die Begriffe, von denen der Jehovadienst und der Steindienst ausgehen, weit aus einander lagen.

Die Gelehrten sind einig darüber, daß wir die zehn Gebote in zwei verschiedenen Recensionen haben. Professor Vatke weist in seiner „Biblischen Theologie" nach, daß das zweite Gebot: „Du sollst dir weder ein geschnitztes Bild noch ein Gleichniß machen" &c., unmöglich von Moses herrühren könne, denn dieser handelte dem Gebote entschieden zuwider, indem er eine eherne Schlange aufrichtete, und dieser „ehernen Schlange, die Moses gemacht hatte", haben die Israeliten geräuchert bis in eine Zeit, die schon gänzlich aus dem Gebiete der Sage hinausgetreten ist; erst König Hiskia zerbrach diese Schlange des Moses. Winer sagt in seinem „Biblischen Realwörterbuche": „den spätern Rigorismus eines bilderlosen Glaubens darf man noch nicht in der Wüste bei den Israeliten suchen." Dozy nimmt an, daß auch Moses selbst seinen Jehova in der Gestalt eines Stiers (— Apis —) verehrt habe. Allerdings war dieser Cultus im nördlichen Reiche stets der herrschende, auch unter den Königen, welche unter dem Einflusse der Propheten auf den Thron kamen, und in diesem Stiercultus fand man nichts Anstößiges. Mehrmals wird vom goldenen Stiere gesagt: „Dies ist dein Gott, Israel, der dich aus dem Land Aegypten herausgeführt hat." Aber auch in der Gestalt eines Bockes wurde er verehrt. Der Bock war bekanntlich die Gottheit des mendesischen Bezirks in Aegypten, und auch diese Art des Jehovadienstes war ägyptischen Ursprungs; nur verehrte man dort nicht ein Bild, sondern einen lebendigen Bock. Die Verehrung des Jehova als einer unsichtbaren Gottheit fällt erst in spätere Zeit und ist eine Folge der entwickelteren Ideen der Propheten*).

Wenden wir uns nun nach Arabien. Wann und von welchem Volk ist das Heiligthum in Mekka gebaut worden und welchem Gotte war es ursprünglich gebaut und weshalb wurde der schwarze Stein verehrt? Welchen Ursprung hatte das mekkanische Jahresfest, welches Mohammed bestehen ließ?

Das Heiligthum bestand ursprünglich nur aus einem von einer Mauer umringten Platze ohne Dach. Es wurde nur von den Stämmen verehrt, welche in den Umgebungen Mekkas wohnten. Dozy's Forschungen führen, wie schon oben gesagt wurde, zu folgenden Ergebnissen:

1) Das mekkanische Heiligthum ist zur Zeit David's von Israeliten gestiftet worden, und zwar von dem Stamme Simeon. Diese Simeoniten sind die sogenannten Ismaeliten, welche von den Arabern auch die ersten Gorhum genannt werden.

2) Das mekkanische Fest wurde von denselben eingesetzt; die dabei stattfindenden Feierlichkeiten erklären sich aus der israelitischen Geschichte. Viele Wörter, wodurch dieselben bezeichnet werden, sind hebräischen Ursprungs.

3) In der babylonischen Periode kamen Juden, welche aus der Gefangenschaft entronnen waren, nach Mekka. Dieser Name bedeutete ursprünglich keine Stadt. Diese Juden sind die zweiten Gorhum der arabischen Schriftsteller.

Diese Sätze werden von Dozy mit ausgezeichnetem Scharfsinn und streng kritisch begründet. Gegen die Zeit des Königs Saul hin verschwindet der Stamm Simeon aus Palästina; er war zum größten Theil ausgewandert in das nordarabische Gebirge und zwar zur Zeit der Regierung Saul's. Auch aus arabischen und anderen Quellen wissen wir, daß Israeliten sich zu verschiedenen Zeiten in Arabien niedergelassen haben.

So weit die Erinnerung reicht, findet sich in ganz Arabien nur Ein Ort, welcher Herem oder Haram (d. h. das der Gottheit Geweihete, welches ihr nie wieder genommen werden darf) heißt, und dies ist das heilige mekkanische Gebiet. Die Grenzen desselben waren mit Steinen oder Säulen bezeichnet, welche kein Mensch überschreiten durfte, der sich zu einer andern Religion bekannte. Die Stadt Mekka, oder richtiger ausgesprochen Makka, ist erst im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaut worden. Der Name ist nicht arabisch, sondern aus dem Hebräischen zu erklären: Makka rabba, großes Schlachten, das große Schlachtfeld, das zu Herem gemacht wurde, nachdem die Simeoniten dort einen großen Sieg gewonnen hatten.

Zu Mohammed's Zeit war in Mekka Hobal die Hauptgottheit; sein Bild von Agat in Form eines Mannes wurde auf Befehl des Propheten in Stücke zerschlagen. Er war kein ursprünglich arabischer Gott, sondern soll im dritten Jahrhundert nach Christus aus Syrien oder Mesopotamien nach Arabien gekommen sein. Aber das ist Sage. Der Gott ist Ha Baal, der simeonitische Baal, welcher von Anfang an die Hauptgottheit im mekkanischen Tempel gewesen ist. Bis ins zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung wissen arabische Schriftsteller noch sehr wohl, daß das mekkanische Heiligthum ursprünglich ein Tempel Saturns gewesen ist. Die Simeoniten verehrten Baal-Saturn; denn als sie zu Saul's Zeiten Kanaan verließen, war Baal noch die Hauptgottheit der Israeliten. Mohammed wußte, daß jenes Heiligthum vierzig Jahre früher als der Tempel Salomonis erbaut worden war.

---

*) In England haben die Anthropologen angefangen, von ihrem Standpunkt aus die alten jüdischen Urkunden kritisch zu beleuchten. So Edw. Sellon in den Memoirs read before the Anthropological Society, 1866. Vol. II. p. 272 sq. in einer Polemik über den Phallusdienst. In Betreff der Bundeslade weist er hin auf Isis and her mystic ark or coffer. In it was carried the distinctive mark of both sexes, the Lingam and Yoni of the modern Hindus. Jene Polemik, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, ist interessant. A.

Mekka führt sehr viele Namen, die wir hier nicht alle herzählen wollen. Der arabische Theolog Nawwabi sagt: Es giebt keine anderen Städte, die so viele Namen haben, wie Mekka und Medina, weil diese beiden die edelsten der Erde sind.

Der berühmte Brunnen Zemzem im mekkanischen Heiligthume hieß in alten Zeiten Ber séba; die Simeoniten gaben dem heiligen Brunnen zu Mekka denselben Namen, welchen der heilige Brunnen in ihrem Lande führte. Der neuere Name rührt von dem Gesumm beim Gebet an dem heiligen Brunnen her. Ehemals stand bei demselben auch ein heiliger Baum, wie das auch bei jenem in Kanaan der Fall war.

Hagar und Ismael, sagt Dozy, sind eben so wenig geschichtliche Personen wie Abraham und Sara. Der Name Hagar ist eine etymologische Mythe; ein Gleiches gilt von Ketura, dem Namen der Frau, mit welcher Abraham in seinen alten Tagen sechs Söhne gezeugt haben soll. Denn Ketura bedeutet Weihrauch, und die Völker Arabiens, die von ihr abstammen sollen, wohnten im Weihrauchlande oder handelten wenigstens mit südarabischen Producten. Hagar bedeutet Ausländer; Garim oder Gerim (in der Mehrzahl) hießen die Erzväter in Kanaan, denn das Land gehörte ihnen nicht; so hießen auch die Israeliten in Aegypten, eben so die Simeoniten, welche ja als Einwanderer kamen, in Arabien. Gorhum ist die arabische Form.

Die Simeoniten sind die Ismaeliten; den Nachweis führt Dozy S. 96 ff. Der Name ist kein ethnographischer geblieben, sondern auch zu einem geographischen geworden, mit dem die Völker Nordarabiens im Allgemeinen bezeichnet wurden. Die Bedeutung erweiterte sich im Fortgange der Zeiten und bei seiner Anwendung werden keine fest bestimmten Grenzen im Auge gehalten. Mit dem Namen Ha gerim ging es eben so.

Das große mekkanische Fest ist eine Nachahmung des israelitischen Gilgal, welches eingesetzt war zum Andenken an die Thaten der Israeliten während der Eroberung Kanaans. Der Ort lag zwischen Jericho und dem Jordan und war lediglich ein runder Steinhaufen. Dieser war heilig, dort hatte jeder der zwölf Stämme eine Steingottheit, gewissermaßen ein Heiligenbild aufgestellt, weil dort zuerst die Israeliten festen Fuß in Kanaan gewonnen hatten. Den Verkündern des reinen Jehovismus war späterhin Gilgal „ein Stein des Anstoßes", weil sich Erinnerungen einer ganz andern Religion an denselben knüpften, eben so die dortigen Fesilim, Götzenbilder, die man dann gern für gewöhnliche Steingruben ausgeben wollte.

Hadsch bedeutet im Arabischen Wallfahrt, Pilgerzug, im Hebräischen aber Fest, und das letztere ist die ursprüngliche Bedeutung. Beim Feste rufen die Pilger aus: „Labbeika allahumme labeika." Lahumme ist das hebräische Elohim, Gott. Die Uebersetzer geben jenen Pilgerruf labbeika mit den Worten wieder: „ich bin bereit dir zu gehorchen." Aus dem Arabischen ist er nicht zu erklären. Dozy erörtert den Gegenstand und kommt zu folgendem Ergebnisse: „Wenn man bei dem Feste rief: labbéka, elôhim, labbéka! oder wenn man ausrief: hanânéka, elôhim, hanânéka, —. deine Flamme, o Gott, deine Flamme! deine Wolke, o Gott, deine Wolke!" — so rief man das Allerheiligste an, das im Baal-Cultus bestand, so rief man Baal selbst an, wie er sich unter den Symbolen der heiligen Flamme und des heiligen Rauches vom Altar den Menschen offenbarte. Beide Symbole sind dann späterhin auf Jehova übertragen worden.

Die Moslemin verstanden die Ausdrücke nicht, weil ihnen das Hebräische unbekannt war. Die eigentliche Bedeutung der alten Religion war seit Vertreibung der zweiten Gorhum unter den arabischen Stämmen, die an ihrer Stelle auftraten, allmälig in Vergessenheit gerathen. Auch die Gebräuche beim Feste waren viel zu alt und zu echt israelitisch, als daß die Mohammedaner ihren eigentlichen wahren Sinn hätten ergründen können.

So ist, um nur Einiges hervorzuheben, der siebenmalige Umgang um den Tempel eine alte israelitische Sitte, die auch noch gegenwärtig bei einem jüdischen Feste zu Mekka und auf der Küste Malabar beobachtet wird; man geht mit dem Pentateuch siebenmal um die Synagoge und singt dabei Psalm 111. Am siebenten Tage des Laubhüttenfestes findet auch bei den Juden in Europa ein siebenmaliger Umgang um das Pult in der Synagoge statt und sie sagen dabei Gebete her rc. Der mekkanische siebenmalige Umgang erinnerte ursprünglich an die Einnahme Jerichos, und der Name, welchen der Tag des Umgangs trägt, „Tag des Posaunenschalls", ist sehr bezeichnend. Ueberhaupt wurden beim mekkanischen Feste Scenen aus der Eroberung Kanaans vorgestellt. Dahin gehört namentlich auch das Steinewerfen im Thale Mina am zehnten Tage des Monats dreimal an verschiedenen Stellen. Grund und Bedeutung sind den Arabern unbekannt, denn ohne Zweifel sind sie im Irrthum, wenn sie glauben, daß die Steine nach dem Teufel geworfen würden. Die alten Semiten kannten keinen Teufel; der Teufel ist persischen Ursprungs. In der Erzählung des Buches Josua findet man drei Steinigungen, keine mehr oder weniger. Es ist überhaupt merkwürdig, daß die mekkanische Feierlichkeit selbst in Bezug auf Kleinigkeiten mit dem Buche Josua übereinstimmt.

Die alten jüdischen Einwanderungen und Colonien haben einen großen Einfluß auf Mohammed und die Stiftung des Islam gehabt. Im sechsten Jahrhundert bestand noch eine schwache Erinnerung an die alte Religion; man nannte sie Dîn Ibrahim, wußte aber nicht mehr, daß dieser Ausdruck: Religion der Hebräer bedeute; man wußte eben so wenig, worin die alte Religion bestanden habe. Nur so viel stand noch fest, daß sie eine reinere gewesen als jene der Koreischiten. Durch den Einfluß dieser letzteren war die Religion der Gorhum (welche außer dem höchsten Gotte Baal, dem Jehova und dem Schwarzen Stein keine anderen Gottheiten gehabt zu haben scheinen) völlig entartet. Der Tempel war in ein Pantheon verändert, wo jeder Stamm seine Gottheit fand, so daß es 360 derselben gab. Als dann spät die Mekkaner auf eine höhere Stufe der Entwickelung gelangten, strebten sie, die ältere, reinere, „Dîn Ibrahim", wieder herzustellen. Darauf ging das Trachten der Vorläufer Mohammed's hin; es war ihnen jedoch unmöglich zu ergründen, worin die alte Lehre eigentlich bestand. Aber sie wurden doch monotheistisch. Den Haupteinfluß auf die Gestaltung des Mohammedanismus übte das Judenthum, der sogenannte Mosaismus; ja, der Islam ist ganz und gar aus dem Judenthum hervorgegangen. Bisher hielt man den größten Theil der moslimischen Lehrsätze für israelitisch, alles Uebrige dagegen für heidnisch, arabisch; aber auch das letztere ist israelitischen Ursprungs. —

Das sind im Wesentlichen die Ansichten und Resultate des berühmten Leydener Orientalisten. Manches ist schon vor ihm von deutschen Kritikern und durch Forschungen ermittelt worden, aber die Untersuchungen über die Erzählungen von Abraham sind unseres Wissens nie zuvor so eingehend und scharf angestellt worden. Ihm zufolge sind diese Erzählungen nicht älter als die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus. Somit fiele der „Erzvater" weg, und wenn Abraham ein Stein und keine Person war, so kann er auch nicht Stammvater der Juden sein, so wenig wie Ismael Stamm-

vater der Ismaeliten. Die Geschichte des jüdischen Volkes und seine Religion gewinnen also ganz neue Anfänge, Ausgänge und Perspectiven.

Die Simeoniten oder Ismaeliten, ersten Gorhum, verschwinden allmälig aus der Geschichte. Die zweiten Gorhum wohnten noch mit ihnen zusammen; wahrscheinlich sind sie nach und nach in denselben, sodann auch in arabischen Stämmen und jenen Juden, die in der römischen Zeit nach Arabien kamen, aufgegangen und bildeten kein selbständiges Volk mehr. **A.**

Aus dem nordamerikanischen Rumpfcongresse.

Es gewährt ein peinliches Interesse, zu beobachten, wie in dem großen transatlantischen Staatenbunde die Ueberlieferungen aus den guten alten Tagen eine nach der andern über Bord geworfen werden. Durch das allgemeine Stimmrecht ist der politische Verfall und die Ausartung nicht etwa aufgehalten worden. Das „Document auf dem alten Stück Schweins- oder Eselshaut, das weiter nichts ist als ein Vertrag mit der Hölle," — so ist die Bundesverfassung, welcher einst Georg Washington die Weihe gegeben, oftmals von den Radicalen bezeichnet worden, — ist an allen Ecken und Enden durchlöchert worden und in der That nur noch ein Fetzen. Die Radicalen, welche seit sechs Jahren die Herrschaft ausüben und sehr uneigentlich ihre Partei als die „republikanische" bezeichnen, haben so ziemlich reine Bahn gemacht und ein Willkürregiment geführt, das in der Geschichte nicht viele seines Gleichen hat. Dabei ist wohl zu beachten, daß diese herrschende Partei eine Minderheit bildet. Lincoln hatte mehr als eine Million Stimmen weniger als die drei demokratischen Candidaten; weil aber die demokratische Partei sich nicht über einen einzigen Bewerber verständigen konnte, unterlag sie und hatte ihren Fehler auf das Bitterste zu bereuen.

Elf Staaten kämpften für ihre Unabhängigkeit vier Jahre lang mit der größten Tapferkeit und Ausdauer; dann unterlagen sie der Uebermacht und den Soldtruppen des Nordens. Die Radicalrepublikaner, deren Vorfahren sich einst der Theesteuer wegen vom englischen Mutterlande getrennt und die als ein unveräußerliches Recht verkündeten, daß jedes Gemeinwesen sich unabhängig und seinen Interessen gemäß nach eigenem Belieben constituiren dürfe, behandelten den Süden, nachdem sie ihn besiegt hatten, als Rebellen, und sie halten noch heute daran fest. Sie haben alle ihre früheren pomphaften Verkündigungen: daß sie lediglich für Wiederherstellung der Union den Krieg geführt, Lügen gestraft; sie behandeln die „Rebellenstaaten" mit einer raffinirten Härte und ihr ganzes Thun und Streben ist darauf gerichtet, jene unterjochten Staaten längere Zeit vom Eintritt in die Union zurückzuhalten.

An „Wiederherstellung der Union" liegt diesen Radicalrepublikanern vorerst gar nichts. Sie wollen die Herrschaft behalten, die einträglichen Stellen und Aemter; sie möchten „an der Krippe" bleiben und außerdem an ihren politischen Gegnern auch im Norden selbst, an der demokratischen, verfassungstreuen Partei, den „Copperheads", ihr Müthchen kühlen. Im Norden bilden diese Radicalen eine Mehrheit, doch ist ein Umschlag in der öffentlichen Meinung auch dort nicht zu verkennen, denn bei den Märzwahlen hat ein neuengländischer echter Yankeestaat, Connecticut, drei demokratische Congreßmitglieder statt der bisherigen republikanischen und obendrein noch einen Demokraten zum Gouverneur gewählt. Nimmt man die Union im Ganzen, so ist die radicale Partei auch jetzt um mindestens eine halbe Million Stimmen in der Minderheit, weil der ganze Süden, sobald er nicht mehr als unterjochtes Land nach der Willkür des nördlichen radicalen Rumpfcongresses behandelt würde, sondern sein Recht ausüben könnte, mit den nördlichen Demokraten stimmt. Dann wäre es sofort vorbei mit der Herrschaft der radicalen Partei.

Sie will aber ihren Sturz so lange und so weit hinausschieben als möglich. Ihr liegt Alles daran, die „Rebellenstaaten" nicht eher wieder in die Union zu lassen, als bis die nächste Präsidentenwahl entschieden ist, und ihren Sieg hält sie für gewiß, wenn der ganze Süden bis dahin seines Stimmrechts beraubt bleibt. Nun vergesse man nicht, daß seit 1861 nur ein Rumpfcongreß Alles entschieden hat; in demselben bildete die radicale Partei der „Exterminatoren" die Mehrheit, und auch nach Beendigung des Krieges ist die demokratische Minderheit in demselben mit beispielloser Brutalität behandelt worden.

Dem Präsidenten Johnson geht es nicht besser. Der Mann war gewissenhaft genug, sich daran zu erinnern, daß er den Eid auf die Verfassung geleistet habe, daß er der höchste Staatsbeamte des ganzen Landes und nicht einer Partei sei. Er trachtete dahin, eine Aussöhnung mit dem Süden anzubahnen, er wollte um so mehr eine auf annehmbaren und ausgleichenden Bedingungen ruhende „Reconstruction", weil ja die Sklaverei im Süden aufgehört hatte und dieser Stein des Anstoßes also beseitigt war. Er wollte den Frieden nicht bloß äußerlich, sondern auch in den Gemüthern wieder herstellen, wollte nicht, daß dasselbe Land ewig in zwei einander bis aufs Blut und Messer feindselige Hälften, eine unterjochende und eine zu Boden getretene, zerfallen solle. Er sprach aus, daß es Zeit sei, „der wilden, im Uebermaße und mit Hintansetzung aller christlichen Pflichten und Gefühle ausgeübten Rache" ein Ende zu machen.

Dafür wird er von den Radicalen, die in ihm nur ein willenloses Werkzeug haben möchten, in einer maßlos pöbelhaften Art behandelt und mißhandelt. Die wilden Auftritte zur Jakobinerzeit in Paris tragen auch in ihren extremen Auswüchsen und Ausschreitungen noch den Stempel des Anständigen und Edlen im Vergleiche zu dem wahrhaft niedrigen Skandal, welcher ununterbrochen im Rumpfcongresse der Nordstaaten vorfällt. Das ganze Treiben ist dermaßen widerwärtig, daß es selbst an so rohen Handwerkspolitikern auffallend erscheinen kann.

Der im März 1867 geschlossene 39ste Congreß hat in solchen Dingen das Mögliche geleistet, aber von dem 40sten, welcher unmittelbar nach ihm sich versammelte, ist er beinahe schon überflügelt worden, obwohl dieser letztere nur etwa eine Woche beisammen war und sich dann vertagte.

Die Vorgänge in Nordamerika sind auch — völkerpsychologisch genommen — von Wichtigkeit, weil sie einen, wie es scheint, unaufhaltsamen Zersetzungsproceß in den Geistern anzeigen. Der frühere amerikanische Geist aus den guten Tagen der Union ist völlig aus den Gemüthern der buntscheckigen Massen gewichen, welche

in jenem Lande neben und durch einander leben. Die innere Cohäsion ist ihm abhanden gekommen, der Sinn für Ausgleichung fehlt; das ganze staatliche Leben ist rottefaul geworden und durch und durch in einer abscheulichen Weise corrumpirt*). Neben der allgemeinen Käuflichkeit feiert der religiöse Fanatismus seine widerwärtigsten Orgien, der finstere Sabbathpuritanismus macht sich breit, und daneben erschallen aus sämmtlichen Landestheilen laute Klagen über die grauenhaft anwachsende Verwilderung und Entsittlichung. Faßt man aber lediglich die materiellen Verhältnisse ins Auge, dann sieht das Bild etwas weniger trübe aus, obwohl der Pauperismus an Ausdehnung gewinnt, das Land höher besteuert ist als irgend ein anderes in der Welt und die Schuldenlast über 4000 Millionen Thaler beträgt.

Unsere deutschen Zeitungen widmen den nordamerikanischen Verhältnissen viel zu geringe Aufmerksamkeit, obwohl dieselben ganz entschieden von Wichtigkeit sind. Seitdem die Politik von Frankreich und England die günstige Gelegenheit versäumte, dem „Riesen Jonathan“ das Wachsthum schwerer zu machen und seinem Uebermuth einige Schranken zu setzen, hat dieser Riese sich mehr und mehr drohend verhalten. Er will nicht nur auf der ganzen westlichen Erdhalbe allein das entscheidende Wort führen, sondern in den Welthändeln überhaupt als Großmacht ersten Ranges sich geltend machen. Er vermittelt am La Plata und an der Küste des Stillen Weltmeeres, Centralamerika horcht auf seine Gebote, Mexico wird seine Beute werden und das britische Amerika ist durch ihn ins Gedränge gebracht worden, nachdem er seinem besten Freund und Verbündeten, dem russischen Czar, mit dessen Regierungssystem die Radicalrepublikaner so innige Sympathie bezeugen, seine Besitzungen in Amerika abgekauft hat. Es wird der Tag kommen, an welchem Bruder Jonathan auch in Europa sein Wort mitspricht und an der Themse wie an der Seine wird man etwas davon zu erzählen haben.

Doch es ist unsere Absicht, wieder einige Bilder aus dem Congresse zu zeichnen. Unsere Zeitungen übergehen dergleichen; ohnehin gehören die Correspondenten derselben zumeist der radicalrepublikanischen Partei an und mehrere haben von dieser besoldete Aemter erhalten. Daher kommt es, daß unser deutsches Publicum vorzugsweise nur einseitige, im Interesse jener Partei gefärbte Berichte zu lesen erhält und daß wichtige Dinge übergangen werden.

Die Londoner „Times“ hat an ihrem Correspondenten Mac Kay einen ausgezeichneten Berichterstatter und sie erhält auch aus anderen Federn werthvolle Mittheilungen, welche allesammt den Vorzug haben, daß sie nicht im Interesse der einen oder andern Partei geschrieben werden und Thatsachen mittheilen. Wir wollen dem Washingtoner Berichte der „Times“ Einiges entlehnen; er ist datirt vom 15. März. —

Der 39ste Congreß hatte, so glaubte man, den Radicalismus so weit getrieben, wie dessen Anhänger nur wünschen konnten; aber der 40ste Congreß hat ihn gleich von vornherein weit überholt. Leute, die bisher allgemein als Radicale vom äußersten Flügel betrachtet wurden, sehen sich von ihren neueingetretenen stürmischen Collegen schon in den Hintergrund gedrängt. Es hat etwas Ergötzliches, solche in der Wolle gefärbte Radicale wie den Senator *Wilson* von Massachusetts, oder *Fessenden* von Maine verdächtigt zu hören, als hätten sie keinen radicalen Muth, sondern geheime Hinneigung zu den Copperheads (— nördlichen Demokraten, welchen man Sympathie mit dem Süden zuschreibt —). Diese Leute wußten gar nicht, was sie aus solchen Angriffen machen sollten; haben sie doch Jahre lang ultraradical genug gewirthschaftet und sind weit über die Grenzen des Sichern und Angemessenen hinausgegangen! Nun kommen die Neulinge und sagen ihnen, daß sie abtreten könnten, denn das Volk sei ihrer müde; sie seien weit hinter der Zeit und dem Zeitgeiste zurückgeblieben und thäten besser, nach Hause zu gehen!

Was ich, so fährt der „Times“-Correspondent fort, während der zwei letzten Jahre an Radicalismus und radicalen Auslassungen im Congresse erlebt habe, war Alles nur Kinderspiel gegen das, was der vierzigste Congreß bietet. Neben diesen neueingetretenen Radicalen können die früheren für so sanft wie Lämmer gelten. Selbst der alte *Thaddäus Stevens* aus Pennsylvanien (— der ärgste, brutale und erbarmungslose Erzfanatiker und bisher eine Art von Gewalthaber im Repräsentantenhause —) sieht sich bereits „abgethan“. Nur Senator *Sumner* (— der fanatischste unter den neuengländischen Yankees und ein Hauptunheilstifter schon seit einem Dutzend Jahren, der es sich zu einer Lebensaufgabe gemacht hat, den Süden zu schmähen und zu Boden zu treten —) hat noch einigermaßen Geltung. Er will ja noch weiter gehen, als der Radicalismus schon gegangen ist. Der vorige Congreß hat dem Süden das Militairregierungs-

*) Wir wollen folgende Stelle aus einem Berichte des zur radicalen Partei gehörenden Neuyorker Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung“ (Nummer vom 1. Mai) hierhersetzen.

Man hat es im Staate Neuyork, der in Betreff des politischen Schematismus fast für die Hälfte aller übrigen Staaten maßgebend ist, zwanzig Jahre lang mit der Anwendung des allgemeinen Wahlrechts auf alle Functionen des Staats- und Gemeindelebens versucht, und das Ergebniß ist ein entsetzlich niederschlagendes. Es wäre gewissenlose Unterschlagung der Wahrheit, wenn man leugnen oder verschweigen wollte, daß die *maßloseste, schamloseste und ekelhafteste Corruption erflossen ist aus der Voraussetzung, daß das „Volk“, d. h. die Majorität aller volljährigen Männer, den Inbegriff aller Weisheit und Tugend bilde.* Kurz und deutlich gesagt: die aus dem *allgemeinen Wahlrecht* hervorgegangenen Communalverwaltungen unserer großen Städte, und nicht der größten allein, sind sittliche Cloaken. Die geistige Beschränktheit und Sittenrohheit eines fortwährend aus den niedrigsten Bevölkerungsschichten Europas recrutirten Pöbels (— aber doch auch aus den Yankees —) bildet den Fußschemel, auf welchem rohe, aber verschmitzte *Handwerkspolitiker* an das Ruder der öffentlichen *Verwaltung* emporklimmen, und nicht bloß in die Verwaltung, sondern auch auf die *Richterstühle* und in die *Hallen der Gesetzgebung.* Die *schamlose Offenheit,* womit in den *regierenden Kreisen gegaunert und gestohlen wird, wirkt alsdann demoralisirend auf das Volk zurück.* Das sittliche Gefühl stumpft sich ab; an die Stelle der moralischen Entrüstung über die Corruption öffentlicher Beamten tritt zuerst die aus der Gewöhnung entspringende Duldung, dann sogar eine gewisse *neidische Bewunderung der Schlauheit,* welche der sittlichen Verworfenheit zum Erfolg verhilft. In der Thatsache, daß die vollkommenste Rede- und Preßfreiheit es gestattet, die öffentlichen Gauner bei diesem und noch viel härterem Namen zu nennen, findet man hinlängliche Genugthuung für ihr Vorhandensein. Daß ein spitzbübischer Beamter, der so ungeschickt gewesen ist, sich ertappen zu lassen, nicht zum zweiten Male gewählt wird, gilt als exemplarische Strafe für Verbrechen, die von Rechtswegen ihren Urheber ins Zuchthaus bringen sollten. Dabei steigt unter gänzlicher Verwahrlosung der öffentlichen Interessen die *Steuerlast* in so erschreckendem Grad, daß sie geradezu unerträglich sein würde, wenn nicht dem gigantischen materiellen Wachsthum des Landes auch eine fast unglaubliche Steigerung der Steuerkraft in den großen Handelsmetropolen entspräche. *Der ruhige, gewerbfleißige Bürger hier in Neuyork betrachtet die schweren Steuern, welche er alljährlich an eine Rotte von Tagedieben zahlt, deren er keinen jemals in sein Haus einladen würde, als eine Art Lösegeld an den herrschenden Pöbel.* In der Staatsgesetzgebung tritt die Corruption wohl in anderer Form, doch nicht in geringerm Grade auf. Da es eine *Staatsverwaltung* kaum dem Namen nach giebt, und tausenderlei unbedeutende Kleinigkeiten, die in Deutschland durch einfache Verfügung eines Landraths oder Kreisdirectors erledigt werden, eines Specialgesetzes bedürfen, so kommen auch Tausende von Fällen vor, wo ein Privatmann oder eine Corporation speciellen Vortheil von einem Gesetz zu erwarten hat. Das *aber muß bezahlt werden. Der Kauf und Verkauf von Stimmen* geschieht mit einer Schamlosigkeit, die nur in dem Treiben am französischen Hof vor der Revolution ihres gleichen findet.“

gesetz zuerkannt, das ihm jede Spur einer freien Bewegung nimmt. Dasselbe bestimmt, daß jeder, der „Rebell" gewesen oder unter den Rebellen gedient habe, des Stimmrechtes für alle Zeit verlustig sei (— also fast alle weißen Männer, mit Ausnahme der aus dem Norden massenweis nach dem Süden importirten Yankees —); daß dagegen alle Neger das Stimmrecht haben, ferner daß die Schulden der Rebellenstaaten auch von diesen selbst niemals anerkannt werden sollen. Dazu kam, daß Alles unter Controle von Generälen der Nordtruppen gestellt werden sollte. Es gewann den Anschein, als ob der Süden sich, nothgedrängt wie er ist, auch diesen drakonischen Bedingungen fügen werde, um endlich aus dem Provisorium herauszukommen.

Das Alles genügt aber jenem Sumner nicht; er verlangt „weitere fünf Punkte". Diese „Resolutionen" wurden zwar vorerst nicht genehmigt, aber sie zeigen den Radicalismus in seiner ganzen Nacktheit. Der Fanatiker verlangt: alle jetzt im Süden vorhandenen Staatsregierungen sollen beseitigt werden; es soll eine provisorische Regierung eingesetzt werden und unter dieser sollen die Wahlen stattfinden; jene Regierung soll nur aus Mitgliedern der republikanischen Partei bestehen; fünftens: die freigelassenen Neger sollen eine Heimstätte bekommen, jedes Familienhaupt muß ein Stück Land erhalten.

Also Tyrannei und Confiscation, beide ganz unverschleiert. „So zeigen wir den Rebellenstaaten, was wir zu thun beabsichtigen; wir sagen ihnen, was sie in Zukunft zu erwarten haben, wir warnen diese Rebellen und bedeuten sie, daß sie an der Reconstruction gar keinen Antheil haben sollen. Den Freigelassenen haben Sie (der Congreß) das Stimmrecht zuerkannt; nun, so müssen Sie ihnen auch eine Heimstätte geben. Damit dürfen Sie nicht länger zaudern. Nehmen Sie meine Resolutionen an, sie sind sehr einfach." Das ist allerdings richtig.

Im Februar verpflichtete sich derselbe Senat feierlich, die Südstaaten im Congresse zuzulassen, wenn dieselben gewisse Bedingungen erfüllen; Sumner wollte das nicht gelten lassen; man mußte ihn daran erinnern, daß Wortbruch unehrenhaft sei. Zehn Senatoren stimmten trotzdem für Sumner, und am andern Tage nahm Morton von Indiana die mit 27 Stimmen verworfenen Resolutionen wieder auf. „Wann und gegen wen haben wir eine Verpflichtung übernommen?"

Im Repräsentantenhause war beantragt worden, eine Million Dollars für die von arger Hungersnoth heimgesuchten Gegenden im Süden zu bewilligen. Selbst ein eingefleischter Radicaler, General Howard, der bekannte Chef des Freedmens-Bureau, wies nach, daß Leute an der Landstraße Hungers sterben, schilderte die Noth als grenzenlos und forderte für 56,900 Hungerleidende und was sonst noch dazu käme vom Senat anderthalb Millionen. Der Senat strich eine halbe Million, bewilligte aber doch etwas. Im Repräsentantenhause dagegen fand der Antrag erbitterten Widerstand. Der Berichterstatter der „Times" sagt wörtlich: „Ich schäme mich, das niederzuschreiben. Als nachgewiesen wurde, daß Frauen, Kinder und Waisen nach Brot schreien, wurde das mit Spott und Hohn aufgenommen, in einer Weise, die selbst Wilden zur Unehre gereicht haben würde. Ich hätte nie für möglich gehalten, daß in einem christlichen Lande solche Reden gehalten werden könnten, dergleichen ich im Repräsentantenhause gehört habe. General Butler (— der berüchtigte Mann, der in Neworleans das Raubhandwerk trieb, und welchen viele amerikanische Zeitungen nur als „beast Butler" bezeichnen; der brutalste und roheste unter allen Radicalen und für die nächste Präsidentschaft in Aussicht genommen —) stellte das ironisch gemeinte Amendement, daß man das für hungernde Rebellen geforderte Geld an die Wittwen der Soldaten geben solle, die in südlichen Gefängnissen gestorben seien. Ein neues Mitglied, „General" — wer ist das jetzt nicht im Lande? — Logan, forderte den Congreß auf, das Volk im Süden verhungern zu lassen; nur dann erst sei die Rache des Landes vollständig befriedigt. Und ein Herr Williams von Indiana rief: „Wenn es denn einmal nöthig ist, so möge Gott der Allmächtige den Süden mit Menschen bevölkern, die unsere Flagge lieben und die freien Institutionen (!), deren Sinnbild sie ist." Also: die Südländer können auf den Straßen verhungern und Yankees sollen ihren Grund und Boden in Besitz nehmen. Wird das Volk so grausame und abscheuliche Absichten billigen? Aber leider muß ich sagen, daß im Norden vielfach das Mitgefühl für den Süden völlig abgestorben ist. Könnte ich Ihnen nur einen Begriff von der Art und Weise und von dem Tone geben, in welchem diese Butler und Logan sprachen. Der erstere ist ohnehin keine ansprechende Erscheinung und seine Stimme so kratzend und kreischend, daß man manchmal nicht versteht, was er sagt. Logan declamirt laut schreiend und mit heftigen Geberden; es schaudert einen bei seinen Worten und vor seinem Benehmen."

„Andererseits muß ich gebührend hervorheben, daß doch einige Radicale strengen Tadel über die Barbarei ihrer Collegen aussprachen. So Bingham aus Ohio, dem vor Erregung und Entrüstung darüber die Thränen von den Wangen herabliefen, und der im Sinne der Menschlichkeit sprach. Es war in einer solchen Versammlung ganz angemessen, darauf hinzuweisen, daß wenigstens die unmündigen Kinder, welche dem Hungertode nahe seien, keine Schuld trügen. Man möge eine Million bewilligen. Die radicale Mehrheit bewilligte aber an jenem Tage keinen Cent!" —

Einem Bericht aus Philadelphia zufolge waren, wie wir aus den Blättern ersehen, 32,662 Weiße und 24,238 Neger im allerhöchsten Grade hülflos und dem Hungertode verfallen, wenn nicht Rettung kam. Für die Neger wurden 625,000 Dollars bewilligt; der Congreß verstand sich denn auch endlich dazu, den Rest der Million den Weißen zu gönnen. Die Legislatur von Maryland hat 100,000 Dollars gegeben; Boston, Newyork und Baltimore schicken auch Summen. In den öffentlichen Versammlungen wurde hervorgehoben, daß die herrschende Partei bisher die Weißen gar nicht berücksichtigt und nur allein die Neger bedacht habe.

Ueberhaupt sind die Neger sehr bevorzugte Leute geworden. In Tennessee, einem Staate, in welchem alle vormaligen „Rebellen", also reichlich zwei Drittel der weißen Bevölkerung, des Wahlrechts verlustig erklärt worden sind, und wo ein Pfarrer, Brownlow, Gouverneur und Gewalthaber ist, besteht die gesetzgebende Versammlung überwiegend aus Radicalen. Diese haben allen Negern das Wahlrecht zuerkannt, und die Schwarzen besitzen nun Rechte, welche man vielen Weißen verweigert. Jene werden nicht nach ihren politischen Antecedentien gefragt, während jeder weiße Ex-Conföderirte als „Rebell" all und jeder Rechte für verlustig erklärt worden ist. Eine Zeitung in Memphis, der Hauptstadt von Tennessee, erläutert die Praxis dieser „republikanischen" Zwangsukasen. In einem Geschäfte zu Memphis sind sechs Leute beschäftigt; von diesen hat ganz allein der Hausknecht, der ein Neger ist, das Recht zu stimmen, obwohl auch er eine Zeitlang in der conföderirten Armee gegen die Yankees gefochten hat; er ist eben ein Privilegirter, weil er eine schwarze Haut hat.

Wir wollen hier hinzufügen, daß die Abolitionsradicalen mit einem großen Theile der südlichen „schwarzen Brüder" in hohem Grade unzufrieden sind. Sie gedachten dieselben als blinde, leicht zu lenkende Werkzeuge gegen die südlichen „Ba-

rone“ zu benutzen; der Thran-, Stockfisch-, Petroleum- und Kattun-Lord der Yankeestaaten des Nordens glaubte den „Cavalier“ des Südens durch dessen ehemalige Sklaven gründlich zu demüthigen. Darin hat er sich verrechnet. Klagen über „Stumpfsinn und die Undankbarkeit der Neger“, welche ihre nördlichen Wohlthäter nicht zu würdigen verständen, werden unter den Radicalen immer allgemeiner; auch ist der Aerger groß darüber, daß die „Barone“ nun die „Situation acceptiren“, d. h. sie sind freundlich mit den Negern, die theilweise der Aufhetzung gegen ihre früheren Herren satt und müde sind und sich mit diesen vertragen. Selbst der ultraradicale Neuyorker Correspondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 103) hebt hervor: „Bei manchen Radicalen werde dadurch das unbehagliche Gefühl erweckt, daß sie sich möglicherweise mit ihrem zuversichtlichen Vertrauen auf die Stimmen der Neger garstig betrogen haben könnten.“ — So kann sich das Schwert, womit sie den Süden zu Grunde richten wollten, gegen sie selber kehren, und wir unsererseits würden darin nur ein Stück poetischer Gerechtigkeit und einer durchaus verdienten Wiedervergeltung finden.

Jener ultraradicale Correspondent spricht dann aus, eine Zersetzung seiner Partei würde schon jetzt ganz unvermeidlich sein, „wäre es nicht um des Haders mit dem Präsidenten willen. Unter ihren Congreßmitgliedern finden vielfache Reibungen und Zerwürfnisse statt, die sich bis zu gehässigen Persönlichkeiten zuspitzen.“ So wird diese Partei zerfallen, aber leider erst, nachdem sie so großes Unheil über das Land gebracht hat.

In Südcarolina sagen die Weißen den Negern: „Sucht eure wahren Freunde unter euren südlichen Landsleuten, nicht unter den Fremden (den Nordyankees). Ihr und wir sind Söhne des Südens. Wir grollen euch nicht, daß ihr das Stimmrecht bekommen habt; ihr selbst verlangtet es ja nicht. Nun übt es fortan so aus, wie es unserm beiderseitigen Interesse angemessen ist.“

Die Radicalen ärgern sich, daß die Neger so gescheidt sind, mit ihren weißen Landsleuten Hand in Hand zu gehen. Es ist auch abscheulich, daß sie so viel gesunden Menschenverstand entwickeln! So äußerte ein Neger in einer großen Versammlung seiner schwarzen Brüder: „Der erste Gebrauch, den wir von unserm politischen Rechte machen, soll darin bestehen, daß wir vom Congresse die Wiedereinsetzung der Führer des Südens in den Congreß verlangen. Denn wir achten und ehren die Männer, welche ihre Ueberzeugungen mit dem Schwerte verfochten haben; für die elenden Feiglinge aber, die sich Unionisten nannten und nicht für die Sache des Südens kämpfen mochten, hegen wir nur Verachtung und sehen in ihnen nichts besseres als Verräther!“ Wie viel gescheidter war dieser Neger als die Radicalen!

Noch mehr. Der schwarze Prediger Pickett erklärte sich gegen das allgemeine unbedingte Stimmrecht, weil die Mehrzahl seiner Stammgenossen noch nicht Einsicht und Bildung besitze, um zu ihrem eigenen und der Gesammtheit Nutzen das Wahlrecht auszuüben. Da indeß der Congreß nun doch einmal anders verfügt habe, so sollten die Neger wenigstens die besten Männer des Landes, des Südens, wählen! — Welche Lection giebt auch dieser verständige schwarze Mann den weißen Fanatikern der Exterminatorenpartei! Und wie drastisch ist die Thatsache, daß zu Newbern in Nordcarolina die Neger allesammt Mann für Mann und einstimmig sich gegen den von den Yankees aufgestellten radicalen Candidaten aussprachen und ihre Stimme dem „südlichen Candidaten“ gaben. Sie bewiesen, daß sie anfangen zu erkennen, wo ihre wahren Interessen liegen, und sie tragen mit dazu bei, die Speculationen der ultraradicalen Politiker der Yankeestaaten dem Bankerott entgegen zu treiben.

Doch wir kommen wieder auf den vierzigsten Congreß zurück. Die Rolle, welche „General“ Butler (der seines Zeichens, wie drei Viertel aller „Generäle“, Advocat ist) im Repräsentantenhause spielt, hat im Senat ein Herr Chandler inne, und er wetteifert mit jenem in Grobheit und gemeinster Pöbelhaftigkeit. Dieser Chandler hat es besonders auf England abgesehen und will diesem Gebiet abnehmen. „Großbritannien hat sich um allen Respect in der civilisirten Welt gebracht und wir werden erleben, daß es auf seinen Knien liegt und bei uns darum bettelt, daß wir ihm nur Erlaubniß geben, uns unsern Schadenersatz, den wir wegen des Dampfers „Alabama“ in Anspruch nehmen, bezahlen zu dürfen.“

An demselben Tage, im März, ging es im Repräsentantenhause ergötzlich und kläglich genug her. Der Senat hatte eine Resolution angenommen, welche den nordamerikanischen Diplomaten im Auslande verbietet, Uniformen zu tragen. Ein Redner hatte den Muth, die Bemerkung hinzuwerfen, daß seine Yankeelandsleute an europäischen Höfen sich oftmals „wie Narren“ ausnähmen. „Indem wir dahin trachten, uns nicht lächerlich zu machen, machen wir uns erst recht lächerlich.“ Andere Redner meinten, man solle eine Uniform für die Diplomaten allerdings einführen. Dabei nahm ein Hauptradicaler, Namens Covode, Gelegenheit, folgendes Amendement zu stellen:

„Diplomatische Agenten sollen keine andere Uniform tragen als eine solche, die dem von dem Oberschneider der Nation, welcher jetzt unsere Geschicke lenkt, entworfenen Muster entspricht.“

Diese bodenlose Gemeinheit wurde mit lautem Jubel begrüßt. Was hatten die Radicalen nicht als „Freunde der Freiheit und Gleichheit“ für salbungsvolle Redensarten darüber gemacht, daß sie den vormaligen Holzhacker Lincoln zum Präsidenten erwählt! Johnson, einst Schneidergesell, und dann gleich Lincoln Advocat, wurde zum Vicepräsidenten gewählt, weil er einst ein Schneidergesell gewesen. Da er nun nicht zum blinden Werkzeuge der Radicalen sich hergeben will, wird er tagtäglich mißhandelt. Pikant ist aber, daß gerade jener Covode, ehe er Advocat wurde, selber ein Handwerksbursch war, und daß nun ein solcher den Präsidenten lächerlich machen will, weil derselbe in seiner Jugend ein Handwerker gewesen. Senator Wilson, ein Hauptradicaler aus Massachusetts, war einst Schustergesell, ein nicht geringer Theil der radicalen Congreßmitglieder gehört ursprünglich sehr niederen Gesellschaftskreisen an, sehr viele waren Winkeladvocaten, ehe sie sich in Handwerkspolitiker umwandelten, also ein einträgliches Metier auf Landesunkosten ergriffen. „Ihre Bildung riecht nach Pech und Leim,“ sagte einst ein deutsches Neuyorker Blatt.

Nach dem „witzigen“ Amendement Covode's brachte man ein anderes „witziges“ Amendement ein, das eben so laut bejubelt wurde von jenen republikanischen Vertretern der großen transatlantischen „Republik“. „Die amerikanischen Diplomaten sollen einen dreieckigen Hut tragen mit dem amerikanischen Adler daran, einen schwalbenschwänzigen Frack (swallow tailed coat), und auf den Schwalbenschwänzen sollen die Sterne und Streifen der Unionsflagge angebracht werden; ferner butterfarbige Hosen, eng anliegende gelbe Strümpfe mit Strumpfbändern à la Franklin, und Weste von Buckskin, die halb weiß, halb schwarz sein muß.“

Der Sprecher meinte, dieses Amendement sei doch nicht völlig in der Ordnung. Dann erhob sich der Massachusetts-yankee „General“ Banks (— seines Zeichens auch Advocat

und bekannt namentlich durch seine Gewaltherrschaft in Neu-orleans und durch einen Kriegszug am Redriver, um Baumwolle zu rauben, wobei seine Truppen von den Rebellen entsetzlich zugerichtet wurden —). Er kennt seine Yankees und rief aus: „Der Tag wird kommen, da wir die Rolle einnehmen werden, welche Karthago im Alterthume gehabt hat. Die Vereinigten Staaten werden nicht bloß in Bezug auf die Kleidung eine amerikanische Politik feststellen, sondern auch in Betreff internationaler Angelegenheiten und der continentalen Verhältnisse." Die Vereinigten Staaten sollen in der ganzen Welt den Ausschlag geben. —

Es ist in der That betrübend, zu sehen, wie Jahr für Jahr die Entartung, die Rohheit und die Corruption immer weitern Boden gewinnt. Als vor einigen Monaten der weltberühmte Erzvater des Humbugs, Phineas Taylor Barnum, der große „Schausteller", welcher die japanische Seejungfer für Geld zeigte und als „Bärenführer der Jenny Lind" das Land durchzog, als dieser Barnum als Congreßcandidat auftrat und Tausende von Stimmen erhielt, schrieb ein deutsches Newyorker Blatt: „Er wird unter der Schwefelbande in Washington der ehrlichste und beste sein."

Man sieht, in welchem Stile diese Leute in Nordamerika mit einander umgehen. **A.**

Das Haiduckenthum.

Von Siegfried Kapper.

Das blutrothe Banner des Propheten besaß, wie kaum ein anderes Feldzeichen seit dem Adler Roms, die nicht zu bestreitende Gewalt, Throne vor sich her niederzustürzen und Völker unter das Joch der Bewältigung zu beugen. Die große Heeresstraße, der es mit fatalistischem Vorwärtsdrange folgte, war die größte und bedeutendste Wasserstraße Europas, die Donau. Rechts und links neben ihr her stürmte es bis an die Küsten der Adria und des Pontus und noch weit über dieselben hinaus. Sie selbst hinaufwärts drang es bis nahe an das Herz Mitteleuropas vor. Es flatterte von der Königsburg des heiligen Stephan, ein entsetzenverbreitendes Memento mori dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, und bedrohte von den Häfen des Mittelmeeres aus den geflügelten Löwen des heiligen Markus. Die Geschichte eines halben Jahrtausends ist voll von den unsäglichen Anstrengungen, die es kostete, um ihm die Vergewaltigung der westlichen Christenheit streitig zu machen. Was es aber nicht besaß, das war die ungleich höhere Macht, in den bewältigten Landen eine neue, dauernde Ordnung zu begründen. Es trat die in der Geschichte der Menschheit vielleicht vereinzelt dastehende Erscheinung zu Tage, daß die Eroberer weder stark genug waren, die überwundenen Völkerschaften in sich aufzunehmen, noch schwach genug, um, wie dies so häufig vorgekommen, in ihnen aufzugehen. Und so kam es denn, daß Sieger und Besiegte einige Jahrhunderte lang neben einander bestehen blieben, aber in beständigem Gegensatze, in beständiger Anfeindung, in beständiger Negation Einer des Andern, und daß, da es ebensowenig wie in der Natur in der Geschichte der Menschheit einen Stillstand giebt, die sieghafte Reaction der Vergewaltigten gegen die Vergewaltiger nachgerade wieder an die Reihe kommen mußte, um die letzteren unter die Macht der ersteren zu beugen.

Die Ursache dieser Erscheinung ist eine sehr einfache. Auf dem Banner des Propheten standen die Worte „Feuer und Schwert", nicht aber das Wort „Cultur", wie z. B. auf jenem der Römer. Dem Islam genügte es, so viel Boden als möglich zu erobern, so viele Völker als möglich zu unterjochen. Die Erde ist ein Eigenthum Allahs und sie von ihm zu Lehen zu besitzen ein Monopol der Gläubigen. Wer mitbesitzen wollte, der brauchte eben nur ein Gläubiger zu werden. Wer dies nicht werden wollte, der hatte es sich nur selbst zuzuschreiben, wenn sein Loos Armuth, Rechtlosigkeit, wohl auch Sklaverei blieb. Einen andern als diesen rohen, höhnenden, materiellen Zwang verschmähte der stolze Islam anzuwenden, — eines höhern, mit geistigen und sittlichen Hebeln wirkenden, war der Türke in der That wohl auch unfähig. Da nun aber um des materiellen Besitzes willen wohl Einzelne, nie aber die Massen zu Renegaten zu werden pflegen, so kam es wohl vor, daß, wie z. B. in Bosnien und in der Herzegowina, einzelne reiche Geschlechter der Bedingung, die allein in ihrem Besitze sie erhalten konnte, sich fügten, die christlichen Völker der Balkanhalbinsel im Großen und Ganzen aber es vorzogen, das Joch des Elendes auf sich zu nehmen und ihr Schicksal einem unausbleiblichen Umschwunge zum Bessern anheimzustellen. Die nothwendige und natürliche Folge hiervon war gleich mit dem Beginne der Türkenherrschaft in Europa die Organisation einer Opposition gegen dieselbe, der es vorbehalten geblieben, später der Ausgangspunkt der einzelnen Befreiungskämpfe zu werden, und die bis auf den heutigen Tag an ihrer Mission festzuhalten nicht aufgehört hat. Diese Opposition konnte in einem Reiche, in welchem nicht Gesetz, sondern Willkür, im allerbesten Falle die Usance herrschte, keine politische sein. Sie konnte nur als Correctiv der Willkür durch Selbsthülfe und Repressalie, durch Anwendung von Gewalt gegen Gewalt sich entfalten. Sie ward in Albanien und Montenegro zum „Volk in Waffen", und nahm bei den Hellenen die Form des Klephtenthums, bei den Slaven die des Haiduckenthums an.

Das Wort „Haiduck" ist türkischen Ursprungs und bedeutet so viel als ein die öffentliche Sicherheit im weitesten Sinne gefährdendes Individuum, das deshalb in Bann gethan und für vogelfrei erklärt ist. Vom türkischen Standpunkt aus ist dies allerdings ganz in der Ordnung, und es giebt auch in türkischem Munde keinen ärgern Schimpfnamen, als den eines Haiducken. Die Südslaven, Serben sowohl wie Bulgaren, haben den Namen nun wohl acceptirt, ihm jedoch eine durchaus entgegengesetzte Bedeutung beigelegt. Für sie ist der Haiduck vielmehr der Beschützer und Hüter des Rechtes von öffentlicher Sicherheit, das den Christen unter türkischer Herrschaft geblieben. Er ist eine geheiligte Person und sein Name ist ein Ehrenname. Bezeichnend hierfür ist es, daß auch in Ungarn, nachdem man hier die Türkenherrschaft abgeschüttelt, der Name „Haiduck" in gewissem Sinne für Organe der öffentlichen Sicherheit beibehalten wurde.

Ursprünglich gingen die Haiducken aus der christlichen Bevölkerung der Städte sowohl wie der Dörfer als einzelne, muthige Männer hervor, die, mit hochherziger Opferwilligkeit verzichtend auf die Ruhe und das Behagen des häuslichen

Herdes, entweder allein oder im Vereine mit mehreren Gleichgesinnten das Land durchstreiften, um als eine Art freiwillige Polizei ihren Glaubens- und Stammesgenossen gegen die gewaltthätigen Grundherren, ja sogar gegen die Paschas selbst hülfreich beizuspringen, oder, wo es schon zu spät, ihnen wenigstens Rache und Genugthuung zu verschaffen. Es war das so zu sagen das goldene Zeitalter des Haiduckenthums. Männer aus den angesehensten Familien verschmähten es nicht, sich den Mühsalen desselben zu unterziehen, ihr ganzes Leben unstät und flüchtig im Kampfe mit den türkischen Autoritäten einer ganzen Provinz hinzubringen, und schließlich für ein Dasein voll Entsagung und Gefahren mit dem Lohn eines lobpreisenden Liedes sich zu begnügen. Später recrutirte sich das Haiduckenthum aus den durch die türkische Gewaltthätigkeit Verletzten selbst. Leute, denen Haus und Hof ausgeplündert wurden, die Herden von den Weideplätzen fortgetrieben, die Saaten auf den Feldern über Nacht abgemäht und fortgeführt, deren Einem man sein Weib, dem Andern seine Braut, dem Dritten die Schwester geraubt, oder die sonst wie, namentlich bei der Einhebung von Steuern und Zöllen, Erpressungen erfahren, thaten sich zusammen, um das Recht, das bei dem türkischen Richter nicht zu finden war, mit bewaffneter Hand sich selber zu verschaffen. Die Folge davon war ihre Proscription. Ihre Rückkehr zu den Geschäften des Friedens war unmöglich. Sie wählten daher den permanenten Kampf, der Rächer seiner selbst erwuchs zum Rächer der Gesammtheit. Raub, wie überhaupt jede Handlung aus gemeinen, selbstischen und niedrigen Motiven war dem Haiduckenthum ursprünglich durchaus fremd. Er entwickelte sich erst allmälig und in Folge des Rückganges der Cultur, der Depravirung des Rechtsbewußtseins und der Nachahmung des von türkischer Seite gegebenen Beispiels aus der Repressalie. Mit ihm aber, namentlich nach dem siegreichen Ausgange der hellenischen und serbischen Befreiungskämpfe, an denen es so hervorragenden Antheil gehabt, trat auch der Verfall des Haiduckenthums ein, gegen das in Griechenland und Serbien als ein durchaus ausgeartetes, die neue gesellschaftliche Ordnung gefährdendes Unwesen die Strenge des Gesetzes nun selbst gekehrt ist, und das in seiner ursprünglichen Form und Bedeutung theilweise nur noch in der Herzegowina, in Bosnien und in Bulgarien sich erhalten, wo es allerdings noch Beruf und Zweck und daher auch einen Sinn hat.

Dem Haiduckenstande widmen sich hier zumeist mehr Leute aus den ärmsten Volksclassen oder solche, die, sei es nun durch politische Agitation oder sonst auf irgend welche Weise, den türkischen Behörden gegenüber sich compromittirt haben, und denen es daher unmöglich geworden, sich fortan in den Städten oder Dörfern bleibend aufzuhalten. Wer nun den Entschluß einmal gefaßt, die gefährliche Laufbahn eines Haiducken, durch die er für zeitlebens aus den Kreisen des friedlichen Lebens scheidet und exlex wird, zu betreten, der, wenn er irgend ein Vermögen besitzt, trifft vor Allem seine Verfügungen über dasselbe. Er giebt es einem Freund in Aufbewahrung, setzt darüber seine letztwilligen Anordnungen fest, oder verschenkt es wohl auch sogleich an Geschwister und Bekannte. Nur einen Anzug, und zwar den allerbesten, prunkvollsten, den er hat, seine Schmuckstücke von Gold und Silber und seine Waffen behält er für sich, und so, aufs Prächtigste angethan und aufs Beste bewaffnet, scheidet er aus der Heimath. Seine Waffen bestehen in der Regel aus einem langröhrigen, sogenannten arnautischen Gewehre, zwei oder auch drei türkischen Pistolen, einem Handschar und einem Messer, manchmal auch einem krummen Säbel. Wesentlicher Theil seines Anzuges ist eine grobwollene Kotze, die ihm als Mantel, Bettdecke und Zeltdach zugleich dient. Das Haupt bedeckt er entweder mit einer Mütze aus Wolfsfell in der Form eines gestutzten Kegels oder mit einem Fehs, von dem eine lange blaue Quaste herabhängt. Den Fuß umwindet er mit Stücken weißen Wolltuches, darüber mit Riemen ein Bundschuh geschnallt wird. Nun kommt es darauf an, ob der neue Haiducke Einfluß und Ansehen genug besitzt, um selber eine Bande zu bilden, und in diesem Falle entrollt er seine Fahne, sammelt um sich eine Schaar gleichentschlossener Genossen und bezieht mit ihnen ein Standquartier im Gebirge. Andernfalls stößt er selbst zu einer bereits bestehenden Truppe.

Die Organisation einer jeden Haiduckentruppe ist eine einfache, die Disciplin, welche in ihr herrscht, eine eben so einfache, aber strenge. An ihrer Spitze steht der Harambascha, gewöhnlich der Gründer der Truppe, oder nach dessen Tode derjenige, den die Haiducken aus ihrer Mitte selbst als den Tapfersten, Verwegensten und Gescheidtesten an seine Stelle berufen. Dem Harambascha zur Seite als Unterbefehliger steht der Barjektar oder Fahnenträger. Die Fahne als Symbol der Vereinigung besteht aus einem rothen Tuche ohne oder auch mit dem weißen Löwen oder Kreuze. Auf sie wird dem Harambascha entweder ein- für allemal oder bei besonders gewagten Unternehmungen auch von Fall zu Fall Treue und Gehorsam geschworen. Was jedoch die Disciplin von dem Haiducken außer diesen beiden Cardinalbedingungen mit aller Strenge verlangt, ist gewissenhafteste Rechtlichkeit und unverbrüchliche Sittenreinheit. Kein Haiducke darf irgend etwas für sich allein unternehmen, einen Vortheil sich allein zuwenden. Hab und Gut der Glaubens- und Stammesgenossen soll ihm heilig sein. Gemeiner Diebstahl, auch an Türken verübt, macht ihn ehrlos und hat seine Ausschließung zur Folge. Ein gegebenes Wort, beschworen oder unbeschworen, ist ihm unverletzlich, und er hält hieran so streng, daß selbst der Türke nicht Anstand nimmt, sich auf ein verpfändetes Haiduckenwort zu verlassen. Vor Allem aber unantastbar ist dem Haiducken die Ehre und Sicherheit des Weibes. Er ist in dieser Beziehung ihr wahrhafter Ritter. Das Außerachtlassen dieses Grundgebotes zieht unfehlbar den Tod des Schuldigen nach sich, wenn er es nicht vorzieht, sich ihn selber zu geben.

Die Haiducken haben ihren Aufenthalt in den Gebirgen, in den unzugänglichen Tiefen uralter Wälder. Ein Kochkessel, ein Bratspieß, ein Krug und eine Axt, um Holz zu fällen, sind hier ihr einziges Hausgeräth. Ihr Obdach besteht aus einer Felsenhöhle oder aus einigen improvisirten Hütten aus Baumrinden. Ihren Nahrungsbedarf beschaffen sie sich selber durch die Jagd, und was sie sonst noch benöthigen, bringen ihnen ihre vertrauten Freunde oft auf viele Meilen weit aus den Städten und Dörfern zu. Denn vertraute Freunde und Mitwisser muß der Haiducke haben. Sie sind sein Verlaß, und ohne sie kann er nicht bestehen. Deren so viele als möglich und an so vielen Orten als nur thunlich zu besitzen, ist daher eine seiner vorzüglichsten Sorgen. Ihre Aufgabe ist, mit ihm in ununterbrochenem Rapport zu verbleiben, ihn von allen Vorgängen im Lande sogleich zu berichten, ihm sowohl von allen Unbilden Kenntniß zu geben, die irgendwo in näherer oder weiterer Ferne einem Christen widerfahren, wie auch von sich darbietenden Gelegenheiten, dafür Genugthuung zu nehmen, sowie genau die Haltung der türkischen Behörden zu beobachten und wenn er verfolgt würde, ihn genau über Alles, was gegen ihn im Schilde geführt würde, zu benachrichtigen. Im Falle der Noth muß dem verfolgten Haiducken das Haus seines Vertrauten Tag und Nacht als Zufluchtsstätte offen stehen. Bei ihm hinterlegt auch der Haiducke, was von seinen Beuteantheilen ihm übrig bleibt. Veruntreuung an einem solchen Depositum oder Verrath eines solchen Vertrauten an einem Haiducken kommt

kaum je vor. Es schützt den Vertrauensgeber davor das allgemeine Einverständniß der Bevölkerung, der gemeinschaftliche Haß gegen die Türken, die althergebrachte Hochachtung, in der der freiwillig aus der Gesellschaft Geschiedene, der sein Haupt jeden Tag der feindlichen Kugel entgegenträgt, bei Jung und Alt steht. Wer eines solchen Verrathes sich vermäße, der hätte auch der furchtbarsten Rache sich zu versehen. Sein Haus über dem Kopfe würde ihm wie von unsichtbarer Hand angezündet, wie von unsichtbarer Hand ereilte ihn der Tod bei seinem ersten Gange über Feld. Als Belohnung für seine schwere Verpflichtung und Verantwortlichkeit erhält er aber auch gewissenhaft seinen Antheil an der den Türken abgenommenen Beute.

Den Tag verbringen die Haiducken gewöhnlich gemeinschaftlich in ihren Waldquartieren. Da wird gejagt oder in Klettern, Springen und im Schießen nach der Scheibe sich geübt. Da werden die Waffen geputzt und Kugeln gegossen. Da werden Pläne zu neuen Unternehmungen besprochen und bereits vollführte Thaten in Liedern besungen. Denn es gehört zum Metier, daß der Haiducke auch ein gewandter Rhapsode sei. Der Ausführung der besprochenen Unternehmungen ist die Nacht gewidmet. Wenn ein Handstreich einmal beschlossen und alles darauf Bezügliche durch Auskundschafter sichergestellt ist, dann erfolgt in der Abenddämmerung der Aufbruch, ganz in gehöriger Kriegsordnung, mit Vorhut und Nachhut. Das Ziel der Unternehmung ist nicht selten viele Tagereisen weit, und da selbstverständlich die größte Vorsicht geboten erscheint, so wird nicht nur auf den geheimsten aber auch beschwerlichsten Gebirgs- und Waldwegen, sondern auch nur bei Nacht marschirt. Die Haiducken schreiten trotz alledem ungemein schnell vorwärts, und in einer Nacht sieben bis acht Meilen zurückzulegen ist für sie eine Kleinigkeit. Bei Tage wird gerastet, und das wo möglich irgendwo auf einer minder leicht zugänglichen Anhöhe mit ringsum freier Aussicht, um ja nach allen Seiten hin Herr des Terrains und der Situation zu bleiben. Am Ziele angelangt, wird der Handstreich entschlossen und mit Blitzesschnelle geführt, und der Rückzug unverweilt angetreten, doch nie in der Richtung und nie nach demselben Orte zurück, woher man gekommen. Erst in vollkommener Sicherheit wird die Beute getheilt, das heißt, wenn etwas zum Theilen übrig bleibt; denn das Erste, was geschieht, ist, daß dem Beraubten, Ausgeplünderten, Beleidigten der ihm zukommende Ersatz sichergestellt werde. Dann erst mag der Haiducke an sich selber denken, und selbst von dem, was er nun bekommt, betheiligt er noch großmüthig die stammesverwandten Blinden, Gebrestigen, Wittwen und Waisen.

Nur die Strenge des Winters vermag den Haiducken, das Gebirge zu verlassen. Dann rollt der Barjektar die Fahne ein, man scheidet auf Wiedersehen, und jeder Einzelne für sich steigt auf gesonderten Wegen ins Flachland nieder, um plötzlich in stiller Mitternacht an das Pförtlein eines vertrauten Freundes zu klopfen. Da tritt er nun ein, ein willkommener und wohlgeborgener Gast, nicht selten einen gezähmten Bären, den Freund und Genossen seines monatelangen Aufenthaltes im Exil der Wildniß, am Stricke mit sich führend, um dem Gastfreunde den Winter über das Brot, das er an seinem Herde mitgenießt, durch emsige Beihülfe in der Hauswirthschaft, und an den Abenden, wenn die Weiber und die Jungen lauschend um die Flamme lagern, durch die Schilderung wilder Abenteuer und durch den Vortrag von Heldengesängen zu vergelten, deren er in die Hunderte weiß, womit er, den Drang nach Thaten und nach Freiheit in den stillen Kreisen der Dörfer nährend, zugleich auch einen Theil seiner politischen Mission erfüllt. Da kommen denn Einer nach dem Andern all die unsterblichen, großen Heroen des Haiduckenthums zur Sprache, die seit dem Unglückstage von Kossovo durch nachstrebenswürdige Thaten sich den Ruhm als Märtyrer und Vorkämpfer der rechtgläubigen Christenheit erworben, voran der Erzhaiduck Marko Kraljewitsch, der Königssohn, das leuchtende Vorbild unversöhnlichen Türkenhasses und echt südslavischer Glaubens- und Hoffnungsstärke, — dann Ivo Crnojewitsch, der unvergleichliche Held der Schwarzen Berge, dann Nikola Bajo Pivljanin, der am Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts allen Paschas der Herzegowina und Bosniens einen gar heilsamen Schrecken einflößte, mit seinem gleichtapfern Freunde, dem Harambascha Limo, den Winter über an der Meeresküste bei Perasto eine prächtige Kula bewohnte, von der heutigen Tages noch die Mauern zu schauen, hinter denen einst gar große türkische Herren in seiner Gefangenschaft geschmachtet, den die katholischen Perastaner, ungeachtet er ein strenger Altgläubiger war, seiner Verdienste wegen zum Serdaren ernannt, und der schließlich am heiligen Dreifaltigkeitstage 1712 in den Schwarzen Bergen im Kampfe gegen die Türken den Heldentod gefunden, — dann Ilija Smiljanin, der während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seine Kula unweit Cataro hatte, und in Gemeinschaft mit Mrkonitsch und Ivo von Zengg den Türken unsäglich zu schaffen gab, — dann Stojan Jankowitsch von Cataro, der vierzehn Jahre in Konstantinopel gefangen gesessen, den die Venetianer dann zum Serdaren über die Morlaken eingesetzt mit einem Gehalte von monatlich zwanzig Ducaten, dem sie eine goldene Medaille verehrt und zwei Söhne zu Capitainen ernannt, — dann aus neuerer Zeit der alte Novak mit seinen Söhnen Grujo und Radivaj, ein wahres Kleeblatt beispielloser Verwegenheit, Mihat der Hirt, Jovan Wischnitsch, Rado von Sokol, Luka Golovran Bujadin, und wie sie alle noch heißen mögen bis auf die jüngsten Tage herauf. Und wenn Einer oder der Andere im Dorfe bei wiederkehrendem Frühling, wenn der Gast seine Kotze wieder über den Rücken wirft, dem Freunde dankbar die Hand drückt und in stiller Mondnacht hinausschreitet über die Felder und den waldigen Bergen entgegen, wo am heimlichen Sammelplatze die Fahne, seiner gewärtig, bereits flattert, Eltern, Schwestern und Brüdern Lebtwohl sagt und mit ihm zieht, so mag das Niemand Wunder nehmen.

Auch junge Mädchen vermögen zuweilen diesem Drange nicht zu widerstehen. Sie legen dann Männerkleider an, ergreifen die Waffen und theilen, manchmal gekannt, manchmal auch nicht gekannt, mit ihren männlichen Genossen getreulich Kampf und Ungemach, und manche von ihnen, wie z. B. die heldenmüthige Syrma aus dem Dorfe Tresanatz in Bulgarien, schwang sich durch vorleuchtende Tapferkeit sogar zur Harambaschenwürde empor. Von ihr wird im Volke das Folgende gesungen:

> Ward dergleichen je vernommen,
> Daß ein Mädchen siebzig sieben
> Trotzigen Haiducken herrsche?
>
> Dort auf jenen grünen Bergen,
> In den Forsten dort geschah's so!
> Also zu den siebzig sieben
> Männern sprach alldort das Mädchen:
> „Nicht bedarf es hier der Herbheit,
> Nicht des Neides, nicht des Zornes!
> Zieh' den Ring vom Finger Einer,
> Häng' ihn dort an jene Buche,
> Und der Reih' nach, Freunde, mögt Ihr
> Alle nach dem Ringe schießen!
> Wer den Ring schießt von der Buche,
> Der fortan mag uns gebieten,
> Ihm als Weib füg' ich mich selber!"

Und sie schossen nach dem Ringe
Und den Ring traf auch nicht Einer!

Und das Mädchen drauf sprach weiter:
„Gebt das Rohr, daß ich nun schieße!“
Schoß — und von der Buche nieder
Fiel das Ringlein an den Rasen.

Weiter sprach darauf das Mägdlein:
„Nehmt nun einen Stein, und werfet!
Wer den bessern Wurf, denn ich, thut,
Gern als Weib will ich ihm dienen,
Und fortan sei er uns Führer!“

Und sie warfen All' der Reih' nach,
Einer besser als der Andre;
Doch den besten Wurf von Allen,
Volle zehn Schritt über Alle,
That das Mädchen. Und so blieb's denn,
Daß ein Mädchen siebzig sieben
Trotzigen Haiducken herrschte.

Der Schauplatz der Unternehmungen Syrma's waren die Districte von Babintrop, Stogowo, Barburn und Kartschin. Nach einer ruhmvollen Laufbahn verheirathete sie sich an einen Bulgaren aus Kruschewo, Namens Meak. Dimitrije Miladinov, einer der Sammler und Herausgeber der bulgarischen Volkslieder, der in türkischer Gefangenschaft vor wenigen Jahren den Gifttod starb, kannte sie noch als achtzigjährige Greisin. Sie wohnte in Prilipo, trug immer noch Waffen, und eine kostbare Sammlung von türkischen Säbeln und Pistolen hing als Trophäe über ihrem Lager.

Nicht immer aber nimmt der Lebenslauf des Haiducken diesen gleichmäßigen, gewissermaßen idealen Verlauf. Vielmehr wird die Romantik seines Daseins oft in sehr empfindlicher Weise getrübt. Die türkischen Behörden sehen sein Thun und Lassen mit ganz anderen Augen an, als seine Stammesgenossen, und schon seine Existenz allein, als ein Funke unter der christlichen Bevölkerung, der jeden Augenblick der Anlaß zu einem hellen Brande werden kann, ist ihnen ein Dorn im Auge. Dazu kommen die unter keinerlei Umständen zu beschönigenden Verbrechen an Gut und Leben, mit denen er sich schon aus der Natur seines Lebenswandels und Berufes nothwendigerweise belasten muß. Die Schaar der Häscher ist daher auch jahraus jahrein hinter ihm her, und er sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, gar oft in einer Gegend, in der er kaum erst sich eingewohnt und die unerläßlichen Freunde erworben, schnell wieder seine Zelte abzubrechen und ein sicheres Asyl in einer weit entfernten andern zu suchen, wo ihn zwar kein Mensch kennt, wo es ihm aber auch an Freunden, und daher nicht nur an dem nöthigen Rückhalt, sondern auch an dem allernöthigsten Lebensbedarfe fehlt. Das Elend, mit dem er dann zu kämpfen hat, ist ein im höchsten Grade herbes. Er hat nur die Wahl zwischen Betteln oder der Selbsterniedrigung zum gemeinen Räuber. Und dieser Moment schwerster Prüfung ist es dann, aus dem freilich nicht ein Jeder lauter hervorgeht. Der Häscher im Rücken und die Verachtung seiner eigenen Genossen ist dann sein tragisches Loos. Die Bulgaren singen ein tiefergreifendes Lied, in welchem das furchtbare Geschick eines so tiefen Hinabsinkens in düsteren Farben sich abspiegelt.

„Schaffe Lind'rung, liebe Mutter, meinen bösen Wunden!“
„„Lind'rung bring' ich, Sohn, mein lieber, Deinen bösen Wunden;
Aber sprich, mein Sohn, mein lieber, wo sie Dir geworden?““
„Wissen sollst Du's, liebe Mutter, Dir will ich's bekennen!
Da wir Bursche, liebe Mutter, unerfahr'ne, waren,
Als Haiducken, liebe Mutter, durch die Lande streiften,
Sieh', da traf sich's, liebe Mutter, daß im Stara-Bergwald
Osterzeit uns, liebe Mutter, überkam, die heil'ge.
Niederstiegen, liebe Mutter, wir da in die Ebne,
Wandten still uns, liebe Mutter, nach dem Dörflein Ladov,
Und erbaten, liebe Mutter, in der Höfe jedem
Je zwei Brete, liebe Mutter, und ein rothes Ei uns.
Gern uns gab man, liebe Mutter, die erbet'ne Gabe.
Doch mit einmal, liebe Mutter, — nur der Himmel weiß es,
Was ihm ward! — o liebe Mutter, braust wie wildes Feuer,
Braust empor, o liebe Mutter, uns'rer Schaar Gebieter:
„Wer wohl thut mir,“ liebe Mutter, „wer die Liebe,“ zürnt er,
„Einzuäschern,“ liebe Mutter, „dieses Nest mir heute?“
Keiner mocht' es, liebe Mutter, keiner der Genossen.
Ich allein nur, liebe Mutter, griff mit sünd'gen Händen
Nach dem Brandscheit, liebe Mutter, warf es in das Kirchlein.
Als im Kirchlein, liebe Mutter, nun die Jungfrau'n brannten,
Blaue Blitze, liebe Mutter, schlugen da hervor draus;
Als die Hausfrau'n, liebe Mutter, lichterloh drin lohten,
Tosend fuhr, o liebe Mutter, draus ein glüh'nder Sturmwind;
Als die Kindlein, liebe Mutter, huben an zu lodern,
War's ein Jammern, liebe Mutter, wie von zarten Lämmlein.
Gott im Himmel, liebe Mutter, ging das Leid zu Herzen,
Schwere Tropfen, liebe Mutter, Thaues sandt' er nieder,
Zähmt' die Lohe, liebe Mutter, — und die weißen Jungfrau'n
Und die Hausfrau'n, liebe Mutter, und die zarten Kindlein,
Unversehrt, o liebe Mutter, sah hervor ich wandeln
Aus dem Kirchlein, liebe Mutter, aus dem unversehrten.
Aber mir, o liebe Mutter, blieben diese Wunden!“

Es giebt Haiducken, die nach mehreren Jahren Umherschweifens sich für einige Zeit oder auch für immer wieder häuslich niederlassen, Feldbau, Viehzucht, wohl auch Handel oder ein Gewerbe treiben. Es sind dies dann im Volke sehr geschätzte Leute, ausgezeichnet durch körperliche und geistige Gewandtheit, gesuchte Rathgeber, kluge Vertheidiger und werkthätige Unterstützer der Bedrückten. Sie bilden ein wichtiges Glied in der Kette der sich vorbereitenden Befreiungskämpfe und sind die eifrigsten Förderer der politischen und nationalen Propaganda.

Hat ein Haiducke das Unglück, den türkischen Behörden in die Hände zu fallen, dann freilich ist sein Loos ein entsetzliches. Eine rasche Hinrichtung müßte eine Wohlthat für ihn sein. Diese wird ihm aber kaum je zu Theil. Vielmehr ist ihm vorbehalten, in elenden Gefängnissen der Wucht von Schmutz, Ungeziefer, mephitischen Ausdünstungen, Hunger, Durst und in Folge dessen oft jahrelangem Siechthum jämmerlich zu unterliegen, wenn nicht vielleicht ein mitleidiger Pascha vorzieht, ihn lebendig an einen Pfahl nageln und unter unsäglichen Qualen langsam daran den Geist aufgeben zu lassen.

Wie lange das Haiduckenthum sich noch erhalten wird? Jedenfalls so lange, als die Nothwendigkeit dieses traurigen Correctivs zu bestehen nicht aufgehört haben wird. Die Herrschaft des Islam im christlichen Europa war vom Anbeginn an eine Anomalie, die in ihrem Anfang schon den Keim ihres unausbleiblichen Endes in sich trug, — nichts weiter als eine störende Episode in der Entwickelungsgeschichte unsers Welttheils, die den gewaltigen Fortgang der letztern auf die Länge nicht aufhalten kann noch wird.

Die Bedeutung der Landenge von Panama.

Von **Dr. Ernst Boll.**

Am 2. Juni 1866 wurde dem Weltverkehr abermals eine neue wichtige Straße geöffnet. Bis dahin ist die regelmäßige Verbindung Englands und des übrigen Europa mit der von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit sich steigernden Colonie Neuseeland durch eine an die über Suez nach Indien führende Poststraße sich anschließende Dampfschifffahrtslinie vermittelt. Der Zeitaufwand betrug von 65 bis zu 70 Tagen. Schon lange wünschte man einen kürzern, geradern Weg über den Atlantischen und Großen Ocean eröffnet zu sehen und ging dann auch eifrig an das Werk. Die neue Route von Europa über die Landenge von Panama nach Wellington auf Neuseeland wurde eröffnet. Ihr Anfangspunkt in England ist Southampton, von wo jetzt am 2. jeden Monats ein Dampfer abgeht; das Endziel wird in 48 bis 49 Tagen erreicht. — Einige nähere Angaben über diese neue „Panama-Linie" (welcher Sie schon im gegenwärtigen Bande des „Globus" S. 11 erwähnt haben) mögen für die Leser von Interesse sein; ich entlehne dieselben zum Theil einer Nummer des „Wellington Independent", in welchem ein Reisender, der die erste Fahrt auf dieser Linie mitgemacht hat, einen Bericht erstattet.

Das Dampfschiff „Atrato" lichtete am 2. Juni zu Southampton die Anker und legte trotz des contrairen Windes die 3654 Seemeilen lange Strecke über den Atlantischen Ocean nach der den Dänen gehörigen westindischen Insel St. Thomas in 13 Tagen und 14 Stunden zurück, machte also durchschnittlich in der Stunde etwas mehr als 11 Seemeilen. Diese erste Strecke des Weges ist die große Heeresstraße für den Verkehr zwischen Europa, den westindischen Inseln und dem centralen Amerika. Man bemerkt dies sogleich an der buntgemischten Reisegesellschaft, zu welcher die verschiedensten Länder Europas ihr Contingent stellen. Deshalb ist auf diesen Fahrzeugen die Einrichtung getroffen, daß alle auf die Passagiere bezüglichen Vorschriften, Anordnungen, Instructionen u. s. w. in drei Sprachen abgefaßt sind, und zwar in denjenigen, welche für die auf diesem Wege vorzugsweise verkehrenden Nationen am meisten in Betracht kommen, und das sind die spanische, englische und französische.

In dem schönen und geräumigen aber ungesunden Freihafen von St. Thomas trennen sich die Reisenden, indem ihr bis dahin gemeinsamer Weg sich hier in vier Linien theilt. Bei ihrer Ankunft liegen schon vier Dampfer für sie bereit, deren einer nach Barbados und Demerara, der zweite nach Havana, der dritte nach Jamaica und der vierte nach der Landenge von Panama seinen Cours nimmt. Obgleich dies letztere Schiff, der Schraubendampfer „Tamar", welches unsern Reisenden weiter beförderte, von dem „Atrato" 30 Passagiere und außer den Postsachen noch ein aus 700 Collis bestehendes Cargo von 200 Tonnen an Gewicht zu übernehmen hatte, ging die Ueberladung trotz der glühenden Sonnenhitze doch so schnell von statten, daß der „Tamar" seine Fahrt noch an demselben Tage beginnen konnte, an welchem der „Atrato" angelangt war. In vier Tagen und funfzehn Stunden wurde die 1060 Seemeilen lange Strecke bis Aspinwall — dem Anfangspunkte der über die Landenge von Panama führenden Eisenbahn — zurückgelegt.

Erst seit Herstellung dieser letztern spielt die Landenge die ihr im Weltverkehr gebührende Rolle. Eine nähere Verkehrsstraße zwischen dem Atlantischen und Großen Ocean, als um das Cap Horn herum, hatte schon lange zu den lebhaftesten Wünschen der handeltreibenden Bevölkerung auf der nördlichen Halbkugel gehört. Außer auf die sogenannte Nordwestpassage, welche nach vielen mit den größten Opfern unternommenen Forschungen endlich zwar aufgefunden, als Verkehrsstraße aber gänzlich unbrauchbar ist, hatte man das Augenmerk besonders auf die Herstellung einer Verbindung durch das centrale Amerika gerichtet. Dort bot sich an drei Stellen, wo die Kette der Anden durch erhebliche Lücken unterbrochen ist, die Möglichkeit dar, mehr oder weniger bequeme Handelswege anzulegen, nämlich über den Isthmus von Tehuantepec in Mexico, durch den Staat Nicaragua oder durch die Landenge von Panama. — Die spärliche Bevölkerung des centralen Amerika selbst aber war zu wenig bei diesem Unternehmen interessirt, ihre Indolenz und anarchischen Zustände machten es unmöglich, daß sie die Ausführung desselben hätte in die Hände nehmen können. Für den geringen Handelsverkehr, dem es daran lag, die Landenge von Panama zu durchkreuzen, gab es zwar einen Weg, aber — von welcher Beschaffenheit! Man landete auf der atlantischen Seite in Chagres, einem kleinen (ebenso wie das benachbarte Porto Bello) seines mörderischen Klimas wegen ganz besonders berüchtigten Orte, und fuhr dann mit den Waaren in Piroguen (aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Kähnen) den kleinen Chagresfluß aufwärts bis zu dem etwa in der Mitte des Isthmus belegenen Dorfe Gorgona, und lud sie dann auf Maulthiere, um sie über die Höhen nach Panama zu schaffen. „Dieser Weg (sagt Gustav Dörr, welcher ihn im Jahre 1839 zurücklegte) — insofern man einen bloß durch Tritte von Menschen und Thieren über Berge, Thäler und durch Gewässer führenden Pfad so nennen kann — ist in der Regenzeit, nämlich vom April bis October, sehr schlecht, während der übrigen Monate aber leidlich. Die Kunst hat nur insofern nachgeholfen, als an einer Stelle ein Felsen auf eine ziemlich lange Strecke durchschnitten ist (jedoch nur so schmal, daß zwei Maulthiere nicht an einander vorbeikommen können) und daß an einer andern Stelle Löcher in eine Felsmasse gehauen sind, die den Füßen der Pferde und Maulthiere als Stufen dienen, um sie vor dem Ausgleiten, welches in Abgründe führen würde, zu bewahren."

Ein so mangelhafter, für größere Waarentransporte und schnelle Beförderung gänzlich ungeeigneter Handelsweg konnte nicht länger geduldet werden, als im Jahre 1848 Californien mit seinen reichen Goldlagern den nordamerikanischen Vereinigten Staaten zugefallen war, und überhaupt durch den von Jahr zu Jahr sich steigernden Verkehr zwischen den Küstenländern des Atlantischen Oceans und dem westlichen Amerika, Polynesien und dem östlichen Asien das Bedürfniß einer nähern und bequemern Handelsstraße dahin immer dringender wurde. — Am zweckmäßigsten wäre nun wohl die Herstellung eines schiffbaren Canales, aber ein solcher gehört unter die schwer zu lösenden Probleme; man weiß für ihn noch heute keine praktikable Linie. Eine Eisenbahn war jedenfalls sicher und in kurzer Zeit herzustellen.

Drei unternehmende Männer aus den Vereinigten Staaten, Stephens (rühmlich bekannt durch seine Forschungen in Centralamerika), Aspinwall und Chauncey, entwarfen den Plan, die Verbindung zwischen beiden Oceanen durch

eine Eisenbahn über die Landenge von Panama zu bewerkstelligen. Sie schlossen einen Contract mit der Regierung von Neugranada, durch welchen ihnen das ausschließliche Privilegium zur Anlegung einer solchen Bahn über diese Landenge auf eine Reihe von Jahren ertheilt wurde. Die Herstellungskosten der nun sogleich in Angriff genommenen Bahn beliefen sich auf 1½ Millionen Pfund Sterling, der Bau nahm sechs Jahre in Anspruch und weit über 5000 der dabei beschäftigten Arbeiter verloren in dem ungesunden Klima ihr Leben!

Diese Bahn ist bis jetzt die einzige in Amerika, welche den Atlantischen mit dem Großen Ocean verbindet. Sie geht von dem am erstern neu angelegten Hafenplatz in Aspinwall nach der Stadt Panama, ihr Scheitelpunkt liegt nur 254 Fuß über der Fluthmarke des Großen Oceans, und ihre Länge beträgt nur 11¾ deutsche Meilen, für welche aber ein Fahrpreis von 25 Dollars entrichtet wird. Die Erhaltungskosten der Bahn sind aber auch ungeheuer und belaufen sich jährlich auf etwa 500,000 Dollars. Beständig sind 3000 Arbeiter beschäftigt, die Zerstörungen, welche die Atmosphäre und die Insecten an derselben anrichten, auszubessern, sowie die beständig aufsprossende üppige Vegetation zu entfernen. — Jährlich benutzen ungefähr 30,000 bis 40,000 Reisende diese Bahn. Einer derselben (Dr. Scherzer aus Wien) sagt in Bezug auf dieselbe: „Die Fahrt über den Isthmus mitten durch primitive Wälder, die noch in ihrem herrlichsten Urschmucke prangen, ist wohl eins der sinnenberauschendsten Schauspiele, welche das Auge eines Naturfreundes zu genießen vermag. Ich habe in keinem Theile der Erde eine üppigere, imposantere Vegetation gesehen, als sie die Tropenwälder Centralamerikas, namentlich hier, darbieten. Um den Zauber noch zu erhöhen, durchfliegt man den prachtvollsten Urwald in seiner ganzen Fülle und Majestät mit der Locomotive auf eisernem Schienenwege. Welch wunderbarer Contrast! Das wilde Gewirre der Schlingpflanzen und die grünen Wedel der Palmen reichen fast in die Wagen hinein und erzählen dem Reisenden von den Herrlichkeiten der ihn umgebenden Tropennatur. Pflanzengestalten der verschiedensten Art und von den kolossalsten Dimensionen prangen in dem fremdartig bunten Gewande eines erborgten Laubschmuckes. Zwischen den einzelnen Waldbäumen bauen Lianen ihr grünes zartes Gerüste, während mancher alte riesige Stamm mit dem Prachtkleid von tausend schönen Sprößlingen, manche modernde Baumleiche mit blühenden Schmarotzerpflanzen geschmückt erscheint. So rasch und üppig ist hier das Wachsthum der Vegetation, daß einzelne Theile der Bahn zweimal im Jahre von den sie überwuchernden Pflanzen gereinigt werden müssen; ja, bliebe der Schienenweg auch nur zwölf Monate unbenutzt und verlassen, so würde kaum eine Spur mehr von demselben zu entdecken und alles rings umher wieder, wie früher, dichte Waldwildniß sein."

Das in sumpfiger Umgebung liegende Aspinwall ist eine wahre Brutstätte für Fieber, Moskitos und andere stechende Insecten, aber der von St. Thomas kommende Reisende braucht sich dort nicht aufzuhalten, sondern bleibt auf dem Schiffe, bis der Eisenbahnzug zur Abfahrt bereit ist. Auch unser Berichterstatter gebrauchte diese Vorsicht und langte am 22. Juni wohlbehalten in der Stadt Panama an. Letztere ist ein Ort von großem geschichtlichen Interesse, denn sie war seit der Entdeckung Amerikas immer die Basis für die spanischen Unternehmungen an der Küste des Großen Oceans, mochten dieselben nach Norden oder nach Süden gerichtet sein. Von ihrem Hafen segelten z. B. Franz Pizarro und Almagro aus, um Peru zu entdecken und zu erobern, und hier war hernach auch wieder der Stapelplatz, wo die peruanischen Silberbarren und andere werthvolle Producte der reichen spanischen Colonien an der westlichen Küste Südamerikas abgeliefert wurden, um sie über den Isthmus und den Atlantischen Ocean dem Mutterlande zuzuführen. Die alte im Jahre 1519 von Pedrarias gegründete Stadt, deren Lage gleichfalls im höchsten Grade ungesund war, existirt aber nicht mehr, denn sie wurde im Jahre 1670 von dem englischen Piraten Morgan zerstört. Der König von Spanien gab darauf Befehl, die Stadt an einer andern gesundern und zur Vertheidigung besser geeigneten Stelle wieder aufzubauen, und so erstand das jetzige Panama etwa eine halbe Meile von der Stelle entfernt, wo die alte Stadt gelegen hatte. Sie liegt auf einem von drei Seiten mit Wasser umgebenen Felsen und war ursprünglich stark befestigt, aber ihre Wälle und Mauern sind jetzt vom Zahne der Zeit und den gegen sie anstürmenden Fluthen des Meeres schon gar sehr zernagt. Von der See aus gesehen gewährt die Stadt mit ihren Kirchen und Klöstern einen ganz imposanten Anblick. Ihrer ganzen Anlage und Bauart nach trägt sie durchaus einen spanischen Charakter. Ihre Häuser sind massiv, zum Theil aber von ärmlichem Ansehen, die Fenster meist vergittert und ohne Glasscheiben; die kirchlichen Bauwerke sind zwar groß und solid, aber in dem schlechten Stile aufgeführt, der den entarteten Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts kennzeichnet. Spuren frühern Glanzes und spätern Verfalles treten in der Stadt überall zu Tage. Die Straßen sind eng und schmutzig, und früher erwies sich auch dies neue Panama als ein in hohem Grade ungesunder Ort. In letzterer Beziehung aber soll sich die Stadt in neuerer Zeit so weit gebessert haben, daß die bunten Dosen mit Chinapillen, mit denen man sich dort sonst in Gesellschaften, wie mit einer Prise Taback, aufzuwarten pflegte, jetzt außer Gebrauch gekommen sind. Man schreibt, und wohl mit Recht, diese Besserung des Gesundheitszustandes der starken Consumption von Eis zu, welches seit einigen Jahren in großen Massen von Boston her eingeführt wird, und dessen Beimischung unter die Getränke sehr wesentlich zur Erhaltung der Gesundheit beizutragen scheint. — Im Jahre 1849 ward die Stadt zu einem Freihafen erklärt.

Leider ist die Küste so seicht, daß größere Fahrzeuge bei der etwa zwölf Seemeilen von Panama entfernten Insel Taboga vor Anker gehen müssen. Dort schiffte sich denn auch unser Reisender am 24. Juni auf dem großen Schraubendampfer „Rakaia" ein, der von England aus um das Cap Horn herum eine 11,315 Seemeilen lange Fahrt hierher gemacht hatte, um auf der letzten Station der neuen Verkehrslinie, zwischen Panama und Wellington, den Dienst zu verrichten. — Der Weg über den Großen Ocean führte nun zunächst bei den unter dem Aequator belegenen Galapagos-Inseln vorüber. „Von dort an (sagt unser Berichterstatter) förderten der Humboldtstrom und der sanft wehende Passat unsern Lauf, so daß wir die Hälfte des Weges binnen zwölf und einem halben Tage zurücklegten. Während dieser Zeit war die Witterung überaus angenehm. Zwar hielt sich das Thermometer durchschnittlich auf 25,6° C., aber man spürte dabei keine Hitze. Die Luft war so rein und erfrischend, daß es ein Vergnügen war, sie einzuathmen; des Nachts aber schienen in dieser transparenten Atmosphäre die Dimensionen des Himmelsgewölbes sich zu erweitern und die Sterne in stärkerm Glanze zu leuchten. — Einige wollten diesen Theil der Reise eintönig und daher langweilig finden, aber dies kann nur in so weit gelten, als jeder ununterbrochene ruhige Genuß zuletzt etwas Eintöniges erhält. Wir wurden aber bald aus unserer genußreichen Ruhe wieder aufgerüttelt, und die zweite Hälfte unserer Fahrt ward stürmisch genug. Am Abende des 8. Juli passirten wir die kleine In-

sel Pitcairn, da es aber finster war und die See hoch ging, durften wir uns der Küste nicht nähern."

„Sobald wir diese Insel hinter uns hatten, bemerkten wir, daß wir von der tropischen Zone und von der schönen Witterung Abschied nahmen und in ein kälteres, stürmischeres Gebiet gelangten. Das Meer war in Aufruhr, der Wind blies kräftig und das durch starken Kohlenverbrauch leichter gewordene Schiff begann stark zu rollen. Nachdem zwei heftige Stürme ihre Kraft an uns erschöpft hatten, und wir schon zu fürchten begannen, daß unsere Hoffnung auf eine schnelle Ueberfahrt getäuscht werden möchte, sprang wieder ein günstiger Wind auf und wir kamen anscheinend so schnell vorwärts, daß wir glaubten, wir würden den bisherigen Zeitverlust wieder einbringen können. Aber das Log belehrte uns bald, daß hier eine Täuschung vorlag, indem wir in eine uns entgegenkommende Meeresströmung hinein gelangt waren, welche die Kraft des unsere Fahrt begünstigenden Windes wieder neutralisirte. Am 19. und 20. Juli hatten wir noch einen dritten Sturm zu überstehen, welcher die beiden vorigen an Stärke und Dauer noch übertraf und unser Schiff auf eine harte Probe setzte. Es bewährte sich aber in derselben; am 21. klärte das Wetter sich wieder auf und ein günstiger Wind führte uns nun schnell durch die Cooksstraße in den ersehnten Hafen von Wellington."

„Der über den Großen Ocean zurückgelegte Weg betrug 6523 Seemeilen, die Zeit der Fahrt 28 Tage und der Verbrauch an Steinkohlen 861 Tonnen. Von Panama bis Pitcairn schwankte die Lufttemperatur zwischen 32,2 und 23,9° C. (die mittlere Temperatur betrug 25,6°), die Meerestemperatur aber zwischen 27,2 und 22,2°; von Pitcairn bis Wellington aber schwankte erstere nur zwischen 20,6 und 9,4° (mittlere Temperatur 14,4°), letztere aber zwischen 21,1 und 11,7°."

Die ganze Wegstrecke, die auf dieser ersten Probefahrt zurückgelegt ward, beträgt demnach von

Southampton bis St. Thomas	3654	Seemeilen
St. Thomas bis Aspinwall	1060	„
Länge der Panamabahn	47	„
Panama bis Taboga	12	„
Taboga bis Wellington	6523	„
Summa	11,276	Seemeilen
=	2819	geogr. Meilen.

Die Fahrt dauerte vom 2. Juni bis 22. Juli, also 50 Tage, und sie kann in Zukunft durch eine auf der Strecke von St. Thomas bis Aspinwall leicht zu machende Zeitersparniß von 22 Stunden, und durch genaueres Studium und bessere Benutzung der günstigen Winde und Meeresströmungen auf dem Großen Ocean wahrscheinlich noch um etwa vier Tage abgekürzt werden. — Diese neue Panamalinie gewährt also für den europäischen Verkehr mit Neuseeland eine bedeutende Zeit- und Geldersparniß, denn auf der sogenannten „Ueberlandpost" dauert die Reise circa 25 Tage länger und kostet auch um ein Drittheil mehr. Segelschiffe, welche von England aus um das Cap der guten Hoffnung herum nach Wellington gehen und von dort um das Cap Horn herum nach England kommen, brauchen zu ersterer Fahrt etwa vier, zu letzterer etwas mehr als drei Monate; wenigstens liegen mir über zwei solcher Fahrten Berichte vor, nach welcher erstere (einschließlich eines mehrtägigen Aufenthaltes bei der Capstadt) 126 Tage, letztere aber 90 und einige Tage dauerte. —

— Wir wollen hier nachstehenden Brief hinzufügen, welchen die „Allgemeine Zeitung" aus Panama vom 12. März dieses Jahres bekommen hat; durch denselben werden die obigen Bemerkungen vervollständigt.

„Die Weltverbindung des Isthmus von Panama mittelst des Dampfes hat mit der Eröffnung der neuen Dampferlinien von England nach Australien und von Neuyork nach China und zurück eine wichtige Ergänzung erhalten. Der großartige Aufschwung des Transitverkehrs dieser Landenge übertrifft jede Voraussicht, und hat selbst die günstigsten Prophezeiungen von Nationalökonomen, wie Michel Chevalier, und von Seemännern, wie Maury, weit hinter sich gelassen. Nicht weniger als dreizehn Dampferlinien münden gegenwärtig von beiden Oceanen in die Häfen des Isthmus. Ganze Heereszüge von reisenden Geschäftsleuten und Auswanderern, sämmtlich den bemittelten Ständen angehörig — der arme Auswanderer ist selbstverständlich der hohen Kosten wegen ausgeschlossen —, werden jetzt über Panama nach allen Ländern der Erde befördert. Von Waaren nimmt nur das Kostbarste diesen Weg. Die zu Tag gehobenen Metallschätze von Californien, Oregon, Peru und Bolivia rollen ganz, die von Australien bereits zum Theil über diese Landenge."

„An Wichtigkeit nehmen die Dampferlinien von Neuyork nach Aspinwall und von Panama nach San Francisco den ersten Rang ein. Letztere verspricht in nächster Zukunft an Bedeutung namhaft zu gewinnen, seitdem nun auch der regelmäßige Dampferverkehr zwischen San Francisco und den Häfen von Japan und China im vollen Gang ist. Ungeachtet der größern Entfernung der ostasiatischen Reiche von Europa in dieser Richtung werden doch Kaufleute von Southampton, Havre und Hamburg die Häfen von Jedo, Nagasaki und Schanghai auf diesem Wege meist schneller, jedenfalls aber sicherer und bequemer erreichen, als über Suez."

„Sehr einträglich und für den Verkehr über alle Erwartungen günstig scheint die im vorigen Jahre neu eröffnete Linie zwischen Panama, Neuseeland und Australien sich zu gestalten. Die kolossalen Dampfer, welche monatlich einmal in dieser Richtung das Stille Weltmeer durchfurchen, treffen an ihren Bestimmungsorten mit einer staunenswürdigen Regelmäßigkeit ein. Es sind in Bezug auf ruhige See, milde Lufttemperatur und Comfort der Schiffe wahre Lustfahrten und sehr selten durch das Intermezzo eines kleinen Sturmes ein wenig gestört. Die ankommenden Passagiere legten in unseren Zeitungen wiederholt ihre Aeußerungen des Entzückens nieder über die schöne Fahrt, die bequeme Einrichtung und gute Tafel der Schiffe und die freundliche Artigkeit ihrer Capitaine. Die Preise sind vergleichsweise nicht übertrieben hoch. Passagiertaxe erster Classe von Panama nach Sydney 300 Dollars!"

„Die Begleiter des Magalhaens wähnten bei ihrer Rückkehr: ein zweiter Versuch, die Erde zu umschiffen, werde, nach der Erfahrung der Schwierigkeiten und der ausgestandenen Mühseligkeiten, wohl kaum wieder gemacht werden. Heute ist die Erdumschiffung fast zu einer Lustpartie geworden. Um die Wunder aller fünf Welttheile und den Naturcharakter ferner Zonen zu schauen, dazu gehört jetzt weder mehr ein großer Muth noch eine besondere Entsagungsfähigkeit. Dagegen ist ein wohlgefülltes Portemonnaie freilich eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden. — Mit dem mächtigen Aufschwung des Transitverkehrs steigt natürlich auch die politische Wichtigkeit dieses Isthmusstaates. Leider sehen wir eine Katastrophe unaufhaltsam näher rücken, denn in der Bevölkerung nimmt der Wunsch einer Ausscheidung aus dem Verbande der columbischen Republik (d. h. Neugranada) immer stärker zu. Letztere hat aber um so weniger Lust, das kostbare Passageland fahren zu lassen, je mehr dessen ökonomischer Werth steigt, und je mehr die Nothwendigkeit eines interoceanischen Schiffcanals näher rückt. In Bogota scheint

man in dieser Beziehung zu einem festen Entschluß gekommen zu sein. Präsident Mosquera hält dort die Zügel jetzt in kräftiger Hand und wird jeden Unabhängigkeitsversuch der Isthmusbevölkerung mit den Waffen unterdrücken. Die hier lebenden Europäer wollen keine Aenderung, weil sie die überwiegende Mestizen- und Mulattenbevölkerung eines Selfgovernment ganz unfähig halten." —

Aus allen Erdtheilen.

Der Tod des Barons Karl von der Decken bestätigt.

Wir haben in mehreren Nummern der Expedition erwähnt, welche die Herren Richard Brenner und Theodor Kinzelbach unternahmen, um über die Katastrophe, welche Herrn von der Decken zu Berdera am Dschub betraf, völlig ins Klare zu kommen. Sie Beide hegten noch einige Hoffnung, daß derselbe nicht ermordet worden sei. Nachdem sie im October 1866 in Aden an Bord des englischen Dampfers „Highflyer" gegangen waren, fuhren sie nach Brawa an der ostafrikanischen Küste; Brenner schiffte von dieser Insel auf das Festland hinüber, um seine Nachforschungen zu beginnen; Kinzelbach begab sich nach Sansibar, um sich Empfehlungsschreiben an den Somalisultan von Berdera zu verschaffen, und bei diesem als Abgesandter des sansibarischen Sultans Medschid aufzutreten.

Brenner kam über die Verhältnisse bald ins Klare. Nachdem er in Brawa bei dessen Scheich Nufay seine Wohnung genommen, suchte er den Scheich Abdio auf, der Herrn von der Decken auf der Dschubexpedition begleitet und ihn wahrscheinlich auch verrathen hat. Abdio ging, als der Dampfer „Welf" oberhalb Berdera gestrandet war, mit dem Baron und Dr. Link nach dieser Stadt, wo man Lebensmittel vom dortigen Sultan Hadschi Ali ben Kero kaufen wollte. Abdio, ernstlich befragt, bekräftigte dann Herrn Brenner mit einem Eide, daß die beiden Europäer allerdings ermordet worden seien, daß jedoch er, Abdio, daran unschuldig sei. Brenner befragte dann auch einen Diener des Barons, welcher diesen gleichfalls nach Berdera begleitet hatte. Er sagte Folgendes aus: Als die Somalis Herrn von der Decken gebunden hatten und ihn abführten, gab er diesem Diener den Auftrag, er solle dem hamburgischen Consul Witt oder dem Sultan von Sansibar mittheilen, daß Abdio das Unheil veranlaßt habe. Dieser Diener war aber bisher noch nicht nach Sansibar gekommen, um die Botschaft dort zu bestellen. Daraus erklärt sich, daß Brenner nun erst, als er in Brawa war, Kunde von derselben erhielt.

Abdio benahm sich wie ein Schuldbewußter und war sehr unruhig. Brenner konnte nun kaum noch an dem Tode des Barons Zweifel hegen, und diese schwanden völlig, als er, nebst mehreren Gegenständen, welche der Expedition angehört hatten, auch folgende Sachen kaufte: den mit Blut befleckten Rock des Dr. Link, den Rock des Barons, an welchem keine Blutspuren hafteten, und einen Revolver, welchen Brenner selbst für Herrn von der Decken geladen, als dieser das Lager beim „Welf" verließ, um nach Berdera zu gehen. Diese Waffe, das ist Brenners Ueberzeugung, könne erst nach dem Tode des Barons in andere Hände übergegangen sein.

Auf Antrieb des Reisenden fand eine Rathsversammlung der Scheichs und Aeltesten von Brawa statt. In dieser setzte Brenner auseinander, weshalb er gekommen sei; er bat darum, daß ein Bote an den Sultan von Berdera gesandt werde; diesen möge man ersuchen, daß er Alles, was auf das Schicksal der beiden Europäer Bezug habe, umfassend mittheile, und daß er dann seine Aussagen in der Moschee auf den Koran beschwöre.

Bei den Verhandlungen jener Rathsversammlung war das Benehmen einiger Somalihäuptlinge sehr charakteristisch; sie zeigen, wie von ihnen die Dinge aufgefaßt und angesehen werden. Einer derselben sagte Herrn Brenner:

„Habt ihr die Schiffe gezählt, welche uns von den Engländern verbrannt wurden, weil Sklaven auf denselben waren, Sklaven, die uns rechtmäßig angehörten? Der Baron (panam makuba) ist todt und Alle sind todt, und es ist recht, daß sie todt sind."

„Wir gehen ja nicht in das Land der Weißen, warum kommen sie zu uns? Pah! Ich lache dazu, wenn die Weißen sagen, sie wollen bloß unser Land besehen! Sie werden so lange besehen und besehen, bis für uns nichts mehr übrig bleibt. Fragt doch die Banianen (indischen Kaufleute) und Hindus, die jetzt mit ihren Schiffen herüberkommen, was aus ihrem Lande geworden ist? Der Capitano (d. h. Brenner) hat manche von unseren Somalis getödtet und dafür sollen wir ihm noch helfen?"

Jetzt, so schreibt Herr Brenner, stand meine Angelegenheit bedenklich. Ich entgegnete: „Allerdings habe ich mein Leben vertheidigt, nachdem ich gesehen, wie meine Gefährten tückisch ermordet wurden. Wollt ihr etwa Rache an mir nehmen, weil ich mein Leben vertheidigt habe? Ich bin in eurer Gewalt, aber es wird euch keinen Vortheil bringen." Nun riefen viele Stimmen: Amani, Amani! (d. h. Feinde) und erklärten, ich hätte ganz recht gehandelt. Dann legte sich die Aufregung, die Conferenz nahm ihren Fortgang, und am Nachmittage wurde mir das Ergebniß der Berathung mitgetheilt. Dasselbe lautete: Binnen zwei Tagen soll der von mir gewünschte Brief an den Sultan von Berdera abgefertigt werden; morgen soll der Bote zu mir kommen, um bei mir Instructionen einzuholen. Ueber mein Gesuch, mich nach Genahneh vordringen zu lassen, könne man erst entscheiden, nachdem die Antwort aus Berdera eingetroffen sei. So war denn diese für mich so wichtige Conferenz zu Ende und ich versichere, daß jedem Europäer, welcher dieser Berathung beigewohnt hätte, der Spott auf den Lippen erstorben wäre.

Wir verdanken diese Mittheilungen Herrn Dr. H. Lange in Leipzig, der sie von Dr. Kersten in Altenburg erhalten hat. Nach diesen Berichten darf man sich nicht mehr der Erwartung hingeben, daß Herr von der Decken noch unter den Lebenden weile. Er war ein muthiger und unternehmender Mann, aber die Wahrheit erfordert es zu sagen, daß er es an Behutsamkeit und Takt hat fehlen lassen. In Sansibar äußerte er sich mehrfach wegwerfend über die mohammedanische Religion; in Berdera, wo die streng am Islam hängenden Somali den Taback verabscheuen, rauchte er in der Wohnung des Sultans und dieser glaubte dadurch sein Haus verunreinigt. Als die Somali ihm beim Einkaufe von Lebensmitteln Preise abforderten, welche ihm zu hoch dünkten, sprach er von Dieben, und als der Sultan zu ihm kam, um ihm zur Aussöhnung die Hand zu reichen, verweigerte er die Annahme derselben. (Der Sultan von Berdera hat die Ermordung des Barons brieflich eingestanden.)

Fernere Mittheilungen über Livingstone.

Bei der allgemeinen und wohlverdienten Theilnahme für Livingstone's Schicksal wird es angemessen sein, daß wir die weiteren Mittheilungen, welche wir finden, zusammenstellen, obwohl sie mehrfach nur Vermuthungen enthalten. Die „Bombay Gazette" vom 28. März schreibt: „Als Livingstone im vorigen Jahre unsere Stadt verließ, nahm er einen Havildar und elf Mann vom Marinebataillon mit sich. Einer von diesen starb in Sansibar, die übrigen gingen mit ihm ins Innere; vier von ihnen verloren sich in den Wäldern. Außerdem hatte er zehn afrikanische junge Burschen, die hier in der Nassick-Anstalt erzogen worden sind, und in Sansibar nahm er noch zehn Schwarze in Dienst. So zog er ab. Nachdem er etwa drei Monat unterwegs gewesen, wurden die meisten Leute vom Marinebataillon, welche Gepäck und Vor-

räthe zu tragen hatten, krank; die Ochsen, welche er von Bombay aus mitgenommen hatte, starben zumeist und die übrigen wurden unbrauchbar. Livingstone beschloß, jene Leute zurückzuschicken, der Havildar aber blieb bei ihm. Von jenen Leuten wurde dann noch einer krank und mußte zurückgelassen werden; die vier übrigen langten in Sansibar an und drei derselben wurden nach Aden geschickt, wo sie etwa zwei Monate blieben; von dort sind sie nach Bombay zurückgebracht worden. Sie haben kein Wort über Livingstone's Ermordung gesagt (— was ja auch nicht der Fall sein konnte, da er am Leben war, als sie ihn verließen —). Der im Innern zurückgebliebene Kranke gelangte später auch nach Sansibar und ist vor einigen Tagen hier eingetroffen. Als er in Sansibar war, kamen einige von den Schwarzen dorthin zurück; diese erzählten ihm, Livingstone sei von den Wilden getödtet worden, weil er in einer Richtung habe vordringen wollen, die ihnen nicht genehm gewesen sei."

Die „Times of India", gleichfalls vom 28. März, sagt, der Araber Musa habe ein Kästchen mitgebracht, das eine Karte enthalte. Wenn dies die Karte der Seegegend ist, welche Livingstone entworfen hat, bevor er Bombay verließ, dann darf man wohl annehmen, daß er sich eher von jedem andern Gegenstande getrennt haben würde, als von dieser. Die Aussage dieses Dieners hat nichts Unwahrscheinliches; wir können nicht annehmen, daß er sie erfunden habe, denn die Lüge würde ja doch bald entdeckt worden sein. Bedenklich ist auch, daß volle sechs Monate lang von Livingstone keine Nachrichten eingelaufen sind, und das Alles zusammengenommen läßt allerdings das Schlimmste befürchten.

Londoner Blättern vom 25. April zufolge hat Murchison wieder einen Brief aus Sansibar (datirt 8. Februar) von Dr. Kirk bekommen, demselben, durch welchen die Nachricht von Livingstone's Tode zuerst nach Europa gelangte. Der Sultan von Sansibar hatte am 7. Februar einen Bericht vom Gouverneur zu Kilwa (Quiloa) erhalten. In diesem Hafen waren Handelsleute aus dem Innern von jenseits des Nyassa-Sees her eingetroffen. Sie sagen, daß sie gegen Ende des Novembers, also zwei Monate nach der angeblichen Ermordung, sich in Maksura befunden hätten; dieser Ort liege nur etwa 10 Miles von der Stelle, an welcher sich die Katastrophe ereignet haben soll; dort wäre nichts davon bekannt gewesen, daß dem Dr. Livingstone ein Unfall begegnet sei. Vielmehr hätte der Reisende seine Wanderung nach dem Lande der Babisa fortgesetzt, nachdem ihm an der Westseite des Nyassa-Sees eine freundliche Aufnahme zu Theil geworden sei.

Die Zeit allein kann uns darüber belehren, was in allen diesen Aussagen wahr oder falsch ist. Von England aus wird eine Expedition ausgerüstet werden, um Nachforschungen anzustellen. An ihrer Spitze steht E. D. Young, welcher den Dampfer „Pioneer" befehligt, mit welchem Livingstone den Sambesi befuhr. Er nimmt ein eisernes Boot mit; die Behörden der Capcolonie werden ihn bis an die Mündung des Sambesi schaffen. Damit wird er bis an die Katarakten des Schire fahren, an denselben das Boot in Stücke zerlegen und diese von Negern bis dahin tragen lassen, wo das Wasser wieder schiffbar ist. Dort setzt er das Fahrzeug wieder zusammen und schifft aus dem Schire in den Nyassasee bis an das nördliche Ende desselben, also bis in die Gegend, wo das Unglück sich ereignet haben soll. Mehr als zwanzig Männer erklärten sich bereit, als Freiwillige an der Expedition theilzunehmen.

Die dänischen Ansiedelungen in Grönland.

Ein amtliches Blatt in Kopenhagen, die „Departements Tidende", giebt über die Verhältnisse derselben in den Jahren 1865 und 1866 einen langen Bericht. Man ersieht aus demselben, daß der Norden von Grönland 1865 ganz ausnahmsweise trocken und warm gewesen ist. Im Herbst war das Wetter bis in den October hinein ruhig und mild; dann folgten, wie gewöhnlich, heftige Stürme, die bis Weihnachten andauerten. Nachher trat mit wieder ruhigerm Wetter und mit dem Eise strenge Kälte ein, die Mitte Januars an der Discobai — 27° R. betrug. Von da ab wieder milderes Wetter, das mit Stürmen aus Süd abwechselte, und hinterher wieder strenge Kälte. Ueberall viel Schnee mit Ausnahme des Bezirks Upernavik. Die strenge Kälte hielt bis in den Juni an und der Sommer von 1866 war kalt, feucht und nebelig. Im südlichen Grönland war die Herbsttemperatur normal, der Winter dagegen strenger als gewöhnlich; Kälte in Godhab — 21° R., in Holstenborg bis — 27° R.; das Eis war auch in den Binnenbuchten constanter als gewöhnlich.

In der Mitte des Mai 1866 trat zeitweilig eine mildere Temperatur ein, doch war der ganze Sommer überall in Grönland ausnahmsweise kalt und nebelig; Regen ungewöhnlich häufig.

Der große Eisgang an der Ostküste war in der zweiten Hälfte von 1865 und in der ersten des Jahres 1866 nicht sehr bedeutend, aber vom 15. Mai an drückte er gegen die Küste zu bis nach Fiskernäs und kam später bis Godhaab hinab; im Juni und Juli war selbst für Eskimokähne (Kayaks) alle Verbindung mit Frederickshaab unterbrochen; im August entfernte sich das Eis etwas von der Küste, häufte sich aber bald nachher dort wieder an.

Der Walfischfang ist nicht ungünstig ausgefallen. Im District Omenak wurden viele Narwale und sechs Wale gefangen; die Einsammlung der Eiderdunen gab 1865 wegen des milden Sommers sehr guten Ertrag. Die Fuchs- und Rennthierjagd war von geringem Belang. Seit einigen Jahren macht sich in Nordgrönland eine Seuche unter den Hunden bemerklich; die Untersuchungen sollen ergeben haben, daß es sich dabei um Wasserscheu handle. Sie hat im ganzen District Upernavik großen Schaden angerichtet, denn der Hund ist bekanntlich für die Grönländer von großem Werthe. Die südlichen Districte blieben bisher verschont.

In der Handelszeit vom 1. Juli 1865 bis zum 31. März 1866 lieferte der Norden 5300, der Süden 5900 Tonnen Thran, auch Leberthran.

Der Gesundheitszustand war, eine Influenza während des feuchten Sommers 1866 abgerechnet, nicht ungünstig, doch im Süden besser als im Norden.

Die Bevölkerung betrug in Nordgrönland 1958 männliche und 2020 weibliche Seelen, also total 3978; in Südgrönland 2494 männliche, 3009 weibliche, total 5503; insgesammt also 4452 männliche, 5029 weibliche, Summa 9481 Köpfe. Der Ueberschuß der Geburten betrug 77 Köpfe.

In den nördlichen Niederlassungen sind Kayakschulen begründet worden, in welchen den Kindern aus gemischtem Blut Unterricht im Rudern der bekannten grönländischen Fahrzeuge, der Kayaks, gegeben wird. Die Fertigkeit im Handhaben dieser Schiffe ist für ein solches Land von großer Wichtigkeit. Auch im Schießen nach Vögeln wird Unterricht ertheilt. In Julianenhaab wurde ein großes Wettschießen veranstaltet, an welchem sich 360 Grönländer betheiligten.

Im Hafen von Arsut liefen 23 Schiffe ein, welche für Privatrechnung ausgerüstet waren; sie luden Cryolith ein. Drei nordamerikanische Walfischfahrer gingen im Eise verloren.

Zur Statistik der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Amtlichen Berichten zufolge betrug am 1. April 1867 die Staatsschuld der Union, jene der einzelnen Staaten nicht mitgerechnet, die colossale Summe von 2,663,713,374 Dollars 18 Cents; davon waren Schulden, deren Zinsen mit Baargeld bezahlt werden müssen, 1,499,381,571 D. 80 C.; solche, deren Zinsen in Papiergeld bezahlt werden, 734,280,786 D. Fällige, aber noch nicht bezahlte Schuld 12,825,658 D. 32 C. Schulden, die keine Zinsen tragen, 417,225,343 D. 18 C.

Die Vereinigten Staaten sind das am schwersten, am drückendsten besteuerte Land in der Welt, und das Besteuerungssystem ist so schlecht wie in keinem andern Lande. Für das Jahr 1866 betrugen die Einnahmen von:

Zöllen	181,467,551	Dollars	—	Cents
Landverkäufen	935,226	„	11	„
Innerer Besteuerung . . .	294,792,555	„	96	„
Directer Taxe	2,007,361	„	85	„
Verschiedenen Quellen . . .	44,874,695	„	4	„
Total . . .	523,977,389	Dollars	96	Cents.

In den guten Tagen der Union und bevor die radicalrepublikanische Partei zur verderblichen Herrschaft gelangte, sagen wir vor zehn Jahren, also 1856, stellten sich die Einnahmen in folgender Weise heraus:

Von Zöllen	64,022,863	Dollars
Innere und directe Taxen, nicht vorhanden.		
Landverkäufe	9,895,278	„
Verschiedenes	200	„
Total	74,056,899	Dollars.

In jenem Jahre 1856 betrug die Gesammtschuld der Union 30,969,731 Dollars; sie war 1857 auf 29,060,386 Dollars herabgegangen.

In dem Finanzjahre vom 30. Juni 1860 bis dahin 1861 betrugen die Einnahmen von Zöllen 39,582,125 D. 64 C.; die Gesammteinnahme stellte sich auf 86,835,900 Dollars.

Betrachten wir nun die Ausgaben. Sie stellten sich in dem eben genannten Finanzjahre so:

Gesetzgebung, Executive, Justiz 2c.	6,156,199	D.	25	C.
Auswärtiges Departement	1,142,973	„	41	„
Verschiedenes der verschiedenen Departements	15,888,030	„	53	„
Inneres	3,760,022	„	72	„
Krieg	22,981,150	„	44	„
Seewesen	12,428,577	„	9	„
Finanzwesen	22,221,881	„	3	„
Gesammtausgaben	84,578,834	D.	47	C.

Für 1866 stellen sich folgende Ziffern heraus:

Inneres, Auswärtiges und Vermischtes	45,534,393	D.	54	C.
Pensionen und Indianer	22,059,009	„	2	„
Krieg	84,595,137	„	34	„
Marine	33,083,216	„	46	„
Zinsen für die Schulden	137,815,458	„	99	„
Gesammtausgaben	323,086,215	D.	35	C.

Mit dem Ueberschusse wurden Zinsen bezahlt. Der Abgabendruck wird um so schwerer empfunden, da Gewerbe, Handel und Schiffsbau zurückgehen. Der Ende März vertagte 40. Congreß, in welchem die eigentlichen Yankeestaaten und die mittleren Staaten Alles nach Gutdünken entschieden, hat abermals die Zölle erhöht; z. B. die Eingangsabgabe von Regen- und Sonnenschirmen auf 50 und wenn sie von Seide sind auf 60 Procent vom Werthe. Trotzdem wird immer noch höherer „Schutz" verlangt.

Im Hafen von Newyork liefen 1866 von überseeischen Ländern 4062 Schiffe ein; doch steht dabei die Flagge der Vereinigten Staaten erst in zweiter Linie mit 1658 Schiffen gegen 2420, die unter englischer Flagge ankamen. In dritter Reihe kommt Deutschland mit 205 Schiffen, davon 172 Bremer, 82 Hamburger, 69 Preußen, 38 Hannoveraner, 4 Oldenburger, 20 Mecklenburger, 5 Lübecker, 4 Holsteiner. In der Küstenschifffahrt sind 7228 Schiffe eingelaufen (454 weniger als im Vorjahre), im Ganzen also 12,121 Fahrzeuge.

Die Schifffahrt der Nordamerikaner ist zurückgegangen. Im Finanzjahre 1859/60 waren in der Fahrt mit fremden Ländern 2,546,237 Tonnen beschäftigt, 1865/66 nur 1,492,924 Tonnen. Im Jahre 1853 war der Tonnengehalt der amerikanischen Fahrzeuge 15 Procent stärker als jener der englischen Schiffe dort, jetzt ist er um reichlich 33 Procent niedriger. Die Schiffsbauer leiden unter dem „Schutz" ungemein und verlangen niedrigere Eingangszölle, ohnehin ist, schon der Papierwirthschaft wegen, der Arbeitslohn gegen 1861 um mehr als 75 Procent in die Höhe gegangen, während die exorbitanten Eingangszölle das Material um 60 Procent vertheuern. Mit jeder Erhöhung der Eingangszölle sind auch die Arbeitslöhne gestiegen. Dazu kommt, daß sehr viele Arbeiter nur 8 Stunden, gegen früher 12, arbeiten und sich trotzdem am Lohne nichts herabmindern lassen wollen. Sie werden in dieser „Acht-Stunden-Bewegung" von solchen radicalrepublikanischen Handwerkspolitikern unterstützt, welche auf die Stimmen der „Arbeiter" speculiren, um einträgliche Aemter zu erhalten.

Im verflossenen Winter sind im Westen 2,425,254 Schweine geschlachtet, eingesalzen und verpackt worden. Das Durchschnittsgewicht beträgt für jedes $232\frac{1}{2}$ Pfund. — In Louisiana sind, weil die Neger so wenig oder theils auch gar nicht arbeiten, nur 36,767 Hogsheads Zucker geerntet worden, 1861 erntete man 142,379 Hogsheads. Die Tabacksernte hat 330,501,500 Pfund ergeben, um 104 Millionen Pfund weniger als 1860 und aus demselben Grunde.

Zur Statistik Ostindiens. Dem Parlament ist ein Blaubuch vorgelegt worden, das folgende Angaben enthält.

Britisch-Indien hat einen Flächenraum von 955,238 englischen Quadratmiles; Bevölkerung 144,674,615 Seelen.

Die Staaten indischer Fürsten: 596,970 Quadratmiles mit 47,909,199 Seelen.

Französische Besitzungen: 188 Quadratmiles, 203,887 Seelen.

Portugiesische Besitzungen: 1066 Quadratmiles, 313,262 Seelen.

Total: 1,553,282 Quadratmiles, 193,100,963 Seelen.

Calcutta zählte 1866 im Januar 377,924 Seelen, also viel weniger als man bisher annahm; Bombay im Februar 1864 schon 816,562; Madras 1863 427,771 Seelen.

Die Handelsentwickelung ist während der letztverflossenen Jahre in der That großartig gewesen. 1840/41 wurden auf dem Seewege aus fremden Gegenden eingeführt für 8,415,940 Pf. St., 1860/61 schon für 23,493,716 Pf. St., 1864/65 für 28,150,923 Pf. St., wozu noch für 21,363,852 Pf. St. an edlen Metallen, zumeist Silber, kamen.

An Baumwollenwaaren wurden importirt 1849 für 2,222,089 Pf. St., aber 1865 für 11,035,885!

Die Ausfuhren aus Britisch-Indien sind von 13,455,584 Pf. St. im Jahre 1841 gestiegen auf 32,970,605 in 1861, und auf 68,027,016 Pf. St. in 1865! Das war die Wirkung des nordamerikanischen Krieges; während der Baumwollenexport 1860 nur 5,637,624 Pf. St. betrug, stieg er 1865 auf 37,513,637 Pf. St.

Die anderen Hauptausfuhrartikel 1865 waren: Opium 9,911,801 Pf. St., also für vierundsechszig Millionen Thaler! Reis 5,573,537; Sämereien (Sesam 2c.) 1,912,433; Indigo 1,860,141; Jute 1,307,844. Von den Exporten gingen für beinahe 11 Millionen nach China, zumeist Opium, und Japan.

Die Schifffahrtsbewegung der Häfen Britisch-Indiens stellte sich auf 10,911 Schiffe und 5,417,521 Tonnen europäischer Herkunft, andere fremden Schiffe 1755 mit 920,532 Tonnen; auf einheimische Fahrzeuge kommen 40,227 Schiffe mit 1,582,864 Tonnen.

Es waren 1864/65 dem Verkehr übergeben 2747 Miles Eisenbahnen; sie beförderten 12,826,518 Fahrgäste.

Die 1421 Postämter beförderten 55,986,646 Briefe. Die Regierung unterstützte 17,117 Schulen und Lehranstalten; dieselben zählten 425,898 Schüler.

Für Arbeiten zum öffentlichen Nutzen wurden 1865 verausgabt 4,473,263 Pf. St.

Die Länge der Telegraphenlinien, welche die Regierung verwalten ließ, betrug 11,736 Miles.

Bruttoeinnahme 1840: 20,124,038 Pf. St., 1865 schon 45,652,879 Pf. St.

Ausgaben 1840: 22,228,011, in 1865: 46,450,990 Pf. St.

Schuld 1840: 34,484,997, in 1865: 98,477,555 Pf. St.

Truppenzahl 1840: 35,604 Europäer und 199,839 Eingeborene; 1865: 71,880 Europäer und 118,315 Eingeborene.

Ausdehnung der Herrschaft Frankreichs in Senegambien. Im Laufe des Jahres 1866 haben die Franzosen ihre Besitzungen abermals ausgedehnt, indem sie mit den Häuptlingen am Rio Nuñez, Rio Pongo und Mellacoreh Verträge abschlossen, welche ihnen das „Protectorat" über die Region am untern Laufe dieser drei Ströme giebt. Sie pflegen in den neuen Erwerbungen sogleich einige Burgen zu bauen, und so haben sie auch jetzt gleich bei Dobokeh ein Fort errichtet. Dieser Platz liegt an der Stelle, wo der Rio Nuñez schiffbar wird; von dort aus trat 1827 René Caillé seine Reise nach Timbuktu an. Als zu Anfang des laufenden Jahres der Gouverneur Pinet Laprade (Nachfolger des ausgezeichneten Generals Faidherbe) Dobokeh besuchte, waren dort gerade mehrere Karawanen aus dem Innern eingetroffen. Für die Neger ist die Herrschaft der Franzosen schon dadurch eine Wohlthat, daß mit derselben die blutigen Fehden und Raubzüge zwischen den verschiedenen Häuptlingen ein Ende nehmen und der Handelsverkehr ungestört bleibt. Einen wichtigen Gegenstand desselben bildet die Erdmandel, Arachis hypogaea, aus welcher bekanntlich Oel gepreßt wird. Im Jahre 1865

sind allein vom Rio Nuñez davon mehr als 5000 Tonnen, je zu 20 Centner, verschifft worden, zumeist nach Marseille. Im Mellacoreh liegt ein kleines Kriegsschiff zum Schutz der Kaufleute. Dieser Strom mündet 170 Lienes südlich von Gorée inmitten eines weit verzweigten Geäders von Flüssen, die allesammt für Schiffe von 300 bis 400 Tonnen Tragfähigkeit fahrbar sind. Von demselben aus sind 1865 nicht weniger als 70 Seeschiffe mit Erdmandeln nach Europa gegangen.

Philosoph und Menschenfresser. Die Pariser Zeitung „Siècle" hat eine Unterzeichnung eröffnet, um von dem Ertrage derselben dem alten Voltaire ein Denkmal zu errichten. Sie zeigt nun am 4. April an, daß zwei afrikanische Könige, Goneche von Neu-Calabar und Georg Peppel von Bonny, beide im Nigerdelta, je 50 Francs eingesandt haben. Da hat man nun den handgreiflichen Beweis, welche Fortschritte die Civilisation unter den Negern in Afrika macht! Jene schwarzen Herrscher bewundern den französischen Geist, sie sprechen ihre Anerkennung vor dem größten philosophischen Genie des Jahrhunderts der Aufklärung aus und wollen zeigen, wie sehr sie einen solchen Denker zu schätzen wissen.

Das klingt nun sehr pariserisch und sehr erhaben. Leider finden wir in den Berichten der jüngsten westafrikanischen Post, welche am 4. April Neu-Calabar und Bonny verließ, folgende Notiz: „In Neu-Calabar lag der (Palmöl-) Handel ganz darnieder, weil zwischen den Eckricke- und den Neu-Calabarstämmen Feindseligkeiten ausgebrochen waren. Am 19. Februar machten die ersteren einen Angriff und nahmen sieben der letzteren gefangen. Diese Neucalabaresen wurden dann von den Eckrickes geschlachtet, geröstet und aufgegessen."

Wir können hinzufügen, daß die Eckrickes nur Wiedervergeltung übten. Wir haben früher im „Globus" erzählt, daß im vorigen Jahre die Neucalabaresen, die Unterthanen des philosophischen Königs, einige Dutzend gefangene Feinde schlachteten und unter großen Festlichkeiten verzehrten. Der philosophische König betheiligte sich lebhaft bei diesem Schmause. Daß in seiner Hauptstadt Menschenfleisch pfundweis auf dem Markte verkauft wird, kann man in Consul Hutchinson's Werke „Ten years among the Ethiopians" lesen. Wir verweisen auf die Mittheilungen, welche wir („Globus", Band II, S. 52 und ff.) darüber gegeben haben. Wir wollen noch Folgendes beifügen: Der Capitain des englischen Dampfers „Armenian" lag am 29. Januar 1862 in Bonny vor Anker, und die Mannschaft vernahm, daß ein großes Cannibalenfest gefeiert werden solle. Am 1. Februar kam ein Schwarm abscheulich wild aussehender Neger ans Ufer des Bonnyflusses. Diese Barbaren trugen fünf Menschenköpfe, zündeten ein Feuer an und warfen sie dann in den Kessel. Dann kamen andere mit einem größern Kessel, in welchem Arme und Beine gekocht wurden, während eine alte Negerin Menschenlebern in Stücke zerschnitt.

Was den König Peppel von Bonny betrifft, so haben die Engländer von ihm erreicht, daß in seinem Gebiete ohne seine, des Königs, Genehmigung keine Menschen mehr geschlachtet oder verzehrt werden sollen. Dieser schwarze Potentat war vor etwa zehn Jahren ein wahrer Löwe unter den Kirchenfrommen in London, wo er längere Zeit verweilte, nachdem seine Unterthanen ihn verjagt hatten. Er ging gravitätisch, ein goldbeschlagenes Gebetbuch unter dem Arm, in die Kirche, wohnte den philanthropischen Versammlungen der Armen an Geist in der Exeterhalle bei und man glaubte ihn gründlich bekehrt zu haben. Der Nigger übertölpelte den John Bull und schnurrte eine erkleckliche Summe Geldes zusammen. Dann ging er 1861 nach dem Nigerdelta zurück und wurde durch englische Vermittlung wieder König. Wir verweisen über ihn auf das, was wir Globus I, S. 178 berichtet haben. Nun giebt der fromme Neger, der sich in London so orthodox geberdete, 50 Francs für den „Freigeist" Voltaire! (— Wir geben in nächster Nummer Schilderungen aus dem Nigerdelta, welche das hier Mitgetheilte näher erläutern. —)

Chinesen und Irländer in Californien. John Chinaman, so schreibt ein Berichterstatter aus San Francisco, hat in Californien schwere Zeiten. Bis in die jüngste Zeit hinein gewährten die Staatsgesetze ihm praktisch genommen keinen Schutz, und auch heute noch glaubt in einigen Counties der Yankee-Californier, wenn man einen Chinesen tödte, so wolle das etwa so viel bedeuten, als ob man eine Katze todtschlage. Aber man hat sich von amerikanischer Seite allmälig daran gewöhnt, sie zu dulden, und hier in San Francisco namentlich weiß man ihre Dienste zu schätzen. Nun aber haben die Irländer einen Krieg gegen sie eröffnet und zetteln blutigen Unfug an. Kürzlich machte eine irische Bande einen Angriff auf die Chinesen, welche im Dienste der Pacific Mail Steamship Company arbeiten, trieb sie vom Werfte fort, verfolgte sie bis in ihre Wohnungen, warf sie hinaus, verbrannte die Häuser und vernichtete sogar alle Lebensmittel, welche in denselben befindlich waren. Ein Chinese wurde erschlagen, alle wurden schwer mißhandelt. Wenn aber die Söhne der Smaragdinsel diesen Unfug fortsetzen, dann geschieht, was schon jetzt als rathsam angepriesen wird; es kann nämlich nicht fehlen, daß man ein paar Dutzend dieser irischen Raufbolde summarisch strangulirt. In San Francisco versteht sich, aus den Tagen der Vigilanzausschüsse her, Richter Lynch darauf, was für solche Bursche geeignet ist. — Wir wollen bemerken, daß auch in der australischen Colonie Queensland die Irländer gegen die Chinesen feindselig auftreten; dort hat aber die Regierung sofort energische Maßregeln ergriffen.

Goldlager im Kaukasus. Die in der Allagirschen Silber-Bleimine zur Aufsuchung von Goldsandlagern entsendete Expedition hat Untersuchungen im Bezirk Kabarda veranstaltet und im Thale des Flüßchens Kus-Foraki-don, 5 Werst von dessen Mündung in den Dur-Dur, und 2 Werst von dem Aul des Herrn Turganow, der seinerseits 60 Werst von Wladikawkas entfernt ist, Anzeichen von Gold gefunden, obgleich der Schurf nicht einmal bis auf den eigentlichen Waschherd durchgeschlagen worden war.

Eine nordamerikanische Temperanzrede. Senator Yates in Illinois, der gern einen Schluck starken Getränkes zu sich nahm, verstand sich jüngst dazu, das Gelübde der Enthaltsamkeit abzulegen und ein Wassertemperanzler zu werden. Er hielt über seine Bekehrung eine lange Rede und las auch einen Brief vor, den „Miß Katie, eine kleine Lady, die hundert Pfund wiegt, schwarzes Haar und flammende schwarze Augen hat", an ihn geschrieben. Käthchen expectorirt sich wie folgt: „Wie herrlich, mein lieber Richard, ist dieser Morgen! Wie glänzend strahlet die Sonne! Wie lieblich singen unsere Vögel, wie anmuthig spielen die Kinder, wie glücklich ist mein Herz. Ich sehe das Lächeln Gottes. Er hat meinem Gebet entsprochen. Ich bin stolz darauf, daß das große Werk gelungen ist; Sie haben nun einen Erfolg errungen, welchen Gott und die Engel segnen werden. Das ist der strahlende Gipfel menschlicher Bestrebungen: Sie haben sich selber bezwungen, und Alle, welche Ihnen mit Liebe zugethan sind, werden Ihnen behülflich sein, daß Sie das Gelübde halten. Ich liebe Dich, mein lieber Junge."

Der Erzecher und Senator begleitete Katies Brief mit folgenden Auslassungen: „Liebe, du Sonne, Seele und Centrum des moralischen Universums! Liebe, welche Engel mit Engeln und den Menschen mit Gott verknüpft! Liebe, welche zwei liebende Herzen in Eins verknüpft! O wie schön ist die Liebe!" (Donnernder Beifall.) „Sie sind hier anwesend, um zu betrachten die schneeweiße Flagge der Enthaltsamkeit, die hier entfaltet ist über dem Kapitol unseres Landes, und die immer höher und höher emporsteigt und sich gen Gott entrollt und ausbreitet, bis sie das ganze Land bedeckt und bis es keine Säufer mehr giebt und auch Keinen, der mäßig tränke und hinwegnähme die Blume weiblicher Schönheit, und bis jeder Herdstein dieses Landes glühen wird von Behaglichkeit, und Freude und Glückseligkeit und Frohsinn in grüner Frische hier wohnen werden." Die Versammlung der Wassertrinker war entzückt von diesen Yankeephrasen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Beiträge zur Kunde von Japan.

III.

Der japanische Ackerbau. — Sorgfältige Waldcultur. — Charakter der Landschaften. — Der Kranich. — Strandbewohner und Fischerei. — Aquarium. — Blumenpracht. — Der Reisbau und dessen Wichtigkeit. — Düngerbereitung. — Eigenthümliche Bodencultur. — Zier- und Zwergpflanzen. — Nutzhölzer. — Der japanische Firnißbaum.

Als Capitain Reinhold Werner, von der preußischen Expedition nach Ostasien, die Küsten von Nippon verließ, schrieb er: „Japan macht fast den Eindruck einer bezauberten Schönen. — Von allen asiatischen Nationen ist keine so befähigt, freisinnig regiert zu werden, wie die japanische. Die allgemeine Bildung des Volkes, sein friedliebender, ruhiger Charakter, den keine Ausbrüche von Rohheit beflecken; das ihm innewohnende noble Nationalgefühl, welches jedoch von Selbstüberschätzung frei ist und Niemanden verletzt; das feine Ehrgefühl und der Drang nach Wissen, — alles das sind Elemente, die eine sichere Garantie gegen jeden Mißbrauch der Freiheit des Individuums geben. Ich habe die Japaner achten und lieben gelernt, und das kann ich sonst kaum von einer fremden Nation sagen, wiewohl ich deren im Laufe meines bewegten Lebens genug kennen gelernt habe“ *).

Wir haben schon in unseren früheren Mittheilungen darauf hingewiesen, daß die Urtheile aller Fremden ohne Ausnahme, gleichviel welcher Nation sie angehören, über die Japaner sehr günstig lauten und daß man Respect vor denselben hat. Auch in dem neuesten Werke über Japan finden wir jene gute Meinung vollkommen bestätigt **). Der Verfasser desselben war als Marinearzt in Japan, und man muß ihm bezeugen, daß er sich redlich bemüht hat, die Landesverhältnisse gründlich kennen zu lernen. Bemerkenswerth erscheint, daß er sein Buch dem vor Kurzem verstorbenen Taïkun widmete: „Sr. kaiserlichen Majestät Minamoto Ijemotsi, Fürst von Kiusin, Dai Nippon No Se I Dai Sjoogun“, und zwar thut er es aus Dankbarkeit für die besonderen Beweise von Aufmerksamkeit und Auszeichnung, welche ihm in Japan zu Theil geworden sind. Bekanntlich verstehen viele Japaner der höheren Stände das Holländische, und Herr Pompe van Meerdervoort giebt sich der Hoffnung hin, daß man im Inselreiche des Sonnenaufgangs seinen guten Rath nicht in den Wind schlagen werde. Er habe die Ehre gehabt, mit manchen Daimios und kaiserlichen Beamten über staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen des Landes eingehende Erörterungen zu pflegen und dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Er sei ein warmer und aufrichtiger Freund der Japaner und hege die Ueberzeugung, daß die Regierung auf der Bahn der Reformen kräftig fortschreiten müsse, wenn sie sich von den abendländischen Völkern unabhängig erhalten wolle. Er ist ein guter Beobachter und hat als Arzt Gelegenheit gehabt, mit allen Intimitäten des japa-

Japanischer Bauer in Winterbekleidung.

*) R. Werner, die preußische Expedition nach China, Japan und Siam rc. Leipzig 1863 II, S. 175.

**) Vyf jaren in Japan, 1857—1863. Bydragen tot de kennis van het japansche Keizerryk en zyne bevolking. Door J. L. C. Pompe van Meerdervoort. Leiden 1867. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen.

nischen Lebens vertraut zu werden. Auch kamen viele junge Mediciner zu ihm, denen er Vorträge über die Arzneiwissenschaft hielt, während er hingegen von ihnen, welche aus sehr verschiedenen Provinzen gebürtig waren, über die Verhältnisse im Innern des Landes manche werthvollen Mittheilungen erhielt. Wir werden gelegentlich dieselben benutzen.

Heute geben wir eine Schilderung des japanischen Ackerbaues, dessen Erzeugnisse, wie die Blätter melden, auch auf der Pariser Ausstellung allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Die japanischen Inseln sind gebirgig und bieten eine unzählige Menge herrlicher Landschaftsbilder dar. Das Klima ist der Entwickelung einer mannigfaltigen und ungemein üppigen Vegetation durchaus günstig. Während die Küste des ostasiatischen Festlandes ein excessives Klima hat, werden Japans Gestade im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter aber von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. In Yeddo, das unter 35° 38′ n. Br., ungefähr wie Malta, liegt, ist der Winter kurz und mild; es friert und schneiet im November, December und Januar wohl zuweilen, aber nie anhaltend; im Juli und August soll die Hitze nur selten auf 27° R. im Schatten steigen. Die südlichen und östlichen, dem Stillen Ocean zugewendeten Landschaften, welche gegen Norden und Westen durch hohe Bergketten geschützt sind, erfreuen sich des mildesten Klimas. Die atmosphärischen Niederschläge sind stark und regelmäßig *).

Japan hat großen Reichthum an Steinkohlen und führt seit einigen Jahren dergleichen nach China aus. Aber die

Landschaft auf der Insel Kiusiu.

ganze Lebensweise der Japaner bringt es mit sich, daß man sich lieber des Brennholzes bedient; die Zimmer werden im Winter durch Kohlenbecken geheizt. Die Waldcultur steht in hoher Blüthe. Ueberall wo die Bodenverhältnisse dem Ackerbau nicht günstig sind, hat man Bäume oder Sträucher gepflanzt, „und diese Baumcultur ist geradezu bewunderswürdig. Kein Fleckchen, auf welchem ein Baum Platz finden kann, bleibt unbebaut, und deshalb ist die Holzproduction ganz erstaunlich. Man bedenke nur, daß alle Häuser vorzugsweise aus Holz bestehen; daß ununterbrochen Schiffe in großer Menge gezimmert werden, daß die Tausende von Brücken und Tempel auch von Holz sind und daß viele Schiffsladungen Holz nach China ausgeführt werden! Da wo der Japaner einen Baum umhauet, pflanzt er sofort einen andern an dessen Stelle. Die mit Bäumen bepflanzte Fläche ist ohne allen Zweifel mindestens fünfmal größer als die, welche man mit Reis bestellt, und sie wird schwerlich weniger als 1250 deutsche Quadratmeilen betragen. Namentlich steht der Waldbau im Gebirge wahrhaft glänzend da, und die Europäer können in dieser Beziehung bei den Japanern ruhig in die Schule gehen“ **).

*) Die preußische Expedition nach Ostasien, Band II, S. 62 ff. Es macht uns Freude, hier unser früher ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen. Herr A Berg, Maler der Expedition, hat eine ganz vortreffliche Arbeit geliefert, die seinem Fleiß und seinem verständigen Urtheil alle Ehre macht. Auch ist die Darstellung einfach und geschmackvoll. A.

**) Pompe van Meerdervoort, p. 242: „Vooral de bergboschcultuur staat op een schillernd standpunt, en de Europeanen kunnen dienaangaande gerust by de Japanners ter school gaan.“

Die Landschaften gewinnen an Mannigfaltigkeit und Eindruck, weil Meer, Berge und Ströme in sehr malerischer Weise wirken. Auch hat der Japaner Sinn für ihre Schönheiten, und gewiß verdirbt er durch seine Bauwerke keine Gegend. Unsere Abbildungen stellen einige Landschaften aus den Berggegenden der Inseln Kiusiu und Sikokf dar. Als Gegensatz fügen wir die Darstellung einer Straße in Simonoseki bei, und als Ergänzung geben wir eine fliegende Brücke, dergleichen man über Abgründe spannt, die kein Ueberbauen erlauben. Die japanischen Gebirgsbewohner bedienen sich dieses hoch über dem Abgrunde schwebenden Brückenseiles mit kühner Gewandtheit und großer Sicherheit.

Gleich außerhalb der Ortschaften beginnt der Feldbau. Unser holländischer Gewährsmann bestätigt, was auch Andere gesagt haben, daß nämlich unsere rationellen Landwirthe in Japan viele Fragen längst praktisch erledigt finden können, über welche man in Europa noch immer hin und her theoretisirt. Auch ist der Fruchtwechsel dort uralt.

Aimé Humbert schildert („Le Tour du Monde“ Nr. 341) einen Ausflug, den er von Yokuhama aus zur Frühjahrszeit unternahm. Als er durch die Felder vom Strande landeinwärts ritt, fiel ihm zunächst auf, daß der kosmopolitische Sperling auch in Japan in Menge vorhanden ist; dann sah er eine Menge von weißen Reihern, und bald auch den Kranich. Wenn dieser schöne Vogel allein hoch in den Lüften schwebt und sich von oben in majestätischem Flug auf die Erde herabläßt, dann erscheint er gleichsam wie ein Bote vom Himmel. Das Volk bringt ihn in Verbindung mit den

Dorf und Brücke auf der Insel Kiusiu.

Heiligen oder Halbgöttern, an welchen die Mythologie so reich ist; es versetzt irgend ein Götterwesen auf den Rücken des Tsuri, denn so heißt der Kranich, welcher noch den Beinamen Herr, sama, erhält. Man spricht von dem Tsurisama, als ob es sich um ein übernatürliches Wesen handle. Der Kranich ist, neben der Schildkröte, ein Symbol der Langlebigkeit und des Glücks. Das Glück aber besteht, ihnen zufolge, in Seelenfrieden und Heiterkeit des Geistes.

Am Strande herrscht ein buntes Treiben. Auf dem Wasser schwimmen, von Handelsfahrzeugen abgesehen, Hunderte von Fischerbooten und große Schwärme von Seevögeln, und zur Ebbezeit sind Frauen und Kinder emsig darüber aus, Früchte des Meeres einzusammeln, nämlich eßbare Algen, Austern, Muscheln und Krabben. Der Fischfang ist für das Land von der allergrößten Wichtigkeit, weil das Volk nur selten Fleisch genießt, und die Kopfzahl beträgt über 30 Millionen Seelen. Daraus kann man abnehmen, wieviel dem Meere abgewonnen werden muß, damit eine solche Menschenmenge gesättigt werde. Und trotzdem scheinen die Gewässer unerschöpflich zu sein. Ueberall an den Küsten liegen zahlreiche Fischerdörfer, die große Quantitäten frischer, gedörrter und gesalzener Fische versenden. An getrockneten Fischen liefert namentlich Jeso eine ungeheure Menge, und der dortige Lachs ist berühmt. Auch die Flüsse geben reichen Ertrag. Es mag hier erwähnt werden, daß man fast in allen Häusern wohlhabender Leute ein Aquarium findet, in welchem Fische gehalten werden; roth- oder silberschuppige, Goldfische, transparente, kugelrunde, langschwänzige. Unser

Ein japanisches Aquarium.

Bild zeigt ein solches Fischaquarium nach einer japanischen Zeichnung.

Alle Strandbewohner benahmen sich gegen den Schweizer Humbert sehr freundlich und zuvorkommend, die Kinder brachten ihm schöne Muscheln und die Frauen zeigten ihm gern alle die verschiedenen Seeungeheuer, welche sie in ihren Körben angesammelt hatten. Diese Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, sagt er, ist ein Zug, den man überhaupt beim niedern Volke in Japan findet. „Wenn ich in den Umgebungen von Nagasaki oder Yokuhama umherstreifte, bin ich oftmals von den Landleuten aufgefordert worden, in ihre Häuser zu kommen. Sie zeigten mir die Blumen in ihren Gärten und schnitten die schönsten ab, um mir einen Strauß zu schenken. Allemal verweigerten sie mit Entschiedenheit, dafür Geld zu nehmen, und ließen mich erst wieder fort, nachdem ich mit ihnen Thee getrunken und Reiskuchen gegessen hatte."

Die Bai von Yeddo ist im Frühjahre ganz prächtig. Wer dort eine der vielen Anhöhen besteigt, hat nach dem Innern hin eine ununterbrochene Reihenfolge von bewaldeten Hügeln und bebaueten Thälern vor dem Auge; er sieht die sich hindurchschlängelnden Flüsse und aus der Ferne gleichen die Buchten manchmal den Binnenseen. Die Dörfer sind halb unter hohen Bäumen versteckt, da und dort liegen Landgüter mit schattigen Parkanlagen.

Die Frühjahrslandschaft hat, im Hinblick auf die ausgedehnten Reisfelder und die vielen immergrünen Bäume, den Charakter einer gewissen Strenge, und dieser ist ihr eigenthümlich. Und doch wird man in keinem andern Lande der Welt eine üppigere Blüthenpracht finden, eine anmuthendere Frühlingsvegetation, die obendrein reich ist an vielen lieblichen Einzelnheiten. Von dem dunkeln Grün der Fichten, Tannen, Cedern, Cypressen, Lorbeerbäume und immergrünen Eichen und von dem lichtern Grün des Bambus heben sich an den Zäunen, in den Gärten und in der Umgebung der Dörfer unzählige farbenprächtige Blumen ab; — die weißen Blüthen des wilden Maulbeerbaumes, Camellienbäume, die im freien Felde die Höhe unserer Apfelbäume erreichen, sodann unsere europäischen Obstbäume, die zumeist doppelte Blüthen

Schloß eines Daimio auf der Insel Sikokf.

tragen und obendrein nicht selten derart, daß man an einem und demselben Zweige rothe und weiße findet. Der Japaner legt wenig Werth auf die Früchte derselben und pflegt die Bäume vorzugsweise nur zu dem Zwecke, daß sie eine möglichst üppige Blüthenpracht entfalten. Als Stützen für junge Bäume benutzt man den Bambus, der sich sehr ansprechend ausnimmt, wenn er in einzelnen Gruppen auftritt und eine Höhe von mehr als 30 Fuß erreicht. Die japanischen Zeichner und Maler stellen mit Vorliebe die Bambusgebüsche dar; sie geben die anmuthigen Linien und die harmonische Gesammtwirkung wieder, und beleben das Bild, indem sie naturgetreu die Bewohner solcher Gruppen hinzufügen, schlanke Libellen, schöngefärbte Schmetterlinge, Eichhörnchen oder auch den braunen Affen mit dem rothen Gesichte. An den Wegen wachsen Veilchen, aber diese sind ohne Duft. Lerchen und Nachtigallen sind selten. Der Mangel an wohlriechenden Blumen und der Umstand, daß die Sänger der Lüfte so spärlich auftreten, sind gewiß eine Hauptursache davon, daß dieses reiche Pflanzen- und Thierleben minder stark auf unsere Einbildungskraft wirkt. Wir empfinden dort nicht die sanften und verschwimmenden Regungen im Gemüth, wir werden nicht so träumerisch gestimmt, wie dann, wenn wir beim Wiedererwachen der Natur uns an einer schönen europäischen Landschaft erfreuen. Auch ist in Japan die Landschaft allzu sehr cultivirt, namentlich in der Bucht von Yeddo.

Wir sind im Monat April. An den Waldsäumen sind weite Strecken mit Buchweizen bepflanzt, und dieser steht schon in voller Blüthe. Etwas weiter abwärts liegen Aecker, die mit Gerste oder Weizen besäet sind; diese Getreidearten werden gegen Ende des Mai eingeerntet. Sie sind in Reihen gesäet worden, etwa in der Art, wie man in Europa die Kartoffeln pflanzt, und zwischen den Reihen kommt schon eine andere Frucht empor; es sind Bohnen, die höher wachsen, sobald das Getreide geschnitten worden ist. Weiterhin sieht man Flächen, schön grün wie ein recht gutgehaltener Rasen; dort steht Hirse, die im März gesäet wird und im September reift. Der Japaner genießt sie in größeren Quantitäten

als den Weizen; er bereitet aus ihrem Mehle Kuchen oder auch Brei. In der Nähe, auf einer kleinen Hochebene, treibt ein Landmann sein Pferd, das er vor einen leichten Pflug gespannt hat; er wird in das fruchtbare, gelockerte Erdreich den Samen der Baumwolle pflanzen; im September oder October ist der Strauch schon drei Fuß hoch und die Kapseln werden reif sein. Hinter dem Landmann schreiten in den vom Pfluge gezogenen Furchen allerlei Stelzenläufer, Störche, auch wohl Kraniche her, für welche die Insectenlarven ein leckeres Mahl sind.

Reis ist der Hauptgegenstand des Ackerbaues; er bildet für mehr als 30 Millionen Menschen vorzugsweise das Nahrungsmittel. Die japanische Regierung hat gewiß sehr wohl daran gethan, daß sie in den Verträgen mit auswärtigen Mächten ausdrücklich ausbedungen hat, dieses unentbehrliche Getreide dürfe nicht ausgeführt werden. Sobald der Export gestattet würde, der namentlich nach China, das stets Bedarf hat, sehr stark wäre, könnte es nicht fehlen, daß der Preis auf eine für das Volk in Japan drückende Höhe ginge und Mißvergnügen entstände. Wir finden in Pompe van Meerdervoort (S. 238) eine Angabe, der gemäß ein Neunundzwanzigstel der gesammten Oberfläche mit Reis bebaut wird (1,300,000 japanische Tsjo oder etwa 258 deutsche Quadratmeilen).

Unsere Illustrationen veranschaulichen, nach japanischen Zeichnungen, das Verfahren beim Reisbau. Die Japaner haben Flächen- und Hügelreis. Der letztere bedarf keiner Bewässerung; er wird unter den Sommerfrüchten auf hochgelegenen oder abschüssigen Feldern, aber nur in geringer Menge gebaut. Der erstere wächst in ebenen Thalgründen oder auf sorgfältig nivellirten Becken, welche sich stufenförmig an den unteren Berghängen hinaufziehen, manchmal bis zu 600 Fuß über der Meeresfläche. Die regelmäßige Bewässerung wird aus Behältern bewirkt, welche an der höchsten Stelle der Thalebene, oder auch auf dem Bergeshang, oft 600 bis 700 Fuß hoch an platten, quellenreichen Plätzen liegen. Die Schleuse des Behälters, deren Pegel genau den Verbrauch anzeigt, steht gewöhnlich unter Aufsicht der Obrigkeit; sie wird nach Bedarf geöffnet, um das Wasser auf das oberste Feld und von da stufenweise durch eine Reihe von Schleusen auf die tiefer gelegenen zu leiten. Man hat es, je nach dem Vorrath, in der Gewalt, mehrere Aecker zugleich oder einen nach dem andern zu speisen. Wo die Bodenverhältnisse eine solche Anlage nicht zulassen, wird die Bewässerung durch Schöpfräder bewirkt.

Im Winter liegen die Reisfelder zum großen Theile brach und nur an wenigen Orten wird eine zweimalige Ernte gewonnen. Hier häuft man im Spätherbst die Erde in den Feldern streifenweise zu 3 Fuß breiten Beeten auf, die in querlaufenden Zeilen mit Frühgerste bestellt werden. Sie erheben sich bald als üppige Rasenbänke aus der Reissaat des überschwemmten Feldes und werden im Anfange des Juni abgeerntet. Dann stürzt man den ganzen Acker um, ebnet ihn, und das durch die Stoppeln gedüngte Land wird von Neuem mit Reis bestellt; dieser bringt dann im Mai die zweite Ernte.

Bei einmaliger Ernte beginnt die Bestellung im April; die Felder werden meistens umgegraben, selten umgepflügt. Der Boden ist durch die atmosphärischen Niederschläge und künstliche Bewässerung tief durchweicht, oft ganz überschwemmt, und die Arbeit sehr beschwerlich; beim Pflügen stecken Thiere (meist Büffel) und Menschen tief im Schlamm und Wasser. Frauen und Kinder schneiden unterdeß auf Rainen und Abhängen Gras und Kräuter, die in grünem Zustande auf die Aecker gebracht und mit dem Schlammboden vermengt werden; sie verfaulen in kurzer Zeit. Die Oberfläche wird geebnet und schon nach vierzehn Tagen ist jede Spur des grünen Düngers verschwunden.

Inzwischen hat man in den Ecken der Felder kleine Saatbeete angelegt, die sorgfältig umgegraben, gedüngt und mit einem niedrigen Damm umgeben werden; man kann sie, je nach Erforderniß, besonders überrieseln. Die Körner werden in flüssigen Dünger getaucht und sehr dicht gesäet. Schon nach drei oder vier Tagen sprießen die jungen Pflanzen aus dem Boden und wachsen bei der warmen, feuchten Luft mit unglaublicher Schnelligkeit. Zu Beginn des Juni beginnt bei Yeddo die Umpflanzung. Der Arbeiter nimmt ein Bündel Pflanzen unter den linken Arm und zerstreut sie, den Bedarf genau abmessend, auf das drei Zoll hoch mit Wasser bedeckte Feld; dort werden sie von Anderen reihenweise in den schlammigen Boden gesteckt. In den ersten Tagen des Juli ist man mit der Umpflanzung fertig und die Aecker bedürfen nun keiner weitern Pflege, außer daß man sie regelmäßig bewässert, den Boden zuweilen auflockert und das Unkraut zwischen den Reihen gätet. Gesäet wird Reis nur auf wenigen, ungünstig gelegenen Feldern, und er bringt dort, im Vergleiche zu dem gepflanzten, nur geringen Ertrag.

Im November wird geerntet. Gewöhnlich streift man die Körner ab; auf einer einige Fuß hohen Holzwand ist eine harkenartige Reihe dichtstehender Zinken befestigt. Der Arbeiter nimmt ein Bündel Pflanzen und zieht sie durch die-

Eine Straße in Simonoseki.

sen Rechen; jenseits fallen die Körner nieder, diesseits das Stroh. Dann müssen die Körner von den Hülsen befreit werden, und das geschieht in großen, nach unten verjüngten Holzmörsern, in welche umgekehrt kegelförmige, abgestumpfte Holzhämmer, die von Menschen oder Wasserkraft bewegt werden, taktmäßig niederfallen. Zuletzt schüttet man die Masse in ein trichterförmiges Gefäß, vor welchem der Arbeiter einen großen Fächer schwingt; der Luftzug verwehet die Spreu und die Körner fallen zu Boden. Dies ist die gewöhnliche Art des Verfahrens; doch wird, wie eine unserer Abbildungen zeigt, manchmal der Reis auf freiem Felde mit leichten Flegeln ausgedroschen.

Die Ernte hat einen argen Feind an dem bekannten Reisvogel. Dichte Schwärme desselben fallen auf die mit Aehren schwer belasteten Stengel, schlagen die Körner heraus und schreien entsetzlich. Für den Unbetheiligten gewährt das einen

Fliegende Brücke.

ganz hübschen Anblick, der Landmann sieht aber die Dinge mit anderen Augen an. Er giebt sich die größte Mühe, diesen kleinen Räuber zu verscheuchen; er stellt Scheuchen auf, er bringt Drehkreuze mit Windmühlenflügeln an und sonst noch mancherlei. Aber das Alles hilft nicht ausreichend. Die Japaner wenden deshalb noch ein anderes wirksameres Mittel an, das auf ein Haar jenem ähnlich ist, welches wir neulich beschrieben, als wir die Landschaften am Blauen Nil schilderten (S. 231). Er überspannt das Feld mit einem Netze von dünnen Seilen, die gewöhnlich aus Stroh gedreht sind, und diese helfen, vorausgesetzt, daß sie in steter Bewegung gehalten werden. Dafür muß ein Knabe sorgen, der auf einem überdachten Bambusgerüste sitzt und an dem Seile zieht, vermittelst dessen das ganze Netz sich dann hin und her bewegt.

Die Ackergeräthe sind äußerst einfach. Der Japaner ist ungemein fleißig und der Arbeitslohn gering. Man bleibt bei der alten Methode. Herr **Berg** bemerkt: „Der Ja-

paner ist sehr begierig, in allen anderen Zweigen der angewandten Naturwissenschaft von den Europäern zu lernen, aber deren Landwirthschaft hält er kaum der Beachtung werth. Sie beruht freilich auf ganz anderen Grundlagen. Unsere Oekonomen würden in einem Lande, wo es keine Weiden und in Folge dessen keinen Viehstand giebt, in große Verlegenheit gerathen, und auch unsere landwirthschaftlichen Maschinen hatten bei der starken Bevölkerung und billigen Arbeit bisher für die Japaner keine Wichtigkeit. Jetzt, da nach Erschließung des Reiches die Preise der Lebensmittel und in Folge dessen auch jene der Arbeitskraft bedeutend gestiegen sind, wird es fraglich, ob sie bei ihrem alten Systeme bleiben können oder sich zur massenhaften Erzeugung derjenigen Artikel werden verstehen müssen, die ihnen am besten bezahlt werden, um dagegen von den Fremden diejenigen zu kaufen, welche sie so wohlfeil im Lande nicht herstellen können.

Reisbau in Japan.

Die gesteigerten Preise der Lebensmittel fordern gebieterisch eine erhöhete Productionskraft des Landes, und es ist fraglich, ob sie nicht zu den bei uns angewandten Mitteln werden greifen müssen. Bis jetzt war die Bodencultur der Japaner immer das Staunen und die Bewunderung aller europäischen Reisenden, und Sachverständige haben behauptet, daß wir viel von ihnen lernen könnten. Der japanische Landmann nimmt jährlich aus dem Acker nur das, was er ihm giebt. Dieses System scheint seit Jahrhunderten ohne Streit und Neuerung im ganzen Lande befolgt zu werden und erhielt seine Ausbildung wohl schon in der frühen Blüthezeit der japanischen Cultur. — In welchem Verhältnisse sie aber die constanten Erfolge ihrem System oder der Gunst des Klimas und der Fülle der Arbeitskraft verdanken, würde sich mit Sicherheit erst feststellen lassen, wenn man auch unsere

Reisbau in Japan.

Art der Bestellung dort praktisch versucht hätte. Allem Anscheine nach leistet der japanische Landwirth mit kleinen Mitteln Bedeutendes; Inventar ist kaum vorhanden; sein ganzes Geräth, so viel wir bei Yeddo sahen, besteht in einer Haue, einer Zinkenhacke, einem kleinen Spaten und einer Harke, die alle mit wunderbarer Geschicklichkeit gehandhabt werden. Wahrscheinlich verdankt man die großen Erfolge hauptsächlich der Spatenwirthschaft und der starken Parcellirung der Grundstücke.“ (Expedition nach Ostasien II, 72.)

Für die Düngerbereitung kommt der geringe Viehstand kaum in Betracht. Aber ein tiefes Verständniß für die Wichtigkeit des Düngers durchdringt die höchsten wie die niedrigsten Classen, und selbst in den entlegensten Winkeln sieht man nie eine Verunreinigung, außer an den dazu bestimmten Stellen. Der Dünger wird niemals in frischem

Zustande verwandt, sondern erfährt eine sorgfältige, methodische Bearbeitung. Man kennt seit uralter Zeit die Bereitung des **Compostdüngers** aus Stroh, Häcksel, Spreu, Excrementen der Thiere, Abfällen von Gemüsen, Fischen und Seethieren. Diese Stoffe werden mit Rasenerde vermischt und darüber bauet man ein Strohdach. Dann und wann befeuchtet man sie und sticht sie um. Der Compost dient, gleich der Asche, zur Düngung vor der Bestellung, der aus menschlichen Excrementen bestehende zur Kopfdüngung *).

Die Japaner haben viele nützliche Gewächse des Auslandes eingeführt, manche derselben sind völlig einheimisch geworden und theilweise sogar verwildert. Von etwa 500 bei ihnen cultivirten Gewächsen stammt etwa die Hälfte aus der Fremde; zu diesen rechnet Herr von Siebold namentlich Rübsamen, der ganz vorzüglich gedeiht, Färber-Polygonum,

Reisernte in Japan.

Mohn, Saflor, Taback, Hanf, Sesam, Baumwolle, Apfelsinen, Granatäpfel, Pfirsichen, Aprikosen, Quitten und Birnen. Sie haben außerdem Mandeln, Kirschen, Mispeln, Cactusfeigen, Kastanien, Wallnüsse, Weintrauben, Melonen und Kürbisse. Auf die eigentliche Obstbaumzucht legt der Japaner keinen Werth, und was ein feinschmeckender, aromatischer Apfel ist, weiß er gar nicht; er genießt die Obstfrüchte, wenn sie noch unreif sind; nur die Apfelsinen machen eine Ausnahme. Die Bemühungen der Europäer, die Obstbaumzucht zu verbessern, sind bis jetzt ohne Erfolg gewesen.

Dagegen finden die **Zierpflanzen** eine sorgfältige Pflege, und jeder Japaner ist ein Gartenliebhaber. „Tuintjes", wie Pompe van Meerdervoort diese japanischen Gärten in seiner niederländischen Sprache bezeichnet, findet man wo möglich bei jedem Hause; sie werden mit der größten Sorgfalt angelegt und unterhalten. Dabei läuft viel Spielerei

Ausdreschen des Reises in Japan.

mit unter, welche unserm Geschmacke nicht zusagen würde. Sie schaffen Miniaturberge und ziehen Miniaturbäume, winzige Springquellen und Becken, Steingruppen, Felsenpartien und Grotten. (— „Miniaturbergjes, vyvertjes, fonteintjes en beekjes, dwergboomtjes en plantjes, modebloemen etc., maken deze tuintjes dikwerf tot ware wondertjes. Achter in heeft man meestal een tempeltje" etc. Man sieht, daß der Holländer bei Schilderung der japanischen Miniaturschnörkeleien auch seinerseits die Diminutivform nicht verschmäht. —) Blumenausstellungen

*) **Pompe van Meerdervoort** hat (S. 236 ff.) den allerdings wichtigen Gegenstand mit niederländischer Genauigkeit und recht con gusto beschrieben. Die Schilderung, die wir hochdeutsch nicht wiedergeben wollen, macht in holländischer Sprache manchmal einen erheiternden Eindruck. „De wyze van bemesting is **curieus** en zeer doelmatig (zweckmäßig). Reeds meer dan anderhalve eeuw

sind eine sehr alte Einrichtung; sie finden gewöhnlich in einem Tempel statt.

Die Vermuthung, welche Berg ausspricht, daß nämlich gerade die Beschränkung des Raumes auf die Erzeugung von Zwergpflanzen geführt habe, die sich bekanntlich zur raffinirten Spielerei ausgebildet hat, ist vielleicht nicht ohne Grund. Der Japaner leistet darin Dinge, die man für unmöglich halten würde, wenn nicht der Augenschein die Wirklichkeit lehrte. Meylan, dem wir eine werthvolle Geschichte des Handels der Europäer mit Japan verdanken, sah 1826 eine Schachtel von einem Quadratzoll Grundfläche und drei Zoll Höhe; in derselben wuchsen und gediehen ein Bambusrohr, eine Tanne und ein Pflaumenbaum, letzterer in voller Blüthe. Diese Curiosität sollte für 1200 holländische Gulden verkauft werden. Wie es scheint, erreicht man die starke Verkrüppelung vorzüglich wohl durch gehemmten Umlauf der Säfte und Beschränkung, vielleicht auch Erkältung der Wurzeln in flachen, porösen Töpfen, die von außen stets feucht gehalten werden. Man wählt die kleinsten Samen der kleinsten Exemplare, biegt und bindet den Stamm im Zickzack, beseitigt jeden kräftigen Schuß und fördert die Entwickelung von Seitenästen, welche dann auch wieder künstlich gedreht und niedergehalten werden. Nach einiger Zeit soll der Baum sich dem Zwang anbequemen, freiwillig in den vorgeschriebenen Grenzen bleiben und seine Lebenskraft auf die Erzeugung reichlicher Samen und Früchte wenden. Als Zwergbäume zieht man vorzugsweise Thuja, Juniperus und andere Nadelhölzer; sodann Bambus, auch Kirsch- und Pflaumenbäume, und bei diesen ist es hauptsächlich auf die Erzeugung vieler Blüthen abgesehen. Manche Zwergpflanzen haben gestreifte oder gefleckte Blätter, und die Erzeugung solcher Varietäten, auch bei natürlichem Wuchs, ist eine zweite Liebhaberei der japanischen Gärtner. Die große Anzahl und das feste Fortbestehen solcher Varietäten läßt auf ein hohes Alter dieser Cultur schließen. Wir wollen die Notiz beifügen, daß die Handelsgärten von Yeddo einen größern Flächenraum einnehmen, als die in irgend einer europäischen Hauptstadt, und der bekannte Botaniker R. Fortune betont, daß er in keinem andern Lande der Welt eine so ungeheure Anzahl cultivirter Zierpflanzen gesehen habe. Neben den einheimischen findet man auch viele fremde, jetzt z. B. auch Cactus, Aloe, Fuchsien und andere Südamerikaner.

Jedenfalls sind die Japaner beflissen gewesen, sich ausländische Pflanzen zu verschaffen, und unser niederländischer Gewährsmann sagt, daß man in Europa wohl daran thun würde, ihrem Beispiele zu folgen. Ein Franzose äußerte: „Weshalb lernen wir nicht von ihnen, da es doch so viel zu lernen giebt? Auch wir könnten in Europa Papier verfertigen vom Papierbaum, Wachs vom Wachsbaume und Firniß aus dem Firnißbaume. Bei uns liegen noch Millionen Morgen Land unbenutzt, namentlich in Gebirgsgegenden, und gerade dort würden viele japanische Bäume vortrefflich gedeihen und großen Nutzen bringen.“

Unter den Nutzhölzern leisten vornehmlich gute Dienste: Kiaki (Planera acuminata), sehr stark, gutes Bauholz und auch für Möbeln geeignet; Hinoki (Retinispora obtusa), sehr geeignet zum Schiffsbau und zu Schnitzereien; Kasinoki (Quercus, verschiedene Varietäten); diese japanische Eiche wird sehr hoch, sehr stark, und besseres Eichenholz als dieses japanische giebt es in der Welt nicht. Matsunoki (Pinus) in sehr vielen Varietäten; der am meisten verbreitete Baum. Suginoki (Cryptomeria japonica), japanischer Cederbaum, wird in großer Menge cultivirt und bildet einen Schmuck der Landschaft. Nicht ganz so oft kommt vor Kajanoki (Cephalotaxua drupacea), liefert ein hartes und starkes Holz für den Schiffsbau; Ikonoki (Salisburia adantifolia), das Holz nimmt gute Politur an und wird besonders für Lackwaaren benutzt. Auch einige dunkelbraune und schwarze ebenholzartige Bäume sind vorhanden. In der „Villa Siebold“ bei Leyden sind alle diese japanischen Bäume angepflanzt worden und gedeihen vortrefflich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Einbürgerung mancher japanischer Gewächse in Europa sehr vortheilhaft sein würde. Pompe van Meerdervoort weist in dieser Beziehung insbesondere auf den Firnißbaum (Rhus vernix) hin, den Orushi, welcher für die Japaner so wichtig ist, denn er liefert ihnen ihren schönen Lackfirniß, den sie mit so großer Sorgfalt herstellen. „Es kann in der That befremden, daß das civilisirte Europa sich so träge zeigt, da es doch recht viel Gutes und Nützliches von Japan her auf unsern Boden verpflanzen könnte.“ Die Japaner vermischen den Firniß mit verschiedenen mineralischen Färbestoffen. Der Baum selbst wächst in jedem Boden, am liebsten aber da, wo derselbe steinig ist; er verträgt auch recht gut eine nicht übermäßige Kälte. Er muß in Abständen von mindestens einer Klafter gepflanzt werden, erreicht selten eine Höhe von mehr als 25 Fuß und man kann ihm in Japan schon Firniß abgewinnen, wenn er 6 bis 7 Jahr alt geworden ist. Das geschieht in den Monaten Juni bis September, nachher muß er wieder Ruhe haben. Man macht in den Stamm gegen Abend halbkreisförmige Einschnitte in verschiedener Höhe und so, daß zwischen diesen ein gewisser Zwischenraum bleibt. Der Firniß wird in Röhren aufgefangen und darf dabei den Einwirkungen der Luft nicht ausgesetzt sein; am folgenden Tage sammelt man Alles ein und sorgt dafür, daß die Einschnitte geschlossen werden. Der Firniß ist verschieden, je nach der Zeit des Einschnittes, den Bodenverhältnissen und dem Alter der Bäume. Die beste Art wird von Juni bis zur Hälfte des August gewonnen, und im Durchschnitt liefert jeder Baum in der viermonatlichen Zeit 1 bis 1 $^1/_5$ niederländische Pfund, der in Japan selbst mit 2 $^1/_2$ bis 4 Itsebus = 2 Gulden 12 Cent. bis 3 Gulden 40 Cent. bezahlt wird. Der Baum liefert etwa 13 Jahre lang Firniß. Dieser ist sehr giftig

(Jahrhunderten) gebruiken zy hiertoe byna uitsluitend de menschelyke drekstoffen. In elke woning bouwt men de latrines zoodanig, dat zy gemakkelyk vanbuiten'shuis te ledigen zyn. De vergaarbakken (Sammelgefäße) zyn groote steenen potten (Matavanen), en deze woorden eens of meermalen 's maands des nachts geledigt en hun in houd gebracht na de naastbyzynde akkers, aldaar verzameld in zeer groote matavanen en vermengt met urine, plantaardige ontbindungsproducten, asch van verbrande onreinheiden, en water, totdat de geheele massa eene leivige vloeistof geworden is. Met deze vloeistof nu besproeit of liever begiet men de akkers, in den beginne, kort na den zaaityd, dagelyks, later tweemal 'sweeks, eindelyk om de 8 of 10 dagen, en zoodra het gewas zyn vollen wasdom bereikt heeft en alleen noch behoeft to rypen, dan bemest men niet meer.“ Er schildert dann, daß er den Japanern den Rath gegeben habe, „den mestvloeistof in tonnen te doen, aan den achterbodem voorzien van gaten, welke man willekeurig openen en sluiten kon, en dan, door middel van deze tonnen, op gemakkelyke wyze met één paard, in korten tyd het geheele veld rond te reyden en te besproeyen. Ik heb zelf eene proef darmeede laten nemen, welke uitmuntend voldeed, en de boeren vonden het zeer aardig, doch bleven hunne oude wyze volgen.“ Dann stellt er folgende Reflexionen an: „Voor de vorbygangers zyn deze mestbesproeyngen hoogst onaangenaam, en daar de landeryen direct buiten de stad anfangen, sommigen zelfs in de Steden liggen, zoo moet de oehtendwandelaar (Spaziergänger) dikwerf ondervinden, dat men zyne reukorganen eene minder aangename surprise bezorgt. Ook ware et hoog noodig, dat die mestpütten op dé landeryen, welke man mit oekonomie van terrein, meestal voor en gedeelte in de wandelpaden heeft ingegraven, beter bedekt waren met stevige, goedsluitende deksels. Gewoonlyk worden zy slechts met eene dunne laag bladeren en boomschors bedekt, zoodat, indien men des avonds daar moet passeren, men zeer groot gevaar loopt en minder welriekend bad te gebruiken. Dergelyke ongelukken gebeuren nog al eens.“

und man muß sich wohl hüten, ihn mit der Haut in Verbindung zu bringen; die japanischen Arbeiter bestreichen sich der Vorsicht halber Gesicht und Hände mit einer ölartigen Fettigkeit, welche sie für ein Gegengift halten. Der Firniß wird in Fässer gethan und fließt durch ein grobes Leinwandtuch ab. Was von selbst durchsickert, ist die beste Sorte; das Uebrige wird ausgepreßt und giebt die geringeren Arten.

A.

Die Eisenbahnen in Europa.

Vor uns liegt die zweite Ausgabe der Eisenbahn-, Post- und Dampfschiffs-Karte von Europa, von H. Lange (Berlin, Verlag von Stilke und van Muyden 1867), eine saubere Arbeit, welche sich auch dadurch empfiehlt, daß sie nicht überladen ist, sondern, vollkommen ausreichend, nur giebt, was dem Zweck angemessen ist.

Der Blick auf diese schöne Karte, die auch praktisch als sehr brauchbar erscheint, gewährt eine nicht geringe Befriedigung. Wir sehen auf derselben veranschaulicht, welch kolossalen Fortschritt im Verkehrswesen unser Erdtheil binnen einem Menschenalter gemacht hat. Mit einer Energie, für welche die vergangenen Jahrhunderte auch nicht entfernt ein Nebenstück aufzuweisen haben, warf sich der Unternehmungsgeist auf den Bau von Schienenwegen, Locomotiven und Dampfern, um den Austausch der Waaren zu erleichtern und zu beschleunigen, die Menschen verschiedener Länder und Erdtheile einander nahe zu bringen, den Gewerbfleiß zu beleben, den Handelsverkehr auszudehnen. Während ganze Flotten schwimmender Paläste alle Oceane und nun auch auf zwiefachen Linien die große Südsee in ihrer ganzen Breite durchfurchen, fehlen Eisenbahnen weder in Südamerika noch in Indien oder Kleinasien; sie reichen von der Mündung des Mississippi bis zu den canadischen Seen und binnen sechszig Monaten wird man auf eisernen Schienen die ganze Strecke von der Mündung des Hudson oder des Delaware bis nach San Francisco an der goldenen Pforte in einer einzigen Woche zurücklegen. Und wir sind immer noch in den Anfängen: man drängt rastlos weiter und immer weiter, ein Schienenstrang fügt sich rasch an den andern. Mit dieser Entwickelung geht die Ausdehnung der Telegraphen Hand in Hand; die Mittheilung, schnell wie der Blitz, kennt keine Schranke mehr und binnen Kurzem werden die geheimnißvollen Drähte um den ganzen Erdball gezogen sein. Auch der tiefe Ocean bildet kein Hinderniß, ebenso wenig irgend ein Schneegebirge. Man schlägt einen Tunnel durch den Mont Cenis und führt den Telegraphen durch die mongolische Wüste wie über das Jablonnoi- und Stannowoi-Chrebet im eisigen Theile Sibiriens und bis an die Amur-Mündung.

Wenn solch eine ungeheure materielle Entwickelung allein die Völker glücklich und zufrieden machen könnte, gewiß, wir würden dann in einem goldenen Zeitalter leben. Aber wir leben in einem andern. Zwar bleibt das Dichterwort wahr: „Eisen, du bist zahm geworden," aber desselben Dichters Phantasie, daß dieses dunkle Metall sich endlich habe versöhnen lassen, daß es nicht mehr dem Tode dienen wolle und daß auf den spröden Schienen die Völker ein Hochzeits- und Verbrüderungsfest begehen können, — diese Phantasie wird ewig unerfüllt bleiben. Nie war über den ganzen Erdball eine solche Verwirrung in den Gemüthern wie in unseren Tagen, nie stellten sich die Gegensätze schroffer heraus, nie waren wirkliche oder vermeintliche Interessen in stärkerm Widerspruch und Alles ist mehr oder weniger in Unruhe. Streit und Krieg vom La Plata bis Japan, und nie zuvor hat die Welt, nicht einmal in den Tagen der Imperatoren des römischen Weltreiches oder in jenen des Dschingischan und Tamerlan, eine so ungeheure Menge von Menschen unter den Waffen gesehen wie heute. Wir leben nicht bloß im Zeitalter der Schienenwege, sondern auch der Bayonnette. Europa namentlich, das sich so gern seiner christlichen Civilisation rühmt, ist ein großes Heerlager und starrt von Waffen. Durch Eisen wird zerstört, was durch Eisen geschaffen wurde.

Doch lassen wir diese Betrachtungen und halten wir uns an die friedlichen Eroberungen, welche werthvoller sind als alle anderen. Der Schreiber dieser Zeilen hat die ersten Probefahrten auf der Taunusbahn und dann auf der Leipzig-Dresdner Bahn mitgemacht. Seitdem sind dreißig Jahre verflossen. Wie naiv erscheint uns heute das bewundernde Erstaunen, welches Alle ergriff, die mit dem Dampfroß in geflügelter Eile durch das Blachfeld sausten! Jetzt ist unser deutsches Land mit einem dichten Netz überspannt, dem alljährlich mehr und mehr Maschen hinzugefügt werden. Auf dem europäischen Festlande haben wir heute Eisenbahnverbindung von Cadiz an den Säulen des Herkules bis nach Nischni Nowgorod, und südöstlich von Moskau bis Kosloff in Rußland. Wir fahren von Lissabon bis nach Groß-Wardein unweit der Grenze Siebenbürgens und bis nach Oravitza im Banat; die Schienenstränge reichen ferner von Lecce und Otranto, also von dort, wo Adria und Jonisches Meer sich vereinigen, bis nach Jütland, durch Dänemark und weiter in Schweden bis Upsala. Der Aermelcanal, die beiden Belte und der Sund bilden kein Hinderniß für den unmittelbaren Verkehr, denn wo die Locomotive vor dem Ocean stillhält, giebt sie Waaren und Fahrgäste an das Dampfschiff ab.

Ein Blick auf Herrn H. Lange's Karte zeigt, daß die Kernregionen des europäischen Festlandes nebst den britischen Inseln das dichteste Bahnnetz haben. Jenseit der Pyrenäen, welche in ihrem äußersten Westen von der Bahn überschritten werden, finden wir nur erst die großen Hauptstränge vollendet, doch sind die Küstenstädte des Nordens, z. B. Santander, Bilbao und San Sebastian, mit den wichtigsten Plätzen des Innern und mit denen an der Süd- und Ostküste in Verbindung und am mediterraneischen Gestade geht eine Bahn von Gerona im Norden über Barcelona und Valencia nach Alicante und, mit einem Umwege, bis Cartagena. Im Norden und Osten sehen wir nur einige große Hauptadern; doch werden auch dort die Schienen nach und nach bis an den Ural und bis an das Kaspische Meer verlängert werden.

In Rußland ist im vergangenen Jahre die Bahn von Dünaburg nach Witebsk eröffnet worden, sodann jene von Warschau nach Brzesc Litewski (Terespol) am Bug. Ferner hat man den Bau der von Moskau auslaufenden Südbahn, die bis Tula vollendet war und von dort über Orel nach Kursk weitergeführt wird, wesentlich gefördert; sie soll weiter über Kiew und Berditscheff bis Balta geführt werden, bis wohin die Odessaer Bahn landeinwärts vollendet ist.

In der Türkei ist die Bahn von Rustschuck in Bulgarien, am rechten Ufer der untern Donau, über Schumla

bis Warna am Schwarzen Meere vollendet und damit die Fahrt nach Konstantinopel wesentlich abgekürzt.

In Skandinavien soll Stockholm in Schweden mit der norwegischen Hauptstadt Christiania in Verbindung gesetzt werden. Die Bahn reicht, von Osten her, schon bis an das Nordende des Wenern Sees; im vorigen Jahre wurde der Theil von Laxa, wo die Bahn nach Gothenburg in südwestlicher Richtung abzweigt, gen Osten bis Christianhamn und Carlstad vollendet.

Holland ist eifrig darüber aus, sein Netz zu vervollständigen. Es hat nun auch die Linie von Moerdyk nach Breda und Venlo eröffnet und damit eine weitere Verbindung mit den deutschen Bahnen gewonnen, während die Eröffnung der Bahn zwischen Eindhoven und Hasselt eine solche mit Belgien herstellt. Das Netz dieses letztern Landes, welches Ende 1865 schon 2285 Kilometer Bahnen hatte, ist 1866 um 281 Kilometer erweitert worden. — Frankreich vergrößerte sein Netz um 738 Kilometer, vorzugsweise im Süden, Italien das seinige zumeist durch Erwerb der Bahnen im Venetianischen um 1100 Kilometer. Der ganzen Ostküste entlang, von Lecce gen Norden bis Rimini, hat die Bahn keine Lücke mehr; von Rimini läuft sie dann landein nach Forli und Faenza, von wo ein Zweig gen Osten nach Ravenna der Küste zu geht, während der Hauptstrang weiter nach Bologna geführt worden ist. Durch Vollendung der Strecke Ancona-Foligno und Rom ist nun Norditalien mit Neapel in Verbindung gebracht, ebenso Florenz mit Rom durch Vollendung der Strecke von Empoli bis Orte und Florenz-Foligno. — In Spanien wurden die Linien von Malaga und Cadiz mit der zwischen Madrid und Cordova vereinigt, also mit dem Centralnetze; mit diesem wurde auch der Nordhafen Santander verbunden, da die Abtheilung von Barcena nach Reinosa am Ebro und weiter bis Palencia vollendet wurde. Die westspanische Bahn reicht bis Badajoz an der portugiesischen Grenze und hier schließt die portugiesische Bahn an das spanische, somit auch an das europäische Netz an, also von Lissabon bis Kosloff in Rußland. Vom Tejo bis zur Wolga bei Nischni Nowgorod hat der Bahnstrang, welchen der Reisende überfliegt, 6300 Kilometer, und die Strecke kann von Locomotiven, falls kein Hinderniß stattfindet, in 117 Stunden zurückgelegt werden. Das Centralland der europäischen Bahnen ist Deutschland, wo mehr und mehr Maschen dem großen Hauptnetz eingefügt werden. **A.**

Mohammedaner und Christen in der Türkei.

Das osmanische Gebiet in Europa soll in einzelne Theile zerstückelt werden. Man speculirt hin und her, wie Fleisch und Haut des Bären zu vertheilen wären, noch bevor man desselben Herr geworden. Die Türkei soll einzeln verspeist werden, etwa wie eine Artischocke.

Das Alles ist freilich gar nicht neu, der Appetit längst dagewesen, und am hungrigsten haben sich stets die sogenannten Griechen gezeigt. Auf drei Punkten hat das Abreißen längst begonnen, und thatsächlich sind die Moldo-Wallachei und Serbien unabhängig, obwohl sie dem Namen nach unter der Oberlehnsherrlichkeit des Sultans stehen. Griechenland seinerseits ist autonom, fühlt sich aber eingeschnürt und will sich mit den allerdings widersinnig von der Diplomatie ihm gezogenen Grenzen nicht zufrieden geben. Es bildet für die Pforte einen unangenehmen, sehr lästigen Nachbar, der immer kläfft, sehr oft seine Räuberbanden auf türkischem Boden hantieren läßt und dann und wann Revolutionen in Scene setzt, wie jetzt eben auf Kreta und in Thessalien.

Die buntscheckige, slawo-gräkisch-wallachisch-albanesische Bevölkerung, welche sich als Hellenen bezeichnet und die man insgemein Griechen nennt, kommt bei sich selber nicht besonders vorwärts und Ministerwechsel nebst Brigandaccio und gelegentlich etwas Aufruhr scheinen zu den hellenischen Bedürfnissen zu gehören. Von den ionischen Inseln hört man Klagen über Klagen, daß es dort immer schlechter gehe, seitdem die Engländer ihre Oberhoheit aufgegeben. Die Griechen wollen indeß auch ihrerseits kraft des Napoleonischen Nationalitätsprincipes, das aber gerade in dem aus sechs verschiedenen Nationalitäten zusammeneroberten Frankreich (Franzosen, Basken, Bretagner, Deutsche, Flamingen und Italiener) gar keine Beachtung findet und lediglich als ein politisches Paradepferd geritten wird, — die Griechen wollen nun auch annectiren und verlangen zunächst Kreta, Epirus und Thessalien.

Wie verhält es sich aber mit der Nationalität dieser letztgenannten Provinzen? In dem Aufsatz über „die Völker der europäischen Türkei" („Globus" XI, S. 210) sagt der Verfasser, Herr A. Leist, daß in der Türkei keine einartige Bevölkerung vorhanden sei „mit Ausnahme der Donaufürstenthümer (was so ziemlich trifft) und Thessaliens." Aber dagegen lassen sich gegründete Zweifel erheben.

Gerade jene Provinzen haben sehr verschiedene, neben und durch einander wohnende Völkerbestandtheile: Albanesen, Türken, Griechen und Wallachen. Es ist ungemein schwierig, selbst nur annähernd genau das gegenseitige Zahlenverhältniß zu ermitteln, wir wissen aber, daß von Seiten der Griechen die Ziffern zu Gunsten ihrer Nationalität immer sehr hoch geschraubt werden. Die Türkei hat noch keine statistische Behörde, welche berichtigen könnte. Von Athen aus hat man die Angabe veröffentlicht, daß Epirus, also die drei Provinzen Jannina, Delvino und Avlona, 357,360 Seelen haben; von diesen seien 200,000 christliche Griechen und Albanesen, und 157,000 mohammedanische Albanesen und Osmanen. Das griechische Element ist also in der Minderheit, selbst nach jenen Angaben aus Athen. In der Provinz Jannina leben etwa 100,000 Christen und kaum 20,000 Mohammedaner; in jener von Delvino halten beide Theile einander so ziemlich die Wage; in Avlona kommen auf 87,500 Muselmänner nur 47,000 Christen.

Ueber Thessalien lauten die Angaben sehr verschieden. („Times" vom 19. April.) Man schätzt die Bevölkerung, welche im Süden des Olympos und der cambunischen Berge wohnt, auf etwa 400,000 Köpfe, von denen, griechischen Behauptungen zufolge, 323,000 Christen seien, während die Türken 150,000 Mohammedaner und nur etwa 250,000 Christen rechnen. Wahrscheinlich sind beide Angaben ungenau. In Thessalien besteht ein beträchtlicher Theil der Ackerbauer aus Osmanen, die von solchen Türken abstammen, welche einst den seldschuckischen Sultanen von Iconium unterthan waren und durch den byzantinischen Kaiser Johann Cantacuzenus hierher verpflanzt wurden. Von den Griechen

werden diese Türken als Koniarides bezeichnet. Sie waren früher in der Umgegend von Turnowa sehr zahlreich und hatten die ganze Ebene zwischen dem Ossa und dem Pelion inne; seit Anfang des laufenden Jahrhunderts scheint ihre Zahl beträchtlich abgenommen zu haben.

Das Königreich Griechenland möchte von der Türkei etwa 523,000 Christen und 387,000 Mohammedaner, welche in den von ihm als Beute zunächst ausersehenen Ländern durcheinander hausen, kurzer Hand im Namen der „hellenischen Nationalität“ einverleiben; dadurch würde die ohnehin buntsprenkelige Nationalität von Hellas dann allerdings noch um ein Erkleckliches bunter werden. Man darf sich aber die Amputation des kranken Mannes nicht als eine leichte Arbeit vorstellen. Seit 1856 hat die Pforte auf das Begehren der Großmächte (deren ganzes Verfahren in der sogenannten orientalischen Frage neulich in der „Allgemeinen Zeitung“ mit vollem Recht als rathlos und kindisch gekennzeichnet worden ist) den Christen eine Concession über die andere gemacht. Der Sultan genehmigte die Vereinigung der Moldau und Wallachei zu einem rumänischen Fürstenthum, weil Rußland und Frankreich es wünschten. Er gab allen Forderungen nach, welche das letztere in Bezug auf Syrien stellte; er hat eben jetzt die türkischen Besatzungen aus den Festungen Serbiens zurückgezogen, er hat selbst den Montenegrinern ein Stück adriatischer Küste bewilligt. Aber Kreta, Thessalien und Epirus abzutreten, das ist eine Zumuthung, auf welche er nicht eingehen kann. Wenn die Christen nicht unter einem muselmännischen Monarchen stehen wollen, wie können sie dann verlangen, daß Mohammedaner einem christlichen Monarchen gehorchen sollen?

Gewiß sind die Osmanen mit ihrem Mohammedanismus für Europa eine Anomalie und ihre Zeit wird in unserm Erdtheil über kurz oder lang abgelaufen sein. Aber was sind denn diese „Christen“ im Süden der Donau und des Balkan? Welchen Anspruch können sie auf die Theilnahme des gebildeten Europas erheben? Gar keinen. Durch den Namen „Christen“ wird sich höchstens ein befangener Kopf oder ein unwissender Phantast täuschen lassen. Die überwiegende Menge jener „Christen“ bestand vor der türkischen Herrschaft aus abergläubigen Halbbarbaren, und das sind sie auch unter dem osmanischen Drucke vier Jahrhunderte hindurch geblieben. Durch diesen Druck wurden sie zusammengehalten und verhindert, sich unter einander zu befehden; sobald derselbe aufhört, werden sie über einander herfallen, die Verwirrung wird allgemein werden und dann wird Czar Moskoff kommen und seine Ernte einthun. Dieser macht Nationalität und Sprachverwandtschaft und gleichen Kirchenglauben in Hinblick auf die „slavischen Brüder“ mit viel größerm Rechte geltend, als die winzige Handvoll „Hellenen“, die bei allen anderen Völkern der Türkei, auch den christlichen, nichts weniger als beliebt sind. In Moskau und St. Petersburg lacht man über ihre hochfliegenden Ansprüche, und wenn man an der Newa Bälle zu Gunsten der Rebellen auf Kreta giebt und in Moskau unter dem Geläute der Kremlglocken für diese Rebellen öffentliche Gebete abhält, dann weiß man dort sehr wohl, weshalb solche Demonstrationen in Scene gesetzt werden.

Sympathie soll das gebildete Europa für „Christen“ haben, welche, wie in Serbien und Rumänien täglich geschieht, den jüdischen Menschen wie einen Hund behandeln, so arg, wie es nur je in Marokko der Fall gewesen ist? Sympathie für „Christen“, die nirgends ein rechtschaffenes Städteleben aus sich herauszuarbeiten verstanden? Es ist nicht etwa Zufall, sondern liegt tief in der Racenanlage dieser danubisch-balkanischen Völkerschaften begründet, daß zwischen Wien und Stambul nie andere als ephemere Reiche entstanden, und daß außer jenen beiden Gravitationspunkten kein dritter sich bilden konnte. Es ist wahrhaftig wieder einmal an der Zeit, des trefflichen und scharfblickenden Fallmerayer's „Fragmente aus dem Orient“ ins Gedächtniß zurückzurufen.

Soll der mit schmachvollem Undank belohnte, windige und luftige Philhellenismus, der seiner Zeit als eine psychisch-politische Seuche grassirte, wieder erweckt werden? Will man etwa im neunzehnten Jahrhundert im Namen des Christenthums Kreuzzüge, aus Begeisterung für „christliche“ Halbbarbaren, unternehmen und damit, sowie mit jeder „christlichen Sympathie“ für die nicht mohammedanischen Unterthanen des Sultans, den Bestrebungen Rußlands förderlich werden? Wir erleben in unseren Tagen allerdings politischen Unverstand und pseudophilanthropische Extravaganzen in Hülle und Fülle diesseit wie jenseit des Atlantischen Oceans, aber ein Kreuzzug für Bulgaren, Wallachen, Slawogräken, Albanesen, Zinzaren und tutti quanti?

Die Hellenen haben in diesen Tagen die Dreistigkeit gehabt, das civilisirte Europa zu einem Kreuzzuge in ihrem „christlichen“ Interesse aufzufordern. Wozu der christliche Name nicht alles mißbraucht wird! Sie erließen ein Manifest an Europa, das ihnen helfen soll, ihr Königreich Griechenland zu vergrößern. An der Spitze der Unterzeichner stehen die Geistlichen der heiligen Synode, der Metropolit von Athen und drei Bischöfe; dadurch sieht die Sache „christlich“ aus. Einen heroischen Anstrich soll sie weiter dadurch gewinnen, daß dann die Namen von „Kämpfern aus dem Unabhängigkeitskriege“ folgen: Kolokotronis, Mauromichalis, Miaulis, Tombasis und dergleichen mehr. Das Manifest hält dem jungen Königreich eine Lobrede. Kein anderes Volk in Europa habe seit 30 Jahren solche Fortschritte gemacht als das hellenische. Die verfallenen Städte seien wieder aufgebaut, neue gegründet worden, die Seelenzahl habe sich verdreifacht, jedes Dorf eine Schule, jedes Kind könne lesen; die Universitäten seien gedrängt voll von Studenten, 30,900 griechische Matrosen wären im europäischen Verkehr beschäftigt, die Häfen würden verbessert, neue Straßen gebaut, griechische Kaufmannsfirmen findet man in der ganzen Welt. Der Ackerbau schreite fort und der griechische Gewerbfleiß könne in manchen Zweigen als Muster aufgestellt werden. Das Land bestrebe sich, die Ordnung mit der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit zu versöhnen.

Das wäre schon viel des Eigenlobes, selbst wenn diese hochtönenden Worte der Wirklichkeit entsprächen. Das ist aber nicht der Fall*). Europa wird durch solche unwahren Behauptungen schwerlich getäuscht werden. Die „Times“ (vom 20. April) liest jenen atheniensischen Aufschneidern insofern den Text, als sie ihnen einige Wahrheiten zu Gemüthe führt, die am Fuße der Akropolis schwerlich mit Beifall aufgenommen oder die Selbsterkenntniß fördern werden. Die Griechen, sagt sie, sind keck und unternehmend und dauern auch unter ungünstigen Verhältnissen aus. Sie kommen unter jeder Regierung vorwärts, und es möchte schwer zu entscheiden sein, ob die Leute im griechischen Königreiche durch ihre

---

*) Eben lese ich Auszüge aus dem Berichte des britischen Gesandtschaftssecretairs in Athen, Herrn Ellis, an das Ministerium des Auswärtigen in London. In denselben wird die Energie und Geschicklichkeit des griechischen Kaufmanns gelobt, die gewaltig absteche gegen die Gleichgültigkeit und den Mangel an Unternehmungsgeist beim Landmann. „Gegen zwei Drittel des anbaufähigen Bodens liegen unbenutzt. Noch wird der Pflug, wie er im Alterthum war, auf dem Rücken des Maulthieres daher getragen und kratzt im Ackerlande umher; das Getreide wird im Felde von Ochs und Pferd ausgetreten. Der Mangel an Straßen und das Ueberhandnehmen des Brigantenwesens verhindern die Anlage fremden Capitals“ ꝛc. „Allgemeine Zeitung“ vom 28. April.

Unabhängigkeit und ihre eigene Regierung oder trotz derselben einen gewissen Grad materiellen Wohlstandes erreicht haben. Es wird sich ferner schwer beweisen lassen, daß die Griechen unter ihrem eigenen König in Athen besser daran seien, als in Smyrna unter der Herrschaft des Sultans. Es geht ihnen gleich den Juden einst in Polen, Ungarn ꝛc. darum nicht viel schlechter, weil sie dann und wann eine kleine Verfolgung zu erleiden haben.

Die „Times“ trifft vollkommen das Richtige, wenn sie über die Griechen weiter sagt: „Die Befähigung eines Volkes zur Selbstregierung hängt zum großen Theil von dessen Geneigtheit ab, sich regieren zu lassen. Es giebt aber Racen, namentlich solche mit südlichem Blute, welche eben so wenig für die Freiheit wie für die Unfreiheit geeignet sind. Es giebt Länder, in welchen selbst der Schulunterricht kein Segen und keine Wohlthat mehr ist, wenn nämlich in Lehranstalten und auf Universitäten das Dichten und Trachten nur dahin geht, die Bevölkerung der Städte auf Kosten des platten Landes zu vermehren, die sogenannten liberalen Professionen zu überfüllen und die Jugend von nützlicheren Berufen abzuhalten. In Griechenland sind, wie in Italien, die Universitäten nur Pflanzstätten für Heranbildung von Demagogen; Tausende von „Advocaten“ werden jährlich gegen die Gesellschaft losgelassen, hungrige Abenteurer, die Feinde des Staates sind, im Fall er sie nicht mit Aemtern versorgt. So kommt es, daß eine Art äußerlich anständig erscheinenden Proletariats für einige südliche Länder eine stete Gefahr bildet. Keine Revolution, so durchgreifend sie auch sein möge, kann mehr als eine bestimmte Anzahl solcher Individuen befriedigen. Wenn zehn einen Treffer ziehen, so fallen doch auf einhundert Nieten, und diese ruhen dann nicht, bis das Rad sich umdreht und sie selber an die Reihe kommen.

Niemand wird den Griechen darüber zürnen, daß sie ihre Unabhängigkeit haben; was sie mit derselben anfangen, ist ihre eigene Sache. Mögen sie unserethalben den „Segen ihrer Institutionen“, wie diese nun eben sind, auch auf Kreta, Thessalien, Epirus oder gar Konstantinopel ausdehnen. Aber sie fordern Europa auf, die orientalische Frage zu ihren Gunsten zu lösen, durch Gemetzel und Blut soll, für sie, das Kreuz den Halbmond vernichten, das ist ein unstatthaftes Verlangen.“ —

Indem die „Times“ hier auch Konstantinopels erwähnt, will sie wohl auf den Umstand anspielen, daß die Hellenen sich mit dem hochfahrenden Plane tragen, die Weltstadt am Bosporus in die Hauptstadt eines neugriechischen Kaiserthums umzuwandeln. Sie, die höchstens 3 Millionen zählen, möchten das byzantinische Reich wieder aufrichten; die vierhundertjährige Regierung der Sultane in Stambul soll lediglich als eine geschichtliche Episode betrachtet, das griechische Kreuz statt des Halbmondes auf der Sophienkirche leuchten. Die hellenische Selbstüberschätzung nimmt an, daß die Griechen allein berufen seien, in dem südbalkanischen Völkergewirr die herrschende oder, wie man sagt, die „leitende“ Nation zu sein.

Nicht bloß Czar Moskoff allein würde dagegen Protest und zwar einen sehr handgreiflichen einlegen; auch die slavischen Nationen und die Albanesen wollen von einer Hegemonie der Hellenen nichts wissen. Sie haben gegen die letzteren und namentlich gegen deren Geistliche eine große Abneigung. Diese tritt am schärfsten bei den Bulgaren hervor, welche, fünf Millionen Köpfe stark, also allein fast doppelt so zahlreich wie die Griechen, das Land im Süden der untern Donau von Widdin bis nach Silistria hin in fast compacter Masse bewohnen, in welche nur vereinzelte osmanische Bestandtheile eingesprenkelt sind*). Diese Bulgaren wollen von einem „griechischen Joche“ platterdings gar nichts wissen; sie arbeiten mit Ingrimm und Zähigkeit daran, die griechische Geistlichkeit aus ihrem Lande zu entfernen. Zu diesem Zweck haben sie sich an ihre „russischen Brüder“ gewandt, denen sie ihre Noth klagen. Auch sie wünschen daneben eine Betheiligung westeuropäischer Sympathien und haben mehrere deutsche Flugschriften veröffentlicht. Eine derselben (welche mir 1864 in Dresden von einem gelehrten Bulgaren eingehändigt wurde, mit welchem ich, da er geläufig unsere Sprache redete, mich mehrfach über die Angelegenheiten seines Landes unterhielt) führt den Titel: „Der Patriarch und der Papst in Bezug auf die bulgarische Kirche“ (Druck von Ernst Kühn in Berlin). Sie hat den Bulgaren Th. Minkoff zum Verfasser und erschien ursprünglich in der moskauischen Zeitung „Denj“. Es wird angemessen sein, einige kennzeichnende Punkte hervorzuheben.

Minkoff sagt: „Die stolze Behauptung der Griechen geht stets darauf hinaus, alle anderen Nationalitäten seien nur Kinder der griechischen Kirche, Griechenland allein der Vater, das Oberhaupt, welches von den übrigen unbedingten Gehorsam verlangen könne. Gut; aber die Nationalitäten haben auch ihren Stolz; wo bliebe der Vater, wenn die Kinder nicht wären? Ein Kanzelredner in Athen hatte sogar auch Rußland als Sohn der Kirche bezeichnet, welcher dem griechischen Vater, Griechenland, Gehorsam schulde. Die griechischen Zeitungen schüren fort und fort auf leichtsinnige und schonungslose Weise die Flammen des Hasses, welche ohnehin schon durch die egoistische Herrschsucht der Griechen bei den übrigen Nationalitäten der orthodoxen Kirche angefacht worden ist. Griechische Blätter beschönigen die Schandthaten, welche der Fanatismus verübt. Am Tage der zwölf Evangelisten (1863) wurde von griechischen Matrosen zu Ibraila in der Wallachei ein orthodoxer Geistlicher gesteinigt, weil er den Gottesdienst in der wallachischen Landessprache hielt. Nachher plünderten sie noch die Kirche aus. Wir Bulgaren werden mit den größten Schmähungen überhäuft, weil wir einst den ersten Schritt gethan, die griechische Sprache aus unserm Gottesdienste zu verbannen, und weil die Wallachen in dieser Beziehung, angeblich, unserm Beispiele gefolgt seien. Wir aber wollen doch weiter nichts, als in den süßen Lauten der eigenen Sprache unseren Kindern die heiligen Lehren der Religion einprägen, wir wollen, daß uns die Gnade unseres Herrn Jesu Christi nicht mit uns unverständlichen griechischen Phrasen verkündet werde. Wir wollen, daß unsere Bischöfe einen festen Gehalt beziehen, wollen aber nicht, daß sie durch Erpressung mit roher Pandurengewalt Schätze sammeln. Sie sollen nicht niedrige Creaturen sein, die durch feile Schmeicheleien an den Höfen der Paschas oder durch Bestechungen zu ihrer Würde gelangen. Nicht fortdauern soll die Wirthschaft, welche fremde Elemente in unserm Lande treiben, Fremde, welche unsere Nationalität hassen und unterdrücken und durch ihre Predigten in fremder Zunge, das diese nicht versteht, auf das Bitterste verhaßt sind. Und sind wir nicht häufig genug durch die Erfahrung belehrt, wie wenig die Griechen es verstehen, das Kirchenregiment im Interesse des Wohls der anderen Nationalitäten zu führen?“ —

Diese Auslassungen Minkoff's genügen vollauf, um die

---

*) Ich mache auf die vor einigen Wochen in Berlin bei Dietrich Reimer erschienene „Völker- und Sprachenkarte von Oesterreich und den unteren Donauländern“ aufmerksam. Sie ist eine vortreffliche Arbeit unseres großen Kartographen Heinrich Kiepert, und gewährt eine sehr deutliche Uebersicht der ethnographischen Verhältnisse.

Abneigung der Bulgaren gegen die Hellenen darzuthun. Sie ist aber nicht etwa neu, sondern reicht weit zurück; die Habgier und das ganze Verfahren der griechischen Geistlichkeit, welche man von Seiten des Patriarchen in Konstantinopel den slavischen und wallachischen Christen aufdrängte, während man die Landeseinwohner von den geistlichen Würden ausschloß oder sie zwang, die Liturgie in griechischer Sprache zu halten, — dieses Verfahren ist wesentlich schuld, daß der Ingrimm sich so tief eingefressen hat.

Es sieht also luftig genug aus mit den Ansprüchen, welche von den „Hellenen" auf die Berechtigung zur Gründung eines neubyzantinischen Griechenreichs erhoben werden. Die „Nachkommen des Perikles und Plato", welche die klassischen Namen Pappadopulos, Katzimulos ꝛc. führen, die leider zu des Aristophanes Zeiten noch nicht bekannt waren, verlangen die Sympathien von Westeuropa und haben nicht einmal jene ihrer eigenen Glaubensgenossen im Osten. Darüber hat der bekannte General Jochmus („Pascha Jochmus") schon vor zwanzig Jahren sehr zutreffende Mittheilungen gemacht. Er unternahm eine Wanderung durch den Balkan, 1847, die ich im Journal of the geographical society of London 1854, Vol. XXIV, S. 64 ff. abgedruckt finde. Folgende Stellen, die ich heraushebe, sind bezeichnend.

„Alle verständigen Leute unter den Bulgaren und Illyriern (Jochmus meint damit die südslavischen Völker) lachen über den Plan, ein griechisches Reich in Konstantinopel zu gründen. Von den muthigen und handfesten slavischen Stämmen werden die Griechen als Tauschans bezeichnet, d. h. Hasen; sie gelten mehr für Grammatiker als tapfere Krieger, man bezeichnet sie als Bakals, Krämer, als Schneider, Kaufleute und Küstenschiffer. Es muß als eine gewiß merkwürdige Thatsache hervorgehoben werden, daß die Männer, welche von 1821 bis 1829 für die Unabhängigkeit Griechenlands kämpften, zumeist nicht etwa Moreoten oder andere Gräkobyzantiner waren, sondern Leute, welche dem albanesischen Stamme und anderen nördlich gelegenen Völkern angehörten. Die Schiffe der Griechen waren beinahe ausschließlich bemannt von Hydrioten, Spezzioten und Poreoten, die allesammt von albanesischer Abstammung waren und albanesisch redeten. Die Reiterei unter Hadschi Christos bestand aus Bulgaren, und was von der Infanterie gut und brauchbar war, aus Sulioten albanesischen und Rumelioten slavischen Stammes." Jochmus bemerkt: die Slaven würden sich nie den Griechen unterwerfen, welche über die ganze Türkei dünn zerstreut seien und bei den übrigen Völkern in keiner Achtung ständen. „Es ist eine aus völliger Unkunde des Sachverhaltes entspringende grundfalsche Ansicht, slavische Völker für „griechisch" zu halten, weil sie sich zur griechischen Kirche bekennen."

Hoffentlich wird aus dem Kreuzzuge, welchen die modernen Gräken „im Interesse der christlichen Civilisation und der Glaubensfreiheit" in Scene gesetzt sehen möchten, nichts werden. Ich meinerseits erkläre, daß ich für eine solche widersinnige Barbarei auch nicht einen Funken abendländischer Sympathie in mir fühle*). **A.**

*) In einem frühern Aufsatze „Globus" VIII, S. 161 ff. „Zur Kunde von Bulgarien" sind die Verhältnisse dieses Landes ausführlich erörtert worden, und die Stellung der durchaus corrumpirten hellenischen Geistlichen gegenüber dem Volke hat dort eine eingehende Würdigung gefunden. Ueber „Altgriechen und moderne Hellenen" vergleiche man „Globus" IX, S. 352, wo Auszüge aus dem Londoner Blatte „Daily News" mitgetheilt wurden. Das Urtheil fällt etwas scharf aus und lautet ganz anders als das, welches die Verfasser der oben erwähnten Proclamation über ihr eigenes Volk fällen. „Die heutigen Neuathener zeigen sich weder in Philosophie, oder in Kunst, oder in den Staatswissenschaften als Landsleute des Plato, Phidias oder Aristoteles. Wohl aber haben sie die Eitelkeit und die turbulente Ruhelosigkeit, welche in der alten Republik die besten Bürger verfolgte und sie mit Todesstrafe heimsuchte. Die Nichtachtung pecuniairer Verpflichtung, die Unlust, Schulden zu bezahlen, der Hang zu romantischem Straßenraube, der ihnen mehr zusagt, als rechtschaffener Fleiß, welchen sie für schmutzig und niedrig halten, alle diese Dinge deuten auf weniger feines Blut als auf das der alten Griechen, und bezeugen einen Hang zum Abenteuerlichen. Byron möchte von dem Volke, für welches er gekämpft hatte, gar nichts mehr wissen. — Heute sehen wir eine bankerotte Regierung, ein durch und durch demoralisirtes Volk, eine turbulente Stadt, Athen, die alles Geld an sich zieht, und außerdem ein verödetes Land, in welchem pittoreske Gentlemen ihr Unwesen treiben."

Girard beim König von Neucalabar im Nigerdelta.

Wir berichteten neulich, daß der „philosophische" König von Neucalabar, um seine aufgeklärten Ansichten vor ganz Europa zu documentiren, 25 Francs Beiträge zu einem Denkmale für Voltaire nach Paris geschickt habe. Die Negerfreunde waren sehr erbaut über einen solchen Fortschritt der Civilisation.

Nun trifft es sich, daß wir den Bericht eines Capitains Girard vor uns liegen haben, der im Mai 1866 eine wissenschaftliche Reise nach der Westküste von Afrika unternahm; im November erreichte er die Nigermündungen. Was er dort beobachtet, erzählt er in einem Briefe, der datirt ist: „Am Bord des „Joseph Leon", vor dem Dorfe Neucalabar, 22. November 1866."

„Hier ist vor mir noch kein europäisches Fahrzeug gewesen. (— Das ist wohl nicht richtig, da Palmölschiffe allerdings Neucalabar besucht haben. —) Ich habe weder Karten noch Pläne, um mich in diesem Wassergewirr, das man als Nigerdelta bezeichnet, zurecht zu finden. Ich studire die Hydrographie des Stromes. Wir befinden uns Alle trefflich wohl. Mein Schiffsvolk besteht aus folgenden Leuten: Feba, mein Steuermann, ist ein Schwarzer aus Lussu; mein Lieutenant Medan ist ein Farbiger aus Cayenne; Gouart, der die Nigerfahrt mit Capitain Magnan gemacht hat; Bots, schwarzer Matrose; Lamba Naye, ein mohammedanischer Marabut, der als Dolmetscher für die Sprachen dient, welche weiter stromaufwärts geredet werden; Dembadiop und Joseph André, schwarze Schiffsjungen vom Senegal; Dan Kru, Eingeborener von Neucalabar, der als Dolmetscher für die Sprachen dient, welche im Delta bis Bussa hinauf gesprochen werden. Dazu kommt Dick, Bruder des Prinzen Will, der „König" von Neucalabar ist; jener dient mir als Führer und Geißel; sein Bruder hat ihn mir überlassen, um mir damit einen Beweis von Freundschaft zu geben und damit ich wisse, daß ich in seinem Lande unbedingt auf Schutz rechnen könne.

Die Bemannung ist zahlreich für ein Schiff, das nur 22 Tonnen Tragfähigkeit hat, und Alles ginge vortrefflich, wenn nur die verwünschten Stechmücken nicht wären.

Das Dorf Neucalabar ist ein Gewirr von Hütten, die aus unbehauenen Baumstämmen aufgeführt und mit Mat-

ten gedeckt sind, welche aus Palmfasern geflochten werden. Die Bewohner sind arm, denn das Land bringt nicht viel hervor; sie scheinen eher sanft als grausam, aber trotzdem sind sie Menschenfresser. Ehemals trieben sie Sklavenhandel und lebten dadurch im Wohlstande; man sieht auch noch alte eiserne Kanonenläufe in den Straßen umherliegen. Diese Schwarzen leben zumeist in ihren Kähnen oder Piroguen, von denen einige bis 45 Fuß Länge haben; sie tragen eiserne Kanonenläufe; auch an Flinten mit Feuersteinen ist kein Mangel.

Diese Calabaresen leben in steter Fehde mit ihren Nachbaren, den Criks-men (— den Eckricks —). Bei diesen Kriegen ist es vor Allem darauf abgesehen, daß man einander so viel Menschen als irgend möglich abnimmt, um dieselben dann nach dem Innern hin als Sklaven zu verkaufen. (— Außerdem wird ein Theil der Gefangenen abgeschlachtet und gefressen. —) Die Häuptlinge verkaufen Palmöl an die Engländer.

„König" Will hat mich sehr gut aufgenommen und ich habe die Ehre, mit einem seiner Brüder, dem „Prinzen" Bob, befreundet zu sein.

Vorgestern wohnte ich einem großen Kriegsrathe bei, in welchem Seine Majestät den Vorsitz führte. Eine mit vier Eckricks bemannte Pirogue war auf seinem Gebiete gescheitert, und es sollte nun entschieden werden, was mit den Gefangenen zu thun sei. Hat man sie aufgefressen? Ich kann es nicht sagen; Prinz Bob wollte davon nichts wissen, er behauptete, man habe sie in ihre Heimath abziehen lassen!

Die Neucalabaresen sind allesammt Bettler, und die vielen Besuche, welche ich an Bord erhielt und noch erhalte, haben keinen andern Zweck, als Branntwein zu bekommen. In ihrem Fetischdienste spielt Dschudschu (Joujou) eine große Rolle. Er ist so eine Art von Götzenwesen. Sehr viele Sachen sind Götzen: ein Topf, ein paar auf einander gestellte Teller, eine Igname, verschiedene Vögel, ein Stock mit einem Baumwollenlappen daran. Der sogenannte große Tempel ist nicht viel geräumiger als die anderen Hütten; ich sah in demselben europäische Lithographien, z. B. das Lager der englischen Freiwilligen bei Wimbledon im Jahre 1864 und einige zerrissene Seiten des „Punch", die es sich an der Themse gewiß nicht hatten träumen lassen, daß sie am Niger als ein Gott figuriren würden. Die Schwarzen beteten aber außerdem noch eine Schnupftabacksdose aus dem Schwarzwalde an und einen Kessel, der von einem gestrandeten Schiffe herrührte. Ich habe mehrere solcher Götter abgezeichnet.

(— Dies erinnert mich unwillkürlich an eine Stelle in Lucian's dramatischer Posse „Jupiter Tragödus", in welcher der geistreiche Spötter aus Samosata sich über die chaotische Vermischung und Durcheinandermengung aller verschiedenen nationalen Culte im zweiten Jahrhundert nach Christus recht lustig macht. Er witzelt über die von den Völkern willkürlich geschaffenen Götter, die bald Menschen, bald Elemente, bald Stiere, Krokodile, Zwiebeln, Affen, Katzen, irdene Töpfe oder Schüsseln seien. Also wie bei den Negern, obwohl das Fetischthum bei den Alten in den Tagen, da das Heidenthum verfiel und sich auflöste, doch eine ganz andere geistige Unterlage hatte, als bei den Schwarzen in Afrika. Man würde irren, wenn man annähme, daß nicht auch im heutigen Europa ein gewisses Fetischthum im Schwange gehe. Man braucht nur in Neapel &c. beobachtet zu haben. — A.) —

Gestern ging ich ans Land mit meinem künstlichen Horizont, um Beobachtungen zur Bestimmung der Lage anzustellen. Ich hatte dazu die Erlaubniß des Königs. Sehr bald war ich von etwa 3000 Menschen beiderlei Geschlechts umringt, die mir keine Ruhe ließen; ich kann also für die Genauigkeit meiner Beobachtung, die, Irrthum vorbehalten, 4° 36′ 15″ Nord beträgt, nicht einstehen. Als mein Sextant zum Vorschein kam, wurde die ganze Masse von einem panischen Schrecken ergriffen und nahm Reißaus.

Der König will nun stromauf nach Eboe, wo ein Nachfolger für den verstorbenen Herrscher gewählt werden soll. Er nimmt mindestens einhundert Piroguen mit, die mit ihrem Aufputz einen wilden aber interessanten Anblick gewähren. Es ist jetzt etwa 10 Uhr Morgens, die Flotte setzt sich in Bewegung, alle Kähne rudern um mein Schiff herum, aber lediglich um von mir Branntwein, Schiffsbrot und Speck zu erbetteln. Ich habe ihnen unbarmherzig Alles abgeschlagen und gesagt, meine Vorräthe seien nun erschöpft. Einige gaben sich damit zufrieden, Andere schnitten Fratzen, aber daraus mache ich mir nichts. Habe ich doch einen Fetisch, vor dem sie heilige Scheu tragen, einen Mörser; der jagt ihnen mehr Furcht ein, als alle ihre Fetische zusammengenommen." —

So weit Capitain Girard. Man sieht, daß für Aufklärung im Sinne Voltaire's, trotz der Unterzeichnung von 25 Francs, doch immerhin in Neucalabar Einiges zu thun übrig bleibt. —

Nachdem wir das Obige geschrieben, lasen wir einen amtlichen Bericht des Herrn C. Livingstone, der jetzt britischer Consul an der Bucht von Biafra ist, in welche der Niger mündet. Er besuchte im Juli 1866 den König von Okrika, um wo möglich den Menschenfresserkämpfen zwischen diesem und dem Könige von Neucalabar ein Ende zu machen; seine Bemühungen sind indeß ohne Erfolg gewesen. Er hatte drei Häuptlinge aus Bonny, also Unterthanen des Königs Peppel, bei sich. Das Hauptdorf Okrika liegt auf einer Sandanhöhe, ist von prächtigen Bäumen umgeben und hat nach dem Strome hin eine Stockade, die mit einigen Kanonen besetzt ist. Die drei „Prinzen" aus Bonny gingen ans Land, der Engländer blieb auf seinem Schiffe, bis jene den König gesprochen hatten. Dann ließ er sich ans Ufer rudern. „Der Gestank dort war über alle Begriffe abscheulich, es war als ob alle faulen und unausstehlichen Gerüche sämmtlicher Dörfer Afrikas dort concentrirt wären." Die versammelte Menge wollte den Weißen nicht ins Dorf gehen lassen, weil das gegen den Dschudschu verstoße, und er konnte nicht weiter, obschon die Bonnyprinzen nach rechts und links viele Leute zu Boden schlugen. Erst nachdem der König eine Anzahl Trabanten geschickt hatte, wurde reine Bahn.

Seiner Majestät Residenzhütte empfing das Licht durch die Thür; man brachte ein paar Stühle und dann kamen mehrere Häuptlinge. Der König ging inzwischen in das Dschudschuhaus, um die Geister zu befragen. König Fibia, ein Mann von etwa 45 Jahren, sah ganz gutmüthig aus; er schüttelte dem Fremden die Hand und setzte sich auf einen sehr niedrigen Stuhl; die „Königin" legte ein Tischtuch auf und reichte Tombo, ungegohrenen Palmwein. An den Wänden hing eine große Menge von Schädeln, und viele andere bildeten eine Art von Dach über einem Altar. Dem letztern gegenüber saß der Fetischpriester, dessen Sitz auch aus Menschenschädeln bestand. „Ein alter Mann erzählte uns mit rechtem Gusto von den vielen Menschenfleischfesten, an welchen er Theil genommen und gab genau die Körpertheile an, welche am besten munden." Der Consul fand die Leute ganz unzugänglich; sie bestreichen sich den schwarzen Körper mit gelber und blauer Farbe. Der König bemerkte, daß in Bonny der Herrscher und die Häuptlinge allein über öffentliche Angelegenheiten entscheiden könnten, in Okrika aber wolle das Volk bei allen Unterhandlungen gegenwärtig sein. Diese wurden dann auch im Freien

gepflogen. Der Premierminister, der zugleich Staatsredner ist, entwickelte, daß Okrika kein Palmöl, sondern nur Fische habe, mit denen es Alles bezahle, was gekauft werde. Leute aus Neucalabar kamen oft, um die Fische aus den Netzen zu stehlen und die Kähne zu berauben.

Livingstone redete zum Frieden und man versprach, eine Gesandtschaft nach Bonny zu schicken. Sein Bericht schließt folgendermaßen: „Die Sitzung dauerte fünftehalb Stunden. Nie zuvor habe ich in Afrika so kräftig gebauete Menschen gesehen; ich mußte sie bewundern. Als sie so vor mir saßen und ein Stückchen Holz zerkaueten, das ihnen zum Reinigen der Zähne dient, und als sie mich so recht ansahen, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Denken diese Cannibalen wohl jetzt daran, wie ein Stück gerösteten Consulfleisches munden würde und ob ein Consul gekocht oder kalt aufgeschnitten besser schmecken werde? Als ich abfuhr, beschenkte mich Seine Majestät mit einer Masse gewaltig großer Yamswurzeln, zwei Ziegen und einem Huhne."

Die ungarische Sprache.

Von Dr. cam. **Heinrich Ditz.**

I.

Die Nachkommen der alten Hunnen, für welche sich die Magyaren ja so gern ausgeben, erfreuten sich schon über tausend Jahre ihrer heutigen Wohnsitze, ehe ihre angestammte Sprache zu jener Geltung gelangte, die ihr als die Muttersprache des herrschenden Stammes gebührte. Es scheint, daß seit Einführung des Christenthums die magyarische Sprache durch das Lateinische mehr als irgend eine andere verdrängt wurde. Die lateinische Sprache blieb bis auf unser Jahrhundert nicht nur die officielle des Landes und der Gelehrten, sondern auch als Umgangssprache diente sie in den höheren Gesellschaftskreisen. Nur unter dem gewöhnlichen Volke herrschte das Magyarische ziemlich ausschließlich, etwa so wie im zehnten Jahrhundert die deutsche Sprache bei uns. Es war so eine eigentliche „Volkssprache" wie es ursprünglich die deutsche war (thiuda, das Volk, lingua thiudisca, die Volkssprache), und gerade wie bei uns die Redensart „deutsch sprechen" so viel heißt, als für Jedermann verständlich sprechen, so spricht auch der Ungar „magyarul", d. h. deutlich, offen und klar, und bei ihm heißt verdeutlichen geradezu magyarázni und die Erklärung, die Glosse, magyarázat.

Der vornehme Ungar aber hat früher seine Sprache nie geliebt und gehegt, sondern er sprach mit Vorliebe lateinisch und deutsch. Und wahrscheinlich wäre diese Sprache bald des Hungertodes gestorben, wenn man nicht von Außen her die Nation daran erinnert hätte, daß sie in ihrer Sprache mehr als das Sprachidiom, daß sie zugleich die Nationalität und ihre staatlichen Rechte in der Sprache zu vertheidigen habe. Joseph II. hat die ersten Magyaronen gemacht, indem er diese Nation als solche unterdrücken wollte, die ersten Magyaronen wenigstens, von denen wir Notiz genommen haben. Der Panslavismus gab Anlaß, daß die ungarische Akademie geschaffen wurde, und brachte im Jahr 1839 die magyarische Sprache auf ihren Thron als Landessprache. Und was bis dahin noch nicht gelungen war, das hat das sogenannte Bach'sche System vollendet; es hat die ungarische Sprache zur ganz überwiegenden Herrschaft gebracht, weil es sie unterdrücken wollte. Noch ein solcher Sieg der Centralisten und die ungarische Sprache und Nationalität steht blühender da als je. Ungarn gleicht einem Wallnußbaume; man muß es schinden und schlagen, um die Blüthen für den kommenden Frühling hervorzurufen.

Stephan Széchenyi gab den Anstoß zur Errichtung einer ungarischen Akademie, welche hauptsächlich der nationalen Wissenschaft dienen sollte. Eine eigene Abtheilung hatte zum Zweck die Hebung und Reinigung der ungarischen Sprache. Wir staunen, wenn wir hören, wie dieselbe dabei verfahren konnte. Sie konnte ganz eingebürgerte Wörter absetzen, wenn ihr dieselben nicht bezeichnend genug schienen oder wenn sie einer fremden Sprache entlehnt waren. Und an ihre Stelle setzte sie neue, rein magyarische Bezeichnungen, welche sie zu diesem Zwecke besonders erfinden mußte. Sie gab von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der abgedankten und der neu creirten Wörter aus, welches sie Hobelei (gyalulat) nannte. Bei uns hat sich schon mehr als Einer durch ungeschickten Reinigungseifer lächerlich gemacht, ja es ist selten Jemand unangetastet durchgekommen, der es wagte, ein fremdes Wort durch ein einheimisches zu ersetzen. Dergleichen hatte man in Ungarn nicht zu befürchten; dort wurde man vielmehr geehrt, und die Schriftsteller wetteiferten darin die neuen Wörter am ehesten und meisten zu gebrauchen und die alten am gründlichsten zu beseitigen. Früher hieß Apotheke in der gewöhnlichen Sprache patica; das Wort wurde proscribirt, weil es noch zu griechisch war und man setzte gyógyszertár (Heilmittelniederlage) an dessen Stelle. Jetzt ist das Wort so gebräuchlich, daß ich mich nicht erinnere, das alte Wort auf irgend einem Schilde mehr gelesen oder im Gespräche gehört zu haben.

Das ungarische Volk pflegte seine Sprache, um in derselben seine Nationalität und seine Rechte, die so sehr gefährdet waren, zu vertheidigen; daher die Einmüthigkeit und daher auch der seltene Erfolg, dem wir unsere Bewunderung nicht versagen können.

Heute nimmt die magyarische Sprache eine ganz andere Stellung ein als vor dreißig und mehr Jahren. Seit 1839 war sie bis 1848 officielle Landessprache und sie behauptet diesen Platz wieder seit 1861, nachdem sie durch das „Bach'sche System" dreizehn Jahre lang beeinträchtigt war. Sie hat sich eine eigene Literatur geschaffen, da der Ungar nun fast ausschließlich in seiner Sprache schreibt. Und wenn auf ungarischer Seite manche Ueberschätzung dieser Literatur stattfindet, so ist das nur die nothwendige Reaction gegen die völlige Mißachtung und Vernachlässigung, die man ihr von anderer Seite angedeihen ließ. Während noch vor dreißig Jahren in Pesth kaum ein ungarisches Wort gehört worden ist, hält sich heute das Ungarische mit dem Deutschen im Gleichgewicht auf den Straßen und in den öffentlichen Localen, überwiegt dagegen entschieden in dem Familienkreise. Die deutschen Familien sogar schicken ihre Kinder in die un-

garische Schule und halten ungarische Dienstboten, um ihre Nachkommen zu makellosen Ungarn zu erziehen *). Die deutsche Sprache ist noch die Handelssprache, und da der Weltverkehr durch die Eisenbahnen und Dampfschifffahrt sich das ganze Land mehr und mehr erschlossen hat, so hört man auch jetzt auf dem reinsten ungarischen Dorfe wohl einen deutschen Discurs, und mancher Ungar der Ebene lernt jetzt Deutsch, was er früher nicht nöthig hatte; allein der Unterschied ist der, daß man früher die deutsche Sprache lernte, um die ungarische zu vernachlässigen, jetzt dagegen ist und bleibt sie eine fremde Sprache, welche man unnöthiger Weise nicht sprechen mag.

Indem wir im Folgenden die ungarische Sprache zum Gegenstand einiger Bemerkungen machen, verwahren wir uns zuvor aufs Ausdrücklichste gegen jeden wissenschaftlichen Anspruch. Wir geben das Folgende nur als Laie, nicht als Linguist, aber wir glauben dennoch, daß wir Manchem einiges Neue, vielleicht auch Interessante aus dieser eigenthümlichen asiatischen Sprache bieten dürften.

Diese ungarische Sprache gehört zu der finnisch-ugrischen Sprachenfamilie, aus welcher in Europa noch die Finnen, die Tscheremissen und Tschuwaschen an der Wolga und, wenn wir nicht irren, auch die Türken ihre Sprache haben. Sie ist eine Agglutinationssprache und hängt anstatt unserer Endungen Affixa an den Wortstamm.

Bei uns Westeuropäern erfreuen sich die Sprachen der östlichen Völker überhaupt keiner großen Beliebtheit **), und die ungarische Sprache theilt dieses Loos vielleicht in noch höherem Grade als die slavischen. Es ist wahr, die ungarische Sprache ist sehr hart, die harten Buchstaben t, k und p überwiegen zu sehr; sie ist auch sehr eintönig, wenigstens, wenn man so sagen darf, für das Auge, indem ein einfaches Wort entweder nur aus weichen oder nur aus harten Vocalen bestehen kann. Der Typus eines harten Wortes ist ungefähr rakatakatak, der eines weichen etwa räkätäkätäk. Weil egész (heil, solidus) ein weiches Wort ist, so heißt Gesundheit egészség; dagegen bildet barát (Freund), barátság, weil a ein harter Laut ist. Aus gleichem Grunde heißt ungesund egészsegtelen, freundlos aber barátságtalan, und wenn man sich einen rechten Ohrenschmerz bereiten will, dann bilde man von diesen beiden Adjectiven den Accusativ Pluralis im Superlativ, so erhält man die Wortmonstra: legegész-ségtelenebbeket und legbarát-ságtalanabbakat!

Wer unser so weiches „Ewig lieb' ich dich" ins Ungarische übersetzt und mit Schrecken als das Resultat seiner Mühe findet, daß er zu wählen hat zwischen örökre szeretlek (sprich: örökrä szärätläkh) und örökre szeretek tegedet (szärätäkh tägädät), der möchte schier an der Möglichkeit, wenigstens aber an der Poesie einer ungarischen Liebe verzweifeln. Und wenn man dann einem echten Ungarn vorhält, daß dieses doch fürchterlich laute, und wenn er uns dann staunend erwidert: teremtette (tärämtättä), az egy altalaban nem ret tenetesen (näm rättänätäschän) hangzik, „das lautet keineswegs fürchterlich," so hat er uns nicht nur nicht zu seiner Ansicht bekehrt, sondern durch seine schmetternde Antwort uns in der unsrigen um Vieles bestärkt.

Und dennoch kann man mit Wärme und Ueberzeugung für die ungarische Sprache in die Schranken treten, um ihre große Schönheit zu vertheidigen. Anhänger aber wird ein solcher Vertheidiger nur unter Jenen finden, welche nicht bloß diese Sprache gelesen, sondern dieselbe auch häufig aus dem Munde der Einheimischen haben sprechen hören. Nur ein geborner Ungar versteht die richtige Accentuation und den rechten Rhythmus zu geben und es ist kaum glaublich, wie ganz anders dann die Wörter dem Ohre vorkommen, als sie unserem Auge erschienen sind. Wie es bei den Finnen der Fall sein soll, so spricht auch der Magyar seine Sprache um eine Octav höher als wir; dadurch macht er sein Sprechen zu einer Art recitativen Gesanges und wenn er dazu die scharfe Accentuation und den Rhythmus des Anapäst oder des Dactylus hineinlegt, so hat sich all der Schrecken verloren, den unser Auge in der endlosen gleichtönigen Silbenreihe sehen wollte. Die scheinbare Monotonie ist zu einem gegliederten Silbentanz geworden, zu einer türkischen Musik mit Tambourinbegleitung, mit der wir uns sehr bald befreunden.

Bei uns gilt die italienische Sprache allgemein für eine schöne. Für das Auge nimmt sie sich auch in der That schön aus; sie zeigt eine Fülle von Vocalen und eine schöne Vertheilung ihrer Consonanten. Hört man sie dagegen sprechen, so verschwindet die Schönheit und für das Ohr bleibt nichts als ein endloses Gezisch und das Gefühl, der Sprechende müsse eine lahme Zunge haben. Wörter wie ceci e ciceri, cicisbeo, tiraturacciuolo kennt man im Ungarischen nicht. Der Italiener hat sie für das Auge schön genug präparirt; wollte man aber denselben Laut auf ungarische Weise schreiben, so würde alle Welt Zeter schreien über die Sprache, welche ein Wort wie csicsiszbeo in ihrem Schooße dulden könne. Und die Schlaffheit und Laxheit, mit der z. B. der Italiener das sexaginta der Lateiner zu seinem sessanta, das septem zu seinem sette, das octo zu seinem otto so zu sagen hat umkommen lassen, ist jedenfalls widerlicher als die Härten in der ungarischen Sprache, und wer diese Schlaffheit und Schwäche Weichheit taufen will, der sollte auch jene Härte Kraft und kerngesunde Natur nennen.

Eine Sprache ist um so entwickelter, je mehr man im Stande ist, darin seine Gedanken durch das Wort an sich, nicht durch die Betonung zu geben. Das Letztere ist z. B. ganz und gar bei den Thieren der Fall, welche ja nur einen oder wenige Laute, aber davon hundert verschiedene Betonungen und Variationen besitzen. Die Sprache der unentwickelten Völker soll an diese Thiersprache erinnern. In der Cochinchinasprache hat das Wort daï nicht weniger als dreiundzwanzig verschiedene Bedeutungen, die man nur durch verschiedene Betonung auseinanderhält. „Drei Damen geben dem Günstlinge des Fürsten eine Ohrfeige" heißt in derselben Sprache: ba bà bâ bá! — Wenn auch die ungarische Sprache bei weitem nicht an solcher Unbeholfenheit leidet, so finden wir doch bald, daß sie jenen Sprachen näher steht, als die westeuropäischen. Wir fragen und antworten: Sind Sie ein Ungar? — Jawohl. — Auf echt Ungarisch übersetzt erhalten wir: Magyar? — Magyar. — Der Ton, nicht das Wort muß hier reden. Es ist zwar auch möglich, ganz Wort für Wort zu sagen wie im Deutschen, allein das widerstrebt noch dem Geiste der Sprache, wenn auch nicht der Grammatik.

Diejenigen Wörter, welche man am häufigsten gebraucht, liegen unseren Gedanken am nächsten, und wir können sie deshalb am leichtesten ergänzen. Eine Sprache, welche zuerst das Nöthigste zum Austausch der Gedanken bilden muß, welche Wörter schafft zur Bezeichnung solcher Begriffe, die unseren Gedanken am fernsten liegen, und die deshalb nicht durch eine Betonung und dergleichen können ersetzt werden, eine solche auf niederer Ausbildungsstufe stehende Sprache

---

*) Wir achten die Magyaren sehr hoch, aber wir achten nicht jene Zwitterlinge, die von Haus aus einer andern Nationalität angehören, diese verleugnen, sich in Magyaronen travestiren und sogar den ehrlichen Namen ihrer Aeltern magyarisiren. A.

**) Das erklärt sich sehr leicht. Die Magyaren sind ein an Zahl geringer Volksstamm, und da derselbe keine große Culturbewegung hatte und sich lediglich receptiv verhielt, so lag gar kein Beweggrund vor, sich (von einigen Gelehrten abgesehen) um eine Sprache zu kümmern, die man im Magyarenlande selber zurücksetzte. A.

wird, so scheint es uns, für diejenigen Begriffe, welche immer wiederkehren und deshalb unseren Gedanken nahe liegen, erst später eigene Wörter ausbilden. Diejenigen Zeitwörter, welche die gebräuchlichsten sind, stehen fast in den Grammatiken aller Sprachen als unregelmäßige verzeichnet — ob nicht vielleicht eben wegen ihres jüngern Taufscheins? — Die ungarische Sprache ist aber noch nicht einmal so weit, daß sie für alle diese Verbalbegriffe schon Zeitwörter, wenn auch unregelmäßige, besäße. Das Zeitwort „Sein“ freilich hat sie, natürlich unregelmäßig, aber sie weiß es noch nicht zu gebrauchen; im einfachen Satze steht es nur da, wo das Prädicat indeclinabel ist. Vielleicht könnte ein Philologe über das antediluvianische nincs, sincs u. s. w. (ist nicht, ist auch nicht) noch manche sprachphilosophische These aufstellen. Das Wort „Haben“ fehlt dem Ungarn gänzlich; er muß es umschreiben und sagt: „Mir ist mein Haus“, d. h. ich habe ein Haus. Für „Lassen“ und „Können“ hat er gleichfalls kein Wort, nur eine Silbe, die er an das Hauptzeitwort vor die Endung setzt. Z. B. Irok ich schreibe; irtatok ich lasse schreiben; irhatok ich kann schreiben; irhattatok ich kann schreiben lassen. Auch der Genitiv ist dem Ungarischen unbekannt.

Der Ungar setzt ferner da den Plural nicht, wo man ohnehin am Beiwort schon sehen kann, daß eine Mehrheit gemeint ist; er sagt deshalb nicht: Viele Gänse, zehn Häuser, sondern: Viel Gans, zehn Haus; denn die Wörter „viel“ und „zehn“ überzeugen den Leser oder Hörer ohnehin schon von der Pluralität der Gänse und Häuser. Der Plural ist im Ungarischen noch ein theurer Artikel, dessen man sich nur bedient, wenn es sein muß.

Wichtige geographische Entdeckungen in Südamerika.

Die Leser des „Globus“ werden sich wohl erinnern, daß wir seit Jahren den Forschungsreisen in Südamerika fortwährend unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Dort bleiben noch wichtige Probleme zu lösen; wir sind mit den hydrographischen Verhältnissen einer Region, die sechsmal größer ist als Deutschland, in vieler Beziehung noch im Unklaren, namentlich über den obern Lauf und die Quellen sehr bedeutender Zuflüsse des Amazonenstroms. Insbesondere war man bis in die jüngste Zeit nicht gewiß darüber, ob der Madre de Dios oder Mano, wie die Indianer ihn nennen, ein und derselbe Fluß mit dem Purus sei oder nicht.

Der erstere entsteht im östlichen Peru aus einer Anzahl von Berggewässern, die dem Gebirgsknoten von Vilcañota entströmen, in den Thälern von Paucartambo, d. h. dem Rasthause der Blumenwiese. Vom Gipfel der Cordillere von Acobamba sieht man, wie der Strom, einer ungeheuern Schlange vergleichbar, sich durch eine weitausgedehnte, bewaldete Ebene windet. Man meint, er sei jener Amarumayu, auf welchem die Krieger des Inka Yupanqui hinabfuhren, um die wilden Indianerstämme in der jetzt bolivianischen Landschaft Moxos zu unterwerfen.

Bildete er nun den obern Lauf des Purus? Darüber wußte man sowohl in Peru wie in Bolivia und Brasilien nichts. Dieser Fluß mündet in den Amazonas, nach Bates unter etwa 61° w. L., zwischen 3 und 4° s. Br., mit vier Armen*). Theils wußte, theils vermuthete man, daß er von dort stromauf bis auf etwa 30 deutsche Meilen von der wichtigen peruanischen Stadt Cuzco schiffbar sei und keine Stromschnellen oder andere die Schifffahrt hemmenden Hindernisse habe. Man meinte, er werde eben deshalb eine wichtige Fahrbahn werden, durch welche viele productenreiche Landschaften des Innern in bequeme Verbindung mit dem Amazonenstrom, also mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung treten könnten. Auch neuere Reisende, z. B. Markham**), waren fest überzeugt, daß der Madre de Dios nach seiner Vereinigung mit dem Ynambari den Purus bilden. „Madre de Dios, Marcapata und Ynambari sind die drei großen Quellen des Purus und die Nebenflüsse desselben bewässern die Provinz Caravaya“, die zum Theil aus kalten Hochebenen, zum Theil aus bewaldeten Thälern am Ostabhange des Gebirges besteht; sie liegt östlich von Cuzco.

Vor acht Jahren faßte ein junger Franzose, Ernst Grandidier, den Plan, eine Expedition auf dem Madre de Dios von da an, wo derselbe für Nachen schiffbar wird, zu unternehmen; er glaubte auf demselben bis in den Purus gelangen zu können und auf diesem bis in den Amazonenstrom. Als er in der Nähe der Stadt Paucartambo alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte und eben seine Fahrt beginnen wollte, brachen unter seinen indianischen Begleitern die Blattern aus, und die Expedition scheiterte. Ich habe diese Expedition und die geographischen Fragen, welche damit zusammenhängen, eingehend erörtert („Globus“ VI, S. 198 ff. 1864).

Es scheint als ob Grandidier's Buch*) in Rio de Janeiro beachtet worden sei. Von der brasilianischen Regierung erhielt Martino da Silva Coutinho den Auftrag, den Purus von der Mündung aus so weit hinauf als irgend möglich zu untersuchen; er fuhr 1863 mit einem Dampfer denselben 238 portugiesische Meilen aufwärts und untersuchte auch einen wichtigen Nebenfluß desselben, den Hiurná. Herr Karl von Koseritz, damals in Rio Grande und nun seit einigen Jahren in Porto Alegre wohnhaft, meldete mir das Ergebniß von Coutinho's Fahrt in einem Schreiben vom 15. November, und durch diesen Brief kam auch die erste Kunde von der Absicht der brasilianischen Regierung, den Amazonas für alle Handelsflaggen zu öffnen, nach Europa. (Siehe „Globus“ V, S. 287.) Coutinho's Fahrt veranlaßte dann den englischen Reisenden W. Chandleß, den Purus bis zur Quelle zu erforschen.

Ich habe das Obige vorausgeschickt, um den Lesern das Verständniß der nachstehenden Mittheilungen zu erleichtern; immerhin wird es aber nöthig sein, irgend eine Karte von Südamerika zur Hand zu nehmen.

Chandleß untersuchte auf einer zweiten Reise auch den Aquiry, einen wichtigen Nebenfluß des Purus, und erhielt als Anerkennung von Seiten der Geographischen Gesellschaft in London die goldene Preismedaille. Eine der jüngsten Versammlungen dieses Vereins gehört zu den interessantesten,

*) Nach der Map of the Amazons from its mouth to the frontier of Peru; in dem schon oft von uns angeführten und benutzten Werke: The Naturalist on the river Amazons. London 1864.

**) Zwei Reisen in Peru, von Clements R. Markham; deutsch, Leipzig 1865. S. 239 ff.

*) Voyage dans l'Amerique du Sud, Perou et Bolivie. Par E. Grandidier, Paris 1861.

welche je von derselben gehalten worden sind. Zuerst gab Chandleß im Zusammenhang eine Uebersicht seiner Forschungen. Da wir bisher im „Globus“ nur vereinzelte Mittheilungen darüber zu bringen im Stande waren, so wird es jetzt angemessen sein, den ganzen Zusammenhang zu schildern.

Die erste Erforschung fällt in die Jahre 1864 und 1865, die zweite in 1865 und 1866; auf der letztern handelte es sich besonders darum, den Aquiry zu erforschen. Von der Mündung an ist der Purus etwa 50 Miles aufwärts ein schöner, breiter Strom, theilweise so breit, daß er einen Wasserhorizont bildet. Dann aber beginnen die vielen Windungen, welche ihn so ungemein lang machen. Man wußte früher nichts von denselben und stellte irrige Vermuthungen auf; so verlegte z. B. Graf Castelnau einen der Zuflüsse unter 12° südl. Breite, also mehr als 8° vom Amazonas entfernt, während sich durch Chandleß herausgestellt hat, daß diese Mündung unter 7°48′, oder nur 4° vom Amazonas entfernt liegt.

Am Purus findet man nur sehr wenige Wohnorte; ein Brasilianer haust 250 Miles von der Mündung, und hat dort eine Pflanzung von Kautschukbäumen angelegt. Er klagte, daß die Affen alle Samenkörner in unreifem Zustande abfressen, so daß er dergleichen nur mit Mühe erhalten konnte. Die Indianerstämme sind, von unten nach oben, die Muras, welche spärlich und zerstreut auf einer Strecke von 250 bis 300 Miles wohnen; dann die Puru purus oder Pammarys, die allemal dicht am Ufer hausen; sie sind nicht kriegerisch. Das sind dagegen in hohem Grade die Hypurinas, deren einzelne Stämme mit einander unaufhörlich in Fehde liegen; sie haben eine Strecke von etwa 300 Miles inne, die Krümmungen nicht mitgerechnet. Die am weitesten stromabwärts wohnenden kommen dann und wann in Berührung mit weißen Menschen, die übrigen sind vollkommen wild. Dann folgt eine Strecke von etwa 100 Miles, auf welcher fast gar keine Menschen wohnen; nachher treten die Maneuteneurys auf, die schon eine Art von Civilisation haben; sie pflanzen Baumwolle, welche sie auch verspinnen und weben; als sie mit dem weißen Manne zusammentrafen, zeigten sie nicht, wie andere Indianer, Furcht vor demselben, sondern kamen ihm halbwegs entgegen. Es scheint als ob sie überland mit Sarayacu, der unseren Lesern wohlbekannten Mission am Ucayali, Verkehr unterhalten; sie hatten ihre eisernen Geräthschaften von den Peruanern am Ucayali bekommen, aber nicht direct, sondern durch Vermittelung anderer Stämme. Chandleß erfuhr, daß zwischen dem Purus und dem Ucayali ein Tragplatz sei, über welchen man einen Nachen binnen zwei Tagen bringen könne; wenn man dann den Ucayali hinabschiffe, erreiche man nach zehn Tagen Sarayacu.

(— Diese Erzählung ist gewiß falsch. Wenn man auf unsere Karten blickt, so wenig genau auch die Einzelnheiten auf denselben sein mögen, so findet man doch sofort, daß ein Tragplatz von zwei Tagereisen zwischen jenen beiden Flüssen, die durch einen Raum von vier oder fünf und mehr Längengraden getrennt sind, ein Ding der Unmöglichkeit sei; auch finde ich in dem vor mir liegenden Bericht über die Sitzung hinzugefügt: Mr. Chandless was unable to verify the fact. —)

Oberhalb der Maneuteneurys, die nicht nackt waren, sondern bekleidet gingen, findet man die Canamarys; zu diesen war nie zuvor ein Reisender vom Amazonenstrom her gekommen. Sie benahmen sich ehrlich und freundlich, leben auch mit ihren Nachbaren im Frieden. Dann wieder eine weite unbewohnte Strecke bis in die Nähe der Quellgegend, wo Chandleß Indianer fand, welche nie mit civilisirten Leuten in unmittelbarer oder auch nur mittelbarer Verbindung gestanden hatten, kein Eisen kannten und nur Steingeräthschaften hatten, von denen der Reisende mehrere nach Europa mitgebracht hat.

Der Purus fließt beinahe auf seiner ganzen Länge durch eine Alluvialebene und hin und wieder zwischen Thonklippen, dergleichen man auch am Amazonas sieht. Der Aquiry seinerseits strömt durch das, was die Portugiesen als terra firma bezeichnen, das aber auch, wie die Region am Amazonas und Purus, dicht mit Wald bestanden ist. An diesem Flusse fand der Reisende fossile Knochen; Agassiz, der sie gesehen und untersucht hat, hält sie für Knochen vom Mesosaurus. Die Thiere am Aquiry waren sehr zahm, die Wasserschweine (Capibaras) ungemein zahlreich; am Purus kamen der grüne Ibis und der Fasanenreiher dem Fahrzeuge bis auf ein paar Schritt nahe. Der Hokko tritt in ganzen man kann wohl sagen Herden auf.

Am untern Laufe des Aquiry wohnen die Hypurinas, weiter aufwärts die Capetscheues, welche keine Nachen haben, sondern Flöße aus Gras und Binsen verfertigen. Die ersten 300 Miles waren ohne alle Schwierigkeit zu befahren, selbst bei niedrigem Wasserstande, und Chandleß glaubt, daß Dampfer bis zum 11. Grad südlicher Breite gelangen können. Diese Fahrbahn kann künftig einmal von Wichtigkeit für die peruanische Provinz Caravaya werden; der Aquiry scheint geradeswegs vom Madre de Dios herzukommen, „war aber nicht so mächtig, daß man annehmen könnte, er sei jener unnahbare Fluß“. Oberhalb des 11. Grades südlicher Breite macht er eine Biegung von Westen her und wird breiter und seichter, so daß man nun den Nachen oftmals über Untiefen ziehen mußte. Endlich war mit dem Fahrzeuge nicht mehr weiter zu kommen, weil der Fluß durch ein wahres Netzwerk von Baumstämmen völlig versperrt war. Chandleß mußte sein größeres Fahrzeug zurücklassen, er fuhr aber auf einer Montaria, d. h. einem kleinern Kahne, noch eine Strecke weiter aufwärts und kehrte dann um, weil noch trockene Jahreszeit und das Wasser zu seicht war.

Da wo unter 11 Grad südlicher Breite der Aquiry von Osten her eine Biegung nach Norden macht, ging Chandleß landein in südlicher Richtung, um wo möglich irgend einen Fluß zu erreichen, welcher dem Becken des Madre de Dios angehört. Zunächst war auf einer Strecke von 4 Miles der Wald noch derart, daß man in demselben leidlich fortkommen konnte, dann wurde er aber undurchdringlich und man mußte mit dem Beil einen Pfad bahnen. Nach Verlauf einer Woche kehrte der Reisende um, weil die Lebensmittel ihm ausgingen. Etwa 4 oder 5 Miles vom Aquiry kam er über eine Kette niedriger Anhöhen und jenseits derselben an eine Reihenfolge kleiner Gewässer, die ihre Richtung nach Osten nahmen. Chandleß schloß seinen Vortrag, nachdem er seine Meinung dahin ausgesprochen hatte, daß der Madre de Dios in den Beni falle etwa zwischen 11 und 11½ Grad südlicher Breite.

An diese wichtigen Mittheilungen schloß sich ein anderer eben so interessanter Vortrag, dessen Inhalt nicht minder bedeutend war, nämlich das „Tagebuch einer Expedition zur Erforschung der Flußläufe des Gavan und des Ayapata in der peruanischen Provinz Caravaya, von Don Antonio Raymondi“ *).

---

*) In meinem oben erwähnten Aufsatz über den Madre de Dios und Purus („Globus“ VI, S. 199) schrieb ich: „Es ist allerdings bekannt, daß alle Karten über Peru sehr ungenau sind, und Herr Richard von Dürrfeld aus Dresden, der eine Reihe von Jahren dort lebte und im Mai 1864 zurückkam, hat mir in dieser Beziehung merkwürdige Beispiele erzählt. Er ist aber der festen Ueberzeugung, daß wir durch Raymondi's unablässige Bemühungen, die schon seit sieben Jahren ohne Unterbrechung fortgesetzt worden sind, über viele bisher unsichere Punkte genaue und zuverlässige Angaben erhalten werden.“ Der Text

Die Reise fällt in das Jahr 1864. Es kam darauf an, den Lauf beider Flüsse von ihrem Ursprung in der Cordillere bis zu ihrer Vereinigung mit dem Ynambari zu erforschen. Die Provinz Caravaya wird von N.N.W. nach S.S.O. von der großen Kette der östlichen Cordillere durchzogen; ein schmaler Streifen an der Ostgrenze besteht aus schneebedeckten Bergen und Ketten und einem hohen Tafellande, das nach Süden hin abdacht. Der übrige Theil der Provinz liegt ostwärts von den Andes und besteht aus einer Reihe von Bergketten, zwischen welchen Flüsse laufen; diese Ketten sind Abzweigungen der großen Hauptkette und verlaufen allmälig in die große Ebene des Amazonasgebietes. Sie sind bewaldet und hier wächst die beste Sorte der Fieberrinde (— Chinchona, welche auch Markham von dort holte, um sie nach Ostindien zu verpflanzen —).

Man hatte bisher in Peru allgemein angenommen, daß sowohl die Flüsse der Provinz Caravaya wie jene, welche weiter nach Nordwesten hin von den Andes von Cuzco kommen, als Quellwasser des Purus zu betrachten seien. Diese Meinung war irrig; Chandleß hat, wie oben gezeigt wurde, ermittelt, daß die Quellen des Purus und des Aquiry nicht in der Cordillere, sondern von dieser entfernt, in Wäldern liegen. Raymondi's Mittheilungen ergeben nun auch ein wichtiges Resultat: jene Flüsse, die aus Caravaya und aus den Andes von Cuzco kommen, strömen in den Beni, einen der Hauptzuflüsse des Mamoré, also in den Madeira.

Diese Entdeckung verdanken wir dem Don Faustino Maldonado (— ich habe desselben schon früher erwähnt, „Globus" VI, S. 202; er hatte vorher den Ucayali erforscht und war Herrn Grandidier mit Rath und That behülflich —), der aus Tarapoto gebürtig war. Am 5. Februar 1861 fuhr er in einem Nachen, nur von sieben Männern begleitet, den Tono hinab, von der Stelle an, wo derselbe sich mit dem Pina-pina vereinigt. Beide fließen, östlich von Cuzco, durch die Wälder von Paucartambo und bilden den Madre de Dios oder Amaru mayu. Dieser nun galt (wie schon weiter oben bemerkt wurde) nach seiner Verbindung mit dem Ynambari, der aus Caravaya kommt, für den Hauptarm des Purus. Maldonado fuhr den Madre de Dios hinab, kam an der Einmündung mancher Nebenflüsse vorüber, hielt sich zumeist am rechten Ufer und erreichte dann eine Stromschnelle, an welcher er seinen Nachen ausbesserte. Bald nachher gelangte er dann in den Beni-Mamoré und fand dort die ganz wilden Caripuna-Indianer. Am 18. schlug das Canoe in einer Stromschnelle, dem sogenannten Höllenkessel (calderaõ do infierno), um, und dabei ertrank Maldonado sammt dreien seiner Gefährten. Die vier Ueberlebenden fuhren den Mamoré und weiter den ganzen Madeira hinab bis nach Borba und gelangten dann in den Amazonenstrom. Von den brasilianischen Behörden in Barra do Rio Negro (Manaos) erhielten sie ein Document, welches bezeugte, daß sie auf dem Madeira herabgekommen seien, und gingen dann nach ihrem Geburtsorte Tarapoto zurück, der am Huallaga liegt; sie fuhren nämlich im Anfang 1862 den Ucayali aufwärts, gingen nach Cuzco und wiesen dort ihr Document vor. Maldonado kannte die Namen der Flüsse nicht, auf welchen er in seinem kleinen Nachen fuhr; wir wissen aber durch den nordamerikanischen Lieutenant Gibbon, daß der Beni der einzige große Zufluß des Madeira auf derjenigen Strecke seines Laufes ist, wo man Caripunas trifft. Raymondi folgert also, daß der vereinigte Ynambari-Madre de Dios in den Beni fließe und daß Maldonado von diesem aus in den Madeira gelangt sei. Ohnehin stimmt der Bericht jener vier Männer über die Mündung des Beni mit denen des Herrn Palacios überein, welcher einige Jahre früher im Auftrage der bolivianischen Regierung einen Theil des Beni untersucht hatte. Also: die aus den cuzceñischen Andes und aus Caravaya kommenden Flüsse sind die Quellgewässer nicht des Purus, sondern des Beni.

Raymondi nun erforschte die beiden Flüsse von Caravaya, welche am weitesten nach Westen liegen, den San Gavan und den Ayapata, von ihren Quellen in den Andes bis zu ihrer Vereinigung mit dem Ynambari, sodann den Theil des letztern, welcher zwischen den Mündungen jener beiden Flüsse liegt.

Die Dörfer von Caravaya liegen da, wo die Waldregion beginnt, in tiefen Schluchten, welche von Bächen durchströmt werden, in 6000 bis 8000 Fuß Meereshöhe. Raymondi besuchte die Dörfer Ituata, Ayapata und Ollachea; er fand das Klima recht angenehm aber manchmal nebelig. In den Morgenstunden sind die höheren Gegenden von Nebel frei, während weiter unterhalb die warmen Wälder mit einem dichten Schleier überzogen sind, der, von oben herab gesehen, einem Oceane gleicht. Dann werden die oberen Regionen von der Sonne beschienen, werden warm, ein Luftstrom zieht von den Wäldern nach aufwärts und treibt dichte Nebelmassen vor sich her.

Nachdem Raymondi alle Quellflüsse des Ayapata und San Gavan untersucht hatte, zog er in den Thälern von Ollachea und San Gavan hinab. Der Rio San Gavan strömt durch eine so enge Schlucht, daß an manchen Stellen zwischen Fels und Wasser nicht einmal für einen Pfad Raum ist. Zuletzt war die Schlucht nicht weiter zu passiren und Raymondi mußte auf einem andern Wege über waldbedeckte Berge zum San Gavan zurückkehren. Die Landschaft ist in der Gegend, wo die Wälder beginnen, ungemein majestätisch und großartig. Das ungeheure grüne Panorama zeigt an manchen Stellen die wie Silber schimmernden Flußläufe, vorausgesetzt, daß der Nebel verschwunden ist. Der Wanderer stieg hinab in diese mit Nebel bedeckten Wälder bis zum Landgute San José de Bellavista am San Gavan. Dort befindet sich der äußerste Vorposten der Civilisation, wo ein unternehmender Peruaner Zucker, Ananas, Kaffee, Kakao und Mais bauet; auch brennt er Zuckerbranntwein. Das Gut liegt etwa in 2400 Fuß Meereshöhe, hart an der Grenze der wilden Indianerstämme, welche man mit dem Gesammtnamen Chunchos bezeichnet. (— Es giebt keinen einzelnen Stamm, der so hieße; man findet aber die irrige Bezeichnung in vielen Büchern, deshalb mache ich hier darauf aufmerksam. —)

Am 7. September verließ Raymondi San Jose und ging, auf vierzehn Tage mit Lebensmitteln versehen und von einigen wenigen Indianern begleitet, in die zuvor von keinem weißen Manne betretenen Wälder. Die Wanderung war ganz ungemein beschwerlich; man mußte mit Beilen und Haumessern einen Pfad bahnen; an Seilen, die aus Lianen bestanden, steile Felsen auf- und abklettern und konnte an mehr als einem Tage kaum eine spanische Meile vorwärts kommen. Aber Raymondi gelangte doch an den Ynambari da, wo derselbe 200 Schritt breit war; er liegt dort, wo der San Gavan in ihn mündet, 1570 Fuß über dem Meer. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er eine kleine Strecke weiter unterhalb bereits schiffbar, denn die Hügel werden niedriger und fallen bald ganz in die Ebene ab. Zwischen jenem Punkt und der Einmündung des Madre de Dios beträgt das Ge-

---

oben beweist, daß diese Ansicht sich bestätigt hat. Herr Raymondi ist, wie ich jetzt von Herrn von Dürrfeld, der mit ihm befreundet ist, erfahren, ein Italiener aus Mailand und Professor an der Universität Lima.

fäll weniger als 8 Fuß auf die Legua. Raymondi verfolgte dann den Lauf des Ynambari stromaufwärts bis dahin, wo der Ayapata einmündet, eine Strecke von 12 geographischen Meilen, ging dann diesen letztern aufwärts, fand in den dichten Wäldern große Schwierigkeiten, mußte viele Gefließe durchwaten, an gefährlichen Abgründen sich Bahn brechen und litt während der letzten Tage förmlich Hunger. Aber seine Mühe wurde durch die Ergebnisse reichlich belohnt. Raymondi konnte den Lauf zweier wichtiger Zuflüsse des Ynambari und einen Theil dieses letztern selbst verzeichnen; er bestimmte die Lage mancher Dörfer in Caravaya genauer; er ermittelte, daß der San Gavan und Ayapata direct in den Ynambari münden; daß sie beide einen unabhängigen Lauf haben und auch nicht mit dem Marcapata in Verbindung stehen. Er stellte auf jedem Lagerplatze meteorologische Beobachtungen an und giebt manche neue Berichte über die geographische Vertheilung der Pflanzen in Bezug auf die Erhebung über dem Meere in einer botanisch so wichtigen Region.

An der Erörterung, welche nach dem Vortrage jener beiden Mittheilungen in der Londoner Geographischen Gesellschaft stattfand, betheiligten sich Männer, die Südamerika aus eigener Anschauung kannten, und sie gewann dadurch ein spannendes Interesse. Um noch einmal auf Chandleß zurückzukommen, so hat derselbe durchaus auf eigene Kosten weite Reisen gemacht. Er durchzog Nordamerika und verweilte längere Zeit bei den Mormonen am Salzsee; wanderte dann in Südamerika vom Paraguay bis zum Amazonas und fuhr den Tapajoz abwärts. Dann verwandte er zwei Jahre auf die Erforschung des Purus, den er 1800 Miles weit hinaufgekommen ist.

Clements Markham gab eine Uebersicht der Entdeckungen im Gebiete des Amazonas und hob hervor, daß, wissenschaftlich genommen, der Purus bis 1864 so gut wie unbekannt gewesen sei. Er, Markham, habe früher den allgemeinen Irrthum über die Quellflüsse desselben getheilt (siehe oben); jetzt wisse man das Richtige, daß nämlich weder der Purus noch irgend einer seiner Zuflüsse aus den Andes kommen, sondern aus den Wäldern der großen Amazonasebene. Nicht minder wichtig sei Maldonado's Entdeckung; man habe in Cuzco, wo Markham längere Zeit verweilte, den Tono für den Quellfluß des Purus gehalten. Als er vor 13 Jahren in jener alten Hauptstadt der Inkas sich aufgehalten, habe ein alter italienischer Missionair, Pater Bovo de Revello, eine Schrift „über die glänzende Zukunft Cuzcos" veröffentlicht, in welcher er darzuthun suchte, daß Cuzco vermittelst der Schifffahrt auf dem Purus dem alten Europa um ein paar Tausend Meilen näher gerückt werde, als die neue Hauptstadt Lima. Es sei immerhin möglich, daß dieser Traum sich verwirkliche, man werde aber wohl die Hauptverkehrsbahn vermittelst des Madeira und Beni suchen müssen oder möglicherweise vermittelst des Aquiry, nicht des Purus. (— Markham vergißt, daß der Madeira der vielen Stromschnellen wegen in seinem mittlern Laufe der Schifffahrt Hindernisse in den Weg legt, welche selbst von Indianerschiffen nur bei Hochwasser passirt werden können. —)

Ein vortrefflicher Amerikanolog, der Belgier Bollaert, dessen archäologische Forschungen über Südamerika von großem Belange sind, theilte mit, daß sein Freund Raymondi ihm geschrieben habe, er wolle in derselben Gegend seine Forschungen fortsetzen. Bates, den unsere Leser kennen, gab eine lebendige Schilderung der Waldregion des Amazonas. Wir gehen darauf nicht näher ein, weil wir den Gegenstand vor wenigen Monaten schon erörtert haben. Er fragte aber, ganz richtig, wie der Madeira eine Fahrbahn bis nach Südpern bilden könne? Allerdings sei derselbe ein stattlicher, gewaltiger Strom. Aber bevor er den Amazonas erreicht, fließt er durch eine Hügelkette, welche die Westgrenze des brasilianischen Hochlandes bildet, und in dieser ist die Schifffahrt durch Stromschnellen unterbrochen; nur bei Hochwasser und auch dann nur mit großer Mühe können Nachen dort aufwärts gelangen. Alle anderen vom Süden her in den Amazonas strömenden Gewässer haben einen zu kurzen Lauf, um Peru zu erreichen; der längste von ihnen, der Ucayali, geht auch nicht bis Caravaya hinauf.

R. Wallace, welcher vorzugsweise einige große, von Norden her in den Amazonas mündenden Flüsse, z. B. den Rio Negro, erforscht hat, wies darauf hin, daß zwischen den nördlichen und den südlichen Zuflüssen ein Parallelismus vorhanden sei, namentlich zwischen dem Purus und dem Uaupes (— der von W.N.W. her in den Rio Negro fließt —) und welchen er hinaufgefahren sei. Es stelle sich die merkwürdige Thatsache heraus, daß ein weit ausgedehnter Landstrich, der im Norden wie im Süden unmittelbar am Fuße der Andes liege, nicht einen Tropfen Wassers von diesen Gebirgen erhalte. Im Süden des Amazonas liege ein großer dreieckiger Raum, der fast 10,000 deutsche Geviertmeilen einnehme, zwischen dem Madeira und dem Ucayali, unmittelbar unterhalb der Andes, und doch kommen jene Ströme nicht von oder aus den letzteren. Genau so verhalte es sich auch im Norden des Amazonas, wo der Japura und die Flüsse östlich von demselben in den großen Waldebenen endigen und nicht bis an die Andes hinanreichen. Er sei den Uaupes weit genug hinaufgekommen, um diesen Umstand constatiren zu dürfen. Zwar bis an die Quelle selber habe er nicht gelangen können, habe aber eine Höhe bei einem Katarakt erstiegen und sich dort überzeugt, daß der Uaupes weiter aufwärts sehr breit und ein langsam fließendes, schwarzes Wasser sei; dort habe er vernommen, daß er zehn Tagereisen aufwärts das ganze Jahr hindurch so bleibe. Daraus könne man mit Sicherheit annehmen, daß er aus den Gebirgen kein Wasser erhalte. Es würde interessant sein, genau zu erforschen, worin die Ursache liegt, daß jene ungeheuer ausgedehnten Ebenen im Norden wie im Süden des Riesenstromes nicht in Wasserverbindung mit den Andes stehen; wahrscheinlich liegt der Grund in der Bodengestaltung; es werden Bodenerhebungen am Fuße des Gebirges hinlaufen, welche aber von dem letztern getrennt sind; deshalb fließt das Wasser nach Norden und nach Süden ab, bis es einen der großen Flüsse erreicht.

Chandleß bemerkte, daß er am Amazonas bis 1010, am Purus bis 1088 Fuß über dem Meere gekommen sei; der höchste Hügel erhob sich etwa 250 Fuß über den Spiegel des Flusses. Er habe an diesem acht Indianerstämme getroffen und glaube, daß jeder derselben auch eine verschiedene Sprache rede. Kautschukbäume seien am Purus in sehr großer Menge vorhanden.

A.

Die Härings- und Brislingsfischerei an der Küste Norwegens.

Von **Dr. Mehwald.**

I.

Daß der Malstrom oder Golfstrom im Norden Europas der Segen und Erhalter Norwegens — theils unmittelbar, theils mittelbar — ist, habe ich zwar früher schon anderweitig nachgewiesen, glaube aber durch specielle Behandlung des Themas in fronte diese Behauptung bis zur Evidenz erweisen zu können. —

Die Saga, welche bis zum sechsten, nach Anderen bis zum vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung oder noch weiter, besser aber noch die nordische Geschichte, welche bis zum achten Jahrhundert zurückreicht, besagt, daß Norwegen vom Norden aus bevölkert wurde; daß sich die Bevölkerung längs der Küsten ausbreitete und fast ausschließlich von Fischen lebte. Nach allen Berichten waren Häringe, Dorsche und Lachse die drei Fischgeschlechter, von denen sich ein großer, wo nicht der größte Theil aller Bewohner Norwegens hauptsächlich nährte und — bis auf diesen Tag nährt.

In der neuern Zeit, wo auch das südliche Ausland begann, „norwegisches Brot" zu genießen, d. h. wo die Fische Handelsgegenstand wurden, erhob sich die Fischgattung clupea harengus, d. h. der Häring, zum wichtigsten Fischgeschlecht an den norwegischen Küsten, während früher Lachs und Dorsch obenan standen.

Ueber den Häring, dessen Natur, Formenreichthum, Lebensweise und Fortpflanzung sind noch so viele Märchen verbreitet, daß zu fürchten steht, es dürfte Manchem eine liebgewordene Illusion zerstört werden, wenn hier das, was nordische Naturforscher, Fischbeobachter und verständige Fischer über denselben Thatsächliches geschrieben und gelehrt haben, mitgetheilt wird *).

Auf dem Festlande glaubt man ziemlich allgemein, der Häring wohne im Eismeer um den Nordpol, ziehe im Frühlinge jeden Jahres an den grönländisch-amerikanischen Küsten bis ins Atlantische Meer, laiche dort und gehe dann an den europäischen Küsten wieder hinauf in seine alte Heimath. An diesem Glauben ist aber kein glaubhaftes Wort; denn schon des Härings Persönlichkeit macht diesen Glauben unglaublich.

Wer große Reisen gemacht, weiß, daß zu großen Reisen auch große Reisemittel gehören. Wenn nun auch der Häring auf seinen vermeintlichen Weltreisen gerade nicht viel übersetzte Wirthshausrechnungen zu bezahlen haben würde, so müßte er doch auf seiner Tour vom Pol zum Aequator so verschiedene Hitze- und Kältegrade aushalten, daß immer schon ein sehr starker Körper und eine zähe Lebenskraft dazu gehören würden, diese Hitze- und Kältewechsel zu ertragen. Nun hat dieser kleine Fisch aber eine so geringe Lebenskraft, daß er, so wie man ihn aus dem Wasser zieht, sofort unerweckbar todt ist, weil er sein Element auch nicht auf die kürzeste Zeit entbehren kann. Deshalb sagen auch die Engländer: „todt wie ein Häring", wenn sie unser deutsches Wort: „mausetodt" wiedergeben wollen.

Ferner hat er ein so weiches Fleisch, so feine Knochen, so zarten Körperbau und so schwache Segelwerkzeuge, nämlich Flossen, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, die ihm angedichteten Weltmeerreisen machen zu können. Wollte er aber eigensinnig ins Eismeer gehen, wo nur Ungeheuer leben können, so würde er zum Kettenhunde in die Hütte kriechen (wie die deutsche Redensart sagt) müssen; denn dort leben seine Todfeinde — die Wale (norwegisch: Hvale) — welche sein Geschlecht bald deciminen würden; wohingegen es den Walfischen unmöglich ist, auf den unendlich tiefen Grund des Nordseebeckens zu tauchen, weil die Lunge dieser Thiere dies nicht aushält.

Nein! Die Natur ist gütiger gegen den zarten Häring gewesen und hat ihm nicht nur eine jederzeit gut besetzte Speisetafel gegeben, sondern ihm auch das Vergnügen gemacht, alle Jahre nach Zurücklegung einer kleinen Spaziertour seine Heimath wiedersehen zu können.

Wie nämlich Professor Munch's Karte von Norwegen (zwei Blatt, für das südliche und nördliche Norwegen) deutlich zeigt, und Jeder, welcher, wie der Verfasser dieses mehrmals gethan, den sogenannten Scheerhof umfährt, sehen kann, ist dieses Land mit einem Inselwalde umgeben, welcher sich außerhalb der sichtbaren Holme in unterseeischen Felspartien, Bänken, Riffen und dergleichen fünf bis funfzehn Meilen weit außerhalb der festen Küsten ausbreitet, dann plötzlich abfällt und in bodenlose Tiefe verschwindet. Diese Tiefe bildet in der Nordsee ein vollständiges Becken, und in diesem Becken liegen den größten Theil des Jahres die Häringsberge und nähren sich von den daselbst in Haufen lagernden Crustaceen, fern von Witterungschicanen, Walfischrachen, Wogenschlag und Weltunruhe. Dieses Nordseebecken steht mit den zahlreichen Fjords (Föhrden) an der norwegischen Küste in tausendfacher Verbindung. Wie nämlich aus den trocknen Gebirgen Norwegens zahllose Thäler, Schluchten und Rinnen ins Meer hinabführen, so setzt sich dieselbe Formation unter der Meeresoberfläche bis zum Becken fort, und somit fehlt es den Häringen nicht an Straßen von ihrer Heimath bis nach Norwegen. Zu gleicher Zeit sind diese unterseeischen Schluchten Speisecanäle für die Häringe, weil ihnen durch dieselben die nahrhaften Niederschläge aus den vielen ins Meer fallenden Strömen und Flüssen zugeführt werden. Die Crustaceen — die Hauptnahrung der Häringe — finden sich aber deshalb in so großer Masse in dem gedachten Meerbecken, weil die Ruhe und die Wärme (Golfstrom) auf dem Seegrunde ihrer Lebensweise und Fortpflanzung vorzüglich zusagt. Diese Ruhe und Wasserwärme dient auch den Häringen.

Später soll gezeigt werden, daß auch manche andere Fischarten den Malstrom aus vielfachen Gründen suchen und bei der für das Laichgeschäft besonders günstigen Umgebung Norwegens dieses Land zum fischreichsten auf der Erde machen, selbst Neufundland und die Doggersbank nicht ausgenommen.

Die Naturgeschichte kennt an zwanzig Arten Häringe; doch gehören die im Norden Europas vorkommenden, obschon sie sehr verschieden aussehen und auch verschiedene Zeit- und Ortsnamen tragen, alle zu einer Art Clupea harengus, und ihre verschiedenen Formen zeigen theils nur

---

*) Seit drei bis vier Jahren hat namentlich der Normann O. N. Löberg, welchem ich die meisten Notizen für mein obiges Thema verdanke, fleißig geforscht und sich Verdienste um die Hebung der norwegischen Fischereien erworben.

verschiedene Racen, wie wir dasselbe an den Pferden, Hunden, Hühnern, Lachsen und vielen anderen Thieren ebenfalls sehen; oder eine schlechte Lage auf dem Meeresgrunde, mangelnde Nahrung während der Ruhezeit, oder zu starke Pressung beim Auf- und Niedersteigen.

Wenn nämlich die Laichzeit kommt — welche aber bei verschiedenen Häringsformen verschieden ist —, dann erheben sich die Häringsberge aus dem Meeresbecken und gehen in unbeschreiblich dicken oder hohen Zügen oder Strömen gegen das Land, und zwar merkwürdigerweise an den norwegischen Küsten immer in dasjenige Fjord oder in diejenige Bucht, wo sie zum Leben erweckt worden und jung gewesen sind. Diese Erscheinung findet sich fast um die ganzen Nordseeränder, also im gemäßigten Klima und nicht im Eismeere.

Da Norwegen so glücklich ist, über zweitausend Meilen fortlaufende Küstenränder zu haben — ungerechnet die flachen Umgebungen der zahllosen Holme, Inseln, Felsen und Untiefen —, so finden die Häringe, obschon sie nur den südlichen und westlichen Theil der Küste besuchen, hinlänglich Räume, ihr Fortpflanzungsgeschäft ausführen, d. h. im flachen Wasser milchen und laichen zu können. Dieses Geschäft ist in der Regel von jedem Häringsindividuum in zwei bis drei Tagen abgemacht und nach dessen Beendigung kehrt der Häring wieder in sein Meeresbecken zurück, woher er gekommen. Die Eier, von denen ein einziges Weibchen bis siebzigtausend legt, entwickeln sich nach ganz kurzer Zeit, und dann ist das Meer innerhalb der Scheeren dergestalt mit Häringsbrut erfüllt, daß es aussieht, wie schwimmender Triebsand im Flusse. Die Jungen wachsen rasch, entfernen sich nach und nach von den Küsten und verschwinden endlich im nahen Meeresbecken. (Daß die Häringsjugend von den zahllosen Raubfischen fürchterlich decimirt wird, soll nur beiläufig bemerkt werden.) Sobald die jungen Häringe fortpflanzungsfähig sind, kommen sie zur bestimmten Zeit, um ihre Jugendheimath zu besuchen und an denselben Orten dasselbe zu thun, was ihre Eltern vor ihnen thaten.

Nun sollte man meinen, daß dieses Geschäft, da Geschlecht auf Geschlecht folgt, auch ununterbrochen fortgehen müsse, so lange Häringe im Nordseebecken seien. Dies war aber bisher nicht der Fall; vielmehr kennt die norwegische Fischereigeschichte theils Reihen von Jahren, theils einzelne Jahre, wo entweder auf allen, oder auf einzelnen norwegischen Fischereiplätzen kein Häring erschien. Das letzte Mal geschah dies 1807, wo sich an der ganzen norwegischen Küste kein Häring sehen ließ. Im nächsten Jahre 1808 erschien er dann wieder in denselben Massen und an denselben Plätzen wie früher.

Diese Erscheinung hat noch keine Erklärung gefunden; denn der Umstand: daß im gedachten Jahre über eine Million Tonnen Häringe zu Thran verbraucht und die Ueberbleibsel als Unrath ins Meer geschüttet worden, kann unmöglich diese Fische im Nordseebecken festgehalten haben. Wahrscheinlicher dürfte es meiner Meinung nach sein, daß vulcanische Veränderungen des Scheerengrundes die Häringe zwang, ihr Laichgeschäft an einer andern Nordseeküste auszuführen. Daß aber im Untergrunde Norwegens noch immer verborgene Gewalten rumoren, hat jüngst der Einsturz der großartigsten und merkwürdigsten Felsenklippe Norwegens — Hornelen auf Bremangerland — gezeigt. —

Vor dem funfzehnten Jahrhundert verstand man die Häringe bloß zu räuchern oder in der Luft zu trocknen und dann aufzubewahren; mithin war die Fischerei nur eine Nahrungsquelle für die Bewohner der langgestreckten, vielgezackten, meist unfruchtbaren Küsten, aber keine Einnahmequelle für das ganze Land. Erst 1416 erfand Wilhelm Beukelszoon zu Biervliet in Flandern das Einsalzen und Einpökeln und von dieser Zeit an ist der Häring zum Hauptfisch aller Seefischereien geworden. Deshalb ließ Karl V. dem ersten Häringssalzer ein Denkmal errichten; die Welt aber verewigte seinen Namen in den Worten Bykling, Beukling, Bücking und Pökling. —

Merkwürdig ist's, daß die verschiedenen Racen der Häringe an den verschiedenen Küsten der Nordsee auch verschiedene Fortpflanzungszeiten haben, daher zu verschiedenen Zeiten auf die Milch- und Laichplätze kommen. In Norwegen kommt der Vaarhild, d. h. Frühlingsfisch, von Mitte Januar bis Mitte März jeden Jahres ans Land, und zwar nur an die Süd- und Westküste von Lindesnäs bis zum Vorgebirge Stadt. Dagegen kommt der sogenannte Sommerhäring von Stadt bis an die lappischen Küsten zum Laichen. Der sogenannte Straalhäring — eine kleinere Race — wird das ganze Jahr gefangen, weil er nicht in die Meertiefe geht, sondern ein Scheerenfisch — wie man in Norwegen sagt — ist.

Da sich der Fang zu einer der wichtigsten Beschäftigungen der Norweger aufgeschwungen hat, so darf es nicht wundern, wenn im Beginn eines jeden Jahres Alles den Häringszügen und -Bergen mit Sehnsucht entgegensieht und so zu sagen wochenlang auf der Lauer steht. Außer den die ganze Küste verbindenden Telegraphen hat man in den weit ins Land gehenden Fjorden besondere Häringstelegraphen, durch welche die Fischer sogleich, wenn sich der Häring der Fjordmündung nähert, benachrichtigt werden. Denn man kann die Häringsberge, wenn sie sich aus der Meerestiefe erheben, schon von Weitem gewahren, theils durch den Widerschein in der Luft, theils durch die Wasserhaut über den keilförmig schwimmenden Häringsbergen, theils durch die wolkenähnlichen Massen von Wasservögeln, welche über den Zügen schweben, theils durch die Menge von Walen in der Nähe der Küsten.

Wenn sich nämlich die Berge von Häringen, welche alle von demselben Naturtriebe gedrängt werden, aus der Tiefe erheben, so geschieht dies mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß sich die Fische gegenseitig die Bauchschuppen und die am Körper hängenden Schleimtheile und Unreinigkeiten abreiben, wodurch sich auf der Oberfläche des Meeres über den schwimmenden Bergen von Schuppen und Schmutz eine weit sichtbare Wasserhaut — welche der Norweger Bandskorpe nennt — bildet, und wodurch den spähenden Fischern die Züge verrathen werden.

Andere Verräther sind, wie vorhin gesagt, die Seevögel und Walfische. Erstere begleiten die Züge in wolkengroßen Schaaren und schnappen Alles weg, was sich an todten oder halbtodten Häringen auf der Oberfläche des Wassers zeigt; letztere erscheinen in Schaaren von Hunderten und treiben die Fische, von denen sie zahllose verzehren, mit aller Gewalt ans Land und in die Fjorde; es wirkt also Leidenschaft und Furcht der Häringe zugleich auf ihre beschleunigte Reise.

Was aber Raubfische, Wasservögel und alle Arten fischähnliche Säugethiere, wie Robben, Wale und dergleichen, nicht vertilgen konnten, das fällt zuletzt in die Schlingen der Fischer. Diese Schlingen haben eine bestimmte Weite, damit die junge Brut durchschlüpfen kann, beim Aufziehen der Netze dieselben nicht unnöthig schwer macht und beim spätern Auszählen hinderlich wird. Sämmtliche Netze sind dunkelgefärbt, damit sie den Häring nicht durch weiße Farbe schrecken. Dieses Färben ist eine Art Gerben; denn die Netze werden mit Erlen-, Birken- oder Fichtenrinde eben so behandelt, wie die Thierhaut vom Gerber.

Ein Boot mit vier bis fünf Mann Besatzung hat zwanzig bis fünfundzwanzig Netze, jedes zu zehn bis zwölf Klaftern Länge und hundertundfunfzig Maschen Tiefe. Diese Netze werden Abends ausgesetzt und früh eingezogen, und geben in der Regel pro Kahn funfzehn bis zwanzig und mehr Tonnen Häringe. Wenn die Wale sehr zahlreich sind und die Häringe tüchtig in die Buchten und Fjorde treiben, wird auch am Tage gefischt, denn dann gehen die Häringe blindlings ins Garn, weil sie die Wale über Alles fürchten.

Eine andere Fischerei geschieht mit Not oder Nut. Note sind sehr starke Netze von hundertundfunfzig Klaftern Länge und zwanzig Klaftern Tiefe. In der Regel hat jedes zur Notfischerei ausgerüstete Schiff eine Besatzung von dreißig Mann; drei große Note und ein kleineres Auswurfsnot nebst einer Masse Geräthschaften, und eine solche Ausrüstung kostet bis 3000 deutsche Thaler.

Die Notfischer beobachten sehr aufmerksam, in welche Buchten, Fjorde oder Sunde sich die Häringszüge begeben, ziehen hinter den Zügen ihre Note quer vor und schließen auf diese Weise die Häringe wie durch einen Zaun ein. Nachdem die Note auf dem Grunde und wo es angeht, am Lande gehörig befestigt sind, werden mit dem kleinern Auswurfsnot immer Partien von dem eingezäunten Häringsberge abgeschnitten, an das nächste Ufer gezogen und dort in Kähne verladen. Jeder solcher Zug bringt etwa sechshundert bis achthundert Tonnen Häringe und ist es nicht selten, daß ein solcher durch Note eingeschlossene Häringsberg bis dreißigtausend Tonnen Fische giebt. Jedoch kommt es auch vor, daß in den Fischereimonaten Januar, Februar und März furchtbare Nordstürme und Meeresströmungen entstehen und alle Netze, Garne und Note eines oder mehrerer Fischereidistricte derart zusammenwickeln, daß viele Leute auf den verworrenen Garnen herumgehen können ohne einzusinken. Natürlich ist's bei solchem Unglück mit der Fischerei in dem betreffenden Districte vorbei. —

Während der Frühlingsfischerei sind eine Menge Schiffe in Thätigkeit, um von den Fischern den Fang zu kaufen, in die Salzereien zu führen und dann weiter darüber zu verfügen. Diesen Fischkäufern werden die Häringe zugezählt, und zwar auf eine nur Norwegen eigene Weise. Es werden nämlich immer hundertundzwanzig — das sogenannte große Hundert — für hundert gezählt. Bei jedem Hundertundzwanzig werden zwei Häringe beiseite gelegt als Mark für ein großes Hundert. Am Ende werden bloß die Markhäringe gezählt, um die ganze abgelieferte Summe leicht zu berechnen. Diese Mark- oder Zahlhäringe bekommt der Aufkäufer nach alter Sitte geschenkt. —

In den letzten Jahren beschäftigte die norwegische Winter- oder Frühlings-Häringsfischerei nach amtlicher Zählung achthundert Aufkäuferschiffe mit über dreitausend Mann Besatzung; fünftausend Netz- und Noteboote mit achtundzwanzigtausend Mann Besatzung, und über dreitausend Sälzer, Halsabschneider und Böttcher — also unmittelbar auf den Fischereiplätzen über vierunddreißigtausend Menschen. Dazu kommen noch über sechstausend, welche als Handelsleute mit allerlei Bedürfnissen an den langen Fischereiküsten erschienen. Und alle diese Tausende von Menschen, welche jeden Winter an den Fischplätzen zusammenströmen, sind sich (nach Löberg's Versicherung) völlig selbst überlassen; ohne Polizei, ohne Beaufsichtigung, ja man kann sagen, ohne Gesetz; und dennoch geht Alles in bester Ordnung, obschon sich die Interessen von Tausenden kreuzen und die äußeren Verhältnisse nichts weniger als angenehm sind. Denn auf den langgestreckten, meist unwirthlichen Küsten giebt es wenig oder keine Häuser, höchstens hin und wieder eine Hütte, ein Zelt oder einen Bretterschuppen. Der arme Fischer ist daher genöthigt, meist durchnäßt, wie er ist, in seinem nassen Boote zu liegen, oder auf einem wüsten Holme in Sturm, Schnee und Regen die lange Nacht hindurch spazieren zu gehen. Selbst aber wenn er in der Nähe eine Hütte findet, wo er unter Dach kommen kann, muß er wegen Ueberfüllung stehend schlafen, wie alle seine Leidensgefährten, von denen sich Jeder auf seines Vormanns Schulter stützt. Die Ausdünstung Aller verursacht einen dicken Dampf, welcher sich an die Decke hängt und in großen Tropfen herabfällt. Dabei bleibt es merkwürdig, daß unter diesen traurigen Verhältnissen so Wenige während der Fischzeit erkranken und trotz der oft schrecklichen Witterung verhältnißmäßig nur wenige Menschen und Fahrzeuge verloren gehen. —

Eine Reise mit dem Postwagen in Mexico.

Die nachfolgenden Schilderungen entnehmen wir einer Correspondenz des „New York Herald"; sie ist datirt aus dem kaiserlichen Hauptquartier in Queretaro vom 19. Februar und durchaus geeignet, Alles zu bestätigen, was wir in unseren „Betrachtungen über Mexico" gesagt haben. —

Heute früh zog der Kaiser hier ein und bewerkstelligte seine Vereinigung mit der Division des Generals Mejia. Am 13. hatte er die Hauptstadt verlassen und einen kühnen Schritt gewagt. Miramon's Soldaten waren auf dem Rückzuge aus Zacatecas von Escobedo fast ganz vernichtet, und so blieben dem Kaiser nur die Truppen, welche Marquez in der Hauptstadt hatte, sodann 6000 Mann unter Mejia und die fliegende Colonne des Generals Mendez, etwa 1500 bis 2500 Mann. Der Kaiser brach mit kaum 3000 Mann von Mexico auf, zum größten Theil Leuten, die mit Gewalt in den Dienst gepreßt waren; etwa 750 waren Reiter. Die Generäle Marquez und Vidaurri begleiteten ihn. Die Straße war von mehreren Banden der Liberalen umschwärmt, und der Zug ging mehrmals durch Engpässe, welche eine Handvoll tapferer Leute gegen eine ganze Armee hätten vertheidigen können. Maximilian wurde gleich, nachdem er Mexico verlassen hatte, angegriffen.

In der Nacht vom 14. Februar verließ ich Mexico, um der kaiserlichen Armee zu folgen. Bei den Garitas, d. h. Wachthäusern in der Stadt selbst, wurde der Postwagen drei Viertelstunden lang angehalten; wir wurden genau untersucht und mußten die Pässe vorzeigen. Dann wurden einige Reiter vorausgeschickt, um die Straße für uns klar zu machen, aber kaum eine Stunde von Mexico fuhren wir mitten in ein Lager der Liberalen hinein. Im Dunkel der Nacht wurden wir von einer Reiterabtheilung eingeschlossen. Der Führer musterte uns alle und wir konnten weiter fahren. Gegen Tagesanbruch kamen wir wieder an ein Lager der Liberalen. Dort hingen die abgeschnittenen Telegraphendrähte schlaff an den Stangen. Man ließ auch hier uns ungehindert abfahren; wir trafen dann aber fast in jeder halben Stunde Streifcorps der Liberalen. Die kleine Stadt Cuautlan war in ihrer Gewalt, aber jenseits derselben standen wieder kaiserliche Vorposten.

Ein Offizier in einer buntgestreiften Decke und mit mehr Blei und Firlefanz behängt wie ein Kamantsche-Indianer, hielt uns an, fragte und gab dem Commandanten Rapporte. Eine Stunde nachher hieß man uns langsam weiter fahren und wir

kamen dann an den kaiserlichen Truppen vorbei, die in einer seltsamen Weise marschirten. Zuerst sahen wir ein paar Schock Häupter halbwilden Rindviehes, dann ein gut berittenes und gut bewaffnetes Regiment Lanziers, die sehr malerisch aussahen, aber mehr wie Picadores in einem Stiergefechte, denn als Soldaten auf dem Marsche. Nachher zwei Regimenter Fußvolk, die ihre Schuhe auf dem Rücken hängen hatten und barfuß gingen; ferner einige Frauen zu Pferde und sehr viele andere, die im kurzen Trott liefen, natürlich alles Indianerinnen und mit einer großen Schaar von Kindern. Endlich die Artillerie: ein 20pfünder, zwei 12pfünder, fünf 8pfünder und zwei Haubitzen. Jedes Geschütz wurde von 6 bis 8 Ochsen gezogen, die sich in jedem Bach und in jeder Pfütze eine Güte thaten, trotzdem die Treiber einen wahren Hagel von Steinen auf sie regnen ließen. Dann wieder Reiter und Fußvolk durch und hinter einander und ein Postwagen, der vor einigen Tagen von Queretaro abgegangen war und nach Mexico wollte, weiterhin die Generäle Marquez und Miramon und der Kaiser in blauer Husarenuniform, einen großen Strohhut auf dem Kopfe. Er ritt inmitten seiner Soldaten, welche er durch Wort und Beispiel ermunterte. Die Truppen übernachteten beim Dorfe San Francisco; sie durften nichts mit Gewalt fortnehmen und mußten Alles, was sie bekamen, prompt bezahlen; das war ausdrücklicher Befehl Maximilian's. Wir Passagiere schliefen, so gut es eben angehen wollte, in unserm Postwagen, bis Reveille geschlagen wurde.

Gegen Mittag wurde der Kaiser bei Coxalulpam von etwa 500 Mann Reiterei unter General Coser angegriffen; er setzte sich unerschrocken dem dichtesten Kugelregen aus und rief, als seine Umgebung ihn bat, er möge sich schonen: „Nein; hier bin ich Soldat und bleibe bei meinen Truppen." In dem unglücklichen Postwagen aus Queretaro, welcher wider den Willen seiner Passagiere die Rückreise mitmachen mußte, vermutheten die Liberalen den Kaiser und feuerten unablässig gegen denselben aus gezogenen Gewehren, aber mit runden Kugeln; so kam es, daß sie nicht gerade viel Unheil anrichteten. Marquez wollte die gefangenen Liberalen auf dem Fleck erschießen lassen, aber der Kaiser verbot es. Sie wurden jedoch, ohne daß Maximilian etwas davon erfuhr, trotzdem abgethan. In dem Postwagen von Queretaro saßen zwei Leute, die Pässe vom liberalen General Escobedo bei sich hatten, und der eine trug einen in Mexico zahlbaren Wechsel bei sich, der auf 7500 Dollars lautete. Marquez wollte beide erschießen, weil er behauptete, sie seien Spione der Liberalen, aber auch hier trat der Kaiser ins Mittel. Zwischen diesem und dem General scheint kein gutes Einvernehmen zu herrschen, denn einer hält sich vom andern so weit als möglich entfernt.

In San Juan del Rio veröffentlichte Maximilian eine Proclamation, in welcher er alles mögliche Gute verspricht. Er hebt die Tapferkeit und den Stolz hervor, die eines jeden Mexicaners angeborene Eigenschaften seien! Er ernennt den tapfern General Marquez zum Oberfeldherrn, den braven Miramon zum Befehlshaber der zweiten Heeresabtheilung, den unerschrockenen Mejia zu jenem der dritten Division, und hebt hervor, daß der patriotische General Vidaurri beim Organisiren der Truppen sich bethätigen wolle. (— Was nicht Alles aus Räuberhauptleuten werden kann! —)

Die Postkutsche eilte dann dem Heere voraus und traf unterwegs die Truppen des liberalen Obersten Coser, welche den eben erwähnten Angriff gegen den Kaiser gemacht hatten; weiterhin kamen sie mit den berüchtigten Guerilleros des Generals Carvajal zusammen. Dieser hat seit etwa 15 Jahren als Parteigänger eine Rolle gespielt. Er hat eine sehr dunkle Hautfarbe, trug einen zerlumpten blauen Rock und Pantoffeln und fragte den Postillon, ob derselbe „das Bewußte" von Mexico mitgebracht habe. Darauf übergab ihm dieser ein Visir für einen Zwölfpfünder. Wenn die Liberalen ihre vereinzelten Banden vereinigt hätten, so konnten sie den kaiserlichen Truppen unbedingt den Weg verlegen; aber es ist unmöglich, sie zu einem gemeinsamen Zweck unter denselben Hut zu bringen. Jeder kleine Häuptling will lieber in seiner eigenen kleinen Hölle herrschen, als in einem allgemeinen Himmel dienen. Solch ein General führt ein träges und doch ruheloses Leben, er sprengt auf seinem Gaule weit und breit im Land umher und erpreßt im Namen der liberalen Sache wo und was er kann. Solch ein Treiben sagt den Mexicanern ganz vorzüglich zu. Hätten diese Gesellen keinen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, so würden sie flugs gegen einander in Fehde liegen. Kein einziger von ihnen hat den aufrichtigen Wunsch, daß das Land zur Ruhe gelange.

Nun kamen wir in die Nähe von Queretaro, voll der Hoffnung, daß das Herannahen der kaiserlichen Truppen die zahlreichen Räuberbanden aus jener Gegend verscheucht haben werde. Als wir aber auf der Höhe des Berges waren, von welchem man einen Blick auf die Stadt hat, pfiffen die Kugeln um unsern Wagen und fünf bis an die Zähne bewaffnete Strolche geboten uns ein Halt. Solch ein mexicanischer Bandit hat nicht die Spur von Romantik an oder in sich. Unsere liebenswürdigen Guerilleros waren halb nackte, mit Lumpen und Strohhut bekleidete Kerle und natürlich barfuß; außer Flinte und Revolvern führte jeder noch ein großes Messer. Sie umstellten den Wagen, fluchten gotteslästerlich in der allerpöbelhaftesten Weise, zogen einen Passagier nach dem andern hervor und begannen dann mit Ausübung des patriotischen Handwerks, das heißt mit Plündern. Aber sie waren dabei feig und ich sah wie sie zitterten; aber Widerstand erschien nicht gerathen, weil Helfershelfer in der Nähe waren. Wir hatten im Wagen vier Frauen, einige Kinder, einen Spanier und einen alten Herrn; so war ich eigentlich der einzige Mann in kräftigem Alter und hatte es diesem Umstande zu verdanken, daß der allerschmutzigste und niederträchtigste der ganzen Bande mich seiner besondern Aufmerksamkeit für würdig hielt. Er plünderte mich rein aus. Ich bat ihn, mir einen Schlüssel zurückzugeben, der ja doch für ihn werthlos sei; als Antwort hielt er mir einen sechsläufigen Revolver unter die Nase. Das war natürlich für mich vollauf genügend. Diese biederen Cavaliere von der Heerstraße nahmen Alles, aber auch Alles. Als ich in Queretaro einfuhr, bestand meine Garderobe in ein Paar Strümpfen, Hose und Hemd auf dem Leibe; eine Blechbüchse mit Sardinen und ein Stück Windsorseife hatte ich gerettet, denn der Räuber, welcher sich dasselbe angesehen hatte, gab es mir zurück; für Seife ist bei diesen Gentlemen keine Nachfrage. Mir aber war das Stück von Werth, weil ich vier Goldstücke in demselben verborgen hatte, die mir nun sehr wohl zu statten kamen. Als die Plünderung vorbei war, befahl man uns niederzuknien. Ich entgegnete: Americano; no comprendo; alle anderen knieten nieder, ausgenommen der Spanier.

Durch uns erfuhr man in Queretaro, daß der Kaiser im Anzuge sei. Das erregte bei der zahlreichen indianischen Bevölkerung, welche dem Kaiser stets gewogen war, große Freude, und der Empfang war in der That so glänzend, als er unter den obwaltenden Umständen sein konnte.

Soweit der amerikanische Correspondent des „New York Herald". Wir fügen folgenden Bericht hinzu, welchen die „Times" von einem in Mexico verweilenden Engländer erhalten hat. Nachdem derselbe den Abzug der Franzosen geschildert, sagt er, daß Kaiser Maximilian 1866 die Generäle Marquez und Miramon aus der Verbannung zurückberufen habe. Es war dem englischen Ministerresidenten Scarlett also nicht mehr möglich, in Mexico zu bleiben. (— Der Grund liegt darin, daß beide Generäle oftmals englische Unterthanen beraubt und Silberconductas weggenommen haben, ohne daß sie dafür zur Verantwortung gezogen worden wären. Sie waren amtlich von Seiten der englischen Regierung als ganz gemeine Räuberhauptleute charakterisirt worden; als sie nun Factota des Kaisers wurden, brach man den diplomatischen Verkehr mit diesem ab. —)

Im Januar 1867 verbot der Führer der Republikaner, Juarez, allen Ausländern, Handel irgend welcher Art in Mexico zu treiben.

„In den ersten Tagen des Februars 1867 wurde der brasilianische Consul, ein englischer Unterthan, der als kaiserlicher Commissarius in Oaxaca fungirte, ganz in der Nähe der Stadt Mexico von einer juaristischen Bande aufgehoben, sofort vor ein sogenanntes Kriegsgericht gestellt und ehe zehn Minuten vergingen todtgeschossen. Ich höre, daß auch der nordamerikanische Consul in Mazatlan ermordet worden sei."

An vielen Stellen sind die Eisenbahnschienen aufgerissen, die Brücken verbrannt worden. Auf einzelnen Strecken gehen Züge, aber den Bahnbetrieb haben die Räuber in die Hand genommen. Nicht selten plündern sie alle Reisenden völlig aus.

Auch die gewöhnlichen Landstraßen sind in der Gewalt der Räuber, die häufig bis dicht vor die Thore der Stadt Mexico kommen. In der ersten Februarwoche drangen sie sogar in die Stadt ein und plünderten, keine dreihundert Schritt vom kaiserlichen Palast entfernt, den Postwagen aus.

Die kaiserliche Partei erhebt, wohin sie kommt, Zwangsanleihen. Der Compagnie der Real-del-Monte-Silbergruben sind jüngst 170,000 Dollars abverlangt worden.

Abscheulich ist die Art und Weise, in welcher Soldaten gepreßt werden; sie ist barbarisch und unnütz zugleich. Man raubt die Leute auf offener Straße; man dringt in die (zumeist europäischen Capitalisten gehörenden) Fabriken ein, schleppt die Arbeiter fort und steckt sie in Uniformen. Natürlich laufen sie bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder fort. Am 9. Februar wurden auf solche Weise in einer Baumwollenfabrik zu Puebla etwa drittehalbhundert Leute zu Soldaten gepreßt.

Am 3. März 1867 waren fast alle wichtigen Punkte des Landes für die Kaiserlichen verloren; all und jeder Handelsverkehr, groß oder klein, lag völlig danieder, und was die Zukunft, welche ohnehin schon so düster ist, bringen werde, kann Niemand sagen.

Die Bestechlichkeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die nordamerikanischen Blätter erheben bittere Klagen über immer noch wachsende Vertheuerung aller zum Leben unentbehrlichen Gegenstände. Die Papierwirthschaft, die bis ins Abgeschmackte und Exorbitante hinaufgeschraubten sogenannten Schutzzölle, der schwere Abgabendruck und die schamlose Corruption der Handwerkspolitiker machen sich in der „großen Musterrepublik" allzumal sehr empfindlich geltend. Es sind mehr als 1500 Millionen Dollars Papier im Umlaufe, das platterdings keinen innern Werth hat, und alle Verhältnisse sind so geschraubt, daß die Dinge endlich zum Bruche kommen müssen. Man besorgt einen allgemeinen nationalen wie individuellen Bankerott und stellt Vermuthungen darüber an, wann die Katastrophe hereinbrechen werde. Ein Neuyorker Bericht vom 9. April schreibt: „Ich weiß nicht, wie Leute von beschränkten Mitteln es überhaupt anfangen, ihr Leben zu bestreiten. Ein Einkommen, welches in England für beträchtlich gelten würde, reicht hier zu nur sehr mäßigem Auskommen hin. Ein kleines Haus in einer Nebengasse kann man unter 3000 bis 5000 Dollars Jahresmiethe nicht haben. Einer meiner Freunde verkaufte neulich sein Haus in der fünften Avenue für 165,000 Dollars. Die Maison Dorée am Union Square wurde ohne Inventarium für 300,000 Dollars verkauft. In den Hotels wird für zwei Zimmer nach hinten hinaus und Kost für jede Person täglich die Kleinigkeit von 10 Dollars berechnet.

Theuerung herrscht nicht allein in Neuyork, sondern mehr oder weniger im ganzen Lande. Da suchen denn die Väter des Staates, die Handwerkspolitiker, deren Zahl hoch in die Legionen geht, zu machen, was gemacht werden kann. Und es wird viel gemacht. Da ist der biedere Staat Wisconsin, „dessen Schimpf und Schande bis in die letzten Nebelwolken des Firmamentes emporstinkt, ärger als Schwefel aus dem Höllenpfuhl." Dort stellte sich 1859 die erfreuliche Thatsache heraus, daß sämmtliche Mitglieder der beiden Häuser, welche das Volk repräsentiren, und obendrein der Gouverneur, von einer Eisenbahncompagnie sich hatten bestechen lassen; es waren vier Deutsche, welche allein reine Hände behalten hatten. Die ganze Angelegenheit kam an den Tag, die beschworenen Nachweise und Documente wurden nebst den Summen, welche jeder Einzelne bekommen hatte, veröffentlicht. Aber von gerichtlicher Verfolgung, Proceß und Strafe war keine Rede; man legte die Papiere zu den Acten und damit war Alles abgethan.

Jetzt, vor wenigen Wochen, haben die Repräsentanten desselben Staates Wisconsin einen Beschluß gefaßt, der ganz im Sinn und Geiste jener biederen Volksvertreter von 1859 ist. Der Volksvertreter hat Portofreiheit und ist in derselben nicht beschränkt; er bekommt so viele Postmarken als er verlangt. Nun haben die Repräsentanten es angemessen und für sich ersprießlich gefunden, daß ein jeder derselben sich während der Sitzungszeit wöchentlich für 15 Dollars Freimarken verabfolgen lasse, die er natürlich verkauft und solchergestalt in smartester Weise seine Einnahmen steigert.

Der alte wildgrimmige Thaddäus Stephens, einer der ärgsten Exterminatoren unter den Radicalrepublikanern im Congreß, ist ein Pennsylvanier und ein sehr reicher Mann. Bei ihm liegt der wilde Fanatismus durchaus im Temperamente, er ist bei ihm nicht Maske wie bei manchen anderen Leuten seiner Partei; auch hat er, als ein gemachter Mann, es gar nicht nöthig, sich bestechen zu lassen. Neulich erklärte er, der seinen Staat gründlich kennt, „daß die ganze pennsylvanische Legislatur durch und durch bestechlich ist und derselbe Schandfleck auf der legislativen Körperschaft jedes einzelnen Staates haftet. Die Leute kommen arm in die Gesetzgebung und wenn sie dieselbe verlassen, dann sind sie reich. Die Bestechung wird ganz offen und bei hellem lichten Tage prakticirt und zwar von Personen, die anerkanntermaßen ein Handwerk daraus machen, die Bestechung zu besorgen. Sie stehen aber deshalb in der öffentlichen Achtung nicht etwa niedriger da."

Neulich sind auch einmal die skandalösen Vorgänge in der Legislatur des Staates Neuyork, die in Albany ihre Sitzungen hält, aufgedeckt worden. Dieselbe hat während ihrer diesjährigen Session alle Maßregeln, welche zum allgemeinen Wohl und Nutzen hätten dienen können, ganz unbeachtet gelassen und sich lediglich damit beschäftigt, Gesetze, welche gewissen Compagnien und Individuen Geld in die Tasche bringen, gutzuheißen. Dabei spielt eine geradezu colossale Bestechlichkeit eine große Rolle; sie ist so offen und so unverschämt betrieben worden, daß selbst in Nordamerika, wo man doch längst an die allerstärksten Dinge gewöhnt ist, ein großes Aufsehen entstand. Die überwiegende Menge dieser Volksvertreter besteht aus Radicalrepublikanern, die in Bezug auf Corruption Alles weit hinter sich lassen, was die demokratische Partei jemals in diesem Artikel geleistet hat. Sie haben die Majorität und benutzen nun ihre Zeit. Die Minorität, welcher ja keine Entscheidung zukommt, „rauft nicht mit von der Krippe," sie kann also einer tugendhaften Entrüstung Worte verleihen. Man könnte dieselbe auf Rechnung des Neides schreiben, denn wer bei reichlichen Spenden leer ausgeht, pflegt übler Laune zu sein.

Die Sache selbst gewinnt aber ein ganz anderes Aussehen, wenn die Anklagen innerhalb der Partei selbst erhoben und die Nachweise für die Infamien von dem angesehensten Organe derselben geliefert werden. Wir meinen die „Newyork Tribune" (vom 19. und 29. März und vom 3. April). Sie schreibt:

„Während der letztverflossenen zwölf Jahre gab es im Senate nicht 10, in der Assembly (des Staates Neuyork) nicht 30 Männer, die ihre Stimmen aus Princip und ohne Bestechung abgegeben haben für die Genehmigung einer Eisenbahn oder für eine Maßregel, welche Individuen Vortheil bringt. In allen Fällen ohne Ausnahme, wann und wo eine derartige Maßregel in Frage kam, sind viele Stimmen durch Baarzahlung, andere durch Betheiligung an dem profitabeln Geschäfte bezahlt worden."

Dann werden Einzelnheiten nachgewiesen, mit den Namen der Betreffenden und mit Documenten. Seit 1853 hat allein die Newyork Central Eisenbahncompagnie für Bestechungen an die Volksvertreter mehr als 500,000 Dollars verausgabt. Im Jahre 1865 wünschte sie eine Maßregel durchgesetzt zu sehen, welche einem Ausschuß im Senate zur Begutachtung vorlag; die Mitglieder dieses Comites sind namhaft gemacht. Diesen 5 Männern zahlte die Compagnie 20,000 Dollars und versprach, weitere 5000 Dollars zu schenken, wenn die Maßregel definitiv genehmigt worden sei. Man sollte meinen, daß 5000 Dollars für den Mann eine ganz erkleckliche Summe be-

tragen, allein die fünf Senatoren waren damit noch lange nicht zufrieden. Die Bill passirte endlich im Senate, aber bis dahin kostete es noch viel Geld. Ein Senator, der aber nicht einmal zu den einflußreichen Mitgliedern gehört, forderte 25,000 Dollars für seine Stimme und — erhielt dieselben, und zwar so, daß 10,000 Dollars im Voraus bezahlt werden mußten. Jene Eisenbahncompagnie hat 1865 weit über 100,000 Dollars für Bestechungen ausgegeben. Ueber die Legislatur, welche gegenwärtig in Albany ihre Sitzungen hält, heißt es in der „Tribune": „Ihre Vorgänger sind wegen ihrer feilen Käuflichkeit und habsüchtigen Gier berüchtigt gewesen, aber diese Leute hier verkaufen ihre Stimmen ganz öffentlich, sie verschachern dieselben ohne Hehl daraus zu machen und rühmen sich obendrein, wenn sie eine hübsche Summe herausgeschlagen haben."

Keine einzige der also angeschuldigten und namentlich angeführten Personen hat auftreten können, um sich zu rechtfertigen oder die „Tribune" zur Verantwortlichkeit zu ziehen. Ein zweites Blatt der radicalrepublikanischen Partei, die „Newyork Times", wiederholt die Anschuldigungen der „Tribune". „Als Regel kann man annehmen, daß während der letztverflossenen zehn Jahre ein Fünftel der Mitglieder gewohnheitsmäßig die Stimmen verkauft hat. Die Thatsache ist ganz notorisch, aber noch nie ist einer von jenen Bestochenen zur Verantwortung gezogen und bestraft worden. Was wir hier sagen, das wissen Hunderte, und wir unsererseits wissen aus Erfahrung, daß keine Bill, deren Genehmigung einem Privatmanne oder einer Compagnie Vortheil bringt, in Albany passiren kann, außer wenn Mitglieder für ihre Stimmen bezahlt werden."

„Bestechen und Bestochenwerden gilt hier zu Lande nicht für infam, man denkt darum nicht gerade schlechter von den Leuten. Gesetzlich sollen im Staate Newyork beide Theile mit Gefängniß bestraft werden, deshalb gerade bleibt die Corruption ungeahndet, denn wer will sie so bündig und gründlich nachweisen, daß der Richter verurtheilen kann? Bestecher wie Bestochener haben nicht Lust, ins Gefängniß zu wandern."

Aus allen Erdtheilen.

Die ethnographische Ausstellung in Moskau. Die Eröffnung der ethnographischen Ausstellung, mit welcher ein mehr oder weniger improvisirter Slavencongreß verbunden ist, wurde am 5. Mai durch den Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch feierlich eröffnet. Die Ausstellung besteht zum großen Theil aus hölzernen Figuren, mit den verschiedenen Nationalcostümen angethan. Doch sind auch manche historische und unhistorische Kostbarkeiten und Seltsamkeiten zusammengebracht. Der gedruckte Katalog weist drei Abtheilungen nach. Die erste enthält die Figurengruppen, welche die Bewohner Rußlands und die in den Nachbarländern wohnhaften slavischen Stämme darstellen, und zwar 1) die nichtrussischen Stämme in 114 Figuren, und 2) die slavischen Stämme, unter welchen die Ostslaven auch mit 114, die West- und Südslaven mit 63 Figuren vertreten sind. Die Zahl sämmtlicher Figuren beläuft sich daher auf 291. Die zweite Abtheilung ist die allgemeine ethnographische, welche 155 Costüme ohne Figuren, Gegenstände zum häuslichen Gebrauche, wie Werkzeuge, Geschirre, musikalische Instrumente &c., im Ganzen 564 Nummern, 69 Modelle von Baulichkeiten und 274 von Werkzeugen und Geräthen enthält. Alle diese Dinge sind an verschiedenen Stellen des Ausstellungslocals bei den ihnen entsprechenden Figuren aufgestellt. Hierher gehören auch die verschiedenen Sammlungen, wie Liedersammlungen, Zeichnungen, photographische Darstellungen &c. Die dritte Hauptabtheilung endlich, welche die anthropologische genannt werden kann, hat eine Reihe von Schädeln und Gebeinen, eine Sammlung anatomischer Präparate, Alterthümer aus den Kurganen (Grabhügeln) und eine Sammlung alter und steinerner Geräthschaften aufzuweisen. Zur ungefähren Charakteristik des Ganzen entnehmen wir der „Russischen Zeitung" noch folgende Angaben: Auf dem ersten Plan stehen die Figuren der einzelnen Stämme, welche die Ausstellung in ihren vollständigen Nationalcostümen vorführt. Besonders sind die Figuren gelungen, deren volksthümlicher Typus scharf hervortretende Eigenthümlichkeiten darbietet, oder die mit irgend einer Verrichtung beschäftigt sind. Höchst charakteristisch ist die Gruppe der indischen Feueranbeter in der Umgegend von Baku, die übrigens nicht mehr vorhanden sind. Diese Gruppe, aus sieben halbnackten Figuren bestehend, und nach dem bekannten Gemälde des Fürsten Gagarin von dem Akademiker Iwanoff und dem Künstler Ljubimoff gebildet, hat etwas Wildgrandioses an sich. Ebenso gut gelungen sind auch die anderen Stämme mit scharf ausgeprägten typischen Eigenthümlichkeiten, so die Aleuten, die Samojeden, die Tataren, die Baschkiren, in einer lebendigen Scene ihres sommerlichen Nomadenlebens dargestellt, die sibirischen Kirgisen mit ihren Hundeschlitten, die Orenburger Kirgisen und die Kalmücken neben ihren Filzhütten, und einige kaukasische Stämme, denen sich noch ein paar Zigeunerfiguren beigesellen. Zu den Kleinrussen gelangend, bemerkt man hier besonders einen Tschumak (Ochsenfuhrmann) des Gouvernements Woronesch, der durch seine typisch treue Nachbildung die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Dann kommen die Weißrussen und überhaupt die Bewohner der westlichen und polnischen Gouvernements und endlich die außerhalb Rußlands wohnenden Slaven: Serben, Bulgaren, Montenegriner &c. Die Großrussen werden in Typen aus funfzehn verschiedenen Gouvernements in drei Gruppen eingeführt, von denen die eine, welche eine Isba (Wohnstube) neben sich hat, die industrielle genannt werden kann, die zweite auf einem Bergesabhang eine Jahrmarktsscene darstellt, in deren Vordergrund eine Windmühle steht, während der Hintergrund durch ein als Decoration gemaltes großrussisches Dorf geschlossen wird, die dritte endlich den Ackerbau repräsentirt, und eine Isba mit allem landwirthschaftlichen Zugehör aufzuweisen hat. Ein Correspondent der „Zukunft" schreibt über die Ausstellung: „An der Spitze der Abtheilung nichtrussischer Abstammung stehen die Polen. Die nächste Gruppe besteht aus Großpoljanen. Dieser kräftige polnische Stamm gehört nun zum großen Theil dem mit Riesenschritten germanisirenden preußischen Königthum, und zwar dem Grenzgebiet des letztern an. An diese schließt sich die Gruppe der Masuren aus der Umgegend von Warschau an. Den Blick fesselt besonders eine junge, überaus liebliche weibliche Gestalt; sehr charakteristisch und künstlerisch vollendet ist auch die neben ihr stehende Alte. Siehe da endlich eine kleine Gruppe österreichischer Polen! Hinter den Masuren stehen nämlich die Krakauer. Ihre Costüme sind im Allgemeinen recht hübsch, allein die Physiognomie steht mit denselben nicht ganz in Harmonie. Einer großen Aufmerksamkeit erfreut sich hier die Gruppe der Kurpen aus der Umgegend von Ostrolenka, welche von gemischter Abstammung sind und Bastschuhe tragen. Ein Mann dieser Gruppe erhob sich mittelst eines sehr sinnreichen Mechanismus auf einen — Fichtenbaum." (— Wir hoffen, Ausführlicheres über diese jedenfalls interessante Ausstellung bringen zu können. —)

Die Hülfsquellen Rumäniens. Die nun vereinigten Fürstenthümer Moldau und Wallachei sind von der Natur reichlich bedacht worden, aber der Bevölkerung mangelt die Begabung, etwas aus ihnen zu machen, und ein Bürger- und Bauernstand in unserm Sinn ist nicht vorhanden, weil das Volk dazu keine Anlage hat. Die wirthschaftlichen Verhältnisse sind noch völlig primitiv. Trotzdem hat das Land 1866 für etwa 300 Millionen Piaster (jeden zu etwa 23 Centimes Werth) ausgeführt und für 170 Millionen eingeführt. Es fehlt an Landstraßen, die Ackergeräthe sind roh und unvollkommen, das Feld wird nachlässig bestellt. Das Land führt gerade von denjenigen Artikeln ein, die es selber bei sich im Ueberfluß hat, z. B. Ochsen, Büffel

und Schweine in der Wallachei und Getreide in der Moldau. Es ist vortheilhafter, diese Sachen aus der Fremde einzuführen, weil die Vorräthe im Lande selbst aus Mangel an Straßen nicht vertheilt werden können. Gold ist vorhanden, z. B. im Bezirke Vilcea; bei Argis oberhalb Oisti; an der Dimbowitza östlich von Junapesti und an der Jalomitza zwischen Valeni und Branesti. Goldführende Flüsse sind der Oletzu und Lotru im Districte Vilcea; der Valea Cassetor im District Muskel, und die Volcana, ein Nebenfluß der Jalowitza. Auch in den Gebirgen ist Gold; Kupfer findet man im Bezirke Mehedritzi in der kleinen Wallachei, Eisen an vielen Punkten, z. B. bei Fokschani und Komarnik an den Karpathen, und die Qualität ist ganz ausgezeichnet. Dazu kommt der große Reichthum an Holz, Steinkohlen und Braunkohlen, aber noch hat Niemand daran gedacht, denselben auszubeuten. Die Salzwerke von Vilcea, Prahova und Bouzee liefern jährlich an 80 Millionen Pfund; sie sind Regierungsmonopol. Steinsalz ist überhaupt in Menge vorhanden. Als man im Bezirk Argis beim Bau eines Hauses Quecksilber fand, grub man nicht etwa nach, sondern bauete weiter und gab der Sache keine Folge. Bei Prahova und Bouzee sind Petroleumquellen. Alles was Industrie heißt, befindet sich in den Händen von Ausländern.

Die Juden in Serbien. Während die im Gebiete des türkischen Sultans lebenden Christen die Sympathie ihrer Religionsgenossen in Europa anrufen, fällt ihnen arge Intoleranz gegen die Juden zur Last. Da, wo diese unter Mohammedanern leben, werden sie gut behandelt, dagegen bitter verfolgt und schwer gedrückt, wo sie unter Christen wohnen. Ein Bericht des englischen Generalconsuls Longworth in Belgrad sagt, daß die ärgste Intoleranz in Serbien herrsche; die englische Regierung ließ dem Fürsten Michael eindringlich vorstellen, wie schmachvoll das Verfahren sei, auch versprach er alles Gute, aber er kann nichts ausrichten. Die Volksvertretung (Skuptschina), die Geistlichen der griechischen Kirche, die handelsneidischen serbischen Kaufleute und das rohe Volk sind die Stützen der Barbarei. „Man verweigert den Juden selbst die gewöhnlichsten bürgerlichen und religiösen Rechte, legt ihnen alle denkbaren Hindernisse in den Weg, gestattet ihnen nicht, von einem Orte nach einem andern zu ziehen, und in Belgrad sind sie auf den schmutzigsten Stadttheil beschränkt. Der Serbe betrachtet den Juden kaum als ein menschliches Wesen.“ Solchen Christen steht es allerdings nicht eben wohl an, über türkischen Druck zu klagen.

Aus der russischen Provinz Turkestan bringen russische Blätter folgende Nachrichten: In Betreff unserer politischen Beziehungen zu den dem Gebiete Turkestan benachbarten Chanaten wird vom Anfange des März aus Taschkend geschrieben, daß in Buchara dem Anscheine nach Alles ruhig sei. Der Emir hat sich nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge gegen den Chan von Schere-Sebs in Buchara niedergelassen, er beabsichtigt aber, nach Samarkand zu gehen, wo er, aus Furcht vor dem Nahen der Russen, starke Befestigungen aufführen läßt. Man sagt auch, daß er 14 Engländer aufgefordert habe, in seinen Dienst zu treten, mit deren Hülfe er seine Armee zu reformiren gedenke; übrigens höre man, daß das Volk nicht günstig für den Emir gestimmt sei. Wie dem aber auch sei, der Emir unterhält keinen schriftlichen Verkehr mit unseren Behörden in Taschkend. Mittlerweile geht der Handel ruhig fort und fast täglich kommen bucharische Karawanen auf unser Gebiet. Im Januar und Februar erschienen zwei Räuberbanden zwischen Tschinas und Tschar-Dar und weiter hinauf, bei welchen sich der berüchtigte Sadyk besonders auszeichnete. Zur Zügelung dieser Banden wurden die geeigneten Maßregeln ergriffen, welche auch zu dem erwünschten Resultat führten. — Mit Chokand haben unsere Beziehungen einen so friedlichen Charakter angenommen, daß Chudo-jar-Chan den General Mantenffel, welcher die Function eines Kriegsgouverneurs im Lande versieht, durch eine besondere Gesandtschaft zur Ceremonie der Beschneidung seiner Kinder eingeladen hat. Auch dort geht unser Handel gut; dem Beispiele des Kaufmanns Chludow sind andere Kaufleute gefolgt und haben Waaren nach dem Chanat geschickt. Auf Bitten des Hrn. Chludow haben unsere Behörden ein Schreiben an den Chef der Stadt Chokand gerichtet, in welchem demselben für die Förderung des Handels unserer Kaufleute unsere Geneigtheit ausgesprochen wird. Das tägliche Ankommen von Karawanen mit Baumwolle für unsere Kaufleute beweist, daß der russische Handel mit diesem Chanat sich mehr und mehr entwickelt.

Die Kissilbaschen in Kurdistan. Wir entlehnen einem Berichte des um die Erforschung der oberen Euphratgegenden sehr verdienten britischen Consuls für Kurdistan, Taylor, die folgenden Angaben. Die Kissilbaschen sind von der Pforte fast unabhängig, zahlen Abgaben nur wenn sie wollen, verweigern Recruten und gehorchen nur eingeborenen Häuptlingen. Die männliche Bevölkerung beträgt nicht unter 200,000 und sie können 25,000 Krieger mit Luntenflinten aufstellen. Die Häuptlinge sind reich, die Masse ist arm; sie muß an die Agas den fünften Theil der Ernte und außerdem noch Butter, Schafe und Geld abgeben. Ihre Religion ist ein Gemisch von uraltem Sabäismus (Gestirndienst), Christenthum und Mohammedanismus; sie verehren die Sonne, Steine und Bäume; manche ihrer Lehren sind mit jenen der Karmathier und Assassinen verwandt, welche im dritten Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung aufkamen. Ali nimmt in der Verehrung der Kissilbaschis die erste Stelle ein, Jesus wird sehr hoch geachtet; man glaubt, daß er gleich allen Propheten und heiligen Männern von Adam bis auf Ali eine Incarnation der Gottheit sei. Ali war die letzte, er gilt ihnen als „das Wort, der Ungeschaffene, der vom Licht erzeugte, der Löwe Gottes, der Vollkommene, Gerechte, Wahre“. Man hat behauptet, daß sie bei ihren religiösen Versammlungen unzüchtige Dinge trieben, das ist aber nicht wahr. Sie beten in dunkelen Räumen; manchmal genießen sie geweihetes Brot und Wein; also eine Nachahmung des Abendmahles. Sie lesen und schreiben nicht; in geistlichen Dingen folgen sie religiösen Häuptlingen, den Deydis und Seyidis, welche vorbeten und das Lob Ali's und der zwölf Imams singen. Während der letzten Jahre haben die amerikanischen Missionaire von Charput aus einige Bekehrungen unter ihnen gemacht, und Taylor meint, daß die Bekehrten „vom wahren protestantischen Geiste durchdrungen“ seien; wir lassen das dahingestellt sein. Als Volk sind die Kissilbaschen bei allen ihren Nachbaren mißliebig; man findet sie nicht bloß in den unzugänglichen Gebirgen der obern Euphratgegend, sondern auch bei Siwas in Kleinasien, in den Bergen bei Malatia, Patu, bei Adiamon und bei Charput; die Mohammedaner sind ihnen verhaßt. Taylor weist darauf hin, daß sie in einem Kriege Rußlands gegen die Türkei der letztern sehr gefährlich werden könnten. Wenn die Russen, sagt er, von Bayasid oder von Musch her angreifen und den Weg in dem fruchtbaren Thale des Diyadin, eines Quellflusses des Euphrat, nehmen, dann kommen sie durch eine armenische Bevölkerung, die ihnen nicht feindlich gesinnt ist, und es würde ihnen nicht schwer fallen, die Kissilbaschis sich zu verbünden.

Die Dampfer auf dem Amazonenstrome bringen immer mehr Leben in die Ufergegenden und bis weit ins Binnenland hinein. Im April hielten zu Rio de Janeiro die Antheilhaber der Compagnie ihre Jahresversammlung. Die Actionaire erhielten 6 Procent Dividende. Von den Einnahmen, 410,006 Mil-Reis (zu 22 Silbergroschen), kamen mehr als 111,000 M.-R. auf die Einnahme von Fahrgästen und 298,000 M.-R. auf die Frachten. Die Schiffe haben das ganze Jahr hindurch stets volle Ladung gehabt, und der Waarenandrang war so groß, daß sie nicht selten beträchtliche Quantitäten für die nächste Fahrt zurücklassen mußten. Die Waarenbewegung stellte sich auf 8,426,929 M.-R., wovon 3,991,931 M.-R. auf die Einfuhr und 4,434,697 M.-R. auf die Ausfuhr kommen. Der Verkehr mit Peru wächst auf dem Amazonenstrome; die Compagnie vermittelte mit diesem Lande eine Handelsbewegung von 1,237,000 M.-R. Den Madeirafluß hinab kamen Güter im Werthe von 650,000 M.-R.: Kautschuk, Cacao, Brasilnüsse, vegetabilische Oele und andere Landeserzeugnisse, zum größten Theil aus Bolivia.

Wir wollen hier beifügen, daß ein Dampfer den Tocantins hinabgefahren ist; er hatte Monate lang zwischen den Katarakten festgelegen bis Hochwasser kam. — Die Bahia-Dampfercompagnie legt jetzt regelmäßig bei den Zwischenhäfen Estan-

cia, Espiritu Santo, San Christovao, Aracaja, Penedo und Maceio an.

Der Suezcanal. Der englische Director der Canalcompagnie hat zu Anfang des Mai bekannt gemacht, daß Waaren vom Port Said am Mittelmeer nach Suez am Rothen Meere zur Beförderung angenommen werden. Der Tarif beträgt für jede Tonne (20 Centner) 25 Francs, für Kohlen 21 Francs. Er spricht die Erwartung aus, daß zu Anfang des Jahres 1870 der Canal für größere Seeschiffe fahrbar sein werde.

Jerusalem als Handelsstadt. Sie zählt höchstens 18,000 Seelen, darunter 5000 Mohammedaner und 8000 Juden; die übrigen sind Christen verschiedener Secten. Industriezweige sind Seifensiederei und die Verfertigung sogenannter Jerusalemwaaren: Rosenkränze, Crucifixe, Kreuze und dergleichen Dinge mehr aus Olivenholz und Perlmutter. Am Todten Meere findet man Schwefel, Naphtha und Steinsalz, aber man zieht keinen Gewinn daraus; die Gegend ist zu unsicher. Der Ackerbau ist völlig im Urzustande; man erntet Oel und Getreide; im Kreise Nablus wächst auch eine geringe Sorte Baumwolle, die zumeist nach Marseille geht. Manchmal richten die Heuschrecken arge Verwüstungen an. Im September 1866 sind 156 Nordamerikaner ins „heilige Land" gekommen und haben sich in der Nähe von Jaffa angesiedelt; diese religiösen Schwärmer haben als praktische Yankees hölzerne Häuser und gute Ackergeräthe mitgebracht. Aus fremden Ländern führt Jerusalem nur etwas Baumwollen- und Wollenwaaren, Eisenwaaren, Glas und dergleichen mehr. Das Sandschakat, d. h. Provinzialdistrict, Jerusalem hat 200,000 Bewohner, wovon 160,000 Mohammedaner, 10,000 Juden und etwa 30,000 Christen sind. Nach dem Hafenplatze Jaffa führt auch heute noch keine Straße und die Beduinen machen das Land unsicher. Der Pascha hat die Teiche Salomo's reinigen und die alte Wasserleitung wieder herstellen lassen, und das ist eine große Wohlthat für die Stadt. Mit Europa steht Jerusalem vermittelst der Telegraphen nach Beyrut und Alexandria in Verbindung.

Volksmenge in den Städten Großbritanniens. Die jüngste Zählung, von 1867, ergiebt für London 3,082,372 Seelen, Edinburg, Stadt, 176,081; Dublin, Stadt und einige Vorstädte, 319,210; Liverpool 492,439; Manchester, Stadt, 362,823 und Borough Salford 119,013; Glasgow 440,979; Borough Birmingham 343,948; Borough Leeds 232,428; Borough Sheffield 222,199; Bristol 165,572; Newcastle am Tyne 124,960; Hull 106,740.

Volksmenge in den Städten der preußischen Monarchie. Von den gegenwärtig vorhandenen 1212 Städten der preußischen Monarchie haben nach der Zählung von 1864 nur 4 Städte über 100,000 Einwohner, nämlich Berlin 632,749, Breslau 163,919, Köln 122,162 und Königsberg 101,507 Einwohner. Elf Städte haben zwischen 50- bis 100,000 Einwohner, nämlich: Danzig 90,334, Hannover 79,649, Frankfurt a. M. 78,177, Stettin 70,759, Magdeburg 70,145, Aachen 63,511, Elberfeld 62,088, Barmen 59,544, Crefeld 53,421, Posen 53,383 und Altona 53,039 Einwohner. 100 Städte haben zwischen 10- bis 50,000 Einwohner, 123 zwischen 6- bis 10,000 Einwohner, 600 von 2- bis 7000 Einwohner und 374 unter 2000 Einwohner. Die Bevölkerung des platten Landes ist stärker als die der Städte. Das Verhältniß der städtischen Bevölkerung zur ländlichen berechnet sich in den alten Provinzen wie 100 : 238, in Hannover wie 100 : 285, in Kurhessen wie 100 : 276, in Nassau wie 100 : 257, in Holstein wie 100 : 390 und in Lauenburg wie 100 : 460. Nur das Gebiet Frankfurt a. M. hat eine überwiegend städtische Bevölkerung aufzuweisen.

Die Volksmenge von Neusüdwales belief sich am 1. Januar 1867 auf 431,414 Seelen.

In der Colonie Victoria, Australien, sind 1867 angekommen 1686 männliche und 2508 weibliche Einwanderer, die ganz oder theilweise von Seiten der Regierung Reiseunterstützung erhalten hatten. Auf eigene Kosten wanderten ein 3065 männliche und 1255 weibliche Seelen. — In der Nähe von Hurdy Gurdy, 35 Miles von Cranbury entfernt, ist ein sehr ergiebiges Kohlenfeld in Angriff genommen worden.

Kuli- und Negereinwanderung in Westindien und Mauritius. Nach Aufhebung der Negersklaverei fehlten die Arbeitskräfte und um dem völligen Ruin vorzubeugen mußte man Arbeiter aus Asien holen. Dazu kamen noch Neger, welche man den Sklavenschiffen abnahm; viele derselben wurden als „Lehrlinge" nach Westindien gebracht und mußten dort eine Reihe von Jahren unter fest bestimmten Bedingungen arbeiten. So wurde dem Mangel einigermaßen abgeholfen. Ein Blaubuch bringt nun Zahlen über diese aus Asien und Afrika hinübergebrachten Arbeiter. Die westindischen Colonien erhielten deren 191,076 in den Jahren von 1843 bis 1866. Davon kamen 99,647 aus Ostindien, 27,968 aus Madeira, 16,349 aus China, 15,224 aus Britisch-Westindien selbst, 14,474 aus St. Helena, 12,382 aus Sierre Leone, 1320 von Rio de Janeiro, 1198 von den Caboverden, der Rest aus der Havana, von der afrikanischen Kruküste, den Azoren, Canada, Martinique, Guadeloupe rc.

Die Zuckerinsel Mauritius im Indischen Ocean litt anfangs am meisten, weil mit den freien Negern seit der Emancipation platterdings nichts anzufangen war, auch ist seit jener Zeit die Sterblichkeit unter denselben auffallend groß. Die Colonisten wandten sich nach der ihnen zunächst liegenden Malabarküste und holten von dort fleißige Arbeiter, dann verschafften sie sich dergleichen auch aus anderen Gegenden. Sie bekamen seit 1843 nicht weniger als 339,412 Arbeiter, davon 336,076 aus Indien, 632 aus Aden, 843 aus China, 325 von der afrikanischen Ostküste, 39 aus Madagaskar; das übrige waren Neger, welche man den Sklavenschiffen abgenommen hatte. Zwischen Mauritius und Indien ist die Arbeiter-Ein- und Auswanderung in ein regelrechtes System gekommen. Die Malabaren arbeiten eine durch freien Contract bestimmte Anzahl von Jahren; manche erneuern denselben, andere gehen mit ihren Ersparnissen nach Indien zurück und schicken statt ihrer, zur Ausfüllung der Lücke, Verwandte oder andere Leute aus ihrer Heimathgegend. Die Anzahl der Arbeiter, welche in dieselbe zurückgingen, hat von 1843 bis 1866 die Zahl von 86,414 betragen.

Aus Jamaica sind seit 1844 nach Indien zurückgegangen: aus Trinidad 3194, aus Britisch-Guyana 6341; jene aus der letzten Colonie nahmen an erspartem Gelde nicht weniger als 91,973 Pf. St., also ungefähr 640,000 deutsche Thaler, mit heim; die von Trinidad eine Summe von 53,861 Pf. St. Das hätten die Neger verdienen können, wenn es ihnen genehm wäre, am Tage acht Stunden zu arbeiten. Das hat ihnen aber nicht gepaßt und statt ihrer sind fleißigere Leute wohlhabend geworden.

Ein Urtheil über Mexico. Harris, früher Gouverneur des Staates Tennessee, der sich längere Zeit in Mexico aufhielt, schließt einen Bericht über dasselbe mit folgenden Worten: „Die Bevölkerung mag ungefähr 8 Millionen Seelen betragen; wenn 7 Millionen davon ausgerottet und vertilgt werden, dann ist es vielleicht möglich, daß die übrigbleibende Million unter sich Frieden hält."

Menschenspuren im alpinischen Diluvium sind jüngst von einem Herrn Husson bei Villey St. Etienne, unweit Toul in Lothringen, gefunden worden. Er schreibt an die Pariser Akademie, daß Arbeiter in einer Kiesgrube einen Schädel und mehrere Knochen gefunden hätten; aber erst nach Verlauf von einem Monat erfuhr er etwas davon. Als er an Ort und Stelle untersuchte, fand er nur noch das Bruchstück einer Tibia, aber in einem solchen Zustande, daß er nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob sie ein Menschen- oder Thierknochen sei. Es kamen aber auch Feuersteingeräthe zum Vorschein, und in der oberen Lage, die aus nachalpinischem Diluvium besteht, fand er Spuren von Asche und Bruchstücke von Töpfergeschirr.

Ein Denkmal auf Ferdinand Magellan's Grabe. Bekanntlich fuhr der kühne Seemann, nachdem er durch die Straße, welche seinen Namen führt, gesegelt war, in nordwestlicher Rich-

tung und erreichte Zebu, eine der Philippinischen Inseln; dort kam er in feindselige Berührung mit dem Häuptling der kleinen Insel Mactan. Die Klugheit gebot, sich auf einen Kampf nicht einzulassen, aber bei Magellan überwog die romantische Raufluſt jener Zeit. Er wählte aus seiner Mannschaft 50 der tapfersten Leute, fuhr nach Mactan hinüber und mußte, um ans Land zu gelangen, durch ein sumpfiges Mangrovegebüsch waten. Das Wasser ging den Spaniern bis an die Hüfte. Noch bevor sie festen Boden unter sich hatten, wurden sie aus einem Hinterhalte von den Eingeborenen mit einem förmlichen Hagel von Steinen überschüttet; Magellan wurde nebst sechs seiner Gefährten tödtlich getroffen. An der verhängnißvollen Stelle ließen die Augustinermönche, welche die Expedition begleiteten, ein Grab graben und pflanzten ein Kreuz auf dasselbe. Dieses ist dann von Zeit zu Zeit erneuert worden. Im Jahre 1866 hat nun ein spanischer Oberst auf den Philippinen, Manuel Creus, mit einem hübschen steinernen Denkmale die Stätte bezeichnet, an welcher seit 1521 die Gebeine des ersten Erdumseglers ruhen.

Eine gleichartige Thermometerscale. Wir erhalten von einem Abonnenten des „Globus" in Triest folgende Mittheilung. „Da eben jetzt Commissionen tagen, um einer Welt-Goldmünze Eingang zu verschaffen und die Annahme eines allgemeinen gleichmäßigen Gewichtes u. s. w. durchzusetzen, so wäre es auch an der Zeit, der Einbürgerung einer gleichartigen Messungsmethode für Wärme und Kälte und des Meridians die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jetzt gilt dem Engländer als Wärmemesser die Scala Fahrenheit's, dem Franzosen hauptsächlich jene Reaumur's, dem Deutschen diese und Celsius, also drei verschiedene Methoden! Ebenso findet man auf den Landkarten und den noch wichtigeren Seekarten den ersten Meridian — je nach den Ländern, wo sie erscheinen — über Greenwich, Paris oder die Insel Ferro gezogen, also ebenfalls drei verschiedene Methoden. Da nun hinsichtlich der Seekarten die Engländer das Vorzüglichste und am weitesten Verbreitete geleistet haben, so wäre der allgemeinen Einführung des Meridians von Greenwich wohl der Vorzug zu gönnen, sowie auch die Methode, nach Fahrenheit zu rechnen, ebenfalls durch England in den meisten transoceanischen Ländern sich bereits Bahn gebrochen hat. Die größeren Handelsmarinen haben sich bereits durch Annahme der Marryat'schen Flaggensignale eine Allen verständliche Universalmittheilungsmethode geschaffen, und obige Vorschläge dürften vielleicht leichter ins Leben zu rufen sein als die Einführung einer Weltmünze und eines allgemeinen Gewichtes. Ein Rheder."

Die Bildung des Korallen-Riffes von Florida. Ueber die Zeitdauer, welche zur Bildung desselben erforderlich gewesen ist, haben vor Kurzem wissenschaftliche Erörterungen stattgefunden, durch welche man zu folgendem Resultate kam: Wenn man den lebenden Theil des Riffs betrachtet, d. h. denjenigen, in welchem sämmtliche Polypen noch existiren und die Ausdehnung der Bank vergrößern, so findet man, daß dieser Theil des Riffs gleich ist einem Zwanzigstel seiner Breite und daß seine Tiefe dreihundert Faden oder Klafter beträgt, sowie daß es um etwa einen halben Zoll jährlich wächst. Hiernach wären achthundertundvierundsechszigtausend Jahre zu seiner Bildung erforderlich gewesen. Nimmt man aber an, daß diese Bank sich vom Vorgebirge Florida bis an die Tortugasbank erstreckt, so würde man ihr eine Million Jahre zuschreiben müssen. Dies gilt aber nur für den lebenden oder äußern Theil der Bank. Es wurde indessen angenommen, daß sie gegen Alabama hin zweihundertundfunfzig Fuß, an der Südseite aber achtzehnhundert Fuß dick sei, also eine mittlere Dicke von neunhundert Fuß habe und daß mithin zu ihrer Bildung wenigstens eine Zeit von fünf Millionen und vierhunderttausend Jahren erforderlich gewesen ist.

Kohlengruben in Belgien. Die Zahl derselben beträgt 288. Die Zahl hat sich seit 1856 nicht vergrößert, wohl aber der Betrieb. In jenem Jahr förderte man für 40 und 1864 für 110 Millionen Francs Kohlen.

Aus den Regionen **Pennsylvaniens**, in welchen die Kohlengruben bearbeitet werden, berichtet man, daß ganze Banden von Rowdies dort großen Unfug anrichten und den Arbeitern zur Last fallen. In den ersten drei Monaten des laufenden Jahres sind dort mehr als 60 Mordthaten durch diese Rowdies verübt worden. Dann erst hat die Regierung des Staates bewaffnete Patrouillen nach jenen Gegenden geschickt.

Californischer Weizen wird in großen Quantitäten verschifft, namentlich auch nach Großbritannien. Am 10. Mai erhielt man aus San Francisco zu Cork in Irland die telegraphische Nachricht, daß am Tage vorher ein mit nicht weniger als 38,500 Sack Weizen dorthin und ein anderes mit 31,000 Sack nach Liverpool in See gegangen sei. Auch Brasilien wird von Californien aus mit Mehl versorgt; ein mit 5700 Faß Mehl befrachtetes Fahrzeug ging nach Rio de Janeiro.

Die Cumberland-Seuche in Australien. Mit diesem Namen bezeichnet man eine Krankheit, welche unter den Schafen eine entsetzliche Verwüstung anrichtet. Sie hat im Februar und März dieses Jahres namentlich in der Gegend von Albury stark gewüthet. Schweine, welche von dem Fleische der gefallenen Thiere fressen, sterben bald nachher. Dem Anscheine nach ganz gesunde Schafe beginnen plötzlich zu taumeln und stürzen nach 10 bis 20 Minuten todt zu Boden. Die Seuche griff im März immer weiter um sich; sie ist auch in der Nähe von Wangaratta ausgebrochen.

Ein Mohammedaner als englischer Rechtsanwalt. Am 30. April wurde ein Mohammedaner, der zu London im Middle Tempel studirt hatte, als Richter eingeschworen; er ist der erste, welcher an der „english bar" zugelassen wurde, leistete den Eid auf den Koran. Er heißt Bedreddin Tayabschi und will in Bombay praktisiren.

Notizen aus Brasilien.

Die französischen und englischen Packetschiffe haben im Jahre 1866 von Europa für Rio de Janeiro 2700 Passagiere und für den La Plata 1500 Passagiere gebracht, und von Rio de Janeiro nach Europa sind auf ihnen 2600 Passagiere gefahren. Die La-Plata-Linie dieser Schiffe hat von Rio de Janeiro nach Montevideo und Buenos Ayres 520, vom La Plata nach Europa 1600 und vom La Plata nach Rio 500 Passagiere gebracht. An Waaren haben diese Schiffe von Europa nach Rio 41,000 Colli, von Rio nach dem La Plata 2700 Colli, vom La Plata nach Rio 66,000 und von Rio nach Europa 42,500 Colli befördert. Die Gesammtbewegung auf diesen zwei Linien betrug also im Jahre 1866: 9420 Passagiere und 92,800 Colli. Der Dienst geschah durch die Packetschiffe „Guienne", „Estremadure" und „Navarre" von der französischen Compagnie des Messageries Imperiales, und durch die Schiffe „Oneida", „Douro" und „Rhone" von der königlichen Gesellschaft der englischen Packetdampfschiffe auf den Linien von Bordeaux und Southampton und durch das französische Packetschiff „Carmel" und das englische „Arno", denselben Gesellschaften gehörig, auf der Linie von Rio de Janeiro nach Montevideo und Buenos Ayres. Die nordamerikanischen Packetschiffe „Habana", „North Amerika", „South Amerika", „Morning Star" und „Guiding Star" haben nach Rio de Janeiro 863 Passagiere und 8000 Colli gebracht und 250 Passagiere und 52,300 Colli von da mitgenommen. Die Liverpooler Dampfer haben von Europa nach Rio 353 Passagiere und 80,324 Colli, nach dem La Plata 180 Passagiere und 10,000 Colli, vom La Plata nach Rio 47 Passagiere und 3748 Colli und von Rio nach Europa 618 Passagiere und 34,500 Colli gebracht. Auf Segelschiffen hat die Gesellschaft Union des Chargeurs von Havre nach Rio de Janeiro 205,124 Colli eingeführt und von da nach Havre 188,960 Colli ausgeführt. Dieselbe Gesellschaft hat eine Linie von Marseille nach Rio de Janeiro eingerichtet. Die Schiffe dieser Linie haben nach Rio einige Colonisten und 36,509 Colli Waaren ein-, und von da 87,560 Colli ausgeführt.

Mit einem Theile der nordamerikanischen Einwan-

derer ist man sehr unzufrieden; die, welche im Februar zu Iguape in der Provinz San Paulo ankamen, verübten sofort schwere Unordnungen. Im Januar kamen auf einem Dampfer 361 solcher Leute zu Rio an. Die meisten waren irländische Rowdies von der schlechtesten Art. In dem großen palastartigen Empfangshause, wo man sie unterbrachte, verübten sie argen Unfug, ruhige Leute waren ihres Lebens nicht sicher; Wirthe, welche Bezahlung der Zeche verlangten, erhielten Revolverschüsse statt des Geldes. Die zu Dona Francisca erscheinende „Colonialzeitung" schreibt: „Bereits sieht man ein, daß ein Mißgriff gethan worden ist, und die Stimmung schlägt merklich wieder um zu Gunsten der deutschen Einwanderung, welche sich für die klimatisch gemäßigten Theile Brasiliens als die tüchtigste bewährt hat. Wenn man nur erst die Furcht vor dem möglichen Ueberwiegendwerden derselben loswerden könnte."

In der Provinz Rio Grande ist die oberste Leitung der Colonieangelegenheiten Herrn Karl v. Koseritz übertragen worden. In bessere Hände hätte sie nicht gegeben werden können.

Die deutschen Ackerbauer in den Südprovinzen schreiten fort. So macht Herr Gustav Labes in der Colonie Blumenau bekannt, daß seine Versuche mit Ricinusseidenraupen ein sehr günstiges Ergebniß haben. Er erhielt im October 1866 40 Schmetterlinge, welche alsbald reichlich Eier legten; die Raupen kamen nach 10 Tagen zum Vorschein, die ersten am 22. October. Sie spannen Cocons in Monatsfrist, zuerst am 23. November, und als am 2. December die Cocons gezählt wurden, ergab sich eine Summe von 1200. Die Raupe ernährt sich von den Ricinusblättern; zu einer Zucht von 20,000 Cocons wird etwa ein gut mit Ricinus bestellter Morgen Landes ausreichen; die ganze Zeit der Zucht von einer Coconbildung bis zur andern wird etwa zwei Monate betragen und sich im Jahre 5 bis 6 Mal wiederholen lassen.

Bei Dona Francisca hat man mit dem Anbau der Sonnenblume ein außerordentlich günstiges Ergebniß erlangt, und die Cultur der sogenannten Saubohne stellt sich als ungemein nützlich und lohnend heraus. Auch die Schafzucht wird dort jetzt betrieben.

Im Innern der Provinz Maranhon haben sich die Indianer fast sämmtlich erhoben. In Folge von Beleidigungen, welche ein gewisser Fernando Bezerra den Indianern von Mearim zugefügt hatte, schlossen verschiedene Indianerstämme ein Bündniß, „um," wie sie sich ausdrücken, „mit den Christen ein Ende zu machen." Gegen 3000 streitbare Männer versammelten sich in den Wäldern am obern Pindaré und begannen nun, die nächsten Ortschaften zu überfallen. Der erste Ort, den sie angriffen, war Itarupaua, wo sie 13 Personen tödteten, die Häuser verbrannten, die Pflanzungen zerstörten und das Vieh wegtrieben. Zum Glück hatten die meisten Bewohner Gelegenheit gefunden, sich durch die Flucht zu retten. Am 9. November um 5 Uhr Morgens überfielen sie den Ort Sapucaia und erschlugen 51 Personen in den Betten. Die übrigen Bewohner sammt einigen daselbst befindlichen Soldaten leisteten Widerstand, aber bei der großen Anzahl der Indianer war Alles umsonst. Die Indianer stürmten das Quartier der Soldaten, wo sie 12 derselben tödteten und Waffen und Munition erbeuteten, desgleichen bemächtigten sie sich alles Handwerkszeuges, das zum Bau einer neuen Straße zwischen Monçao und Santa Theresa vorhanden war, plünderten alle Läden und tödteten noch aufs Grausamste weitere 61 Personen von jedem Alter und Geschlecht. Nur drei Männer entkamen aus der Ortschaft, von denen einer noch beim Ueberſetzen des nahen Flusses ertrank und nur zwei die Schreckensbotschaft nach Monçao brachten. Von Sapucaia zogen die Indianer nach Burity puca, zündeten auch diesen Ort an und tödteten die wenigen Bewohner, die sie noch antrafen. Die meisten hatten sich schon nach dem Orte Monçao gerettet. Das Schicksal der Ortschaft Bocabatina, wo etwa hundert Personen wohnen und welcher Ort als Mittelpunkt der Straße zwischen Sapucaia und Santa Theresa einen lebhaften Handel hat, ebenso das Schicksal der Ortschaft Curuzinho, wo etwa 60 Personen wohnen, ist noch unbekannt. Einige Nachrichten lassen alle Bewohner erschlagen sein, andere jedoch versichern, die Bewohner hätten sich zum größten Theile gerettet. In großer Gefahr stehen die Ortschaften Caru oder Januaria, S. Pedro, Villa Velha und Camacaoca, ja selbst die Städte Monçao und Vianna sind nicht mehr sicher. Es fehlt an Waffen, um die Bewohner gegen die wüthenden Indianer zu bewaffnen, und wenn die Regierung nicht schleunigst Hülfe schickt, so wird in Kurzem das ganze Municipium von Monçao von den Indianern verwüstet sein.

Auch in der Provinz Amazonas haben die Indianer angefangen sich zu regen. Eine kleine Militairabtheilung, welche sich am Orte Curinan befand, wurde von den Indianern des Flusses Jauapacy angegriffen, und es gelang ihr nur mit Mühe, sich zu retten. Ebenso beabsichtigten die Indianer einen Ueberfall der Ortschaft Moura, wo ein anderer Militairposten sich befindet, unterließen aber solchen, als sie merkten, daß die Bewohner bei Zeiten Kunde von ihrer Annäherung empfangen hatten. (Späteren Berichten zufolge haben die Indianer in Maranhon, nachdem sie arge Verwüstungen angerichtet, sich wieder in die dichtesten Wälder zurückgezogen.)

Wir finden in der „Colonie-Zeitung" folgende Curiosität, der wir hier eine Stelle einräumen wollen. Schon öfter hörten wir, daß es Katzen gebe, welche den Schlangen, selbst den giftigen, zu Leibe gehen und denselben so geschickt den Garaus zu machen wissen, daß sie selbst nur selten einen Biß wegbekommen. Kürzlich hatten wir das Vergnügen, einen solchen Kampf zu beobachten. Die Katze saß ruhig unter der Hausthür, als plötzlich eine drei bis vier Fuß lange sogenannte Mauseschlange auf das Haus zukam, um in einen nahe befindlichen Wassergraben zu schlüpfen. Die Mauseschlange ist ein ganz ungefährliches, ja sogar in gleicher Eigenschaft, wie die Katze, sehr nützliches Thier, welches die brasilianischen Landbewohner gern in ihren Wohnungen dulden, weil sie die Mäuse, Baratten und anderes Ungeziefer wegfängt. Sie ist weit lebendiger und gewandter als die giftige Jararaca. Sowie nun die Katze die Schlange erblickte, erhob sie sich, kratzte mit ihren Krallen ein paarmal auf den Boden, wie um dieselben zu schärfen, und vertrat der Schlange den Weg. Diese richtete sich hoch auf und versuchte nach der Katze zu beißen, aber während sie dazu ausholte, erhielt sie von der Katze einen Schlag mit der Pfote an den Kopf, so daß sie denselben rasch senkte. Dieses Manöver wiederholte sich wohl sechs bis acht Mal, wobei die Katze, allen Windungen der Schlange folgend, immer über dieselbe herüber- und hinübersprang. Bei diesen Schlägen büßte die Schlange ein Auge ein, was sie merklich muthlos machte und zu einem Fluchtversuche nach dem Graben bewog. Aber die Katze ließ den Feind so ruhig nicht abziehen. Sie trieb die Schlange aus dem Graben wieder auf das freie Feld und das Spiel begann von Neuem. Die Schlange war endlich so abgemattet, daß sie stilllag. Diesen Moment benutzte die Katze und biß ihr zweimal hintereinander rasch in das Rückgrat, was die Schlange zu neuer Wuth anstachelte. Dabei schien aber die Katze ihren Feind durchaus zu mißachten, denn während die Schlange Momente lang stilllag und bloß den Schwanz wüthend bewegte, benutzte die Katze denselben als Spielzeug. Endlich, nachdem der Kampf eine Viertelstunde gedauert hatte und die Schlange immer weniger Widerstand leistete, schien der Katze die Sache langweilig zu werden. Sie reizte durch Häkeln nach dem Schwanze die Schlange zu einem neuen Angriffe und als dieser erfolgte, packte sie mit Blitzesschnelle den Kopf der Schlange in der Mitte und biß ihn mit aller Kraft durch. Die Schlange streckte sich und war todt. Vergnüglich schnurrend nahm die Katze darauf ihren alten Platz ein, ohne sich weiter um die Schlange zu bekümmern.

Der Marquis von Sparta. Die alten Lacedämonier in den Tagen des Lykurgus oder des Agis haben sich von einem solchen ebenso wenig etwas träumen lassen, wie davon, daß einst ein Hyperboräer aus Thule Beherrscher des Landes sein werde. Der junge König Georg aber reist in Europa als „Marquis von Sparta".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Lagerplatz der Tekke-Turkomanen.

Unter den Turkomanen.

Verbreitung der Turkomanen. — Ein Kriegszug der Perser gegen die Tekke von Merw. — Schicksal der Gefangenen unter den Raubnomaden. — Racencharakter der Turkomanen. — Trachten und Zierrathen. — Das Leben im Zelte; Speisen; Tschelem-Wasserpfeife. — Das religiöse Fest Cauda yoti. — Horoskopstellen. — Hochzeiten und Begräbnisse. — Herrn von Blocqueville's Erlösung aus der Gefangenschaft.

Durch Hermann Vambery, der in seinem ausgezeichneten, ungemein inhaltreichen Reisewerke die turkomanischen Völker ausführlich schildert, ist die Aufmerksamkeit in erhöhetem Maße auf diese Raubnomaden gelenkt worden. Sie haben von je eine wichtige Rolle in Innerasien gespielt und sind stets eine wahre Geißel für die Länder gewesen, in welchen eine seßhafte, Ackerbau treibende Bevölkerung wohnt. Die Russen haben übrigens dem Korsarenwesen der Turkomanen auf dem Kaspischen Meer ein Ende gemacht und außerdem einzelne Stämme dazu vermocht, daß sie sich ihnen gegenüber friedlich verhalten. Aber Persien hat immer noch viel von ihnen zu erdulden und ist nie vor Ueberfällen sicher. Die Raubnomaden haben das Steppen- und Wüstengebiet inne vom Kaspischen Meere gen Osten bis nach Chiwa und theilweise bis über den Oxus hinaus; südlich reichen sie bis an die Grenzen Afghanistans und in dieser Richtung sind sie insbesondere der persischen Provinz Chorassan in hohem Grade gefährlich. Der Schah sieht sich oftmals nothgedrungen, Krieg gegen sie zu führen; es ist jedoch sehr schwer, einem solchen Feinde etwas anzuhaben, und nicht selten haben die Perser empfindliche Niederlagen erlitten; namentlich im Jahre 1860.

Damals betheiligte sich Herr H. de Blocqueville, ein französischer Soldat, der auf gut Glück nach Teheran gekommen war, an der Expedition, welche gegen den großen und mächtigen Stamm der Tekke-Turkomanen ausgerüstet worden war. Das persische Heer überschritt die Ostgrenze der Provinz Chorassan, zog bis an den Murgab, an dessen linkem Ufer die Nomaden ein verschanzkes Lager hatten, und besetzte die Stadt Marw oder Merw am 19. Juli. Sie ist von einer dicken Mauer aus gebrannten Backsteinen und einem breiten Graben umgeben, und innerhalb dieser Umfassung können etwa 30,000 Zelte stehen. Ein Arm des Murgab fließt hindurch; unterhalb der Stadt erhält er den Namen Karaiab. Merw ist von Alexander dem Großen gegründet und von dem syrischen König Antiochus Nicator vergrößert und verschönert worden, aber von dieser einst blühenden Stadt, welche damals Antiochia genannt wurde, sind nur Trümmer übrig; sie ist zu einem großen Viehpark barbarischer Nomaden herabgewürdigt worden und besteht nur noch aus einigen Hundert Häusern mit Schlammwänden.

Die Perser wurden aufs Haupt geschlagen; sehr viele, und unter ihnen auch Herr von Blocqueville, wurden gefangen genommen. Diesem Umstande verdanken wir eine sehr gute Schilderung der Lebensweise und der Sitten der Tekke, unter denen er vierzehn Monate verweilen mußte („Le Tour du Monde“ Nr. 328 bis 330). Die Gefangenen wurden

derart gefesselt, daß man allemal drei derselben zusammenband, jeden an einem Fuße; je zwei waren mit Handfesseln an einander gekettet und im Zelt an einem Pfahle befestigt. Der Europäer lehnte sich gegen eine so unwürdige Behandlung auf und vergriff sich an einem Turkomanen; aber man fiel über ihn her, gab ihm eine empfindliche Züchtigung und knebelte ihn nur noch stärker.

Die Turkomanen führen die meisten Gefangenen nach Chiwa oder Buchara, um sie dort als Sklaven zu verkaufen, und sie thun es so rasch als möglich, um die Unglücklichen nicht lange füttern zu müssen. Andere, für die man ein gutes Lösegeld zu bekommen hofft, werden zurückbehalten, und zu diesen gehörte auch Herr von Blocqueville. Ich würde mich, sagt er, über meine Loskaufsumme wohl bald mit ihnen geeinigt haben, wenn mir nicht die Perser einen schlechten Streich gespielt hätten. Um sich bei den Turkomanen angenehm zu machen, sagten sie: „Dieser Europäer hat Geld! Ohnehin besteht zwischen ihm und unserer Regierung ein Vertrag, dem zufolge er um jeden Preis losgekauft werden muß; ihr braucht euch also nicht zu beeilen und könnt abwarten." — Ich wandte mich an mehrere persische Offiziere und bat sie, mir Geld zukommen zu lassen, ich wolle ihnen dasselbe in Meschhed wieder erstatten, aber sie ließen sich auf nichts ein. Bucharische Kaufleute wollten mich ranzioniren und angeblich nach Meschhed bringen; ich wußte aber, daß sie mich nach Buchara zu schleppen gedachten und daraus wären mir nur neue Ungelegenheiten erwachsen. Die Turkomanen forderten für mich den Werth von etwa 470 Francs, doppelt so viel wie für einen gewöhnlichen Soldaten. Schlimm war, daß wir Gefangene entsetzlich schlecht beköstigt wurden. Morgens und Abends erhielt ich ein Stück Brot und ausnahmsweise wohl auch eine Zwiebel. Den Turkomanen gegenüber heuchelte ich vor rohem und auch vor getrocknetem Fleisch einen großen Abscheu, aber es war ein Festmahl für mich, wenn ich dergleichen heimlich verschlingen konnte. Man hatte mir nur sehr dürftige Bekleidung gelassen; ich schlief auf der platten Erde, und das war nicht länger zu ertragen. Ich ging also zu dem gleichfalls gefangenen persischen Artilleriegeneral Abdul Ali Chan, der mir etwas Geld vorstreckte, und so konnte ich mir Winterkleider verschaffen, z. B. mit Pelz gefütterte Filzstiefel, Beinkleider, einen Rock, einen weiten Ueberwurf von Schaffell und sogar zwei Hemden. Auch schor ich mir das Kopfhaar ab und war nun weniger von Ungeziefer geplagt; dazu gebrauchte ich die Vorsicht, Hosen und Hemden dann und wann auszukochen, und nun konnte ich mich so reinlich halten, wie es überhaupt unter diesen unsauberen Leuten möglich ist. Die Turkomanen begnügen sich, um der lästigen Gesellschaft sich zu entledigen, damit, daß sie ihre Kleider über das Feuer halten und das Ungeziefer verbrennen. —

Es ist schwer, den Racencharakter der Turkomanen genau zu bestimmen. Die verschiedenen Stämme haben im Allgemeinen allerdings denselben Typus, aber bei sehr vielen Individuen treten doch sowohl in der Schädelbildung wie in den Gesichtszügen starke Abweichungen auf. Herr v. Blocqueville entwirft folgende Schilderung. Der Körper ist von Mittelgröße und guten Verhältnissen; keine besonders starke Muskelentwickelung, aber doch kräftiger Bau; Hautfarbe weiß; Gesicht rund, Backenknochen vorstehend, breite, starkknochige Stirn, das enggeschlitzte Auge mandelförmig, klein, lebhaft, intelligent; Nase klein und aufwärts gebogen, Lippen ziemlich dick; spärlicher Schnauzbart, nur wenig und dünnes Haar am Kinn und auf den Wangen. Die Ohren sind stark entwickelt und stehen so weit ab, daß man sie bemerkt, wenn man einen Turkomanen im Profil betrachtet. — Man sieht, hier sind manche mongolische Kennzeichen vorhanden.

Eine Turkomanin.

Die Tracht besteht aus einem weiten Beinkleide, das bis auf die Füße hinabfällt und an den Knöcheln mit einem Stück Zeug umwickelt wird; einem Hemd ohne Kragen, das auf der rechten Seite bis zur Hüfte offen ist und über der Hose getragen wird; es fällt bis auf die Hälfte des Schenkels hinab. Darüber trägt man mehrere weite Röcke, die vorn offen sind, mit einem Gürtel von Wollen- oder Baumwollenzeug. Die Aermeln sind lang und weit; auf dem Kopfe sitzt ein Käppchen und auf dasselbe wird der Talback gestülpt, diese kegelförmige Mütze aus bucharischem (uneigentlich astrachanisch genannten) Lammsfell oder auch von ordinairem Schafsfell. Für gewöhnlich trägt der Mann eine Art von Pantoffeln oder auch Sandalen aus Kameel- oder Roßhaut; im Winter und wenn man zu Pferde steigt, trägt Mann und Frau Stiefeln. Man

umwickelt den Fuß mit einer Art Flanell, dieser reicht bis auf die Wade und wird um das untere Ende des Beinkleides gewunden; darüber zieht man einen Stiefel von dickem aber sehr weichem Filz und erst über diesen noch einen Stiefel von russischem Leder, der bis über die Knie hinaufgeht; die Nähte sind inwendig, der Absatz ist sehr hoch und mit Eisen beschlagen. Messer und Feuerzeug hängt bei jedem Turkomanen am Gürtel.

Bei den Frauen tritt der Gesichtstypus schärfer hervor, als bei den Männern, die Backenknochen sind noch weiter vorspringend, aber die Haut ist, trotz der großen Unsauberkeit, sehr weiß; Haar sehr dick aber nur kurz; deshalb werden lange Stränge von Ziegenhaaren hineingeflochten und diese verziert man mit Kügelchen von Silber oder Glas. Die Frau trägt ein Beinkleid, das am Knöchel ganz eng ist, weites, lang herabhängendes Hemd oder vielmehr eine Art Rock, auf welchem vor der Brust allerlei platte Silberstücke befestigt sind. An beiden Schläfen hängt ein Haarstrang bis unter das Kinn herab; das übrige Haar wird in zwei Theile gescheitelt und fällt, das Ziegenhaar mitgerechnet, bis auf die Hüften hinab. Den Kopf bedeckt eine runde Kappe und über derselben trägt man einen lang herabhängenden Schleier von Seide oder Baumwolle. Dazu kommt eine Art von Turban oder Stirnband, etwa drei Finger breit, und auch hier fehlt Silberschmuck nicht. Ein Zipfel des Schleiers wird unter dem Kinn hinweggezogen und an der einen Seite des Kopfes vermittelst einer Spange befestigt; zuweilen rückt man ihn, wie es auch die Armenierinnen thun, bis an den Mund hinauf.

Die Ohrringe sind von massivem Silber und allemal dreieckig; sie haben manchmal Arabesken von Gold und einen Karneolstein; von der breiten Seite des Dreiecks hängen kleine Ketten herab, an welchen ein kleines, rautenförmiges Silberplättchen befestigt ist; vermittelst eines silbernen Hakens hängt man diesen Schmuck ins Ohr, und derselbe wird dann oben auf dem Kopfe derart angehakt, daß er den Ohren gleichsam als Stütze dient; dasselbe könnte sonst kaum die schwere Last tragen. Die meist ovalen Armbänder sind zwei bis drei Finger breit, und an der einen Seite offen, so daß man mit genauer Noth die Hand hindurch zwängen kann. Auch für

1. Ohrgehänge. 2. Armbänder. 3. Halsbänder. 4. Fingerring.

das Halsband gilt eine von Alters her überkommene Form, welche indessen je nach dem Werthe verschieden ist. Eine biegsame Platte mit einem Scharnier wird um den Hals gelegt, an derselben hängt eine rautenförmige Platte von der Größe einer Hand; sie ist mit Karneolen verziert, und an ihr hängen wieder kleine Ketten, deren jede unten ein Silberplättchen hat. An einem ledernen, abermals mit Silber verzierten Gehänge, ist ein Kästchen angebracht, gleichfalls von dreieckiger Gestalt und ausgezackt; die Spitze des Dreiecks hängt allemal nach unten. In diesem Gehäuse werden die Talismane aufbewahrt, und diese bestehen zumeist in Koransprüchen. Zu alle dem kommt dann noch eine runde, ausgezackte Platte, welche bis auf den Oberleib hinabhängt und einer Sonne gleicht. Unsere Abbildungen zeigen, wie die Schmucksachen der Turkomaninnen beschaffen sind; wenn ein Dutzend derselben neben einander her geht, etwa um Wasser zu holen, dann hört man ein Geklimper und Geklapper, als ob eine Maulthierkarawane daher zöge. Bei den Kleidern sind die Farben roth, gelb und amaranth vorherrschend. Manche Frauen gehen höchst unsauber und geradezu zerlumpt; sie sind ganz arm, haben vielleicht keinen Sack Mehl im Zelte, aber um Alles in der Welt würden sie sich nicht von ihrem Schmucke trennen; sie legen ihn selbst am Abend nicht ab; er muß selbst beim Schlafen an ihnen hängen. Die Männer verschmähen jeden Putz, nur junge Stutzer tragen wohl eine Spange mit einem Karneol und befestigen mit derselben ihr Hemde vor der Brust. Den Kindern wird das Haupthaar abgeschoren; man läßt auf dem Kopfe nur zwei Zotteln an den Seiten und eine dritte oben auf dem Wirbel; hinter den Ohren bleibt wohl auch ein Zöpfchen stehen, das geflochten wird. Auch den Mädchen scheert man das Haar ab und läßt wie bei den Knaben Zotteln stehen, die aber mit seidenen oder wollenen Bändern durchflochten sind und auf den Rücken herabfallen. So gehen sie, bis sie etwa siebenzehn Jahre alt sind. —

Aus der oben mitgetheilten Schilderung des Racentypus geht schon hervor, daß die Turkomanen von sehr gemischtem Blute sind. Sie haben Frauen von allen Nachbarvölkern geraubt und mit denselben Kinder gezeugt; auch haben sich Afghanen, Perser ꝛc. in ihrer Mitte niedergelassen; aber es hat sich doch ein Gepräge derart herausgebildet, daß man einen Turkomanen auf den ersten Blick erkennt.

Herr de Blocqueville rechnet auf die Tekkes etwa 30,000 Zelte, deren jedes einer Familie zur Wohnung dient; manchmal haben mehrere unverheirathete Männer ein Zelt inne. Die Stämme führen fast immer Krieg oder Fehde und deshalb kann die Volksmenge nicht beträchtlich anwachsen.

Die Achals an der Grenze von Chorassan sind eben so zahlreich; sie und die Tedschen, an dem gleichnamigen Flusse, sind Stammverwandte der Tekkes. Da sie weit aus einander wohnen, so können sie ihre Kriegs- und Raubzüge nicht gemeinschaftlich unternehmen, sie borgen aber zu solchem

3bis. Halsband. 5. Cylinder mit einem Talisman. 6. Turban. 7. Treffen. 8. Laute.

Zweck einander dann und wann ein paar Hundert Reiter. Die Tekke von Merw sind in 24 Stämme getheilt, deren jedem ein bestimmtes Gebiet zugewiesen ist. Nur bei großer Gefahr vereinigen sie allesammt ihre Krieger in einem großen Ringe. Jeder Stamm ernennt seinen Kedkuda, den Häuptling, der auch wohl als Weißbart, Rische-sefid, bezeichnet wird. Auf Chans, Leute aus alten, angesehenen Familien, wird nur Rücksicht genommen, wenn sie die für einen Häuptling erforderlichen Eigenschaften besitzen. Ein Kedkuda muß ein intelligenter, sehr tapferer Mann sein, der

9. Kopfputz einer Matrone. 10. Sonne von Silber. 11. Frauenhemd. 12. Kopfputz eines jungen Mädchens. 13. Knabenmütze.

seine Proben abgelegt hat. In wichtigen Fällen halten die Weißbärte der verschiedenen Stämme eine Rathsversammlung; dabei wird über Krieg verhandelt, über die Vertheilung des Wassers zum Berieseln der Aecker, über Deiche und Canäle, überhaupt alle Angelegenheiten von öffentlichem Nutzen. Gesellschaftlich sind alle Turkomanen einander gleichgestellt, und sie leben unter sich auf sehr cordialem Fuß und im besten Einvernehmen. Der Schäfer ist so gut wie der Häuptling und der Diener wird als Mitglied der Familie betrachtet.

Auch die Wohnungen der Armen wie der Reichen glei-

chen einander, nur daß jene der letzteren besser gehalten sind. Die Aufrichtung eines neuen Zeltes geschieht unter Festlichkeiten. Man ersucht Nachbaren und Freunde, sich an einem bestimmten Tage zur Aufrichtung des Gitterwerkes einzufinden. Sobald dasselbe steht, aber noch nicht mit Filz gedeckt ist, schafft man den Hausrath hinein, insbesondere Teppiche, Säcke voll Lebensmittel und einige Stücke Seiden- und Baumwollenzeug, die mit Federn geschmückt werden. Dann treten die Freunde ein und machen ihre Bemerkungen; nachher folgen Ringkämpfe, Wettrennen zu Pferde und Wettschießen im Galop nach irgend einem Ziele. Nachher kommt der Schmaus; man hat Hämmel geschlachtet, trägt Reis auf, trinkt Thee,

In einem Turkomanenzelte.

raucht Taback und hört den Musikanten zu, welche der Wirth bestellt hat.

Der Mann sitzt gewöhnlich neben der Feuerstelle, welche sich hinten im Zelte, dem Eingange gerade gegenüber, befindet; die Frau sitzt rechts vom Eingange; Männer, die zum Besuche kommen, gehen auf die linke Seite. Ein fester Tragbalken oder Quergurt giebt dem Filzdache Festigkeit gegen den Sturm; aber manchmal ist dieser so heftig, daß man die Filzplatten abnehmen muß. Das Vieh hält sich im Winter wie im Sommer in der Nähe des Zeltes auf; in der kalten Jahreszeit findet es in tiefen Gräben Schutz gegen den Wind.

Die Nahrung ist einfach: Morgens trockenes Brot mit

Zwiebel oder auch ein dünner Brei. Gewöhnlich hält man bei jedem Zelt einen Schöps oder eine Ziege, um bei festlichen Gelegenheiten etwas zum Schmausen zu haben. Man löst die Knochen aus dem Fleische, das in Stücke zerschnitten und gesalzen wird; doch etwas trocknet man, damit es Hochgeschmack bekomme, welchen die Turkomanen sehr lieben; das Uebrige packt man in den Wanst und nimmt nach Bedarf heraus, wenn man Suppe kochen will. Die Kinder bekommen die Eingeweide, rösten dieselben leicht über einem Feuer und saugen Tage lang an den kaum gereinigten Gedärmen herum. Suppe, Schurnch, ist ein Lieblingsessen; sobald die Nachbarinnen den Brodem riechen, finden sie sich unter einem beliebigen Vorwand ein. Dann nimmt eine nach der andern den Holzlöffel, rührt damit im Kessel herum und leckt ihn ab. Nachher nimmt die Hausfrau das Fett, welches sich am Rande festgesetzt hat, und Stücken Fleisch mit der Hand weg und bietet dasselbe den Gevatterinnen, wenn der Ausdruck paßt, zum Lecken dar; dabei vergißt sie sich selber keineswegs. Nachher thut sie wieder Wasser, Salz, rothen Pfeffer und Kürbis hinzu. Die fertige Suppe wird in große Näpfe gegossen und dann brockt man Brot hinein. Vor dem Essen wäscht man die Hände, zur Reinigung derselben wären aber ganz andere Dinge nöthig als Wasser allein.

Das Mahl beginnt; der Hausherr spricht sein Beom Allah, im Namen Gottes; die Männer essen allein, eben so Frauen und Kinder. Erst fischt man mit dem Löffel etwas Brühe heraus und bringt das Uebrige mit den Fingern zum Munde. Von Unterhaltung ist keine Rede; man speist sehr rasch, leckt sich nachher die Finger ab, und was von Fett noch an denselben haftet, wird im Gesicht herumgestrichen, damit die Haut recht glänzend werde; man streicht dann auch Fett auf die Stiefel, und an diesen kann man allemal abnehmen, ob der Turkomane Fleisch gegessen hat oder nicht. Nachdem das Alles abgethan ist, spricht der Hausvater ein: Beom Allah, alrahman alrahim, Allah ekbehr, und dann streichen alle Gäste mit der flachen Hand über den untern Theil des Gesichtes und den Bart. Als ich ein Zelt für mich bekommen hatte, sagt Herr de Blocqueville, und mir eine Oellampe herrichtete, kamen meine Nachbaren und tauchten ihre Finger in dieselbe, oder sie ließen an der Flamme ein Stück Schafstalg zergehen, damit rieben sie sich und ihren Kindern das Gesicht ein.

Turkomanische Mühle.

Nach der Mahlzeit wird geraucht und zwar aus dem Tschelem, einer Wasserpfeife, welche mit der persischen Nargile Aehnlichkeit hat; nur hat sie statt des gläsernen Behälters ein dergleichen von Holz in der Form eines Kürbisses, und manchmal muß der letztere selber aushelfen. Da wo das Rohr sein sollte, befinden sich zwei Löcher neben einander; auf das erstere legt man die Lippen und zieht den Tabacksrauch an sich, das zweite hält man mit einem Finger zu, den man aufhebt, sobald es darauf ankommt, eine doppelte Menge Rauch einzuschlürfen. Der Turkomane nimmt drei oder vier Züge so hastig als nur angeht und athmet den Rauch so tief als möglich ein; während er ihn dann aus dem Munde bläst, reicht er die Pfeife seinem Nachbar. Nun starrt er mit den Augen und bückt sich nach vorn über. Der Taback kommt aus Buchara und ist sehr stark; das Blatt wird zwischen den Händen zerrieben und dann eingestopft.

Thee wird nach der Mahlzeit und auch zu anderen Tagesstunden genossen, stets ohne Zucker. Man hat den sogenannten Ziegelthee, der zu Backsteinen geformt aus China kommt, und grünen, parfümirten Perlthee; dieser ist sehr stark und wer ihn in sehr großer Menge genießt, bekommt in reiferen Jahren das Zittern. Den Schnupftaback versetzt man mit Sesamöl.

Der Turkomane hat auch Bohnen, die er mit Mehl, rothem Pfeffer, Salz und saurer Milch kocht; Reis gilt für einen Leckerbissen, besonders wenn er mit Fleisch, Sesamöl und gelben Rüben zubereitet wurde. Melonen und Kürbisse sind eine alltägliche Speise; aber auch Schöpsenhaut wird gegessen. Man läßt sie frisch einige Zeit liegen, damit sie starken Geruch bekomme; dann geht die Wolle leicht ab, man schneidet die Haut in lange Streifen, röstet sie auf dem Feuer, aber nur leicht, damit sie das Fett nicht verliere, und zerkauet sie, allerdings nicht ohne Mühe! Kameelsmilch läßt man in Schläuchen oder Krügen gähren; sie wird dann hellbläulich, scharf wie Citrone, schmeckt und riecht aber unangenehm. Ein anderes gegohrenes Getränk haben die Turkomanen nicht.

Sanda yoti, religiöser Festschmaus der Turkomanen.

Zum Lobe muß man ihnen nachsagen, daß sie die Frauen mit viel mehr Rücksicht behandeln, als bei anderen Mohammedanern der Fall ist. Aber diese Frauen verrichten auch schwere Arbeit; namentlich ist das Mahlen des Getreides, das jeden Tag geschieht, sehr anstrengend. Sie spinnen Seide, Wolle und Baumwolle, verfertigen und nähen den Filz, schlagen das Zelt auf und ab, holen Wasser, färben die Zeugstoffe und bereiten Teppiche. Ihr Webstuhl ist ungemein einfach. Jeder Stamm hat sein besonderes Zeugmuster, das sich von Mutter auf Tochter vererbt. Der Mann bestellt das Feld und besorgt die Ernte, wartet die Thiere ab und macht Raubzüge, um Beute heimzubringen; er verfertigt wollene Seile, hält das Geschirr für Kameele und Pferde in Ordnung, spielt auf der Laute, singt, thut sich in Thee eine Güte und raucht Taback.

Die Kinder werden im Alter von zehn bis zwölf Jahren zur Arbeit angehalten, bis dahin lernen sie lesen und schreiben. Der Mollah, Schulmeister, erhält Geschenke in Naturalien, z. B. Korn und Zwiebeln, und etwas Geld; er giebt sich alle Mühe, schreibt jedem die Aufgabe auf eine Tafel und die Mutter hört dem Kinde zu Hause die Lection ab. Blocqueville lobt an den Turkomanen ihren Eifer, sich zu unterrichten und Bücher zu lesen.

Als sunnitische Mohammedaner befolgen sie allerdings die religiösen Vorschriften, sind aber nicht gerade fanatisch und treiben auch nicht so viel Ostentation mit äußeren Bräuchen, wie manche anderen muselmännischen Völker. Sie nehmen z. B. keinen Anstand, mit Juden zu essen und Taback zu rauchen. Anfangs versprachen die Zeltbesitzer, bei welchen der Europäer wohnte, ihm große Vortheile, wenn er sich zum Islam bekehren und im Lande eine Frau nehmen wolle; sie erwähnten aber der Sache nicht mehr, als er ihnen entgegnete: „Was würdet ihr von einem Muselmanne denken, der seine Religion gegen eine andere vertauscht?“ Die Talismane werden von anerkannt frommen Mollahs geschrieben; er wählt dazu Sprüche aus dem Koran. Diese legt man zwischen zwei silberne Plättchen und nähet sie in ein dreieckiges Stück Leder, welches dann auf der Kopfbedeckung, auf dem Hemd oder an irgend einem andern Kleidungsstücke befestigt wird. Manche Kinder sind mit solchen Amuleten gleichsam bedeckt und tragen obendrein noch in Silber gefaßte Vogelkrallen; diese helfen gegen den bösen Blick. Pferde, Kameele und Schafe haben Amulete am Halse hängen und in jedem Zelte sind mehrere derselben angebracht.

Ein turkomanischer Brautzug.

Alljährlich wird ein großes religiöses Fest gefeiert, das Canda yoti, d. h. Gottes Weg. Man will dabei Allah ehren und die Gunst des Himmels auf sich lenken, damit Menschen und Vieh vor Krankheit bewahrt bleiben und Alles, was der Turkomane unternimmt, gelinge, namentlich die Raubzüge. Diese gelten ja für verdienstliche Werke, weil sie gegen „Ungläubige“ unternommen werden. Bei reichen Familien geht es am Tage des Canda yoti hoch her; man stellt so viele Kessel als möglich in einer langen Reihe auf und kocht in denselben Fleisch; die Frauen backen Kuchen und Pasteten, rings um das Zelt herum sind Teppiche ausgebreitet und der Wirth giebt sich alle Mühe, seine Gäste zu befriedigen. Auf jedem einzelnen Teppiche sitzen vier bis sechs Männer, und diese Gesellschaft bekommt einen besondern Kessel; bevor der Schmaus beginnt, spricht der älteste unter den Teppichgenossen eine Art Gebet und erfleht vom Himmel Segen für die, welche das Canda yoti veranstaltet haben. Nachdem die Gäste sich gesättigt haben, bestreichen sie Gesicht, Hände und Stiefel mit dem Fette und stehen dann auf, um einer andern Teppichpartie Platz zu machen.

Die Turkomanen sind habsüchtig und namentlich auf goldene oder silberne Sachen erpicht. Was sie von dergleichen nur sehen, das wird gierig angeschaut und man berührt damit das Auge. Die Frauen haben eine wahre Leidenschaft, alles Mögliche zu betasten. Eine Neuvermählte sieht z. B. ein hübsches Kind; sie berührt dasselbe sofort mit beiden Händen und bestreicht sich dann den Körper, weil sie überzeugt ist, daß jene Berührung einen sehr heilsamen Einfluß auf sie haben werde.

Das Horoskopstellen geht allgemein im Schwange. Der Turkomane setzt sich vor einen kleinen Sandhaufen, streift die Rockärmeln bis über den Elbogen auf, reibt sich die Arme mit Sand und streicht sich mit beiden Händen Stirn, Gesicht und Brust. Dann greift er in den Haufen, gestaltet denselben so, daß er einen Kreis bildet, der oben flach ist, und macht in den Sand so viele Streifen als das Alphabet

Buchstaben hat. Nachher reicht er einem andern Manne drei Strohhalme und ersucht ihn, dieselben ganz nach Belieben in die Streifen zu legen; sobald das geschehen ist, fängt er zu zählen an und je nachdem die Halme von dem oder jenem Buchstaben mehr oder weniger entfernt sind, findet er für das, was er unternehmen will, eine gute oder eine böse Vorbedeutung.

Im Allgemeinen befleißigt sich der Turkomane einer würdevollen Handlung, aber manchmal benimmt er sich doch heiter, sorglos und sogar enthusiastisch; dann vergißt er auch seine Habgier und Raubsucht und kann freigebig sein. Tapfer und intelligent ist er ohnehin; aber auch ein arger Dieb. Alles stiehlt; das Kind bestiehlt seine Mutter, die Frau den Mann, die Schwester den Bruder; aber nur in der Familie selber wird gestohlen. Wer im Zelte eines Andern etwas nehmen wollte, wäre gleichsam vogelfrei und für alle Zeit entehrt. Zwistigkeiten werden vor die Aeltesten oder den Kadi gebracht und von diesen entschieden. Ein Handelsgeschäft kann wohl ein paar Monate sich hinschleppen, bevor ein Abschluß erfolgt; nachdem das geschehen ist, werden alle Bedingungen ehrlich gehalten, auch wenn das Geschäft sich als nachtheilig ausweist. Gegen Feinde und Gefangene befleißigt man sich freilich eines so rechtschaffenen Benehmens nicht; im Uebrigen legen sie jedoch Werth darauf, daß Wort gehalten werde.

Jeder hat große Anhänglichkeit an seinen Stamm und bringt für die Interessen desselben jegliches Opfer. Selten kommt Streit oder Zank vor, und selbst bei heftigen Reden und Gegenreden beleidigt man einander nicht mit Scheltworten oder Schimpfreden. Sobald Fremde im Zelte sind, zieht die Frau den Zipfel ihres Schleiers über das Kinn und spricht nur mit leiser Stimme, denn es verstößt keineswegs gegen den Anstand, sich mit den Gästen zu unterhalten. Sie kann ganz allein von einem Stamme zum andern gehen und wird nicht die geringste Unbilde erfahren. Wer auf Besuch kommt, hebt den Vorhang der Zeltthür auf, bückt sich beim Eintreten, bleibt dann stehen, erhebt sich, blickt ein paar Secunden in die Höhe, damit die Frauen Zeit haben, den Schleier über das Kinn zu ziehen, und sagt dann seine Begrüßung. Darauf kommen Fragen und Antworten über das

Turkomanisches Begräbniß.

Wohlbefinden der Familie, über Angelegenheiten des eigenen oder eines andern Stammes und die Frau bringt Brot, Wasser, saure Milch oder eine Melone, aber der Brauch will, daß davon nur sehr wenig genossen wird.

Die Mädchen werden nicht vor dem sechszehnten oder siebzehnten Jahre verheirathet; bis zu diesem Alter werden sie bei der Arbeit nicht angestrengt, damit sie frisch bleiben. Ein Bewerber kann das Gesicht einer Schönen in aller Muße betrachten, denn diese Nomadinnen verschleiern ja dasselbe nicht. Eine Freundin oder Verwandte übernimmt das Kaufgeschäft, der Mollah setzt den Contract auf und bestimmt zur Hochzeit einen Tag von guter Vorbedeutung. An diesem ist das Zelt sehr sauber und mit Teppichen, Säcken, Seidenzeug, Federn und dergleichen mehr aufgeputzt. Gewöhnlich erscheint der Bräutigam um die Mittagszeit; wer aber arm ist, holt die Braut am Abend und ladet keine Gäste ein.

Mutter, Schwestern, Verwandte und Freundinnen der Braut, alle mit so viel Silbersachen als möglich aufgeputzt, sind beisammen. Sie legen auf drei oder vier Kameele Seidenzeug und Teppiche, bedecken damit Hals und Kopf der Thiere und setzen sich dann in den Sattel. So geht der Zug nach dem Zelt, in welchem sich die Braut befindet. Die Männer bilden zwei Gruppen; eine geht hinter den Frauen her, die andere ist beritten und bewaffnet wie zu einem Kriegszuge und trabt voran; in der Nähe des Zeltes reitet man in voller Carriere und feuert die Gewehre ab. Im Zelt ist dann viel des Hin- und Herredens; die Angehörigen der Braut stellen sich, als wollten sie dieselbe nicht hergeben, und auch sie sträubt sich scheinbar. Doch läßt sie sich gern rauben; vor der Thür stehen jene Männer, welche zu Fuß kamen, legen sie auf einen Teppich, den sie an allen Zipfeln halten und laufen in aller Eile zu den Kameelen. Diese Flucht wird von den Reitern gedeckt gegen die Angehörigen der Braut, welche hinter den Teppichträgern hereilen und Erdschollen nach ihnen werfen. Es versteht sich von selbst, daß die Kameele erreicht werden und dann hört die scheinbare Verfolgung auf; die Braut kommt zum Vorschein und einige Frauen hängen ihr einen Schleier über den Kopf; sie darf jetzt nur Augen und Nase sehen lassen, schreitet dem Zuge voran, verzieht aber keine Miene. Wenn sie

an einem Zelte vorbeikommt oder Leuten begegnet, wird der Schleier entfernt, damit man ihr Gesicht sehen könne. Vor dem Hochzeitszelte geht es dann laut her, die versammelte Menge schreiet Lebehoch und die Kinder bekommen Pasteten. Inzwischen ist die Braut ins Zelt gebracht worden, wo sie sich im Hintergrunde setzen muß und zwar so, daß sie der Thür den Rücken zukehrt. Sie empfängt Besuche und nimmt Glückwünsche entgegen, aber nur von Frauen; die Männer müssen draußen bleiben bis der Schmaus beginnt. Volle zwei Wochen lang muß die Braut im Zelt bleiben; dann wird sie von den Verwandten des Bräutigams in ihr elterliches Zelt zurückgeführt und bleibt dort ein Jahr, oder auch wohl achtzehn Monate lang und wird dann und wann heimlich von ihrem Manne besucht. Die Aeltern sind für ihre Aufführung in dieser ganzen Zeit verantwortlich; nach Ablauf derselben wird sie auf einem geschmückten Kameel zu ihrem Manne geführt, bei welchem sie fortan bleibt. Bei ärmeren Leuten werden weniger Umstände gemacht. Der Turkomane kann mehrere Frauen heirathen und er soll eigentlich für jede derselben ein besonderes Zelt haben; doch wohnen manchmal zwei in demselben Zelt und dann fehlt es nicht an Scenen der Eifersucht. Neugeborene Kinder legt man in eine mit weichem Sande gefüllte Hängematte; die Geburt eines Knaben wird dadurch angezeigt, daß man einen weißen Lappen an die Thür des Zeltes hängt.

Der Todte wird auf einen Teppich gelegt und bleibt eine Weile im Zelte; die Frauen der Familie sitzen um ihn herum und müssen in Zwischenräumen seufzen, namentlich wenn Trauerbesuch kommt. Dann ist es auch ihre Obliegenheit, alle guten Eigenschaften des Verstorbenen aufzuzählen; er sei ein guter Ehemann, Vater, Bruder und Sohn gewesen; dann folgt Geheul und Geschluchze, das von den draußen sitzenden Männern mit tiefen Seufzern beantwortet wird. Dabei starren sie mit den Augen auf einen Punkt am Boden und bedecken nachher das Gesicht mit beiden Armen oder mit dem Rockschoße. Nachdem sie so wohl zwölfmal geseufzt haben, wird die gewöhnliche Physiognomie wieder angenommen, Thee getrunken und Taback geraucht.

Am zweiten oder dritten Tage legt man den Todten auf eine Tragbahre in einen Teppich. Zum Grabe wird er nur von Männern getragen und auch nur von solchen begleitet. Die nächsten Anverwandten gehen voraus und wehklagen unablässig. Nach dem Begräbnisse pflanzt man da, wo der Kopf liegt, eine Stange in die Erde und befestigt bunte Lappen daran; manchmal wird, wie unsere Abbildung zeigt, das Grab mit einer niedrigen Erdmauer umfriedigt. — —

* * *

Herr de Blocqueville war, wie schon früher bemerkt, vierzehn Monate lang als Gefangener bei den Turkomanen. Im Mai 1861 bezogen alle Tellestämme ihre gewöhnlichen Lagerplätze; der Europäer befand sich damals unter dem Stamme der Khungurs. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie sehr er den Tag herbeisehnte, an welchem die Loskaufssumme eintreffen werde; er hatte sich brieflich nach Mesched, der Hauptstadt der persischen Provinz Chorassan, gewandt, aber Woche nach Woche verlief, ohne daß er Antwort erhielt. Den Turkomanen selbst war es bei dieser langen Verzögerung nicht ganz geheuer; der Aga, bei welchem Blocqueville war, sagte eines Tages seinem Bruder: „Wenn dieser Europäer stirbt, dann bekommen wir gar nichts, wir müssen uns beeilen, ihn loszuwerden.“ Sie machten ihm den Vorschlag, seinen Diener, der zugleich Dolmetscher war, als Unterhändler nach Mesched zu senden, und als er eben dorthin unterwegs war, kam ein geheimer Agent von Blocqueville's europäischen Freunden, um den Loskauf zu vermitteln, er mußte jedoch unverrichteter Dinge abziehen. Nun mischten sich einige persische Kaufleute als Unterhändler ein, wollten aber einen großen Schnitt für sich machen und verbreiteten übertriebene Gerüchte von der großen Bedeutung des Gefangenen, welchen der Schah um jeden Preis, sei derselbe auch noch so hoch, loskaufen müsse. Die Turkomanen schroben nun bei der persischen Regierung ihre Forderungen ins Unverschämte hinauf. Unter solchen Umständen konnte die Sache sich ins Unendliche verschleppen und der Gefangene dachte an Flucht. Aber er war Tag und Nacht unter Aufsicht, alle Pferde in der Nähe der Zelte waren angekettet und auf die Beihülfe eines Turkomanen durfte er nicht hoffen. Gegen Vorausbezahlung hätte sich wohl einer finden lassen, der Beihülfe zu leisten geneigt war, er würde aber sicherlich den Mann verrathen oder ihn unterwegs todtgeschossen und beraubt haben. Ein Kaufmann aus Buchara erbot sich, ihm die Flucht möglich zu machen; er kaufte auch ein gutes Pferd und um Neumond sollte das Wagniß ausgeführt werden. Aber war auf diesen Bucharen Verlaß? Lag es nicht etwa in seiner Absicht, den Flüchtling nach Buchara zu schaffen und seinerseits von dort aus ein hohes Löfegeld für den Ungläubigen zu verlangen? Indessen blieb keine andere Wahl und die Vorkehrungen wurden mit der größten Umsicht getroffen.

Da traf, etwa acht Tage vor Neumond, eine geheime Botschaft vom persischen General Jussuf Chan ein, der selber Gefangener war, aber in einem andern Stamme. Die Provinzialregierung von Chorassan hatte ihn beauftragt, Blocqueville's Angelegenheit zu Ende zu bringen und den Loskauf zu besorgen. Nach langem Hin- und Herverhandeln gelangte die Sache zum Schluß und die Turkomanen bekamen 1867 Tomans tengue, d. h. nach europäischem Gelde 87,524 Francs, und obendrein mußten die Perser noch fünf gefangene Turkomanen freilassen!

Jung-Rußland und der Nihilismus.

Der Gährungsproceß, in welchem sich die Russen befinden, weist eigenthümliche Erscheinungen auf und geistige Formen, die eine ganz besondere Färbung haben. Die Entwickelung nimmt eben in dem Czarenreiche, das von Geographen manchmal als ein „Steppentheil neben Europa“ bezeichnet worden ist, einen andern Verlauf, als in den germanischen und romanischen Ländern. Die Großrussen, „Moskowiter“, wurden bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von der übrigen Welt als Halbasiaten betrachtet. Durch Peter den Großen wurden sie in das politische Getriebe des Abendlandes hineingerissen, und seitdem erhielten sie auch viele Einrichtungen des absolutistischen Polizei- und Beamtenstaates, der seit Ludwig dem Vierzehnten eine wahre Eiterbeule für die Völker gewesen ist und durch welchen so manche Revolutionen hervorgerufen worden sind. Czar Peter brach mit dem altrussischen Staate und verpflanzte in denselben

das Rang-, Titel- und Beamtenwesen, das seitdem den ärgsten Krebsschaden für Rußland bildet und eine Corruption ins Leben gerufen hat, die nur in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ihr Nebenstück findet; durch dasselbe wurde das ganze öffentliche Leben vergiftet. Schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war die Leibeigenschaft den Bauern aufgezwungen worden. Diese ist gefallen; auch der Polizei- und Beamtenstaat kann sich auf die Dauer nicht so halten, wie er geworden ist; darüber herrscht auch keine Meinungsverschiedenheit mehr.

Die Russen sind ein sehr begabtes Volk und in den höheren Classen herrscht große geistige Regsamkeit, die aber oftmals die Merkmale des Ungeregelten trägt. Die leichte französische Literatur wirkt auf die Leute von moskowitischer Race nicht günstig ein, und die abendländische Civilisation gewinnt in Rußland vielfach einen ganz besondern Zuschnitt. Während ein Theil der gebildeten Classen sich an das Solide hält und namentlich unter den Gelehrten manche ernste und gediegene Männer gefunden werden, geht ein anderer Theil aus Rand und Band. Czar Nikolaus mit seinem straff-despotischen System und seiner eisernen Ruthe hatte gewähnt auch die Geister bannen und niederhalten zu können. Er selber jedoch mußte es noch mit ansehen, daß sein Werk in Trümmer fiel. Der Despotismus im Staate hat wesentlich dazu beigetragen, die Anarchie in den Geistern hervorzurufen; jener war unsittlich und widersinnig; es konnte nicht fehlen, daß alle guten Köpfe sich gegen denselben auflehnten. Diese Aufbäumung gegen den von außen und von oben her drückenden Zwang geschah in einer Weise, die für das Raceelement von Wichtigkeit ist. Ein nicht geringer Theil der Jugend, welche wie auf einer raschen Locomotive in die Bewegung hineinrannte, wirft alles Alte über Bord, will Tabula rasa machen und auf ihr dann ein Gebäude aufführen, zu welchem sie einen luftigen Phantasieplan entworfen hat. In Großrußland, wo im Volk eine so große Einförmigkeit herrscht, daß dasselbe nicht einmal Mundarten der Sprache hat, wo die Stände nicht gegliedert sind, wo ein Bürgerstand in unserm abendländischen Sinne fehlt, wo selbst die Bodengestaltung und die Landschaft so geringe Abwechselungen gewähren — in diesem Großrußland mit einer aus slavischen und finnischen Elementen gemischten Nation ist der Nihilismus aufgekommen. Alles was ist, muß fort; es ist alt, lächerlich, taugt nichts. Für die Völkerpsychologie ist diese Krankheitsform von Interesse. Turgenieff, der beste Belletrist Rußlands, hat in einem seiner Romane (mir fällt der Titel eben nicht bei) zwei junge moskowitische Nihilisten vortrefflich geschildert und sie in einen ergötzlichen Gegensatz zu einem alten Edelmanne von Schrot und Korn gebracht.

Karakosow, welcher gegen Kaiser Alexander einen Mordanfall unternahm, gehörte zu den Nihilisten. Ueber diese hat ein talentvoller Schriftsteller, Schedo-Ferroti, ein Werk veröffentlicht, aus welchem wir in der „Deutschen St. Petersburger Zeitung“ Auszüge finden. Da dieselbe wohl außerhalb Rußlands nur wenigen Lesern des „Globus“ zu Gesichte kommt und die Sache selbst für die Völkerkunde von Belang ist, so wird es in der Ordnung sein, daß wir dem Petersburger Blatt Einiges entlehnen.

* * *

„Was den charakteristischen Zug des Nihilisten bildet,“ sagt Herr Schedo-Ferroti, „ist die bis zur äußersten Grenze getriebene Zufriedenheit mit sich selbst, eine Zufriedenheit, welche bis zu einem Gefühle der Selbstbewunderung geht, das seinerseits wieder mit dem Erstaunen über die eigene Intelligenz gemischt ist. Da er sich allen gegenwärtigen und früheren Denkern überlegen glaubt, verwirft er mit Verachtung die Wahrheiten, welche ihre Forschungen der Menschheit erworben haben, und läßt nur die Theorien, welche er sich selbst geschmiedet hat, als unabänderlich und ewig wahr zu. Da er nur Vertrauen in sein eigenes Urtheil setzt, welches er für untrüglich hält, weigert er sich, irgend eine Autorität in irgend einer Angelegenheit anzuerkennen, und endigt damit, Alles, was die Gesellschaft, in welcher er lebt, als die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung achtet: die Religion, die Familie, die bestehende Regierung, als eben so viele Joche anzusehen, die seine Würde beleidigen.“

Haben wir Alle nicht Menschen genug gesehen, die entweder bereits zu diesem vollständig entwickelten Stadium des Nihilismus gelangt oder doch auf dem besten Wege dazu waren? Und müssen wir nicht gestehen, daß die Keime dazu in der sehr überwiegenden Mehrheit unserer jugendlichen Zeitgenossen liegen?

Die ersten Keime des Nihilismus glaubt Herr Schedo-Ferroti in der zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers Nikolaus in der russischen Gesellschaft entdeckt zu haben, wo er sich in einer noch ziemlich harmlos auftretenden Fronderie aussprach. Die erste Verbindung unter den noch zerstreuten Nihilisten bildete die bald darauf auftauchende handschriftliche Literatur, bis denn endlich Herr Alexander Hertzen mit seiner „Glocke“ die Fahne wurde, um welche sich das ganze Heer der Malcontenten sammelte. Aber bald fiel auch dieser Götze. Die Einen erwachten, als sie sahen, welches Unheil diese Richtung erzeugte, und ihr Gefühl erstarkte an dem allgemein erwachenden Nationalbewußtsein, welches bei Gelegenheit des polnischen Aufstandes zu Tage trat; die Andern verließen Herrn Hertzen als einen leeren Theoretiker und Phrasendrescher und proclamirten die rettende That als das Schiboleth ihrer Partei. Dies waren die enragirten Nihilisten, aus deren Mitte in letzter Consequenz Karakosow hervorging. Diese echten Nihilisten umhüllen sich auch mit patriotischen Gefühlen und tragen dieselben in dem Hasse gegen alles Fremde, namentlich gegen die Deutschen zur Schau; sie wollen aber zuvor reine Tafel machen, um dann das Land auf ihre Weise durch Verwirklichung ihrer communistischen Utopien zu beglücken.

Die Ursachen für die Entwickelung der eigenthümlich wilden Art des Nihilismus in Rußland findet Herr Schedo-Ferroti in der zurückgebliebenen Civilisation, unter welcher er nicht sowohl die eigentlich wissenschaftliche, als vielmehr die gemüthliche Bildung, die Entwickelung des Charakters versteht. Die Civilisationsstufe eines Volkes glaubt Schedo-Ferroti an dem Ideal zu erkennen, welches sich die verschiedenen Gesellschaftsclassen vorgesteckt haben. Das Ideal der Jugend der höheren Classen, vorzugsweise des Adels, in Rußland ist aber in Folge der geschichtlichen Entwickelung und der dadurch bedingten Erziehungsmethode: „dem Staate dienen, um emporzukommen“; das der Bürger: „sich bereichern, um emporzukommen“; das des Volkes endlich: „gewinnen, um zu verschwenden“. Diese Sätze werden durch eine Schilderung motivirt, die eine so gründliche Kenntniß aller Gesellschaftsclassen erkennen läßt, daß wir kein anderes Werk kennen, welches einen so tiefen Einblick in die inneren Lebensverhältnisse des russischen Volkes gestattete. Sie zeigt mit unerbittlicher Consequenz auf die wunden Stellen im gesellschaftlichen Leben, auf die Ursachen der Demoralisation hin, die wir ja noch in letzter Zeit in den traurigsten Symptomen haben zu Tage treten sehen. Wen hat nicht die Criminalgeschichte der letzten Zeit mit Trauer und Schrecken erfüllt? Ein Geheimrath Gajewski, der mit dem Staatsrathe Jakowlew zusammen 75,000 R. stiehlt; ein Professor Neositow, welcher die

Interimsscheine der Prämienanleihe fälscht; der Oberstlieutenant Beklemischew und die Adelsmarschälle Ssonzew und Gawrilow, welche sich elender Subjecte bedienen, um falsche Serien anfertigen zu lassen; der Student Danilow, welcher zwei Personen mordet, um zu rauben; der Ehrenbürger Masurin, welcher wegen armseliger 3000 R. einen Mord begeht; der Wirkliche Staatsrath Werderewski, welcher $1\frac{1}{2}$ Millionen Pud Salz stiehlt — alles das sind Erscheinungen, die deutlich genug verrathen, daß, wenn nicht für die geistige Bildung, so doch für die des Herzens und Charakters noch unendlich viel geschehen muß. Der Mangel dieser Bildung ist es eben, welcher den echten Patriotismus, der sich freudig der Thätigkeit für das allgemeine Beste weiht, nicht aufkommen läßt, und der durch falsche Theorien irregeleiteten Jugend, welche diese Schäden in der Gesellschaft sieht, die Idee in den Kopf setzt, daß sie berufen sei, sie zu heilen.

Wir selbst aber tragen einen großen Theil der Schuld. Wer hat denn unter uns den Muth, mit Heine zu sagen:

„Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig sind, inwendig Sand;
Ich schlag' nicht ein, reicht mir ein Bub' die Hand."

Wer begiebt sich denn nicht zu dem lucullischen Diner, zu dem glänzenden Balle, welche uns ein Mensch giebt, von dem wir wissen, daß er einen Gehalt von nur einigen hundert Rubeln hat und doch wie ein Krösus lebt? Schließen wir solche Menschen aus unseren Gesellschaften, aus unseren Clubs aus? Erhebt sich die öffentliche Meinung gegen sie?

Niemals! Und wenn ein Einzelner es wagt, so wird er als ein Denunciant, als ein gefährlicher und schlechter Mensch betrachtet; er wird aus der Gesellschaft ausgeschlossen, nicht derjenige, der seine Finger in den Cassen des Staates oder in dem Gute seiner Nebenmenschen hat.

Ja, sicher und gewiß! Herr Schedo-Ferroti hat Recht, wenn er eine höhere Charakterbildung, eine bessere Erziehung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren als eine unerläßliche Bedingung für die Besserung der socialen Zustände hinstellt.

Kehren wir jedoch zu seinem Werke zurück.

Da Herr Schedo-Ferroti mit Recht überzeugt ist, daß die einmal unter der Herrschaft des Nihilismus stehenden Geister nicht mehr zu retten sind, daß es also nur darauf ankommt, der weitern Ausbreitung des Uebels besonders auf die bis jetzt noch verschont gebliebenen unteren Volksschichten zu steuern, wendet er hierauf seine ganze Aufmerksamkeit, und er kommt in letzter Analyse auf folgende vier Ursachen zurück, welche die Krankheitsstoffe in Rußland erzeugt haben, deren Symptom der Nihilismus ist:

1) Die Nothwendigkeit für den Adel, in den Staatsdienst zu treten, um einen Rang zu erhalten, wenn er nicht nach §. 38 des Reglements über die Adelswahlen die Stimmberechtigung in den Adelsversammlungen verlieren will. Hierdurch wird die Erziehung der Jugend außerhalb der Familie bedingt und das Ideal „Dienen, um emporzukommen" erzeugt.

2) Die unaufhörliche Versuchung, welchen die vorzüglichsten Mitglieder des Bürgerstandes ausgesetzt sind, diesen Stand, dessen Stärke und Zierde sie sein würden, zu verlassen und in den Adel zu gelangen, wozu der „Tschin" (die Rangstufe, welche vom Staatsdienst abhängt) ihnen die beste Gelegenheit bietet. Da hierzu allernächst der Reichthum verhilft, so bildet sich eben das Ideal des Bürgerstandes aus: „Sich bereichern, um emporzukommen."

3) Die falsche Richtung, welche eine irrationelle Erziehung und eine oberflächliche Bildung den Frauen der oberen Classen gegeben haben, und die eben nur darauf berechnet ist, daß sie in Gesellschaften glänzen, nicht aber darauf, daß sie die Zierde des Lebens am häuslichen Herde und gute Leiterinnen der Erziehung ihrer Kinder in den ersten Jugendjahren werden können.

4) Der gänzliche Mangel irgend welcher Bildung bei den Frauen der untersten Volksclassen, wodurch diese eben eine so niedrige Stellung dem Manne gegenüber einnehmen und jeden Einfluß auf denselben verlieren. Der Mann des Volkes, durch sein Gewerbe und den Verkehr mit Menschen mehr gebildet, findet in seiner Frau kein ihm ebenbürtiges Wesen, welches ihm irgend welche Befriedigung in seiner Hütte gewähren könnte. Er besucht daher die Schenke, und um da groß thun zu können, folgt er eben seinem Ideal „Gewinnen, um zu verschwenden." So entwickelt sich aber das Laster der Trunksucht in einem noch nie dagewesenen Grade.

Welches sind nun die Mittel, diese Ursachen zu beseitigen? Es sind einfach folgende:

1) Aufhebung der Verpflichtung des Adels zum Dienst.

2) Abschaffung des „Tschin", durch welchen die besten Kräfte dem Tiersetat entrückt werden, der verhältnißmäßig mehr gesunde Elemente in sich schließt, als der Adel.

3) Schutz der häuslichen Erziehung, besonders derjenigen der jungen Mädchen aus den höheren Ständen, durch Beschränkung der Institutserziehung, die eben nur auf Erzielung einer sogenannten glänzenden Bildung gerichtet ist, ohne wesentlich die häuslichen Tugenden zu entwickeln und so den civilisatorischen Einfluß, welchen sonst die Frauen üben, zu erhöhen.

4) Hebung des Volksunterrichts, besonders für die Töchter des Volkes. Hier wird vor allen Dingen die Nothwendigkeit hervorgehoben, gute Volkslehrer zu bilden und diese so zu stellen, daß sie ihre Lage jeder andern, auf die sie ihrer Bildung nach Anspruch machen könnten, vorziehen, dann aber auch der herrliche, praktische Vorschlag gemacht, die Kräfte der Frauen aus den mittleren Ständen für den Volksunterricht auszubeuten und einen Laienorden von Volkslehrerinnen zu stiften, der eine dem Zweck entsprechende Organisation erhielte, und durch welchen namentlich für die Erziehung des weiblichen Geschlechts der untern Volksclassen gesorgt werden könnte.

Eine auf derartiger Organisation beruhende Gesellschaft, meint Herr Schedo-Ferroti, wird jedem Umsichgreifen des Nihilismus den kräftigsten Damm entgegensetzen, wie denn auch in den Ostseeprovinzen, wo die häusliche Erziehung länger dauert und derartig beschaffen ist, daß sie das Kind schon die Heiligkeit der Familienbande kennen lehrt und ihm Achtung vor einer Autorität einflößt, bis jetzt noch keine Spur von Nihilismus vorgekommen ist. (— Der germanische Charakter läßt den Nihilismus nicht aufkommen, welcher ja Product einer oberflächlichen Scheincivilisation ist, die einen Gegensatz zu jeder Gründlichkeit und Vertiefung bildet. —)

Die Härings- und Brislingsfischerei an der Küste Norwegens.

Von Dr. Mehwald.

II.

Die ersten Züge jedes Winters enthalten die größten und fettesten Häringe. Deshalb rudern die Fischer oft bis funfzehn Meilen in die See hinaus den Fischen entgegen, harren im Unwetter viele Tage und Nächte, verrichten die schwerste Arbeit fast ohne Nahrung und müssen am Ende all ihr Thun für vergeblich erachten, wenn entweder keine Häringe in ihre Stell- und Treibnetze gingen, oder diese Fische nicht besser waren, als sie dieselben an den Küsten mit weniger Mühe hätte fangen können.

Da die Häringe sämmtlich mit Milch oder Rogen ans Land kommen, so ist es klar, warum sie nicht im Innern fett sein können, denn alle Nahrung ist der Milch resp. dem Rogen zugegangen. Wenn sie aber gemilcht und gelaicht haben, bekommen sie ein schwindsüchtiges Ansehen. Kurze Zeit darauf nehmen sie wieder zu und werden dann am fettesten und schmackhaftesten, wenn sie zurück in die Tiefe gehen. Man kann also am Häringe in der Tonne sehen, ob er auf der Reise zur Laichstätte, oder während der Milch- und Laichverrichtung, oder auf seiner Reise nach dem Nordseebecken gefangen wurde.

Die Behandlungsweise nach dem Fange ist auf allen Fischplätzen dieselbe. Es sind nämlich an den Fischereiküsten eine Menge Salzereien, d. h. lange hölzerne Schuppen erbaut, worin eine Masse Frauenzimmer, welche aus dem halben Lande zusammenströmen, um einen Winterverdienst zu suchen, das Halsabschneiden, das Ausnehmen und das Einsalzen besorgen. In der Regel arbeiten immer drei Frauenzimmer zusammen und bringen durchschnittlich täglich bis dreißig Tonnen Häringe ins Salz und Faß. Von dem aus Italien geholten Salze legt die Salzerin zuerst auf den Boden der Tonne eine Lage; darauf wird eine Lage Fische gelegt und dies alternirend so fort, bis die Tonne voll ist. Obenauf werden noch ein paar Lager Fische über die Tonnenkante herausgelegt und dann wird die Tonne beiseite gesetzt. Nach einigen Tagen ist der Fisch ins Salz gekrochen (wie der Normann sagt, was aber umgekehrt richtiger sein dürfte), dabei hat sich die Tonne gesackt, d. h. der Fisch hat sich gesenkt, worauf die „Dixelmänner“ die Tonnen „höhen“, d. h. übervoll machen, zuschlagen und zur Abschiffung nach den Küstenstädten beiseite rollen. Die Häringshändler in den Städten „höhen“ die Tonnen nochmals, bevor sie dieselben ins Ausland senden, müssen sich aber oft, wenn der Fisch sehr „schwindet“, gefallen lassen, daß man auf den ausländischen Handelsplätzen die Tonnen auf ihre Kosten nochmals „höhet“, d. h. voll macht, woher beim Häringshandel die Ausdrücke: Hamburger, Stettiner, Königsberger, Breslauer ꝛc. Höhung kommen. — Es ist nicht gleichgültig, ob die Häringe beim Einsalzen in der Tonne auf die Seite oder auf den Rücken gelegt werden. Letztere Methode ist die bei Weitem beste. —

Oft kommt es vor, daß in abgelegenen Buchten, wo längere Zeit nur schwacher Fang war, wenig oder keine Aufkäuferschiffe erscheinen, plötzlich Häringszüge den Segen in die Fischergarne strömen, wie z. B. vor einigen Jahren bei Skudesnäs, wo nach langjährigem schwachen Fange binnen drei Tagen über hunderttausend Tonnen Häringe ans Land gezogen wurden. In solchen Fällen haben die Fischer weder Tonnen, noch Zeit, noch helfende Arme genug, ihren Segen auf die oben angegebene Weise behandeln zu können. Sie wenden daher die sogenannte Rundsalzung an, d. h. die Häringe werden unausgenommen in großen Bottichen, oder in mit Brettern ausgeschlagenen Erdvertiefungen, oder in Felscisternen, oder Silen eingesalzen und erst später, wenn Tonnen herbeigeschafft sind, auf die oben beschriebene Weise behandelt.

Außer der Methode, den Häring in Salzlauge zu conserviren und zu versenden, trocknet man denselben auch an der Luft, oder räuchert ihn und genießt denselben im Lande selbst häufig frisch. Unter verschiedener Behandlung nehmen die Häringe verschiedene Namen an. Haben sie Rogen und Milch, so heißen sie Vollhäringe, ohne dieselben Hohlhäringe. Sehr fette Häringe werden am Rücken und Bauche aufgeschnitten, auf Hölzer gespannt und geräuchert und heißen dann Speckbücklinge. In schwacher Salzlauge gährende Häringe heißen Sauerhäringe; lufttrockene heißen Stockhäringe. Das Häringsräuchern geschieht mit sogenannter Rundsalzung, d. h. man bestreut unausgenommene Häringe entweder leicht mit Salz, oder legt sie kurze Zeit (d. i. einen bis zwei Tage) in mäßig starke Salzlauge, stößt ihnen dann eine Holzspließe durch den Hals, und wenn die Spließe mit Häringen vollgereihet ist, kommt sie in die Räucherhütte. Eine solche Hütte faßt in der Regel zwölftausend Häringe oder Bücklinge. Norwegen hat großen Ueberfluß des besten Rauchmaterials — Wachholder —, weshalb die norwegischen Pöllinge viel besser riechen und schmecken, als diejenigen aus anderen Ländern, wo man genöthigt ist, mit Seetang, Kiefernadeln und dergleichen Unrath zu räuchern. Fast sämmtliche Häringe gehen durch die Hände der Bergenser nach allen Ländern um die Ostsee, um das Schwarze Meer, nach Madeira u. s. w.; nach England aber nur „rundsalzene“ zur Räucherung. Wie groß die Menge Häringe ist, welche in Norwegen bei der sogenannten Frühlingsfischerei jedes Jahr oder durchschnittlich gefangen wird, läßt sich nicht angeben, da das Fischen eine freie Beschäftigung ist, um welche man sich von obrigkeitswegen nicht kümmert. Doch dürfte nach den Ausfuhrregistern und der Schätzung des inländischen Verbrauchs für Menschen und Vieh die Annahme, daß durchschnittlich eine Million Tonnen Winter-, oder wie der Normann sagt, Frühlingshäringe jedes Jahr gefangen werden, wohl richtig sein. —

Wenige Monate nach beendeter Frühlingshäringsfischerei, nämlich vom Juli bis September, kommt der Sommerhäring nördlich von den Küsten, welche der Winter- oder Frühlingshäring besuchte, ans Land, um sein Fortpflanzungsgeschäft zu verrichten. Obschon dieser Fisch kleiner und fetter ist, auch später laicht, als der Winterfisch, so gehört er dennoch zu derselben Häringsgattung und zeigt nur eine kleinere Race. Im Handel ist der Sommerhäring sehr beliebt und wird die Tonne von 4 bis 10 Speciesthaler bezahlt. Es geht von diesem Häringe nicht nur sehr viel durch das Drontheimfjord nach Jemteland und weiter, sondern auch nach Holland, Frankreich und Italien; namentlich aber nehmen Bremen, Hamburg, Stettin und andere deutsche Städte ihren großen Bedarf am liebsten von der Sommerfischerei. — Im Klein-

handel in Deutschland heißen diese kleinen norwegischen Sommerhäringe mit den kleinen Köpfen in der Regel „holländische" Häringe, weil Holland viele kauft und dann nach Deutschland sendet. Umgekehrt heißen in den östlichen Ostseeländern, wo man die Häringe nach der Elle kauft, die alten großen Häringe „preußische" Häringe. —

Es ist eigenthümlich, daß die Race der sogenannten Sommerhäringe die norwegischen Scheeren bis hinauf nach Lappland bewohnt, in Größe, Fettigkeit und Menge je nach den verschiedenen Fjorden wechselt, das Eismeer meidet und bis in den Spätherbst die Fjorde bevölkert und für die Fischer interessant macht.

Da die Häringe, namentlich die Sommerhäringe, wegen ihrer angeborenen Schüchternheit nur in der Nacht gefangen werden können, so ist der Fang des Sommerhärings in den nördlichen Regionen, wo im Sommer die Nacht fehlt, ein schwieriger und kann entweder nur mit sogenannten Treibnetzen oder mit Stellnetzen bei wolkenbedecktem düstern Himmel ausgeführt werden. Auch ist das Abfahren der gefangenen Häringe und das Einsalzen derselben beim sommerlichen Sonnenbrande schwierig. Räuchern kann man bei der Hitze gar nicht.

Theils aus diesen Gründen, theils weil in jenen Nordregionen Norwegens die Bevölkerung ziemlich dünn ist, können nicht so viele Sommerhäringe gefangen werden, als Frühlingshäringe. Nach ziemlich sicheren Quellen ist die jährliche Ausbeute zwischen dreihundert- bis vierhunderttausend Tonnen.

Da sich von diesen kleinen Häringen sehr viele, namentlich „gelte", d. h. unfruchtbare, den ganzen Winter in den norwegischen Scheeren umhertreiben, so werden sie für die Dorschfischer gefangen und von diesen zu Ködern für die Dorsche und andere große Fische benutzt. —

Außer den beiden Häringsracen — Frühlings- und Sommerhäringe — Clupea harengus — giebt es an den Küsten Norwegens auch eine zweite Häringsspecies — Clupea sprattus. Dieses kleine Fischchen heißt bei Lebzeiten Spratte, Sprotte, Breitling, Brisling, und als Handelsartikel nennt man es Ansjos, Anschios, Anchovis, Anschiovis.

Der Brisling besucht die norwegischen Küsten von der schwedischen Grenze bis Romsdalen hinauf und zwar vom Frühlinge bis zum Spätherbst. Meist geht er in die Fjorde, welche sehr tief ins Land hineinreichen, sucht sich in den Ausläufern dieser Fjorde die flachsten Stellen, um dort zu laichen, und ist daher, da er in großen Zügen streicht, sehr leicht durch Note mit sehr engen Maschen zu fangen. Doch muß der Fischer im Sommer, ebenso wie bei dem Sommerhäringe, genau Acht geben, ob der Brisling voll Aat, d. h. Krebse ist. Von den vielen im Meere lebenden Krebsarten sind einige feine und weiche von den Sommerhäringen und Brislingen so geliebt, daß sich diese Fische übermäßig voll fressen. Werden nun die frischgefangenen Fische sogleich aus den Netzen genommen und zubereitet, so gehen die im Leibe befindlichen Krebse in Gährung über, die Fische platzen und sind verdorben. Daher lassen die Fischer sowohl die Sommerhäringe wie die Brislinge, wenn diese krebsvoll sind, dreimal vierundzwanzig Stunden in den Netzen stehen, damit sie sich erst ausleeren. Dann werden sie herausgenommen und mit Salz in Tonnen gerührt oder als Ansjos zubereitet. Letzteres geschieht meist im Herbst, weil in dieser Jahreszeit der Brisling sehr fett ist, während er im Frühjahr sehr mager ans Land kommt, wie alle Fische während des Laichens.

Da der Brisling dem jungen Häringe täuschend ähnlich ist, so muß der Fischer beim Einlegen der Fische in die „Dunke", d. h. Fäßchen von Birke, Buche oder Eiche, oder in die Blechkasten, jedem Fische erst den Bauch entlang streichen. Der Brisling hat nämlich einen scharfen, schneidenden Bauch, der junge Häring nicht. Da der Häring nicht als Ansjos zubereitet werden kann, so kommt auf dieses Bauchstreichen viel an.

Die Zubereitung der Ansjos ist sehr einfach. Erst müssen die Brislinge in einer Lauge von englischem Salze zwölf Stunden liegen; darauf legt man sie auf den Rücken und tüchtig zusammengepreßt in eine starke Lauge von Lüneburger Salz mit Pfeffer, englischem Gewürz, Nelken, Muskatnuß, spanischem Hopfen, Havanazucker, geschnittenem Laube von sauren Kirschen und Lorbeeren in die Dunks, oder besser Blechkasten; dann einige ganze Kirsch- und Lorbeerblätter oben darauf und die Ansjos sind fertig.

Da bei der Ansjosbereitung viel Sauerkirsch- und Lorbeerlaub nöthig, so bilden diese beiden Laubsorten Handelsartikel mit Italien und anderen Ländern.

Vor der Versendung der Anchovis müssen sie erst vierzehn Tage und länger gepflegt werden durch Umwenden der laugendichten Dunks, oder verlötheten Blechkasten, immer über den andern Tag, so daß alle Ansjos von der mit obengenannten Gewürzen gemischten Lauge vollständig durchziehen. —

Außer der oben angegebenen Masse von Häringen bezeugt die Großartigkeit dieser Fischerei auch Alles, was mit derselben in Verbindung steht. Dazu gehören erstlich die vielen Schiffe, welche die Fische theils von den Fischplätzen nach den Salzereien und theils nach den Küstenstädten besorgen. Dann aber ist das Fischfrachtgeschäft von Norwegen nach den überseeischen Ländern für die norwegische Handelsflotte sehr profitabel. Außerdem gehören zu den Tausenden von Fischernetzen aller Art auch ungeheure Massen von Hanfgarn, Tauwerk, Anker aller Formen und Größen, Kork zum Schwimmendhalten der Netze, Bleigewichte und allerlei kleinere Nothwendigkeiten. Zur Bereitung der Fische gehört viel Salz, Räuchermittel und Gewürz, für die Fassung und Aufbewahrung sind viele Tonnen, Dunks und Blechkasten nöthig. Diese Tonnen bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Denn Norwegen hat bloß Kiefer-, Fichten- und Birkenholz für Häringstonnen und Haselnußreifen nur für einen Theil dieser Tonnen; dagegen muß es die buchenen Faßdauben sowie die Weidenreifen sämmtlich kaufen. Erstere holte es sich bisher aus Schweden und Dänemark, letztere aus Holland. Jede Häringstonne hat zwölf Reifen, welche aber dünn und kurz sind. Es läßt sich also ermessen, welche ungeheure Massen kurzer Weidenstöckchen alljährlich für eine Million Tonnen in Norwegen eingeführt werden müssen. Da die besten Reifen von der Bandweide (Salix viminalis) und der Sahlweide (Salix caprea) kommen, beide Weidenarten aber im Gebirge wie im Flachlande, im Trocknen wie im Feuchten gleich gut wachsen und durch Schnittlinge außerordentlich leicht und ins Unendliche vermehrt werden können, so dürften sich die Besitzer der großen Sumpfflächen — der besten Pflanzplätze für obige Weidenarten — an der Inster, Weichsel, dem Bug, Narew, der Albing, Netze, Warthe, Oder, Spree und Havel, der untern Elbe u. s. w. eine große Einnahme und den Norwegern billigere Weidenstäbchen schaffen können, wenn sie ihre bisher fast werthlosen Sumpfflächen mit vorgedachten Weiden bepflanzten und im drei- bis vierjährigen Umtriebe ausnutzten. Gegenwärtig führt man in Norwegen aus Holland jährlich zehn bis funfzehn Millionen Weidenstäbchen ein, welche an allen vorgenannten schiffbaren Flüssen schon im dritten Jahre schnittrecht wachsen, und also bei drei- oder vierjährigem Umtriebe eine Bodenrente gewähren würden, wie sie kein anderes ländliches Erzeugniß gewährt; denn das Bund zu 25 Stück solcher Weidenstäbchen

kostet jetzt schon über 20 Schilling. Die Holländer holen demnach jährlich bloß für Weidenstäbchen aus Norwegen hundertundzwanzig- bis hundertundvierzigtausend Thaler.

Viel belangreicher noch ist das Faßdaubengeschäft. Man hat Häringstonnen von kiefernen, fichtenen, buchenen und birkenen Dauben. In Tonnen von den letzten beiden Holzarten halten sich die Häringe und schmecken aus denselben am besten. Da Norwegen nur Birken, Kiefern und Fichten zu Dauben liefern kann, so muß es die Buchendauben einführen. Könnte es diese billiger als bisher erhalten, so würde wahrscheinlich die halbe Welt bald bessere Häringe aus Buchenfässern haben. In Schlesien, Böhmen, Westphalen könnte ein bedeutender Handel mit 30 Zoll langen buchenen Dauben nach Norwegen erblühen, wenn man den Ueberfluß der einen Gegend gegen den Mangel der andern ausgleichen wollte. Besonders aber könnte Ungarn aus seinen zur Zeit fast werthlosen Urwäldern von seinen prächtigen schiffbaren Strömen eine bedeutende Rente ziehen, wenn es aus seinen herrlichen Buchenwäldern Faßdauben für die norwegischen Häringe schneiden wollte. Denn Norwegen kaufte bis jetzt jährlich für etwa zweihundertundfunfzigtausend Thaler Buchendauben, würde aber das Doppelte und Dreifache kaufen, wenn es dieselben so billig wie Kiefer- und Fichtendauben haben könnte. —

In Norwegen sind die Preise der Häringe sehr verschieden. So bezahlte man 1846 dem Fischer für eine Tonne Häringe ohne Gefäß drei Silbergroschen. Dagegen zahlte man voriges Jahr vier Speciesthaler incl. Gefäß für die Tonne. Der Grund zu dieser Steigerung der Häringspreise lag in der Rinderpest in England und der Trichinenfurcht in Deutschland, denn diese beiden Länder bedurften plötzlich unendlich viel Häringe. Der gewöhnliche Häringspreis war bisher ein und einen halben bis zwei Speciesthaler (= 3 preuß. Thaler) für die Tonne incl. Gefäß. Die Tonne soll vierhundertundachtzig große oder fünfhundert und darüber kleine Häringe enthalten. —

Das ganze Häringsgeschäft trägt nach einem Durchschnitt der letzten Jahre dem Lande Norwegen im Jahre fünf bis sechs Millionen Thaler ein: gewiß nicht nur ein großartiges, sondern auch ein sehr lucratives Geschäft für eine Einwohnerzahl von kaum zwei Millionen!

Die Auswanderung der Basken nach Südamerika.

Wir haben seit einiger Zeit mehrfach darauf hingewiesen, daß manche Völkerstämme durch die Berührung mit der abendländischen Civilisation hinwegsterben. Der Proceß der Ausrottung nimmt je nach Umständen einen raschern oder langsamern Verlauf; er wird beschleunigt durch Kriege, Krankheiten, Genuß geistiger Getränke und neue Ernährungs- und Lebensweise. So in Amerika und der Südsee. Wir können auch bei einigen sibirischen Jagdnomaden ein allmäliges Verschwinden beobachten, ohne daß die eben genannten Agentien sich besonders nachweisen ließen; ein Stamm welkt ab wie eine Pflanze, er hat die Kraft der Regeneration aus sich selber heraus verloren.

Auch in Europa sehen wir, wie Völkerstämme nach und nach ausgehen und ihren Kreislauf, wenn der Ausdruck passend ist, vollenden. So sind die Kelten fast in ganz Europa von Romanen und Germanen gleichsam aufgeschlürft worden, und wir finden sie heute nur noch im äußersten Westen, in der Bretagne und auf den britischen Inseln; in Cornwallis hat ihre Sprache der englischen weichen müssen; in Wales, Irland und Schottland wird sie gleichfalls im Fortgange der Zeit zu Ende gehen, und in der Bretagne gewinnt das Französische mehr und mehr die Oberhand. Der Vorgang ist genau wie einst bei den slavischen Stämmen im nördlichen und östlichen Deutschland. Die letzte Frau, welche am linken Ufer der Elbe im Lüneburgischen noch Wendisch verstand, schloß ihre Augen, wenn ich nicht irre, im Jahre 1745.

Auch die Basken in den Pyrenäen und zu beiden Seiten dieses Hochgebirges sind im Abzuge. Vielleicht bleiben ihnen noch einige hundert Jahre vergönnt, am Ende aber kann es nicht fehlen, daß sie demselben Schicksal erliegen, wie die eben genannten Völker. Sie sind ein schöner, körperkräftiger Stamm, geistig wohl begabt und fleißig dazu. Ihre Zahl wird eine halbe Million Seelen nicht übersteigen, und theilweise sind sie mit ihren Nachbaren, den romanisirten Kelten, vielfach gemischt. Diese Auffaugung nimmt allmälig ihren sichern Fortgang, durch welchen die Zahl der eigentlichen Basken sich vermindert. Beschleunigt wird außerdem die Verminderung durch die Auswanderung. Die Basken verlassen ihre grünen Thäler und bewaldeten Berge, um in den Ebenen der La-Plata-Region eine neue Heimath zu suchen. Dort leben ihrer schon etwa 50,000, und alle Jahre kommt Nachschub. Die Lücke in der Pyrenäengegend wird dadurch ausgefüllt, daß Spanier, Bearner und Franzosen einrücken. Manche Basken kommen zur Winterzeit in das Unterland hinab, um hier allerlei Erwerb zu suchen, und in den großen Städten vermischen sich dann diese Nachkommen der alten Iberer mit den Gascognern Aquitaniens. Sie arbeiten z. B. in Bordeaux zu Tausenden am Hafen und als Lastträger, viele sind Handwerker oder in den Handelshäusern beschäftigt; die Mädchen finden als Dienstboten ein Unterkommen, leider treiben manche auch ein unsittliches Gewerbe.

Der Baske liebt seine Heimath, aber klebt nicht eng an der Scholle. Er ist auch ein tüchtiger Seemann und im Mittelalter hat er weit eher als andere Völker den Walfischfang regelrecht betrieben. Während die große Masse der französischen Bauern ohne Unternehmungsgeist ist, an ihrem Acker klebt und sich nicht über See wagt, hat der Baske einen Hang in die Weite und gern entzieht er sich der drückenden Conscription. Als Soldat ist er ausgezeichnet durch seine Körperstärke, Mäßigkeit, anständiges Betragen und Muth; aber er ist innerlich zu frei und unabhängig, um dem Soldatenhandwerk, bei welchem ja Alles reglementirt wird, Geschmack abzugewinnen. Es widersteht dem Nachkommen der freien Iberer, die besten Jahre seines Lebens im Kasernendienste zu verlieren, und die straffe Centralisation des französischen Präfectenstaates und die bis ins Kindische ausgedehnte Bureaukratie behagen ihm eben so wenig. Er kann ja keinen halben Morgen Ackerland verkaufen, ohne dazu von Paris aus dem Ministerium die Genehmigung zu erhalten. Ehemals bildeten die Ortschaften der Basken eine Art von Bund und sie konnten ihre Gemeindeangelegenheiten nach Bedürfniß und Belieben ordnen; sie besaßen die Selbstverwaltung in vollem Umfange. Unter dem Drucke des centralisirten Gendarmen-

und Polizeistaates und bei der Präfectenwirthschaft, welche jede freie Beweglichkeit hemmt, fühlen die Basken sich unbehaglich. Jene in Spanien haben sich dagegen bis auf den heutigen Tag ihre alten Gerechtsame, ihre „Fueros“ (baskisch Fors) gerettet, und sie liefern zu der Auswanderung einen verhältnißmäßig geringen Beitrag.

Im Jahre 1865 sind aus den beiden Hafenplätzen Bordeaux und Bayonne 59 Schiffe mit 2609 Auswanderern, die fast alle Basken oder Bearner waren, nach Buenos-Ayres gegangen. Sie finden eine gute Aufnahme, man hat dort, wo es so sehr an Arbeitskräften mangelt, diese fleißigen Leute recht gern. Sie finden auch in Montevideo und in den Ortschaften am Uruguay und Parana Arbeitgeber; sie beschäftigen sich im Schiffsdienste, bei der Gärtnerei und vorzugsweise in den Saladeros, den großen Schlächtereien, in welchen das zur Ausfuhr bestimmte Rindfleisch eingesalzen wird; oder sie verfertigen Backsteine, dienen auf den Viehgehöften und machen sich überhaupt vielfach nützlich. Ihre Arbeitsamkeit, ihr friedliches Benehmen, ihr anstelliges Wesen und ihre Rechtschaffenheit tragen dazu bei, daß sie gut vorwärts kommen. Zum Betriebe des Ackerbaues hat sich bislang nur eine geringe Zahl herbeigelassen. An den politischen Wirren betheiligen sie sich nicht und sie bleiben deshalb von Seiten der argentinischen Parteien unbehelligt.

In dem neuen Lande richtet der Baske seinen Sinn vorzugsweise auf den Gelderwerb, weil er den Lieblingswunsch hegt, in reiferen Jahren als gemachter Mann in seinem Heimathsorte leben zu können. Doch wird derselbe nur Wenigen erfüllt; diese sogenannten Amerikaner verleben dann ihre alten Tage in ruhiger Behaglichkeit, die Mehrzahl der Ausgewanderten bleibt aber am La Plata.

Im Durchschnitt ziehen jährlich zwischen 2000 bis 3000 Basken über See. Sie können drüben ihre Sprache und ihre Eigenthümlichkeiten nicht festhalten, sie gehen nach und nach in den argentinischen Spaniern auf, deren Sprache sie annehmen müssen, denn wer verstände am La Plata das ohnehin so schwer zu erlernende Escuara? Aber sie halten brüderlich zusammen und bedienen sich unter einander dieser ihrer Sprache; sie vergessen weder ihr uraltes volksthümliches Ballspiel noch die alten Gesänge des Vaterlandes; diese hört man auf den argentinischen Pampas wie in den Thälern der Pyrenäen. Durch jeden Nachschub aus dem alten Lande werden die nationalen Erinnerungen wieder wachgerufen und neuaufgefrischt, aber die Basken sind doch nur eine geringe, ohnehin über ein weit ausgedehntes Land zerstreut lebende Minderheit und das entscheidet.

Diese Auswanderer sind fast ohne Ausnahme junge, kräftige Leute, gleichsam der Kern der Nation. Während und weil diese Männer in die Fremde gehen, müssen die Mädchen ledig bleiben; sie suchen dann ihren Erwerb im Unterlande, wie schon gesagt, zumeist in Bordeaux. So kommt es, daß in den baskischen Gegenden die Zahl der Ehen und Geburten abnimmt. In manchen Dörfern findet man kaum noch junge Leute, und es ist nachgewiesen, daß im Verlaufe der dreißig Jahre, seit welchen die Auswanderung stattfindet, mindestens der vierte Theil aller kräftigen jungen Männer das Land verlassen hat; einzelne Ortschaften sind in Folge davon geradezu verödet. Unter solchen Umständen muß die Zahl der Menschen, welche das Bastische (Escuara) als ihre Muttersprache reden, sich stark verringern. Dasselbe zerfällt ohnehin in fünf verschiedene Dialekte, die mancherlei Abweichendes haben, und kann dem Andrängen und Eindringen des Französischen und Spanischen auf die Dauer nicht widerstehen. E. Reclus in einem Aufsatz über die Basken („Revue des deux Mondes“, März 1867, S. 334) erwähnt, daß noch 600,000 Escuarier, d. h. Basken, das Idiom ihrer Vorfahren reden; so nehme man allgemein an, doch sei die Ziffer gewiß viel zu hoch gegriffen. Am 31. December 1854 zählten die beiden Provinzen Guipuscoa und Biscaya, wo man, die Städte ausgenommen, in denen das Spanische vorherrscht, noch vorzugsweise oder ausschließlich Baskisch redet, 347,470 Seelen. In Navarra und Alava, zusammen mit 411,820 Seelen, reden drei Viertheile Spanisch. Im französischen Baskenlande kann man höchstens 120,000 rechnen, welche sich für gewöhnlich der baskischen Sprache bedienen. Nach der Zählung von 1866 würde die sämmtliche baskisch-französische Bevölkerung 123,810 Köpfe betragen; davon muß man aber die Nichtbasken abrechnen, welche in den Städten St. Palais, Mauléon, St. Jean de Luz, Hendaye &c. ansässig sind. Von 1861 bis 1866 hat die Volksmenge im Departement der Niederpyrenäen sich um 1808 Köpfe vermindert.

Also die Basken sind im Abzuge; in den nächsten Jahrhunderten werden sie nicht mehr auf Erden sein. Sie sind ein edler, achtbarer Volksstamm, und ihre Geschichte bietet manche erfreuliche Seite dar. Vor allen Dingen liebten und vertheidigten sie ihre Unabhängigkeit. Selbst der mächtigen Römer wußten sie sich in so weit zu erwehren, daß sie ihre persönliche Freiheit retteten, und auch im Mittelalter hat bei ihnen die Leibeigenschaft nicht aufzukommen vermocht, während sie ringsum eingeführt wurde. Die Geknechteten sahen in jedem Basken einen Edelmann, und das war auch jeder Baske gerade so wohl wie der Baron am spanischen oder französischen Hofe, denn er hing von keinem Gebieter ab und jeder Versuch eines Eingriffs in seine Rechte wurde sofort abgewiesen. Allerdings bildeten diese escuarisch redenden Escualdunac keinen großen Staat und erkannten einen Oberherrn an, der mächtiger war als sie, aber er mußte ihre von ihm beschworenen Rechte und Freiheiten unangetastet lassen. Sie waren Gebieter im eigenen Hause und mischten sich nicht in die Händel ihrer Nachbaren. Wenn der König von Frankreich oder von Castilien sie zum Kriegszug aufforderte, dann prüften sie erst, ob er für eine gerechte Sache kämpfen wolle, und wenn das nicht der Fall war, stellten sie keinen einzigen Mann. In Zeiten, da ganz Europa gleichsam ein einziges großes Schlachtfeld war, lebten sie in Ruhe und Frieden. Alljährlich bekräftigten die Gemeinden auf beiden Seiten der Pyrenäen durch einen Eidschwur ihre gegenseitige Freundschaft, und die Abgeordneten dieser Gemeinden legten jeder einen symbolischen Stein auf einen pyramidenförmigen Haufen, der auf einer grünen Matte im Gebirge von den Vorfahren aufgeworfen worden war. Die vielen kleinen Republiken bildeten eine Eidgenossenschaft; jede einzelne in diesem Bunde verpflichtete sich, „Gut und Leben zu opfern, um das gemeinsame Vaterland bei Recht und Gerechtigkeit zu erhalten.“ Irurak bat, d. h. drei machen Eins, war Wahlspruch der vascongadischen Provinzen. Die Volksversammlungen wurden im Freien unter alten Eichen abgehalten und jeder Familienvater gab seine Stimme ab; selbst Frauen hatten dieses Recht. Jeder Baske war in seinem Hause unverletzlich; wenn er vor Gericht geladen war, erschien er mit dem Beret (Barett, baskische Mütze) auf dem Kopf und den Stock in der Hand unter der alten Eiche von Guernica, und hier stand der Escuarier seinen Richtern und Anklägern Rede und Antwort. Der Baum ist noch vorhanden, doch hält die Junta der baskischen Provinzen ihre Versammlungen in einem Rathhause, das unweit von der berühmten Eiche sich erhebt.

Die ungarische Sprache.

Von Dr. cam. **Heinrich Ditz.**

II.

Wenn wir davon ausgehen, was uns wohl auch der unbefangene Ungar zugestehen wird, daß die magyarische Sprache auf einer tiefern Stufe steht als die europäischen, so erklärt sich auch eine andere Erscheinung. Je niederer Thier oder Pflanze, desto mehr gleichen sich die einzelnen Theile, desto unempfindlicher ist aber auch Thier und Pflanze gegen Verstümmelung, desto eher erträgt es neue Bildungen von außen her. Den Wurm kann man in Stücke zertheilen, ohne das Leben des Thieres zu gefährden, und ebenso kann man ihn beliebig wieder zusammensetzen. Die höheren Thiere dagegen ertragen nicht einmal die geringste Verletzung der edleren Eingeweide. Die ungarische Sprache gleicht mehr den niederen Thieren; man findet weniger Verschiedenheit zwischen Stamm und Endung, zwischen Rumpf und Extremitäten; die Wortbildung reducirt sich zu bloßer Agglutination coordinirter Silben, Silben, welche man leicht von einander trennen und ohne Mühe wieder aneinander schweißen kann. Daher erklärt sich die große Bildungsfähigkeit der ungarischen Sprache. Daß die Bestrebungen der ungarischen Akademie, deren wir oben gedachten, von solchem Erfolge gekrönt sind, hat nicht allein im ungarischen Patriotismus seinen Grund, sondern auch vorzüglich in der Geduldigkeit der ungarischen Sprache, die alle diese Operationen ohne Murren an sich geschehen ließ. Was die ungarische Akademie that, das hatte schon von jeher jeder Privatmann gethan; auch dieser bildete und bildet neue Wörter ohne Anstoß, wenn ihm die alten nicht mehr behagen, und schafft sich neue Regeln, wenn sie ihm bequemer als die alten zu sein scheinen *).

Aus dieser leichten Bildungsfähigkeit läßt es sich nun auch erklären, warum die ungarische Sprache so ungeheuer rein und klar ist. Wer ohne Mühe sich ein einheimisches Wort bilden kann, warum soll der in Fremdwörtern reden, und warum soll er in Räthseln sprechen, wenn es ihm gelingt, Wörter in Umlauf zu bringen, die eine bessere Anschauung gewähren als die alten? Obschon die ungarische Literatur vom Auslande abhängiger ist, als irgend eine andere, hat sich doch keine so sehr der Fremdwörter erwehrt. Alle Welt bedient sich des cosmopolitischen „Telegraphen", der Ungar allein begnügt sich mit seinem nationalen „Fernschreiber" (tavir). Durch einen solchen Fernschreiber werden natürlich auch keine Depeschen, sondern nur ebenso nationale „Eiler" (sürgöny) befördert. Aller Orten lehrt man „Chemie"; der Ungar allein ist so prosaisch, von einer „Mischwissenschaft" (vegytan) zu sprechen. —

Mit der Klarheit und Anschaulichkeit der Ausdrücke ist es gerade wie mit ihrer Reinheit. In unserer Sprache belehrt uns das Wort selten über den Gegenstand, welchen es bezeichnet. Was kann sich z. B. ein Kind darunter denken, wenn es zum ersten Male von „Gletschern" und „Lawinen" liest? Gar nichts und Alles. Das ist im Ungarischen ganz anders; die ungarische Sprache nennt den Gletscher Schneefels (hószikla) und die Lawine Schneerutsch (hóomlás). Der Ungar kennt kein Echo, wohl aber einen Wiederhall (viszhang), keinen Recruten, sondern anstatt dessen Neulinge (újoncz); das alles ist doch viel anschaulicher als bei uns. Und wie malerisch und anschaulich ist nicht das ungarische „Himmelskrieg" (égi háború) gegenüber unserm Gewitter, und menny dörgés (Himmelsgepolter) selbst im Vergleich zu unserm Donner!

Wir brechen hier mit unseren Bemerkungen über die formalen Eigenthümlichkeiten ab, um in Kürze noch einiges über den Inhalt zu sagen.

Die magyarische Sprache diente ursprünglich einem Nomadenvolke, einem Hirtenvolke, welches die patriarchalische Verfassung stark ausgebildet hatte. Dieses sieht man auch in der Sprache deutlich wieder; gerade für die Begriffe der Familienbeziehungen und der Viehzucht hat sie einen staunenswerthen Reichthum von Bezeichnungen.

Wir unterscheiden in der Familie bloß zwischen Bruder, Schwester, Schwager, Vater, Großvater u. s. w.; für uns genügt das, und deshalb reichen auch diese Wörter vollständig hin für uns. Das ist aber nicht der Fall bei patriarchalischen Verhältnissen. Dort will man auch wissen, ob Bruder oder Schwester in der Familie höher oder niederer stehen als der Sprechende, ob sie jünger oder älter sind; dort ist es ein Unterschied, ob der Schwager durch eine Ausheirath aus der Familie oder durch eine Hineinheirath in dieselbe zum Schwager geworden ist, ob er der Mann meiner (ältern oder jüngern) Schwester, oder der (ältere oder jüngere) Bruder meiner Frau ist; und dort kommt viel darauf an, ob der Großvater der Vater meines Vaters oder der meiner Mutter, ob der Urgroßvater der Vater meines Großvaters väterlicher oder mütterlicher Seite, oder der Vater meiner Großmutter väterlicher oder mütterlicher Seite war u. s. w. Für alle diese Unterscheidungen hatte der alte Magyar eigene Wörter nothwendig, und unser heutiger Ungar hat dieses Erbtheil seiner Urväter recht getreu bewahrt, obschon er nicht mehr recht das Bedürfniß nach einer so ausführlichen Classification der Familie fühlt. Er unterscheidet noch heute streng zwischen seinem jüngern Bruder (öcse) und dem ältern (bátya), den er sogar in einigen Gegenden noch mit „Sie" und mit „Herr Bruder" (bátyam uram) anzureden pflegt. Néne ist die ältere und hug die jüngere Schwester, süv der Schwager, wenn er älterer Bruder der Gattin ist u. s. w.

Bei patriarchalischen Verhältnissen ist der Familienvater oder der Stammesälteste voller Herr über die Kinder oder Stammesuntergebenen; er bestimmt deshalb auch den Mann für die Tochter oder giebt sie ihm hin. Deshalb ist in der ungarischen Sprache ein Mädchen „zu vergeben", und „verkäuflich" (eladó), wenn wir es heirathsfähig nennen. Der Vater verheirathet die Tochter, indem er sie „zu einem Manne giebt" (férjhez ad) und die folgsame Tochter hat zum Hei-

*) Folgendes Beispiel diene zur Erhärtung des Gesagten. Im Ungarischen bildet man das Futurum entweder mit einem Hülfszeitworte (fog) oder durch die Silbe and resp. end. Nun heißt es bei Reméle, Sprachlehre, S. 111: Diese (letztere) Art des Futurums ist lange noch nicht so im Gebrauche, als sie es vermöge ihrer Bequemlichkeit verdiente. Denn da durch Anhängung von and und end eine neue Wurzel entsteht, so können wir durch Anhängung der übrigen Endungen sämmtliche Zeiten und Arten in zukünftiger Form ausdrücken, z. B. kér-ek ich bitte; ich soll (jetzt) bitten kérjek; ich soll (in Zukunft) bitten kérendjek; ich bäte (jetzt) kérnék; ich bäte (hinfür) kérendnék 2c. 2c. Bloß weil es die Bequemlichkeit lohnt, kann also ein Grammatiker neue Conjugationen machen.

rathen nichts weiter zu thun, als daß sie „zum Manne geht" (férjhez megy) und anders bezeichnet auch die Sprache ihren Schritt nicht. Der Mann dagegen ist heirathsfähig, wenn er ein „Haus gründen" kann (házas ulandó); bei ihm ist die Heirath nichts Geringeres, als die Gründung eines eigenen Hauses, einer Familie, deren patriarchalisches Haupt er wird; ein verheiratheter Mann ist ein „behauster" (házas) und der Ehestand ist das „häusliche (Familien-) Leben" (házas élet).

Das Haus hat der Ungar auf der asiatischen Steppe nicht gekannt, und auch in Ungarn mag er anfangs unter Zelten gelebt haben, bis er von den Deutschen das Haus kennen lernte. Wir schließen das nicht schon daraus, daß der Ungar sein ház (spr. Haas) unserm Haus entnommen hat, sondern daß auch alle jene Bestandtheile des Hauses, welche sich am Zelte nicht vorfinden und welche der Ungar zum ersten Male am Hause kennen lernte, mit deutschen Wörtern benannt sind. Dach, Fenster und Thür hatte auch das Zelt des Magyaren; aber Stuben waren nicht darin; die Wand war von Schilfrohr, aber nicht von Ziegel, und Schindel konnte man am kegelförmigen Zelte ebenfalls nicht gut verwerthen. Schindel, Ziegel und Stube lernte der Ungar erst mit dem Hause kennen, und weil er das Haus von den Deutschen erhielt, hat er auch diese von uns bekommen und daher erklären sich in der puristischen ungarischen Sprache die rein deutschen Wörter zsindel (spr. sjindäl), tégla, szoba. Selbst der Stall scheint deutschen Ursprungs für den Ungarn zu sein; der istálló hat den altmagyarischen ól ganz verdrängt, wahrscheinlich weil dieser ól nicht ein Stall nach unseren Begriffen, sondern etwa nur eine Hürde oder ein bedachter Raum war.

Es ist in der That auffällig, wie das dem alten Magyaren so fremde Haus fast noch tiefere Wurzel im Leben und Weben unsers Ungarn geschlagen hat, als bei uns. Das Haus ist ganz identisch mit der Familie geworden; die Familie geht eben so wenig über das Haus hinaus, wie das Haus über die Familie. Wir bauen leider so oft das Haus für die Straße; jedenfalls muß die schönere Seite der Straße zugewandt sein. Wenn dabei auch die Familie mehr mit der Straße als mit sich selbst verkehrt, so ist das nur natürlich. Der Ungar dagegen baut das Haus nur für die Familie. Er muß freilich auch an die Straße bauen, allein nicht für die Straße. Das Haus des Ungarn ist sehr lang und sehr schmal; es hat nur eine Zimmerbreite und die schmale Seite mit einem, höchstens zwei Fensterchen, die er noch dazu immer mit Läden verschlossen hat, ist der Straße zugekehrt. Die lange Seite geht tief in den geräumigen Hof und bildet zugleich dessen Grenzwand gegen eine Seite, wie auf der gegenüberliegenden Seite die stets fensterlose Rückwand des Nachbarhauses. Alle Fenster gehen somit auf den Hofraum, der von der Straße durch eine hohe Mauer abgeschlossen ist. Der Zugang zum Hofe ist durch das enge Thor in dieser Mauer; zum Hause ist aber kein Zugang direct von der Straße, sondern nur über den Hof. Vor dem Hause längs der Langseite zieht sich eine sehr zierlich ausgemalte Vorhalle hin. Hier prangen das Wappen des ungarischen Reiches und die Initialen des glücklichen Ehepaares aus einem natürlichen oder gemalten Rebengewinde hervor. Nach der Straße hin ist die Wand einfach geweißt, nach dem Hofe hin aber aufs Reichlichste verziert; denn um das Verweilen in dem Familienkreise angenehm zu machen, um die Familie zu heben, darum ziert der Ungar sein Haus, nicht aber, um für die Straße zu glänzen. — In das Innere des Hauses gelangt man durch die Küche und in das schöne oder Fremdenzimmer erst dann, wenn man die Bekanntschaft mit dem halben Hause gemacht hat; denn gewöhnlich liegt dieses Zimmer hinter den Wohn- und Schlafstuben der Familie. So muß sich auch der Fremde sogleich als Glied der Familie rechnen, da ihn sein Wirth ja gleich ganz im Innersten derselben beherbergt und nicht wie in Deutschland auf einem Eckchen, wo er wenig genirt und wo man auch vom Gaste voraussetzen muß, daß er möglichst die Berührung mit der Familie zu vermeiden wünsche. — Doch wir sind von unserm Thema abgewichen.

Die Hirtensprache erfreut sich einer gleichen Ausbildung im Ungarischen, wie wir sie bei den Familienbeziehungen gefunden haben. Wir wollen dieses aber nur eben andeuten, ohne es weiter auszuführen. Anstatt dessen jedoch geben wir hier einer Vermuthung Ausdruck, die vielleicht geprüft zu werden verdient. Wenn wir unsere Hirtensprache durchgehen, so finden wir, daß wir bei jeder Species das Genus hinzusetzen; wir sagen Schweineherde, Kuhherde, Schweinehirt, Kuhhirt. Das ist vielleicht ein Beweis, daß uns die Hirtenausdrücke noch nicht ganz geläufig sind. Es scheint, daß sich die Hirtenvölker directer ausdrücken. Der Schweizer sagt z. B. Senner, Küher u. s. w., das Genus bezeichnet er nicht mehr. Ebenso auch der Ungar; auch er läßt das Genus in der Hirtensprache aus; er sagt nicht Schweine- und Kuhherde, sondern direct — etwa Küherei — konda, gulya. — In einer andern Beziehung verhalten sich beide Sprachen umgekehrt; wir sagen mit Vorliebe: Eiche, Birke, der Ungar dagegen: Eichenbaum (tölgyfa), Birkenbaum (nyirfa) u. s. w.; wir sind eben bessere Forstleute.

Handwerker und Landwirth war der alte Magyar gar nicht, als er in die Ebene von Pannonien kam. Den ersten Handwerker scheint er im deutschen Meister gesehen zu haben; er hat nicht nur sein mester von unserem Meister, sondern er nennt den Handwerker auch mester ember (Meister-Mann). Die Bezeichnungen für Gegenstände des Ackerbaues sind den Slaven entlehnt, z. B. ganaj (slavisch gnoj), der Dünger, szalma (slavisch slama), das Stroh, kasza (kosa), die Sense. Der Gartenbau dagegen ist von den Deutschen und Italienern erlernt, wie folgende Wörter darthun werden: káposzta, saláta, répa, retek, repcze, murok (Möhre), len (Lein), mustar (Senf), zeller (Sellerie). — —

Wer die ungarische Sprache, sagten wir oben, aus dem Munde eines Ungarn hat sprechen hören, der muß sie schön finden. Wir erwähnten dabei des einzig schönen Rhythmus und der weichen melodischen Sprechweise des Ungarn. Wir glauben aber, daß noch andere Gründe den Fremden so sehr für diese Sprache einnehmen, und das sind Gründe, die weniger in der Sprache liegen als in dem weichen, gemüthreichen Volke, das sie zu uns gesprochen hat. So viel Ueberschwenglichkeit, so viel Verschwendung von Liebenswürdigkeit und so viel Herzinnigkeit im Ausdruck kann nur der Abkömmling eines weichen Hirtenvolkes haben. Wenn du gleich als Fremdling in sein Haus trittst, so sagt er dir, daß seine Freude so groß sei, daß nur ein Gott sie ihm bereiten konnte; unser einfaches Willkommen lautet bei ihm: Gott hat dich geschickt (Az isten hozta), und wenn du in Allem siehst, daß dieses nicht ein unwahres Compliment ist, sondern aus dem Herzen kommt, und wenn du nur Worte der Herzlichkeit und Freundschaft aus so liebenswürdigem Munde vernimmst, wie wolltest du da nicht die Sprache um des Sprechenden und des Gesprochenen willen liebgewinnen, und wie wolltest du da aufmerken, ob nicht hier und da ein unschönes Wort sich einschleichen werde! —

Die geographische Verbreitung der Nahrungspflanzen.

Manche Völkerstämme verhalten sich auch heute noch in Bezug auf Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche genau so, wie es bei den Menschen der frühesten Urzeiten der Fall gewesen sein muß. Der schwarze Australier hat keine Ahnung von Ackerbau, er genießt wilde Wurzeln und den Samen einer wilden Frucht; die Bewohner der Andamanischen Inseln haben nur eine grobe wildwachsende Bohne und die Frucht des Mangrove; den Eskimos und den Feuerländern würde ohnehin die Bodenbeschaffenheit und das Klima ihrer Gegend den Anbau unmöglich machen. Die Nomadenstämme Nordarabiens genießen Sambh und Mesaa; die erstere reift, nach Palgrave, im Juli; dann ist Alt und Jung eifrig darüber aus, den Samen zu ernten. In Nordamerika finden wir von den canadischen Seen im Norden bis in die südlichen Staaten hinein den sogenannten Sumpfreis (Zizania aquatica), der nur wild wächst und welcher für die Jagdnomaden, die kein Getreide bauen, von Werth ist; da wo die Indianer Mais pflanzten, wurde er weniger beachtet. In Südafrika genießen Buschmänner, Hottentoten und auch die Betschuanas das Mark eines wilden Kürbis, des Nara, der etwa so groß ist wie eine Kokosnuß; Livingstone hat diese Frucht ausführlich beschrieben. Im ostafrikanischen Sudan bilden die Früchte der Dumpalme (Hyphaene thebaica) ein Hauptnahrungsmittel der Schwarzen, und neben denselben die Samenkörner einer Art Nymphäa, welche getrocknet, aufgespeichert und dann je nach Bedarf zerstampft und als Brei genossen wird. Auf den Südseeinseln fanden die Entdecker schon cultivirte Pflanzen, z. B. Yam, Taro (Caladium esculentum) und Batate, daneben Bananen, Kokospalmen und Brotfruchtbaum, aber weder Getreide noch Hülsenfrüchte.

Ueber den Anbau der Getreidearten: Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Reis, Mais, Hirse und Buchweizen, brauchen wir nicht viel zu sagen und beschränken uns auf einige Notizen. Weizen und Gerste haben eine viel weitere geographische Verbreitung als Roggen und Hafer; diese letzteren sind zumeist auf Nordeuropa und theilweise Nordamerika beschränkt, die ersteren dagegen werden überall in der gemäßigten Zone und auch in den subtropischen Gegenden gebaut, von Spanien bis Japan. Sie sind bekanntlich auch nach Amerika und Australien verpflanzt worden. Reis ist das Hauptnahrungsmittel für etwa 400 Millionen Asiaten von Persien bis China und Japan; der Mais ist specifisch amerikanisch und war vor Columbus der alten Welt eben so unbekannt, wie der Taback und die Ananas. Diese nützliche Getreideart wurde ungemein rasch über den Erdball verbreitet und er gedeiht in Europa bis über den 52. Grad nördlicher Breite hinaus. Der Mais ist bis China und Japan gedrungen, nach dem hinterindischen Archipelagus und den Philippinen, ja bis tief ins Innere Afrikas, in Gegenden, wohin noch kein weißer Mensch gekommen war. Speke und Grant fanden ihn in der Region des Nyanza-Sees; in Spanien und Italien war er schon 50 Jahre nach der Entdeckung Amerikas ganz allgemein. Er ist recht eigentlich kosmopolitisch, da er sich sehr verschiedenen Klimaten und Bodenarten anbequemt und in sehr dankbarer Weise den Anbau lohnt.

Wir sind nicht im Stande, irgend eine unserer Getreidearten in wildem Zustande nachzuweisen, denn der sogenannte wilde Reis in Indien kann eben sowohl als nur verwildert angesehen werden; auch können wir für keine einzige mit Bestimmtheit die Urheimath angeben. Sie alle sind offenbar in sehr hohem Alterthume schon cultivirt worden. Weizen- und Gerstenähren fand man in den ältesten ägyptischen Gräbern und sie sind genau dieselben wie die, welche heute im Nillande geerntet werden. Sie sind ganz gewiß den Aegyptern lange vor Erbauung der ersten Pyramiden bekannt gewesen und reichen über die Anfänge der Geschichte hinaus; für China, Japan, Persien und Indien haben wir zwar in dieser Hinsicht keinen so sprechenden Beweis wie für Aegypten, wir können aber annehmen, daß in jenen Ländern dasselbe Verhältniß stattgefunden habe. Ein Gleiches wird für den Reis im tropischen Asien anzunehmen sein und für den Mais in Amerika.

Die Hirsearten werden vorzugsweise im Süden des 40. Breitengrades angebaut und reichen bis zum Aequator. Die meisten gehören zu den Geschlechtern Panicum und Sorghum, aber allein in Indien werden nicht weniger als 25 Hirsearten cultivirt, und die Hirse ist für manche Asiaten das tägliche Brot. Auch für sie können wir weder Anfänge noch Urheimath angeben; jetzt reichen sie von Deutschland bis Japan. Manche kommen unbestreitbar in wildem Zustande vor.

Eine Menge Arten von Hülsenfrüchten sind in der alten Welt seit unvordenklicher Zeit gebaut worden; sie gehören zu den Geschlechtern Vicia, Faba, Pisum, Ervum, Lathyrus, Orobus, Phaseolus, Dolichos etc.; wir bezeichnen sie als Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen &c. In jenen asiatischen Ländern, wo vorzugsweise Reis genossen wird, der wenig Kleber enthält, und wo man wenig Fleisch ißt, ersetzen die Hülsenfrüchte diesen Mangel. Für einige Arten, die jetzt angebaut werden, läßt sich der wilde Ursprung nachweisen, für andere auch die ursprüngliche Heimath in Afrika, Asien und Amerika. In Australien und Neuseeland fehlten Hülsenfrüchte eben sowohl wie Getreidearten; jetzt gedeihen sie dort vortrefflich.

Als Ersatz für das Mehl der Getreidearten dient jenes der Kartoffel, des Yam (Dioscorea), der Batate, der Brotfrucht, der Banane und der Sagopalme; sodann das der Mandioca und der Arrowroot. Unsere gemeine Kartoffel stammt aus den gemäßigten Klimaten Amerikas; man findet sie in manchen Gegenden wild, dann werden die Fruchtknollen aber nicht größer als Haselnüsse. In Europa ist sie zuerst 1586 und zwar in Irland angebaut worden; aber es vergingen zweihundert Jahre, bevor man ihre große Bedeutung würdigen lernte. Noch Friedrich der Große mußte die Bauern in Pommern gleichsam zwingen, Kartoffeln zu bauen. In Asien findet man sie nur bei den Ansiedelungen der Europäer, und auch dort erst seit Anfang unseres Jahrhunderts. Ihre langsame Verbreitung steht in schroffem Gegensatze zu jener des Mais, welcher sich, wie schon bemerkt, die ganze Welt so rasch eroberte.

Yams finden wir nur in tropischen und subtropischen Ländern; sie gehören ursprünglich Asien und Amerika an und kommen auch noch wild vor. Die Knolle dieser Kriechpflanze wird von 10 bis zu 30 Pfund schwer und enthält ein Mehl, das allerdings nahrhaft, aber trocken und unschmackhaft ist; der Yam steht in dieser Beziehung weit hinter der gewöhnlichen und auch hinter der süßen Kartoffel zurück. Diese letztere, die Batate (Convolvulus batatas, Ipomaea batatas oder auch Batatas edulis) hat ihre Heimath in den tropischen Gegenden Amerikas und Asiens, ist aber in Amerika

kein Gegenstand des Anbaues gewesen; zuerst erwähnt ihrer Pigafetta in der Beschreibung der Erdumsegelung Magellan's. In den Aequatorialgegenden wird die Frucht sehr groß, auf Java z. B. bis zu zehn und mehr Pfund schwer. Sie wird dort in Menge genossen, doch bildet der Reis das Hauptnahrungsmittel.

Ocimum, Arum, Caladium, Maranta, Tana und Jatropha geben eßbare Wurzeln, welche in vielen Gegenden als Ersatz für das Getreidemehl dienen; wir bezeichnen sie im gemeinen Leben als Arrowroot, Tapioca, Salep ꝛc., und sie gehören alle den tropischen oder doch den warmen Klimaten an. Einige Arten sind in rohem Zustande giftig, aber selbst die wilden Stämme, z. B. in Südamerika, hatten herausgefunden, daß man sie durch Anwendung der Hitze in gesunde Nahrung umwandeln könne, so z. B. den Manioc, der in Südamerika vielfach genossen und in Brasilien geradezu als Farinha, Mehl, bezeichnet wird. — Taro (Caladium esculentum) bildete die Hauptfrucht der Südseeinsulaner, welche ja kein Getreide kannten, wie der Manioc jene der wilden Völker Südamerikas, deren sehr viele den Mais nicht hatten. Der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) gehört den tropischen Inseln der Südsee an und war für die Bewohner derselben von großer Wichtigkeit. Man hat ihn 1792 nach Westindien verpflanzt, er ist aber dort von keiner Bedeutung geworden; im hinterindischen Archipelagus kommt er wild vor, und man hatte keine Veranlassung, ihn zu cultiviren, weil andere Brotfrüchte in Menge vorhanden waren. — Die Banane bildet für manche Völker Südamerikas, z. B. im Gebiete des Amazonenstroms, die Brotfrucht, nicht aber in Asien; Humboldt's Behauptung, daß die Banane in allen tropischen Ländern dieselbe Stelle einnehme, welche in den gemäßigten und in den subtropischen Gegenden die Getreidearten einnehmen, ist entschieden unrichtig.

Sago oder richtiger Sagu ist das Mark einiger Palmen im hinterindischen Archipelagus und auf den Philippinen. Den meisten Ertrag giebt der Sagus Rumphii, der auch als Metroxylon Sagus bezeichnet wird. Die Sagopalmen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie sich sowohl durch Samen wie durch Seitenschößlinge fortpflanzen; sie gedeihen nur in sumpfigem Boden so weit die Seeluft reicht, dürfen aber nicht der Einwirkung des Seewassers ausgesetzt werden. Eine Anpflanzung, die ohnehin wenig Arbeit erfordert, dauert ohne weitere Pflege unablässig fort, und der Baum erhält seine Reife, wenn er funfzehn Jahre alt ist. Der Stamm ist eigentlich nur ein Gehäuse für eine ungeheure Masse von Mark; diese wird von Fasern gereinigt, dann getrocknet und dasselbe ersetzt bei allen Bewohnern des hinterindischen Archipelagus östlich von Celebes bis und mit Neuguinea das Getreide. Auch auf Sumatra, Borneo und selbst auf Mindanao, der westlichsten unter den Philippinischen Inseln, wird Sago als Brot genossen, aber nur von sehr armen Leuten, denn hier werden auch Cerealien gebaut.

Die Linguistik wirft nicht selten Licht auf die Heimath und auf die Wanderung cultivirter Pflanzen. Die Getreidearten haben in jeder Sprachfamilie ihre besonderen Benennungen, und so weit sich aus den Ergebnissen der Sprachwissenschaft folgern läßt, kann man schließen, daß die Cultur der Cerealien auf vielen, weit von einander entfernten Punkten unabhängig begann. Fremde Namen führen sie nur in wenigen Fällen, und da wo sie exotisch sind. So ist Weizen ein allgemeiner Name für dieses Getreide bei den germanischen Völkern. Im Irischen und im Walisischen, also zwei verschiedenen Sprachen, finden wir, in der erstern Sprache cruineachd, in der zweiten gwenith für Weizen. Das Wort trigo im Spanischen und Portugiesischen ist aus dem lateinischen triticum verderbt, und das froment der Franzosen wie das italienische frumento stammen vom lateinischen frumentum, Getreide, her. Im Baskischen, das sprachlich ganz für sich allein steht, kommen zwei Benennungen für Weizen vor: garia und ocaya. Daraus läßt sich mit Gewißheit der Schluß ziehen, daß die alten Iberer, diese Vorfahren der Basken, den Weizen nicht von einem andern Volke bekommen haben, sondern ihn im höchsten Alterthume baueten; eben so den Hafer und die Gerste, denn auch für diese haben sie eigene Benennungen in ihrer Sprache. Nicht aber für den Roggen, den sie cecalea, nach dem lateinischen secale, nennen; nicht für Reis, avozza, und eben so wenig für Mais, maiza, und Bohnen, baba, von fava. Diese letzteren Pflanzen sind also erst mit den Römern, der Mais nach der Entdeckung Amerikas zu den Basken gekommen. — Im Sanskrit heißt der Weizen godhum, im Persischen gandum; hier ist in beiden Ländern dieselbe arische Wurzel; das Hindi hat dafür gehun, das Tamil gudumai; das Tamil ist auf Südindien beschränkt, wo der Weizen nur in einigen hochliegenden Gegenden fortkommt, nicht im heißen Tieflande; deshalb der entlehnte Name. Dagegen haben die Türken in ihrem baghdoi eine einheimische Bezeichnung, eben so sind im Arabischen die beiden Bezeichnungen hanta und bar nicht entlehnt; beide Völker haben also in ihrer Heimath den Weizen ursprünglich gehabt. In Java, einer Aequatorialgegend, gedeiht der Weizen nur erst 5000 Fuß über der Meeresfläche; man bezeichnet ihn dort theils als trigo, portugiesisch, theils mit dem persischen gandum. Für Gerste haben die Franzosen orge, die Italiener orzo, beides verderbt aus dem lateinischen hordeum; das Gälische hat corna, das Walisische haidd; für Hafer hat das erstere corc, das letztere ceirc; Roggen heißt in dem einen wie in dem andern seagl, nach dem lateinischen secale; demnach ist derselbe erst durch die Römer nach den britischen Inseln gekommen; das Baskische dagegen hat dafür das einheimische garagarra. — Im Sanskrit heißt die Gerste yava, im Hindi jau, im Persischen jo, also im Wesentlichen dieselbe Bezeichnung; die Tamilen haben dafür schali, was wohl im Allgemeinen Getreide bedeutet; Arabisch schaer, Türkisch arpa, zwei eingeborene Bezeichnungen.

Reis war den Griechen und Römern unbekannt, wenigstens baueten sie ihn nicht und er hat in ihren Sprachen keine originale Bezeichnung; es scheint auch, daß die alten Perser ihn nicht kannten, sonst würden wohl die Griechen, welche mit jenen in lebhaftem Verkehr standen, ihn wohl beschrieben haben. Im Sanskrit führt er die allgemeine Bezeichnung dhanya, im Hindi dhan, im Tamil heißt er, wie die Gerste, schali. In den einsilbigen Sprachen östlich von Bengalen bis China hat er verschiedene Namen: im Peguanischen ha, im Siamesischen kao, im Kambodschanischen ang ka, im Annanitischen lua. Im malayischen Archipelagus und auf den Philippinen dagegen ist die allgemeine Bezeichnung überall dieselbe, obwohl dort die verschiedenen Sprachen in Worten, Bau und Klang vielfach weit von einander abweichen; sie lautet padi im Malayischen, und mit verschiedener nationaler Aussprache: pari, pali, pasi und vari. Nur allein die altjavanische heilige Sprache, das Kawi, welches viele Sanskritwörter aufgenommen, macht eine Ausnahme; in ihr heißt der Reis dana; die Perser bezeichnen ihn mit der Tamilbenennung schali. Man folgert daraus, daß er ursprünglich zu ihnen vom südlichen Indien aus gekommen sei; zwischen den Häfen des letztern und jenen des persischen Meerbusens hat von Alters her ein lebhafter Seeverkehr stattgefunden. Im Arabischen heißt der Reis arus; davon haben die Spanier ihr arroz. — Diese Getreideart weist eine viel größere Menge von Varietäten auf, als irgend eine andere; manche wachsen nur in nassem, an-

dere nur in trockenem Boden; einige werden schon nach drei, andere erst nach sechs Monaten reif. Die Hindus haben allein in den nordwestlichen Provinzen nicht weniger als 66 Benennungen für die verschiedenen Arten von Reis, und in Bengalen hat man eine noch größere Anzahl; das Reiskorn selber hat eine besondere Bezeichnung, wenn es noch in der Hülse befindlich ist, eine andere, nachdem es enthülst ist, eine andere, nachdem es gekocht wurde, und ganz dasselbe findet in der malayischen Sprache statt. Eine solche ins Einzelne gehende Nomenclatur deutet auf ein sehr hohes Alter des Anbaues hin.

Der Mais ist, wie schon gesagt, ursprünglich amerikanisch. In einigen Sprachen der alten Welt führt er einheimische Bezeichnungen, so: bhutta im Hindi, jagung in den meisten Sprachen des indischen Archipelagus, und katsalva auf Madagaskar; wahrscheinlich sind diese Bezeichnungen von solchen Pflanzen entlehnt worden, welche eine Art von Aehnlichkeit mit dem Mais haben. So wissen wir, daß er im südlichen Indien nach der Hirseart benannt wird, welche man dort vorzugsweise anbaut, nämlich cholu oder ragi (Cynosurus corocanus); die Türken nennen ihn boghdai misr, d. h. ägyptischer Weizen; in Deutschland heißt er türkischer Weizen oder Wälschkorn, woraus hervorgeht, daß er aus dem südlichen Europa hierher gebracht worden ist.

Wir geben einige Bemerkungen über die mehlhaltigen Knollenpflanzen. Vom Yam (Dioscorea) kennt man etwa ein Dutzend Arten und manche Varietäten; alle kommen in tropischen und subtropischen Gegenden von Asien, Afrika und Amerika vor. Spanier und Portugiesen bezeichnen die Frucht als inhamé, davon das französische igname, und bei den Engländern, die gern abkürzen, yam. Die spanische Benennung stammt wahrscheinlich aus irgend einer amerikanischen Sprache. Im Hindi bezeichnet man eßbare Wurzelknollen überhaupt als alu; so heißt im Sanskrit eine Art von Arum, welche angebaut wurde; die Arier kannten in ihrer außertropischen Urheimath die Yam nicht. Die nördlichen Inder setzen vor die allgemeine Bezeichnung alu das Präfixum phul, d. h. Blume, oder rath, ein Wagen; dagegen haben die Tamilen die eingeborene Bezeichnung kalangku. — Die Malayen haben für alle eßbaren Wurzelknollen das Wort ubi, das nach Westen hin auch auf Madagaskar vorkommt und in der Südsee sowohl bei schwarzen wie bei braunen Stämmen.

Die Batate, süße Kartoffel, ist nicht etwa specifisch-amerikanisch; man fand sie zur Zeit der Entdeckung auf manchen Inseln der Südsee, welche niemals mit den Bewohnern Amerikas in Verbindung waren; auch ist hier der Name einheimisch: kumava, humaea, gumala und abgekürzt mala. Die Pflanze ist nach dem indischen Archipelagus wahrscheinlich durch die Spanier oder Portugiesen gekommen; sie heißt z. B. auf den Molukken: ubi kastela, d. h. castilianische Knollenfrucht; die Javaner haben das ubi, die allgemeine Bezeichnung für Wurzelknollen, fallen lassen, den Zischlaut hinausgeworfen und nennen die Pflanze einfach catela; nebenbei sagen sie auch wohl batata. Es scheint, als ob die Spanier die Pflanze von den Philippinen hergebracht haben, denn in den beiden Hauptsprachen auf denselben heißt sie im Tagalischen gabi und im Bisaya kamoti. In Spanien bezeichnet man die süße Kartoffel als batata di Malaga und die gewöhnliche Kartoffel als patata; die Engländer sagen potato. In Amerika hat diese Knollenfrucht viele einheimische Bezeichnungen. In Frankreich und Deutschland heißt sie Erdapfel; in Hindustan, wo sie für die dortigen Europäer gebaut wird, bataiti alu, d. h. europäische Knolle; eben so bei den Malayen ubi yuropa, bei den Javanesen kantang holanda, holländische Knolle.

Der Brotfruchtbaum, Artocarpus incisa, führt in den verschiedenen Sprachen des hinterindischen Archipelagus die Benennungen: sukum, kluwi, kulor und tambul; diese kommen allesammt auf den tropischen Inseln der Südsee nicht vor, und daraus darf man den Schluß ziehen, daß dieselben ihren Brotbaum nicht von den Malayen erhalten haben (während das mit Yam, Kokospalme und Zuckerrohr der Fall gewesen ist); er gehört jenem Eilande selbständig an und kommt in fünf Varietäten vor; das deutet auf sehr lange Cultur. Die Frucht heißt im Tonga me und marnai; auf Tahiti vavo und auf Hawaii ulu.

Der Einfluß dieser Nahrungsmittel auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und deren Entwickelung ist sehr verschieden. J. Crawfurd stellt darüber folgende Betrachtungen an (Plants in reference to Ethnology; Transactions of the ethnological society, V. 178 ff. 1867). Die Cerealien sind bei weitem am werthvollsten, sie liefern im kleinsten Volumen die größte Menge Nahrungsstoff; ihr Anbau erfordert mehr Mühe und Arbeit als jener der meisten anderen Brotstoffe; wer Getreide bauet muß fleißig sein. **Völker, die keinen Getreidebau haben, bleiben allemal auf einer niedrigen Civilisationsstufe.** Die Denkmäler in Aegypten, Griechenland, Assyrien, Nordindien und Nordchina sind von Völkern errichtet worden, welche **Weizen** baueten; jene im südlichen Indien, in Hinterindien, Java, Sumatra und Südchina von solchen, die **Reis** pflanzen, jene in Mexico, Centralamerika und Peru von denen, welche **Mais** cultivirten.

Kein Volk, das sich von Baumfrüchten und Wurzelknollen ernährt, hat eine Buchstabenschrift erfunden oder dauerhafte Bauwerke aufgeführt. Bei den Malayen, deren Brot der Reis ist, bedeutet der Ausdruck „Wurzelesser“ so viel wie Wilder. Als die Europäer zuerst nach den Gewürzinseln kamen, aßen die Bewohner derselben nur Palmenmark, nämlich Sago; sie kannten keine Buchstaben und hatten nicht einmal den allerrohesten Kalender; sie erhielten Eisen und Kleidungsstücke von Fremden, welche von ihnen Gewürze holten. Ohne diesen Verkehr wären sie völlig Wilde geblieben. Unter solchen Menschen, die sich ausschließlich oder vorzugsweise auf den Genuß von Früchten und Knollen angewiesen sehen, haben es die Polynesier, d. h. die braunen Eingeborenen auf den Südseeinseln, am weitesten gebracht in gesellschaftlicher Entwickelung; aber sie hatten doch nicht einmal eine Ahnung von Töpfergeschirr oder von Webstoffen; zur Bekleidung behalfen sie sich mit dem, was der Papiermaulbeerbaum ihnen lieferte.

Der Anbau der Kartoffel erfordert Fleiß; der Acker muß bestellt werden; das Beides ist weder bei der Banane noch bei der Sagopalme der Fall. Die erstere giebt schon nach zehn Monaten eine Ernte, wird durch Schößlinge fortgepflanzt und erfordert so gut wie gar keine Aufsicht. Die Sagopalme gedeiht im Sumpfe, wo nichts Anderes wächst; ihr Ertrag stellt sich, nach Logan's Ermittelungen, dem Weizen gegenüber wie 163 zu 1; gegen jenen der Kartoffel auf demselben Raume wie 53 zu 1; jener der Banane gegenüber dem Weizen wie 135 zu 1 und gegenüber der Kartoffel wie 44 zu 1. Doch entspricht der in Banane und Sagopalme enthaltene Nahrungsstoff nicht dieser Quantität; man muß in Anschlag bringen, daß sie sehr viel Wasser enthalten und verhältnißmäßig nicht viel Kleber. Manche spanische Ansiedler in Amerika haben in ihrer Gegend die Banane ausgerottet, um der Trägheit der Indianer und Mischlinge, welche sich von derselben ernährten, zu steuern. „Die Banane macht Faullenzer.“ Die Sagoesser ziehen ihrer gewöhnlichen Nahrung Reis, Yams und Bataten vor und sind froh, wenn sie dergleichen haben können. Wurzel-

knollen und Früchte haben dem Getreide gegenüber den Nachtheil, daß sie sich nur eine gewisse Zeit lang halten und brauchbar bleiben, die Kartoffel z. B. nur ein Jahr, und das Gleiche gilt von den tropischen Wurzeln. Die Getreidearten haben vor allen anderen Nahrungspflanzen entschieden den Vorzug.

Das russische Amerika.

Der Kaiser von Rußland hat seine Besitzungen in Nordwestamerika für 7,200,000 Dollars an die Vereinigten Staaten verkauft. Sie haben einen Flächeninhalt von mehr als 20,000 Quadratmeilen und kaum 50,000 Einwohner. Ein Blick auf die Karte zeigt die Weltlage und die Gestaltung dieser Region, welche sich namentlich durch die Masse von kleinen Inseln kennzeichnet. Es ist eine Region der Nebel, der Kälte und der Stürme, aber für die Jagd auf Pelzthiere und Fischfang klassischer Boden. Man bezeichnet sie, zugleich auf das Walroß und auf Rußland anspielend, wohl auch als Walrussia und verschreiet sie als eine armselige Gegend. In Nordamerika sucht man nun, um den Ankauf zu rechtfertigen und den Yankees annehmbar zu machen, die guten Seiten und die Vortheile des Landes hervorzuheben, verfällt aber auch dabei in manche Uebertreibungen. Uns sind die nachstehenden Bemerkungen zugekommen, in denen wir einige Ueberschwenglichkeiten gemildert haben. Wir bemerken, daß Adolf Erman in seiner Reise um die Welt sehr gute Mittheilungen über Russisch-Amerika gebracht hat, auch findet man viele werthvolle Notizen in seinem „Archiv“, das eine wahre Fundgrube wichtiger Nachrichten ist.

F. W. Irrig ist die Darstellung mancher Zeitungsberichte, welche das Land einzig und allein als eine traurige Einöde von Gletschern und Eisbergen schildern, als den Aufenthalt von Bären und Walrossen, und nur geeignet zum Leben für Eskimos und Menschen, welche sich von Thran zu ernähren vermögen. Es sei uns daher gestattet, die Ergebnisse der neuesten Entdeckungen in Russisch-Amerika hier zu veröffentlichen.

Ein wesentlicher Factor für die Entwickelung eines Landes sind schiffbare Flüsse, und an diesen leidet das große Territorium keinen Mangel. Der erste Fluß von Bedeutung, welcher in Russisch-Amerika etwa unter dem 56. Grad nördlicher Länge sich in das Meer ergießt, ist der Stikin oder St. Francis. Erst in neuester Zeit ist derselbe auf Veranlassung der russisch-amerikanischen Telegraphencompagnie bis zu den Cascaden näher erforscht worden, wo er durch jene Gebirgskette sich einzwängt, welche Britisch-Amerika von Russisch-Amerika trennt. Der Stikin ist dort 50 Miles weit für Dampfboote schiffbar befunden worden, während er nach Passirung der Cascaden wieder in einer großen Strecke bis an die Rocky Mountains schiffbar ist. Er liefert eine starke Ausbeute an Fischen; das Land, welches er durchfließt, scheint einen großen Reichthum an Widpret zu haben. Von noch größerer Wichtigkeit sind die unermeßlichen Waldungen und ergiebigen Goldgruben, aus welchen große Schätze zu Tage kommen; ja nach dem Berichte des amerikanischen Consuls Collins dürften jene Goldgruben mit der Zeit hinsichtlich der Qualität und Quantität denjenigen von Californien gleichgestellt werden. (— Das behauptet man stets von allen Gegenden, wo neue Goldfunde vorkommen. —)

Die Bewohner leben beinahe ausschließlich von der Jagd. Der Küste entlang findet man noch einige kleinere Flüsse und verschiedene Gebirgspässe, welche nach den britischen Besitzungen führen. Die Leute an der Küste treiben Handel mit den im Innern nördlich und östlich wohnenden Stämmen. Ein anderer Strom von einiger Bedeutung ist der Atna- oder Kupferfluß, welcher unterm 60. Grad nördlicher Breite und 142. Grad westlicher Länge in das Meer mündet. Er vermittelt den Zugang in das Innere des Landes, da er mit den Gewässern des Yukon innerhalb des Territoriums einen See bildet, somit eine fast ununterbrochene Schifffahrt von der Küste des Stillen Meeres mittelst des Yukon und Kwitschpack bis in die Nähe der Behringsstraße ermöglicht. In Folge dessen wird ein großer Theil des Südwestens dem Verkehr erschlossen.

Jenseits der Halbinsel Aliaska finden wir wieder einen bedeutenden Strom, welcher sich in die Bai von Bristol ergießt. Ein anderer Fluß von Wichtigkeit ist der Kuskokwim, welcher eine Verbindung mit dem Innern des Landes herstellt. Hier treibt die russisch-amerikanische Compagnie einen bedeutenden Handel und hat verschiedene Handelsstationen errichtet.

Der größte, wichtigste und der König aller Ströme westlich der Rocky Mountains und nördlich bis zum 49. Breitengrad ist der Kwitschpack, welcher zwischen dem 64. und 65. Grad nördlicher Breite in verschiedenen Armen gegen die Behringsstraße hin mündet. Er hat auf einer weiten Strecke einen Lauf von Osten nach Westen, wendet sich dann 4 Grad nach Norden und nimmt den Porcupine oder Rattenfluß von Osten und den Yukon von Südosten her auf. Die Vereinigung beider Flüsse bildet einen Strom, welcher in einer Strecke von 1000 englischen Meilen für Dampfboote bis zur See schiffbar ist. Vor einer, zu der (— auf amerikanischer Seite nun aufgegebenen —) Herstellung des russisch-amerikanischen Telegraphen in jener Gegend unternommenen Expedition ist der Kwitschpack seinem ganzen Laufe nach noch nicht verfolgt worden, so daß dieser das Verdienst zuzuschreiben ist, die Thatsache festgestellt zu haben, daß der Kwitschpack als der größte Fluß an der Nordwestküste des ganzen Continents zu betrachten ist.

Major Kennicott, Befehlshaber der erwähnten Expedition, welcher am Kwitschpack im vorigen Jahre starb, hatte einige Jahre vorher einen Winter im Fort Yukon zugebracht. Derselbe giebt eine sehr günstige Schilderung über die Lage des Landes und dessen große Wichtigkeit für den Handel der Hudsonsbaicompagnie. An den Ufern des obern Quitschpack und dem Yukon entlang ist Holz in Menge vorhanden. Auch sind die Wälder jener Gegenden eben so reich an Wildpret, als die Flüsse und Seen des Landes an Fischen, insbesondere Lachsen, von welchen die Eingeborenen sich und ihre Hunde während des Winters ernähren. Die Leute werden als gutmüthig, rechtschaffen und unternehmend (!!) geschildert, und treiben gern Handel. Es unterliegt keinem Zweifel, so sagt der Bericht, daß die Schifffahrt auf dem Kwitschpack den Handel und das Vermögen des Landes in wenigen Jahren um das Hundertfache vermehren, dem Unternehmungsgeist eine neue, noch unbekannte Welt eröffnen wird. Pelze, welche

dort in fabelhaften Quantitäten vorkommen, bilden einen höchst bedeutenden Handelsartikel. Während gegenwärtig der Transport derselben bis nach St. Francisco 1 Dollar das Pfund beträgt, würde eine Schifffahrtsverbindung die Fracht auf höchstens 10 Cents bringen.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß die Hülfsquellen von Russisch-Amerika mit seinen Inseln sehr werthvoll, ja großartig genannt werden dürfen. Im Süden findet man Gold und am Kupferflusse ist die Ausbeute an Kupfer sehr bedeutend. Die Fischereien an der Küste und auf den Inseln werden dereinst einen Aufschwung nehmen, daß Städte entstehen und die entferntesten Länder mit ausgezeichneten Stockfischen versorgt werden können. Bauholz ist in Ueberfluß vorhanden, und bald werden Sägemühlen den Holzhandel zu einer Quelle des Wohlstandes machen durch Export nach Asien und den südlicheren Inseln. Auch der Schiffsbau kann gedeihen, wo das Holz so reichlich und so billig zu haben ist. Der Feldbau ist keineswegs so unbedeutend, als Manche vielleicht glauben. Weizen (??), Gerste und Hafer gedeihen noch unterm 60. Grade, in den Gärten, welche die russischen Ansiedelungen zieren, werden alle zum häuslichen Gebrauche erforderlichen Gemüse gepflanzt. Was das Klima betrifft, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Küste des Stillen Oceans viel wärmer, als diejenige des Atlantischen Weltmeeres unter gleichen Breitegraden ist. Die isothermale Linie von Sitka (Neu-Archangel) ist gleich der von Neufundland oder St. Petersburg.

Schließlich wollen wir noch eines Artikels erwähnen, welcher ein lucratives Geschäft liefern kann, wir meinen das Eis. Auf den Inseln giebt es viele größere Seen, deren Eisgehalt geradezu unerschöpflich genannt werden kann; während der Handel dieses Artikels bisher sehr lässig betrieben ward, ist es nicht unschwer vorauszusehen, daß durch nordamerikanische Betriebsamkeit dieser Exportartikel von Wichtigkeit werden kann. (— Daß bei Sitka Weizen gedeihe, haben wir anderwärts noch nicht gelesen. Diese Niederlassung hat im Jahre höchstens 66 heitere Tage und eine mittlere Jahrestemperatur von 5,9° R. Wie schon gesagt, es lag im Interesse der Telegraphencompagnie und seit dem Ankauf auch in jenem der nordamerikanischen Regierung, die „wunderbaren Hülfsquellen" zu übertreiben. Die Ströme sind aber 5 Monate mit Eis bedeckt. —)

Geographische Vorstellungen im Mittelalter.

Von **Dr. Sophus Ruge.**

Das Alterthum hatte eine große Erbschaft hinterlassen in Bezug auf die Erkenntniß der Erde und ihrer Stellung zum Weltall, und es fragte sich nun, als dies Zeitalter sich zum Untergange neigte wie ein glänzendes Gestirn, wer seine Ideen in der rechten Weise weiter fördern werde.

Schon die Pythagoräer hatten den Lehrsatz aufgestellt, die Erde sei eine Kugel und nicht eine okeanos-umflossene Scheibe. Wer von den Philosophen jener Schule zuerst, ob Pythagoras selbst oder ein Schüler, den Gedanken aussprach, wissen wir nicht. Alle großen Denker unter den Hellenen nahmen seit der Blüthezeit athenischer Machtentfaltung die pythagoräische Anschauung an; am längsten sträubten sich die Epikuräer, sie klebten am hartnäckigsten an den naiven Homerischen Ideen. Eratosthenes, Hipparchos und Poseidonios bestimmten sogar schon annähernd den Umfang der Erde; und wenn sie sich dabei auch um 600 Meilen verrechneten, — wen darf ein solcher Irrthum bei dem ersten derartigen Versuche groß Wunder nehmen? Der Kern der Auffassung war richtig, es fehlten nur die Mittel einer genauen Ausführung. So war man über das Verhältniß der Zonen und deren Eintheilung durchaus nicht mehr im Zweifel und die Theorien über die Tageslänge, die Ursachen der größern Wärme in den tropischen Gebieten und Entstehung der Jahreszeiten in den gemäßigten Klimaten waren vollkommen richtig und fußten auf die Kugelgestalt der Erde; nur das kosmische Verhältniß der Erde zur Sonne wurde nicht erkannt oder anerkannt. Denn Alle, von Plato und Eratosthenes bis auf Ptolemäus, hielten daran fest, daß die Erde den Mittelpunkt der Welt bilde, um den sich Sonne, Mond und alle Gestirne drehten. Nur Aristarch von Samos und der Chaldäer Seleukos wagten es, der Erde ihre richtige Stellung im Gefolge der Sonne anzuweisen. Aber ihre Stimme blieb völlig unbeachtet oder wurde höchstens als Curiosum notirt.

Wie sah es aber mit der Erkenntniß der Erdoberfläche aus? Ein Geograph des Alterthums mußte auch zugleich Reisender sein. Das zeigten Herodot und Demokrit vor allen. Zunächst lag es natürlich den Griechen ob, — denn die Römer sind, wie in den meisten Künsten und Wissenschaften, die Schüler der Griechen gewesen und geblieben, — die Ränder und Länder des Mittelmeeres zu erforschen; dort lag ihre Macht, dort die Wiege der abendländischen Cultur. Westwärts hemmte jenseits der Säulen des Herkules die unermeßliche Meeresweite jeden Versuch; man schlich an den Küsten nördlich bis zum eisumstarrten Thule, südlich bis zum Saume der afrikanischen Wüste, aber westwärts ins Meer wagte sich Niemand, trotzdem doch Aristoteles und Seneka besonders darauf hingewiesen hatten, es sei die Meinung der Gelehrten, man müsse in wenig Tagen zu Schiffe über den Ocean nach Indien gelangen. Von Versuchen in dieser Richtung wird nichts erzählt. Die atlantischen Küsten lagen im trüben Nebel unheimlicher Schiffersagen. So blieb also nur der Osten. Und hier, wo die zusammenhängenden Landmassen eher zu Entdeckungsreisen aufmunterten, gelangten die Griechen bis nach Hinterindien, die Römer unter Marc Aurel vielleicht bis China. Aber jenseits des bengalischen Meeres verschwimmt die Kenntniß und das große mittelasiatische Hochland sammt der arktischen Tiefebene blieb ebenso unbekannt wie die ganze Ostküste des Continents.

Die bedeutendste Erweiterung der Erdkunde verdankt das Alterthum jedenfalls den Griechen; aber im Westen und Norden Europas haben auch die Römer selbständige Beobachtungen gemacht. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die ersten europäischen Arbeiten auf dem Felde der Statistik, daß Itinerarien und Specialtopographien aus dem römischen Weltreich hervorgegangen sind. Die Reiseberichte von Herodot's Zeiten bis auf Arrian, den Indienfahrer, sind gesucht und geachtet gewesen und noch jetzt zum Theil erhalten. Die Berichte der Seefahrer, die Küstenfahrten wurden sorgfältig

zusammengetragen zu sogenannten περίπλους und gaben dem jungen Seemann Anleitung für seine Fahrt in unbekannte Meere, an fremden Gestaden. Alle neuen Forschungen wurden sofort nach Verdienst gewürdigt.

Aber man ging noch weiter. Nicht allein, daß man das Weltsystem zu ergründen suchte, auch die Erde wurde auf Karten und Globen dargestellt und man befliß sich, durch Projection von gewissen Breitengraden oder Klimaten und nach Angabe von Mittagslinien, deren Messungen natürlich eine größere Ungenauigkeit verriethen, die Länder und Städte auf einem verständlichen, möglichst getreuen Kartenbilde darzustellen. Wir erkennen das vor Allem in dem großen Werke des Ptolemäus. Ja man ahnte sogar schon die engen Beziehungen zwischen physischer Geographie und Geschichte. Diesen Ideen suchte Strabo Ausdruck zu geben.

Mögen auch in Bezug auf die kosmischen Systeme oder auf die Glaubwürdigkeit des aus fernen Landen Berichteten hier und da verschiedene Ansichten geherrscht haben und Meinungen verfochten sein, immerhin zeigt die Erdkunde des classischen Alterthums eine frische, gesunde Entfaltung; die Wissenschaft treibt wie ein kräftiger Baum Ast an Ast und durchdringt mit weitverbreiteten Wurzeln die Mutter Erde, ihre Allernährerin. —

* * *

Ganz anders das europäische Mittelalter. Die Wissenschaft stagnirt, der Lebenssaft des Baumes versiecht, die Blätter fallen, die Zweige verdorren. — Wir stehen an einem weiten, öden Sumpfe, der auf der einen Seite von dem dichten Walde des Alterthums umsäumt ist und auf der andern Seite allmälig in das frisch aufschießende junge Gebüsch der neuen Zeit übergeht. Wie aber der todte Sumpf in der Landschaft nichts Schönes hat und das Auge nicht anzieht ohne seine lebensvollen Umgebungen, so ist auch die Geographie des europäischen Mittelalters an sich etwas Unerquickliches. Wie man im Sumpfe über abgestorbene morsche Stämme stolpert und sich mühsam weiter arbeitet, so — um das Wort noch einmal zu gebrauchen — stolpert man über die Folianten der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller, in denen die geographischen Anschauungen spärlich vertreten sind. Aber überall derselbe morsche Boden; nirgends ein frisches Wachsthum, ein gesunder Keim bis ins 13. und 14. Jahrhundert.

Der Bruch mit dem Alterthum ist tief und gewaltsam. Die alleinige Schuld tragen die Vertreter des christlichen Dogma, die sich mit ihrer Verachtung aller Weltweisheit unter dem Schutze der veränderten Staatsgewalt brüsten. Das Negiren und Bekämpfen des heidnischen Glaubens zog den Kampf gegen das antike Wissen nach sich. Paulus streitet eben so sehr gegen die griechischen Philosophen wie gegen die griechischen Priester. Und die Philosophen sind ja vorzugsweise die Pfleger der Erdkunde gewesen. Die Ideale des Griechenthums lagen nicht im Jenseits, wie bei dem Christenthum; der Hellene war heimisch auf der Erde und verehrte und erforschte seine Heimat, „seinen mütterlichen Grund". Der Christ dagegen meint, daß er auf der Erde keine bleibende Stätte habe, er betrachtet sich als Fremdling, als Pilger; er fühlt sich also, wenn er das sehnende Auge nach dem Himmel richtet, auf Erden nicht daheim. Was nützt es ihm, zu wissen, wie lang und breit sein irdischer Wohnplatz ist? Es ist ihm gleichgültig oder verhaßt, wenn die alten Berichte nicht mit seiner Norm, dem Bibelworte, übereinstimmen. „Ich möchte doch wissen," ruft Lactantius in heiligem Eifer aus, indem er mit beredten Worten gegen die falsche Weisheit streitet, „was für eine Seligkeit mir vorbehalten ist, wenn ich weiß, wo der Nil entspringt, oder wenn ich lerne, was die Physiker von Sonne, Mond und Sternen faseln." Nicht einmal die Kugelgestalt der Erde ließ man aus theologischen Gründen bestehen. Es wäre mir ein Leichtes, sagt der genannte nikomedische Rhetor, diese Thorheiten der heidnischen Philosophen aufzudecken, wenn ich nicht was Besseres zu thun hätte.

Die Topographie von Himmel und Hölle ist ihnen interessanter als China und Aethiopien. Und wie die Kartographen des Mittelalters nicht vergessen, gemeiniglich im fernen Osten (der allemal den obern Theil des Kartenblattes einnimmt und nicht wie bei unseren Karten sich auf der rechten Seite befindet) das Paradies in Asien zu zeichnen und mit einem Dornenwalle zu umgeben, so beschreiben uns manche Kosmographen auch die Lage der Hölle mit der Genauigkeit eines Feldgeometers. Der Kampf beider Weltanschauungen beginnt frühzeitig; es ist, als ob wir Mann um Mann aus beiden Parteien abwechselnd auf das Wahlfeld treten sähen.

Gegen den Stoiker Cleomodes, der um 200 n. Chr. gelebt haben mag und der in überaus klarer Fassung die kosmischen Verhältnisse der Erde entwickelt, tritt in leidenschaftlicher Erregtheit Lactantius auf, der Cicero seiner Zeit. Er erzog den ältesten Sohn des Kaisers Konstantin, dem die Nachwelt den unverdienten Beinamen des Großen gegeben. Er fertigte die Beweise seines Gegners mit schlagfertigen Phrasen ab. Er hält es für Zeitverschwendung, sich mit Himmelsbewegungen oder der Gestalt und Größe der Erde überhaupt abzugeben. Er giebt zwar zu, daß manche Beobachtungen aus dem Bereiche der mathematischen und physikalischen Geographie für den „Hausbedarf" von Nutzen seien; aber nach dem Wie? und Warum? zu fragen, sei lächerlich. Darüber könne man doch eigentlich nur im Scherz disputiren. Oder die heidnischen Philosophen suchten, wenn sie es auch besser wüßten, eine absurde Ansicht zu vertheidigen, bloß um sich in Spitzfindigkeiten zu üben oder den Geistreichen zu spielen.

Gegenüber einem solchen Fanatismus verstummte die Philosophie mehr und mehr. Im Sturme der Völkerwanderung, durch den das römische Weltreich zerrissen wurde, so daß es sich wieder in seine beiden Bestandtheile, in eine griechische und römische Welt, auflöste, wurde die besonnene Forschung gänzlich geknickt. Nur ein Römer bricht noch eine Lanze für die Wahrheit der griechischen Kosmographie. Es war Macrobius, der etwa ums Jahr 400 lebte. Aber er thut es, man möchte fast sagen, schüchtern, ängstlich. Der Kreis der Hörer hat sich sehr gelichtet. Der Staatsreligion gegenüber wird die Stellung immer gefährlicher. Die beredte Schlagfertigkeit des Lactantius, der selbst da zu siegen meint, wo er vollständig ins Blaue schlägt, die Sicherheit, die ihm sein Glaube giebt, fehlt dem Macrobius durchaus. Auffallend behutsam erscheint er, wo es sich um Lehren handelt, die wie die Lehren von der Kugelgestalt der Erde und den Antipoden von den Christen angegriffen und verdammt wurden.

Er war der letzte Vertreter der alten Wissenschaft. Wie abenteuerlich erscheint sein Gegner, der ägyptische Mönch Kosmas im Anfange des sechsten Jahrhunderts! Lactantius hatte nur nebenbei seine Ansichten über Erdkunde ausgesprochen; Kosmas will aber in bewußter Orthodoxie den „Fabeleien" der alten Philosophen und Geographen ein Ende machen. Er fühlt sich von Gott berufen, die erste orthodoxe Kosmographie zu schreiben. Die jüdische Stiftshütte ist ihm das Abbild des Weltgebäudes. Die oblonge Erdfläche ist von vier rechtwinkligen Seitenwänden abgeschlossen und hat oben ein gewölbtes Himmelsdach. Es ist ein verzeihlicher Irrthum, wenn Strabo den Homer zum Urbilde eines Geo-

graphen machen will, aber wenn Kosmas, durch Buchstabenglauben verführt, die farbigen Bilder hebräischer Poesie von Moses bis auf die jüngsten Propheten und Psalmisten als Sparren und Gebälk verwendet zum Aufbau seines orthodoxen Himmelsgewölbes, so ist auch hier vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt.

Die Errungenschaften eines geistvollen Jahrtausends wurden als absurd, als gottlos vernichtet. Die „heiteren Säulen“ des griechischen Tempels unserer Wissenschaft lagen zertrümmert am Boden, bis nach mehr als 800 Jahren ein neues Geschlecht den aufgehäuften Schutt mühsam hinwegzuräumen begann. Die Leuchte der griechischen Weisheit erlosch im Abendlande gänzlich. Nur des Lateinischen blieb man kundig, es war ja die Sprache der römischen Kirche. Es fand sich in den geographischen Werken doch manches Wissenswerthe und man eignete sich von den lateinischen Heiden an, was paßte. Aber Urtheil und kritisches Verfahren suchen wir bei solchen Schriften umsonst. Ja, was noch seltsamer klingt, auf den spärlich beigegebenen Karten fließen zuweilen gar Raum und Zeit in einander. Eine Vorstellung von Länderräumen oder gar verschiedenen Gestaltungen dieser Räume existirt in den schlimmsten Fällen gar nicht. Völker, Staaten und Städte des frühesten Alterthums figuriren auf den Blättern mit Zinnen und Thürmen und vergitterten Thoren, als ob sie gestern erst restaurirt wären. Da erheben sich Troja und Ninive und Karthago in alter Pracht. Und was Plinius, Solinus oder Mela berichtet von Städten und Reichen ihrer Tage, geht unverändert in die Sammlungen der Geographen des Mittelalters über vom sechsten bis vierzehnten Jahrhundert; nur mit dem Unterschiede, daß der eine sich mehr an Mela, der andere an Plinius und Solinus hält.

Dabei feiern alle alten Thiersagen eine neue Auferstehung. Die Kosmographien und Geographien trugen häufig den Namen mirabilia mundi (Weltwunder). Das paßte zu den Thierungeheuern und verunstalteten Menschengeschlechtern. Man beschrieb und malte in die Karten bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein die Pygmäen, Hundsköpfe, Ohneköpfe, Cyklopen, Troglodyten, Schlangenfresser, die kopflosen Brustmäuler des Pomponius Mela, Menschen mit Pferdefüßen, Greifen und sogar Antipoden ohne Finger. Da finden wir Amazonen abgebildet in voller Uniform; da erhebt sich das Labyrinth auf Kreta; da ragen die Säulen des Herkules, der Thurm zu Babel; da hängt die Arche Noah am Ararat; da thront der Priester Johannes in Aethiopien oder Hochasien. Und das alles in dem Rahmen eines quadratischen, oblongen oder ovalen Erdbildes.

Man sollte meinen, daß neuere Reiseberichte diesen abgestandenen Wust hätten abräumen müssen. Aber dem ist nicht so. Es sind allerdings manche Reisen unternommen und beschrieben worden, aber sie haben zur Entwickelung der Erdkunde sehr wenig beigetragen, weil sie von den Gelehrten vor dem vierzehnten Jahrhundert meistens ignorirt wurden. Niemand außer Adam von Bremen erwähnt die Fahrten der Normannen und ihre Entdeckung des nordamerikanischen Festlandes, und doch sind noch im funfzehnten Jahrhundert von Rom aus Bischöfe nach Grönland ordinirt, doch stand Bergen bis 1484 mit diesem Lande in Verbindung. Desgleichen hat es kein Kartograph des vierzehnten Jahrhunderts für nöthig gehalten, die Angaben Marco Polo's, dieses größten aller Landreisenden des Mittelalters, zur Verbesserung der Karte von Asien zu verwerthen. Und wie bedeutend hätten die Berichte der Normannen und des Venetianers den Blick erweitern und die Erdkunde fördern können!

Nach alledem giebt es also keine organische Gliederung und Gruppirung, nicht ein Nacheinander wissenschaftlicher Entwickelung, sondern nur ein Nebeneinander verschiedener willkürlicher Theorien und vom fünften ins zehnte Jahrhundert überspringender oder vom Alterthum gar ins dreizehnte Jahrhundert übergehender neuhervorgesuchter Systeme und Phantasien. Die Kosmographen ließen sich fast eher nach ihrer Abhängigkeit von diesem oder jenem Autor des Alterthums classificiren, als nach verschiedenen Zweigen der Erdkunde.

Der erste Schritt zum Bessern, namentlich in der Kartographie, ging von dem praktischen Bedürfniß aus. Die Seefahrer des Mittelmeeres, Italiener und Spanier, zeichneten seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts Seekarten, die man, da sie mit Hülfe der Bussole entworfen waren, Compaßkarten genannt hat. Um die Zeit des zweiten Kreuzzuges, etwa 1150, mag die Magnetnadel durch die Hand der Araber zu den romanischen Völkern gekommen sein und fand bald ausgedehnte Verwendung. Die ersten mit ihrer Hülfe entworfenen Karten sind wohl nicht mehr vorhanden. Dagegen verräth die Weltkarte des Marino Sanudo aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts und noch mehr die Catalanische Karte von 1375 einen gewaltigen Aufschwung. Das Becken des Mittelmeeres ist mit überraschender Wahrheit gezeichnet. Das Bild ist getreuer als es späteren Zeichnern bis ins siebenzehnte Jahrhundert gelungen ist. Dieser seltsame Rückschritt in der neuen Zeit war aber nothwendig, denn es galt, auf das sicherste Fundament, auf die Astronomie, zurückzugehen, und dieses konnte nur an der Hand des Ptolemäus geschehen, der bis zum siebenzehnten Jahrhundert als unangefochtene Autorität, auch in seinen Fehlern, galt. Doch das gehört schon der Geschichte der neuen Zeit an, die in der Erdkunde bereits mit dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts anhebt. Dort ragt als beachtenswerther Grenzstein das wunderbare Werk der Catalanischen Compaßkarte hervor. Wie an der Landesmarke zweier Reiche ein und derselbe Stein wohl zuweilen das Wappen beider Nachbarländer zeigt, so begegnen sich bei dieser Karte die mittelalterlichen und die neuen Anschauungen. Nämlich so: Während das Kartenbild selbst durchweg auf die neuen nautischen Messungen fußt, giebt die sie als Erklärung begleitende, kurzgefaßte Kosmographie das reine Mittelalter, oder besser gesagt, einen Auszug aus römischen Autoren zum Besten. Hier scheiden sich also die Wege mit dem Anbruch eines neuen Tages. —

* * *

Wenn durch solche Betrachtungen der Werth des Studiums der mittelalterlichen Erdkunde zu sinken scheint, so ist doch wohl zu beachten, daß aus dem rechten Verständniß der damaligen Welt- und Erdanschauungen allein, daß aus den Vorstellungen, welche die Menschen von dem Schauplatz ihrer Thaten besaßen, sich manches geschichtliche Moment besonders der Wander- und Kriegszüge erst recht erkennen läßt. Dieser Zusammenhang der Geschichte und Geographie im Mittelalter ist von unseren Historikern noch viel zu wenig gewürdigt, oft gar nicht berührt. Der Monographien, die sich damit beschäftigen, sind wenige. Wir finden hier eine ebenso große Lücke, wie in Bezug auf die Entdeckungsgeschichte der neuern Zeit. Wie viele Quadratmeilen neuen Landes erforscht, wie viele Meilen Weges von den Reisenden zurückgelegt sind: alles das ist leicht geordnet und eingereiht; aber welchen Einfluß diese Entdeckungen und Bereicherungen des Wissens namentlich auf die Mitwelt geübt, welche Bedeutung die Reisen für das ganze Völkerleben gehabt haben, mit einem Worte, die culturhistorische Seite der Entdeckungsgeschichte ist noch ein gänzlich unbebautes Feld.

Und hier bietet das Mittelalter die leichtesten und einfachsten Probleme. Von dieser Seite gewinnt auch der Sumpf sein Leben, wenn der Wiederschein des neuen Tages, der mit den Unternehmungen Heinrich des Seefahrers anbricht, sich in ihm spiegelt und ihn so zu sagen zu einem Stimmungsbilde mittelalterlicher Cultur verklärt.

Aberglauben in Bezug auf Hasen, Gänse und Hühner.

Darüber hat ein Engländer, Herr J. Thrupp, allerlei geschichtliche Angaben zusammengestellt; wir wollen ihm einige derselben entlehnen. Zunächst hebt er eine Bemerkung Cäsar's hervor, dergemäß die alten Briten Gänse, Hasen und Hühner züchteten, während es doch für ein Verbrechen gegolten habe, das Fleisch dieser Thiere zu essen. Mit der „Züchtung" des Hasen wird es aber wohl gute Wege gehabt haben; Lampe ist und bleibt ein Wildling, der sich nicht so civilisiren läßt, wie sein Stammverwandter, das Kaninchen, das aber auch sofort ins Weite läuft, sobald es Gelegenheit findet. Die Abneigung, das Fleisch jener Thiere zu genießen, war aber nicht bloß auf Britannien beschränkt; doch hat sie in Südeuropa und bei den Angelsachsen sich eher verloren, als bei den Briten keltischen Stammes.

Man fand an allen drei Thieren etwas Geheimnißvolles und mancherlei Aberglaube haftete sich an dieselben. Die Gans wurde für sehr langlebig gehalten; man meinte, sie könne wohl 80 Jahre alt werden; man kannte die Schärfe ihres Gehörs und Geruches; die Alten erzählen, daß sich keine Maus rühren könne, ohne daß sie es höre. Als der heilige Martin sich in der Einsamkeit verborgen hatte, um nicht Bischof von Tours zu werden (nolo episcopari), verrieth ihn eine Gans. Zur Belohnung dafür wird sie bis auf den heutigen Tag am St. Martinstage verspeist; die wenigsten Leute aber, welche die Martinsgans verzehren, wissen, woher der Brauch stammt. Seitdem in England der Zahlungstag der Herbstabgaben auf Michaelis verlegt wurde, schlachtete man die Gans am 29. September und nicht mehr im November; das europäische Festland ist aber dem alten Brauche treu geblieben.

Dem Volksglauben zufolge versteht sich die Gans vortrefflich auf die Sterndeuterei und kann auch das Wetter vorhersagen. Bei den Aegyptern war sie der Isis heilig; bei ihnen galten aber bekanntlich so viele Vierfüßer und Vögel für heilig, daß man das Fleisch mancher derselben essen mußte, wenn man sich überhaupt nicht auf bloße Pflanzenkost beschränken wollte. Bei den Römern, das weiß alle Welt, war die Gans das Sinnbild der Wachsamkeit; man hielt sie in jedem Dorfe, in jedem Hause, und sie ersetzte gleichsam den Haushund (Unicus anser erat minimae custodia villae, sagt Ovid), und der Sage zufolge hat sie ja das Capitolium gerettet. Man pflegte sie im Tempel des Janus; erst in Cäsar's Tagen wurde sie allgemein gegessen, und in der Imperatorenzeit durfte sie beim Schmause nicht fehlen.

Von den Normannen wurde sie verschmäht. Als im achten Jahrhundert einige Mönche beim heiligen Cuthbert zum Besuche waren, trat schlechtes Wetter ein und sie konnten des Sturmes wegen nicht in See gehen. Da sprach der heilige Mann: „Wenn ihr die Gans, welche hier hängt, gekocht und verzehrt habt, dann besteigt euer Schiff und ihr werdet mit Gottes Hülfe heimkehren." Die normannischen Mönche wollten aber die Gans nicht anrühren und stachen ins Meer, doch ein Orkan trieb sie zurück. Da rief St. Cuthbert: „Wie könnt ihr euch über den Sturm wundern, da ihr die Gans nicht gegessen habt? Dort hängt ja noch die Gans! Werft sie in den Kessel, kocht und eßt sie, dann wird die See ruhig werden." Das geschah, und als die Gans im Kessel siedete, beruhigten sich flugs Wind und Wellen.

Die Gans wurde lange als nur halbgezähmt betrachtet und es giebt strenge Gesetze über ihr Verhalten. In Wales konnte man gesetzlich manche Thiere, welche auf fremdem Grund und Boden betroffen wurden, mit einer Geldbuße einlösen, aber die Gans sollte todtgeschlagen werden und ihr Besitzer war für das, was sie that, nicht verantwortlich. Sie galt für dumm und unverständig. Doch der Wohlgeschmack hat den Aberglauben besiegt; im kaiserlichen Rom wurden die Gänse mit Feigen gemästet und man erzielte große Lebern, und die Leberpasteten wurden mit Wein und Milch zubereitet. (Pinguibus et ficis pastum jecur anseris.) Die keltischen Gallier und die Franken trieben die Gänsezucht ins Große und fanden in Italien einen vortheilhaften Absatz; in Nordeuropa hatte man an vielen Punkten große Gänsehürden (Anserium), wo viele Tausende angesammelt und dann über die Alpen getrieben wurden. Unter Ludwig dem Frommen mußte von jedem Anserium eine Abgabe an die Krone gegeben werden.

Der Hase galt den Juden für unrein. „Der Hase wiederkäuet auch (— was nicht wahr ist —), aber er spaltet die Klauen nicht, darum ist er auch unrein," sagt 3. Buch Mose, 11, Vers 6; und dasselbe Verbot wird, auch auf Kaninchen und Kameel ausgedehnt, Moses V, 14, 7 wieder eingeschärft, und auch Mohammed gab dasselbe. Uebrigens that man in Syrien und Arabien wohl daran, den Genuß des Hasenfleisches zu verbieten; es taugt in diesen heißen Ländern nichts, so wenig wie bei uns im Sommer, und ist dann ungesund. Bei den Völkern Nordeuropas galt der Hase für nicht recht geheuer, er stand ja mit Zauberern und Hexen in enger Beziehung; diese konnten seine Gestalt annehmen. Seine Unruhe und sein ewiges Umherstreifen hatten einen übernatürlichen Grund; man glaubte, daß er niemals schlafe, wahrscheinlich weil er mit offenen Augen schläft. Die Waliser glaubten, der Hase sei in einigen Monaten weiblichen, in anderen dagegen männlichen Geschlechts, und die Engländer meinten, auch nach der normannischen Eroberung, er sei ein Zwitter. Sie zogen wohl diesen Schluß, weil man den Hasen gewöhnlich allein sieht und weil er im hohen Norden gegen den Winter hin ein weißes Kleid bekommt. Er galt schon in frühen Zeiten für ein Thier von böser Vorbedeutung. Ein Arbeiter, welcher an sein Tagewerk gehen wollte, kehrte um, sobald ein Hase ihm über den Weg lief. Als Cyrus gegen Armenien zog, lief ihm ein Hase über den Weg, und der König würde den Rückzug angetreten haben, wenn nicht ein schwebender Adler das böse Omen in ein gutes Vorzeichen verwandelt hätte.

In Wales galten Hase, Fuchs und Rehbock für „Ungeziefer". Aber in England ist der Hase doch schon in den Zeiten der Römer, doch vielleicht nur von diesen, genossen worden; man fand in alten Gräbern auch Hasenknochen. Die Angelsachsen machten nach dem siebenten Jahrhundert Jagd auf ihn; Alcuin schalt seine Zöglinge, daß sie ihm nachgelau-

fen seien; sie hätten lieber ihre Aufgaben lernen oder ihre Gebete hersagen sollen. Im südlichen England hat die Hasenjagd schwerlich vor dem elften Jahrhundert begonnen. Bemerkenswerth ist, daß trotz des mosaischen Verbotes die Geistlichkeit den Genuß des Hasenfleisches befürwortete; dasselbe sei gut gegen die Dysenterie. Dabei war aber wohl mehr die Rücksicht auf das Hasenfell maßgebend, aus dessen Haar man künstlichen Biber und einen nachgemachten Hermelin verfertigte, und beide wurden von den Geistlichen getragen. Falkenjagd auf Hasen hatten die Angelsachsen kurz vor der normannischen Eroberung. An Lampes Zähmung dachte man nicht; aber er erhielt sich, während der Wolf ausgerottet, Füchse und Ottern stark vermindert wurden.

Der Hahn, „der frühe Vogel", sollte nicht gegessen werden. Er stammt vielleicht irgendwo aus dem centralen Asien her und stand in Persien in hohem Ansehen. Von dort ist er wohl nach Griechenland und dann weiter ins übrige Europa gekommen. Ueberall heftet sich Aberglauben an ihn; in Persien wurde er zu Weissagungen verwandt, wie später bei den Hellenen und den Römern. Ein Hahn sagte dem Themistokles vorher, daß er Sieger über Xerxes sein werde; er bestimmte den Romulus bei der Wahl des Platzes, wo die Stadt gegründet werden solle, und der weise Numa Pompilius erhielt von ihm Inspirationen. Im Mittelalter glaubte man, er fresse Menschenfleisch und Menschenblut; sobald er alt werde, lege er Eier, aus welchen dann, wenn eine Kröte sie ausbrüte, der Basilisk hervorkomme. Die Geistlichkeit beseitigte den Wahn in Betreff des Menschenblutes; man mußte in der Fastenzeit viele Eier haben und Kapaunenfleisch war ohnehin nicht zu verachten. Theodor von Canterbury erklärte, daß man den Hahn essen dürfe, auch wenn er Menschenblut getrunken habe; man müsse ihn aber zuvor mit Weihwasser besprengen. Andere Geistliche meinten, man müsse ihn vor dem Schlachten drei Monate unter strenger Aufsicht halten. Im siebenten Jahrhundert genoß man schon allgemein Hühnerfleisch. Der Leibeigene brachte seinem Herrn einen Hahn, und auch bei uns in Deutschland ist der Zinshahn noch sprichwörtlich.

Das neue Gesetz für die Einwanderung in Brasilien.

Nach vielen Mißgriffen, welche in Bezug auf das Einwanderungswesen von Seiten der brasilianischen Regierung geschehen sind und welchen dann bittere Täuschungen folgten, fängt man jetzt an, in eine richtige Bahn einzulenken. Das Ende der Negersklaverei wird kommen, die freien Schwarzen arbeiten im besten Falle doch nur unregelmäßig und nicht zur Hälfte so viel wie ein freier weißer Mann. In den Provinzen nördlich von Rio Janeiro kann, jedoch dieser keine Feldarbeit verrichten, das Klima verbietet sie ihm. Es ist aber für Brasilien eine Lebensfrage, seine weiße Bevölkerung, die ohnehin den Farbigen gegenüber in einer starken Minderheit sich befindet (— etwa 1 Weißer auf 7 Dunkelfarbige —), so viel als möglich zu verstärken. In den tropischen Gegenden wird wohl das bisherige Verhältniß bleiben; dagegen unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die Südprovinzen Santa Catharina, Rio Grande und Parana, theilweise auch San Paulo, in sehr überwiegender Menge eine weiße Bevölkerung haben werden. Ihr Klima ist ganz vortrefflich und der Boden ungemein fruchtbar; sie haben den großen Vorzug, daß sie theils vom Atlantischen Oceane bespült werden und durch ihre schiffbaren Ströme ihre Landesproducte nach den Hafenplätzen bringen können, theils dem Stromgebiete des La Plata angehören. In ihnen liegt offenbar eine große Zukunft. Die dort gegründeten deutschen Colonien, über welche wir im „Globus" manche Nachrichten gegeben haben, sind in gutem Gedeihen und sie würden schon einen stärkern Aufschwung gewonnen haben, wenn mehrere Jahre hintereinander auch nur der fünfte Theil der deutschen Einwanderung sich nach Südbrasilien hingelenkt hätte. Aber Brasilien hat in Europa einen schlimmen Ruf, von welchem theilweise die verfehlten Maßregeln der Regierung und die Gewissenlosigkeit von Agenten die Hauptschuld tragen. Die bekannten Parceriaverträge wurden mit Recht von der öffentlichen Meinung Europas auf das Strengste verurtheilt. Man schüttete aber das Kind mit dem Bade aus und lief, sehr oft in eigennütziger Absicht und aus Privatrache, Sturm gegen alles Brasilianische. Das war sehr unverständig; man hätte unterscheiden und individualisiren sollen, dann wäre man nicht ungerecht geworden. Augenschein und Thatsachen lehren, daß die freien Ansiedelungen in jenen Südprovinzen vortrefflich vorwärts kommen, daß in den deutschen Colonien keine Sklavenarbeit geduldet wird und keine Sklaven gehalten werden, und daß dort das deutsche Wesen sich in seiner nationalen Eigenthümlichkeit erhält. Die beiden Kernprovinzen für diese deutsche Ansiedelung sind Rio Grande und Santa Catharina, und ihr fehlt zum raschern Gedeihen nichts als starker Zuzug aus dem Mutterlande.

Es scheint, als ob die Zeit gekommen sei, da sie auf einen solchen werde rechnen können. Die Regierung hat ein verständiges Verfahren eingeschlagen und am 19. Januar 1867 ein Gesetz für die Bewohner der Staatscolonien gegeben, welches den Einwanderern große Vortheile bietet; nämlich: — Beförderung und Beköstigung vom Tage der Ankunft im Seehafen bis zur Ankunft auf der Colonie; — Verkauf eines Ansiedelungsplatzes auf Credit, mit einer Roça, d. h. Landgutes, von 1000 Quadratbraças und einem fertigen Hause; — Lieferung aller zum Landbau und zum Waldbau erforderlichen Werkzeuge und Sämereien; — ein Geldgeschenk von 20 Milreis (je zu 22 Silbergroschen) für die ersten Einrichtungen; — Garantie, daß im Nothfall die Eingewanderten während der ersten sechs Monate bei öffentlichen Arbeiten in Taglohn beschäftigt werden sollen. — Der Preis für die Ländereien, sowie der Betrag aller oben namhaft gemachten, in Vorschuß gegebenen Auslagen, müssen, mit Ausnahme jenes Geldgeschenkes, binnen fünf Jahren zurückgezahlt werden; doch beginnt dieser fünfjährige Zeitraum erst, nachdem der Colonist schon zwei Jahre lang sein Landgut inne gehabt hat.

Diese zunächst für die Staatscolonien angeordneten Bestimmungen sind, wie wir aus der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre vom 27. März ersehen, auch auf die Provinz San Pedro do Rio Grande do Sul ausgedehnt worden und die Regierung hat einen Deutschen, der das Vertrauen seiner Landsleute genießt, zum Chef der Colonieverwaltung ernannt. Dieser Mann, Hr. Karl von Koseritz aus Dessau, ist seit etwa funfzehn Jahren in Brasilien; er war als Advocat, als Redacteur des genannten Blattes und als amtlicher Dolmetscher thätig und findet nun ein ergiebiges Feld für eine ersprießliche Wirksamkeit. Er sagt: „Dieser Beschluß des Ministeriums ist von einer außerordentlichen Tragweite für die Colonisation dieser Provinz; nicht nur sind die durch das neue Gesetz festgestellten Bestimmungen sehr groß und werden nothwendiger Weise einen stärkern Strom von Auswanderern hierherleiten, sondern unsere Colonisation tritt auch dadurch in eine neue Phase, daß die von nun an hierher kommenden Ansiedler es nicht mehr mit der Provinzialregierung, sondern mit der Centralregierung zu thun haben. Da nämlich diese letztere in dieser Provinz keine eigenen Colonien besitzt, hat der Minister befohlen, die für Rechnung derselben hier ankommenden Colonisten in den Provinzialcolonien, jedoch auf Rechnung der Centralregierung, unterzubringen. Die Provinzialregierung verkauft mithin nur noch die Ländereien, alles Uebrige geht auf Rechnung der Centralregierung; da ein solches Verhältniß zu vielen Verwickelungen führen würde und jedenfalls nicht lange

dauern kann, so ist vorauszusehen, daß die Centralregierung in kurzer Zeit die Colonien gänzlich übernehmen wird. Das liegt auch im Plane der maßgebenden Personen." — „Diesmal scheint es der Regierung Ernst zu sein. Hält sie nur zehn Jahr an dem Gesetze fest, dann können glänzende Resultate nicht ausbleiben, denn kein anderes Land bietet größere Vortheile. Der Einwanderer hat freie Wahl unter den Colonieplätzen, die alle vermessen sind und aufgehauen, er findet fertige Seitenpicaden (Schneusen, Durchschläge im Walde), so daß über die Grenzen ꝛc. kein Zweifel obwalten kann. Der Ansiedler kann sich als Mitglied des Verwaltungsrathes, welchem der Director zur Seite steht, betheiligen. Ein fleißiger Mann muß unter so günstigen Bedingungen schnell vorwärts kommen. Sind doch die Tausende früherer Einwanderer, die nichts bekamen als ihr Stück Urwald und sich im Uebrigen Alles selber anschaffen mußten, alle vorwärts gekommen und mit der Zeit wohlhabende Leute geworden, — wie viel mehr also Colonisten, die bei der Ankunft so Vieles schon vorbereitet finden. — Land und Klima sind vorzüglich, die Ergiebigkeit des Bodens kann nicht besser sein; Angebot und Nachfrage entwickeln sich in einem durchaus günstigen Verhältniß; die volkswirthschaftliche Lage des Landes (nicht des Staates) bessert sich täglich; die Gesetzgebung ist freisinnig. **Endlich** ist einmal etwas Vernünftiges in Bezug auf Colonisation geschehen; möge es nur dauernd und folgerichtig durchgeführt werden." —

Das Gesetz ist mit dem 26. März 1867 für die Provinz Rio Grande in Wirksamkeit getreten. Die Einwanderung wird ohne Zweifel beträchtlich werden, wenn die brasilianische Regierung nur den Ehrgeiz und das Pflichtgefühl hat, ihr Wort zu halten und den verständigen Plan nicht wieder fallen zu lassen. An und für sich kann es keine günstigere Gegend zur Niederlassung für Deutsche geben als dieses von der Natur so sehr begünstigte Südbrasilien.

Pommersche Pfingstfeier.

Das Taubenabwerfen.

Die Austheilung des heiligen Geistes wird in **Stettin** und einem etwa fünfmeiligen Umkreise noch alljährlich in absonderlich handgreiflicher Weise dargestellt durch das sogenannte „**Taubenabwerfen**". Während bei den in ganz Deutschland üblichen **Vogelschießen** der Vogel gewöhnlich sich als Adler präsentirt, nimmt er hier die mehr oder weniger kenntliche, immer aber ausdrücklich so bezeichnete Gestalt einer **Taube** an, welche auf eine Stange gesteckt wird, und jeder Theilnehmer an dem Vergnügen bemüht sich, mit einem Knittel, dem „Taubenknüppel", sich eine möglichst große Portion heiligen Geist herabzuwerfen. Kindern, die kaum laufen und einen Miniaturknittel heben können, wird solch eine hölzerne Taube auf einen Stock gesteckt, auf den sie fast hinanfreichen, und die noch Kleineren nimmt Vater oder Mutter auf den Arm und führt ihnen die Hand, damit dem gestammelten: „Ich auch! ich auch!" Genüge geschehe. Die Knechte eines Dorfes beschaffen auf gemeinschaftliche Kosten eine „Taube" von der Größe eines Condors; sie kommt auf eine Stange, deren Spitze nur dem Schuß erreichbar scheint, aber Knittel, stärker als Wagenrungen, von den kräftigen Armen geschleudert, erreichen sie doch und zertrümmern sie, ja mancher Wurf geht noch über das Ziel hinaus, während mancher freilich auch, mit Spott und Gelächter begleitet, nur die Stange trifft oder nebenaus vorbeifliegt. Keine Schulclasse, ob Knaben oder Mädchen, die nicht, den Lehrer an der Spitze, an einem freundlichen Tage um Pfingsten mit ihrer Taube hinauszöge; kein Besitzer eines öffentlichen Gartens, der nicht wenigstens einmal, am zweiten, am dritten Festtage oder am Sonntage danach „Taubenabwerfen für Damen", freilich nicht der höchsten Stände, ankündigte.

Die Tauben, mit Ausnahme der für die kleinsten Kinder bestimmten, haben nun aber die Insignien des Reichsadlers und, wunderlich damit combinirt, gewisse herkömmlich feststehende Attribute angenommen: in der rechten „Klaue" (so trotz der Taube genannt) das Scepter, unten mit einem „Teller", oben mit dem schwarzen Adler; in der linken den Reichsapfel, auf demselben eine — Windmühle; auf dem Kopf die Krone, welche einen — „Fahnenschwenker" trägt; im Schnabel steckt quer nach einer Seite die „Reichsfeder", an seiner Spitze herunter hängt, meist in einem Ringe, noch einmal eine kleine weiße Taube, naturgetreuer als die große nachgebildet. Der große Vogel ist grau, schwarz und weiß gefleckt, die Schmuckstücke sind grell bunt mit Leimfarben bemalt.

Die „mancherlei Gaben" des heiligen Geistes finden hier eine sehr materielle Auslegung, welche bei den Knaben zugleich wie eine Art Vorherverkündigung des künftigen Standes im Scherz angesehen wird. Wer den Rumpf, das letzte, sehr massive Stück, herunterholt, ist König; die Krone auf dem Kopf bezeichnet den Kronprinzen, während „Kringel" von der Krone des Scepters nur auf einen — Bäcker deuten. Wer das Scepter selbst erlangt, der hat Aussicht — Papst zu werden, in der seit Jahrhunderten durchweg protestantischen Gegend gewiß seltsam genug und an sich ein Zeugniß für das Alter dieses Kampfspiels. Der Schnabel macht zum „Weinschmecker", der Teller unten am Scepter zum „Tellerlecker" (beides vielleicht die Hofämter des Schenken und des Truchseß andeutend), eine Klaue zum „Stiefelputzer" und der Schwanz gar deutet auf eine Beschäftigung, die kein officielles Hofamt ist. Der Gewinn des Reichsapfels giebt das Recht auf den Titel „Vicekönig", was nicht so selbstverständlich sein dürfte, wie daß die Windmühle zum Müller, die Feder zum Schreiber oder „Kanzler" macht.

In den Schulen wird zum Taubenabwerfen eine gleichmäßige Kopfsteuer erhoben, selbstverständlich nur von den Theilnehmern, aber es kommt selten vor, daß nicht alle Schüler Theilnehmer sind; in der Armenschule, dem Waisenhause ꝛc., wo die Theilnehmer außer Stande sind, Beiträge zu leisten, wird dennoch dafür gesorgt, daß ihnen dies Vergnügen, nächst Weihnachten das ersehnteste Fest des ganzen Jahres, nicht fehle. Mit der Beschaffung der Taube ist aber erst das Wenigste gethan, es müssen auch Preise für die besten Stücke angeschafft werden, im Interesse der allgemeinen Zufriedenheit gewöhnlich so zahlreich, daß Jeder etwas bekommt, der auch nur ein Kringelchen aufzeigen kann. Nur die „Stangenreiter" freilich, die nichts getroffen, gehen leer aus und müssen bei dem feierlichen Krönungszuge des Königs die Stange tragen; ihr Antheil an dem gemeinsamen einfachen Mahle aber wird ihnen durch ihr Ungeschick nicht verkürzt. Will man ihnen glauben, so hätten sie eigentlich immer das Meiste verdient, sie haben dies und jenes Stück so kräftig getroffen, daß es schon ganz lose saß, der Nachfolger hat nur ganz leise darangeworfen, da fiel es, und der hat nun die Ehre davon. Wo Mütter oder Schwestern zugegen sind, was wohl stets der Fall ist, da werden dem Könige und den höchsten Würdenträgern Kränze um Brust und Mütze gewunden, und bei den Kleinen müssen außerdem noch seidene Bänder und Orden von Goldpapier sein. Kränze und seidene Bänder giebt es auch für die jungen Bursche auf dem Lande, dafür sorgen die Mädchen, welche bei dem Feste nicht unbetheiligt sind, denn wenn die Taube herunter ist, geht es zum Tanz, den der König mit seiner Königin eröffnet. Wie stolz ist Christine, wenn ihr Johann sie zur Königin machen kann, während Reginens Michel nur „Stewelputzer" oder gar „Stangenrider" ist, und wie befeuert die Gegenwart der Mädchen alle Bursche, Kraft und Geschicklichkeit sehen zu lassen! Gewöhnlich hat auch der König außer der Ehre noch freie Zeche für sich und seine Königin.

Unglücksfälle bei diesem Vergnügen sind selten, weil meist auf strenge Ordnung gehalten wird, da sonst ein Kopf so gut wie der andere in Gefahr wäre. Die Reihenfolge des Werfens

wird vorher durch Loosen bestimmt und nur in dieser Folge darf nach Aufruf geworfen werden, was stets von demselben Punkt aus und nach derselben, von Zuschauern freigehaltenen Richtung geschieht. Erst wenn Alle geworfen haben, suchen Alle zugleich auf den Ruf: „Knüppel holen!" die oft weit genug hinausgeschlenderten Wurfgeschosse wieder.

Den Ursprung dieser ganzen Pfingstfeier verlegt man in die Zeit der Einführung des Christenthums und schreibt die Erfindung der heidnisch gebliebenen oder zwangsweise äußerlich bekehrten Bevölkerung zu, welche zum Hohn den christlichen heiligen Geist mit Knütteln zertrümmerte. Nach anderer Meinung ist es eine ganz naive, aber christlich gemeinte Versinnlichung der Austheilung von mancherlei Gaben durch den einen heiligen Geist. Vielleicht aber ist beides zu vereinigen: das erste gewesen, das andere geworden; auch wäre ja das keineswegs ohne Beispiel, daß die Priester einem heidnischen Gebrauch, den sie nicht zu verbannen wagten oder vermochten, christliche Symbolik unterschoben. Hier wäre der Fall insofern besonders interessant, als es sich nicht bloß um einen dem Christenthum fremden, alten Gebrauch, sondern um einen geradezu gegen das Christenthum gerichteten neuen gehandelt haben würde. Die Adlerzuthaten zu der Taube sind wohl zweifellos auf Rechnung der deutschen Einwanderer zu setzen. Die aber, welche den alten Brauch üben, fragen allerdings meist nicht viel danach, wie alt er sei und wie zu erklären; darin sind sie einig, daß sie ihn nicht aufgeben möchten, er sei nun heidnischen oder christlichen Ursprungs. Und doch ist auch diesem Versprechen nicht zu trauen: vielfach weicht schon das Taubenabwerfen dem für vornehmer gehaltenen Vogelschießen, z. B. bei den Stettiner Handwerkern und Fabrikarbeitern.

Friedrich Hasenow.

Aus allen Erdtheilen.

Die Franzosen in Californien. Von Karl Rühl ist neulich zu Neuyork, im Verlage von E. Steiger, ein ganz vortreffliches Werk über Californien erschienen, das wir in der nächsten Zeit eingehend besprechen werden. Aus der Charakteristik der verschiedenen Volksthümlichkeiten, welche sich in jenem Lande am Stillen Weltmeer zusammengefunden haben, wollen wir heute Einiges über die Franzosen hervorheben.

Sie haben nur in seltenen Fällen die Absicht, sich naturalisiren zu lassen und bilden ein zähes Element, das sich schwer mit einem andern vereinigen läßt. Je weiter ein Franzose sich von seiner Heimath entfernt, desto mehr bleibt er Franzose; mit dem Studium der Verhältnisse anderer Nationen, unter denen er lebt, befaßt er sich gewöhnlich nicht, denn es giebt für ihn ja nur eine „große Nation", die seinige. Er hält es für unnöthig, Sprachen zu erlernen, sondern erwartet, daß Jedermann französisch mit ihm rede! Nun legen aber die Amerikaner ihrerseits eine ähnliche Hartnäckigkeit an den Tag. Im Auslande verlieren die Franzosen viel von der Liebenswürdigkeit, welche manche von ihnen in der Heimath zeigen. Als Kaufleute haben sich in Californien die Franzosen nie auf eine Stufe erhoben, welche sich mit der commerciellen Stellung der Deutschen messen könnte. Auffallend ist, daß es gerade Franzosen sind, welche sich mit einem Berufe befassen, dem außer ihnen nur noch die Neger nachgehen, nämlich mit dem Stiefelputzen. Von den Deutschen wird dieses glänzende Geschäft als herabwürdigend betrachtet. Als einer von ihnen in Noth und aus Verzweiflung zur Wichsbürste seine Zuflucht genommen hatte, währte es kaum zwei Stunden, bis seine deutschen Nachbarn sich ins Mittel legten, ihn zwangen, vom Wichsen abzulassen und ihm eine andere Beschäftigung nachwiesen. — In Bezug auf die Kochkunst leisten auch in Californien die Franzosen ganz Ausgezeichnetes. Vom Sauerkraut bis zum feinsten Gemüse, vom Hochwilde bis zum Kaninchen, von den Vögeln in der Luft bis zu den Schildkröten, Fröschen und Fischen im Wasser machen sie Alles mundgerecht. Sie haben ein unbestrittenes Verdienst um die essende Menschheit nicht bloß wegen der feinen Küche, sondern auch wegen der billigen Preise.

Unter den Franzosen Californiens giebt es zwei politische Parteien, welche mit einander ununterbrochen im Kriege leben: die napoleonische und die radical-demokratische. Der Franzose ist kein Republikaner, sondern seinem innersten Wesen nach Monarchist. Er liebt den Pomp und überhaupt Alles, was augenblicklich besticht, sei es eine Revolution, eine Parade oder eine Schlacht. Deshalb sind in seiner Geschichte freie Staatseinrichtungen mit Knechtschaft in stetem Wechsel begriffen. Ludwig Napoleon ist für sie der rechte Mann; er knechtet sie in ihrer Unselbständigkeit und richtet sie auf, indem er durch Ueberraschungen im Innern und durch diplomatische und kriegerische Erfolge nach außen ihrem Nationalstolze schmeichelt. Und so oft Frankreich mit anderen Nationen in Conflict geräth, werden auch die Monarchenfresser in Californien wieder ganz nur Franzosen und sind vor Enthusiasmus außer sich. Die Franzosen scheinen in politischen Dingen an einer Art von chronischer Blindheit zu leiden. So erhaben ihr Enthusiasmus bei manchen geschichtlichen Momenten erscheint, so schlägt er doch gar zu leicht um und glüht zu verschiedenen Zeiten für ganz verschiedene Principien. Wenn daher am 24. Februar 1866 eine Gesellschaft angesehener Franzosen in San Francisco wieder den Jahrestag der Revolution von 1848 gefeiert hat, so giebt das keinen Maßstab zur Beurtheilung der politischen Gesinnung ab. Franzosen und Republikaner sind zwei Begriffe, die nur ausnahmsweise etwas mit einander gemein haben.

Die Zahl der Europäer in Algerien ist auch heute noch sehr gering; sie betrug zu Ende des Jahres 1866 nur 217,990 Köpfe. Das Land ist seit nun beinahe 40 Jahren im Besitze der Franzosen, hat ganz ungeheure Opfer an Geld und Blut erfordert und die Herrschaft beruht auf militairischer Gewalt. Algerien kann nicht als eine Colonie bezeichnet werden, denn es ist lediglich eine Besitzung, etwa wie Ostindien. Während die Zahl der eingeborenen Leute, also Menschen berberischen Stammes (Kabaylen), Mauren, Araber und Juden sich auf etwa dritthalb Millionen beläuft, beträgt die Zahl der Franzosen nur 122,119 Seelen, also nach 37jährigem Besitze weniger Köpfe wie aus Deutschland in jedem Jahre durchschnittlich auswandern; und von jenen 122,119 kamen mehr als 30,000 aus den deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen. Algerien ist 48 Stunden Reisezeit von der französischen Südküste entfernt und trotzdem sind nur wenige französische Bauern nach Afrika hinübergegangen. Die Europäer wohnen zumeist in den Städten und deren Umgebung, und viele derselben halten sich nur zeitweilig im Lande auf; nachdem sie etwas Geld erworben haben, gehen sie in ihr Heimathland zurück. Das gilt z. B. von vielen Spaniern, deren Zahl sich auf 58,510 Köpfe beläuft; von den Italienern 17,653 und den Maltesern 10,627. Die Zahl der Deutschen stellt sich auf 5436 Köpfe; 4643 gehören verschiedenen anderen Nationalitäten an.

Aus dem asiatischen Rußland. In der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg wurde eine Arbeit des Generalstabsoffiziers Babkoff über den Dsaï-sang-See verlesen; derselbe kann jetzt als ein russisches Wasser betrachtet werden. Der Denkschrift sind drei Karten beigegeben; eine derselben giebt einen Ueberblick über die Vertheilung der verschiedenen kirgisischen Nomadenstämme in der östlichen Steppe. — Dr. Breischneider, Arzt bei der russischen Gesandtschaft in Peking, hat eine Karte eingesandt, auf welcher die fünf großen Karawanenstraßen in der Mongolei verzeichnet sind. Die sibirische Abtheilung der Gesellschaft wird zwei Expeditionen ausrüsten. Eine derselben soll den Cretinismus beobachten, welcher namentlich an der Lena und an einem Zuflusse derselben, der Kirenga, vorkommt; dort treten viele Kröpfe auf. Die andere soll

ethnographische Studien über einige Stämme der Buriäten an der Grenze der Mongolei anstellen. — Die kaukasische Abtheilung hat eine Arbeit über Mingrelien eingeliefert; Ulsky gab Mittheilungen über das japanische, das ochotskische und das Behringsmeer. Hilkowski hat 1866 den Sungarifluß erforscht.

Die Dampfschifffahrt im Gebiete des Amazonenstromes gewinnt an Ausdehnung. Im April fuhren drei peruanische Dampfer in die Mündung des Ucayali hinein, diesen aufwärts bis zum Pachitea und aus diesem den Pozozu hinauf bis zur Ortschaft Mairo, eine Strecke von 1227 Miles oder 3500 Miles von der Mündung des Amazonas. Damit ist die Möglichkeit einer directen Handelsverbindung von Para am Atlantischen Ocean bis ins Innere von Peru festgestellt. Hier in der Waldwildniß waren die indianischen Kannibalenstämme sehr unruhig, konnten aber gegen die Feuerwaffen nichts ausrichten.

In Santarem sind im Anfange des Mai mehrere beladene Boote aus Diamantino in der Provinz Matto grosso, in der Zeitfrist von 23 Tagen, auf dem Rio Preto, dem Juruena, dem Arinos und Tapajoz mit Landesproducten angelangt. Der Blick auf eine Karte kann zeigen, daß dieser neueröffnete Handelsweg nicht ohne Bedeutung ist.

Australiens Postverbindung mit Europa ist eine dreifache. Auf einer Postconferenz der verschiedenen Colonien wurde beschlossen, daß die drei Postlinien: über Suez, über Panama und durch die Torresstraße beibehalten werden sollen. Die Colonien vergüten der königlichen Postverwaltung jährlich 200,000 Pf. St. Davon zahlen Victoria, Neusüdwales und Neuseeland jede den vierten Theil, Queensland ein Siebentel, Südaustralien ein Zwölftel und Tasmanien (Vandiemensland) ein Funfzigstel.

Die Bedrückung der Christen im osmanischen Reiche.

Sie wird allemal aufs Tapet gebracht, sobald es im Interesse der russischen Politik liegt, die „orientalische Frage" in den Vordergrund zu schieben und auf eine „Lösung" derselben hinzudrängen. Dann wird insgemein den Türken viel Böses nachgesagt und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß arge Dinge geschehen, die sich nicht entschuldigen lassen. Die Türken sind, von unserm europäischen Standpunkte der Civilisation aus betrachtet, im Zustande der Halbbarbarei, aber die christlichen Völker im osmanischen Reiche sind es nicht minder. Die Reisenden sind einstimmig darüber, daß sie viel lieber mit den Türken verkehren als mit den Christen, namentlich mit den Griechen.

Auf Antrieb von Athen und St. Petersburg her ist seit etwa einem Jahre, als es darauf ankam, den Aufstand auf Kreta in Scene zu setzen, sehr viel von den Leiden der Christen die Rede gewesen und die Klagen fanden in der gesammten europäischen Presse einen Wiederhall. Der Kundige wußte von vornherein, wie viel und wie wenig davon zu halten war und daß planmäßige Uebertreibungen nicht fehlten. Unter diesen Umständen hat die englische Regierung einen praktischen Weg eingeschlagen, um einen richtigen Einblick in die Dinge zu gewinnen und der öffentlichen Meinung Material für ein unbefangenes Urtheil zu liefern. Sie forderte von ihren Consuln im osmanischen Reiche eingehende Berichte über die Lage der Christen; diese Actenstücke, 26 an der Zahl, sind dem Parlamente vorgelegt worden und wir wollen Einiges aus denselben hervorheben.

In Kleinasien und an den Grenzen gegen Rußland und Persien, wo die mohammedanische Bevölkerung die weit überwiegende Mehrzahl bildet, läßt sich die gesetzlich ausgesprochene Gleichberechtigung der Christen nicht durchführen; dort herrscht noch großer Fanatismus; von diesem zeugen die Mordauftritte zu Aleppo 1853 und zu Damaskus 1860. Dagegen stehen in den großen Handelsstädten an der Küste, wo viele Christen leben und europäische Consuln eine Art von Aufsicht üben, die Dinge leidlich genug. Generalconsul Rogers betont, daß die Lage der Christen gegen früher ganz ungemein besser geworden sei. Die Berichte aus Tunis lauten entschieden günstig; dort ist die Gleichberechtigung vollkommen durchgeführt worden. Im Allgemeinen wird hervorgehoben, daß unter dem allerdings schlechten Regierungssysteme der Pforte die Mohammedaner gerade so viel zu leiden haben, wie die Christen auch. Das Gerichtswesen ist „entsetzlich schlecht", das Recht wird gekauft und verkauft. Gesetzlich sollen die Christen auch gegen Mohammedaner Zeugniß ablegen dürfen, aber daran verhindert man sie vielfach und es bleibt ihnen dann nichts übrig, als ein paar Türken als Zeugen zu kaufen, die auch immer zu haben sind. Die Habsucht der türkischen Oberbeamten ist nicht weniger eine Thatsache als die Geldgier der griechischen Bischöfe. In religiöser Beziehung, so schreibt Consul Skene, übt die Regierung Toleranz in einem Grade, dergleichen man in den europäischen Ländern nicht kennt (— man denke nur an Spanien und den Kirchenstaat —) und wenn Jemand seines Glaubens wegen Belästigung erfährt, dann sind allemal die christlichen Kirchen Schuld daran, und der Haß, welchen sie gegen einander hegen, bildet einen beklagenswerthen Contrast gegenüber der Unparteilichkeit der türkischen Behörden. — Dieser Ausspruch des Consuls Skene wird von anderen Berichten vielfach bestätigt.

Die Christen sind vom Soldatendienste frei, sobald sie eine geringe Steuer zahlen; von dieser ist der Mohammedaner allerdings befreit, aber er muß dienen, und die Christen betrachten jenen Loskauf als eines ihrer Privilegien, welches sie vor dem Türken voraushaben. Die Beschwerden der Christen sind ins Absurde übertrieben worden und dabei spielen politische Hintergedanken eine Hauptrolle.

Die Klagen über das Räuberwesen in einigen Theilen der Türkei sind begründet, aber die Griechen, bei welchen bekanntlich das Klephthenwesen zu einer Art von Landeseinrichtung geworden ist, sind die letzten, welche ein Recht haben, den Türken einen Vorwurf zu machen. Und man denke nur an Italien!

Die Tschorbadschis, d. h. die Oberhäupter der christlichen Gemeinden, und die christlichen Bischöfe, machen sehr häufig gemeinschaftliche Sache mit türkischen Beamten, gemeinschaftliche Speculationen sowohl in Bulgarien wie in Armenien. Gewöhnlich bekommt, wo es sich um Bestechungen handelt, der christliche Aelteste zwei Drittel und der türkische Beamte nur ein Drittel. Consul Wilkinson in Salonichi hebt scharf hervor, daß die Griechen in den Städten käufliche Erzintriganten seien; wenn man sie an der Verwaltung der Provinz betheiligen wolle, dann würden sie wahrscheinlich wohl ihre Privatinteressen sehr in Acht nehmen, aber ihre anderen christlichen Glaubensgenossen würden sicherlich keinen Vortheil dabei haben.

Der „Geist der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der nicht muselmännischen Bevölkerungen gegen einander" spielt in den Berichten eine große Rolle. Consul Blunt in Adrianopel schreibt, daß in seinem Bezirke die verschiedenen christlichen Secten einander mit giftigem Hasse verfolgen; die Griechen insbesondere sehen mit Verachtung auf Armenier, Unirte, armenische Protestanten und Juden herab, und geben sich alle Mühe, denselben die bürgerlichen Rechte zu verkümmern, wo möglich sie derselben zu berauben. Und Generalconsul Rodgers in Beyrut sagt: „Einige Ausnahmen abgerechnet, bedrücken die Christen einander weit mehr als sie von den Mohammedanern bedrückt werden. — Die armenischen Priester haben in Smyrna eine Protestantenverfolgung ins Werk gesetzt. In Brussa plündert der griechische Bischof auf eine schmachvolle Weise seinen Sprengel; er erzwingt, der Gebühren wegen, Verheirathungen, ja selbst Scheidungen."

Diese englischen Consularberichte geben uns einen ganz andern Einblick in den wahren Stand der Dinge als jene, welche darauf berechnet sind, die öffentliche Meinung in Europa zu verwirren und die „Lösung der orientalischen Frage anzubahnen".

Der Oberpriester der abyssinischen Kirche. Das Oberhaupt dieser Kirche führt bekanntlich den Titel Abuna, Vater; er ist Erzbischof und erhält seine Weihen vom Patriarchen zu Alexandria. Seine geistliche Gewalt ist groß und beruht auf Satzungen, die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen. Beim Amtsantritt des Abuna muß die abyssinische Regierung dem Patriarchen ein Geschenk von 7000 Kronenthalern einhändigen. Wilhelm Lejean erzählt in seiner abyssinischen Reise, daß die stolze Prinzessin über den gegenwärtigen Abuna Salama geäußert habe: „Dieser Sklav, den wir aus unserem Beutel bezahlt haben, benimmt sich sehr hochmüthig." Das kam dem Priester zu Ohren und er sagte: „Allerdings bin ich ein Sklav, aber

einer, der viel werth ist. Hat man doch 7000 Thaler für mich gezahlt! Mit der Prinzessin Menene verhält es sich freilich anders. Man könnte sie auf dem Markte zu Woche ausstellen und bekäme nicht zehn Thaler für sie." Auf jenem Markte werden sehr schlechte Maulesel feilgeboten.

Salama (Frumentius ist sein Bischofsname) ist jetzt etwa funfzig Jahre alt. Dem Negus Theodoros gegenüber hat er eine eigenthümliche Stellung; Beide beobachten einander, legen sich gegenseitig Hindernisse in den Weg, hassen und fürchten einander, stellen sich aber, als ob sie Freunde seien. Sehr oft macht Theodoros gar keine Umstände mit dem Seelenhirten, er sperrt ihn in eine Festung und legt ihn in Eisen. Dann müssen ihn Leute vom Hofgesinde auf den Knien Speise reichen und ihm den Fuß küssen.

Salama gilt für einen Freund der Engländer. Als er sich früher in Kairo der Studien halber aufhielt, besuchte er die protestantische Schule des deutschen Missionairs Lieder, der im Auftrage der anglikanischen Missionsgesellschaft arbeitete. Krapf bezeichnete ihn seiner Zeit als einen begabten jungen Priester, von welchem die evangelische Propaganda einmal große Dienste zu erwarten habe. Es war das eine der gewöhnlichen Täuschungen, welchen die Missionaire so oft unterliegen. Wir wissen namentlich auch durch Apel, dessen Verkehr mit dem Abuna wir vor etwa einem Jahre im „Globus" schilderten, daß Salama ein sehr grimmiger Feind der „protestantischen Ketzer" geworden ist. Die englische Regierung beging einen Fehler, als sie die Fürsprache Salama's nachsuchte, um von Theodoros die Freilassung des Consuls Cameron und der übrigen europäischen Gefangenen auszuwirken. Der Abuna übt auf den Negus nicht den allergeringsten Einfluß. Als jener einmal auf das Aeußerste gebracht worden war, drohete er dem Kaiser mit dem Bann, aber Theodor ließ eine Hütte aus trockenen Zweigen bauen und erklärte, daß er den Erzbischof in derselben verbrennen lassen werde. Er war viel zu fromm, den Gesalbten des Herrn in blutiger Weise zu tödten; er sollte den Feuertod sterben. Dazu hatte der Priester keine Lust und hob den Bann wieder auf.

Bald nachdem Theodoros zur Macht gelangt war, fand sich David, Patriarch von Alexandria, im Auftrage des ägyptischen Vicekönigs in Abyssinien ein und benahm sich dort sehr hochfahrend und gleichsam als Herr und Gebieter. Theodoros seinerseits begegnete dem Patriarchen mit Spott und Hohn und dieser schleuderte ihm dafür mündlich den Bann ins Gesicht. Theodor blieb dabei scheinbar ganz ruhig, zog aber ein geladenes Pistol aus dem Gürtel, schlug auf den Patriarchen an und sprach ganz sanft: „Bester Vater, gieb mir doch Deinen Segen!"

Patriarch David fiel auf die Knie, stand dann wieder auf und gab den Segen mit zitternden Händen.

Ein Urtheil aus Nordamerika über die Mormonen. Den wunderlichen „Heiligen des jüngsten Tages", deren wir oftmals erwähnt haben, ist so viel Böses und auch Unwahres nachgesagt worden, daß es von Interesse ist, auch einmal ein anderes Urtheil zu hören. Ein Neuyorker Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" schreibt:

„Ein von den Mormonen an den Congreß gerichtetes Gesuch, das vor einigen Jahren erlassene Strafgesetz gegen die Vielweiberei zu widerrufen, hat den Ausschuß, an welchen es verwiesen war, in Harnisch gebracht und zu einem Berichte veranlaßt, welcher ein Einschreiten des Bundes gegen jene Ausartung des Familienlebens als nothwendig bezeichnet. Doch ist zu bemerken, daß im Publicum keine Geneigtheit zu solchem Einschreiten besteht. Nur in den jungen Staaten und Territorien, welche Utah umgeben, „toben die Heiden in ihrem Zorn," weil es sie nach den fetten Weiden gelüstet, in welche die Mormonen durch unsägliche, übermenschliche Mühe und Arbeit eine öde Gebirgswildniß verwandelt haben. Dort, unter den halbwilden „Pionniren", „Squatters", „Trappers" und Goldwäschern, die von einem geordneten Familienleben nur sehr unklare Begriffe haben, und ohne alles Bedenken sich so viele Squaws (d. h. indianische Frauen) halten, als sie füttern können, dort sind es wahrlich nicht sittliche Einwände gegen die Vielweiberei, welche dem Haß gegen die Mormonen zu Grunde liegen, sondern es sind Neid und Gier nach Aneignung der werthvollen Früchte einer absolut ohne Beispiel dastehenden Culturarbeit, welche den Widerwillen gegen die Vielweiberei zum Fanatismus zu steigern und einen Kreuzzug ins Werk zu setzen suchen. Viele Vorurtheile, welche man früher gegen die Mormonen hegte, sind in den letzten Jahren abgeschwächt worden. Daß in fast allen größeren Städten des Ostens die verzweifeltsten Versuche gemacht werden müssen, um das immer riesiger anwachsende Uebel der Prostitution und der Trunksucht in Schranken zu weisen, während in Utah beide Laster fast absolut unbekannt sind, regt denn doch, auch bei solchen, die das „tu quoque" nicht für ein sehr beweiskräftiges Argument halten, ernste Bedenken gegen den Beruf der christlichen Bevölkerungsmehrheit zur gewaltsamen Unterdrückung einer Secte an, welche zwar dem Familienleben eine unmoderne Gestalt giebt, dagegen auch jede Störung und Entweihung desselben aufs Wirksamste verhindert. Gegen Thatsachen ist schwer aufzukommen, und Thatsache ist, daß der Mormonenstaat das bestgeordnete, von allen Lastern der modernen „Civilisation" freieste, friedlichste, fleißigste und betriebsamste Gemeinwesen ist, welches es in den Vereinigten Staaten giebt. Daß die Religion der Mormonen den meisten Menschen als eine unsinnige erscheint, ist wohl wahr, allein damit hat Niemand etwas zu thun. Geht es doch anderen Religionen nicht besser. Nathans tausend und aber tausend Jahre sind noch lange nicht um. Und im vollen Ernst, es giebt hierzuland noch viel verrücktere Religionen als die mormonische, ohne daß ihren Gläubigen irgend ein Mensch nur das geringste Hinderniß in den Weg zu legen suchte. Nach jener intensiven Hingebung des Individuums an die Dogmen einer positiven Religion, nach jener seelischen Vertiefung in die Mysterien des Glaubens, jener beschaulichen Verzückung und den geheimnißvollen Schauern eines ahnungsreichen Dämmerlebens der Seele, das man in Deutschland vorzugsweise Religiosität nennt, wird man hier in den Vereinigten Staaten vergeblich suchen. Da ist alles klarer, scharfer Realismus — kaum Verständniß, geschweige denn Sinn für die Empfindungen und Anschauungen, welche bei dem Deutschen, auch wenn er zur jüngsthegelschen Schule gehört, die Betrachtung der vom religiösen Drange einer frühern Zeit geschaffenen Wunderbanten erweckt — Gleichgültigkeit gegen das Dogma, aufrichtige Anerkennung und Werthschätzung nur desjenigen Elements an der Religion, welches allen Religionen gemeinsam ist, des ethischen, rein menschlichen. Man könnte sich fast versucht fühlen zu sagen: die herrschende Religion der Vereinigten Staaten sei — der Deismus, ausgeschmückt durch mannigfache Sectenbezeichnungen. Neulich kam es zu Cincinnati vor, daß als der Prediger einer Congregationalistengemeinde, Hr. Vickers, eine Reise zu machen hatte, er für die Dauer seiner Abwesenheit den — Rabbiner einer benachbarten Judengemeinde als seinen Substituten bestellte. Warum nicht? Die Gemeinde war ganz zufrieden damit und erbaute sich an der Predigt des Rabbiners ganz ebenso wie an der des Hrn. Vickers. War er doch ebensowohl ein „wahrer Christ". Denn thatsächlich versteht der Amerikaner unter einem „true Christian" nicht mehr und nicht weniger als einen sittlich guten Menschen. Komisch ist nur der Ernst, womit er gleichwohl seine Religion des sittlichen Menschenthums für specifisches Christenthum hält und sich in demselben Athem gegen alles Unchristenthum verwahrt, indem er voll inniger Andacht den Worten eines Rabbiners, eines Mormonenpriesters oder eines Ulema lauscht."

Der Suezcanal. Die Stadt Suez erhielt früher ihren Bedarf an süßem Wasser auf der Eisenbahn oder zur See von den Mosesbrunnen her. Für einen Platz, der ein „Welthafen" werden soll, war das ungenügend und man grub deshalb den Süßwassercanal, welcher vom Nil aus bis ans Rothe Meer führt. Er wurde vor etwa drei Jahren vollendet und es liegt dem Vicekönig ob, ihn in gutem Stande zu erhalten. Seitdem Suez süßes Wasser hat, vergrößert sich die Stadt; man hat sogar einige kleine Gärten angelegt, weil nun die Möglichkeit der Bewässerung gegeben ist. Es fragt sich aber, ob dieser Süßwassercanal auf die Dauer auch süß bleiben werde. Der Boden ist sandig und durch und durch mit Salztheilen geschwängert. Diese Salzhaltigkeit des Bodens auf der ganzen Landenge ist für dieselbe charakteristisch. Als man diesen Canal gegraben hatte und das Stromwasser aus dem Nil in denselben laufen ließ, wurde es

bald nachher salzig; das ist auch heute überall, wo es stagnirt, der Fall und es ist darum nicht zu trinken. Deshalb muß man dafür sorgen, daß ununterbrochen ein Stromzug stattfinde, weil sonst das Wasser unbrauchbar wird. Im März leitete man dasselbe aus dem süßen Canal vermittelst eines Zweigcanals in eine Abtheilung des großen maritimen Canals, um durch das Einströmen die Baggerarbeiten zu fördern, aber dieses süße Wasser war schon am folgenden Tage durchaus salzig geworden.

Aus Neucaledonien. Die Einwanderung dorthin aus Europa ist gleich Null, und die Eingeborenen sind zur Arbeit platterdings nicht zu verwenden. Die französische Regierung läßt deshalb seit einiger Zeit Insulaner von den Neuen Hebriden holen, welche dann auf eine gewisse Zeit gegen festen Lohn bei den weißen Colonisten in Dienste treten. Sie werden beim Feldbau, beim Fangen der Holothurien (Tripang) und beim Auspressen des Kokosöls verwandt. Die Colonialverwaltung wacht darüber, daß sie nach abgelaufenem Termine wieder in ihre Heimath zurückgebracht werden.

Erd- und Seebeben in der Südsee. Der Missionair Georg Turner, der seit etwa einem Vierteljahrhundert auf dem Archipelagus der Navigatoren (Samoa-Inseln) verweilt, beobachtete dort vom September 1866 an mehrere Monate hindurch sehr interessante vulcanische Erscheinungen. Er befand sich auf der Manua-Gruppe, zu welcher die Eilande To hu und Olo singa gehören; sein Bericht ist vom 29. November datirt. — Am 7. September verspürten die Eingeborenen der beiden genannten Inseln ein Erdbeben, das sich etwa viermal in jeder Stunde wiederholte. In der Nacht des 9. fanden nicht weniger als 39 Oscillationen Statt. Die Inseln sind vulcanischer Natur, aber seit Menschengedenken hatten die Eingeborenen keinen Erdstoß erlebt. Am 12. September Nachmittags begann, etwa anderthalb Miles von Olo singa und vierthalb Miles von To hu, eine auffallende Bewegung im Meere, welche den ganzen Tag über und auch am andern Morgen fortdauerte; bei dieser Eruption, welche sich am 15. wiederholte und bei welcher in jeder Stunde etwa 50 einzelne Ausbrüche stattfanden, schlug das Meer hohe Wellen, als ob es über unterseeische Felsen hinwegbrande. Drei Tage hintereinander folgten sich die Explosionen ohne Unterbrechung; aus dem Oceane stiegen dicke Säulen von Schlamm und vulcanischen Stoffen bis zu 2000 Fuß empor; Staub- und Rauchwolken verfinsterten die Luft und man konnte von der einen Insel aus die andere nicht erblicken. Sehr oft wurden Bruchstücke von Felsen, die mit glänzender Lava bedeckt waren, in die Luft geschleudert, aber Flammen wurden gar nicht, einzelne Funken nur ein paar Mal bemerkt. Das Meer war in einem fort in heftiger Bewegung und auf einer Strecke von etwa zwei deutschen Meilen wie mit einem phosphorartigen Glanz überzogen. Eine große Menge von Fischen wurde ans Land geworfen, darunter solche von 6 bis 12 Fuß Länge, von welchen die Insulaner nie zuvor etwas gesehen hatten. Nach drei Tagen ließen die Ausbrüche an Heftigkeit nach; am 11. November beobachtete man nur 3 bis 4 in 12 Stunden und die vulcanischen Massen wurden nur etwa 20 bis 30 Fuß emporgeschleudert. Die Stelle dieses Seebebens liegt nach Dumont d'Urville's Karte auf 171° 52' westl. Länge von Paris und 14° 9' südl. Breite in der Straße, welche die beiden genannten Inseln von einander trennt.

Vorhersagen von Erdbeben. Ein Herr Anquetil, der aus Birma, wo er mehrere Jahre lang verweilte, jüngst nach Europa zurückgekehrt ist, bemerkt im Pariser „Moniteur" Folgendes. Alompra, Gründer des birmanischen Reiches (um 1740), verdankt seine Erhebung auf den Thron dem Umstande, daß er ein Erdbeben vorher verkündigte; nebenher war er allerdings auch ein tüchtiger Krieger. In dem Kampfe gegen die Peguaner war von diesen ein Buddhistenkloster geplündert worden. Alompra brachte den Mönchen Lebensmittel. Als er von ihnen Abschied genommen, hörte er ein Geräusch, kehrte sofort um und sagte dem Tsaya, d. h. Superior, er möge sammt allen Mönchen gleich das Kloster verlassen, denn es werde ein Erdbeben kommen. Bald nachher war das auch der Fall und Alles sank in Trümmer. Von da an hieß es, Alompra stehe in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit, und als er sich erhob, um das Joch der Peguaner abzuschütteln, leistete ihm sofort die ganze Priesterschaft Beistand und Vorschub. Als nun Anquetil in der gegenwärtigen Hauptstadt des Reiches, Mandelay, sich befand, hatte er Gläser auf einige Bretter gestellt; sobald er ein Geklingel vernahm, ging er aus dem Hause und fast allemal verspürte man bald nachher einen Erdstoß. Einst hörte er bei solcher Gelegenheit einen eigenthümlichen Ton; sein Spaniolhund sprang mit den Füßen an die Wand und sah in einen Winkel, in dem sich ein Loch befand. Anquetil suchte nach und fand eine Eidechse, die er tödtete. Dann dachte er nicht weiter an die Sache. Als er aber jenen Ton häufiger vernahm und zwar allemal vor einem Erdbeben, folgerte er, daß jene „singende Eidechse" das Herannahen eines solchen verspüre und dasselbe durch das Geschrei ankündige. Diese Vermuthung wurde von den Eingeborenen bestätigt. Er meint, daß jenes Thier in Algerien und Westindien recht wohl eingewöhnt werden könne, ähnlich wie der Gecko aus Ceylon auf Sicilien, Corsica, in Spanien und in der Provence sich acclimatisirt habe. Die birmanische Eidechse ist ihm zufolge eine Varietät des Gecko.

Die Dürre in Australien. Sie ist eine wahre Landplage und legt in vielen Theilen des Continentes der Besiedelung große Hindernisse in den Weg. Oft hält sie so lange an, daß viele Gegenden im Innern den unwirthlichsten Theilen der Sahara gleichen, aber sobald Regen fällt, gewinnt Alles urplötzlich einen andern Anblick. Eine in der Colonie Queensland erscheinende Zeitschrift, der „Dalby Herald", bemerkt Folgendes: „Wer die wunderbare Raschheit des Pflanzenwuchses in tropischen Gegenden nicht aus eigener Beobachtung kennt, wird den Wechsel, welchen die Vegetation zwischen Dalby und La Condamine binnen einigen Wochen durchgemacht hat, kaum begreifen können. Im November war Alles eine öde Wüstenei ohne jegliches Grün oder Wasser; die Uferränder der Teiche waren mit gefallenen Ochsen, Kühen und Pferden bedeckt; Alles war verschmachtet und die Luft so glühheiß, daß auch eine geringe Körperbewegung schon Anstrengung kostete. Man mußte sich mit dem Schlammwasser einiger Pfützen behelfen und alles Vieh, das nicht gefallen war, bot mit seiner äußersten Abmagerung einen jammervollen Anblick. So war es vor einem Monat und heute ist Alles anders. Der Boden strotzt allerwärts vom üppigsten Grün, Sträucher und Gräser sind aus diesem glühheißen Boden wie durch Zauberschlag emporgewachsen, die Bäche sind mit Wasser gefüllt und theilweise aus den Ufern getreten; die Luft ist geradezu balsamisch, Alles ist Freude, Hoffnung und Heiterkeit, denn — es hat geregnet!" Aber die Dürre kehrt periodisch wieder und behaglich kann doch ein europäischer Mensch in einem solchen Klima sich unmöglich fühlen.

Die Krystallgruben in der brasilianischen Provinz Goyaz gehören zu den ergiebigsten auf Erden. Die besten Steine findet man in der Serra de Crystaes im Municipium von Santa Lucia; hier ist das Hauptlager, etwa 65 Miles von der gleichnamigen Ortschaft und 200 Miles von der Stadt Goyaz entfernt. Dort liegen Krystalle sogar auf der Erdoberfläche; in 15 Fuß Tiefe hat man dergleichen von 64 Pfund Schwere gefunden. Sie kommen in sehr verschiedener Färbung vor: weiß, purpurfarbig, gelb, milchweiß, goldfarbig, grünlich und manchmal findet man auch schwarze. Vor ungefähr 30 Jahren wurden diese Gruben von etwa 200 Leuten bearbeitet, welche in zwei Jahren an 7000 Tons Krystalle zu Tage förderten. Als dann in Rio die Nachfrage schwächer wurde, ließen die Arbeiten nach, bis vor einigen Jahren der Betrieb wieder aufgenommen wurde. Die Engländer bezahlen jetzt dort die Arroba (32 Pfund) mit 6 bis 8 deutschen Thalern und machen dann in Europa ein gutes Geschäft. Bei dem Mangel an guten Wegen muß die Waare auf dem Rücken von Maulthieren befördert werden und bleibt viele Wochen lang unterwegs.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.